
dem Höchsten





Hochland

Monatsschrift für alle Gebiete des Wissens / der Literatur & Kunst

Herausgegeben von Karl Muth

Sechszehnter Jahrgang

Oktober 1918-März 1919

Band

1

Kempten und München
Verlag Jos. Köselsche Buchhandlung

Inhaltsverzeichnis des I. Bandes XVI. Jahrgang.*

I. Romane, Novellen und Gedichte

II. Religion, Geschichte, Philosophie, Bildungs- und Erziehungswesen

* Die mit Sternchen bezeichneten Beiträge stehen unter den kleinen Rubriken ‚Hochland-Echo' und ‚Rundschau'.

III. Literatur, Theater, Kunst und Musik

* Literatur und Theater.

VII. Verschiedenes

VIII. Neues vom Büchermarkt

IX. Unsere Kunstbeilagen

X. Kunstbeilagen

XI. Besprochene Bücher und Theateraufführungen





Sechzehnter Jahrgang Oktober 1918

Zum fünften Kriegsjahrgang
Vom Herausgeber

Das Trauerspiel dieses europäischen Krieges ist bei seinem fünften Akte angelangt. Das heißt in der Sprache des Dramas, daß wir in den Zeitpunkt eintreten, wo die Katastrophe sich vollenden muß. Keiner von allen Mitwirkenden — und mitwirkend ist heute so oder so ein jeder — kennt das Stück über den Punkt hinaus, auf dem es jeweils steht. Ein tiefes Dunkel lagert über seinem Ausgang, und alles Grübeln vermag im voraus nicht das Geheimnis der Handlung zu erschließen, das sich derjenige vorbehalten hat, der die Geschicke der einzelnen wie der Völker lenkt. Wir, Mitwirkende und Zuschauer zugleich, unterstehen dem Gebot der Stunde, und unsere Aufgabe liegt allein darin, uns in jedem Augenblick gegenwärtig zu halten, daß mit dem Ausgang sich das Schicksal einer ganzen Welt und unser eigenes erfüllt, und daß, wenn je von unserer Pflichterfüllung etwas abhing fürs große Ganze, es in dem Gestirnestand der Ereignisse der Fall ist, wie er jetzt sich unserem gespannten Blicke darstellt.

Aber wie ist es mit der in diesem Blick zusammengefaßten Spannung unserer Kräfte bestellt? Ist wirklich noch heute ein jeder von uns sich bewußt, daß es um Sein oder Nichtsein geht, wie wir es im Anfang alle empfanden? Ist die düster brennende Glut, zu der die lodernde Flamme der anfänglichen Begeisterung sich zurückgebildet, nicht selber im Erkalten, oder frißt sie, was das Schlimmere wäre, nicht gar in umgekehrter Richtung uns ins

eigene Gebein, die Kräfte in der Stunde lähmend, die die Entscheidung bringen muß? Das sind sorgenschwere Fragen, mit denen wir in die Arbeit an diesem fünften Kriegsjahrgang eintreten.

Wir wollen es ruhig aussprechen: Uns alle hat zeitweilig das Gefühl einer inneren Schwächung bei einem gleichzeitigen Aufwand unerhörter äußerer Kraft angewandelt. Nur ein kleiner Kreis unterlag solchen schwachmütigen Anwandlungen aus Gewissensbedenken, die breite Masse hingegen ist in ihrem Urteil diesseits von höheren Erwägungen das Opfer von Mißständen geworden, die ihr mehr und mehr den Glauben an einen wirklichen Sinn dieser ungeheuren Kämpfe untergruben und sie darin nichts anderes mehr sehen ließen als ein Ringen blinder Leidenschaften, wirtschaftlicher Interessen und namenloser Gewalten innerhalb und außerhalb der Staatsverantwortlichkeiten. Daß es dahin kommen konnte, deutet auf ernste innere Schäden hin, und viel dringlicher als die Entscheidung der Frage, wem von den Kriegführenden der größere Schuldanteil an diesem Kriege zufällt, scheint es uns, darum zu sorgen, wie im Volke die gesunkene Hoffnung wieder belebt werden kann, daß dieser Krieg nicht bloß zum Nutzen einzelner geführt werde, sondern daß durch ihn tatsächlich eine neue europäische Ordnung geschaffen wird, die die Wiederkehr solcher Katastrophen ausschließt, ein auf Recht und Billigkeit gegründetes Verhältnis der Staaten zueinander einleitet und das deutsche Volk in den Stand setzt, seine wirtschaftenden Kräfte zum eigensten Vorteil und Nutzen zu entfalten.

Je mehr der Krieg sich infolge der mangelnden Bereitschaft der Weltkoalition, uns auch in einer künftigen Weltordnung das Recht auf eine würdige Existenz zuzugestehen, in die Länge zieht, je schärfer ist jener unselige Zug im deutschen Charakter, der von jeher allen äußeren Feinden zu Hilfe kam, wieder hervorgetreten: jener Mangel an Mäßigung und Nachgiebigkeit, jene Unfähigkeit, auch dem politischen Gegner gerecht zu werden, jener Hang, bestehende Gegensätze nur im Kampfe auszutragen, anstatt sie in ruhiger Verständigung zu überbrücken und zu versöhnen. Noch herrscht bei uns in solchem Austrag innerer politischer und wirtschaftlicher Gegensätze die Leidenschaft, das Pathos, das ungebändigte Interesse und nicht die kühle Überlegung, die Ratio, die Kunst des Lebens und Lebenlassens. Es ist eine noch nicht in Zucht genommene Hybris an Machtgefühl und Kampflust, die es erschwert, rasch jenes Gleichgewicht der Kräfte herzustellen, bei dem alle ihre Rechnung finden, weil keiner das Gefühl hat, vergewaltigt worden zu sein. Noch hat unser Volk in der nur allzu kurzen Schulzeit seiner politischen Bildung, die durch seinen größten neuzeitlichen Staatsmann eben als Folge seiner genialen Überlegenheit, mehr hintangehalten als gefördert worden ist, nicht jene Weisheit gelernt, ‚daß alle Stärke auf die Dauer bei der Mäßigung ist wie aller Erfolg bei der Billigkeit‘. (Görres.) So konnte es kommen, daß eine Masse von Mißtrauen sich trennend zwischen große Volksgruppen, zwischen die Parteien und zwischen Volk und Regierung gelegt hat und daß ein furchtbares System von Bearg-

wöhnung und Verunglimpfung sich ausbildete, das jeden, der sein Vaterland lieb hat, mit ernster Sorge für die Zukunft erfüllen muß.

Diese Zukunft wird, das ist keine Frage, unter dem Zeichen großer sozialer Umgruppierungen und Kräfteverschiebungen stehen. Noch fast ein jeder Krieg hat sich als eine Kraft offenbart, die die durch Lockerung und Verschiebung gesellschaftlicher und politischer Verhältnisse allmählich herbeigeführten sozialen Krisen einem raschen Ende zuführt. Wir sind schon jetzt Zeugen jener großen innerpolitischen Umwälzungen, die in dem Kampf um das preußische Wahlrecht ihren Anfang nehmen, und wie im Hinblick hierauf der abgelaufene Jahrgang dieser Monatsschrift eine seiner aktuellsten Aufgaben darin sah, brennende Fragen der Staats- und Gesellschaftslehre in einem Für und Wider der Betrachtung vor seine Leser zu bringen, so soll der beginnende die Aufgabe mit schärferer Begrenzung auf das soziale Gebiet fortsetzen.

Es soll versucht werden, die unvermeidlichen sozialen Verständigungen unter das Richtmaß großer Ideen zu stellen und auf solche Weise Beiträge zur politischen Ethik und Pädagogik zu liefern, in bezug auf die unser öffentliches Wirken nur noch allzu sehr in den Kinderschuhen steckt. Tief wurzelnde Einrichtungen der gesellschaftlichen Ordnung, wie sie jetzt noch in Geltung ist, werden künftig schweren Erschütterungen ausgesetzt sein, und Probleme, wie die des persönlichen Eigentums, der privatwirtschaftlichen Organisation, der Bodenreform, der Bevölkerungspolitik, der Kriegsbeschädigten- und Jugendfürsorge — um nur die einschneidendsten zu nennen —, kann der um sein Volkstum besorgte Leser seinem Nachdenken nicht entziehen. Wie viel ist schon dadurch versäumt worden, daß man sich zu gewissen Grundsätzen zu spät bekannte, daß man notwendige Einrichtungen erst dann ins Werk setzte, als die Gelegenheit sie durch Entsagung in den Augen des Volkes noch als verdienstvoll erscheinen zu lassen vorübergegangen war und sie nunmehr einem widerstrebenden Willen abgenötigt werden mußten. Hier wie nirgends gilt es, zeitig der Erbitterung der Gemüter Schranken zu setzen, indem die noch im Besitz der Macht befindlichen Schichten es vermeiden, dem Volke Opfer anzusinnen, die sie sich selber ersparen. Noch zu keiner Zeit war es ratsamer als gegenwärtig, jenem Worte eines politischen Denkers nachzusinnen, der da sagte: So viel ich auch über die Ursache der Revolution nachgedacht habe, so bin ich doch immer wieder bei der Erkenntnis angelangt, daß alle Revolutionen von denjenigen verursacht waren, gegen die sie sich richteten.

Wie aber letzten Endes alle Politik, tiefer erfaßt, innerhalb unserer heutigen Welt nur christliche Politik sein kann, wenn sie wirklich bleibende Erfolge aufweisen will, d. h. eine Politik, die auf dem Prinzip der ausgleichenden Gerechtigkeit fußt und von dem Gedanken einer Freiheit inspiriert ist, deren Sinn in der Achtung und Liebe des Nächsten wurzelt, so werden wir auch der wieder zu belebenden religiösen Idee als dem leitenden Prinzip aller menschlichen Gemeinschaftsbildungen, wozu auch die Idee

eines Völkerbundes gehört, unsere Aufmerksamkeit zuzuwenden haben. Wir bekennen uns mit Görres zu der Überzeugung, daß alle gesellschaftliche Einrichtung entsprechend der Zwieschlächtigkeit menschlicher Natur doppelartig ist, kirchlich und politisch, und daß es der Religion allein gegeben ist, einen so ungeheuren, weit um sich greifenden, tief gewurzelten Zwist zu beschwichtigen, und daß es der Idee allein gelingen kann, durch Bemeisterung der Gegensätze, in die die Zeit sich verstrickt, die große Bewegung nicht gewaltsam zu unterdrücken, was schlechterdings unmöglich ist, sondern sie zu beherrschen und in die Bahn der Geschichte einzulenken.

Aber unser Augenmerk wird nicht bloß auf religiöse Grundsätze gerichtet sein, insoweit sich darauf das öffentliche Leben erbaut, sondern auf alle religiösen Regungen in dem zeitgenössischen Seelen- und Geistesleben. Wie wir schon im abgelaufenen Jahrgang der modernen Dichtung und Kunst in demselben Maße eingehendere Betrachtung gewidmet haben, als sie Spuren eines Ringens nach höheren Inhalten und einer tieferen Besinnung auf die göttlichen Grundkräfte in allem künstlerischen Schaffen aufweist, so werden wir diesen beginnenden Anstieg zu neuen Höhen auch fernerhin mit helfender Teilnahme begleiten und einer jeden Begabung ermunternden Zuruf zuteil werden lassen, die verheißungsvoll aus der bisherigen Tiefenstimmung zu neuen Fernblicken drängt.

Die Weltanschauungskämpfe unserer Tage werden in Beiträgen, in denen die große Tradition katholischer Lehre lebendig ist, widerhallen und aus einem Geiste heraus gewürdigt werden, der jedem ehrlichen Wahrheitsstreben, auch wo es in die Irre geht, mit Ehrfurcht und dem guten Willen zum Begreifen begegnet.

Obwohl die Schwierigkeiten, die Zeitschrift auf ihrer Höhe zu halten, mit jedem Kriegsjahr größer werden, glauben wir doch, den Abonnenten und Lesern die Versicherung geben zu können, daß der neue Jahrgang weder die Fülle und stoffliche Mannigfaltigkeit der voraufgegangenen noch ihre ideelle Einheit und Ausrichtung, am wenigsten ihre geistige Spannung vermissen lassen wird. In dem Maße, wie die Aufgaben wachsen, werden die Kräfte sich recken. Wir sind im voraus gewiß, daß die im Dienste des ‚Hochlands‘ stehende geistige Phalanx den Ansprüchen nichts schuldig bleiben wird, die aus noch so harten und unerbittlichen Tatsachen erwachsen können.

Zur religiösen Erneuerung

Von Max Scheler*

Wann und wodurch immer das Menschenherz bis in seine letzte Tiefe aufgewühlt und ergriffen wird, — sei es durch Wonne oder Leid — kann solche Stunde nicht enteilen, ohne daß der Mensch sein inneres Geistesauge zum Ewigen und zum Absoluten aufschlägt und nach ihm laut oder leise, heimlich oder in Form eines, wenn auch unartikulierten Schreies verlangend wird. Denn im ungeteilten Ganzen der Person und im Kerne der menschlichen Person — nicht wie jedes sonstige Kulturgebiet in einer der Teilfunktionen, Teilbegabungen, Teilbedürfnisse der Person und nicht auf den Oberflächenschichten des seelischen Strömens — ruht zu tiefst in uns jene wunderbare Spannfeder, die stetig, — unter gewohnten regelhaften Umständen, meist nur unbemerkt und ungeachtet, — zum Göttlichen über uns selbst und über alles Endliche hinaus uns emporzuleiten, immerdar tätig ist. Trifft ein solches, den Kern der Menschenseele aufweckendes und diese Spannfeder zu gesteigerter Tätigkeit entbindendes Ereignis nicht nur die Einzelseele in der stummen Verborgenheit ihrer Leiden und Kämpfe, sondern die Gemeinschaft; trifft es gar diese ganze in Völkern gegliederte Weltgemeinschaft, die über sich nichts mehr hat als ihren Gott, so wie noch niemals ein Ereignis bisheriger Geschichte die ganze Menschheit traf; ist das Ereignis dazu so unausdenkbar leides-, todes-, tränentrunken wie dieser Krieg, so darf man erwarten, daß der Ruf nach religiöser Erneuerung mit einer Macht und einer Stärke durch die Welt hallen werde, wie es seit Jahrhunderten nicht mehr der Fall gewesen.

Einen einzigartigen geschichtlichen Charakter erhält heute dieser Ruf dadurch, daß das bis ins Herz getroffene Wesen nicht mehr und nicht weniger ist als die ganze Menschheit; nicht mehr und nicht weniger als dieses wunderliche, planetartige Geschlecht in seiner Ungeteiltheit, das da ist wie ein einziger Mensch, wie ein Mensch, der hineingeworfen in die Grenzenlosigkeit von Raum und Zeit und in eine stumme, verständnislose Natur, solidarisch seinen Kampf ums Dasein, seinen Kampf um seinen Lebenssinn und um seine Würde kämpft. Was es sonst außer diesem Geschlechte an Wirklichkeit gibt — Tier- und Pflanzenwelt, Sonne und Sterne — alles weiß der Mensch *unter* sich, unter sich an Würde und Wert, ja selbst unter sich an Kraft. Aber dieses Wesen, das also alles unter sich weiß, und beherrscht, — was weiß es *über* sich als die mitleidlosen Sterne? Wo ist, was würdiger und kraftvoller wäre, als es selbst? Leiden unendlich an Zahl, Kämpfe unendlich an Zahl hat dies Wesen schon erfahren im Laufe seiner dunklen, nur in der Mitte und nur streckenweise beleuchteten Geschichte. Aber wie immer diese Erlebnisse aussahen, wo immer sie

---

* Das Folgende bildet die Einleitung zu einem dreibändigen Werke ‚Vom Ewigen im Menschen‘, dessen 1. Band, betitelt ‚Religiöse Erneuerung‘, im Verlag ‚Neuer Geist‘, Leipzig, in kurzem erscheint.

stattfanden, immer hatte bisher das Subjekt, das kämpfte und litt, hatten das Volk und die Völker zum mindesten eines über sich, über sich an Würde und Kraft; sie hatten etwas über sich, dem sie eine Art Richteramt über sich selbst erteilten, etwas, auf das sie zugleich noch hoffen und vertrauen konnten, und in dessen Schoß sie wenigstens wähnen konnten, irgendwie geborgen zu sein. Dieses Eine war die Menschheit. Es gab einen Appell vom Teile an das Ganze, es gab eine Hoffnung des Teiles durch das Ganze, und jedes Leiden und jede Verzweiflung konnte sagen: Das Ganze leidet nicht, das Ganze verzweifelt nicht. Im Ganzen der Menschheit ist noch die Zukunft, die Fülle, die ungeminderte Kraft. Diesen Appell gibt es heute nicht, zum ersten Mal nicht, so weit unser Gedanke reicht. Denn dieser Krieg, mit Recht Weltkrieg genannt, ist das erste Erlebnis, das die Menschheit als ihr Gesamterlebnis erlebt. Es ist eine Sache, die nicht nur in einem Teile der Menschheit stattfindet, und die nur als fremde Kunde oder als Bericht zu anderen Teilen der Menschheit dränge; nichts, bei dem die einen kämpfen und leiden, die anderen zuschauen und sich nur mitleidend oder mitfreuend verhalten. Solcher Art aber war bisher jedes historische Ereignis, das mir bekannt geworden ist. Die Sache des Weltkrieges ist eine der Menschheit gemeinsame Sache, die jedem Gliede des Geschlechtes — in wie verschiedenen Graden immer — direkt an Leib, Leben, Seele greift.

Es gab in Europa bis zur Stunde eine weitverbreitete Denkrichtung — sie hieß Positivismus in der Philosophie, sie war auch in Dichtung und Kunst lebhaft tätig — und diese Denkrichtung hat all die Verehrung und Liebe, die der ältere Mensch seinem Gotte, seinem unsichtbaren Herrn und Schöpfer entgegenbrachte, auf das ‚große Wesen‘, wie es August Comte nannte, auf die Menschheit geworfen. ‚Gott war mein erster, die Vernunft mein zweiter, der Mensch mein letzter Gedanke,‘ so sprach auch im Deutschland der sechziger Jahre des neunzehnten Jahrhunderts Ludwig Feuerbach. Zu einem Heiligen und Fernen, dem man nur in scheuer Ehrfurcht zu nahen habe, wurde emporgeschraubt, was also Comte, Feuerbach, Zola der Menschheit großes Wesen nannte. Bei unserem geliebten Friedrich Schiller findet sich, zumal in der Frühzeit seines Schaffens, ein analoges, fast religiöses Menschheitspathos. An die Menschheit erging der Schrei der Beleidigten und all derer, die sich widerrechtlich verletzt und gedemütigt fühlten — seien es gewesen Individuen oder ganze Völker. Und jetzt? Wo ist diese Menschheit, die noch eben über uns als Grand-Être zu thronen schien? Der Krieg ist nicht mehr, wie es alle Kriege bisheriger Geschichte waren, in ihr, nicht mehr in einem ihrer Teile. Sie selbst — die Menschheit — ist im Kriege! Wo ist, was nicht litt, sondern erhaben ruhte, während Völker litten? Nirgends! Denn sie selbst — die Menschheit — ist es, die Gewalt leidet durch sich selbst. Wo ist der Sitz des Bösen, des Gefährdenden, wo ist das dämonische, aufrührerische Teilelement, das ein Volk angriff und leiden machte, auf daß die Menschheit gegen dieses Element sich wappnen könnte, um es zu strafen? Es ist nirgends. Denn es ist in der Menschheit selbst und

es ist die Menschheit selbst, die durch sich Gewalt leidet. Wo ist das Ganze, das, wenn ein Teil auf falsche Bahn kam, diesen Teil noch leiten, lehren, erziehen könnte? Nirgends! Denn die Menschheit vermochte alles, was unter ihr war, zu beherrschen — Sonnenlicht und jede Art Energie, Pflanze und Tier — nur eines nicht: sich selbst. Wo ist das Grand-Être, zu dem die Völker in Ehrfurcht aufblickten? Ach, es windet sich in Schmerzen und in Blut, und es ist wahrlich kein ‚großes Wesen' mehr. Es ist nur ein kleines Wesen, ein ganz kleines Wesen, das leidet. Zum ersten Mal fühlt sich die Menschheit im All allein. Sie sieht, daß ihr Abgott, der sie selber war, ein Götze ist — der schlimmste Götze, der je gewesen, schlimmer noch als die aus Holz, Marmor und Gold.

Denn das eben ist das Neue im gegenwärtigen Rufe nach religiöser Erneuerung, daß die Menschheit selbst ihn ausstößt und daß dadurch jenes sogenannte Grand-Être, das dem Blicke so lange Gott verbarg, gleichwie eine Wolke die Sonne verbirgt, hinweggeweht ist. Die Menschheit ist auf eine unerhörte Weise kundig geworden ihrer Schwäche, ihrer Niedrigkeit, ihrer Krummholzigkeit (wie Kant sagt). Kaum faßlich: eben jetzt, da das Grand-Être so klein geworden ist und, der Raupe gleich, die, ihren Kopf über das Blatt hinausspähend, sich bewegt, sich ohnmächtig umblickt nach einer Macht, die ihm aus den Fangarmen seiner eigenen Mechanismen heraushelfen möchte, in die es sich verfing, vermag Alfred Loisy* ein Buch zu schreiben, das, mit allerhand religionsgeschichtlicher Gelehrsamkeit unterbaut, Comtes Menschheitsreligion aufzuwärmen sucht. Moralische ‚Verpflichtung', das sei gleichfalls nur das Gefühl von dem, was wir der Arbeit der vergangenen Menschheit schulden. Wir — der vergangenen Menschheit? Nun, was immer wir ihr schulden mögen, sie schuldet uns die ganze Leidenssumme der Jugend im Weltkrieg; sie schuldet sie uns, da sie den Weltkrieg verschuldet hat. Ohne die sonderbare Erscheinung dieses etwas verspäteten Buches genauer zu untersuchen, darf man wohl sagen: Als erstes falsches Surrogat für echte Religion ist dieser positivistische Menschheitsglaube zusammengebrochen.

Bei uns Deutschen war der Positivismus und sein Menschheitspathos nie eine erhebliche Macht. Umso regsamer wirkten in den Kreisen der Gebildeten die mannigfaltigen Formen des Pantheismus, die uns überliefert sind aus der klassischen Zeit unserer Philosophie und Dichtkunst. In abgeschwächter, verdünnter Form schwangen sie noch nach, gegen die eigentliche wahre Lebens- und Weltempfindung der Zeit. Es ist aber wohl nicht zu viel gesagt, wenn man behauptet, daß diese idealistisch-pantheistische Denkweise und Lebensform durch die am Weltkrieg gefundenen Wesenserfahrungen über den Menschen von allen Denkweisen am härtesten getroffen und bis in ihre letzten Wurzeln erschüttert worden ist.

Schon Pierre Bayle stellt in seinem Diktionaire im Artikel über Spinoza

* A. Loisy: La religion.

die ironische Frage, ob Gott auch mit sich selbst im Kriege sei, wenn Krieg ist. Aber wie viel tiefer reicht die Erschütterung des Pantheismus, als es angedeutet ist in dieser Frage! Diese Erschütterung hatte sich schon vorbereitet in der Entwicklung, die das pantheistische Denken und Fühlen im Laufe des 19. Jahrhunderts und in den zwei Jahrzehnten des 20. genommen.

Das Gedanken- und Gefühlssystem des Pantheismus beruht irgendwie auf der Gleichung Gott = Welt. Sein erster Irrtum ist schon die Annahme, daß die Vielheit der Dinge, Kräfte, Beziehungen, die uns Menschen umringen, eine Welt (nicht beliebig viele Welten, wie sie seit Demokritos jeder logisch konsequente Materialismus lehrt) und daß sie ferner eine Welt (nicht ein Chaos), also ein sinnvoll geordnetes Ganzes zusammen ausmachen, wenn diese Annahme nicht selber schon gestützt ist auf die Einheit und Weltüberlegenheit eines einzigen Schöpfer-Gottes. Nicht nur historisch läßt sich erweisen die Wahrheit des Wortes von Christoph von Sigwart, es sei eine Frucht des philosophischen Monotheismus gewesen, daß man nicht mehr kausal berührungslose Bezirke des Seienden anzuschauen meinte (wie solche Darstellung jedem echten Polytheismus entspricht), sondern ein einziges, allseitig zusammenhängendes, geordnetes Weltganzes. Und auch sachlich und logisch gilt, daß die Annahme einer Einheit und Einzigkeit der Welt aus der Annahme eines einzigen Schöpfergottes allererst folgen kann. (Auch darum läßt sich nicht ganz so leicht Gottes Dasein als bloße oberste Ursache der ‚Welt' beweisen, wie man gemeinhin annimmt.) Die Welt ist Welt (und nicht Chaos) und die Welt ist eine Welt, wenn und weil sie Gottes Welt ist, wenn und weil derselbe unendliche Geist und Wille in allem Seienden tätig und kräftig ist. Genau wie die Einheit der Menschennatur in letzter Linie nicht ruht in aufweisbaren Naturmerkmalen des Menschen, sondern in seiner Gottesebenbildlichkeit und die Menschheit als Ganzes nur eine Menschheit ist, da alle Personen und alle ihre Gliedteile vermöge ihrer gemeinsamen Verknüpfung mit Gott auch untereinander rechtlich und moralisch verbunden sind, so ist auch die Welt nur um Gottes Einheit willen eine Welt. Der Pantheismus, der den Weltcharakter des Seienden und die Einzigkeit der Welt schon setzt unabhängig von Gott, begeht nur denselben Irrtum auf gröbere Weise, den auch diejenigen begehen, die von einer schon vorausgesetzten Einheit und Einzigkeit eines Weltbestandes auf das Dasein Gottes schließen. Darum verstehen wir gut, daß der Pantheismus überall, wo er in der Geschichte auftritt, nie ein Anfang, stets ein Ende ist, nie das Morgenrot einer neuen Glaubenssonne, stets nur ihr Abendrot. Pantheismus beruht stets darauf, daß man Folgen einer religiös positiven Denkweise für Weltbetrachtung und Weltgefühl noch festhält, deren Gründe und Wurzeln man vergaß. Er ist daher meist die Denkweise reifer, synthetischer, abschließender Kulturzeitalter, und er kann als solche Denkweise von wunderbarem Edelsinn und heiterster harmonischer Größe sein. Der pantheistische Gott ist so immer ein — oft schöner und warmer — Nachglanz theistischen

Glaubens, ein Satz, den wenige so tief erkannt haben, wie Schopenhauer, der den ganzen Pantheismus seiner Epoche (Fichtes, Schellings, Hegels) als einen Rest theistischer Glaubensweise begriff, freilich ihn eben darum so herb verspottete. In Zeitaltern katastrophaler Geschichtswendungen und Neugeburten versagt der Pantheismus nicht nur vor der Vernunft, vor der er immer versagt, sondern auch als Befriedigungsform religiöser Bedürfnisse. Er versagt in so gearteten Zeitaltern auch vermöge seines Ausgleichs- und Harmonisierungsstrebens, das dem großen moralischen Entweder-Oder, das solche Zeitalter zur Erlebnisform haben, keinen Raum gewährt.

Das aber ist doppelt der Fall, wenn der Pantheismus von jener Art ist, daß die ihm stets wesentliche Gleichung Gott = Welt, respektive Welt = Gott (im Sinne der zweiten dieser Formeln) nicht von der Gottesidee aus, sondern von einer schon gegebenen Weltidee aus konzipiert wird. Hegel schon hatte das neue tiefere Verständnis der spinozistischen Philosophie, das sich im Streite Jakobis mit Lessing über Spinoza zuerst herauszubilden sich anschickte, das dann klar und reif geworden ist schon in Novalis' Wort von dem ‚gottrunkenen Spinoza', in die Formel gefaßt, daß Spinozas Lehre so wenig ‚Atheismus' sei (wie mit Friedrich dem Großen fast das ganze 18. Jahrhundert gemeint hatte), daß sie vielmehr eine Art Akosmismus darstelle. Trunken von Gott übersah der jüdische Apostat in Spinoza das Eigenrecht, die Eigenmacht, das substantielle Dasein der Welt. Seine Identifizierung ist die Identifizierung der Welt mit Gott, nicht Gottes mit der Welt. Und dieselbe Richtung des pantheistischen Denkens und Fühlens glühte auf zu den waghalsigen Träumen Giordano Brunos und hielt sich im Grunde auch in dem mehr dynamisch und historisch gearteten Vernunftpantheismus der deutschen spekulativen Schule. Ein Hegel und die dem ‚Meister' genauer folgende Hegelsche ‚Rechte' z. B. dachte nicht daran, die Gottheit Christi zu leugnen, im Sinne von Rénan, Strauß, Feuerbach und der späteren liberalen Theologie. Sie hielten vielmehr Anschauung und Gefühlsgehalt der Incarnationslehre und des Satzes von der Konsubstanzialität fest, setzten aber (praktisch) Christus zu einem bloßen Lehrer herab, der eine der Menschenseele überhaupt zukommende Beziehung zu Gott zuerst in sich erkannte. So wurde ihnen die christliche Religion nur das vollendete Selbstbewußtsein Gottes im Menschen. Wie grundfalsch der Pantheismus in jeder seiner Formen ist; man muß doch innerhalb der Pantheismen eine ‚edle' und eine ‚gemeine' Form unterscheiden. Und diese Formen fallen zusammen mit der wesentlich akosmistisch und der wesentlich atheistisch gerichteten Form, die der Pantheismus annehmen kann. Macht man diese Unterscheidung, so ergibt sich für die Entfaltungsrichtung des Pantheismus bis zu Beginn des Weltkrieges: Der Pantheismus tendierte mehr und mehr von seiner *edlen* Form zu seiner *gemeinen* Form, vom Akosmismus zum Atheismus. Ganz offenkundig ist dies für den sogenannten Monismus (Haeckels, Ostwalds usw.) und seine Anhängerschaft. Es ist darüber kein Wort zu verlieren. Aber der Satz gilt doch auch (wenn auch weniger leicht

sichtbar und weniger roh) für die höher gearteten philosophischen Gedanken- und Glaubenssysteme, die sich nach dem Zeitalter des Materialismus ausbildeten; gilt also auch für Ideensysteme, wie jene Fechners, Paulsens, W. Wundts bis zur letzten Fadenscheinigkeit, die der pantheistische Gottesgedanke in den mannigfachen Lehren akademischer Philosophie vom Bestande oder (bei anderen) von der bloßen ‚Geltung‘ und Weltvoraussetzung eines sogenannten Bewußtseins überhaupt angenommen hatte. Auch diese Lehren, — sie gehen historisch zurück auf Kants Vernunfttheorie, insbesondere auf seine Lehre von der transzendentalen synthetischen Apperzeption (auch der Pantheismus des J. G. Fichte in seiner Frühperiode und das Gedankensystem Hegels waren von dieser Lehre ausgegangen) — besitzen das sichere Kennzeichen des Pantheismus, die geistige Individualität des Menschen entweder wie Averroes nur in die Beschränkung zu verlegen, die eine Vielheit von Leibern dem identischen erkennenden Subjekt in allen Menschen setzt, oder sie zu verlegen in den bloß zufälligen phänomenalen Inhalt des empirischen Bewußtseins.

Diese Entwicklungsrichtung des Pantheismus darf nicht nur darum kein Wunder nehmen, da jedes Abendrot mählig verblaßt. Sie entspricht auch nur dem Gange, den die Geschichte der geistigen Kultur überhaupt genommen. Der akosmistische Pantheismus konnte die religiöse Formulierung der Substanz der deutschen Bildung ausdrücken, solange als das geistige Leben der Nation einseitig und traumverloren zugewandt war einer idealen geistigen Welt als der wahren Heimat des Deutschen, d. h. solange als die Nation sich an erster Stelle und so einseitig als Kulturnation wußte und fühlte; solange es ferner noch eine ‚Kunst und Wissenschaft‘ gab, von der man noch mit einigem Sinn meinen konnte, es besitze schon Religion, wer sie besitze, und nur die von der kulturellen Aristokratie Ausgeschlossenen hatten sich nach Goethes Spruch dem Diktum zu fügen: ‚Wer diese beiden nicht besitzt, der habe Religion!‘ Denn wie diese Kunst noch eine in sich wenig differenzierte Ideenkunst war, so war diese ‚Wissenschaft‘ synthetische Bildungswissenschaft von stark theologischer Herkunft (frühere protestantische Theologen waren ja auch die meisten der deutschen spekulativen Philosophen). Von der Kunst und der bis aufs äußerste differenzierten Arbeits- und Forschungswissenschaft unserer Zeit Ähnliches zu sagen, wäre nicht nur falsch, was ja auch der Goethesche Satz ist, es wäre außerdem absurd und lächerlich. Verebben sich also diese pantheistischen Traditionen in *unsere* Welt, so müssen sie wie von selbst zu einer bunt beschwingten Lüge werden, einer Form, aller Realität illusionistisch aus dem Wege zu gehen.

Aber noch eine andere, sehr charakteristische Entwicklungsrichtung weist das pantheistische Denken auf. Um trotz der unermeßlichen Flut der neuen Realität der ablaufenden Geschichte selbst und nicht weniger der Realitäten, die Natur- und Geschichtswissenschaft entdeckten und erforschten, die Gleichung Welt = Gott zu erhalten, mußte in die Idee des pantheistischen Weltgrundes eine immer zunehmende Reihe irrationaler, ungöttlicher, ja widergöttlicher

Faktoren aufgenommen werden. Schon bei Hegel, dem Romantiker der Logik, mußte Bewegung und Widerspruch, Werden und Entwicklung (wenn er es auch nicht ganz Wort haben will) in die Idee Gottes mit hineingenommen werden, wenn sich die Weltgeschichte als der explikative Prozeß der Gottesidee darstellen lassen sollte, als den dieser Geschichtspantheist sie auffaßt. Nach dem Versagen der Revolution von 1848 und den Enttäuschungen der folgenden restaurativen Periode, die Schopenhauers zuerst ganz unbeachtetes Werk in die Massen der Gebildeten einführen halfen, wurde der Pantheismus, unter Erhaltung des monistischen Grundirrtums, sogar vorübergehend Pandämonismus, aber doch noch Pandämonismus unter christlichen oder doch der christlichen Ethik ähnlichen Wertungsvoraussetzungen. Der von Schopenhauer behauptete Weltgrund, jener blinde, ewig ruhelose ‚Drang' zu Sein und Leben, den er ‚Wille' nennt, galt dem einsamen Denker, der mit einem Beine noch im alten, mit dem anderen schon im neuen Deutschland stand, noch als ein Schlechtes, Wildes, Furchtbares, also durch Verneinung des Willens zum Leben in Mitleid, Askese, Kontemplation und Vision zu Verneinendes. Erst Fr. Nietzsche und, nur in abgeschwächter und in mehr gallischer Form, Henri Bergson wagten es, eben dasselbe, was schon Schopenhauer als seinen Weltgrund erlebt und geschaut hatte, jene drängende, gierige, dämonische, immer neue und immer buntere Gestalten des Daseins aufwirbelnde Macht, als Weltgrund nicht gleich Schopenhauern zu beklagen und resigniert zu dulden, sondern zu bejahen, zu bejubeln und vom Menschen zu fordern, er solle sich selig hineinstürzen in diese Macht — im Kopfsprung wie in einen reißenden Strom. Den ‚dionysischen Pessimismus', ästhetisch und historisch, aber milde und apraktisch auch in Jakob Burckhardt und in Nietzsches Freund Erwin Rhode als Geschichtsauffassung gegenwärtig, hat Nietzsche einmal als sein ‚Ipsissimum' bezeichnet. Sein Wesen ist die neue W e r t gebung desselben vermeintlichen Weltgrundes, den Schopenhauer noch nicht ‚dionysisch' bejubelte, sondern christlich beweinte. Aber auch Bergsons ‚Elan vitale' und dessen ‚schöpferische Entwicklung', im Grunde nur ein logischer Widerspruch, da Entwicklung und Schöpfung wesensverschieden sind, sind als der genaueste philosophische Ausdruck des ‚esprit nouveau' in Frankreichs Jugend vor dem Kriege, diesem dionysischen Pessimismus mindestens sehr ähnlich, nicht nur als Ideen eines irrationalistischen Pantheismus, sondern auch in dem positiven Wertakzent, den beide Ideen besitzen. Endlich hatte auch E. von Hartmann, der den pantheistischen Gedanken vom logischen Standpunkte aus und gemessen an der Fülle und Breite, in der bei ihm die ganze Geschichte der Weltanschauung und Philosophie verarbeitet wird, am tiefsten und umfassendsten, aber ohne metaphysische Originalität, formulierte, schon vor dem Auftreten Nietzsches und Bergsons einen absolut blinden dynamischen Faktor in seine von Bewußtsein, Liebe, Güte entkleidete Idee Gottes aufnehmen müssen, um die pantheistisch-monistische Gleichung zu bewahren. Aber das Werk des allzugelehrten synchretistischen Denkers wurde nie eigentlich lebendig und wirksam

und darf hier, wo seine rein philosophisch sehr erheblichen Verdienste nicht zu würdigen sind, übergangen werden.

Sieht man philosophische Denkrichtungen nicht nur auf ihren Wahrheitswert hin an, sondern auch als Indizes historischer Lebensentwicklung, so kann man aus dieser Entfaltungsrichtung pantheistischen Denkens mancherlei erfahren. Zuerst sieht man, wie sehr der pantheistische Gott mit sich reden läßt — mehr als einem Gotte ziemt. Er schmiegt sich den wechselnden Strömungen des historischen Lebens an, wie die ‚Gebildeten' selber, die die Träger dieser Bildungsreligion sind; er macht bald ein starr mathematisches, bald ein werdentrunkenes, fröhliches, bald ein traurig-leidendes und leidenschaftsgepeitschtes, bald ein im Leiden und in der Hingabe an die Leidenschaft noch dionysisch jauchzendes Gesicht. Jede Würde und Erhabenheit, die selbst polytheistischen Göttern zukam, fehlt diesem sich ewig wandelnden Proteus. Wir sehen aber ferner, wie in diesem Prozesse das pantheistische Denken, die pantheistische Seelenhaltung sich gleichsam selbst zu verzehren sich anschickt. Der Pantheismus des 19. Jahrhunderts ist nicht nur ein Proteus, er ist auch ein Selbstmörder. Pantheismus, Pandämonismus, Pansatanismus und Selbstverbrennung in des Weltkriegs Flammen: dies ist sein Lauf.

Mit Recht hat der Literarhistoriker Walzel vor einiger Zeit angesichts unserer jüngsten Literatur festgestellt, daß in unserer jungen Literatur, diesem bald edlen, bald unedlen Schrei einer zertretenen, entsetzten Jugend, das pantheistische Weltgefühl jede Art von Geltung verloren habe. Insofern haben wir Deutsche gegenwärtig, trotz aller literarischen Restaurationsversuche, wie sie jeder Krieg als gewollte Steigerung der Bildungskontinuität des Volkes mit sich bringt, die größte Entfernung von unseren Klassikern, Philosophen und Dichtern, erreicht, die wir je erreichten. Der Pantheismus in jeder Form, er ist als Form des religiösen Bewußtseins ebenso zukunftslos wie der positivistische Menschheitsglaube. Ja er ist die ausgelebteste Form unter allen religiösen Bewußtseinsformen Europas. Er ist es ebensosehr seinen Dogmen und Gedankeninhalten als seiner soziologischen Wesensform nach, d. h. als die Religion einer bewußten, sich gegen das ‚Volk' stellenden Bildungsaristokratie. Auch die gefühlsdemokratische Welle der Zeit trüge ihn zu Grabe, hätte er sich nicht selbst schon die Grube geschaufelt. —

Wenn diese beiden Gedankenwelten, die positivistische und pantheistische, dem Rufe nach religiöser Erneuerung keine Antwort zu geben vermögen, was bedeutet der Ruf dann? Er kann viel bedeuten; aber er kann auch vorübergehen wie der Hilferuf eines Menschen, der in der äußersten Lebensgefahr des Ertrinkens ausgestoßen, ohne Antwort bleibt. Denn wie gewaltig ein Drang, ein Bedürfnis, ein tiefempfundener Mangel, eine Leere im Herzen, die ausgefüllt sein möchte, immer seien: der Drang selbst, das Bedürfnis selbst haben nicht die Kraft, die Mittel zu ihrer Befriedigung herbeizuschaffen. Man hat das Bedürfnis, den Mangel, die Not zum Schöpfer der Kultur

und der technischen Zivilisation machen wollen. Der große Psychologe Pflüger wollte sogar für das Leben des leiblichen Organismus den Satz beweisen, daß ‚jedes Bedürfnis schließlich die Ursache werde für seine eigene Befriedigung'. Man sagt auch: ‚Not lehrt beten', und besonders bei uns Deutschen liebt man es traditionell nur allzu sehr, an die schöpferische Kraft der ‚heiligen Not' zu glauben und zu appellieren. Aber auf keinem Gebiete von Werten ist dieser Satz in dem Sinne wahr, wie man meist ihn meint. Er ist es aber am allerwenigsten auf dem Boden der Religion.

Was die höhere Kultur betrifft, so gehen die freien Schöpfungen des Geistes, gehen Philosophie und Kunst nie und nirgends aus der Not, aus dem Mangel, sondern aus der freien Muse hervor. Dies wußten schon die Alten. Auch die Bildung der technischen Werkzeuge, für die Not und Mangel mehr bedeutet, regt die Not nur in dem Sinne an, daß zuweilen die Richtungswahl der erfinderischen Tätigkeit des Geistes — die aber selbst immer schon da sein muß — durch sie bestimmt wird. Aber auch in diesem Falle sind die sog. ‚Bedürfnisse' selber, die durch das Werkzeug oder die Maschine befriedigt werden, geschichtlich entstanden — und zwar entstanden durch Anpassung des Trieblebens an positive Güter, die vor ihnen schon da waren, die gebildet waren, ehe das Bedürfnis vorhanden war; an Güter, die also selber nicht aus Bedürfnissen, sondern aus freier, positiver Schöpferkraft des Geistes hervorgingen. Fast alles, was heute Massenbedürfnis ist, war einst Luxus. Je höher wir aufsteigen im Reiche der Werte, desto irriger wird dazu dieser Satz Pflügers, daß jedes Bedürfnis die Ursache werde für seine eigene Befriedigung. Er ist darum eben da am meisten irrig, wo es sich um die höchsten, die religiösen, die wahrhaft heiligen Güter handelt. Gewiß: Not lehrt beten. Aber den Grundakt des Gemütes, dadurch wir unser inneres Auge erst aufschlagen zum Ewigen, um dann erst zu ihm beten zu können, den Akt der Anbetung, ferner die Akte der Verehrung und Hingabe — lehrt die Not nicht. Und doch gibt es gar kein Gebet ohne vorhergehende Anbetung, weder Bitt- noch Dankgebet oder sonst eine Betweise. Am allerwenigsten aber sagt uns die pure Not, sagen uns Leere, Mangel irgend etwas über das, **was** wir anbeten, zu was und wem wir beten sollen und auf welche Weise. Wie es in Afrika Negerstämme gibt, die um fischreiche Seen wohnen und trotzdem jährlich in schwerster Hungersnot zahlreich dahinsterben, da diese schwere Not nicht vermochte, die Erfindung eines Angelhakens anzuregen, so wäre es auch denkbar, daß dies gewaltige Bedürfnis nach religiöser Erneuerung, von dem ich sprach, ohne positive Folge und Erfüllung bliebe. Nur dann wird dieser Notruf der Welt viel bedeuten können, wenn er die positiven religiösen Quellströme im Menschen in Bewegung und Tätigkeit versetzt, wenn er unsere Vernunft in der Richtung auf Gott zu neuer Regsamkeit bringt und unseren geistigen Blick öffnet für die positiven Offenbarungs- und Gnadengüter, die schon in der Welt da sind und für die so große Mengen Menschen wie erblindet waren. Das kann, das soll die Not, die Herzensleere, der Mangel, und inso-

fern sind sie gewaltige Flammenzeichen, die unsere Seele suchen heißen. Mehr aber als ‚Suchenheißen' vermögen sie nicht. Denn so ist diese Welt und die menschliche Natur allüberall eingerichtet, daß die je unteren naturartigen und triebmäßigen Kräfte wohl höher geartete Tätigkeiten auslösen können, aber nicht sie schaffen, suchen heißen, nicht sie notwendig finden lassen. Das Schaffende, das Findende ist immer eine höhere geistige Kraft, die nach ihrem eigenen inneren Gesetze wirkt und die nichts an Ziel, Gesetz, Gehalt, Idee von dem erborgt, was sie nur in Bewegung setzte. So ist der ‚Verstand', der in den exakten Wissenschaften operiert und der die Erscheinungen der inneren und äußeren Welt zu abhängigen Funktionen eines Bewegungsmechanismus resp. Assoziationsmechanismus umdenkt oder möglichst weitgehend umzudenken sucht, durchaus noch von den Zwecken und Zielen des irdischen Lebens, vor allem durch das Ziel der möglichst großen Beherrschbarkeit und Lenkbarkeit der Dinge durch unser freies Wollen bestimmt, aber auch eben dadurch beschränkt und begrenzt. Dieser Verstand steht noch im Dienste der großen Lebensnot. Denn nur so fern und so weit die Welt einem vollendeten Mechanismus gleichartig ist, läßt sie sich durch mögliche Bewegungsakte eines Lebewesens, ferner durch Werkzeuge, Maschinen — kurz durch Technik lenken und beherrschen. Ist aber etwa darum die Welt nichts weiter wie ein sehr verzwicktes Spiel Billard? Mit nichten. Schon die Vernunft, die unser philosophisches Weltbild formt und die sich befreit von dieser Dienststellung an die große Lebensnot, die nicht mehr ein Weltbild zur Beherrschung der Dinge, sondern zu ihrer adäquaten Erkenntnis geben möchte, die nicht mehr die Welt von unten her, sondern von oben her anblickt, vermag uns zu zeigen, daß alle Mechanismen und damit auch der ganze Weltmechanismus im Dienste stehen von form-, ziel- und wertsetzenden Tätigkeiten, in denen sich ein Ideenzusammenhang auswirkt, dessen höchstes Subjekt der Schöpfer aller Dinge und das höchste Gut ist. Noch höhere Kräfte als Vernunft aber — Offenbarung und Gnade — erst bringen uns Licht über das innere Wesen Gottes und Kraft aus ihm, ein Licht und eine Kraft, die keine Vernunft erspäht und die wir nicht verdienen. Wesensnotwendigkeit einer Offenbarung, Kriterien ihres Vorhandenseins vermag uns Vernunft noch aufzuweisen, wenn ein Allgütiges und Allmächtiges und Allweises im Grunde der Dinge schon erwiesen ist. Der Gehalt der Offenbarung aber liegt über der Spannweite der Vernunft. Wir haben ihn anzunehmen im Glauben. So also löst die große Lebensnot die Verstandestätigkeit aus und gibt ihr Ziel und Richtung ihrer Fragen; so löst das Werk des Verstandes die Tätigkeit der Vernunft aus und legt ihr zugleich die Frage vor, zu welchen Zielen dieser Mechanismus da ist, welche ewigen Ideen und Werte und welches System solcher sich in ihm verwirklichen; und so löst die Vernunft selbst, an ihrer Wesensgrenze — nicht etwa nur an der Grenze ihrer bisherigen Werke — angelangt, den Blick aus auf mögliche Offenbarung und heißt unser Herz danach suchen. Überall hat sich in diesem Stufenreiche, das dem Wesen des Menschen selbst ent-

spricht, das Niedrigere dem Höheren frei, weil aus der strengen positiven Einsicht seiner eigenen Grenzen, unterzuordnen, und nur indem es dem je Höheren also frei dient, vermag es selbst seine volle und ganze Freiheit und Herrschaft innerhalb seiner Sphäre zu bewahren. Wo es dagegen diese Sphäre überschreiten will, wo es das Höhere beherrschen will, anstatt ihm frei zu dienen, wird es zum erzwungenen Knechte des Niedrigeren.

Es ist mit dem Gesagten schon angedeutet, was der Ruf nach religiöser Erneuerung auf keinen Fall bedeuten darf; nämlich einen Ruf nach Erneuerung oder gar Neuerung der Religion, — Religion nicht im Sinne bloß der Frömmigkeit oder des inneren Anhanges an eine gegebene positive Religion, sondern im Sinne des objektiven Gegenstandsbereiches selbst. Der falsche Gedanke von der erfinderischen, schaffenden oder doch entdeckerischen Kraft der Not hat leider eine große Menge von Menschen gegenwärtig zur Meinung geführt, es müsse der Weltkrieg eine Art neue Religion aus sich gebären oder doch eine neue Entwicklungsphase der Religion, ein sozusagen wunderbares und nagelneues Wort aus sich hervorgehen lassen als Antwort auf die anfangs geschilderte Frage der leidenden Menschheit. Das Christentum überhaupt, sagen die einen, habe Bankerott gemacht; die christlichen Kirchen wenigstens, sagen die andern; diese und jene Kirche, sagen die Dritten, — alles Thesen, die auch schon früher und lange vor dem Krieg aufgestellt wurden. Nur die eine ältere Stimme fehlt heute fast ganz: Religion selbst habe Bankerott gemacht, sie selbst sei nur ein Atavismus der historischen Entwicklung. Das Fehlen dieser Stimme zeigt, daß wir auf alle Fälle ein religiös äußerst lebendiges Zeitalter zu erwarten haben, ein Zeitalter ganz neuartiger schwerer Kämpfe um die Religion. Aber eben darum wird es auch ein Zeitalter sein, in dem jede gegebene positive Religion und Kirche aufhören muß, nur ein Eiskasten zu sein für alte Wahrheiten, — wie sich jüngst ein schweizerischer Theologe prächtig ausdrückte. Keine religiös kirchliche Position — will sie sich nicht ganz aufgeben — wird sich damit begnügen dürfen, sich nur behaupten zu wollen; jede wird sich vielmehr bemühen müssen, ihren überragenden Wert auch positiv der Welt aufzuweisen und zu bewähren. Das allerdings ist sicher eine neue Lage, die sich niemand verbergen darf: Wer heute seine religiöse Position nur erhalten, höchstens verteidigen will, wer nicht das positive Heilmittel für die leidende Menschheit in ihr zu sehen wagt und in freudiger Liebe dies Heilmittel ihr auch schenken und darreichen will, der wird auch dieses bescheidenere Ziel der Selbsterhaltung nicht mehr erreichen. Seine Sache wird vom Erdboden — nach aller menschlichen Berechnung — verschwinden. Denn so stehen die Dinge: Nie war die Indifferenz auch großer und größter Massen, nie war selbst der Unglaube und Irrglaube, nie der Aberglaube und Afterglaube eine wirkliche — eine letzte Gefahr für die Existenz einer positiven Religion und Kirche. Eher das Gegenteil: Nichts hat ja gerade das Morsche, das wirklich Veraltete, das nur Gewohnte und der Trägheit Folgende in der kirchlich religiösen Sphäre so mächtig gestützt und er-

halten, wie z. B. Indifferenz und Unglaube, besonders der Gebildeten. Es gibt für eine positive Religion nur *eine* wahre mögliche Existenzgefahr: das ist der größere Enthusiasmus und die tiefere Glaubenskraft der Träger einer anderen Religion. Eben diese skeptische Indifferenz und dieser Unglaube haben es auch ermöglicht, daß die Kirchen vor dem Kriege es verhältnismäßig so bequem hatten und so zufrieden sein durften, sich eben zu erhalten. In einer Zeitlage dagegen, wo die unfruchtbare Negation des Unglaubens und die müde Scheintoleranz des Indifferentismus aufgehört haben werden, wo die Religion von allen Seiten wieder anerkannt und ergriffen wird als das, was sie ist — als die Hauptangelegenheit des Menschen —, da hört die Bequemlichkeit auf. Und mit ihr hört auch auf die bloße Haltung des mühseligen Grenzschutzes der eigenen Werte und Ideen, des möglichst luftdichten und starren Sich-Einkapselns in die Gehäuse abgeschlossener Organisationen und Isolierräume. Nur *eine* Alternative gilt dann noch: Entweder sich auftun und mit helfenden, ausgebreiteten Armen etwas *geben* der Menschheit, schenken, spenden und heilen die offene Wunde ihres Herzens *oder* gewärtig sein, daß die nach Religion fiebernd verlangende Welt annimmt, man habe nichts zu geben, man wisse sich selbst nicht mehr ganz im Wahren, im Rechten, im Guten — kurz gefaßt: im wahrhaftigen Besitze der göttlichen Wahrheiten. Im letzteren Falle muß man aber auch gewärtig sein, daß diese auflösende Überzeugung auch in die eigenen Reihen eindringe und daß die bloße Erhaltungspolitik, daß diese Geste stolzen Geizes auch das vernichten läßt, was man erhalten wollte. Eine positive Religion, die heute in diesem Sinne nicht geistig *missioniert*, nicht auf jede Weise neues und lebendiges *Zeugnis* ablegt für ihre Sache, ist in den Geisteskämpfen, die wir zu erwarten haben, mit Sicherheit dem Untergang geweiht. Jede muß — nicht im Sinne der äußeren Kraft und Macht, aber im Sinne der Beweise ‚des Geistes und der Kraft' — siegen *oder* unterliegen. Ein Drittes ist nicht mehr möglich. Wer bei *diesem* Weltereignis nichts zu geben hat, der wird auch das verlieren, was er bisher besaß.

Noch zwei andere Dinge mögen zur Charakteristik der neuen Lage dienen, ehe wir den Anspruch derer genauer prüfen, die religiöse Erneuerung im Sinne von Religionserneuerung verstehen.

Ich sagte, man spreche in denselben Kreisen, wo man die religiöse Erneuerung im Sinne der Forderung nach neuer Religion versteht, auch gerne vom ‚Bankerott des Christentums'. Nun in bezug auf Menschen, die seit Jahrzehnten, ja Jahrhunderten schon die Scheidung des subjektiven Glaubensaktes von den objektiven Glaubensgütern in Verwirrung brachten, in bezug auf Menschen zugleich, die in die Verworrenheit der tiefsten Ursache des Weltenbrandes nicht hineinzudringen wissen, ist dieses Urteil so unverständlich nicht. In *einem* Teilpunkt ihres vieldeutigen, unklaren Satzes haben sie sogar recht. Stünde es mit dem Christentum und mit den kirchlichen Bildungen, in denen es lebt, so gut und vortrefflich, wie uns von manchen Gläubigen so häufig versichert worden ist, dürfte man ehrlich sagen,

daß die moderne europäische Zivilisation der letzten Jahrhunderte wenigstens in ihren allseitigen Lebenswurzeln noch eine christliche Zivilisation gewesen sei, — wer vermöchte es dann ernstlich zu wagen, den für die christliche Religion vernichtenden Satz vom Bankerott des Christentums zu erschüttern? Das ist doch sonnenklar: Herrschte wirklich das Christentum in der Zeit, in den Völkern, inmitten ihrer Einrichtungen und Sitten, die diesen Krieg gebaren, oder war es doch in den Völkern noch die führende Lebensmacht, dann ist — so weit Vernunft zu sehen vermag — auch das Christentum als positive Religion verurteilt. Wahr und göttlich kann das echte Christentum nur sein und so weit sein, als es in dieser Zeit nicht herrschte, sondern verborgen war und zurückgedrängt. Seine Wahrheit und Göttlichkeit vor dem Einsturz Europas zu retten, das schließt also auch den Mitbeweis ein, daß die verborgenen Ursachen des Weltenbrandes ihren Sitz eben da haben, wo das Christentum zurückgedrängt oder ausgeschaltet war — kurz nicht im christlichen, sondern im unchristlichen, im widerchristlichen Europa. Und dies schließt auch das Eingeständnis der Kirchen ein, daß sie innerlich weit schwächer waren, als sie sich wähnten — sei es aus eigener oder fremder Schuld oder aus beiden zusammen. Ganz unmöglich kann man also beides beweisen wollen: Es sei das Europa vor dem Kriege ein wahrhaft christlicher Kulturkreis gewesen, und das Christentum habe nicht bankerott gemacht; die Kirchen oder die wahre Kirche Christi seien innerlich in auch nur durchschnittlich normalem Zustande und nach außen hin in der ihrer Würde gebührenden Machtfülle gewesen, und das Christentum habe nicht bankerott gemacht. Vielmehr gilt: Waren die Kirchen in dem besagten Zustande, so hat das Christentum bankerott gemacht und mit ihm auch die Kirchen, die sich von der Würde und Autorität Christi herleiten.

So enthält der Ruf vom Bankerott des Christentums eine relativ wohl berechtigte Gegenerklärung gegen so viele falsche Zionswächter, die den Zustand der Kirche und die den Bestand christlichen Bewußtseins in Europa — meist freilich nur mit national pharisäischer Gebärde in denjenigen Ländern und Völkern, denen sie selbst angehören, nicht optimistisch genug schildern können. Um der Macht willen, an der sie teilzunehmen sich gewöhnt haben, haben sie ein ganzes inneres System der Betäubung ihres christlichen Gewissens ersonnen, und nicht um der ewigen Ansprüche Christi willen, sondern um ihre Macht zu bewahren und nach wie vor bequem zu leben, erklären sie Europa als einen immer noch christlichen Kulturkreis — im Kerne. Hätten aber diese Zionswächter in ihren Aussagen recht, — so hat das Christentum bankerott gemacht. Sind die nationalistischen Leidenschaften, ist der kapitalistische Geist der europäischen Bourgeoisien, ist das System gegenseitigen radikalen Mißtrauens und darauf gegründeten Rüstungsfiebers, wie es die wirkliche Politik der europäischen Staatenwelt bis zu Beginn des Krieges und selbst die Theorien von Staat und Gesellschaft beherrschte und noch beherrscht, — ist die gottlose Frechheit der Rede des Imperialismus von der ‚Verteilung der Erdkugel', unbekümmert um die Solidarität

Europas und unbekümmert um das Recht der außereuropäischen und außeramerikanischen Völkerwelt auf Existenz, — sind alle diese zum Weltkrieg führenden Wesenskräfte des modernen Europa mit dem christlichen Geiste kompatibel, oder sind sie nur ‚Auswüchse' berechtigter Bestrebungen, nicht aber bis auf den Kern der europäischen Existenz hinabreichende Verkehrungen und verdammenswerte Verhöhnungen des Christentums, so hat — sage ich nochmals — das Christentum bankerott gemacht. Entweder man gesteht einen weit und tief gehenden Abfall Europas vom Christentum zu, anerkennt die Schwäche seiner Vertreter bzw. ihre Anpassung an widerchristlichen Geist, oder man gesteht den Bankerott des Christentums. Eines dieser beiden Dinge muß man wählen. Auch von der Schuldfrage der Kriegsparteien ist dieses Urteil ganz und gar unabhängig. Dieses Urteil steht nicht für, nicht gegen Deutschland, nicht für, nicht gegen Frankreich oder England usw. Was kümmert's mich, wer, welche Person in einer Familie, der ich von ferne schon ansehe, daß sie als Ganzes innerlich verfault und versumpft ist, daß ihr Gesamtzustand verderbt ist, daß an Wänden und Stühlen, an Bildern und Schränken mir greifbarer Haß und ekle Verwirrung entgegengrinst, die sog. ‚Schuld' hat! Keiner und alle wird jeder in dem Maße sagen, als er tief in die Verhältnisse und Personen dieser Familie hineinblickt. An der Oberfläche ist die Schuld immer einseitig, — in der Tiefe immer gegenseitig, so wie die Welt theoretisch an der Oberfläche immer nur eindimensionale Ursache-Wirkung, in der Tiefe mehrdimensionale Wechselwirkung ist. Es gibt einen Grad der Fäulnis menschlicher Gesamtzustände, wo individuale Schuldabwägung Kinderei wird. Strindberg, so groß an Geist wie wüst und häßlich an Seele, aber eben deswegen der reinste dichterische Exponent seiner Zeit, eines der vollkommensten Resümees der Grundinstinkte des modernen Europas und eben darum vermöge der Tragik des zur Aussprache der Zeit berufenen Dichters einer häßlichen und wüsten Zeit notwendig ebenso häßlich und wüst, hat ein Stück geschrieben, betitelt ‚Der Scheiterhaufen'. Eine Familie der Art, wie ich sie vorher schilderte, geht hier samt ihrem Hause in Flammen auf. Dasjenige ihrer Kinder, das noch am meisten leidet an einer Verderbnis, in die es sich selbst hineingezogen und von ihr wie erwürgt weiß, steckt selbst das Haus in Brand, um die ganze unteilbare und einzige Verderbnis dieses Hauses aus der Welt Gottes auszuschließen und damit auch noch sein eigenes Leiden und seinen eigenen Ekel zu vernichten. Gleich einem plastischen Symbol sahen die Zuschauer dieses in der Kriegszeit viel aufgeführten Stückes das äschyleische Schicksal dieses Hauses Europa und seinen Weltbrand abbilden. Genau so sieht es der Japaner, der vom Harikiri Europas spricht, genau so der Chinese.

Gewiß, es ist falsch und töricht, die Lagen des Blickes auf die Ereignisse zu verwechseln und zusammen zu mischen. Der Politiker muß anders denken als der religiöse und der nach Sinnesänderung verlangende Mensch. Der Politiker mag streiten um die Schuld am Weltkrieg, um die Parteischuld. Er muß es sogar, ich verwehre es ihm nicht. Man

darf die Frage nach der religiösen und moralischen Lage Europas als Ganzes mit Dingen ganz anderer Größen- und Wertordnung, mit Fragen der politischen Neuordnung nicht in peinlichster Weise durcheinander wirren. Man darf nicht reden wie ein Prophet, wo der Politiker reden soll. Manche auch unter uns, die allzu einseitig nur die deutsche Schuld da sehen, wo eine gesamteuropäische vorhanden ist, haben dies verwechselt. Aber ist solches Verhalten verwirrend und peinlich, ist es zeugnisgebend für eine mangelnde innere Struktur der Persönlichkeit, für den Mangel zugleich der Reinheit und Klarheit auch ihrer moralisch-religiösen Gedanken und Gefühle, so ist die organische Unfähigkeit, sich über die ganze Sphäre des Nur-Politikers zu erheben und die europäische Lage, ja die Lage der Menschheit aus dem Sonnenblick des Christus-Logos zu sehen, kläglich und philisterhaft. Es gibt gar nichts, was so gewiß ist als dies, daß nur die allmähliche Gesamterhebung des europäischen Urteils und Geistes auf dieses Niveau, zu diesem Sonnenblick, daß nur die klare Sicht auf die gegenseitig untrennbar ineinander geflochtene G e m e i n s c h u l d Europas, ja der ganzen Welt an diesem Kriege den Beginn jeglicher religiösen Erneuerung zu bilden vermag. Allen Menschen ist zuzurufen: Erhebet euch! Steiget auf den heiligen Berg eures Gewissens hinauf mit Hilfe Christi, von dessen sonnbeglänztem Gipfel ihr in das Gewirr der Gemeinschuld Europas hinabblicket wie in ein Tal der Furchtbarkeit, der Sünde, der Tränen! Schauet es so, wie Moses die Juden tanzen sah um das goldene Kalb, still und von Gott noch trunken zu Tale schreitend, schauet Europa von eurem noch in das Gebet, in seinen Glanz und seine Demut eingetauchten Gewissensgipfel tanzen um seine lächerlichen, stupiden Götzen. Nur wer n i c h t in seiner Seelentiefe mittanzt, aber es noch weiß, daß sein Leib im gleichen Rhythmus schwingt, kann den Tanz erblicken. Wer ihn tanzt bis in seinen Seelengrund, der erblickt ihn nicht. Wer pharisäisch nur die anderen tanzen sieht, der erblickt ihn nicht. Wer nicht seinen eigenen Schatten, seine eigene groteske Hülle und seine verzerrte Figur, wer sich nicht selbst in ihr mittanzen sieht, bewußt seiner eigenen Mitschuld, der sieht ihn nicht.

Erst Einsicht in die G e s a m t s c h u l d dieses Krieges in diesem Sinne kann uns wie an einem einzigartigen Beispiel der Geschichte wieder gewinnen lassen das durch die europäische Neuzeit in Stücke gerissene religiös-moralische Prinzip der Solidarität überhaupt, der Gegenseitigkeit aller moralischen Aktionen und Werte im Reiche der endlichen Geister und all ihrer Gruppen; kann uns wieder lehren, schauen und fühlen lassen, daß diese ganze Welt in jeder Sekunde nur als unteilbares Ganzes, als eine moralisch kompakte Masse je steigt zu Gott hinan und je fällt von Gott hinab, daß in ihr alle für alle und alle für das Ganze mitverantwortlich sind vor dem höchsten Richter. Und erst dieselbe Einsicht in die Gesamtschuld kann das große Pathos der möglichen gegenseitigen Verzeihung, der möglichen Gesamtreue, Gesamtbuße für diese Schuld des heute noch wie verschämt erzitternden Versöhnungswillens in uns wachrufen.

Auch hier freilich gebietet es die Vorsicht, nicht zu vieles von dieser die Völker durchrauschenden Gesamtbewegung des Gemütes zu erwarten. Ohne Zweifel! Sie ist der einzigmögliche Ausgangspunkt religiöser Erneuerung. Aber sie ist nicht diese Erneuerung selbst, geschweige ihr Ziel! Ohne Zweifel! Sie ist der einzig gemeinsame Ausgangspunkt all derer, die überhaupt die Notwendigkeit einer religiösen Erneuerung empfinden, wie grundverschieden der Inhalt der Religion immer sei, den sie damit meinen. Aber erst wenn sich aus diesen seelen- und herzerweichenden pathetischen Gefühlsströmungen, die heute schon die europäische junge Dichtung erfüllen, erfüllen bis zur Gefühlsanarchie, die Sehnsucht nach Gewinnung positiver Überzeugungen und ein neuer religiöser und sittlicher Formwille erhebt, ist auf eine wahre religiöse Erneuerung zu hoffen. In weiten Kreisen der kämpfenden Nationen ist ja schon jetzt dieses neue Pathos mächtig, fast übermächtig geworden. Ein unerhörter Drang hat die Herzen, besonders der Jugend ergriffen, sich aufzutun, sich über alle Landesgrenzen hinweg aneinanderzuschließen, sich gleichsam hinwegzuwärmen die Eiseskälte der Zeit, gleich wie in Tolstois ‚Herr und Knecht‘ die Leiber des Herrn und des Knechtes sich, im Erfrieren begriffen, auf dem Schneefelde gegenseitig zu erwärmen suchen; ein nicht weniger heftiger Drang, sich gegenseitig alles zu vergeben, sich gegenseitig alles zu verzeihen, miteinander alles zu bereuen, sich in die Arme zu fliegen und zu rufen: Bruder, Bruder! Die in diesen Worten angedeutete Gemütsbewegung ist ohne Zweifel das stärkste Stimulans auch all der neuen dichterischen und künstlerischen Versuche, welche die Zeit gebar. Ein mystischer Gefühlsdemokratismus, ganz verschieden von politischer und sozialer Demokratie, aber doch auch das unterirdische Nährbecken der universalen Tendenzen dieser Bestrebungen, geht wie eine unaufhaltsame Flut durch die jungen Generationen aller Völker. Er macht die Kunst wieder gerichtet auf die großen typischen Gestalten, Leiden, Schicksale des Menschentums, auf die Wesenheiten der Situationen dieses rätselhaften Menschendaseins. ‚Der‘ Mensch ist ihr Gegenstand! ‚Die‘ Menschen, das Individuum, sind uninteressant geworden. Etwas Äschyleisches in der Auffassungs- und Gestaltungsstruktur des Lebens, aber mit dem Inhalt der furchtbaren gegenwärtigen Wirklichkeiten erfüllt, geht durch diese wilde Ausdruckskunst hindurch. Ein bald mehr christlich, bald mehr dämonisch gefärbtes mystisch-zerflossenes Allgefühl, das mehr auf die bloße Fülle und Macht unendlich nüancierter Emotionen als auf Reinheit, Gestalt, Tiefe des Gefühls und der Idee gerichtet ist; eine Denk- und Fühlweise, die alle festen, von der geschichtlichen Kultur geprägten Strukturen, Ordnungen, Formen des Menschendaseins scheint ertrinken lassen zu wollen oder doch sich baden und reinigen zu lassen in dem Glutstrom der durch den Kriegszustand so furchtbar gestauten, aber nun mit vertausendfachter Macht hervorbrechenden Ursehnsüchte des Menschenherzens, als da sind Liebe aller Art, Zärtlichkeit, Mitfreuen, Mitleiden, ist das weitaus bedeutsamste neue Weltanschauungsferment, das der Krieg bisher aus sich geboren.

Wie sozial einheitlich diese Geistesströmung sich darstellt als der Weltanschauungskeim der jungen Generation als solcher, dafür ist auch ein merkwürdiges Zeugnis, daß ein junger Fürst und seine Umgebung von ihr ergriffen scheint, der erst vor kurzem den Kaiserthron seiner Ahnen bestieg.

Das Dasein dieser Seelenströmung ist auf alle Fälle von kaum überschätzbarer Bedeutung auch für die neue religiöse Lage. Das Eis der Seelen ist flüssig geworden, und wie merkwürdig geformte Eisbrocken in einem halb aufgetauten See treiben die Weltanschauungstrümmer überlieferter Ideengruppen meist halb, oft unverstanden in dem Gischt herum. Man darf nicht leugnen, daß eine so geartete Verflüssigung, Erweichung, ein solcher Reduktionsprozeß der zu starr gewordenen Organisation der europäischen Seele nötig ist, auch nach dem Kriege noch viel weiter schreiten wird, sofern eine religiöse Erneuerung möglich sein soll. Aber man darf noch weniger übersehen, daß diese Gefühlstrunkenheit bisher nur ein ganz wirres Durcheinander ist, in dem das Höchste neben dem Niedrigsten liegt, die Dunkelheit des Rausches neben dem Licht der Einsicht, Dämonisches neben Göttlichem, der nihilistische Drang, sich in des eigenen Herzens Abgrund zu stürzen, neben aufbauender gottgerichteter Gesinnung. Man darf am wenigsten übersehen, daß diese ganze Bewegung nicht mehr ist als Rohmaterial für die wahren Baumeister religiöser und sittlicher Erneuerung. Denn wie viel ist in all dem Gewoge nur Ermüdung und Spannungslösung, wie viel wieder rasch abflauender Durchbruch von Gefühlsmächten, die durch zu lange Stauungen zurückgedrängt waren; wie viel bloß tatenlose und formenfeindliche Negation, die sich hinter schönen Namen nur verbirgt! Und was ist daran nur endgültige Auflösung des Siechtums und des Todes, was die wunderbare Lösung der Seele, die aller Wiedergeburt, aller Sinneswandlung, aller Bekehrung voranschreitet? Das ist eine für den, der sie voll erfaßt, sehr dunkle Rätselfrage und — niemand kann sie bis heute beantworten.

Der Erbe / Roman von Firmin Coar

1. Teil.

1. Kapitel.

Ein Brief.



Der junge Graf Gerd von Assenweeth schrieb von Bad Nauheim aus an Dr. Heinz Potthoff, seinen ehemaligen Erzieher, jetzigen Oberlehrer, einen Brief:

Am 25. 2. 17.

Heute ist der Jahrestag meiner Verwundung; heute vor einem Jahre wurde ich dem stürmischen Augenblicksleben an der Front entrissen und trat wieder in das Leben hinter der Front, das sorgt, das aufbaut, das ewig dauern will. Heute vor zwei Jahren starb mein Vater an einer Verschüttung. Er erstickte. Mein Wiedereintritt in das Leben und sein Tod fallen auf denselben Kalendertag. Sein Tod und die Erneuerung meines Lebens beschäftigen meine Seele heute leidenschaftlich. Die Empfindung fließt: oft braust sie und ängstigt mich. Die Gedanken steigen und erleuchten mich; sie fallen und verfinstern das schöne Licht, das mich vorher begeisterte. Und heute kommt Dein Brief an, worin auch Du mich bittest, endlich zur Mutter zu kommen. Ich weiß nicht, ob die Antwort anders ausgefallen wäre, wenn ich Deinen Brief an einem andern Tage in mich aufgenommen hätte. Ich merke weniger, daß Du mich überzeugen, als daß Du mich überreden willst, die endgültige Heimreise anzutreten. Die Mutter war wohl bei Dir. Sie hat Dich mit ihrer Stimme, die wie ein Befehl klingt, Deinen ganzen Einfluß auch diesmal auf mich auszuüben. Dein Rat galt mir allerdings immer mehr als der ihrige. Aber mußte ich nicht am meisten hören lernen auf den, der stets um mich war? Es muß auch ihr Wille gewesen sein, denn warum übergab sie mich Dir und anderen, die mir noch fremder waren als Du, damit sie mir Vater, Mutter und Freunde und alles ersetzten, was Heimat ist und Liebe und Ausruhn? Doch ich möchte Dir nur schreiben, daß ich noch keine Lust habe, diese Reise anzutreten. Trotzdem ich aus dem Heere entlassen bin und meine Uniform nicht mehr anziehe. Gestern mußte ich damit anfangen. Sie hängt aber noch im Kleiderschrank, zum Wiederergreifen und Anziehen bereit. Was soll ich auch zu Hause tun? Die 80 000 Hektar Land der Frau Gräfin verwalten helfen, wie sie in ihrem Gesuch an die Militärbehörde geschrieben hat? Ich konnte ja kaum meine Taschengelder verwalten. Das mußtest ja Du für mich tun. Verlangte meine Mutter doch jeden Monat von Dir Rechenschaft für jeden von mir ausgegebenen Pfennig! Trotzdem es nicht Geld zu sein schien, woran es zu Hause fehlte! Und jetzt soll ich auf einmal an die

Verwaltung von Millionen heran: mit heran, ich verstehe wohl. Ich soll die Nase nur mal hineinstecken, die Witterung bekommen. Aber ist das so dringlich? Mußte ich dafür jetzt im Kriege reklamiert werden? Ein armer Frontsoldat, der davon hörte, würde sagen: Drückebergerei! Danach kommst Du noch mit dem anderen Aufstutzer: der Erlernung der Landwirtschaft. Die sollte ich auch erlernen, schreibst Du. Was denn nun in Wirklichkeit zuerst? Beides auf einmal? Oder eins nach dem andern? Ach, die Landwirtschaft!... Ja, von der Kartoffel weiß ich, daß es Pellkartoffeln gibt, die im Heringsalat und auch bei einem englischen Beefsteak köstlich munden mit nachbleibendem Geschmack; daß es gedämpfte Kartoffeln, apfelrunde gibt, gut, wenn sie goldgelb sind mit weißflockigem Hauch darauf; sie schmecken zu Spinat lecker; ganz allein schmecken sie mitunter auch und hinterlassen dann etwas Duftiges im Geschmack; auch kenne ich Bratkartoffeln, Mäuse werden sie genannt; ich verstehe mich sogar auf pommes frites, die wir mit den Fingerspitzen in Paris geknuspert haben, als noch kein Krieg war. Soll ich aber die Kartoffel als Gewächs beschreiben, so könnte ich es allenfalls nur tun wie der Amerikaner Mark Twain. Erinnerst Du dich noch, wie wir seine Humoresken zum ersten Male lasen? Wie wir beide uns gestanden, daß uns seine mechanischen Witzereien nur in auslachendes Erstaunen, aber nicht recht in herzliches Gelächter stürzen konnten? Allenfalls würde ich nach seiner Art über die Kartoffel sagen: Die Kartoffel gehört zur Familie der Obstbäume. Die Früchte hängen in Weintrauben-Knollen zusammen; sie sehen grün wie unsere heimischen Eierpflaumen aus, doch sind sie meist viel dicker. Es gibt Tierschaufestexemplare, die dick wie kleine Kürbisse sind. Der Kartoffelbaum ist sehr genügsam. Er gedeiht am besten im Wüstensande, ähnlich wie die Kakteen, die auch wasserhaltig sind und groß wie Bäume werden. Der Feinschmecker Lucullus, der auch die Kirsche in Italien einführte, brachte sie aus Afrika als eine Siegesbeute mit. Er überzeugte die Römer zuerst von der Köstlichkeit dieser Südfrucht. Doch aß man sie damals roh wie Apfelsinen. Und so weiter.... Dein Lehrerauge muß doch sehen, daß es mit solchen Anschauungen schwer ist, die Kartoffelerzeugung der Assewethischen Güter, die bisher an die 200 000 Zentner betragen haben soll, jetzt den Anforderungen der Kriegszeit entsprechend auf das Doppelte, das Dreifache, das Vierfache....

Am 26. 2.

Ich fahre erst heute weiter fort; ich konnte gestern nicht mehr schreiben. Es wurde mir schwindelhaft. Ich war zu voll von Gedanken und Stimmungen. Überfülle im Geist ist wie Überfülle im Magen: sie äußert sich immer etwas unpassend. Und dann wurde es mir auf-

einmal so furchtbar heiß auf meinem Zimmer. Und dann dachte ich, es wäre Frühlingsanfang draußen, weil ein Singvogel sang. Ich war überzeugt, es wäre ein Fink. Es war aber, wie ich nachher erfuhr, nur ein Kurgast, der alle Vogelstimmen nachzuahmen versteht. Kurz und gut, ich mußte ins Freie. Ich habe geritten, mir den Wind um die Nase sausen lassen und alles vergessen. Jetzt will ich den Brief beenden. Alles, was ich da vorher geschrieben habe, enthält nicht den Grund meiner Weigerung, nach Hause zu fahren. Ich ging so um die Sache herum wie ein Taschenkünstler mit allerlei geschickten Fisimatenten. Das ist nun etwas aus der Heimat, wenn auch nur ein Ausdruck. Mit geschickten Fisimatenten will ein Taschenkünstler die Aufmerksamkeit von dem natürlichen Hergang seiner Zauberei ablenken. So versuchte ich durch blinkende Nebensachen die Hauptursache, die armselig ist, mit durchhuschen zu lassen. Doch solche Flunkereien müssen einen hartnäckig bohrenden Denker, wie Du einer bist, erst recht mißtrauisch machen. Du würdest mich also doch nochmals anbohren, um den Weigerungsgrund wie ein Geheimnis aus mir herauszuzwingen. Ich erleide schon im voraus Deine Fragen wie den Bohrgang einer an mir angesetzten Schraube. Deshalb will ich alles auf einmal abhandeln. Du hast ja auch ein Anrecht darauf, Du hast mich gern, Du hast meinetwegen so viel mit durchgemacht, lieber, lieber Heinz, so viel . . . Deine Schuld ist es ja nicht, daß ich dies nicht auch von einer anderen Person sagen kann. . . .

Am 27. 2.

Du siehst, Fortsetzung folgt wieder erst einen Tag später. Ich bin ein sehr schlechter Briefschreiber, ohne Puste so zu sagen. Karten schreibe ich lieber und leichter. Seit den sieben Monaten, die ich hier bin, hast Du ja auch schon zwei erhalten. Am liebsten schickte ich nur Telegramme! Nun dieser lange Brief! Ich meine, ich müßte über einen hohen Berg, von dem man den Gipfel nicht sieht. Die Kraxelei, die uns seinerzeit auf das Finsteraarhorn führte, ist nichts dagegen. Ich gehe aber frisch an den Angriff. Der Hauptgrund meiner Weigerung, eine Fahrkarte nach Hause zu nehmen, ist der Krieg. Ja, auch dazu muß der herhalten. Der Krieg hat auch mich verändert. Was ich früher, als es nicht ausgeführt werden konnte, über alle Maßen, wenn auch meist nur für mich in der Brust, ersehnte, das zu tun habe ich jetzt, da alles mich zur Ausführung einlädt, eine Scheu. Du wirst mich verstehen, Du warst ja auch draußen, auch im Schützengraben. Wir sprachen auch schon mal darüber, als Du mich hier besuchtest. Zu behutsam faßten wir aber die Sache an. So behutsam, als könnten wir daran uns das Blut vergiften. Ich sprach damals müde durch die Blume. Ich erzählte von dem Erlebnis einer Leidenschaft. Hoch geht die Spannung, als wollte

sie alle Himmelsseligkeiten umkreisen, tief geht sie und windet sich in allen Höllenschmerzen. Ein Mensch, der solch einen Sturm in sich austoben gefühlt hat, erlebte etwas. Boshaft verglich ich solchen Unglücksmenschen mit einer ausgepreßten Zitrone. Leidenschaften sind wie ein Unglück. Davon ist das, was es nimmt, ja immer wertvoller als das, was es hinterläßt. Bei den Leidenschaften der Liebe ist die Hinterlassenschaft ja noch umweht vom süßen Dufte der Stunden der Seligkeiten. Wenn es auch nur ein Duft ist, der bleibt, so kann dieser doch noch das ganze spätere Leben angenehm machen wie Wohlgeruch ein kahles Zimmer. Bei anderen Leidenschaften aber . . . Bei der Leidenschaft zum Spiel beispielsweise? Man spielt noch auf dem Krankenbette, während man sich und den Spielteufel verflucht, aber man spielt — wie mein Vater, der — — doch lassen wir das. Es ist ein Ekel, den man immer wieder von neuem verschlucken muß. Aber man lebt doch noch; die Seele glüht immer wieder von neuem auf, wenn auch nur, um sich zu erbrechen. . . . Aber man lebt doch noch. . . . Die Leidenschaft zur Vernichtung dagegen, — die Lust am Vernichten, und wenn dabei der eigene Bau in Trümmer geht, — diese Furie des Vernichtungswahnsinns erscheint riesenhaft! Völker sind von ihr wie besessen. Der einzelne ist nur Stoff. Er wird erfaßt, hingeworfen, emporgerissen, fortgeschleudert, oft wider Willen, oft mit Wollust; stets geht es gleich um das Ganze, um das Leben im Diesseits und im Jenseits. Man erlebt in einem Tag an Gier, an Rausch, an Stolz, an Abscheu, an Ohnmacht, was ein Leben von vielen Jahren in Friedenszeiten nicht tragen könnte. Dann sieht man dazu noch, was andere erleben. Es ist furchtbarer noch, als wenn wir selbst durch die Stürme gefegt werden. Jedes Erleben ist anders. Jedes verzweifelte Wehren, Kämpfen, Frohlocken, Töten, Plündern, Schlafen, Essen, Jammern, Leiden, Sterben ist verschieden. Die Phantasie kann es nicht fassen, so ungeheuerlich mannigfach ist es. Die Seele kann es nicht halten, so sehr drängt es, türmt es sich über die Horizonte des Empfindbaren hinaus. Das Gedächtnis ist nur ein großlochiges Sieb, nur wenig setzt sich darin fest. Was übrig bleibt, ist meist nicht viel mehr als das, was in einem Tagesbericht der Obersten Heeresleitung steht. Und doch nimmt man mit jedem Nerv, mit jedem Gefühl, mit jedem Gedanken teil an dem Rasen des Unfaßbaren, so wie ein Tropfen eines Meeres im Orkan am Orkan mitwirkt. Das ist die leidenschaftlichste Spannung. Die Zeiten selbst verschieben sich. Minuten schwellen brechend voll zum Inhalt von Jahren, Körper und Seele werden aufgerieben. Man verbraucht sich. Jünglinge haben die Nerven und Seele von Greisen; dazu das eisige Bewußtsein, daß sie noch keine Greise sind. Dazu dann noch etwas — noch etwas. — Es ist der Alpdruck aus etwas Übernatürlichem. Man erlebt das Wüten des Todes nicht

freiwillig. Eine unsichtbare Riesenhand faßt einen, schiebt einen, reizt einen, stößt einen hinein in die Hölle. Wenn man wieder herauskommt, ist es für ein andermal. Man weiß nichts von der Absicht der Märsche, der Angriffe, der Verladungen; man ist eine Zahl und ein Werkzeug. Darüber verfügt der Generalstab. Nur er kennt das Ziel. So ist es mit dem Körperlichen. Ähnlich mit dem Seelischen. Nur sind da die Wege unsichtbar für alle Menschen. Selbst Hindenburg ist nur ein Geschobener, der blind ist. Das ist der Alpdruck des Übernatürlichen, der zur erhebenden Erschütterung wird, wenn man einmal wieder mit dem Leben davongekommen ist. Dante muß sich so gefühlt haben, als er aus der Hölle heraus kam und doch noch lebte. Aber das war bei ihm nur Vision. Bei uns ist es Wirklichkeit, die die fürchterlichste Vision als ein Spiel der Phantasie erscheinen läßt. Es ist so furchtbar, daß unsere Kraft, an die Wirklichkeit dessen zu glauben, was wir doch mitgemacht haben, versagt. Wenn Menschen, die aus der Front in die Heimat zurückgekehrt sind, sprechen über das, was ihre Sinne durchdonnerte und zermürbte, aber was sie nicht bei sich behalten konnten, dann schwätzen sie nicht über den schwachen Widerhall, der sich noch in einer Ecke ihrer Erinnerung finden mag. Sie sagen nicht die Wahrheit, sie putzen sie um; sie frisieren die Trümmer ihrer Erlebnisse. Sie sprechen von der ‚Begeisterung', womit man zum Massentod geht, von der Großartigkeit der Vernichtungsraserei; sie sprechen von der Heldenhaftigkeit, die nichts ist wie Zwang, Rasse, Schicksal.

Ich fühle, daß ich auch so bin, daß ich nicht anders kann, als mich vergebens an all das Ungeheure zu erinnern, daß ich zu ausgesogen bin vom Feuergeiste, der in diesem Kriege atmet. Eine Gallertmasse ohne Bestand, dem leichtesten Einfluß dienstbar, dem menschlichen Torengeiste hinter der Front leichter zu Willen als das Wasser dem Lufthauche. Wie gewaltig glaubte ich mich während und nach meiner Rückkehr aus der Front. Daß ich nicht vernichtet war, hielt ich für einen Vorzug, für einen Wink, daß ich noch etwas im Leben zu bedeuten habe. Ähnlich jenem Wesen der Fabel, das einen Berg gebären zu müssen glaubte und dem Lichte der Welt ein Mäuslein schenkte. Daß ich das alles nun weiß, hindert auch die Hoffnung am rechten Aufkommen. Ich bin leer, das ist es. Gott hat mich aufgesogen. Nichts ist stark genug, das mich seelisch aufrütteln, das mich wieder anspannen könnte. Ich bin ein Invalide mit 22 Jahren. Ich habe nur das Gefühl, zu etwas Furchtbarem und Fruchtbarem gedient, aber nichts aus freier Wahl geleistet zu haben. Meine Kenntnisse habe ich verloren und dazu auch noch — was schlimmer ist — die Lust, mir neue zu erwerben; es verging mir jede Kraft.

Am 2. 3.

Ich komme von einem Ausfluge nach Wiesbaden zurück. Wir waren im Hoftheater und sahen Carmen. Nie sah ich diese französische Oper französischer in Deutschland gespielt als diesmal während des furchtbaren Krieges gegen Frankreich. Das schien mir so im ersten Aufzug. In der dann folgenden Pause fiel mir, als ich so in den nüchternen Gängen herumbummelte, plötzlich ein, daß ich diese Oper zum ersten Male in demselben Theater gehört hatte. Mit Dir zusammen oben im dritten Rang. Ich war im 16. Jahr. Am nächsten Tage sollten wir Mutter begegnen. Damals vermißte ich sie nicht sehr. Ihr ewiges graugrünes Jackenkleid war mir sogar unausstehlich. Am Abend vorher in dem grauen, öden Wandelgange des Theaters verliebte ich mich. Eine schwarze Lockenpracht; darin ein Gesichtlein rund und rot und lieblich wie ein Rosenknöspchen (so sehe ich es jetzt in der Erinnerung). Ich bekam Herzklopfen und einen roten Kopf vor Süßigkeit und Verlegenheit des Anschauens. Du sahst das und glaubtest, die Musik habe mich zu sehr ergriffen, was Dir nicht gefallen wollte, denn Du schätztest sie nicht sehr hoch; Du meintest, man müsse sie nur anhören, um danach deutsche Musik lieber haben zu können. In diesem Sinne redetest Du auch auf mich ein. Ich errötete aber von Zeit zu Zeit noch stärker als vorher. Du glaubtest, ich schämte mich, daß mich die schlechte Musik so gut unterhalten habe. Dir schien es leid zu tun, mich so verwirrt zu haben. Du hattest Gewissensbisse (so scheint es mir in der Erinnerung), die Oper zu sehr heruntergemacht zu haben. Du begannest Dich zu verbessern, Dein Urteil zu mäßigen und auf den richtigen Punkt zu stellen. Ich bekam indessen keinen roten Kopf mehr, denn ich erblickte das Rosenmädchen nicht mehr. Ich habe sie nie wiedergesehen. Ich habe nie ihren Namen erfahren. Und doch habe ich sie nicht vergessen. Heute morgen beim Aufwachen war ich so glücklich, diese Reise nach Wiesbaden gemacht zu haben und im Theater gewesen zu sein: nur dieses Rosenmädchens meiner Kindheit wegen. Da ich wieder hier im Hotelzimmer bin und mich müßig herum tue, finde ich wieder diesen angefangenen Brief. Denke Dir, ich hatte all das, was ich über den entsetzlichen Krieg geschrieben und was ich doch erlebt habe, spurlos aus dem Gedächtnis verloren. Ich las es, als hätte das ein anderer geschrieben. Ist das nicht ein Beweis, daß mein geistiges Räderwerk vertrackt ist! Aber das Rosenmädchen, ja das . . . Ich kann geistig nur so flattern. Das ist ganz schön; doch es ist ohne Methode, ohne Ziel. Nun höre ich Dich sagen (denn ich will diese Angelegenheit ein für allemal erledigen, damit ich dann Ruhe habe vor Dir und der Mutter), — nun höre ich Dich sagen, daß sich Tausende von Kameraden in ähnlicher und schlimmerer Lage befänden; ähnlich wegen der seelischen Abgenutztheit und geistiger Müdigkeit;

schlimmer, weil diese tausend andern zu Hause ein gestörtes, unterbrochenes Familienleben wieder anfangen, ein vernichtetes Geschäft aufbauen, einen ganz fremden Beruf im Alter neu erlernen müßten. Du hast recht. Ich bedaure auch von ganzem Herzen die Armen, daß sie es nicht so gut haben wie ich, und daß sie sich nicht ohne Gedanken so dahinleben lassen können, nachdem sie dem Vaterlande so viel geopfert haben. Mitunter aber finde ich sie beneidenswert. Sie sind, wenn sie keine Verbrecher werden wollen, durch die Not gezwungen, sich weiter anzustrengen und weiter zu arbeiten. Wenn sie und ihre Familie genug zu essen und zu trinken hätten, würden sie es alle machen wie ich. Nun aber müssen sie nach dem Zusammenbruche wieder ans Aufbauen gehen. Das müssen sie gerade so notwendig, wie sie vorher in den Krieg zum Töten und Vernichten gehen mußten. Mitunter denke ich, daß dieses zweite Muß ein Heil für sie sei, eine Rettung, daß sie dadurch wieder zu ganzen Menschen werden könnten. Für Dich war es so. Du hast Dich ja so gut wieder in den Alltag gefunden. Du willst Dir ja schon ein eigenes Häuslein anschaffen. Mein Herz wird schwerer vor Neid. Aber dadurch leide ich nur etwas mehr. Lust zur Arbeit empfinde ich darum nicht. Im Gegenteil, ich bin der Schloßbesitzer, der im Grase liegt und lacht über die Geschäftigkeit des Nachbarn, der durch faustdicke Wasserstrahlen sein Häuschen vor dem Feuerfang bewahrt, während ich mein Schloß in Flammen aufgehen lasse. Nun sagst Du, ich hätte auch eine Verpflichtung: ich sei das einzige Paar Augen, worauf die Asseweeth ständen, ich sei der Erbe von so und so viel Gütern, Fabriken, Schlössern, Häusern. So und so viel tausend Menschen, so und so viel Stände lebten vom Blühen meiner Tätigkeit. . . Worte! Tüchtige Verwalter tun die Arbeit für mich. Wozu ist man denn reich? Die Arbeit ist ein Fluch schon seit Adam und Eva. Der wahre Adel zeigt sich erst da, wo die Arbeit aufhört. Deshalb ist die erste Stufe zum Adel genügend Geld, um nichts mehr tun zu brauchen. Ihr habt mich nicht mit Standesgenossen erziehen lassen. Ihr habt mich namentlich vom Adel der Heimat ferngehalten. Aber glaube deshalb nicht, daß ich keine Ahnung von seinem Wesen habe. Es war kurz vor dem Sturm auf Radlow im Osten. Nicht weit davon fließt der Dujanek. Ich war Adjutant beim Divisionsstabe geworden und machte als solcher meinen ersten gefährlichen Ritt. Nachdem ich meine Befehle los und ich selbst auf dem Rückritte war, wurde ich in der Nähe einer verschneiten und verrauchten Hausruine aus dem Hinterhalt angeschossen. Die rechte Hand blutete. Ich verband sie notdürftig. Sie blutete heftiger. Sie brannte. Die Nacht kam. Es wurde grauenhaft kalt. Ich stieß auf eine deutsche Späherabteilung. Da ich befürchtete, daß ich das Wundfieber bekäme, saß ich ab und ließ mir die Hand erst verbinden und warm umwickeln. Dies

nahm, da nicht alles gleich zur Stelle war, wohl eine halbe Stunde in Anspruch. Aufgesessen, schneller geritten! Ich kam an. Der Gaul ging kaput. Mein Oberstleutnant erwartet mich, empfängt Bericht, guckt mich an und schreit los, daß ich mich hätte nicht verbinden lassen dürfen. Ob ich noch nicht wüßte, wie man Meldungen hinterbringen müsse. Gerade weil ich vom Adel wäre, müsse er mich fragen. Die jungen Herren hätten selten die ganz richtige Vorstellung von Arbeit. Je höher man von Geburt gestellt wäre, desto höher wären die Pflichten. Wenn auch meine Hand, mein Arm, mein Kopf daraufgegangen wäre. Es hätte geleistet werden müssen. Er schnaubte. Ich bemerkte, daß mein Befehl ja glücklich ausgeführt gewesen wäre. Er hätte es aber nicht gewußt, schrie er. Er hätte keine weiteren Befehle geben können, ohne . . . Und es ging wieder los. Mit solchen Anschauungen würde ich verrosten. Verrostete Klingen verdürben. Arbeit, die richtige Arbeit wäre der Saft, der alles verewige. Adel wäre Arbeit. Das war sein Kehrreim. Ein Fenster, das nicht geputzt würde, erblinde. Ein Haus, das nicht gepflegt würde, verfalle. Ein Geschlecht, dessen Sprossen nicht gezüchtigt würden, ginge zu Grunde. Seine Blicke durchbohrten mich kalt wie Degenspitzen. Er war selber vom alten Adel. Damals war mein Geist feurig und empfänglich. Ich war durch die Worte des als fabelhaft tüchtig bekannten Chefs niedergeschmettert. Ich bekam einen Schrecken von dem, was adelig sei. Er bemerkte es. Er hörte auf, mich mit Vergleichen zu bewerfen. Er wurde verlegen. Er lächelte. Plötzlich reichte er mir die Hand und sagte mir: ‚Ich meine es sehr gut mit Ihnen.‘

Am 3. 3.

Nach Unterbrechung! Es ist heute trocken und kalt draußen. Wir spielten Tennis. Jetzt weiter! Es ist mir beim Spiel eingefallen: etwas, was mir noch mein Chef erzählte. Die Ursache und den Zusammenhang konnte ich meinem Gedächtnisse nicht mehr abpressen.

Ein junger Graf soll aus bester Gesinnung einem Kameraden beigesprungen sein, indem er für ihn einen Wechsel fälschte. Das kam heraus. Er mußte den Offiziersrock ausziehen. Aus Verzweiflung wollte er sich erschießen, aber die Hand war nicht sicher genug. Er blendete sich. Jetzt lebt er und ist blind. Er verbringt sein Dasein mit Studien und oft mit Anklagen gegen seine Seele. Manchmal, manchmal werden die Klagen zum Liede.

„Keinen Halt hatte er in der Jugend. Schlechte Erziehung,‘ so unterbrach der Chef seine Erzählung. ‚Am Ende ging es dem Entgleisten besser. Er machte zwar nur Reimereien. Er büßte jedoch vornehm. Ich gestehe, daß mir das gefällt. Aber es hätte vermieden werden

müssen. Was bei bürgerlichen Familien als ein Schicksal empfunden wird, das muß bei adeligen Geschlechtern als ein Zeichen gedeutet werden.' Dann fragte der alte Oberstleutnant, ob mir die Geschichte nicht auch mal zu Ohren gekommen sei? Ich verneinte. Wir kamen ins Gerede. Wieder über den Adel. Ich erzählte ihm das wenige, was ich über meine Eltern wußte. Ich hätte bisher immer an etwas anderes gedacht. Er nickte und sagte: ‚Ja, das ist so Jugendart' und brummte: ‚Gut, gut!' Da war es mir, als ob er mehr über meine Eltern wisse als ich selbst. Ich schämte mich. Er sprach dann über den Adel meiner Heimat. Er wollte, schien es, mich mit der Stärke, vor allem mit der Gesinnung dieses Adels bekannt machen. Er sprach ganz weich von der Liebestätigkeit der adeligen Damen. Diese vererbe sich durch Jahrhunderte hindurch. Infolge immer erneuter Übung verfeinere sie sich und befestige sie sich. Es wäre Liebestätigkeit gegen Arme, Kranke, Beamte. Wie adelnd diese Damen dadurch wirkten! Er sprach von den stillen, aber oft tiefen Begabungen der jungen Mädchen; von ihrem Verzicht auf Leben, auf Ansehen und oft auf Güter zu Gunsten ihrer Brüder oder ihres Geschlechtes. Er fand das groß. Er sprach von der Gesinnung der Männer und erzählte mir Fälle. So den einen, wo ein Freiherr eine Koppel schöner Pferde einem armen Kerl billig verkauft habe, damit dieser mit den Tieren ein glänzendes Geschäft machen und sich so vor dem Ruine retten könne. Selbstverständlich hatte er das getan; niemand hatte es erfahren wie sein Rentmeister, der geknurrt habe, als es zu spät war. Sittlich so zu handeln, wäre ein Luxus. Aber diesen Luxus in der Sittlichkeit müsse der Adel haben. Adel sei ja in den stillen Exemplaren eine Luxuspflanze; in den stürmischen Exemplaren würde der Adel Führer, die die großen idealen Grundsätze verteidigten, dafür arbeiteten und stürben. Immer hatten seine Worte einen Nebenklang. Es war mir, als meinte er noch etwas Besonderes. Er kam bei jeder Gelegenheit auf Geschichten des Adels zurück. Wollte er mich erziehen? Hatte er Ursache dazu? Ich wußte nicht welche. Ich war wie jeder andere Offizier, ebenso gut und nicht schlechter. Ich war beklommen in der Gegenwart des alten Haudegens, der mir wohlwollte und es nicht nur durch Moralpredigten bewies.

Am 4. 3.

Ich stockte wieder. Mitten in der Nacht schreibe ich jetzt weiter. Aber nur infolge Schlaflosigkeit. Sonst, glaube ich, würde dieser Brief nicht fertig. Und ich will doch noch den Schluß an Dich schreiben. Der Schluß ist eine blutrote Narrenmütze auf einem sterbenden Zwerge. Der Schluß ist das Werk eines ehemaligen Lakaien, den ich im Kriege eine Weile als Burschen hatte. Aber wen soll ich ausfragen, da ihr mich im Dunkeln ließet?

Ich erfuhr Sagenhaftes über ausgezeichnete Maler, Musiker und auch Dichter unter den adeligen Damen. Einige Damen verwalten ihre Güter wie die Männer. Merkwürdige Spitznamen gibt man den hervorragendsten unter ihnen. Eine nennt man die Knüppelgräfin. Nun wie es sei. Geschmackvoll ist es nicht. Es soll auch etwas anderes darin stecken. Man nannte sie so zuerst im Volke. Volkesstimme — Gottesstimme.

Knüppelgräfin! Wie bäurisch! Die Bauern nannten sie so, weil sie stets wie ein Mann mit einem Knüppel ausgehen soll, keinem Spazierstock, einem richtigen Knüppel. Damit soll sie einmal einen faulen Milchjungen, der Milch unter der Hand wie Wasser verschüttete, durchgewämst haben; ein andermal soll sie damit zwei Landstreicher regelrecht in die Flucht geschlagen haben. Sie trägt fast immer ein graugrünes Jackenkleid, woran nur der Rock recht weiblich ist. Die Knüppelgräfin soll wie ein Mann reiten, jagen, schießen. Sie soll noch viel mehr getan haben. Darf ich es sagen? Es stimmt nicht zu dem, was mein Chef so warm erzählen konnte, gar nicht zu Parfüm, feinen Lederhandschuhen. Ich glaube selber nicht daran; es ist so unnatürlich, wenn es nicht furchtbar gesetzmäßig ist; von jener Gesetzmäßigkeit, die über unsere Zentimetermaße hinausgeht bis zum Jenseits vom Bestande der Menschen und ihres Willens. Sie soll sich ihren Knüppel eigentlich angeschafft haben, um ihren Mann in Schach zu halten; ihr Mann aber soll ein heimlicher Trinker und Spieler gewesen sein. Ihr Knüppel habe verhindert, daß er auch ein öffentlicher Trunkenbold wurde. Sein Wächter sei sie gewesen, der Hüter seines Ansehens, der Erretter seines Vermögens, der Erhalter seiner Gesundheit, der Schatzmeister seines Geschlechtes, sein Erzengel und mehr, — noch viel, viel mehr. Und das ist tiefste Zartheit, aber auch so außergewöhnlich. Sein Kind rettete sie vor ihm, indem sie es fern von seinem Einfluß erziehen ließ — in der Fremde. Nie durfte es ein Heim haben; nie durfte es wie andere Kinder sein, bis daß der Vater starb, fiel in diesem Kriege, wo hinein auch ihr Knüppel ihn getrieben hatte zur Sühne, zu seiner Ehre. Da erst rief sie den Sohn, — da erst — — verstehst Du, mein lieber, einziger Heinz, — verstehst Du, daß ich alles weiß! Ich habe eine solche Angst, nach Hause zu gehen. Ich zittere, zu erfahren, daß meine Eltern nicht so einfach wie die Eltern anderer junger Leute vom Adel sind. Ich schäme mich, daß sie nicht mal so sein könnten wie die Eltern vieler braver Frontsoldaten. Die Angst, nach Hause zu gehen, wächst, wenn ich daran denke. Ich zittere, daß mir bei Euch etwas passiere. Die Hunde Gottes hetzen den Sohn dieses Vaters. Und nun — und deshalb ... Was schreibe ich da? Wahnsinn!'

In großen kindisch verzerrten Buchstaben schrieb er, mehrere

Male wild auf die Feder drückend, das Wort ‚Wahnsinn‘ kreuz und quer durch die letzte Seite des Geschriebenen. Ähnlich noch andere Worte, wie ‚Mutterliebe! Sohnesliebe!‘ Dann in steigender Raserei auf die anderen Blätter den Satz: ‚Sohn Noas, der die Scham seines Vaters entblößt! Sei verflucht!‘ Plötzlich knüllte er alles zornig zusammen. Darauf aber faltete er die Blätter wieder auseinander. Er holte ein Licht her und verbrannte jeden der Briefbogen einzeln. Die Asche ließ er in seinen Aschenbecher für Zigaretten fallen.

Draußen bleichte im Morgendämmern ein winterlicher Garten. Bäume reckten ihre vom gefrorenen Schnee umkrusteten Zweige wie hilflos ausgestreckte Arme. Es war, als ob sie vor knirschender Kälte schrien. Der blaue Stahlhimmel preßte auf die Welt.

In Gerds Gemüt wirbelte, krachte, donnerte es. Er brach nieder. Er zuckte in einem Weinkrampf.

Einige Stunden später schickte er statt des Briefes das elfte Telegramm an Dr. Potthoff: „Werde nicht nach Hause kommen!“ Während einer Schachpartie, die er darauf wie an jedem Mittage seiner Anwesenheit mit einem alten Obersten spielte, war ihm, als ob er alles vergessen hätte. — Ganz so war ihm.

2. Kapitel.

Die Zerrbilder.

Gerd träumte oft vom Kriege, den er mitgemacht hatte. Es war oft furchtbar. Aber er war froh darüber. ‚Durch die Träume erinnere ich mich dessen, was ich Übermenschliches und allzu Menschliches erlebte; ohne die Träume vergäße ich vollends das, was mich zu dem gebildet hat, der ich jetzt bin; ohne meine Träume wäre mein Körper das Grab einer toten Seele. Ohne die Traumhaftigkeit hätte ich einen wichtigen Sinn weniger.‘

In der Nacht, die auf seine Absage nach Münster folgte, träumte er. Er sah eine menschliche Figur in einem dunklen Raum auf einer Grasbank sitzen. Sie hatte einen Helm auf. Etwas schneeweißes Haar schimmerte an den Schläfen. Das Gesicht, worin eine lange Nase mit einer knorpeligen Spitze auffiel, schien in größter Beweglichkeit zu sein. Es war wie das blöde lachende Gesicht eines Betrunkenen; auch der eine Arm schien in der Luft nach Halt herum zu balanzieren. Aber keine der Bewegungen in den Gesichtsmuskeln und in den Armen schlich und schoß in neue Bewegungen über. Jede war mitten im trunkenen Lauf aufgehalten und erstarrt.

Das Gesicht schälte sich zu größerer Deutlichkeit aus dem feuchten Halbdunkel. Es war aufgedunsen. An den Backen fehlten Fleischstücke, sie waren herausgefallen; eine Lippe war gelb und pappig und

stand verächtlich schmollend weit ab; die andere Lippe war ebenfalls abgebröckelt; sie ließ schwarze, zubeißende Zähne sehen. Die Augen waren Löcher mit einer dunklen, qualligen Masse darin. Der Helm auf dem Kopfe saß etwas schief, doch in lebendigster Keckheit. Die Figur gehörte nicht einem torkelnd auf eine Grasbank niedergefallenen Trunkenbolde, sondern einem grinsenden Toten. Es war ein in einem Unterstand verschütteter Offizier, der sich dort — gegen die Erstickung gestikulierend — den Tod geholt hatte. ‚Vater!' schrie Gerd im Schlafe.

Am nächsten Morgen war ihm das Traumgesicht nur noch ein nachschauerndes Gefühl. Ein Augenblick, dann entschwand es ihm ganz.

In der Nacht darauf hatte er dasselbe Gesicht. Am Tage danach war er lange voll Unruhe.

In der dritten Nacht erschien ihm abermals die Gestalt. Mit großen Augen starrte er sie lange an. Da war es, als ob durch eine Ritze Luft in den erdrosselten Raum dränge. Es ging ein rasselnder Atem durch den Körper der Figur. Sie hob den Arm, hob ihn und winkte um Luft, um Freiheit, um Leben, um Hilfe. Das ganze Zimmer Gerds hallte, zitterte, dröhnte von einem Schrei: Hilfe!

Der junge Graf hatte über die Vergangenheit seines Vaters Bestimmtes bisher nicht erfahren können. Über dessen Trinker- und Spielerleben kannte er nur Gerüchte. Deshalb glaubte er seines Vaters Ruf von bösen Zungen bespien. Wehe über ihn, daß er noch nichts dagegen unternommen hatte!

Gott gab ihm jetzt ein Zeichen. Gott rief seine Vergeßlichkeit auf.

Gerd erwachte, stand auf, kleidete sich an und packte seine Koffer. Mit dem Frühzuge fuhr er in die Heimat.

Für ihn stand fest, daß er den Geist, das Ansehen seines Vaters erretten müsse. Nicht nach Hause fahren wäre feige und sündhaft.

Zu niemandem sprach er von seinem Nachtgesichte. Er fürchtete, daß man ihn wegen seiner Nervenschwäche bemitleide. Vor der Heimatstadt fürchtete er sich nicht mehr. Er war ständig in bester Laune, denn er wartete auf die Gelegenheit, über die angebliche Schuld seines Vaters genaueres zu erfahren und seine Ehre wieder herzustellen. Nur konnte er nichts aushalten: kein Vergnügen, keine Arbeit, kein längeres Gespräch, kein Essen, kein Sitzen, kein Stehen, kein Schlafen. Alles wurde ihm gleich zu fade oder zu heiß, oder zu steif, oder zu drückend. Aber das war seit seiner Rückkehr von der Front immer so gewesen.

Die Frau Gräfin glaubte, ihr Sohn wäre auf ihre Vorstellungen gekommen; Dr. Potthoff war überzeugt, daß seine Gründe doch bei Gerd gewirkt hätten; alle drei Personen waren sehr zufrieden miteinander.

Die Unstätigkeit Gerds beunruhigte die Frau Gräfin nicht besonders. Sie kannte ja die Ursache. Es fehlte nach ihrer Meinung ihrem Sohne an Arbeit, und seiner Arbeit fehlte ein Ziel. Gerd sollte in die Verwaltung ihrer Güter eingeführt werden. Dazu sollte er erst landwirtschaftliche Hochschulkurse besuchen. Gerd aber erklärte, er wolle nicht mehr auf Schulbänken sitzen. Er schliefe dort ein. Das theoretische Lernen spanne ihn nicht an; es erschlaffe ihn.

Da reiste sie zuerst mit ihm herum, damit er die Schlösser, die Herrenhäuser, die Höfe, die Kornbrennereien, die Ziegeleien, die Sägewerke, die Mühlen, die Torfstreufabriken der Asseweethischen Herrschaft sähe. ‚Das wird alles Dein sein; das alles mußt Du erhalten, vergrößern und bereichern.' So sagte die Mutter. Gerd wurde sarkastisch und kritisierte alles, was ihn schief und rückständig und hart dünkte. Da er die Vorgänge nicht kannte, geschah es meist zu Unrecht. Die Mutter lächelte. Die Ungerechtigkeit seiner Kritik entschuldigte sie: ‚Er urteilt zwar falsch, aber er ist gefesselt; er ist nicht gleichgültig. Seine Irrtümer wird er später selbst erkennen. Das wird ihm nützlicher sein, als wenn ich sie ihm aufdecke.' Die Witzigkeit seiner Kritik entzückte sie: ‚Er hat Augen, er hat Verstand, er hat Munterkeit.' Sie sprach davon, daß er alles zum Fideikommiß zu erklären, zu erhöhen, sozusagen zu adeligen Habe.

‚O so gehören wir zum Adel, der arbeitet? Das ist ja schön!' Er dachte: ‚Du bist der Erzengel meines Vaters und der Schutzengel deines Sohnes.' Er umarmte sie leidenschaftlich.

Sie war selig. Es wurde ihr heiß vor Glück, denn dieses Glück, so empfand sie, würde ihre Zukunft jetzt ausfüllen wie Sonne den Horizont. Sie lebte für ihn auf. Innerlich. Sie sprach von ihren Plänen; sie war voll davon. Sie tat es jedoch trocken und sachlich, gleich mit Zahlen und Berechnungen.

Gerd dachte dabei an das Leben seines Vaters, an den Krieg und an seinen bedeutungsvollen Traum. Er öffnete schon den Mund, um die Frau Gräfin zu fragen, welchen Anteil der Vater an der Arbeit der Asseweeth habe... Sie würde sich locken lassen, über Vaters Arbeit zu sprechen. Eine Frage würde auf die andere folgen. Und so würde er ganz natürlich auch nach seines Vaters Leben fragen. Aber da fiel ihm ein: ‚Sie wird mir nur Gutes erzählen, sie wird das Schlechte verschweigen und das Schwache verschönern; sie wird aus Stolz und Schmach lügen.' Da schwieg er vor Scham. ‚Ich warte, ich warte. Es wird sich von selbst offenbaren, wenn ich an der Sühne helfen soll. Meine Sehnsucht lockt diese. Alle bösen Taten sind begierig nach Ausgleich; sie streben nach reinen Kleidern; sie schämen sich in der Häßlichkeit ihrer Schuld. Ich warte, ich warte.'

Die Heiterkeit dessen, der etwas Großes mit Gewißheit kommen fühlt, glänzte ihm aus den Augen.

Die Gräfin war zufrieden. ‚Er wird seine Unstätigkeit verlieren, sobald er einmal in der Wirtschaft befiehlt wie im Kriege über seine Soldaten.‘ Ihr ging nichts über die Arbeit, nichts über die Arbeit am eigenen Gute. Die Arbeit baut den Menschen die Wohnstätten des Glücks; die Arbeit ist der Zimmermann von eines Volkes Größe; nur die Arbeit erfindet, ordnet, denkt, grübelt, regiert. Sie heilt auch. Nein, nichts geht über die Arbeit. Sie wird auch ihren Sohn wieder gesund machen. Er leidet nur an dem Mangel an rechter Arbeit. Davon zeugte für sie jede Äußerung Gerds.

Als sie von den Besichtigungsreisen zurückgekommen waren, schickte sie ihn jeden Morgen einige Stunden auf ihre Generalrentei, wo alle ihre zahlreichen Geschäfte zusammenliefen und verknüpft wurden. Mein Sohn, so dachte sie, muß die Zusammenhänge sehen. Wenn er weiß, wozu das Kleine und Mühselige dient, wird er es selbst mit Liebe ausführen lernen und sich nicht mehr sträuben. Dem Oberrentmeister Pinnekamp empfahl sie seine Ausbildung im Verwaltungswesen.

Das wurde für Gerd eine neue Unterhaltung.

Der Oberrentmeister war ein grauer, stämmiger Mann mit Märchenaugen. Er trug stets einen Lodenanzug von derselben mittelmäßigen Dicke und derselben grünen Naturfarbe. Zu jedem Frühjahr schenkte ihm seine Frau einen neuen. Selbst bei der grimmigsten Kälte zog er keinen Überzieher an. Sommers bei Backofenhitze verschmähte er eine leichtere Joppe und einen leichteren Hut. Er war ein Kaltwasserfreund. Er badete zu jeder Jahreszeit im offenen Wasser. War es zugefroren, so schlug er sich, wie man erzählte, ein Loch in die Eisdecke. Er war über 70 Jahre alt. Dieser Kaltwasserfreund ging auch noch auf die Jagd wie ein Mann von 30 Jahren.

Gerd fand Gefallen an ihm. Er hörte seinen landwirtschaftlichen Erklärungen gern zu. Diese waren zwar trocken, aber von einer Bestimmtheit, die keinen Zweifel zuließ. Gerd hätte nie einen Witz anbringen können. Der wäre am Ernst dieses Graubartes abgeprallt wie ein leichter Spielball an der Festigkeit einer Mauer. Dieser Ernst war ungeheuer. Und der galt dem Geschlechte der Asseweeth. Sein Verwaltungsamt war ihm heilig, wie einem Priester sein Amt heilig ist. Der Oberrentmeister war ein Priester der Asseweethischen Güter, unnahbar für andere wie für Verwaltungsdinge; groß, stark, ein Hüter, ein Wahrer, ein Kassenrecke.

Gerd zog es zu dieser Felsennatur hin. Merkwürdig sicher fühlte er sich bei ihr. Alles, was der Oberrentmeister über Produkten-, Pacht-, Hypotheken-, Leih- und auch Aktiengeschäfte darlegte, hörte er still an. Dabei schaute er in die Märchenaugen des stoppeligen Graubartes und ruhte sich aus. Das war ganz wundersam.

Von den Ausführungen verstand Gerd nicht viel. Der Ober-

rentmeister stellte die Labyrinthengänge des modernen Geldverkehrs so dar, wie ein Kenner gleich ihm es verstand, nicht für einen, der noch nichts oder wenig davon begriff. Gerd tat aber so, als ob er alles verstände. Nicht nur um weiter ungestört die Seelenruhe dieses Lehrmeisters zu genießen. Er hatte noch einen geheimen Grund. Er wartete bei den Ausführungen auf eine stille Fläche, wo er seine Angel auswerfen, wo er etwas erfahren könne über die Herkunft des Asseweethischen Vermögens, über dessen Krisen. Er wartete. Er traute sich die Schlauheit zu, eine geeignete Gelegenheit zu erangeln. Deshalb ermunterte er den eifrigen alten Mann durch eine schlau begreifende Miene gerade dann am meisten, wenn es in seinem Hirn am dunkelsten drückte und am ratlosesten nach Hilfe rief. Mit seiner gewöhnlichen Wortgeschicklichkeit warf er einige aufgeschnappte Fachausdrücke in des Oberrentmeisters unterweisende Selbstgespräche. Der Oberrentmeister glaubte einen gelehrigen Schüler vor sich zu haben, denn er war ein guter Rechner und ein schlechter Seelenkenner. Er schritt lieber und schneller in der Belehrung fort. Gerd wurde dadurch nur immer unwissender, aber auch selbstsicherer in der Meisterschaft, dem grauen Rechenmeister, der anfing, sich in seinen alten Jahren noch für einen guten Vortragsmeister zu halten, hinters Licht zu gaukeln. Im höchsten Maße lobte der Oberrentmeister den jungen Grafen bei der Gräfin-Mutter.

Diese frohlockte: ‚Behalte ich nicht recht? Er läßt sich fesseln. Er begreift die großen Zusammenhänge! Die Arbeit! Die Arbeit! Gott segne die Arbeit!‘

Gerd fand es sehr unterhaltend bei dem rentmeisterlichen Graubart. Er ging jeden Morgen zu ihm hin, regelmäßig und pünktlich wie einer der dort angestellten Schreiber. Spannend zog es ihn hin. Die Erwartung großer Dinge warf über die dort zu verbringenden Stunden goldene Netze. Er wartete. Er wartete.

— — — — —

Alles reizte ihn, nichts erfüllte ihn. Es war, als ob er in allen Menschen und Dingen etwas suche und dies nicht fände.

Die jungen Herren seines Standes waren zum größten Teil weit von Münster an irgendeiner Front, in irgendeiner Etappe, da, wo das Schicksal des Krieges die Männer nur hintreiben kann; einige wenige standen als Garnisondienstfähige oder Genesende in Gerds Vaterstadt. Diese hatte Gerd zu einem Klub vereinigt, den er ‚Die Freiheit‘ nannte; die Mitglieder hießen ‚Die Freien‘. Kühn und übermütig hatte Gerd dem Klub im gefesselten Prometheus ein Sinnbild gegeben, — eine sehnige, herrliche Gestalt, in Qualen am Felsen angeschmiedet, aber frohlockend in seiner Pein, denn das Feuer seines Geistes befreite die Menschheit und bahnte ihr neue Wege des Heils und der Größe. Sein Körper war zur Ohnmacht gezwun-

gen, sein Geist aber frei; der Besiegte stand so da als Sieger. In einer kleinen wappenähnlichen Zeichnung hatte Gerd selbst das Bild als Vereinsabzeichen gezeichnet und stechen lassen. Die Mitglieder wollten sich zusammenfinden, um sich von der Last des Krieges zu befreien. Die Last lag in dem Zwange der äußeren staatlichen Gewalt, jeder Zeit gehorchen zu müssen und in der Finsternis, worin ihr eigenes Schicksal und das Schicksal ihres Volkes verborgen war. Die Befreiung winkte in der Unerschrockenheit, womit die Mitglieder sich über alle Ereignisse und Persönlichkeiten die Wahrheit sagen wollten.

‚Die Wahrheit,' sagte feurig Asseweeth in seiner Rede zur Einweihung des Klubs, ‚die Wahrheit ist der heilige Quell, der uns die Blindheit des Scheins von den Augen nimmt, der die Dinge des Truges entkleidet, so daß wir Irrtümer erkennen, die richtigen Wege sehen, Fallstricke vermeiden, die Schuld entschleiern und zu unserem Heil tausend Erfindungen machen. Unsere Sehnsucht nach Wahrheit ist unsere Begier nach Kraft und Schönheit. Unsere Sehnsucht ist eine Laterne, womit wir in der Finsternis dieser Kriegszeiten herumleuchten unter unseren Feinden, Freunden, Nächsten in Stadt und Land und in der ganzen Welt. Nichts soll uns hindern wie die Finsternis der Lüge selbst, die dann manchmal für unsere Laternen zu dick sein wird. Aber an den Bildern, die in unserem Lichtlein erscheinen, wollen wir unseren Geist verlustigen und erbauen. Dann werden wir die Luft der göttlichen Wahrheit verspüren. Wir werden uns als die Freien erfreuen, je mehr wir die Gebundenheit unserer Not einsehen.'

Wahrheit! Wahrheit! Nie hatte Gerd sie bisher in seiner Seele und in seiner Welt vermißt. Jetzt brannte sie in ihm wie Hunger in den Eingeweiden. Er schrie nach ihr wie um sein Heil. Sie wurde ein Schlachtruf, ein Feldzeichen. Wahrheit! Wahrheit! Sie war für ihn ein Ideenrausch, jugendlich erobertes Geistesland. Jung fühlte er sich. Ganz wie die Studenten, die riefen: Freiheit! Freiheit! Es fiel ihm nicht ein, daß andere Menschen schon längst nach ihr gesucht und sie kennen gelernt haben könnten.

Die erste Sitzung des Klubs fand in den Räumen des Prinzenhofes statt. Nach der Eröffnungsrede zerbrach man den Hals von Sektflaschen, deren Anzahl nachher nur der Kellner wußte. Dabei wurde die Sitzung zu einer Vorstellung. Gerd hatte in dem getäfelten Raum, an dessen Wänden auf hohen Borten bunte Vasen, Teller und Krüge standen, eine von ihm selbst zusammengestellte Laterna magica aufgebaut. Der Raum war dunkel wie das Chaos der Welt. Auf dem großen Leinentuch, einem riesigen Betttuch älterer Mode aus Mutters Leinenschränken, zauberte er die Schattenrisse von Zeichnungen, die er auf Pappe geritzt und dann sorgfältig aus-

geschnitten hatte. Er schob sie nacheinander vor das Licht. Er hielt dabei im größten Ernste sowohl harmlose wie gepfefferte Erklärungen.

Wahrheit! Wahrheit! Nie hatte er sie bisher in seiner Seele und in seiner Welt vermißt. Jetzt wunderte er sich, daß sie so selten wäre. Es schien ihm, als ob dies noch kein Mensch vor ihm gefunden hätte. Alle sprachen von der Wahrheit wie Damen von einem Kleide, oder sie schwiegen gänzlich davon, weil sie sie nicht kannten. So sagte Gerd. Freude war es ihm, den Mund darüber aufzutun. Er meinte eine Geißel zu schwingen, während er seine Schattenrisse einen nach dem andern vorüberziehen ließ. Er war überzeugt, daß diese Unterhaltung eine Aufklärung und sein Hohn eine Reinigung wäre.

Es erscheint auf der weißen Leinwand das Zerrbild des Bataillonsarztes, der die Kranken mit den Blicken untersucht und dasselbe Heilmittel einem jeden verschreibt: Aspirintabletten gegen Krampfadern, gegen Schlaflosigkeit, gegen Schnittwunden am Finger, für Magenkrankheiten. Für einen, der ein Geschwür am Halse hat, gibt er sie auch, denn Aspirin treibe alle Fäulnis ans Licht. Es ist ein großer, starker Herr, dieser Bataillonsarzt. Er hat einen Nacken wie ein Stier und Hamsterbacken, die vor rotem Überwohlsein platzen wollen. Er hat eine schnarrende Stimme. Er, von dessen Wahrheitsliebe und Pflichteifer Freude, Leben und Zukunft von Tausenden abhängen, gebraucht seine Stimme, als befehle er Soldaten, in den Tod zu gehen. Gerd ahmt diese grauenhafte Stimme nach.

Die Klubbrüder glauben, daß man über einen so unmöglichen Arzt nur lachen müsse. Sie tun es eifrig, laut, freigebig. Und dann trinken sie wieder und schauen das neue Zerrbild an.

Der Simulant. Ein Soldat, der Angst vor der Front hat und der sich verrückt anstellt. Er macht immer Schwimmübungen. Darin ist er von tapferster Ausdauer. In allen Lagen macht er sie: bei der Untersuchung, beim Essen, schlafend im Bett; er wird mager und bleich im Durchhalten seiner Schwimmübungen. Er wird krank, ernstlich krank. Immer noch glauben die Ärzte, er simuliere. Er kommt vor die Richter. Da schwimmt er auch. Er schwimmt immer. Schließlich wird er entlassen. Als Zivilist schwimmt er aber auch noch aus Angst, wieder zum Militär eingezogen zu werden. Ständig schwimmt er: beim Essen, Schlafen, Gehen, stets. Er ist jetzt wirklich verrückt geworden. Die Klubbrüder lachen, weil ein Schauder sie packen will.

Gerd beschwört die schwarzen Umrisse des Professors, der den Krieg als die Wiedergeburt von Zucht und hohem Sinn verherrlicht und begeistert ausruft, er würde, wenn das Vaterland riefe, selbst

noch die Flinte auf den alten Buckel nehmen; Gerd beschwört ihn dann, als das Gesetz über den Hilfsdienst herauskommt und er ein Reklamationsgesuch schreiben läßt, um ein Maulheld hinter der Front bleiben zu können. Das Witzige ist dabei, daß er nicht nötig hat, sich zurückstellen zu lassen. Er würde nie ein brauchbarer Soldat werden. Gerd nennt ihn den Schatten Fichtes. Er ahmt seine säuselnde, kranke Stimme nach und seine Riesengedanken, die in einem Zwergkörper stecken. Er trägt einen bekannten Namen. Alle Klubbrüder lachen, obschon etliche nicht wissen, was es heißt, ein Schattenbild Fichtes zu sein; aber sie verstehen die Lächerlichkeit vom Maulhelden.

Gerd zeigt den Kriegslieferanten, dem seine Wuchergewinne lieber sind als seine Söhne. Wenn er den Frieden herbeiführen und seiner Söhne Leben retten könnte, so würde er das nicht tun, wenn er dadurch gleichzeitig ein paar tausend Mark verlöre.

Die Klubbrüder klatschen Beifall, denn sie sind Alldeutsche.

Gerd hat Echo gefunden. Er glaubt, alle seine Freunde dürsteten wie er nach Wahrheit. Er bemerkt nicht, wie viel Sekt sie trinken. Er glaubt, er brächte ihnen Klärung und einen geistigeren Rausch. Wahrheit! Wahrheit!

Gerd wird kühner. Er zeigt ihnen ein Bild, das er betitelt: Adel, der führen möchte und angeführt wird.

Eine hagere Gestalt. Der Nacken quillt über den weißen Kragen. Viele Striemen der Reife am Halse unter dem Kinn. Einen schiefen, verachtenden Mund. Eine Säufernase. Ein glotzendes Auge und eines mit einem Glase davor. Er hat eine Glatze. Er ist Major hinter der Front: Abteilungsleiter in einer hohen Behörde. Er läßt sich von bürgerlichen Gefreiten und Unteroffizieren die Verfügungen ausarbeiten. Wenn er zum Vortrag beim Chef der Behörde geht, so nimmt er noch Zettel mit, die er abliest, als wären es seine eigenen Notizen. Er tut das alles mit unnachahmlicher Überlegenheit. Niemand außer seinem Stande sieht er für voll an. ‚Nur wenn wir mit ihm voll wären, würde er uns für voll halten,‘ bemerkt anzüglich sein tüchtigster und bissigster Schreiber. Dieser wie alle anderen Bürgerlichen sind die Lichter, womit dieser entartete Adelsvertreter noch leuchtet. Er hat Verachtung dafür; sie haben Witz dafür. Sie legen ihm eine Verfügung vor, die ausspricht, daß der Graf wegen Hochverrats an seinem Volk, dem er ein falscher Führer sei, zum Tode verurteilt werde. Er unterschreibt sein eigenes Todesurteil.

Gerd muß einen Augenblick auf den Beifall warten. Da lacht jemand so ganz herzlich, so ganz für sich. Lacht er über die Karikatur des Adels oder über die, die darüber nicht gleich zu lachen vermochten?

Es ist Pit von Achterhuisen-Klahold, ein strammer, junger Mensch mit einem häßlichen Gesicht.

Als er kleiner Junge war, wurde er nach seinen schönen Geschwistern den Gästen gezeigt mit den Worten: ‚Und da haben wir auch noch Pit.‘ Er gehörte einer reichen, alten Familie an, war aber stets nur das fünfte Rad am Wagen. Wenn seine Geschwister im Wagen fuhren, folgte er zu Fuß oder auf einem Zweirad. Assweeth wurde er mit den Worten vorgestellt: ‚Und da ist auch unser armer Pit wieder.‘ Eine vorlaute, junge Stimme fügte hinzu: ‚Er hat ein lahmes Bein. Aber das hat er nicht im Kampfe davongetragen wie sein Bruder das linke Glasauge. Pit ist nur in einen Granattrichter gefallen, und da . . .‘ ‚Und da‘, führte Gerd, sich an Pit wendend, die Rede fort, ‚haben Sie gelegen und gelitten, während andere stürmten und schossen und handelten. Und Sie bluteten und brachten dem Kaiser Ihre Bedrängnis zum Opfer. Bravo!‘ Er lachte und zeigte seine Heiterkeit.

Pit sah die Verlegenheit seiner Mutter. Er sah, wie seine nasenweise Nichte wütend angeblitzt wurde. Seine Blicke saugten sich voll am lustigen Glanze von Gerds Augen. Beide drückten sich warm die Hand. Seit diesem Augenblick ist Pit Achterhuisen von Assweeth begeistert. Und wenn er zu Gerds Schattenbild vom ‚Adel, wie er statt zu führen angeführt wird‘, lacht, so kommt es von Herzen, und er denkt sich etwas dabei.

Nach ihm lachten die anderen laut, lärmend, mit vielen Ahs in allen Tonarten.

Gerd glaubt den Zweck der ersten Klubsitzung erfüllt. Er ist in bester Laune. Man erwählt ihn zum Präsidenten der Freien und tauft ihn bei der letzten Sektflasche zum entfesselten Prometheus. Gerd kündigt für die zweite Sitzung einen Beitrag über die Männer der russischen Revolution: Charakterskizzen von Achterhuisen — an.

— — — — —

Zwei Tage nachher begegnete Gerd der Baronesse von Spiegelberg. Sie hieß Anni. Wegen der Armut ihrer Eltern hatte sie in Köln am Rhein ein Mädchengymnasium besucht. Daher war sie witziger als die meisten ihrer Standesgenossinnen. Sie war seit zwei Jahren eine Waise. Seit dieser Zeit lebte sie bei ihrem Vormund und Onkel, dem Freiherrn von Beevern. Sie beschäftigte sich jetzt als Rote-Kreuz-Schwester. Seit Anfang des Krieges tat sie es.

‚Jetzt werden wir auch im Damenklub Ihre Schattenbilder sehen,‘ sagt sie zu Gerd. Er ist erstaunt und sagt: ‚So?‘ — ‚Ja, wissen Sie das noch nicht, und Sie sollen sie uns vorführen?‘

Er hat seine Schattenbilder längst vergessen. Und auch wann die nächste Klubsitzung ist, weiß er nicht mehr bestimmt. Wie ein-

guter Junge, der keinem eine Freude verderben will, erwidert er: „So sind die alten Tanten auf meine schwarze Teufelskunst neugierig?'

‚Ja, das wohl auch,' sagt sie gedehnt und denkt: ‚Er meint wahrhaftig, es sei ernst mit der Einladung.' Sie plaudert weiter: ‚Für die alten Tanten wird es ein Skandal sein. Sie werden die Taschentücher vor die Augen halten.'

‚Skandale sind für die Gesellschaft, was für die Luft Gewitter,' antwortet er unternehmungslustig.

Sie versucht, ihn zu der Ansicht zu bringen, daß er besser daran täte der Damen wegen, seine Schattenbilder wo anders, zum Beispiel bei sich zu Hause, einem weiteren Kreise vorzuführen. Durch allerlei Anspielungen strebt sie danach, aber ihre Worte verfehlen das Ziel.

Sie riskiert sogar eine Warnung: ‚Man will Sie einladen, Graf Gerd, wenn Ihre Mutter auf Gut Uhlenbrock ist.'

‚Ah, kindlich!' antwortet er. ‚Glauben die Tanten, ich wagte mich mit meinen Zerrbildern nicht vor meine Mutter? Sie war die erste, die sie sah. Nächst Achterhuisen hat sie am besten darüber gelacht.'

‚Auch über das letzte Bild: Der Adel in der Karikatur?'

‚Aber darüber erst recht,' erwidert er lachend. Mutter bemerkte: ‚Was man verspottet, ist noch nicht tot. Schlimmer steht es erst um den Adel, wenn man gar nichts mehr über ihn sagt.'

Baronesse Anni verzweifelt an ihm. ‚Er versteht aber auch gar nicht, er ahnt nichts. Ist er denn beschränkt?'

Er ist jetzt wieder Feuer und Flamme zu seiner Wahrheitsflagge und seinen schwarzen Bildern.

Da verdüstert sich ihr Gesichtchen. Ein Ausdruck von Angst trübt ihre grauen, klugen Augen.

Er sieht nichts, er bemerkt nichts. Er denkt: ‚Wo finde ich meine Pappenbilder wieder? Wohin verlegte ich sie? Wo mag sie Fritz, der Dienerjunge, aufgeräumt, hingesteckt, weggeworfen, verbrannt haben?'

— — — — —

Gerd steht in einem Kreise von alten und jungen Damen und alten Herren und Klubbrüdern im alten Klubhause der adeligen Damen auf dem Alten Fischmarkt und führt seine Schattenkunst vor. Ringsum ist Nacht. Er zeigt eines nach dem andern mit neuer Spannung, denn er hat jedes neu erfinden, auf Pappe aufritzen und ausschneiden müssen. Sein Diener hatte sie im Papierkorb gefunden und verbrannt. Er zeigt ein Bild nach dem andern und ahmt die Stimmen der vorbeischwebenden Schatten nach. Er findet Lachen und Händeklatschen als Beifall. So selbstverständlich war das.

Gerd hatte sich das eigentlich anders gedacht, nicht so einfach, mit Hindernissen: ein Beifall, der sich mühsam wie ein Geständnis losringt, dazwischen ein Zischen, das Skandal ankündigt. Gerd empfand Angst, eine merkwürdige Angst ohne erkennbaren Grund. An seiner Stimme und am Zuge seiner Hände merkte man nichts.

Er zeigte sein letztes Bild: Adel, der führen möchte und angeführt wird. Es filmt vorbei. Eine Pause. Kein Beifall. Eine heranrollende Erwartung. Gerd ist es, als ob er erwache. Er wendet sich um in das Dunkle, woraus hier und da Teile von Gesichtern vergeistern.

Neben ihm sagt eine rauhe, etwas unsichere Stimme: ‚Achtung! Eine Abwandlung: Adel, der führen möchte und angeklagt wird.‘

Ein Schattenbild platzt auf die Leinwand. Gerd starrt. Er sieht eine Riesenspinne, die in jedem ihrer tausend Spinnefädenfüßchen einen zappelnden Menschen hält. Der Kopf der Spinne — Himmel und Hölle — das war der Kopf der Gräfin Asseweeth, seiner Mutter. Die Worte, die darunter stehen, heißen: ‚Die Opfer der Speku......‘ Mehr erfaßt Gerd nicht. Das Bild versinkt im Toben der Versammlung. Rufe schwirren: ‚Das ist zu stark!‘ Pit Achterhuisen schreit: ‚Verleumdung!‘

Es braust in Gerd. Donnert die Gelegenheit heran? Was hat seine Mutter mit der Schuld zu tun? Verriet es das Zerrbild? Die Schuld der Asseweeth wird hergewälzt. Gott, Gott ist nahe! Er sprach in der Stimme des Mannes, der das letzte Bild filmte. Ihn sehen, ihn erkennen, ihn zwingen . . . Ah, die Gelegenheit. . . .

Gerd springt nach der Tür; er tastet bebend nach dem elektrischen Knopf. Er findet ihn nicht. Er schreit in den Tumult hinein: ‚Licht! Ich verlange Licht!‘ Er überschreit sich kindisch: ‚Im Namen meiner herrlichen Mutter!‘ Er schreit weinerlich, so erregt ist er.

Er sucht immer den elektrischen Knopf. Da — — Licht knallt in das Knäuel von Dunkelheit. Stille. Geblendet suchen Gerds Augen ein Gesicht. Eine Mädchenhand, rötlich weiß, zart wie eine Blüte, flimmert vor seinen Augen vorbei. Jemand schiebt seine Finger vom elektrischen Knopf. Dunkelheit düstert herab.

‚Baroneß Anni,‘ schreit Gerd.

‚Hinaus, hinaus! Ist er noch nicht fort, der Verleumder?‘ schreien andere.

Gerd hat wieder aufgeknipst. An den frohen, verschlagenen, verschmitzten Gesichtern erkennt er, daß es zu spät geschieht.

‚Baroneß Anni,‘ bricht er los, ‚Sie haben meinem Feinde geholfen, daß er hinauseilen konnte.‘

Gerd stürmt hinterher hinaus. Er stürmt durch alle offenen Zimmer des Gebäudes.

‚Ich errate seinen Namen. Baron Meerheim ist es. An seiner Stimme errate ich ihn. Er spricht so unrein rauh, als ob er Schlamm im Schlunde hätte. Ich kenne ihn. Ich hasse ihn. Er haßt mich.‘

Die ganze Nacht lauert er ihm in der Straße auf. Den ganzen nächsten Morgen auch. Er glaubt nicht von ihm, daß er habe längst entweichen können.

Er sieht nicht die Sternenpracht der Nacht. Er fühlt nicht den Regen am Morgen. Er wartet.

Gegen Mittag bringt ihm Achterhuisen die Nachricht, daß Meerheim um 11 Uhr nach der Front abgereist sei. Da wird Gerd steif, hart, verschlossen. Seinen besten Freund behandelt er schroff.

‚Gott ist wider mich,‘ denkt er. ‚Er entriß mir die Gelegenheit. Bin ich ihrer nicht würdig?‘

Drei Tage darauf erhielt er eine Besuchskarte mit einem großen schwarzen Kreuz aus Tinte darauf. Auf der Rückseite stand: ‚Meerheim ist in der ersten Stunde nach seiner Rückkehr in den Schützengraben von einer verirrten Kugel gefallen. Er war kein böser Mensch. Er hatte es sich nur in den Kopf gesetzt, Sie zu strafen, weil er es für zu frech hielt, daß Sie auch beim Adel die Wahrheit des Bürgers suchten. Er übertrieb, wie Sie übertrieben.‘

‚Das kommt vom Komteßlein Anni,‘ denkt Gerd. ‚Mein Schicksal sollte sich nicht mit dem Schicksal dieses jetzt toten Menschen kreuzen. Er war nicht die Gelegenheit. Noch nicht! Warten!‘

Er fühlte Musik in sich. Dann hatte er alles vergessen. Es war wie früher.

(Fortsetzung folgt.)

Das preußische Wahlrecht und die künftige Stellung Preußens im Reiche

Von Martin Spahn

Im Juni und Juli dieses Jahres beriet das preußische Abgeordnetenhaus die Wahlrechtsvorlage in dritter und vierter Lesung. Da wurde nicht mehr wie in der ersten ein halbes Jahr zuvor um das gleiche Wahlrecht grundsätzlich gestritten. Es stand plötzlich das Verlangen nach ‚Sicherungen' gegen die radikale Wirkung, die das gleiche Wahlrecht haben kann, im Mittelpunkte der Erörterungen.

Den Anstoß gab ein Zentrumsantrag, der in seiner ursprünglichen, in den Anfang des Jahres 1918 zurückreichenden Gestalt lediglich das Verhältnis von Kirche und Staat in Preußen und die Konfessionalität der Volksschule dem Bereiche der laufenden Gesetzgebung entrücken und unter den Schutz der Verfassung stellen wollte. Das Verhältnis von Staat und Kirche war in Preußen früher schon einmal durch die Verfassung verbürgt. Die es regelnden Artikel wurden im Jahre 1875 in der Siedehitze des Kulturkampfes aus der Verfassung gestrichen. Das Zentrum drängte jetzt nicht mehr auf die Wiederherstellung der einstigen Bestimmungen. Es wollte sich damit bescheiden, daß die gegenwärtige, der Kirche noch nicht wieder gleich günstige Ordnung der kirchlichen Rechte von der Verfassung unter ihren Schutz genommen würde. Ebenso war es bereit, seinen Widerspruch gegen die Ausnahmen aufzugeben, die das preußische Schulunterhaltungsgesetz von 1906 für einige preußische Provinzen von dem Grundsatze der Konfessionalität der Volksschule machte. Nur im Rahmen dieses Gesetzes versuchte es, auch die konfessionelle Volksschule zu sichern.

Unter der Herrschaft des Konstitutionalismus wurden von je überkommene Einrichtungen des Staatslebens, die man erhalten wollte, oder besonders wertvolle neue Einrichtungen oder auch die wichtigsten Rechte der einzelnen Bürger dadurch möglichst verbürgt, daß man sie niederschrieb, zu einer Verfassung zusammenstellte und Änderungen an ihr nur nach Erfüllung gewisser Förmlichkeiten oder unter schweren Bedingungen zuließ. Daran hielt sich nun das Zentrum. Bis zur dritten Lesung verschob sich indessen der Ton, der anfangs auf dem Antrage lag, nicht unwesentlich durch Ergänzungen, die die Fraktion ihm hinzufügte. Es war, als wenn sie für den verstärkten Schutz, den sie für Kirche und Schule beanspruchte, dem Radikalismus eine Gegengabe schuldig zu sein glaubte. Also sah der Antrag nun auch vor, daß auf die besonderen Förmlichkeiten, die der Gesetzgeber bei Änderungen der preußischen Verfassung bisher zu beachten hatte, künftig verzichtet werden sollte. An ihrer Statt wurde für alle Abstimmungen über Verfassungsänderungen nicht mehr eine einfache, sondern eine qualifizierte, eine Zweidrittelmehrheit vorgeschrieben.

Die bedeutsamste Förmlichkeit, die das preußische Gesetz kennt, ist die Wiederholung der dritten Lesung nach 21 Tagen. Im Reichstage werden

gelegentlich Entscheidungen von höchster Tragweite innerhalb weniger Stunden getroffen, namentlich wenn seine Mitglieder nach Hause drängen. Seine dritten Lesungen stehen oft unter dem Drucke der Übermüdung und Erschöpfung der Mitglieder. Das preußische Gesetz hat der Gefahr, die in einem solchen Zustande liegt, vorgebeugt. Gilt es eine Verfassungsänderung, so müssen die Abgeordneten wiederkommen. Sie haben Muße, sich die Dinge zu überlegen. Die Öffentlichkeit kann ein Wort dreinsprechen. Die Vorschrift der Zweidrittelmehrheit hat nicht den gleichen Wert. Wer den parlamentarischen Betrieb kennt, weiß, daß es gar nicht so schwer ist, in besonders erregten und drängenden Augenblicken große Mehrheiten zu bilden. Das jüngste, eindrucksvolle Beispiel dafür bietet die Abstimmung über die Friedensresolution des Reichstags. Aber der Ersatz des Verlangens einer wiederholten Abstimmung durch das Verlangen einer qualifizierten Mehrheit liegt freilich ganz in der Richtung der sonstigen Anstrengungen, die das Abgeordnetenhaus zur Abstumpfung der Waffe des gleichen Wahlrechts in den Händen der Linken machte. Der Zentrumsantrag paßte sich durch diese Ergänzung den Anträgen verwandten Geistes an, die von anderen Parteien herrührten.

Die besitzenden Klassen, die am Ende des 18. und in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts den Konstitutionalismus zur herrschenden Staatsform machten, haben es überall für nötig gehalten, Bremsvorrichtungen dagegen anzubringen, daß er nicht mit der Zeit den Radikalen zum Siege verhelfe. Die erste und vielleicht stärkste Sicherung stellte das Mittel der geschriebenen Verfassung dar. Doch auch andere verhältnismäßig brauchbare Sicherungen hatte man anfangs noch zur Verfügung. Man erhielt das Königtum, nachdem man ihm die Giftzähne des Absolutismus ausgebrochen hatte, möglichst bei Kräften. Man errichtete zwei Kammern und baute auf den Widerstand, den die Erste Kammer der Zweiten leisten würde. Man zügelte die Zweite Kammer weiterhin dadurch, daß ihr nur ein beschränktes Wahlrecht zuteil wurde. Nach und nach aber gewannen die Radikalen dennoch an Einfluß. Der Konstitutionalismus lebt, ausgesprochen oder nicht, von der Lehre der Volkssouveränität. Wann immer er mit den geschichtlich überkommenen dynastischen Kräften der europäischen Staatswesen in Widerspruch geriet, mußte er zu dieser Lehre und damit zum Gebot der Massen als letzter, unwiderruflicher Entscheidung seine Zuflucht nehmen. Die Volkssouveränität drückt sich in dem allgemeinen Willen der Volksangehörigen aus. Mehrheitsbeschlüsse formulieren ihn. Die Entwicklung strebt dahin, daß die beschließende Mehrheit immer mehr auch wirklich der Mehrheit der Volksgenossen gleichkommt. Daher mußte das Wahlrecht Zug um Zug erweitert werden. Seine Erweiterung ist unter dem Konstitutionalismus noch stets den Radikalen zugute gekommen. Zugleich zeigte sich jedoch, daß sich die von den Besitzenden angewandten Sicherungen rasch abnutzen. Man mußte bald zu weniger wirksamen Sicherungen greifen.

Soweit sind wir nun auch in Preußen.

Grundsätzlich kann der Masse und der sie hinter sich herreißenden Arbeiterschaft das allgemeine und gleiche Wahlrecht nicht mehr versagt werden. Da klammerten sich denn die bürgerlichen Parteien an die Hoffnung, durch einige Vorbehalte das grundsätzliche Zugeständnis noch an seiner vollen praktischen Auswirkung zu hindern, einen Übergangszustand vom Besitz- zum gleichen Wahlrecht zu erzeugen. Deshalb waren sie sofort bei der Sache, als die Regierung ihnen vorschlug, die bestehende Wahlkreiseinteilung für die Zweite Kammer ungeändert in die Zeit des neuen Wahlrechts mit hinüberzunehmen, weil den Radikalen dadurch noch einige Sitze vorenthalten werden können. Erwägungen gleichen Ursprungs gaben den Konservativen und Nationalliberalen Anlaß zu ihren Anträgen auf Zusatzstimmen. Zwar kommt der radikale Zug, der unser öffentliches Leben durchweht, gar nicht so sehr von den einzelnen, nicht aus dem Volke, sondern von den Parteien her, und sie pflegen heute die meisten Wähler, die sich ihnen im jugendlichen Alter anschließen, für das ganze Leben einzuspinnen. Zudem wissen wir gar nicht, ob nicht gerade die älteren Männer, die zum Kriegsdienst eingezogen wurden, in erregter Stimmung heimkommen werden. Dennoch versprachen sich die Konservativen und beträchtliche Teile der Mittelparteien vor allem von der Gewährung einer Zusatzstimme an die mehr als Vierzigjährigen eine ins Gewicht fallende Wirkung zugunsten der nichtradikalen Parteien. Sie dachten daneben noch an eine Zusatzstimme für die Familienväter, für Selbständigkeit, für Seßhaftigkeit oder für Wähler, die eine bestimmte Frist in ein und demselben Arbeitsverhältnis ausharren. An diese schon mit den Anfängen der Vorlage verknüpften, ja zum Teil ihr vorauseilenden Bemühungen schloß sich schließlich seiner Absicht nach auch der Antrag des Zentrums auf die Forderung einer Zweidrittelmehrheit für alle Verfassungsänderungen an. Der letzte Gedanke aller Anträge war, dem Radikalismus noch möglichst viele Steine in den Weg zu wälzen, damit es ihm trotz des gleichen Wahlrechts nicht leicht gelingt, in der Zweiten Kammer die Herrschaft an sich zu reißen.

Die Konservativen faßten in der vierten Lesung alle in diesen Rahmen sich einfügenden Anträge auf einer mittleren Linie zu einem großen Sammelantrage zusammen, der einen Zwischenzustand zwischen der verlorengegebenen Geltung des Besitzwahlrechtes und der nahenden Geltung des gleichen Wahlrechtes zu schaffen und festzulegen bestimmt war. Über die bis dahin aufgestellten Forderungen gingen sie nur in einem Punkte hinaus, indem sie für Verfassungsänderungen eine Dreiviertelmehrheit, nicht bloß eine Zweidrittelmehrheit verlangten. Ihr Antrag wurde mit erheblicher Mehrheit angenommen. Die Zahl der Anhänger des unbeschränkten gleichen Wahlrechts senkte sich in dieser Lesung bis auf etwa 160. Kaum noch ein Drittel des Hauses stimmte dafür.

Was aber bedeuten diese letzten Sicherungen, zu denen die Vertreter des Besitzes greifen, gegen die vor einem Jahrhundert für sie verfügbaren Sicherungen? Und doch haben selbst diese nur die Entwicklung verlangsamt.

Keine Sicherung vermochte ihr je den Weg zu verlegen. Darum müßte es sich die Rechte doppelt und dreifach überlegen, ob sie die moralische Wirkung einmütiger Gewährung des gleichen Wahlrechts an die preußische Arbeiterschaft um den Preis zerstören will, bei seiner Einführung doch bloß Schutzwälle von geringem Verteidigungswerte aufrichten zu können. Die Rechte des Abgeordnetenhauses hat seit der ersten Beratung der Vorlage im Dezember 1917 schon viel Selbstzucht bewiesen. Sie hat der Zwangslage, worin sich der Staat befindet, weit nachgegeben. Vielleicht reift ihr in letzter Stunde die Einsicht, daß ihre Anstrengungen nur noch dann Aussicht auf Erfolg haben, wenn sie ihnen ein ganz neues Ziel setzt, sie mit entschlossenem Zugriff auf einen Ersatz für den abgewirtschafteten Konstitutionalismus richtet, der besser als dieser dazu taugt, den Staat vor dem Radikalismus zu bewahren und zu erhalten. Nicht innerhalb des Konstitutionalismus läßt sich das Heil schaffen. Es muß Verfassungsgedanke gegen Verfassungsgedanke gestellt werden.

Der Konstitutionalismus ist unentrinnbar dem Druck der Masse verfallen. Bei seinem geistigen Ursprung aus dem Individualismus der Aufklärungszeit vermag er die Masse nicht zu organisieren. Sie bleibt für ihn die Summe der einzelnen; er vermag sie nicht als Volk zu fassen und zu gestalten, nicht zur Mitarbeit am Staate zu erziehen. Zu einer solchen Mitarbeit fähig kann nur ein durch seine Arbeit gegliedertes, in ihr aber auch geeintes und durch sie aufeinander angewiesenes Volk werden. Darum hieße es schon den Grundstein des Neubaus legen, wenn das Herrenhaus der Ersten Kammer eine durchgreifende ständische Ordnung gäbe und wenn es bei der Regelung des Wahlrechts für die Zweite zugleich der Bedeutung der Kopfzahl und des Bodens, dem Bauern und dem Arbeiter als den beiden Grundpfeilern im Bau unseres ganzen Wirtschaftslebens gerecht würde. Alle Sicherungsbemühungen des Abgeordnetenhauses entsprangen im tiefsten Grunde dem Wunsche, den Arbeitermassen möglichst lange entscheidenden Einfluß auf den Staat zu verwehren, weil man durch ihn nicht nur die eigenen Besitzinteressen — wie die Radikalen behaupten —, sondern auch den Staat gefährdet glaubt. Der Standpunkt ist auf die Dauer unhaltbar. Entweder wachsen die Arbeiter ebenso wie alle älteren Schichten in den Staat hinein, oder der Staat muß untergehen. Die Aufgabe kann also nur sein, die Arbeiter aus einer Proletariermasse in einen Stand umzubilden oder ihnen vielmehr bei der schon im Wege befindlichen Umbildung behilflich zu sein und den Stand Seite an Seite mit den anderen Ständen und im Zusammenspiel mit ihnen in den Staat hineinzuziehen.

Um das Jahr 1840 forderte König Friedrich Wilhelm IV. eine Reihe ausgezeichneter Maler zum Wettbewerb für ein großes Gemälde auf, das ihn und die Königin im Augenblick ihres Hintritts vor den himmlischen Richter am Tage des Jüngsten Gerichts zeigen sollte. Der Maler Philipp Veit suchte seinem Entwurfe symbolische Bedeutung für den Gesamtinhalt der preußischen Geschichte dadurch zu geben, daß er das Königspaar

auf dem Throne, umgeben von Vertretern der Geistlichkeit und des Beamtenstandes, des Offizierskorps und der schönen Künste, darstellte. Den ganzen Nährstand aber zu Füßen des Thrones, das Volk, kennzeichnete er nicht nach den verschiedenen Arten seiner Betätigung, sondern faßte ihn im Gegenteil dadurch in eins zusammen, daß er alle seine Mitglieder demselben Gesetz des Alltagslebens unterworfen schilderte, von Elternsorge behütete Kindheit, Gründung eines Haushalts, harte Arbeit und Tod. In der Gegenwart ist die Aufgabe eine andere. Da gilt es, den Preußenkönig mit der Fülle zeitgenössischen ständischen Lebens zu umgeben. Das ist die wirksamste Sicherung des preußischen Staates, die allen andern jetzt vorausgehen muß.

Tritt aber jetzt wieder die ständische Gliederung in unserem Staatswesen neben die nach politischen Parteien, so muß zu ihrer Festigung auch das Abhängigkeitsverhältnis gelöst werden, worin sich bei uns die öffentliche Meinung vom Parlamentariertum und den Parteien befindet.

Wir übernahmen diese Abhängigkeit nach 1815 als etwas Selbstverständliches mit dem gesamten Konstitutionalismus von Frankreich her. Aber sie versteht sich nicht von selbst. England hatte im 18. Jahrhundert eine öffentliche Meinung, die nicht einfach die An- und Absichten der Unterhausmitglieder wiederhallte. Die großen Erneuerer des inneren Staatslebens auf englischem Boden zu jener Zeit kamen gegen das den staatlichen Aufgaben nicht gewachsene Unterhaus auf, weil es noch außerhalb des Unterhauses eine Macht gab, durch die sie das Denken und Trachten ihrer Nation mit sich zu reißen vermochten. Erst im revolutionären Frankreich geriet die Publizistik in die geistige Knechtschaft des Parlamentariertums. Nun hat sich auch im deutschen Volke während des Krieges zum ersten Male etwas wie eine selbständige öffentliche Meinung hervorgewagt und gegen den Reichstag und seine Parteien zur Geltung gebracht. Sie heißt es hegen und aufrichten. Denn sie wird am besten in den unausbleiblichen Reibungen zwischen berufsständischer Bewegung und politischem Parteiwesen vermitteln können. Vor allem aber hängt es von ihrer Kräftigung ab, ob das politische Urteil der Nation mehr Halt und Inhalt gewinnt, als ihm bislang eigen war, und ob es sich dadurch auch wieder den allmählich maßlos gewordenen Leidenschaften der Parteigegensätze entrücken läßt.

Dann dürften wir sogar hoffen, daß der Gedanke, der dem Zentrumsantrage auf Sicherungen im tiefsten zugrunde lag, wieder zum Vorschein käme und sich in abgeklärter Form, vollkommen gereift in unserem staatlichen Dasein verkörperte. Das Recht jedes Volksteiles, auch der Minderheiten auf Achtung vor ihren besonderen Überzeugungen und Bedürfnissen ist im gegenwärtigen Staatsleben nicht anerkannt, und ebenso müssen die Staatsnotwendigkeiten noch erst gegen Antastung, Kürzung oder Vernichtung durch die Willkür kurzsichtiger und machtlüsterner Mehrheiten sichergestellt werden. Das Bewußtsein, daß es ein solches Recht sowohl der Minderheiten als auch des Staates selber gibt, war in der christlich-germanischen Staats-

auffassung des Mittelalters rege geworden. Wenn nachher der westeuropäische Konstitutionalismus trotz der Zuflucht, die er zur Lehre von der Volkssouveränität nehmen mußte, dem unbeschränkten Walten des Mehrheitswillens durch geschriebene Verfassungen Schranken zu ziehen versuchte, so wirkte jenes Bewußtsein wie so mancher andere Bestandteil der christlich-germanischen Staatsanschauung in ihm nach. Aber was nützt es, Grundsätze in Verfassungen zu schreiben, die nicht mehr im Geiste des Volkes lebendig sind? Die Franzosen redeten bis ins achtzehnte Jahrhundert von den Fundamentalgesetzen ihrer Nation. Diese Gesetze waren nicht aufgeschrieben; sie lebten jedoch derart stark im Nationalempfinden, daß die Staatsrechtslehrer die Monarchie sogar in der Zeit ihrer größten Machtentfaltung deshalb nicht für absolut erklärten, weil die Könige an die Fundamentalgesetze gebunden seien. Tatsächlich war die Wirkung der Fundamentalgesetze auf das französische Staatsleben beträchtlich. So kommt es heute bei uns weniger darauf an, neue Bestimmungen in die Verfassung einzufügen, als die Gesamtheit eingelebter und bewährter Staatseinrichtungen und politischer Überzeugungen, die wir gegen die Zufallsmehrheiten des konstitutionellen Verfassungssystems in Sicherheit zu bringen wünschen, der öffentlichen Meinung der Nation in ihrem Wert begreiflich zu machen und sie ihr zu heilig gehaltenen Wahrheiten werden zu lassen.

Wieviel hierfür noch zu tun ist, welche Schwierigkeiten sich uns dabei entgegentürmen, offenbart uns am deutlichsten ein Blick darauf, wie unklar und geradezu unrichtig die Vorstellungen sind, die sich die Nation noch weithin von dem Grundriß unseres Verfassungslebens macht. Bismarcks Verfassungswerk ist, kaum entstanden, unter dem Einflusse des in ganz anderen Gedankengängen befangenen Zeitgeistes umgedeutet und dem Volke nur in falscher Auslegung vertraut geworden. Ein Jurist wie der jüngst verstorbene Paul Laband, der jeden philosophischen und geschichtlichen Einschlag im staatsrechtlichen Denken ablehnte und der nur durch die Klarheit und Sauberkeit seiner juristischen Überlegung und kraft der Durchsichtigkeit seiner Konstruktion des Rechts die Zeitgenossen für sich einnahm, konnte der allgemein gehörte Meister des deutschen Staatsrechtes werden. Durch seine Einseitigkeit blieb er und blieb, was von ihm lernte, dem Bismarckschen Staatsgebilde innerlich vollkommen fremd. Dessen Gehalt und Eigenart wurden weder dem Beamtentum noch den breiten Schichten der Bevölkerung erläutert. Wie mit einem Schlage waren wieder die aus der deutschen Vergangenheit neu erstandenen Anschauungen teils geschichtlicher, teils philosophischer Natur abgetan, die in den beiden Bismarcks Staatsmannschaft vorausgegangenen Menschenaltern das Wachstum seines Werkes allmählich vorbereitet hatten. Das allem westeuropäischen Konstitutionalismus eigentümliche schematische Denken preßte auch die Reichsverfassung, wie wenig sie gleich dazu angetan war, auf sein Prokrustesbett, und heute droht der Verfassung die Gefahr, endgültig nach diesem Schema umgemodelt zu werden.

Die Einführung des allgemeinen, gleichen Wahlrechts in Preußen

ist der Hebel, durch den das Staatsgebilde Bismarcks endgültig aus den Angeln gehoben und durch eine Verfassung nach westeuropäisch konstitutionellem Zuschnitte ersetzt werden soll. Insofern ist der Kampf um das Wahlrecht, wie die Linke behauptet und die Konservativen vergebens bestreiten, allerdings eine deutsche und nicht nur eine preußische Angelegenheit. Die Linke will durch die Wahlrechtsänderung nicht nur Preußens inneren Staatsaufbau, sondern auch Preußens Verhältnis zum Reiche ändern. Bleibt Preußen in seiner bisherigen Stellung zum Reiche, so ist diese Stellung unsere beste Sicherung gegen die Radikalen. Fällt sie, so werden vermutlich auch die sonstigen Sicherungen nicht mehr allzu viel bedeuten. Darum bedarf es einer scharfen Erfassung dessen, um was es geht, auch auf seiten der Gegner des Radikalismus und nicht minder einer nachdrücklichen Aufklärung der Bevölkerung über das Wesen der Reichsverfassung und über die Bedeutung Preußens dafür, wozu es hoffentlich noch nicht zu spät ist.

Der preußische Staat scheint in dem Rahmen des Reiches nur ein Staat gleich den anderen Bundesstaaten zu sein. Er steht aber in einem besonderen Verhältnisse zum Reiche. Er bildet einen wesentlichen Bestandteil unserer nationalen Staatsordnung, obschon in der geschriebenen Verfassung des Reichs so gut wie nichts davon erwähnt ist. Nur der geschichtliche Werdegang unserer staatsrechtlichen Ordnung wirft ein genügend helles Licht darauf.

Die Frankfurter Nationalversammlung des Jahres 1848 erhob eine Verfassung für das künftige deutsche Staatsleben zum Beschlusse, die gemäß der ihre Führer beherrschenden liberalen Staatsanschauung zum zentralisierten nationalen Einheitsstaate hinstrebte. Wohl meinte sie der einzelstaatlichen Entwicklung Deutschlands durch eine Reihe von Zugeständnissen Rechnung getragen zu haben. Die Zugeständnisse wurden jedoch dadurch hinfällig, daß von den beiden starken Stützen dieser Entwicklung Österreich aus dem neuen Reiche ganz und gar ausgeschlossen, Preußen aber in Provinzen zerschlagen werden sollte. Preußen sollte, wie man es nannte, im Reiche aufgehen. Die danach noch übrig bleibenden Mittel- und Kleinstaaten waren, auf sich angewiesen, nicht lebensfähig. Entsprechend stark gedachte die Nationalversammlung dem Willen des in sich einigen Volkes gegenüber dem der vielfältigen Regierungen zum Ausdruck zu verhelfen.

Im Banne dieser Gesinnung lehnte der Liberalismus zwei Jahrzehnte später den Geist der Bismarckschen Reichsverfassung ab. Vergessen wir nicht, daß Bismarck der Nation 1867 und 1870 die Grundzüge ihrer gegenwärtigen Verfassung mit fester Hand aufgezwungen hat. Nur seine auf die Schlachtensiege gegründete, überlegen starke Stellung bestimmte die Liberalen, aber auch große Teile der Konservativen zur Nachgiebigkeit. Das neue Reich wurde nicht nach unitarischen, sondern föderalistischen Grundsätzen organisiert. Der Schwerpunkt sollte bei allen Entscheidungen nicht in die Nation, sondern in die Regierungen der Bundesstaaten fallen. Sie behielten einen wirksamen Rückhalt an der Krone Preußens. Weit ent-

fernt davon, Preußen zu schwächen, vollendete Bismarck seine staatliche Gestaltung 1866 erst durch die Einverleibung Hannovers und der anderen zwischen den Ost- und Westprovinzen Preußens gelegenen Gebietsteile, ehe er an die Aufrichtung der nationalen Einheit ging. Scharf blieben die Staatskörper Preußens und des Reiches dadurch geschieden, daß jeder seine besondere Volksvertretung erhielt. Umgekehrt wurde der Einfluß Preußens auf das Reich verbürgt, indem auch ohne eine ausdrückliche Bestimmung der Verfassung darüber im preußischen Staatsministerium alles vorberaten wird, was das Reich angeht. Von dort empfängt alles Tun und Lassen der Reichsregierung seinen Nachdruck. Wer darauf nicht achtet, muß die der Regierung dienenden Organe der Reichsverfassung unverhältnismäßig wenig entwickelt finden. Der kaiserlichen Gewalt fehlt es an Eigengewicht. Die Reichsregierung setzt sich aus lauter Zentralbehörden zusammen. Außer der Postverwaltung ermangeln sie des Unterbaues durch draußen in der Bevölkerung wurzelnde Beamte. Die Ausführung der Weisungen des Reiches liegt bei den Behörden der Einzelstaaten. Der Bundesrat gilt nicht so viel, als anfangs von ihm erwartet wurde.

Vollkommen ausgebildet erscheint von den in der Reichsverfassung aufgezählten Organen bloß der Reichstag. Er allein hat sich auch als stark entwicklungsfähig erwiesen. Wohl war es nicht von vornherein die Meinung des Schöpfers der Verfassung, daß der Reichstag ein so großes Übergewicht über die anderen Organe der Reichsverfassung erlangte, wie es ihm schon bald zufiel. Es schwebte Bismarck vielmehr eine Begrenzung seiner Bedeutung dahin vor, daß die Reichstagswahlen jedesmal die Volksstimmung in ihrer Stärke wie in ihrem Wechsel erkennen lassen sollten. Je nachdem wollte der Kanzler dann entweder die Abgeordneten als Druckmittel auf die Bundesregierungen benutzen, um diese für notwendig gewordene Maßnahmen zu gewinnen, oder umgekehrt rechtzeitig einen Gegendruck auf die öffentliche Meinung vorbereiten. Aber dahinter verbarg sich keineswegs der Wunsch, den Reichstag unter dem Anschein eines weitherzigen und volkstümlichen Wahlrechts zum bloßen Werkzeug des regierenden Staatsmannes herabzuwürdigen. Es war dem Kanzler ehrlich um die Kenntnis der Volksstimmung und um den Rat und die Unterstützung der vom Volke Gewählten zu tun. Das Ruder wollte er freilich in der Hand desjenigen lassen, der es zu führen gelernt hatte und geübt darin war. Mit dem sicheren Griff eines wahrhaft genialen Staatsmannes schloß er die monarchisch-dynastischen und die volksmäßigen Bestandteile unserer nationalstaatlichen Entwicklung wieder zur Einheit zusammen. Dem geschichtlichen deutschen Staatsleben war es eigen gewesen, daß es die Volksfreiheit sicher stellte, der Volksmeinung offenen Ausdruck verschaffte, dem Volke wirksamen Anteil an der Regelung der öffentlichen Angelegenheiten gab und doch die Regierungsgewalt in die Hände eines Einzigen legte, an der Spitze des Staates einen starken und verantwortungsfreudigen Führer nicht nur duldete, sondern nach ihm verlangte.

Aber schon in dem die Bismarckschen Vorschläge mit den Regierungen gemeinsam beratenden Reichstage des Frühjahrs 1867 vermochte Bismarck die innere Geschlossenheit seines Entwurfes nicht unversehrt aufrecht zu erhalten. Kein Abgeordneter sprang ihm in vollem Verständnisse seiner Grundgedanken bei. Die Liberalen erfaßten sofort, daß der Entwurf in seinem Wesen unkonstitutionell war. Sie verlangten als Mindestzugeständnis an ihre Staatsanschauung die Umgestaltung des Reichstages zu einer Kammer nach dem Maße und mit den Rechten aller westeuropäisch-konstitutionellen Kammern. Der Zeitgeist bewies dem eisernen Kanzler seine Macht. Bismarck gab nach.

Fast alle gemäßigt Gesinnten rieten nun, auch die zur Hemmung bestimmten Räder, die den konstitutionellen Verfassungen der westeuropäischen Staaten gewöhnlich sind, also Grundrechte, eine Erste Kammer, ein ausgebildetes Reichsministerium und dergleichen in die Verfassung einzufügen. Davon wollte Bismarck jedoch nach wie vor nichts wissen; das deutsche Staatsleben ermangle der Voraussetzungen dafür. Aber es war fortan eine heftige Unruhe in ihm. Er fühlte heraus, daß die von ihm wohlüberlegte und gerechtfertigte Weitherzigkeit des Reichstagswahlrechts, seine Allgemeinheit und Gleichheit, nachdem der Reichstag in seinem Wesen umgewandelt worden war, eine ganz andere und gefährliche Tragweite erhalten hatte. Seine kampflose Einräumung sicherte allen radikalen Bestrebungen in Deutschland bei Streitigkeiten mit der Reichsregierung einen außerordentlichen Vorsprung. Es mußte nunmehr damit gerechnet werden, daß die Versuche nicht ausbleiben würden, das nationale Staatsleben völlig zu konstitutionalisieren und den Konstitutionalismus dort bis zu seinen letzten Folgerungen, ‚dem Einkammersystem und der aus der einen Kammer hervorgehenden und von ihr die Richtlinien empfangenden parlamentarischen Regierung' zu entwickeln.

Zuweilen neigte der Kanzler daraufhin zu einer Änderung des Reichstagswahlrechts. Sein staatsmännischer Takt bewahrte ihn jedoch davor, mit seinen Worten Ernst zu machen. Er glaubte immer wieder das Äußerste vermeiden zu können. Vom Ende der siebziger Jahre an bildete sich der Einfluß des Liberalismus auf das nationale Staatsleben zurück. Anderseits wuchs stärker noch als die Geltung des Reichstages die von Natur gegensätzliche Geltung des preußischen Staatswesens im Reiche. Die ursprünglichen Absichten Bismarcks mit der Reichsverfassung gelangten nun allmählich und trotz der Konstitutionalisierung des Reichstages zur Ausprägung.

Alle konstitutionellen Verfassungen kranken daran, daß sich ihre Gegengewichte rasch abnutzen, einerlei ob das Königtum nach starker Beschränkung seiner ursprünglichen Gewalt oder eine Erste Kammer als Gegengewicht verwendet wird. Auf deutschem Boden ward das Gegengewicht, das der Reichstag in der preußischen Staatsordnung fand, im Gegenteil immer schwerer. Preußen war von der Revolution des Jahres 1848 zunächst hart

mitgenommen gewesen. Aber wenn es sich schon in den fünfziger Jahren wieder gesammelt hatte, so kam es nach 1866 aufs neue zu voller Kraft. Hinter der Krone mit ihrem ererbten Ansehen, das sich von Geschlecht zu Geschlecht erhöht hatte, stand das wohlgeordnete, gut gefügte preußische Staatsbeamtentum unter der Leitung des Staatsministeriums, die aufblühende Selbstverwaltung der Provinzen, Städte und Kreise, das Heer mit dem Offizierkorps, die Kirche und Schule, die Mitarbeit aller großen, schaffenden Stände der preußischen Bevölkerung. Durch das Dreiklassenwahlrecht des Abgeordnetenhauses in seinem natürlichen Gegensatz zum gleichen Wahlrecht des Reichstags wurde auch die preußische Volksvertretung allmählich immer dichter an die Krone herangedrängt, so daß auch sie deren Gewicht noch verstärkte.

In keinem Lehrbuche fand sich ein Schema, worin sich die lebensvolle Schöpfung Bismarcks, der Dualismus von Reichsverfassung und preußischem Staat, einpassen ließ. Nach keiner Theorie hatte der Meister sein Werk geformt. Wundervoll lebendig, in leuchtender Frische hatte er der alten Wurzel deutschen Staatslebens neue Triebe entlockt, den Stamm wieder zum Ausschlagen gebracht. Nichts an seiner Schöpfung war altertümlich und überzeitig. Sie erwies sich für die Aufgaben, die der Lösung harrten, als vollkommen leistungsfähig. Wenige Staaten dürften ein Menschenalter gleich rascher und reicher Entfaltung in ihrer Geschichte aufzuweisen haben, wie das Deutsche Reich eines vom deutsch-französischen Kriege bis zum gegenwärtigen Weltkriege durchlebte.

Das Spiel schien gewonnen. Indessen wurde Bismarck der Entwicklung der Dinge nicht froh. Das Mißverständnis der Grundgedanken des Reichsbaus blieb in der Nation immer dasselbe. Sie lebte sich in dieses geheimnisreiche Gebilde nicht ein, das sowohl den demokratischen Reichstag als das ausgeprägt konservative Preußen umschloß und aus beiden seine Lebenskraft sog. Ihr Denken bewegte sich in den Gedankengängen des Konstitutionalismus weiter. Die großen Reden voller Anklagen, die Bismarck in den achtziger Jahren an die Reichstagsabgeordneten richtete, zeigen die Tiefe der Kluft, die zwischen den staatsrechtlichen Überzeugungen des Staatsmannes und der Bevölkerung gähnte. Solange Bismarck an der Spitze des Staates stand, hielt er die Entwickelung im Gleise. Aber ihm folgten Kanzler, deren keiner ihm gleich dachte. Das köstliche, jedoch eigenartig gebildete Instrument der Reichsverfassung wurde nicht mehr von einem Meister gespielt.

Unter dem Fürsten Bülow, Bismarcks drittem Nachfolger, stieg der Einfluß des Liberalismus wieder. Inzwischen hatte sich das Schwergewicht in seinen Reihen von den Nationalliberalen zu den Linksliberalen hinüber verschoben. Deren Führung übernahmen die Demokraten Südwestdeutschlands, von deren engerer Parteiorganisation, der ‚Deutschen Volkspartei', sich ehedem im Jahre 1869 die Sozialdemokratische Partei abgezweigt hatte. Auch beträchtliche Bestandteile der katholischpolitischen Bewegung des Südwestens waren von ihnen in Anschauungen wie Vorurteilen abhängig geblie-

ben. Die Wurzeln der Reichstagsmehrheit vom Juli 1917 liegen hier vor uns bloß.

Keine Parteibildung hat sich von Anbeginn des Reiches an gegen den dem Reiche von Bismarck eingehauchten Geist und gegen die ihm von Bismarck gegebene Gestalt gleich ablehnend verhalten wie die südwestdeutsche Demokratie und was ihres Geblütes ist. Sie gewann unter der parlamentarischen Leitung Payers und unter dem journalistischen Antrieb der ‚Frankfurter Zeitung' unmittelbar vor dem Kriege und zu Beginn des Krieges in demselben Maße an Einfluß, wie die Staatsschöpfung Bismarcks von seinem ihm innerlich wesensungleichen vierten Nachfolger, Bethmann-Hollweg, schwächer und unsicherer vertreten wurde.

Der Ausbruch des Krieges selber verminderte das Gewicht des Reichstags wohl noch einmal für wenige Monate. Nach den Enttäuschungen aber, die der Kriegsverlauf seit der Marneschlacht und dem österreichischen Mißerfolg in Galizien mit sich brachte, drängte sich der Reichstag alsbald wieder nach vorne. Von 1915 an durfte sein Hauptausschuß auch tagen, wenn das Plenum nicht beisammen war, und sich ohne die Zustimmung der Reichsregierung, allein auf die Ladung seines Vorsitzenden hin, vereinigen. Von da bis zur Unterordnung des Kanzlers unter die Zustimmung des Reichstags zu seiner Tätigkeit und bis zu dessen Mitwirkung bei der Bestellung seiner Nachfolger war nur ein Schritt.

In Deutschland zeigt derlei nie ein revolutionäres Gesicht. Das Wesen des in Deutschland gültigen Verfassungsrechts wurde deshalb nicht minder gefährdet. Mochte der Kaiser den Grafen Hertling im Spätherbst 1917 noch ohne Befragung des Reichstags zum Kanzler ausersehen, so hielt Graf Hertling es doch für klug, sich vor der Annahme des Amtes bei den Reichstagsparteien über ihre Absichten zu unterrichten. Der Mehrheit aber genügte dieses Entgegenkommen nicht mehr. Sie zwang dem Kanzler ihren parlamentarischen Führer als Vizekanzler auf. Gleichzeitig verkündeten die Linksliberalen und die Sozialdemokratie ohne ängstliche Rücksicht auf das noch zaudernde Zentrum die Herrschaft des Einkammersystems und die volle Parlamentarisierung der Reichsregierung als Ziel der Mehrheit. Künftig sollte der Kaiser gehalten sein, die Reichsregierung nur aus Mitgliedern der Mehrheit und nicht in freier Wahl, sondern nach dem Ratschlage ihrer Führer zu bilden.

Das Verlangen der Sozialdemokraten und der Linksliberalen, das von der Erzbergergruppe der Reichstagsfraktion des Zentrums mitvertreten wurde, will nun freilich so lange nicht viel besagen, als der Kaiser an Preußen einen festen Rückhalt behält. Aber ist ihm dieser Rückhalt nicht schon in demselben Augenblick in Stücke zerbrochen, als sich die Reichstagsmehrheit im Juli 1917 zusammenfand und mit dem November Einfluß auf die Besetzung der Regierungsämter erhielt?

Als Herr v. Payer Vizekanzler wurde, ernannte der Kaiser gleichzeitig den parlamentarischen Führer der preußischen Nationalliberalen, den Ab-

geordneten Friedberg, zum Stellvertreter des Grafen Hertling in seiner Eigenschaft als preußischer Ministerpräsident. Mithin legte der Monarch die Regierung in Preußen ebenso wie im Reiche in liberale Hände. Herr Friedberg übernahm den Auftrag, das gleiche Wahlrecht in Preußen durchzuführen, so wie es der König von Preußen im Juli auf Drängen der Reichstagsmehrheit zugesagt hatte.

Daß die Reichstagsmehrheit die Einführung des gleichen Wahlrechts in Preußen und die Parlamentarisierung der Reichsregierung miteinander verkuppelte, war vollkommen folgerichtig. Der Reichstag risse nur den Schein der Regierungsgewalt an sich, wenn die Verfassung Preußens nicht von Grund aus geändert wird. Der Einheitsstaat wird in Deutschland so lange nicht erstehen, als das geschichtliche Preußen fortbesteht. Der Weg zur vollen Konstitutionalisierung des Reiches muß über die Leiche Preußens führen. Die Mittelstaaten, selbst Bayern, stürzen hinterdrein, wenn Preußen fällt. Das Gefühl dafür ist in der Sozialdemokratie vielleicht noch entschiedener als im Linksliberalismus. Denn ihre eben erst dem Proletariat entwachsenden Wählermassen haben mit den dynastischen Einzelstaatsbildungen der deutschen Vergangenheit keinerlei Zusammenhang. Die Stunde aber war, um Preußen zu Leibe zu gehen, für die Reichstagsmehrheit ungewöhnlich günstig. Das innere Leben Preußens, das eben erst den dritten Stand seiner Ordnung eingefügt hatte, unterlag schon wieder einer neuen Krisis durch das über alle Vorausberechnung jähe Emporkommen der Arbeiterschaft. Sie gab der des Jahres 1848 zum mindesten an Gewalt nichts nach. Wurde Preußen auch der neuen Krisis wieder Herr, so war es um alle radikalen Bestrebungen in Deutschland wahrscheinlich auf lange hinaus geschehen. Trieb man die Arbeiter dagegen unter der Losung des gleichen Wahlrechts jetzt in den Kampf wider Preußen, so waren die Aussichten für den Radikalismus umgekehrt vielleicht noch nie so gut in Deutschland gewesen.

Die Reichstagsmehrheit hoffte, nach Einführung des gleichen Wahlrechts in Preußen den Staat gleichsam friedlich durchdringen zu können, wie sie sich vorerst im Reiche auch mit der schrittweisen Annäherung des Grafen Hertling an das parlamentarische Regierungssystem zufrieden gab. 1867 hatte die Linke es für widersinnig erklärt, daß es nebeneinander einen Reichs- und preußischen Landtag gebe, da sich doch die Fläche Preußens und die des Reichs zum überwiegenden Teil deckten. Sie schlug damals vor, den Landtag kurzerhand für die Zuständigkeiten der Bundesgesetzgebung durch die Zuwahl von Abgeordneten in den übrigen Bundesstaaten zu erweitern. Jetzt eröffnete sich ihr wenigstens die Aussicht, daß beide Parlamente durch die Angleichung des Wahlrechts bei ungeänderter Wahlkreiseinteilung ungefähr die gleiche parteipolitische Zusammensetzung erhielten. Daraufhin konnte man abwarten, ob sich allmählich nicht von selbst ein Bedürfnis herausstellen werde, den schwerfälligen Apparat des Nebeneinander der beiden großen Parlamente für ein in der Hauptmasse übereinstimmendes Staatsgebiet zu vereinfachen. Die Parteien und das Volk würden sich mit der Zeit

ausrechnen, daß mit der Hälfte der Wahlkosten und Tagegelder auszukommen war. Die Abgeordneten aber würden empfindlich dagegen werden, daß durch die gleichzeitige Tagung von Reichs- und Landtag die Disposition der parlamentarischen Arbeit unnötig erschwert werde.

Inzwischen erlaubte die Radikalisierung des Landtags vermutlich schon vorweg einige alte Streitsachen zwischen der Linken und den Regierungen über die Fortbildung unserer Gesetzgebung in einem der Linken günstigen Sinne zum Austrag zu bringen. Unterstützt von der Wucht der finanzpolitischen Schwierigkeiten, worin das Reich durch den Krieg geraten ist, konnte die Linke, nunmehr im Land- und Reichstag mit gleicher Macht begabt, die Finanzminister der Bundesstaaten zur Überlassung direkter Steuern an das Reich zwingen, wogegen sie sich bislang noch mit Erfolg sträubten. Ebenfalls ließ sich das Verhältnis von Staat und Kirche und die Schulgesetzgebung schon ändern und der Weltanschauung der Linken dadurch zum Übergewicht im Volke verhelfen, bis dann später der alten Forderung des Liberalismus und der Sozialdemokratie, daß die Kulturaufgaben eine Gesamtsache der Nation seien und also ins Bereich des nationalen Parlaments, des Reichstags, fielen, Genugtuung werden konnte. Den Widerspruch der mittel- und kleinstaatlichen Kammern, der dagegen zu erwarten war, brauchte die Linke nicht zu fürchten. Wurde er nicht mehr von dem Ansehen des großen Bruders, des Preußischen Landtags, getragen, wog er nicht schwer. Die Kammern hatten dann kaum noch die Bedeutung von Provinzialversammlungen.

Nun aber sieht die Linke durch den Verlauf der Beratungen über die Wahlrechtsvorlage die Möglichkeiten, die sie schon ganz nahe meinte, wieder in ihr schmerzliche Fernen entweichen. Daher drängt sie die Regierung zur Auflösung des Landtags. Sie überschüttet ihre Gegner mit Vorwürfen, als verschleppten sie die Vorlage absichtlich. Die Vorwürfe lassen sich nicht rechtfertigen. Wäre die Vorlage im Frühwinter 1917, alsbald nachdem sie eingebracht wurde, zum Beschluß erhoben worden, so wäre sie isoliert, aus dem Zusammenhang herausgerückt worden, in dem sie mit so vielen Grundfragen unserer staatlichen Zukunft steht. Erst allmählich ist ihre wahre Tragweite kenntlich geworden. Erst jetzt nehmen die gesetzgeberischen und taktischen Möglichkeiten, ihr ihrer wahren Bedeutung gemäß gerecht zu werden und sie auf eine für Preußen und das Reich, für den Staat wie für die Bevölkerung gleich förderliche Weise zu behandeln, greifbare Form an. Das Problem reift langsam seiner Lösung entgegen. Aber die Linke will keine Verständigung. Ihr nützt das gleiche Wahlrecht nichts, wenn Preußen dadurch nicht bis in seine Grundfesten erschüttert und das Wesen der Reichsverfassung umgewandelt wird.

Damit erscheint nun die Verständigung, die in Preußen im Gange ist, erst in ihrer vollen Bedeutung. Glückt es, durch die Gewährung des gleichen Wahlrechts die Arbeiterschaft zu beruhigen und sie danach in die Kristallisationsbewegung der anderen Stände um die Krone zu gemeinsamer Arbeit

hineinzuziehen, der Krone ihre Führerstellung und dem Staate seine geschichtliche Eigenart zu bewahren, so hätte die Reichstagsmehrheit auch im Reiche verspielt. Die Stellung Preußens in der Reichsverfassung wäre endgültig gesichert, Bismarcks Werk vollendet. Kein Wunder, daß die Linke die Verständigung nicht geduldig hinnehmen will. Sie wird auf sie mit dem Übergang vom Streben nach friedlicher Durchdringung zu gewaltsamer Eroberung antworten. Wieder wie 1848 würde der Sturmruf durch die deutschen Lande hallen, daß Preußen in Deutschland aufgehen müsse. Demgegenüber heißt es, die ganze Kette der notwendigen Gegenmaßnahmen in ihrem inneren Zusammenhang fest im Auge zu halten und jedem Gliede die gleiche Willenskraft zuzuwenden, damit es gut geschmiedet werde. Es kommt ebenso darauf an, daß zugleich mit der Erfüllung des Anspruchs der Arbeiter auf politischen Einfluß der Ausgleich zwischen Landwirtschaft und Arbeitern in der Zweiten Kammer und die durchgreifende ständische Ordnung der Ersten Kammer erfolgt, wie darauf, daß durch die Erste Kammer die gute Schule, welche die Selbstverwaltung gewährt, in erhöhtem Maße für das Ganze des Staates nutzbar gemacht wird, daß die Verselbständigung der öffentlichen Meinung gegen die Parteien und das Parlamentariertum voranschreitet und dadurch wieder gewisse zentrale politische Ideen beherrschende Macht über das Denken des Volkes erlangen, daß endlich von der Nation Preußens Bedeutung für die Erhaltung des Reiches als Bundesstaat wie für die seines inneren Gleichgewichts besser als bisher begriffen und verteidigt wird.

Sachlich ist damit alles ausgesprochen, was zu bedenken war. Aber noch stellt sich uns eine Frage in den Weg, der wir nicht ausweichen dürfen.

Die Reichstagsmehrheit macht dadurch Eindruck, daß in ihr mehr als die Hälfte aller Reichstagsmitglieder zu einer marschfähigen Einheit zusammengeschlossen ist und daß dem Anschein nach ein noch größerer Bruchteil aller Wähler hinter ihr steht.

Wie verhält es sich mit der Zahl ihrer Gegner? Die Frage wird unwillkürlich ganz allgemein zur Frage nach dem Bestande, über den unsere Nation noch an konservativen Kräften verfügt, und nach deren Sammlung. Wir haben im Kriege wenig Zuneigung in der Welt erfahren. Wo aber in den neutralen Ländern konservative Überzeugungen noch in ganzen Bevölkerungsgruppen lebendig sind, dort wandten sich die Herzen durchweg den Mittelmächten zu. Die Konservativen der neutralen Länder leben sämtlich unter einer staatlichen und gesellschaftlichen Ordnung, die der Konstitutionalismus längst untergrub. Wenn es für sie eine Hoffnung gab, so gründete sie sich darauf, daß der konservative Gedanke in Deutschland und Österreich noch in Staat und Gesellschaft mächtig ist und daß er sich in dem Menschenalter vor dem Kriege besonders im nationalen Dasein des deutschen Volkes wieder schöpferisch auswirkte. Die protestantischen Schweden so gut wie die katholischen Schweizer, Spanier und Südamerikaner, ja sogar trotz seines Herzschlages für das eigene Vaterland mancher italienische Katholik hat uns den ganzen Krieg hindurch mit nachhaltigem und

tapferem Wohlwollen begleitet. Dieses Wohlwollen sowohl wie seine Ursache, die aus konservativer Wurzel erwachsenen staatlichen und gesellschaftlichen Leistungen unseres Volkes, die die geschichtlichen Zusammenhänge wahrende Verfassung des Reiches, die Neubildung des ständischen Wesens der Nation und ihre Wirtschafts- und Sozialpolitik können uns über unseren Bestand an konservativen Kräften beruhigen. Anders ist es um deren Sammlung bestellt.

Es mangelt an einer solchen Sammlung immer noch gänzlich im Westen und Süden. Die Voraussetzungen sind für sie dort von alters ungünstig. Der Süden und Westen sind jahrhundertelang der Schauplatz der am weitesten getriebenen deutschen Kleinstaaterei gewesen. Dann waren sie durch die unmittelbare Nachbarschaft Frankreichs und Belgiens der Bestrahlung mit dem falschen Lichte des westeuropäischen Konstitutionalismus am stärksten ausgesetzt. Auf Schwaben und den Oberrhein wirkte auch noch die Nachbarschaft der sich in ihrer Neutralität behaglich fühlenden und in ihren kleinstaatlichen Verhältnissen sich besonders frei vorkommenden Schweizer. Schon seit dem Bauernkriege des Jahres 1525 und dem Scheitern des zwei Jahre älteren Revolutionsversuchs der Reichsritterschaft, sowie durch den Verfall des deutschen Städtewesens und des bürgerlichen Gewerbefleißes im ausgehenden 16. Jahrhundert und im Dreißigjährigen Kriege stockte zudem die gesellschaftliche und wirtschaftliche Entwicklung gerade des Westens und Südens ungeachtet ihrer großen natürlichen Triebkraft für viele Menschenalter. Wie hätte es da in diesen Teilen Deutschlands, als die politische Ideenwelt des 19. Jahrhunderts aufblühte, sofort und sieghaft zu einer konservativen Parteibildung kommen sollen? Aber es steckt in den Menschen jener Landschaften, der Kerngebiete des alten Reiches, so viel Urkraft deutschen Volkstums, daß viele trotz alles Mißgeschickes der Vergangenheit, trotz aller Überschlammung von Westen her und aller Verführung von der Schweiz her im Grunde ihres Wesens, gleich den besten Schweizern selbst, konservativ sind. Sie sind nur niemals fest daraufhin angepackt worden.

Kurz vor der Gründung des neuen Reichs schien es dazu kommen zu sollen. Aber der Verlauf war dann ein ganz anderer. Im Jahre 1866 bildete sich die nationalliberale Partei, 1870 das Zentrum. Diese beiden Parteien zogen die Masse der west- und süddeutschen Wähler an sich. Hunderttausende in ihrer Welt- und Staatsanschauung konservative Wähler waren darunter. Nur dank ihrem Zustrom konnten beide Parteien zu ihrer großen Bedeutung im Reiche gelangen und dem Reiche die hervorragenden Dienste leisten, durch die sie sich in die Tafeln seiner Geschichte eingegraben haben. Ihre Führung ist sich dessen jedoch nicht immer bewußt geblieben. In weiter Hingabe an die konstitutionellen Bestrebungen der Zeit förderte sie die Ausbreitung radikaler Denkart und des bloßen politischen Schlagwörterwesens unter ihren Wählern vielfach zur selben Stunde, da sie in den Parlamenten an der Festigung der Staatseinrichtungen mitbaute. Heute gehört die Reichstagsfraktion des Zentrums zur Mehrheit der Linken im Reichstag, und stimmt auch die nationalliberale Fraktion dort, wenn-

gleich sie an der Mehrheitsbildung keinen Anteil hat, in den entscheidenden innerpolitischen Fragen mit der Linken.

Die Orientierung der Politik nach links durch die Reichstagsfraktion des Zentrums hat indessen schon eine breite und starke Gegenströmung in der Partei hervorgerufen. Es kommt darin sichtbar zum Ausdruck, welche Fülle konservativer Kräfte im Zentrum aufgespeichert ist. Keine Partei wurzelt so vielfältig in der ständischen Bewegung. Männer aus ihren Reihen stehen vornean, sowohl in der christlichen Gewerkschaftsbewegung, die den ständischen Gedanken in der Arbeiterschaft am bewußtesten pflegt, wie in den christlichen Bauernvereinen. Auch an der Organisation der anderen Stände haben Mitglieder der Partei einen erheblichen Anteil. Sodann kann es gar nicht anders sein, als daß die katholische Weltanschauung der großen Masse der Parteiangehörigen immer wieder den Quell konservativen Denkens in der Partei zum Fließen bringt. In der nationalliberalen Partei spielen sich verwandte Vorgänge, nur noch nicht mit gleicher Deutlichkeit ab. Dort vervielfältigt außerdem die Zugehörigkeit besonders zahlreicher Industrieller zur Partei im Augenblick die konservativen Kräfte, weil sich das Gewicht der deutschen Industrie immer mehr in die Schwerindustrie verlagert. Die Schwerindustrie hat gleich der Landwirtschaft ihren Rückhalt an dem Boden der Heimat.

Indessen, die konservativen Bestandteile der beiden großen deutschen Mittelparteien sind immerhin durch ihren Zusammenschluß mit Andersgesinnten in derselben Parteiorganisation gebunden. Der rechte Antrieb zu einer deutschen konservativen Politik kann kaum von ihnen ausgehen. Sie haben nur Aussicht, voll wirksam zu werden, wenn sich hinter ihnen eine starke und leistungsfähige konservative Partei erhebt. Eine konservative Partei ist im Osten seit 1848 vorhanden. Sie hat in dem Kampfe um das preußische Wahlrecht geschickt und eindrucksvoll parlamentarische Politik getrieben. Aber dem steht gegenüber, daß die Entfremdung zwischen ihr und den nicht zur Partei gehörigen konservativ Gesinnten, namentlich vielen Angehörigen des Zentrums draußen im Lande schwerlich schon einmal so groß war wie gegenwärtig und daß im allgemeinen die Mißstimmung in Deutschland wider die konservative Partei einen bedenklich hohen Grad erreicht hat. Die konservative Parteileitung scheint wenig Wert darauf zu legen, daß es wieder anders wird.

Die Partei nennt sich wohl seit 1876 deutschkonservativ; doch hat sie sich, von kurzen Unterbrechungen abgesehen, stets mit herber Einseitigkeit als ostelbische, altpreußische Partei gegeben, sich auch nie gescheut, die wirtschaftliche Selbstsucht des Großgrundbesitzertums östlich der Elbe oder allgemein der Landwirtschaft als Triebfeder ihres Handelns durchscheinen zu lassen. In vielen Fällen beruhte darauf ihre Durchschlagskraft bei Entscheidungen im Parlament. Von dem idealen Ziele aber einer Gesamtdeutschland umfassenden konservativen Partei hielt sie sich in weiter Ferne. Drang sie nach 1880 endlich über die Elbe vor, so verdankte sie es dem

Hofprediger Stöcker, der mit ihr zerfallen starb, und nachher dem Bunde der Landwirte. Es kam nie ein rechter Nachdruck in die Bewegung. Auch die Ansätze zu konservativer Parteibildung in den süddeutschen Staaten konnten sich keiner sonderlichen Teilnahme der Parteileitung rühmen; sie mußten sich mit dem Lose bescheiden, wilde Schößlinge am Stamm der Partei darzustellen. Bis tief in die Glieder der eigenen Parteigenossen hinein ist das Bedauern über den unzureichenden Willen zum Wachstum und über die starke Hervordrängung wirtschaftlicher Interessen lebhaft. Die Partei macht es dadurch heute fast unmöglich, daß die in Deutschland vorhandenen konservativen Kräfte mit ihrem Gesamtgewichte in die Wagschale geworfen werden. Sie wird sich nicht darüber täuschen, daß sie zwar im Abgeordnetenhause, jedoch nicht im Lande eine Mehrheit hinter sich hat.

Bismarck, der sich selbst zur konservativen Partei zählte, hatte 1865/66 damit gerechnet, daß er mit ihr Preußen neu ordnen und das Reich gründen könnte. Die Wahlen des Herbstes 1867 belehrten ihn eines anderen. Die Partei erhielt wohl in den alten Provinzen des Staates nach Königgrätz wieder die große Mehrzahl der Sitze, nachdem sie vom Ausgange der 50er Jahre an bis 1866 beständig zurückgegangen war. Aber um die neuen Provinzen hatte sie sich weder bemüht noch dort den Ton zu treffen gewußt. Sie versagten sich ihr und gingen zu den Nationalliberalen und zum Zentrum. Der Kanzler mußte sich zu größeren und dauernden Zugeständnissen an die Liberalen entschließen, als ihm lieb war. Es schien ihm angemessen, noch in seinen ‚Gedanken und Erinnerungen' ein Gespräch festzuhalten, das er daraufhin im Jahre 1878 mit dem nationalliberalen Führer Rudolf von Bennigsen führte. Er brachte gegen Bennigsen die Meinung zum Ausdruck: ‚Die konservative Partei habe die geographische Ausdehnung, deren sie in der heutigen Bevölkerung fähig sei, erreicht und trage nicht das Wachstum in sich, um zu einer nationalen Majorität zu werden; ihr naturgeschichtliches Vorkommen, ihr Standort sei beschränkt in unseren neuen Provinzen; im Westen und Süden von Deutschland habe sie nicht dieselben Unterlagen wie in Altpreußen.' Noch nie hing davon, ob Bismarck mit diesen Worten das Wesen der konservativen Partei traf, so sehr das Schicksal unseres Vaterlandes ab, wie in der gegenwärtigen Stunde. Man mag einwenden, daß es infolge der Neubildung des Ständetums in Deutschland auf das Verhalten der politischen Partei, die sich zum Hauptträger des konservativen Gedankens machte, nicht mehr so viel ankomme wie früher. Doch ist zum mindesten jetzt die Entwicklung noch nicht so weit gereift, daß die führende und verständnisvolle Mitwirkung der konservativen Partei zur Sammlung der konservativen Kräfte entbehrt werden kann.

Sie ist zumal heute unentbehrlich, da die Leitung des Staatswesens nicht mehr in konservativen Händen liegt. 1877 und 1878 half Fürst Bismarck, das nach dem Mißerfolg von 1867 gestrandete Schiff der konservativen Partei in unendlich mühsamer Anstrengung wieder flott machen. Er befähigte es durch seine konservative Politik von 1879 an sogar wieder

zu großer Fahrt. Sein gegenwärtiger Nachfolger, Graf Hertling, gilt wohl ebenfalls für einen konservativen Staatsmann. Aber er ist nicht im Sinne deutscher Staatsanschauung konservativ, sondern konservativ, wie es nach 1870 etwa die Anhänger der Orleans waren oder heute noch die spanischen Konservativen sind. Seine beredten und klar dahinfließenden Erörterungen der wichtigsten Staatstheorien der Neuzeit im Staatslexikon der Görresgesellschaft zeigen, daß er grundsätzlich durchaus auf dem Boden des Konstitutionalismus steht. Seine konservative Gesinnung erschöpft sich darin, daß er der Fortbildung des konstitutionellen Systems zu radikalen Folgerungen mit allen Kräften seiner Seele widerstrebt und sie nicht für in der Natur des Konstitutionalismus selber gelegen und deshalb nicht für unvermeidlich hält.

Bei der von je in die Erscheinung getretenen und uns angeborenen Einstellung der deutschen Art auf das Gefolgschaftswesen bedeutet es für die konservative Sache in unserem Vaterlande einen schweren Verlust, daß sich die konservativ Denkenden nicht mehr um den leitenden Staatsmann, wie es bei Bismarck noch der Fall war, als Führer scharen können. Alle großen Taten unserer politischen und Kriegsgeschichte sind aus der freien Treue der Volksgenossen gegen einen anerkannten Führer entsprungen. Das Gefolgschaftswesen hat noch in der Gegenwart die Voraussetzung für das Aufkommen der politischen Parteien, für die Blüte der Wirtschaftsverbände und Gewerkschaften geschaffen. Das vorige Geschlecht wurde durch Bismarck über sich hinausgehoben. Hindenburg riß uns alle im Sturme mit sich fort, als der Ruf der Schlacht bei Tannenberg von ihm ausging. Die konservative Werbearbeit würde einen ganz anderen Schwung haben, wenn sie die Nation aufrufen könnte, sich um einen Staatsmann von konservativen Überzeugungen zu scharen. Ihr Kerngedanke würde dann der Nation weit leichter eingehen, daß sich Führerschaft mit der Würde freien Mannestums, eine monarchische Spitze mit einem vollwertigen Anteil der Volksgenossen an der Leitung ihrer Geschicke gut verträgt und Volksfreiheit und verantwortliche Führung durch einen Mann sich ergänzen. Da aber dem Kaiser eine von grundsätzlich konservativer Überzeugung getragene Persönlichkeit zur Leitung des Kanzleramtes nicht zur Verfügung steht, muß sich die konservative Partei um so mehr endlich ihrer Pflicht bewußt werden, den Grundstock für die Zusammenfassung aller Konservativen in Deutschland abzugeben, Kopf und Herz der konservativen Bewegung Gesamtdeutschlands zu werden.

Vor sechzig Jahren wollte alle Konservativen in unserem Vaterlande eine tiefe Entmutigung befallen. Der Liberalismus machte so reißende Fortschritte, daß die Nation ihm ebenso ganz zu verfallen schien, wie es mit den romanischen Ländern schon der Fall war. Aber gleich nachher wurden sich im Süden wie Norden die leitenden Männer konservativer Denkart bewußt, daß der Gedanke, dem sie anhingen, im deutschen Volke unverhofft aufs neue Wurzel schlug. Sie hatten zu früh verzagen wollen.

Alsbald träumten sie davon, daß es zu einer großen, in sich geschlossenen konservativen Partei in Deutschland kommen werde. Wir sind noch weit von der Erfüllung des Traumes entfernt. Erstarkt aber ist der konservative Gedanke seitdem über alles Erwarten. Nun ist die Stunde der Entscheidungsschlacht zwischen ihm und dem Radikalismus gekommen. Nach den Befreiungskriegen begnügten sich die Deutschen damit, den äußeren Feind, der mit den Waffen ins Land fiel, Napoleon, besiegt zu haben. Der sich eben erst andeutenden Gefahr einer Einnistung des uns artfremden westeuropäischen Konstitutionalismus und der ihm unentrinnbar folgenden Radikalisierung des Staats- und Gesellschaftslebens wurden wir uns noch so wenig bewußt, daß wir sie vielmehr förderten. Diesmal stehen die Dinge anders. Es gebricht uns nicht mehr an der Einsicht. Möge sich daraufhin die große Hoffnung erfüllen, die schon 1809 in den Stunden bitterster Verzweiflung, die deutsche Männer je durchkosten mußten, die Brust des deutschesten unter unseren Romantikern, Joseph von Eichendorff, beschwingte:

‚O könnt ich mich niederlegen
Weit in den tiefsten Wald!
Zu Häupten den guten Degen,
Der noch von den Vätern alt.

Und dürft' von allem nichts spüren
In dieser dummen Zeit,
Was sie da unten hantieren,
Von Gott verlassen, zerstreut;

Von fürstlichen Taten und Werken,
Von alter Ehre und Pracht,
Und was die Seele mag stärken,
Verträumend die lange Nacht!

Denn eine Zeit wird kommen,
Da macht der Herr ein End,
Da wird den Falschen genommen
Ihr unrechtes Regiment.

Denn wie die Erze vom Hammer,
So wird das lockre Geschlecht
Gehau'n sein von Not und Jammer
Zu festem Eisen recht.

Da wird Aurora tagen
Hoch über den Wald hinauf,
Da gibt's was zu singen und schlagen,
Da wacht, Ihr Getreuen, auf!‘

Briefe an einen Staatsmann, die neueste Literatur betreffend

Zweiter Brief.

Über das Drama. Die antike Tragödie und ihre modernen Nachdichtungen. Hofmannsthal, Elektra und König Ödipus; Hasenclever, Antigone; Goethe, Iphigenie auf Tauris. Das christliche Drama. Calderon. Reinhard Johannes Sorge. Claudel. Moderne Menschheitsdramen: Carl Hauptmann, Krieg; Unruh, Ein Geschlecht; Mombert, Äon vor Syrakus.



Erinnerst Du dich, lieber Freund, noch der stillen Sammlung jener schönen Ferientage, da wir auf der Sennhütte eines einsamen Alpengipfels hausten und miteinander die großen Dichtungen der Antike lasen und besprachen? Eine Welt ging uns auf, die wir in unserer Schulzeit kaum zu ahnen vermochten, als wir nach mühseliger Übersetzungsarbeit einige Bruchstücke von Homer und Vergil, von Sophokles und Ovid empfingen und sie auf grammatische und metrische Regeln hin untersuchten, statt ihre Schönheit in naiver Hingabe auf uns wirken lassen zu können. Und ebenso wie wir erst den Staub der Schulbank von uns abschütteln mußten, um die herbe Prosa eines Herodot und eines Tacitus, die strenge Klarheit einer Ciceronianischen Rede und die harmonische Schönheit eines Platoschen Dialoges zu erfassen, so ist uns auch erst in jenen Wochen, fern von der Hast des modernen Lebens und inmitten der großen Natur des Hochgebirges, die bezwingende Monumentalität der antiken Dichtung recht zum Bewußtsein gekommen. Die kraftvolle Zucht der griechischen und der römischen Kunst schien uns verwandter und erhabener als die wilden Übersteigerungen der Negerplastik und die ‚ekstatischen Konfessionen', an denen sich unsere Altersgenossen berauschten. Vielleicht war es dieselbe geistige Struktur, die uns aus dem verworrenen religiösen Subjektivismus der Zeit zu der Klarheit und Beherrschtheit der Kirche führte, welche sich auch in unserem ursprünglichen Empfinden für die strenge Verhaltenheit antiker Kunst ausprägte.

So gaben wir uns mit der Wärme jugendlicher Begeisterung der griechischen Dichtung hin; aber wir sahen in ihr nie das einzige und alleingültige Ideal der Kunst. Aus unserem christlichen Bewußtsein empfanden wir, daß es eine Kunst müsse geben können, die, aus dem Geiste des Christentums geboren, zu anderer, doch nicht minder eindringlicher Gestaltung vorzudringen vermag. Hier aber kam nun der Punkt, wo unsere Wege sich entschieden trennten: Du sahst in der Romantik den wesensnotwendigen Typ der christlichen Dichtung, während ich mich zu der Überzeugung durchrang, daß der Unbeherrschtheit romantischer Kunst stets die rechte Größe versagt bleiben müsse und daß eine große christliche Dichtung nur dort entstehen könne, wo Glut und Innerlichkeit der anima christiana in klassischer Zucht gestaltet werde. Typisch äußerte sich diese Verschiedenheit der Gesinnung auch in unserem literarischen Geschmack: während Du

an den Dramen Arnims und den Novellen Tieks, an den Nachtwachen des Bonaventura und den Romanen Eichendorffs Dich zu berauschen vermochtest, sind mir — nachdem auch ich kurze Zeit der modischen Romantikschwärmerei meinen Tribut gezollt hatte — von den sogenannten Romantikern doch nur Novalis und der in Wahrheit klassisch strenge Kleist — höchstens noch E. T. H. Hoffmann — als nachwirkende künstlerische Eindrücke geblieben. Und in ähnlicher Weise schied sich auch unsere Neigung zu den Dichtern unserer Zeit, während Du in Hofmannsthal, Stucken, Rilke vieles fandest, was Dich anzog, war mir die neuromantische Kunstströmung nicht weniger verhaßt als der Naturalismus. Auch sie schien mir unfähig, ein neues Drama zu schaffen: denn gleich dem Nationalismus mangelte ihr die sieghafte Gewalt eines beherrschenden Ethos, die Herrschaft des komponierenden Verstandes und die Formkraft eines starken Stilwillens.

Die Überzeugung, die ich damals vertrat, ist mir bei meiner weiteren Beschäftigung mit dramatischen Dichtungen der Antike und der modernen Zeit immer gewisser geworden, und wenn ich Dir heute, Deinem Wunsche gemäß, über einige dramatischen Werke berichte, so mögest Du Dir stets bewußt halten, daß mein Urteil überherrscht ist von der starken Sehnsucht nach einer christlichen Erneuerung der klassischen Tragödie. Ich glaube allerdings, daß diese Wiederauferstehung klassischen Geistes nur vollzogen werden kann durch die Schöpferkraft genialer Dichter und nicht durch abstrakte theoretische Forderungen, wie sie Paul Ernst (‚Der Weg zur Form'), Wilhelm von Scholz (‚Gedanken über das Drama') und Samuel Lublinski (‚Die Bilanz der Moderne') aufstellten, die aber in der dichterischen Gestaltung ihrer Lehren trotz aller einsichtigen abstrakten Bemerkungen über das Wesen des Dramas recht kläglich an ihrer künstlerischen Unkraft scheiterten. Es wird heute überhaupt so unendlich viel über die Zukunft des Theaters, über die zu erhoffende Wiedergeburt einer christlichen und katholischen Dichtung theoretisiert,* aber es wird zumeist vergessen, daß nur vom Schaffenden, vom Dichter aus die Wandlung kommen kann, nie vom nur Empfangenden, vom Publikum. Gerade diejenigen, die am entschiedensten die Umkehr unserer Dichtung fordern, stehen oft den verheißenden Ansätzen einer neuen Kunst mit fahrlässiger Gleichgültigkeit gegenüber. Und doch besteht das Wort Friedrich Schillers zu Recht: ‚Es ist nicht wahr, was man gewöhnlich behaupten hört, daß das Publikum die Kunst herabzieht; der Künstler zieht das Publikum herab, und zu allen Zeiten, wo die Kunst verfiel, ist sie durch die Künstler gefallen.'

Wer wollte es leugnen, daß ein neues Bemühen um die höchsten Ziele der Kunst sich wieder unserer Dichter bemächtigt? Schon die Motive ihrer

* Vgl. bes. Rudolf Franck, ‚Die theatralische Sendung des Katholizismus' in Sonntagsbeilage der ‚Schlesischen Volkszeitung' vom 1. Oktober 1916 und Johannes Hönig, ‚Die Stellung der Katholiken zum Theater' in den ‚Historisch-politischen Blättern' Bd. 160 Heft 8.

Dichtungen zeigen es. Ich sprach Dir in meinem vorigen Briefe von den versprechenden Ansätzen einer Erneuerung des epischen Stiles; auch am modernen deutschen Drama wird sich das aussichtsreiche Streben zu Form und Gehalt nicht verkennen lassen, wenn man nur den oft verborgenen Weizen von der laut verkündeten Spreu trennt und das wahrhaft dichterische von der vergänglichen Mode der Zeit zu scheiden weiß.

Auf meinem Schreibtisch liegen mehrere moderne Versuche einer Neubearbeitung von Stoffen, welche die griechischen Tragiker in gewaltigen Werken behandelt haben. Man soll über die Kühnheit dieser Stoffwahl nicht von vornherein lächeln als über eine anmaßende Hilflosigkeit von Pygmäen. Jeder große Stoff verträgt mehr als eine dichterische Behandlung, ja gerade im Wetteifer mit der Kunst eines großen Antipoden kann gewaltiges künstlerisches Ringen sich entfalten. Euripides, der — allen modernen Verunglimpfungen zum Trotz — ein gleichbürtiger Rivale des Aischylos und des Sophokles war, hat einen oft erfolgreichen Ehrgeiz daran gesetzt, Stoffe, die schon von seinen Vorgängern in lebendigen Kunstwerken gestaltet waren, in eine ganz neue und unerwartete dichterische Auffassung umzuschaffen. So ist es beispielsweise ganz töricht, über die zahlreichen Versuche, trotz Goethes Dichtung einen neuen ‚Faust' zu schreiben, nur zu spötteln; es ist sehr wohl möglich, daß einmal ein großer Dichter vom Standpunkt einer ganz anderen Weltanschauung und aus einem ganz anderen Stilempfinden heraus eine Faustdichtung zu schaffen vermag, die mit dem berühmten Werke Goethes in Wettstreit zu treten vermag. Grabbes ‚Don Juan und Faust' ist zwar bei weitem noch kein kongenialer, aber doch sicher ein sehr ernsthafter Versuch. Wie fördernd die Idee des Wettstreits gerade für die griechische Kultur und Kunst war, hat Nietzsche einmal mit berechtigtem Nachdruck hervorgehoben: ‚Jeder große Hellene gibt die Fackel des Wettkampfes weiter; an jeder großen Tugend entzündet sich eine neue Größe. Wenn der junge Themistokles im Gedanken an die Lorbeeren des Miltiades nicht schlafen konnte, so entfesselte sich sein frühgeweckter Trieb erst im langen Wetteifer mit Aristides zu jener einzig merkwürdigen rein instinktiven Genialität, die uns Thukydides beschreibt ... Mißtrauisch-eifersüchtig traten die großen musikalischen Meister, Pindar und Simonides, nebeneinander hin; wetteifernd begegnet der Sophist, der höhere Lehrer des Altertums, dem anderen Sophisten; selbst die allgemeinste Art der Belehrung durch das Drama wurde dem Volke nur erteilt unter der Form eines ungeheuren Ringens der großen musikalischen und dramatischen Künstler.'

Freilich wird nun aber auch im Wetteifer mit dem Großen die Schwäche des Kleinen um so peinlicher sichtbar. Wenn Hugo von Hofmannsthal in seiner ‚Elektra'* den heroischen Charakter der sophokleischen Elektra in die wollüstige Grausamkeit eines hysterischen Weibes verwandelt, so wirkt das

* Berlin, S. Fischer 1904.

um so peinlicher, weil man immer zum Vergleich mit der schlichten Großheit des griechischen Tragikers herausgefordert ist. Wo der Hellene in der Schilderung seiner Gestalten weises Maß hielt, übersteigert die krampfhafte Unmäßigkeit (‚im-potentia') des Modernen ins Grelle und Verzerrte. Gleich am Anbeginn des Stückes heult Elektra um den Vater, ‚daß alle Wände schallen'. Im Prunke schwülstiger Reden ergehen sich die Helden, in maßlosen Metaphern überhäufen sich die Ausdrücke ihrer Leidenschaft, und eben deshalb fehlt der hohe Kothurn des Sophokles. Treffend passen nach meinem Empfinden auf Hofmannsthal jene kritischen Worte, die einst Schiller gegen Bürgers Gedichte richtete: ‚Es kann nicht fehlen, daß dieser üppige Farbenwechsel auf den ersten Anblick hinreißt und blendet, Leser besonders, die nur für Sinnliches empfänglich sind und — den Kindern gleich — nur das Bunte bewundern. Aber wie wenig sagen Gemälde dieser Art dem verfeinerten Kunstsinn, den nie der Reichtum, sondern die weise Ökonomie, nie die Materie, nur die Schönheit der Form, nie die Ingredienzien, nur die Feinheit der Mischung befriedigt.' Nun wirst Du mir sicher wieder einwenden, lieber Freund, daß ich blind sei für den ‚verfeinerten Kunstsinn', der ja gerade in der Abgetöntheit und der abgründigen Psychologie Hofmannsthals zum Ausdruck komme. Ich müßte Dir daraufhin dann meinen schon oft vorgebrachten Einwand wiederholen, daß die psychologische Unterminierung die Gewalt der Tragödie nicht zu steigern, sondern nur abzuschwächen imstande ist. Das Drama der Griechen ist tragisch; denn hier zerbricht der Mensch an der objektiven Gewalt des Schicksals, ob dies nun abstrakt als ‚moira' genommen wird bei Aischylos oder in andächtiger Demut als unerforschliches Walten der Götter bei Sophokles oder fatalistisch als unsinniges Wüten einer blinden Macht wie zuweilen bei Euripides. Hebt man aber den Kampf des Menschen mit der Gegenmacht des Schicksals auf, verlegt den Konflikt in das Gestaltlose der psychischen Beschaffenheit, so vermag eine solche pathologische Analyse vielleicht Jammer oder auch Ekel, sicher aber nicht tragische Läuterung auszulösen. Die nervenhafte Sinnlichkeit der Hofmannsthalschen Diktion kann wohl gewisse Stimmungen, besonders der Angst, des Grausigen und der Wollust erwecken, aber zum tragischen Pathos sich nicht erheben. Trotz der gesteigerten und oft blumigen Worte der Hofmannsthalschen Dichtung unterscheidet sie sich in ihrer tiefsten Tendenz doch nicht vom Naturalismus; auch bei ihm wird die zufällige Wirklichkeit des möglichst individualisierten Einzelfalls geschildert, nicht die wesenhafte Wahrheit, von welcher jede große Dichtung Zeugnis ablegt. Noch einen Ausspruch Schillers — er stammt aus der Abhandlung ‚Über das Pathetische' — will ich Dir anführen, weil er mir über Hofmannsthals Drama ein verdientes Gericht zu halten scheint: ‚Es verstehen sich diejenigen Künstler und Dichter sehr schlecht auf ihre Kunst, welche das Pathos durch die bloße sinnliche Kraft des Affektes und die höchstlebendigste Schilderung des Leidens zu erreichen glauben. Sie vergessen, daß das Leiden selbst nie der letzte Zweck der Darstellung und nie die unmittelbare Quelle des Ver-

gnügens sein kann, das wir am Tragischen empfinden. Das Pathetische ist nur ästhetisch, insofern es erhaben ist. Wirkungen aber, welche bloß auf eine sinnliche Quelle schließen lassen und bloß in der Affektion des Gefühlsvermögens gegründet sind, sind niemals erhaben.'

Während die ‚Elektra' Hofmannsthals sich im Gang der Handlung ziemlich eng an das Sophokleische Vorbild anschließt, ist in seiner nächsten Tragödie ‚Ödipus und die Sphinx'* ein Teil der Ödipussage dramatisiert, den Sophokles in die Vorgeschichte verwies. In dieser Stoffwahl schon enthüllt sich der mangelnde dramatische Sinn des modernen Dichters, der eine Handlung auf die Bühne bringt, die aller tragischen Konflikte entbehrt und den Helden nicht im Kampf mit der Macht des Schicksals, sondern als dessen dumpfen Sklaven vor Augen führt, — während Sophokles die Handlung dort einsetzen läßt, wo die Mächte des Schicksals gewaltig über dem Menschen zusammenbrechen und er seinen Heroismus an ihnen zu bewähren hat. Dem notwendigen Altersunterschied zwischen Jokaste und Ödipus haftet im Drama des griechischen Tragikers, wo die Beiden schon den Höhepunkt ihres Lebens überschritten haben, keinerlei Peinlichkeit an, während in der modernen Dichtung die Liebe des eben zum Bewußtsein erwachenden Jünglings zu der resignierten femme de trente ans von einer unangenehmen Zweideutigkeit nicht frei ist. Und mit wie viel geschickter Stimmungsmalerei auch der Einzug des sehnsüchtig erwarteten Ödipus und sein müheloser Sieg über die Sphinx geschildert ist, zu dramatischer Wirkung fehlt jeder tiefe Konflikt. Die gradlinige Gestalt des sophokleischen Kreon ist zwar in einen komplizierten Charakter verwandelt, in dem Herrschbegier, Scheelsucht und bange Scheu seltsam miteinander gemischt sind, aber dennoch kommt der Konflikt zwischen ihm und Ödipus, der manchmal vorbereitet scheint, nicht zum rechten Austrag. Und auch dieser Ödipus selbst ist ein aus vermessenem Selbstgefühl und intellektueller Zerrissenheit seltsam gemischter moderner Charakter, der mit seinem griechischen Urbild kaum den Namen, sicher nicht die tragische Größe gemein hat.

Mit so viel liebevoller Bewunderung Du Dich auch in die melodischen Prunkreden von Hofmannsthals Jugendwerken ‚Der Tod des Tizian' und ‚Der Tor und der Tod' hineinversenkt hast, diesen ‚romantischen Ödipus', der die Satire eines Platen verdiente, würdest auch Du nicht verteidigen wollen. Denn während in den frühen Werken Hofmannsthal trotz aller frühreifen Blasiertheit ein strenger Stilwillen wohltuend sich kundgibt, sind in den neuen Werken zwar auch die feinen, leisen Übergänge des Sinnlichen und Übersinnlichen mit virtuoser Wortmalerei veranschaulicht, aber dem Stil mangelt die schöpferische Einheit: er ist aus antiken und Shakespeareschen Elementen, aus wissenschaftlicher Psychopathologie und krampfhafter Rauschstimmung willkürlich gemischt, und so besitzen die mit dem Tragödenmantel der Griechen drapierten Dramen nicht das Blut einer Dichterpersönlichkeit und die Form eines zur Gestalt verdichteten Werkes.

* Berlin, S. Fischer 1906.

An eine Neuformung des Antigone-Stoffes hat sich Walter Hasenclever gewagt. Der Name ist Dir bekannt: kurz ehe der Krieg uns auseinander riß, lasen wir noch mit einer seltsamen Mischung von Abscheu und Achtung sein Erstlingsdrama ‚Der Sohn'*. Du erinnerst Dich sicher noch: ein Primanerstück voll unreifer revolutionärer Pathetik, — aber darin doch Szenen, bei denen wir aufhorchten; dumpf kündete ein dramatisches Talent sich an und erzwang zuweilen den Vergleich mit Schillers ‚Räubern'. Auch Hasenclevers ‚Antigone'** ist ein Tendenzstück. Die Sage von den Geschehnissen in Theben bleibt nicht künstlerischer Selbstzweck, sondern dient als Gefäß, um Empfindungen höchster politischer Aktualität auszusprechen. Kreon wird zum Repräsentanten kriegerischer Gewalt und staatlichen Zwanges, Antigone zur Verkörperung pazifistischer Humanität. Die alte Sage, deren Grundmotive im wesentlichen beibehalten werden, wird von einem ihr fremden revolutionären Pathos erfüllt, und im fünften Akt wird dann auch für den Gang der Handlung die Konsequenz daraus gezogen: Kreon wird von Antigone bekehrt, freiwillig dankt er ab, und der Pöbel ergreift triumphierend die Herrschaft von Theben. Der Chor, die lebendige Mauer der idealistischen Tragödie, wird niedergerissen und durch einzelne Stimmen aus dem Volke ersetzt. Dem Kontrast zwischen ihren vulgären Naturalismen und der feierlichen, zuweilen an Momberts ‚Aeon' angelehnten Sprechweise der Hauptpersonen fehlt Shakespearesche Selbstverständlichkeit. Das Plebeische unseres Großstadtproletariats mischt sich mit dem abstrakten Idealismus weltfremder Theoretiker, und so entsteht eine Welt von modernem Zwiespalt, die nichts mehr gemein hat mit der bewundernswert geschlossenen Atmosphäre der griechischen Polis. Doch es war des modernen Dichters Recht, den Stoff aus der Erhabenheit in der Antike in die Bedingtheiten unserer Zeit umzudichten. Vielmehr wird dies die entscheidende Frage: Schuf er ein Werk, das für diese Zeit Gleichbürtiges bedeutet wie den Griechen die ‚Antigone' des Sophokles? Wir müssen sie verneinen; es fehlt dem Versuche Hasenclevers die von der Materie der aktuellen Empfindung und der politischen Tendenz losgelöste Gestaltung großen Menschenschicksals und ergreifender Menschentragik. Wenn Antigone zu Kreon sagt: ‚Das Völkerrecht hast du gebrochen,' fühlt man sich in der Welt der Tageszeitungen, nicht im Heiligtume großer Dichtung. Auch dem dramatischen Aufbau fehlt logische Stringenz, die man, besonders wenn der Vergleich zur griechischen Tragödie herausgefordert ist, erwartet, — oft ist der Übergang nur sprunghaft, melodramatisch. Ein starker, leidenschaftlicher Impuls und Sinn für dramatisch effektvolle Situationen sind unverkennbar, doch die Kraft reicht nicht aus, mit dem Werke des gewaltigen Griechen in Wettbewerb zu treten. Legt man das von klugem Willen beherrschte Stück Hasenclevers ernüchtert beiseite, so sehnt man sich von dem modernen

* Leipzig, Kurt Wolff 1914.

** Berlin, Paul Cassirer 1917.

literarischen Intellektualismus zurück zu der erschütternd selbstverständlichen Tragik der Sophokleischen ‚Antigone‘.

Die Einsicht in das völlige Versagen so verschiedener nicht unbegabter Schriftsteller wie Hofmannsthal und Hasenclever im dichterischen Wettstreit mit der Antike reizte mich zu dem Versuche, nacheinander die ‚Iphigenie auf Tauris‘ von Euripides und von Goethe zu lesen, um ein Urteil darüber zu gewinnen, inwieweit es in diesem vielgerühmten Falle einem modernen Dichter gelungen ist, mit einem Werk der Alten zu wetteifern, ja vielleicht es zu übertreffen. Nun liegt in diesem Falle der Vergleich für den modernen Dichter allerdings von vorneherein etwas günstiger, weil ‚Iphigenie auf Tauris‘ zu den schwächeren Werken des Euripides gehört, während zum mindesten ‚König Ödipus‘ und ‚Antigone‘ die Gipfelpunkte der Sophokleischen Kunst darstellen. Dennoch bleibt der wesentliche Eindruck bestehen, daß gegenüber der zersetzenden Verpsychologisierung Hofmannsthals und der veräußerlichenden Tendenz Hasenclevers es sich bei der Goetheschen Dichtung um eine innere Umschmelzung der antiken Vorlage im Geiste einer anderen Weltanschauung und eines anderen Empfindens handelt. Das Zeitalter der Aufklärung vermochte die Heimbringung der taurischen Artemis nicht mehr triumphierend mitzuempfinden, — da gewann Goethe aus der alten Sage ein neues Motiv, welches das Sehnen seiner Zeit aufs tiefste berührte: den Sieg der reinen Menschlichkeit Iphigeniens über die heidnischen Blutopfer der Barbaren. Von dieser Umgestaltung der Grundvoraussetzung aus konnte Goethe dann die Entsühnung des Orest durch Iphigenie verinnerlichen und die Doppeldeutigkeit des Wortes ‚Schwester‘ in den Wortlaut des Orakels hineinbringen, um so eine dem modernen Empfinden mehr entsprechende Lösung der Fabel zu ermöglichen. Daß freilich Goethe durch diese Umgestaltungen das Drama des Euripides nur ‚vertieft‘ habe, wie heute ziemlich allgemein angenommen wird, davon hat mich die Lektüre dieser beiden Dichtungen doch nicht überzeugt. Denn mir erscheint die plastische Herbe in dem Drama des Euripides dichterischer und tiefer als die moderne Empfindsamkeit in der Iphigenie Goethes; die Alten ließen ihre Helden ganz unmittelbar handeln und empfinden und machten den lyrischen Chor zum Träger der Reflektion, während in dem modernen Drama die naive Selbstverständlichkeit der handelnden Gestalten durch die retardierende Einmischung bewußten Reflektierens zum mindesten gefährdet ist. Die deklamatorischen Reden des Orestes im zweiten Akte des Goetheschen Stückes, in denen er in weichlicher Selbstbeobachtung von seinem ‚zarten Haupt‘ und seinen ‚großen Augen‘ erzählt, stehen in einem wenig vorteilhaften Gegensatz zu der spröden Verhaltenheit der antiken Tragödie. Aber nicht das allein ist die Ursache dafür, daß das Drama des Euripides spannender ist als das des deutschen Dichters. Die höchste Erregung in der Dichtung des problematischen Griechen liegt darin, daß die Sühnung der Blutschuld des Orest in Iphigenie den Gedanken auslöst, wie denn, wenn schon ein Mensch durch vergossenes Blut sich schuldig mache, das Blutopfer im Sinne

der ewigen Götter sein könne, während bei Goethe dieser Konflikt gar nicht entsteht, sondern Iphigenie von vornherein als Gegnerin des sakramentalen Menschenopfers erscheint. Nicht gerade als glücklich empfinde ich auch noch eine andere Umgestaltung Goethes: die Absicht des Königs Thoas, sich mit Iphigenie zu vermählen. Diese Erfindung, die eines Racine würdiger gewesen wäre als eines Goethe, mischt das Blut der Heroentragödie mit einem wässerigen Tropfen aus dem modernen bürgerlichen Schauspiel, zersplittert das Interesse der Handlung und erschwert die Ungezwungenheit der untragischen Lösung. Man hat ja schon viele Argumente gegen den ‚deus ex machina' des Euripides vorgebracht; ich muß aber bekennen, daß mir die Bekehrung des Thoas durch die göttliche Macht der Athena viel glaubwürdiger und eindringlicher erscheint als durch die Reden der Goetheschen Iphigenie. Schiller hat einmal in seiner Besprechung von Goethes Egmont bemerkt, daß es den alten Tragikern vor allem auf Situationen und Leidenschaften ankomme, dem modernen Dichter vornehmlich auf die Durchführung der Charaktere; das trifft auch den tiefsten Unterschied zwischen den beiden Iphigenien; aber ich würde allerdings hinzufügen, daß das Charakterdrama Goethes dem Situationsdrama des Euripides an dramatischer Eindringlichkeit nicht ganz gleichzukommen vermag. Jedenfalls halte ich es für ganz verfehlt, wenn man, wie Johannes Schlaf es getan hat,* die Goethesche Iphigenie als ein übertragisches Drama aus christlichem Geiste der antiken Tragödie gegenüberstellt. Denn in der gnadevollen Erlösung der Griechen durch Athena und der demütigen Beugung des Barbaren unter das göttliche Gebot ist mindestens ebenso gut eine übertragische Lösung des Konfliktes aus christlichem Geiste gegeben, als in der halb unwilligen Nachgiebigkeit des Thoas gegenüber den beschwichtigenden Reden Iphigeniens. Viel eher kommt man schon der rechten Erkenntnis nahe, wenn man, wie es Franz Werfel in der Einleitung zu seiner schönen Verdeutschung der ‚Troerinnen des Euripides'** getan hat, gerade den großen Umwerter der altgriechischen Moral als eine ‚frühe Taube des Christentums' betrachtet. Die Skepsis des Euripides an der ehernen Gerechtigkeit ‚dieser' Welt, die der letzte große griechische Tragiker vor allem im Schicksal der Hekuba und der Medea ergreifend zum Ausdruck gebracht hat, ließ ihn die dramatische Möglichkeit des Wunders finden, das in diesem Sinne im Drama des Aischylos und des Sophokles nicht existierte; gerade der von den Rationalisten aller Zeiten angefochtene ‚deus ex machina' des Euripides bildet den Übergang von der zerschmetternden Tragik des griechischen Schicksalsdramas zu dem übertragischen Mysterium des christlichen Dramas.

Oberflächliche Beurteilung hat immer wieder den Widersinn aus-

* In seinem Aufsatz ‚Von der Zukunft des deutschen Dramas', ‚Hochland' Januarheft 1917.

** Leipzig, Kurt Wolff 1915.

gesprochen, daß die Weltanschauung des Christentums dem Wesen des Tragischen widerstrebe.* Ich habe mich mit Dir, lieber Freund, ja schon oft über dieses Thema, zumal im Anschluß an die Lektüre Nietzsches, unterhalten und Du hast mir zugestehen müssen, daß man einer Religion, die überall das Symbol des gekreuzigten Heilandes aufrichtete, das Gefühl für tiefste Tragik unmöglich absprechen dürfe. An das Geschick von Golgatha knüpfen sich vielmehr die tragischen Empfindungen der Menschheit, aber zugleich auch ihre erhebenden: aus dem Schmerz der Passion erhob sich der Jubel der Auferstehung. Und wie das Schicksal des Helden von Golgatha, so ist auch das christliche Drama tragisch und erhebend zugleich; in ‚dieser' Welt der Erbsünde und der Schuld wird der christliche Held zum leidenden Märtyrer — er endet tragisch, vom Standpunkt ‚jener' Welt aus aber ist er triumphierender Besieger entwürdigender Versuchungen und die Passion seines Erdenlebens ist umschimmert von der Gloriole göttlicher Gnade.

Es wird Dir bekannt sein, daß auch Lessing zu den Autoritäten gehört, die der dichterischen Möglichkeit des christlichen Trauerspieles skeptisch gegenüberstehen. Als echter Sohn der deutschen Aufklärung wollte der Verfasser der ‚Hamburgischen Dramaturgie' von den unmittelbaren Wirkungen der Gnade auf dem Theater nichts wissen, wo, wie er behauptete, alles, was zu dem Charakter der Person gehört, aus den natürlichsten Ursachen entspringen muß.' Liest man freilich die beiden christlichen Dramen, durch die Lessing seine Anschauungen gewann: Cronegks ‚Olint und Sophronia' und Corneilles ‚Polyeuct' — so kann man das Mißtrauen Lessings gut verstehen. Denn weder dem deutschen noch dem französischen Dichter ist es auch nur entfernt gelungen, den Heroismus eines christlichen Helden auf die Bühne zu stellen; Polyeuct sowohl wie Olint handeln in einem plötzlichen Aufwallen christlichen Fanatismus, den die bürgerliche Gesellschaft als Aufruhr verdammen und mit dem Tode sühnen muß. Wenn Olint das Bild des Heilandes aus der Moschee entwendet, so können wir das wenigstens noch bis zu einem gewissen Grade als Heldentat christlicher Pietät nachempfinden; die Art, wie in dem Stücke Corneilles, Nearchus und Polyeuct den heindnischen Gottesdienst stören, wirkt eher als mutwilliges Abenteuer zweier tollkühner chevaliers denn als innerlich notwendige Glaubenstat christlicher Seelen. In dem sentimentalen Rührstück des Deutschen wie in der pathetischen Heldentragödie des Franzosen ist das Christliche nur ein äußerlich hinzugetragenes stoffliches Motiv, aber es fehlen in beiden Dichtungen die Elemente, die doch erst die Voraussetzung eines christlichen Dramas schaffen würden: Bekehrung, Versuchung und Weltüberwindung des Helden.

---

* So z. B. Johannes Volkelt in seiner ‚Ästhetik des Tragischen', auch Joh. Schlaf scheint in dem oben genannten Aufsatz dieses Vorurteil nicht ganz klar überwunden zu haben.

Vorsichtigerweise hat Lessing seiner These gegen das christliche Trauerspiel die Anmerkung beigefügt, daß er sein absprechendes Urteil nur so lange aufrecht erhalten wolle, ‚bis ein Werk des Genies, von dem man nur aus der Erfahrung lernen kann, wieviel Schwierigkeiten es zu übersteigen vermag, diese Bedenklichkeiten unwidersprechlich widerlegt'. Lessing ahnte nicht, daß dieses Genie schon vor zwei Jahrhunderten gelebt hatte; in dem Werk des großen Spaniers Calderon hat das christliche Drama, schon lange im Geiste seiner Nation vorbereitet, eine klassische Form gefunden, die bis auf den heutigen Tag nicht mehr erreicht, geschweige denn übertroffen worden ist. Aber erst Goethe und die Romantiker haben in Deutschland Calderons dichterische Größe erkannt — ihn im Bewußtsein unserer Nation einzubürgern, ist freilich bis heute noch nicht gelungen; es fehlte den bisherigen Übersetzern die phantastische Freiheit und sprachliche Kühnheit, deren ein Interpret Calderons bedarf.

Gerade die Wirkungen der Gnade, die zu schildern, wie Lessing meinte, dem Dramatiker versagt ist, hat Calderon in den schönsten seiner religiösen Schauspiele meisterlich veranschaulicht. Wie der Mensch, der eines guten Willens ist, trotz aller Schuld sich zu erheben und kein äußerer Untergang den Sieg seiner Seele zu hemmen vermag, dieses Motiv hat Calderon in glühendem Glaubenseifer immer neu gestaltet und es ist der Grundgedanke vieler seiner frommen Dichtungen, den Justina im ‚Wundertätigen Magus' (El màgico prodigioso) ausspricht:

‚Es gibt nicht so viel Stern' am Horizonte,
So viel Sand am Meeresstrande,
So viel Funken in den Flammen,
So viel Staub im Sonnenglanze,
So viel Hauch im Windgebrause,
Als Gott Sünden kann vergeben.'

Ergreifend schildert ‚Das Fegfeuer des heiligen Patricius' (El Purgatorio de San Patricio) die Läuterung eines tief in die Sünde verstrickten Verbrechers, der freiwillig schon auf Erden die Leiden des Fegfeuers auf sich nimmt, um in frommer Buße seine Schuld zu sühnen. Ebenso erheben sich in der ‚Ehrfurcht vorm Kreuze' (La devocion de la Cruz) die beiden Geschwister nach frevelnden Vergehen zu erlösender Gottesnähe, indem die Ehrfurcht vor dem Geheimnis des Kreuzes sie zu Einsicht der läuternden Liebe des Heilandes erhebt.

Wie es der transzendentalen Weltanschauung des Christentums entspricht, enden die Märtyrerdramen Calderons nicht mit dem physischen Untergang des Helden. An das sinnliche Erlebnis des Todes schließt sich die übersinnliche Vision seiner metaphysischen Auferstehung — die Tragödie steigert sich in ein Mysterium. Am Ende des schönen Drama vom ‚weiblichen Joseph' (El José des las mujeres) schwebt die eben hingerichtete Heldin, die heilige Jungfrau Eugenia, in Wolkenglorie glückselig dem Himmel entgegen:

'Selig bin ich, denn zum Lohne
Für die Marter, Schmerzen, Qualen,
Die ich litt, hab' ich des Himmels
Hehre Herrlichkeit errungen.'

Und noch drastischer ist die metaphysische Umdeutung christlicher Tragik in dem 'wundertätigen Magus', wo der beschämte Teufel selbst das Seelenschicksal der beiden Märtyrer verkünden muß:

'Und die beiden, mir zur Schande,
Stiegen auf zu reinen Sphären,
Wo sich Gottes Thron erhebt,
Leben jetzt im Himmelreiche.'

Doch am besten wirst Du ein anschauliches Bild von der bunten und reinen Welt Calderons empfangen, wenn ich Dir sein schönstes religiöses Schauspiel, das viel zu wenig bekannte Drama von der 'himmlischen Liebe' (Los dos amantes del cielo) in kurzen Umrissen skizziere — wir werden dadurch zugleich einen sehr interessanten Maßstab des Vergleiches gewinnen für einige moderne Stücke, von denen ich Dir dann noch erzählen will.

Polemius, der Vertraute und erste Senator des Kaisers Numerianius, hat einen Sohn Chrysanthus, den strebender Forschergeist zu der geheimnisvollen Tiefe des Johannes-Evangeliums führt und der in gottsehnendem Ringen um Wahrheit das Wesen des göttlichen Logos zu begreifen trachtet. Carpophorus, ein christlicher Weiser, der ob seines Glaubens sich in die Einsamkeit der Wüste flüchten mußte, deutet dem Jüngling die Geheimnisse der Dreieinigkeit und breitet vor ihm die Pfade eines christlichen Lebens aus. Aber an demselben Tage, an dem die Pforte christlicher Einsicht sich vor Crysanthus auftat, hat er die schöne Daria gesehen, und Liebe zu ihr hat ihn mit zwingender Gewalt ergriffen. Nun kämpfen irdische Liebe zu der schönen Heidin und sehnsüchtiges Streben nach christlicher Erkenntnis in der Seele des leidenschaftlichen Jünglings. Sein höchstes Glück wäre es, wenn es ihm gelänge, beides zu vereinigen und die geliebte Frau zur christlichen Wahrheit zu bekehren. Tapfer wehrt sich Daria gegen die Bekehrungsversuche des Chrysanthus; sie will den Glauben ihrer Väter nicht verlassen, und sie vermag nicht, an einen Gott zu glauben, der den Tod erlitten hat. Doch nur immer eindringlich sucht der Liebende ihr das Geheimnis des Christentums offenbar zu machen:

'Als die Erdensöhne hilflos
In dem Bann der Sünde standen,
Hat sich Gott zu ihrem Leiden
Mitleidsvoll herabgelassen,
Ist als Mensch geboren worden,
Hat als Mensch bei uns gewandelt
Und als Mensch den Tod erlitten;
Hat uns aus der Sünde Banden
Losgerissen und uns mild

Das Gesetz der ew'gen Gnade
Und der Liebe offenbart,
Daß wir nun im Glauben wandeln
Und, von seinem Licht bestrahlt,
Nicht vor Tod und Sünde zagen,
Sondern, auf den Heiland bauend,
Mit zu Gott gewandtem Antlitz
Unsre Erdenbahn vollenden.
O Daria! Kannst Du schwanken,
Diesen Glauben anzunehmen?
Kannst Du ihm Dein Herz versagen?'

Da bekehrt auch die Liebende sich zur Lehre des Heilands. Doch kein Erdenglück ist der Zuneigung der beiden neuen Christen geschenkt. Polemius hat die christliche Überzeugung seines Sohnes erkannt und will ihn deshalb in den Kerker werfen lassen. Da bekennt auch Daria ihre Bekehrung zum wahren Glauben und bittet, daß man sie mit Chrysanthus, dem sie als Braut liebend die Hand gereicht habe, in den gleichen Kerker einschließe. Doch sobald Polemius dies erfahren, beschließt er noch fürchterlichere Sühne: Chrysanthus, der stets in die Einsamkeit floh, soll unter die niederen Verbrecher ins Staatsgefängnis geworfen werden; doch auch die tugendstolze Daria soll nicht minder schwere Strafe treffen: ‚Denn sie soll zu würd'gem Lohn, / Weil der Artemis entfloh'n, / In der Venus Tempel wohnen!' Aber wie der wankellose Glaube Berge versetzen kann, so neigen sich auch der himmlischen Liebe dieses christlichen Brautpaares unerhörte Wunder. Chrysanthus gelingt es, die Ketten und die Eisengitter zu zerbrechen und in den Wald zu ziehen, und eben dorthin wird auch Daria von einem Löwen geleitet, der sie schon im Hause der Venus vor den Begehrlichkeiten der Männer zu schützen wußte. Doch kaum haben die Liebenden die ersten Worte glücklichen Wiederfindens gewechselt, als die Überzahl der Verfolger sie umdrängt. Die beiden Christen aber sind gefaßt darauf, frohen Herzens miteinander für ihren Glauben in den Tod zu gehen. Zwar beunruhigt es Daria, daß sie noch nicht die kirchliche Taufe empfangen habe, aber Chrysanthus weiß sie zu trösten:

‚Dessen sei getrost, Geliebte!
Denn die Blut- und Feuertaufe
Weiht den Märtyrer zum Christen.'

Und auch in diesem Drama wandelt sich der tragische Untergang dieser beiden blühenden Menschenleben in eine metaphysische Verheißung. Auf den Abgrund, in welchen die grausamen Verfolger die beiden Liebenden stürzen, senkt sich vom Himmel ein Felsen nieder, und ein Engel befiehlt, den kommenden Geschlechtern die Kunde zu überliefern:

‚Daß in dieser Kluft die beiden,
Die sich für den Himmel liebten,
Daß Chrysanthus und Daria
Hier vereint bestattet liegen.'

Ich denke, dieser kurze Bericht über eines der charakteristischsten religiösen Dramen des Calderon hat Dir besser, als lange theoretische Ausführungen es vermöchten, dargetan, wie wundersam tiefe christliche Religiosität und künstlerische Freude am Fabulieren, komponierende Klugheit und volkstümliche Naivität in der Dichtung dieses großen Spaniers sich mischen. Gewiß ist sein Werk ganz aus dem Geist der Gegenreformation geboren, — das zeigt sich besonders an dem Übermaß der dogmatischen Formulierungen und der Ketzerpolemik, — und gleichbürtige Dichtungen unserer Zeit dürften nicht auf sklavischer Nachahmung Calderons, sondern nur auf schöpferischer Neugestaltung des christlichen Dramas beruhen. Aber in der Vereinigung von geistiger Freiheit mit religiöser Entschiedenheit, von echter Tragik mit christlicher Erlösung stellt das Werk des genialen spanischen Dichters doch einen überzeitlichen Typ des christlichen Dramas dar, der herausfordert, die gleichgerichteten Versuche unserer Zeit an ihm zu messen. Gegenüber dem Gefühl von der Unsühnbarkeit der Schuld, das den Brutus und den Macbeth des englischen Renaissancedichters tragisch zerschmettert, ist im Drama Calderons der Glaube an die Läuterung und Erlösung des sündigen Menschen mit einer Eindringlichkeit gestaltet worden, die für die dramatische Dichtung der Gegenwart, mehr noch der Zukunft vorbildlich sein kann.

Das neue Streben nach Religiosität, das sich immer sehnsüchtiger aus unserer materialistischen Gegenwart erhebt, macht sich auch in einigen dramatischen Dichtungen der Jüngsten leise bemerkbar. Allerdings handelt es sich für mein Gefühl noch lange nicht um ein christliches Drama, wenn Max Pulver in seinem Kammerspiel „Igernes Schuld"* an vier Akte voll Sudermannscher Erotik plötzlich einen frömmelnden Schluß anhängt; das Kruzifix ist zu heilig, um schwüle Schlafkammerszenen mit einem billigen Theatereffekt krönen zu dürfen. Innerlicher, wenn auch noch lange nicht mit organischer Selbstverständlichkeit, ist in der Tragödie ‚Liebe'** von Anton Wildgans die Steigerung zweier Menschen aus moderner Lässigkeit zur Strenge christlicher Forderungen gestaltet.

Unter den deutschen Dichtern der jüngsten Vergangenheit hat aber sicher keiner die Sehnsucht nach einer Neugestaltung des christlichen Dramas so stark empfunden und durchlitten wie Reinhard Johannes Sorge. Ich habe Dich stets darum beneidet, daß Du diesen leuchtenden Menschen noch persönlich kennen gelernt hast; aus seinen Dichtungen fühlt man die Lauterkeit seines Strebens und die Reinheit, die von ihm ausgestrahlt sein muß. Über seine künstlerische Bedeutung haben wir ja schon manche kleine Meinungsverschiedenheiten verfochten, doch nicht beigelegt; während Du mit schöner Schwärmerei seiner Dichtung Dich restlos hingabst und den Vergleich mit den größten Meistern der Poesie nicht scheutest, empfand ich oft einen schmerzlichen Zwiespalt zwischen dem edlen Wollen und der nicht genug

* Leipzig, Inselverlag 1918.

** Leipzig, L. Staackmann 1916; vgl. ‚Hochland' Aprilheft 1917.

mit Blut gefüllten Gestaltung, genoß die gemessene Feinheit seiner Dichtungen und sehnte mich doch unerfüllt nach Calderonscher Unmittelbarkeit. Wohl ergriff auch mich dieser verheißende Entwicklungsgang, der den im besten Sinne ungewöhnlich frühreifen Dichter aus dem zerrissenen Literatentreiben dieser Zeit zu der strengen Läuterungsforderung des ‚Bettlers'*, zu dem um göttliche Wahrheit ringenden Bekehrungsdrama ‚Guntwar'**, den von zartester hymnischer Lyrik durchpulsten Mysterien ‚Metanoeite'*** und schließlich zu dem religiösen Schauspiel ‚König David'† führt, — doch mich fesselte stärker dieser vorbildliche Weg des Johannes der neuen christlichen Dichtung als die schon erreichte künstlerische Gestaltung. In den letzten Tagen las ich noch einmal seinen ‚König David', — und von diesem Eindruck will ich Dir Rechenschaft ablegen.

Drei dramatische Gestaltungen der Tragik im Leben des großen jüdischen Königs sind mir bekannt. Calderons Schauspiel von den ‚Locken Absalons' (Los cabellos de Absalon), Friedrich Sebrechts jüngste Tragödie ‚David'†† und schließlich das letzte Werk Sorges. Calderon ließ im vorliegenden Falle seltsamerweise die religiösen Motive des Stoffes ganz beiseite liegen, auch für seine Fronleichnamsspiele, die sonst so gerne alttestamentarische Motive aufnehmen, hat er, soweit ich sehe, die Geschichte Davids nie verwertet; er schuf vielmehr eine weltliche Haupt- und Staatsaktion. David erscheint in diesem Stück als ein Herrscher von fast allzu milder Güte, der mit gefaßtem Herzen die Tragik trägt, die über ihn hereinbricht: die blutschänderische Vergewaltigung seiner Tochter Thamar durch seinen Sohn Ammon, die Ermordung Ammons durch den throngierigen Bruder Absalon, dessen Vermessenheit gegen den Vater und schließlich seinen schmählichen Untergang.

Friedrich Sebrecht greift aus der stofflichen Fülle der Geschichte Davids nur ein Motiv heraus, den Ehebruch Bathsebas, und verdichtet es mit viel Talent zu einem Kammerspiel von starker Geschlossenheit. Die Gestalten der jüdischen Historie sind hier nur symbolische Figuren für die ganz modern empfundene Tragik zweier seelisch zusammengehöriger Menschen, die nur durch tiefste Schuld den Weg zueinander finden. So verengert sich die David-Dichtung zu einer Ehebruchtragödie, aber, wie ich mich nicht scheue zu behaupten, zu der ergreifendsten Ehebruchtragödie der modernen deutschen Literatur. An das weltliche Schauspiel Calderons und das problematische Kammerspiel Sebrechts reiht sich nun als dritte Gestaltung des Davidstoffes das religiöse Weihespiel Reinhard Johannes Sorges.

Nicht nur für den modernen Dichter Sebrecht, sondern auch für Calderon war der Bericht des Alten Testamentes über die Schicksale Davids

* Berlin, S. Fischer 1912.
** Kempten, Jos. Kösel'sche Buchhandlung 1914.
*** Ebd. 1915.
† Berlin, S. Fischer 1916.
†† Leipzig, Kurt Wolff 1918.

ein Rohstoff, mit dem die künstlerische Phantasie nach freier Willkür schalten durfte.' Sorge steht seinem Stoffe scheuer und ehrfürchtiger gegenüber. Ihm ist der Bericht des heiligen Buches zu kostbar, als daß er sich vermessen dürfte, ihn nach persönlichen Gutdünken zu ändern; denn, so muß der Dichter empfunden haben, was ist die Phantasie einer solchen Eintagsfliege wie des Bürgers Reinhard Johannes Sorge gemessen an der ewigen Wahrheit des Buches der Bücher? Ihm galt es nur, den epischen Bericht der Bibel in theatralische Anschaulichkeiten umzusetzen, die Feierlichkeit einer großen Vergangenheit unserer lärmenden Gegenwart in Versen von edler Pathetik mahnend vor Augen zu stellen. Er ließ ein halbes Dutzend Psalmen im Verlauf des Stückes rezitieren; er legte den Gestalten feierliche Reden aus den Büchern Samuels wörtlich in den Mund; er schuf ein auf brokatenen Teppichen einherschreitendes biblisches Weihespiel. Aber diese fromme Scheu vor dem Text der Bibel, die den religiösen Menschen Sorge ehrt, bedeutet doch zugleich eine Begrenzung der dichterischen Leistung. Sorge hat das epische Original in szenische Bilder umgewandelt, aber ein eigenes Drama hat er mitnichten geschaffen. Wir erfahren das objektive Tun der Menschen wie im Epos, aber der dramatische Konflikt zwischen dem Willen des Handelnden und dem Widerstand der Welt ist nirgends zur Gestalt geworden. Harmonisch reiht sich Bild an Bild von den frohen Träumen der Knabenspiele bis zu der prophetischen Einsicht des in Schuld und Sühne gereiften Mannes. Aber die Gewalt dieser Verschuldung und die Kraft ihrer Läuterung ist für mein Empfinden in Sorges ‚König David' nicht zu ergreifender Macht verdichtet, weil es nicht gelungen ist, den König als aktiv und verantwortlich für seine Taten erscheinen zu lassen, sondern weil er stets passiv wirkt, hingegeben einem Geschicke, das über ihm steht. Milde gleitet der Dichter über die Szenen hinweg, die von Davids Ehebruch und Blutschuld berichten; mehr schon tritt die Buße in den Vordergrund, doch unvermittelt und ohne dramatisches Aufbäumen. Der Nachdruck des Dichters aber liegt auf den von schöner hymnischer Lyrik beglänzten Szenen, in welchen die Geburt Christi prophetisch vorausklingt. Die festliche Schönheit einzelner Szenen ist hohen Lobes würdig, aber sie vermag mir nicht über den Eindruck hinwegzuhelfen, daß in Sorges Schauspiel nicht nur, wie sein liebevollster Kritiker gesagt hat, ‚alle Ansprüche des üblichen Schuldramas', sondern auch die ewigen Gesetze der dramatischen Kunst hintangesetzt sind. So echt und stark die christliche Gesinnung Sorges wirkt, so zart seine Lyrik und so erhebend sein Pathos auch sein mag, zu einer Wiedergeburt des christlichen Dramas gibt er höchstens einen Ansatz, aber sicherlich nicht die Erfüllung.

Während die spröde Schönheit in Sorges letzten Dichtungen erst vereinzelte Bewunderer gefunden hat, scheint Paul Claudel nicht nur in Frankreich, sondern auch in Deutschland eine Gemeinde von Anhängern sein eigen zu nennen. Ich muß Dir aber bekennen, daß ich in seinem Werk noch viel weniger als in den Schauspielen Sorges die Wiedergeburt eines christlichen

Dramas großen Stils zu erkennen vermag. Claudel mangelt die wichtigste Eigenschaft des großen Dramatikers: die Unmittelbarkeit. Er schafft nicht leibhaftige Gestalten von lebendigem Blut, sondern blasse Silhouetten, von der Kunst eines feinen Ästheten stilisiert. Sein vielbewundertes Schauspiel ‚Verkündigung‘ (L'annonce faite à Marie)* gab in episch gedehnten Gesprächen ein zartes seelisches Geschehen wieder und ließ die religiös gebundene Welt des Mittelalters in herben Konturen vor uns aufstehen. Es war dieses Stück gesättigt mit christlichen Reflektionen, mit Bemerkungen über den christlichen Staat, ja selbst mit einem seitenlangen Auszug aus dem römischen Brevier; aber es fehlte die glaubensmutige Kraft naiver christlicher Helden, welche die Dramen Calderons so farbig belebt und ewig jung gestaltet. Dort mögen Märtyrer auftreten oder heilige Jungfrauen, ja selbst Wahrheit, Gottesfurcht, Glauben und andere symbolische Gestalten; sie sind erfüllt von schaffender Aktivität und unmittelbarer Lebenskraft, — über Andreas Gradherz und Jakobäus, über Peter von Ulm und Violäne lastet die Müdigkeit einer überreifen Kultur. Nun ist von Claudel ein neues Stück erschienen, ‚Mittagswende‘ (Partage de Midi),** das der von Jakob Hegner geleitete Verlag als ‚des großen katholischen Dichters Hohelied der irdischen und der himmlischen Liebe‘ bezeichnet. In Wahrheit ist diese Dichtung viel zu sehr in der peinlich wühlenden Konservation des modernen Milieustücks stecken geblieben, um als erhebendes christliches Drama wirken zu können; der Vergleich mit jenem Calderonschen Stück, welches das gleiche Thema zum Gegenstand hat, beschämt die Erfindungsarmut und dünnblütige Trockenheit des modernen Dichters. Yse, eine Frau von großer Schönheit und geistiger Kraft, ist seit einem Jahrzehnt mit einem unbedeutenden Spießer vermählt, von dem sie ein halbes Dutzend Kinder empfangen hat. Da sie sich in dieser Ehe langweilt, so läßt die Frau in verantwortungsloser Koketterie hier und da auch zu anderen Männern Funken springen. In Mesa, einem mystisch veranlagten Chinesen, zündet dieser Funke zur Flamme. Als in Hongkong der Gatte sich einer Geschäftsreise wegen von seiner Frau trennt, wird nach kurzer Selbstbeherrschung die schöne Strohwitwe zur Geliebten Mesas und trägt von ihm ein Kind. Aber vor der mystischen Gewalt Mesas bebt die Europäerin zurück; sie trennt sich von ihm und lebt nun mit einem dritten Manne in genießender sinnlicher Gemeinschaft. Indessen scheidet der unglückliche Gatte aus dem Leben, — alles scheint vorbereitet — die abenteuernde Frau in den Hafen einer zweiten glücklicheren Ehe gelangen zu lassen. Da bricht die chinesische Revolution aus und in der Stunde vor der Flucht dringt der Chinese zu der einstigen Geliebten und ihrem neuen Liebhaber. Nun eine Szene von schlürfender hysterischer Erregung. Mesa wird von seinem Nachfolger in der Gunst der Frau, sein Söhnchen von der Mutter selbst ermordet. — Du

* Übersetzt von Jakob Hegner. Hellerau, Hellerauer Verlag 1913.

** Übersetzt von Roman Woerner. Ebd. 1918.

wirst sicher entsetzt fragen, ob ich Dir den Inhalt eines Schauerfilms erzählt habe statt den des Hohenliedes eines katholischen Dichters. Aber sicher, ich habe weder geflunkert noch aufgeschnitten; diese kolportagehafte doppelte Ehebruchsgeschichte, in gespreizten Dialogen breit ausgekostet, ist das Hohelied der irdischen Liebe in dem neuen Schauspiel Claudels. Nun kommt aber auch noch in einer Art von Epilog die himmlische Liebe zu ihrem Recht. Mesa ist nämlich noch nicht ganz, sondern erst halb tot, und hält einen ebenso langen als langweiligen Monolog über den Tod, bis die Mörderin seines Kindes erscheint, ‚weißgewandet im Zustand eines hypnotischen Traumwachens'. ‚Sie bewegt sich durch das Gemach hin, nicht mit dem Gang eines Automaten, sondern nach Art einer Wolke.' Nachdem sie alle Schubladen durchstöbert hat, kauert sie zu Füßen Mesas und legt ihre blassen Arme langegestreckt über seine Knie. Nun beginnt ein endloser Dialog, in dem in schwülstigen, von jeder kraftvollen Einfachheit weit entfernten Reden die beiden Menschen von der überirdischen Ewigkeit ihrer Liebe sprechen und so im Gefühle unsterblicher Vereinigung dem nahen Tode — gleich wird das Haus in die Luft fliegen — entgegenschauen. — Seltsame Verirrung, wenn kluge Katholiken in diesem fin de siècle-Stück Verheißung eines neuen Morgenrots christlicher Dichtung sehen wollen. Die großen Worte des Schlusses dürfen doch nicht über die Unerquicklichkeit und Literatenhaftigkeit des ganzen Stückes hinwegtäuschen.

Vielleicht ist diese Zeit noch nicht weltanschaulich geläutert genug, um ein christliches Drama zu schaffen, wie es die Zeit der großen christlichen Denker und Mystiker gesehen hat. Sicher kann ein christliches Drama großen Stils weder aus dem Naturalismus noch dem Ästhetizismus erwachsen, sondern nur dort Ansätze finden, wo eine freie idealistische Gesinnung dramatische Werke schafft. An Kleist und Schiller darf man unter den Deutschen der Vergangenheit hier am ersten denken; wenn auch in abstrakter Hülle, so ist doch in vielen ihrer Werke die Tragik zugleich und das Mysterium des christlichen Dramas. In Kleists erstem Drama, ‚Die Familie Schroffenstein,' vernichtete ein zermalmendes Schicksal die hilflosen Menschen (‚Ich bin dir wohl ein Rätsel — tröste dich: Gott ist es mir'); in seinem letzten und reifsten Drama ‚Der Prinz von Homburg' aber durchleidet der Held sein Schicksal und besiegt es in christlicher Überwindung seines Selbst für die höhere Idee der Pflicht; so darf dieses Drama mit übertragischer Milde enden. Bei Schiller ist es besonders deutlich, wie ein Drang zum christlichen Drama bei ihm latent ist; leider wurde er durch den lastenden Einfluß der positivistisch-rationalistischen Tragödien-Theorie des Aristoteles gehemmt. Ähnlich wie in den religiösen Dramen Calderons die physisch Unterliegenden die metaphysischen Sieger sind, die physischen Sieger aber meist die metaphysisch Verdammten, so sind auch bei Schiller Karl Moor, Ferdinand, Don Carlos, Marquis Posa, Max Piccolomini, Maria Stuart die physisch Unterlegenen; aber für das moralische Gefühl, an das der Dichter appelliert, triumphieren sie über ihre heimtückischen Besieger. Auch in Goethes ‚Na-

ürlicher Tochter' und in einigen Dramen Grabbes glaube ich Ansätze zum christlichen Drama sehen zu dürfen. Doch davon können wir uns bei anderer Gelegenheit ausführlicher unterhalten. Heute will ich Dich nur noch auf drei moderne Dramen aufmerksam machen, die über die Beschränkung naturalistischer und ästhetenhafter Problemstellung weit hinausragen, die ein menschheitliches Thema zu bearbeiten wagen und zum Teil es auch gestalten.

Carl Hauptmann hat ganz kurz vor Ausbruch des Krieges eine dramatische Dichtung, ‚Krieg. Ein Tedeum,'* veröffentlicht, die allein schon genügen würde, seine dichterische Überlegenheit über seinen jüngeren, von der modischen Zeitströmung verherrlichten Bruder Gerhart zu erweisen. Er hat es in dieser Dichtung unternommen, nicht irgend einen historischen Krieg dramatisch zu gestalten, sondern das Wesen des Krieges an sich zum Mythos zu verdichten. Mit elementarer Gewalt bricht aus der Habgier der in einzelnen symbolischen Gestalten dargestellten Staaten, die auch der europäische Rechenmeister nicht zu schlichten vermag, die Notwendigkeit des Krieges hervor; und schon wälzt sich seine Furie qualvoll über die Stätten friedlicher Arbeit. Eine Reihe von groß komponierten Szenen bringt die Zertrümmerungen der zerstörerischen Gewalt zu plastischer Anschaulichkeit. Aus dem letzten Akt schluchzt dann das Weh in zerrissenen Klagen der die Zeit der Greuel überlebenden Krüppel; doch eine stille Blume der Hoffnung blüht auch in dem grausen Schmerz, — ein Weib im beseligenden Gefühle ihrer Mutterschaft. Das alles ist Wort geworden in einer rhythmischen Prosa, die oft noch allzu flackernd und noch nicht geläutert von verengendem Naturalismus, aus der aber doch ein starker schaffender Kunstwille verheißungsvoll hervortritt.

Die Themenwahl dieser stärksten Dichtung Carl Hauptmanns, deren elementare Wucht er in seinen im ersten Jahre des Weltkrieges gedichteten dramatischen Szenen ‚Aus dem großen Krieg'** auch nicht von ferne wieder erreicht hat, ist charakteristisch für den Weg, auf welchem dem modernen Drama allein der Weg offen zu stehen scheint, wieder zu antiker Elementargewalt zu gelangen: in dem Verlassen der lokalen Episode, der anekdotischen Fabel und des intellektuellen Problemstücks, in der Rückkehr zu mythischer Gestaltung. In den ‚Gedanken zum Drama der Zukunft' einer jungen österreichischen Schriftstellerin Susanna Schmida-Wöllersdorfer*** finden sich, chaotisch vermischt mit verschwommenen Reflektionen eigener und Nietzschescher Prägung, einige sehr treffende Bemerkungen über die Überlegenheit des mythischen vor dem historischen Drama und es wird Dir in diesem Zusammenhange sicher willkommen sein, wenn ich die einsichtigsten Sätze ihres Schriftchens hier folgen lasse. ‚Das griechische Drama spielte

* Leipzig, Kurt Wolff 1914; vgl. auch Peter Bauers Aufsatz im Maiheft 1918 des ‚Hochland'. D. Red.

** Leipzig, Kurt Wolff 1915.

*** Wien, Orionverlag 1918.

immer in der Gegenwart. Wenn das auch nicht für alle Fälle ganz wörtlich zu nehmen ist, so bedeutet es doch jedenfalls so viel, daß das griechische Drama nie ein historisches gewesen ist. Wenn auch Sagen längst vergangener Zeit als Motive dienten, sie waren doch so gut wie Gegenwart, weil sie lebendig geblieben waren ... Und doch fehlt nicht jene Distanz, die die Vorgänge auf der Bühne mit einem zarten und so unentbehrlichen Schleier umhüllt erscheinen läßt. Unserem Drama fehlt der Mythos nicht nur in dem Sinne, daß er ihm Stoffe zuführt, die schon einen gewissen seelischen, dem Volke, dessen Phantasie sie entstammen, der Natur, die es umgibt, dem Leben, das es führt, wesentlichen Inhalt hatten, sondern mit dem Mythos fehlt ihm auch jene feine, die Veranschaulichung alles Hohen bedingende Distanz. Beide Gründe leiteten unsere Dichter, vielleicht zum Teil unbewußt, dazu, sich hier irgendwie zu helfen, und sie fanden ein Hilfsmittel daran, daß sie sich der Vergangenheit zuwandten. Es war aber, wenn man mit dem Historischen Ernst machte, mit diesem Zurückgreifen in die Vergangenheit natürlich sofort die Wirkung aufgehoben, daß sich der Zuschauer gleichsam selbst auf der Bühne sah, sein und seines Lebens lebendiges Spiegelbild. So entfernte sich das Drama durch das Historische andererseits wieder von der Wirkung wirklich mythischer Stoffe, durch seine Unfreiheit, seine zeitliche Fixierung. Die Distanz war zu groß. Wohl mochte das Ewig-Menschliche, besonders in einer Kunst, die dem Ideellen und Typischen an den Dingen nachging, auch im historischen Gewand tief an die Seele rühren. Aber das Leben, das draußen pulsierende, wirkliche, dauernd zu beeinflussen, seinen Hintergrund zu bilden, vermochte das historische Drama nie.'

Ähnliche Empfindungen wie sie diese kluge Frau in theoretischen Erörterungen niedergelegt hat, müssen Fritz von Unruh veranlaßt haben, das historische Drama zu verlassen und in seiner neuen Tragödie ‚Ein Geschlecht',* die das erste Stück einer Trilogie bilden soll, Erlebnis des gegenwärtigen Alltags zu mythischer Absolutheit zu steigern. Eine Mutter, ihre Tochter, ihre vier Söhne: der eine den Heldentod sterbend, der zweite ein feiger Deserteur, der dritte eine Künstlernatur, welche der wilden Sinnlichkeit ihres Blutes preisgegeben ist, der vierte, ein Knabe noch, der von den Soldatenführern in den Krieg geholt wird und ihn mit brennender Seele miterlebt, das ist das Geschlecht, in dem sich das Schicksal der heutigen Menschheit konzentriert. Wenn es Unruh dennoch nicht gelungen ist, ein Drama von bezwingender Gewalt zu schaffen, so liegt das sicher nicht an der Wahl und Auffassung des stofflichen Gegenstands, die vielmehr äußerst glücklich sind, sondern an den Mängeln der Formung. Allzuviel Geschehen ist mit häufender Gewalt zusammengedrängt, so daß das Drama nicht zu einer harmonischen Gliederung von steigernden und retardierenden Momenten kommt, eine gekrampfte Hochspannung der Leidenschaft bleibt herrschend und

* Leipzig, Kurt Wolff 1918.

läßt dem Leser oder Zuschauer nicht die Ruhe zu erfassendem Verweilen. Wieviel weiser und mähliger haben doch die griechischen Tragiker, an deren Art Unruh sich im äußeren Ton stark anlehnt, die tragischen Schicksale sich entfalten lassen, obwohl sie außerdem doch noch im Chor ein Mittel lyrischen und reflektierenden Verweilens hatten, das vor Überstürzung des dramatischen Rhythmus bewahrte. Und wie der Technik des Unruh'schen Dramas die künstlerische Ruhe fehlt, so auch seiner an Äschylos und Kleist geschulten Sprache das edle Maß, das diesen Meistern eigen war; das überhitzte Schreien des Modernen wirkt weit weniger elementar als die verhaltene Glut seiner großen Vorbilder.

Wenn Du an mich nun die Frage richten würdest, an welches Werk unserer Zeit ich die größten Hoffnungen einer Wiedergeburt des mythischen Dramas knüpfe, so würde ich ohne Bedenken Momberts ‚Aeon'-Trilogie nennen, besonders ihre drittes Stück ‚Aeon vor Syrakus'.* Hier und nur hier liegt nach meiner Überzeugung dasjenige Werk vor, dem man unter der zeitgenössischen Literatur, soweit ich sie zu übersehen vermag, ohne wesentliche Einschränkungen und Vorbehalte das Attribut der Größe zu verleihen vermag. Wenn ich den Dichter des ‚Gefesselten Prometheus' als den ehrwürdigen Ahnherrn des Aeon-Dichters nenne, so meine ich das nicht in dem Sinne, daß Mombert in äußerlichen Wetteifer mit den griechischen Tragikern getreten sei wie Hofmannsthal und Hasenclever und bis zu einem gewissen Grade auch Fritz von Unruh, sondern ich will damit zum Ausdruck bringen, daß ein wahlverwandtes geistiges Erleben wie bei dem Vater der Tragödie auch bei dem gewaltigen Erneuerer des mythischen Dramas zur Gestaltung drängt. Als wahlverwandte Geister müßte man ferner die Dichter der spanischen Fronleichnamsspiele nennen, die gleichfalls, wenn auch in strengerer dogmatischer Gebundenheit, die Erlebnisse der Seele in mythischen Gestalten symbolisierten und als letzten großen Vorgänger den Komponisten Richard Wagner, der in seinen mythischen Musikdramen, vor allem im ‚Ring der Nibelungen' und im ‚Parsifal', gleichfalls mit den großen griechischen und christlichen Weihespielen der Vergangenheit in Wettbewerb trat.

Schon in der feierlichen Sprache, die in der an die großen babylonischen und hebräischen Hymnen gemahnenden Monumentalität ihrer Rhythmen und Wortprägungen ganz einzig dasteht in der modernen deutschen Literatur, zeigt sich Mombert als der sieghafte Antipode des naturalistischen Dramas. Dieselbe weihevolle Erhabenheit kommt auch in der Wahl seiner Themen zum Ausdruck: ‚Aeon', der ewige Geist des Menschen, ‚der Held

* Berlin, Schuster & Löffler 1911. — Über die gesamte Äontrilogie handelt das schöne Buch von Friedrich Kurt Benndorf ‚Der Äonmythus von Mombert' (Dresden, Richard A. Giesecke 1917), das nur darin zu irren scheint, daß es eine starke innere Verwandtschaft von Mombert und Nietzsche, von Äon und Zarathustra konstruiert; ferner eine umfangreiche Abhandlung Max Fischers im laufenden Jahrgang des ‚Literarischen Echo'. D. Red.

der Erde' — schreitet als beherrschende Gestalt durch seine dramatische Trilogie. Während ihr erster Teil die Menschwerdung mythisch versinnbildlicht, ihr zweiter das ewige Schwanken des Menschen zwischen der formlosen Unendlichkeit des Chaos und der begrenzten Endlichkeit des Kosmos ergreifend zum Ausdruck bringt, schildert ‚Aeon vor Syrakus' Triumph und Tod des Geschichte schaffenden Menschengeistes. Aeon und seine Völker, die in den vier Gestalten des Phönikers, Griechen, Arabers und Normannen glücklich symbolisiert sind, stellen die Helden des Dramas dar — sein Schauplatz ist nicht minder symbolisch gewählt —, Syrakus, überragt vom Aetna, dem Reiche elementarer Urgewalt, der Wohnstätte des Erdriesen, und umflutet von einem Meere, das mehr denn irgend ein anderes geschichtliche Großtaten gesehen hat. Hier drängt sich noch einmal in wuchtigen Bildern die Geschichte der Völker zusammen, die Aeons ewige Wanderschaft spiegeln und tatenfreudig Zukunft in Vergangenheit wandeln, — hier vollzieht sich aber auch das tragische Ende der Völker: Aeons Sehnsucht nach einem neuen Volke aus dem ewigen Schoß der in Semiramis verkörperten Völkermutter bleibt unerfüllt; entfesselt naht der Erdriese, und in dem Kampfe, der sich zwischen ihm und Aeon entspinnt, unterliegt der Menschengeist der dumpfen Urmacht der irdischen Materie. Mit Aeon sterben die Völker, die, von seinem Geiste beseelt, den dunklen Stoff verklärt und die Erde mit Freiheit überströmt haben. Nun endet ihr Tatenleben, und sie gehen mit Aeon ein in den kristallenen Kerker der Geschichte:

„Hier enden alle Völkerwanderungen.
Alle Überschiffungen der Meere.
Alle Gründungen von Reichen.
Hier schläft Asia endlich ein.
In ihrem Schoße ruht aus Europa,
alles schwertdurchklungene Erdeland.
Auf den still gewordenen Marktplätzen der Völker
beginnt wieder Gesang der Urwälder.'

Aber wenn nun auch die dunkle Grablegung der Völker gekommen und Aeons Erdenwerk vollendet ist, der Menschengeist ist unsterblich — er ist nicht vernichtet: in einer anderen neuen Welt wird der unvergängliche Aeon glorreich wieder auferstehen.

Schon diese dürftige Inhaltsangabe zeigt Dir, daß es sich hier um eine Dichtung handelt, die an Erhabenheit des Motivs und der Gestaltung, an geistigem und seelischem Gehalt die herrschenden Literaturgötzen unserer Tage mit ihrem kreischenden Tageslärm vor dem Forum der Ewigkeit gänzlich in den Schatten stellt. Kein Wunder daher, daß diese Epoche amerikanisierten Literaturbetriebes an der beherrschten Würde dieser großen Dichtung in ihrer Gesamtheit achtlos vorbeiging und daß unser Theater mit seinen naturalistischen Regiewirkungen und seiner effekthaschenden Sensationsgier für den herben Stil und die tiefe Symbolik der dramatischen Dichtungen Momberts keinen Raum hat. Die griechische Verhaltenheit der Gesten und

die rhythmische Schulung der Sprachtechnik, welche für die Aufführung der Mombertschen Dramen unbedingt erforderlich sind, fehlen der heutigen Schauspielergeneration gänzlich. Daraus aber kann nur eine Aufgabe für das Theater, nicht der Vorwurf der Bühnenunwirksamkeit für den Dichter gefolgert werden. Es bestehen Schillers Worte zu vollem Recht: ‚Was die Kunst noch nicht hat, das soll sie erwerben; der zufällige Mangel an Hilfsmitteln darf die schaffende Einbildungskraft des Dichters nicht beschränken. Das Würdigste setzt er sich zum Ziel, einem Ideal strebt er nach, die ausübende Kunst mag sich nach den Umständen bequemen.'

Eine edle Volkstümlichkeit wie die Werke der griechischen Tragiker wird freilich Momberts ‚Aeon' nie erreichen. Dazu ist er doch trotz aller dichterischen Gewalt zu abstrakt und philosophisch geblieben, — dazu fehlt vor allem seinen mythischen Gestaltungen die Verknüpfung mit dem geistigen Bewußtsein weiter Volksschichten. Der Zwiespalt, der hier vorliegt, ist aber nicht die Tragik eines einzelnen — er ist begründet in der Zerrissenheit unserer heutigen Kultur. Erst eine schaffende Erneuerung des religiösen Gefühles in allen Schichten des Volkes kann, so ist mein Glaube, jene mythische Gemeinsamkeit zwischen dem gestaltenden Dichter und der lauschenden Volksmenge schaffen, welche die glücklicheren Zeiten sowohl des Äschylos als des Calderon erlebt haben.

Lebensbilder* / Von Edna

Ich habe oft versucht, Idealisten zu schildern, und habe es doch immer wieder unterlassen, denn wer kann Sonnenstrahlen auffangen und zergliedern, wer kann überhaupt erklären, warum sie in dem einen Menschen das junge Aufjauchzen zu wecken vermögen, während der andere nur das Bedürfnis fühlt, seinen Sonnenschirm aufzuspannen? Es gibt Idealisten in allen Klassen und von den verschiedensten Gedanken- und Gefühlsrichtungen; gläubige und ungläubige, Dichter und Denker und solche, die ihr ganzes Leben große Kinder bleiben; sie haben nur das eine gemeinsame Merkmal, sie sind unverbesserlich! Es ist ein Abrunden häßlicher Ecken, es ist ein inneres Leuchten, wie das Leuchten einer großen Freude, es ist ein sechster Sinn, der erweitert und verschönt, es ist etwas von alledem, aber das allein ist es nicht. — Eine arme Klavierlehrerin, die ich manchmal in ihrer Krankheit besuchte, deren Elend man unwillkürlich vergaß, um von Kunst und Schönheit und der Welt des Geistes zu sprechen, die, statt zu klagen, von den großen Meistern der Töne erzählte, von der deutschen und italienischen Seele, bei der man fühlte, daß eben diese Welt der Schönheit ihr viel gegenwärtiger war als die Armut, mit der es ihr hartes Geschick war, sich aussichtslos herumzuquälen, die verließ ich immer mit dem Bewußtsein, daß in dem armen Stübchen die lebendige Definition zu finden war, nach der ich vergeblich suchte. Sie gehörte zu dem unverbesserlichen gottbegnadeten Volk, das ewige Jugend in sich hat! — ‚Et qu'importe après cette triste et courte vie d'avoir pu être cité, comme un exemple de félicité exterieure?' — — J'aime mieux un Mouni de l'Inde — j'aime mieux Simeon Stylite rongé de vers sur sa colonne, que ces pâles existences que n'a jamais traversé le rayon de l'Ideal, qui depuis leurs premier jusquà leurs dernier jour se sont déroulé jour par jour comme les feuillets d'un livre de comptoir!' — Der diese wundervolle Sprache schrieb, war kein Christ, aber seine nach Idealismus strebende Gedankenrichtung ist der unsern gleich. — In unserm christlichen Glauben erreicht sie ihre richtige Entfaltung. —

Ich möchte hier von einer Frau erzählen, deren Leben sich in ganz andern Kreisen abspielte, die ungleich mehr erfahren und gesehen, in größeren Kontrasten, in viel einschneidenderen Kämpfen den stillen starken Mut erprobte als die arme Lehrerin, die aber wie jene ihr hartes Geschick in innern Reichtum umzuwandeln vermochte, die von dem gleichen idealen Zug getragen mit derselben tiefen Frömmigkeit, demselben kraftvollen Gottvertrauen, vom Unglück verfolgt, schließlich in vollständiger Armut ein Dasein beschloß, das nach menschlichen Begriffen ein großes Mißlingen war! —

Eine meiner frühesten Kindererinnerungen waren vergnügte Morgenspaziergänge mit meinem Vater auf einer der schön gewundenen Straßen, die vom See hinauf zu der grünen Hügelkette führen, auf der einige alte Burgen in liebliche Täler und Schluchten hinunterschauen; an einer Kreuzung

* Vergl. ‚Lebensbilder' im Augustheft 1918 S. 487.

der Wege begegneten wir öfter zu derselben Stunde einem Korbwagen, von einem Esel gezogen. — In dem Korbwagen, es war ein großer Fauteuil, der auf ganz niedern Rädern marschierte, saß eine ältere Dame, von Paketen umgeben und hielt nur lässig die Zügel in der Hand, die bestimmt gewesen wären, den kleinen Esel zu lenken. Esel lenkt man bekanntlich nicht, und Lady C. kannte Swifts klassischen Ausspruch: ‚I never argue a point with one of your family.' — Und so trottete mein kleiner Freund selbstzufrieden seinen eigenwilligen Weg, und da er genau wußte, daß der Zweck dieser Morgenspaziergänge darin bestand, in den verschiedenen Läden des benachbarten Dorfes Proviant zu holen, wobei auch öfters etwas Gutes für ihn abfiel, so ging die Sache meist glatt ab. Nur hie und da blieb er ohne irgend einen erklärlichen Grund plötzlich stehen, und man mußte sich in Geduld fassen, bis es ihm beliebte, die Bürde des Lebens wieder aufzunehmen. Er war der wunderhübscheste Esel, den man sich denken kann. Unglaublich klein und doch sehr kräftig mit lächerlich kleinen Füßen und unwahrscheinlich langen Ohren. Sein graues Fell war weich wie Samt; einen weißen Stern hatte er mitten auf der Stirn zwischen seinen sehr klugen braunen Augen. Das ganze Bild steht noch so deutlich vor mir und wie der kleine Kerl seine langen Ohren spitzte, wenn er uns von weitem sah und seinen kurzen Trab beschleunigte. — Ich hatte eine Stelle entdeckt gerade hinter seinen Ohren, an der er gekrabbelt zu werden wünschte, deshalb hatte er mich mit seiner Freundschaft beehrt; auf diese Art war ich auch gut beschäftigt, während mein Vater sich mit Lady C. unterhielt. Nach und nach wuchs aber auch bei mir das Verständnis und das Interesse an diesen Gesprächen, die sich natürlich nicht nur auf der Landstraße abspielten und nach Art der Engländer unfehlbar mit Politik begannen, um dann in alle möglichen Seitenpfade des Denkens und des Wissens zu führen. Es waren spannende Zeiten: der Stern Napoleons III. war im raschen Aufsteigen begriffen; Englands Politik war es damals, diesen Aufstieg zu unterstützen, und diese Politik fand im Krimkrieg und den Umwälzungen in Italien ihren deutlichen Ausdruck. — Die Bekämpfung des großen Napoleon hatte Frankreich und England nicht entzweit; man bekämpfte nur die gefährliche Expansionskraft des großen Genies. Aber für den Menschen selbst, das hat man damals und später in Europa nie recht begriffen, für den hatten viele Engländer eine rückhaltlose Bewunderung. Heroenkultus ist etwas, was sie manchmal packt und dann oft die wunderlichsten Blüten treibt! S'emballer — dieses unübersetzbare französische Wort ließe sich oft genug auch auf das englische Volk anwenden. Wie haben sie das mit Garibaldi bewiesen! Ein Historiker erzählte mir die komische Anekdote, daß Garibaldis Besuch in England mit einer Zentenarfeier Shakespeares zusammenfiel und daß man beide ‚Heroen' zusammen feierte und ganz gleiche Medaillen für beide prägte. — In diesen wie in so vielen Anschauungen, Traditionen und Geschmacksrichtungen paßten mein Vater und Lady C. zusammen, als wären sie aus demselben Holz geschnitzt. — Durch eine eigentümliche Fügung waren diese beiden

großen Menschen aus dem bewegten Treiben eines kosmopolitischen Daseins in einen stillen, weltentlegenen Winkel der Schweiz verschlagen worden und fanden sich zusammen, wie sich eben nur Engländer einer gewissen Gattung zusammenfinden, unter denen eine Zusammengehörigkeit der Erziehung und Grundanschauungen besteht wie sonst wohl bei keinem andern Volk. — Für jeden bildet das Haus des andern ein Wiederspiel seiner eigenen Heimat, Heimat des Herzens, der Gewohnheiten, Heimat der Rasse. — Warum mißverstehen andere Völker so leicht diesen stark ausgeprägten Zug und suchen darin einen verletzenden Hochmut? — Für den Engländer bedeutet die Scholle nicht viel, die Heimat des Herzens, die Heimat der Rasse alles, und diese trägt er gleichsam mit sich herum und baut ihr in jedem Land, in jedem Klima ein Heimathaus; sie drückt sich aus in seinen Büchern, seinen Blumen, seiner Lebensführung. Die Vergangenheit seines Volkes, das, was dieses Volk in jahrhundertelangen innern und äußern Kämpfen errungen und befestigt, die große Freiheit des Denkens, die männliche Unterordnung unter die selbstgeschaffenen Gesetze, das absolute Unabhängigkeitsgefühl, das damit verbunden ist, das sind die starken Wurzeln seiner Kraft. Civis romanus sum. Dieses eigentümliche Selbstbewußtsein, das ich eigentlich mehr ein Rassebewußtsein nennen möchte, findet man auch bei ganz unbedeutend veranlagten Engländern, die sich selbst darüber nicht Rechenschaft zu geben wissen, was es ist, was sie trägt. — Bei größeren, auf einer hohen Kulturstufe stehenden Naturen, da bildet es nur den Untergrund, aber auf diesem Untergrund ist doch ihr ganzes Sein aufgebaut, in seiner Einheit und seiner Einseitigkeit. Es hat etwas von der antiken harten Einfachheit des Römers, dem die Psyche anderer vielleicht höher und feiner begabter Völker ein Rätsel blieb und der aufhörte, Römer zu sein in dem Augenblick, wo die Kultur der Griechen und Ägypter sein Denken bereicherte und zersetzte! — In unser zwanzigstes Jahrhundert, kompliziert, hochstrebend, unruhig, voll ungelöster Probleme und unruhiger Theorien, von des Zweifels ‚Blässe angekränkelt' — da passen diese gradlinigen Naturen nicht mehr recht herein. Vor allem wäre ihnen das, was die heutige Welt in Fesseln schlägt, die Macht und der böse Zauber des Goldes, ein widerliches Rätsel; tonangebende Finanzbarone, Finanzgruppen, die imstande sind, einen Weltbrand zu entfesseln, in dem unendlich höhere Werte als Geld und Gut schmachvoll zu Grunde gehen, das miterleben zu müssen, das in ihrem eigenen Vaterlande miterleben zu müssen, das hätte für sie das Ende aller Dinge bedeutet. Mein Vater, der auf gute Manieren und saubere Hände großen Wert legte, wäre sich wie ein Fremder in einer Welt vorgekommen, die seine Sprache nicht mehr verstehen konnte. Er erzählte gern die Geschichte von dem englischen Minister, der die Nachricht von der Schlacht bei Waterloo zu einer Finanzspekulation benützte und dadurch die Achtung seiner Mitmenschen verlor. — Die heutige Generation kann sich einfach keinen Begriff davon machen, was die letzten 50 Jahre an grundlegenden und grundaufwühlenden Veränderungen hervorgebracht haben. — Uns Alten

ist es manchmal zumute, als ständen wir am andern Ufer eines Stromes, den nur beiderseitiger guter Wille noch zu überbrücken vermag.

Auch in der Liebe für Italien waren die alten Freunde eines Sinnes; la donna di bellezza e svirtu, nach der sich der Engländer immer wieder sehnt wie nach Sonne, Schönheit und Poesie, lebte in ihren Herzen fort; wie ein Jugenderinnern. — Die Vorliebe für die Klassiker bereitet den Engländern wohl den Weg zu tieferem Verständnis der Sprache und des Landes. Gladstone war nicht der einzige Engländer, der seinen Horaz immer in der Tasche trug. — Lady C. hatte viele Jahre in Italien zugebracht und Italiens Sprache und Literatur in sich aufgenommen. Ich weiß nicht, ob Dante ihr nicht höher stand als Shakespeare; sie hatte eine sehr schöne Ausgabe Dantes immer auf ihrem Schreibtisch liegen und wenn sie Dante erklärte, hatte ich das Gefühl, in ihr war Geist von seinem Geiste. — Hoch und rein, über menschlichen Leidenschaften stehend und doch ergriffen und voll tiefem Mitleid die furchtbare Macht der Leidenschaft empfindend — den Sternen zustrebend und dem verklärenden Licht; und so wie ich Dante in der Erinnerung von ihr nicht zu trennen vermag, so geht es mir mit Beethoven. — Auch bei ihm war es mir, als sei das ihre geläuterte Auffassung — ihr ‚Darüberstehen'. — Wenn Lady C. am Klavier saß und die prachtvollen Töne über mich dahinbrausten, war es, als zöge eines der gewaltigen reinigenden Gewitter grollend über den See; mit hellen Sonnenstrahlen, siegreich das Gewölk zerteilend — stand das ruhige Licht klar und groß über dem leidenschaftlichen Aufruhr. — Beethoven war der andere Freund ihrer einsamen Stunden, er sprach zu ihr, so wie sie zu ihm, das fühlte man. Sie spielte eigentlich nur klassische Musik. Das paßte zu ihrem ganzen Wesen. — Es war gut, in der tiefen Fensternische sitzend ihr zuzuhören; die hohen schmalen Fenster, in die der Himmel direkt hineinschaute, mahnten an gotische Kathedralen. Steil abfallend ragte der Fels, auf dem die alte Burg stand, über der lachenden Gegend. Wildes Gesträuch kletterte an den starren Felsen empor — und weit drunten, da lag der liebe blaue See. — Ein wilder Apfelbaum, alt und knorrig, hatte sich bis zu den Fenstern heraufgearbeitet und seine zarten Blüten brachten jedes Jahr den ersten Gruß des Frühlings, und in dem jungen Grün da jubelten die Vögel und sangen den Chor zu den ernsten Melodien. — Ich weiß nicht, welcher Zufall sie gerade zu dem Kauf dieser alten Burg veranlaßt hatte, aber sie bildete einen ganz eigen homogenen Rahmen für Lady C's letzte Lebensjahre. — Eine hohe steile Treppe in mehreren Abstufungen führte durch zwei Burgtore in den eigentlichen Burghof, der von hohen Mauern umgeben nach Süden gelegen sich prächtig als Garten und für Spalierbäume und kleine Treibhäuser eignete. So gab es Blumen überall, wie es des Engländers liebe Gewohnheit ist; und die alten Räume mit den tiefen Mauernischen und vorspringenden Erkern, das war alles mit Blumen und schönen Teppichen und den verschiedensten exotischen Dingen, aus englischen Kolonien stammend, geschmückt; vor allem mit Büchern; dazwischen

die merkwürdigen alten Kachelöfen mit den schönsten Majolikamustern und Farben; der eine hatte sogar eine kleine Steintreppe, die zu einem steinernen Fauteuil führte. — Diese Mischung von deutschem Mittelalter, von orientalischen Dingen und modernem Luxus gaben dem Ganzen ein eigenartiges Gepräge.

Es ist etwas Eigenes mit dem Verhältnis eines Kindes zu Erwachsenen; es lernt sie nicht kennen, sie sind einfach d a und bilden so, wie sie sind, einen Bestandteil seines kleinen Lebens. — Das Kind kann sich nicht vorstellen, daß diese großen, alten Menschen erst g e w o r d e n sind; erst wie ich langsam aus dem Nebel kindlicher Anschauungen herauswuchs, dachte ich darüber nach, welche Schicksale Lady C. in den stillen Thurgau geführt haben mochten und welche Schicksale sie zu der Stärke gereift, die ich ahnte, ohne sie ganz erfassen zu können. — Damals verbargen die Damen recht früh jeden Rest von Jugend unter weißen Hauben. Lady C. habe ich nie anders gekannt als mit der großen weißen Haube und den grauen glattgescheitelten Haaren. — Ihre etwas strengen, etwas männlichen Züge hatten mein Zutrauen zu ihrem warmen Herzen nie beeinträchtigt, wie auch später ihr großer Verstand und ihr bedeutendes Wissen mich nie ängstlich zurückgeschreckt, all meine Dummheiten vertrauensvoll vor ihr auszukramen. Sie war ja vor allem und über allem mütterlich verstehend, feinfühlend, voll Zartheit und Geduld.

Lady C. stammte aus einem reichen englischen Hause und heiratete mit 18 Jahren einen nicht mehr jungen, geistig hochstehenden Mann von ungewöhnlicher Bildung. — Sir Marmaduke C. war Offizier, hatte noch einen Teil der napoleonischen Kriege mitgemacht und gehörte auch zu den Engländern, welche das Genie bewunderten und den Feind bekämpften. — Ihm folgte sie auf die verschiedensten Posten des großen Kolonialreiches; wo immer S. Granvilles Beruf ihn hinführte, in den verschiedensten Zonen und Klimas hielt er offenes Haus und verstand es, einen interessanten Kreis von Gelehrten, Fachmännern, Diplomaten um sich zu vereinen; seine junge Frau, so jung sie auch war, mußte diesem Kreis vorstehen. — So erzog sie das Leben, aber auch Sir Granville selbst sehr früh zu einer ungewöhnlich ernsten, gediegenen Geschmacksrichtung. Es wurde sehr viel von ihrem Verständnis, ihrer Bildung, ihrem Takt verlangt. — Sie war nicht anders aufgewachsen als der Durchschnitt der englischen jungen Mädchen, und dieser Durchschnitt bedeutete damals, was allgemeines Wissen betrifft, erstaunlich wenig; aber, begabt wie sie war, fand sie es nicht schwer, an der Seite eines so gescheiten Mannes nach und nach einen festen Grund zu legen und auf diesem Grund weiterzubauen. Eine große Hilfe war es ihr, wie sie es uns Kindern oft wiederholte, daß sie, dem Rat ihres Mannes folgend, es ernst nahm mit dem Kampf gegen die Halbheit! — Halbheit im Wissen, Oberflächlichkeit im Urteil, beides wurde ihr nach und nach verhaßt. Sir Marmaduke gewöhnte ihr an, jedes Wort, jeden Begriff, der ihr nicht ganz verständlich war und zwar so verständlich, daß sie eine Definition davon geben konnte, nachzuschlagen — es wo-

möglich zu seiner Wurzel zu verfolgen —. Das klingt unglaublich pedantisch und unmöglich in einer Zeit wie der unseren, in der jeder Tag ein Brillantfeuerwerk neuer Erfindungen, Probleme, Theorien daherbringt, wo neben ernstestem, tiefem Forschen, großartigster, gewissenhaftester Mosaikarbeit so viel kaleidoskopisches Irrlichtelieren die Menschen fesselt und betört. Aber vieles Unreife, Ungesunde, Unklare, was heute in den jungen Köpfen gärt, ist auf den Mangel einer derartigen Schulung zurückzuführen. Es war eine starke Disziplin des Geistes, des Willens, des Charakters, dem diese junge Frau unterworfen wurde, aber diese Schulung hat sie zu den schweren Kämpfen befähigt, die vor ihr lagen, es hat sie auch bewahrt vor einer gewissen Schlaffheit, die in den tropischen Klimas so leicht die Menschen überfällt. — Wie sie alles ernst auffaßte, so erkannte sie auch sehr früh die Gefahren des Koloniallebens, die Gefahren für die Charaktere, die Gefahren des heimtückischen Klimas, der unzuverlässigen Umgebung. Als Soldatenfrau kannte sie auch nur zu gut die Tragik der verlorenen Posten in der Wildnis, das einsame, scheinbar nutzlose Zugrundegehen. Sie erzählte gern von dem stoischen Heldenmut einfacher Soldaten, und da sprach auch die Soldatenfrau aus ihr, für die jedes Pflichtopfer etwas Selbstverständliches war. Ob man in der Schlacht stirbt oder in der Wildnis, man stirbt unter dem Auge seines Herrn. — Von Zeit zu Zeit brachte die Familie Sir Marmadukes längere Urlaubspausen in Italien zu. Wie so viele Engländer, welche mit der ganzen Kraft England angehören, hatte er eine ausgesprochene Abneigung gegen das englische Klima! Und wie die Stunde kam, wo er den Dienst verlassen mußte, zogen sie nach Neapel, wo Sir Granville einige Jahre später an Trunksucht starb. — Dieses schreckliche Wort, ich habe bis jetzt gezögert, es auszusprechen in ehrfurchtsvoller Scheu vor dem schweren Geschick meiner lieben, mütterlichen Freundin. — Zu welchem Zeitpunkt es ihr klar wurde, daß ihr sonst so hochstehender Mann diesem Laster verfallen war, das weiß ich nicht, aber ich ahne, daß der Kampf gegen die Schwäche, die immer mehr und mehr von ihm Besitz ergriff, das Bestreben, es vor der Welt zu verbergen und den sonst in jeder Beziehung tadellosen Offizier nicht in der Achtung seiner Mitmenschen herabsinken zu sehen, schon sehr früh alle Energie ihres starken Charakters wachrief. Es ist einer der schwer zu verstehenden Widersprüche, an denen das wirkliche Leben so reich ist, daß Menschen von außergewöhnlicher Bildung und großen Anlagen einem derartigen Laster hoffnungslos verfallen können! — Und so kam der Augenblick, wo Lady C. Gott danken mußte für den Tod des Mannes, dem jeder Gedanke ihres Seins gehört hatte. — Die erste Etappe ihres schweren Lebensweges war hiemit abgeschlossen und sie stand nun mit fünf unversorgten Kindern und einem sehr verminderten Vermögen — denn Sir Granville war selbstverständlich kein guter Rechner gewesen — neuen, schweren Sorgen gegenüber.

Vor vielen Jahren führte mich der Zufall in ein Lustspiel in einer

kleinen Stadt, zu Wohltätigkeitszwecken von schlechten Schauspielern gegeben mit spärlicher Beleuchtung und magerer Ausstattung; es sollte eine allegorische Farce vorstellen, und ich weiß nicht, warum es mich traurig stimmte. Die Ritterfrauen trugen Schmachtlocken aus Hobelspänen, ein Papierschnitzelregen sollte Schnee andeuten, ein Mann ging durch das Stück, der an den unsterblichen Ritter von der traurigen Gestalt erinnerte; auf den Armen trug er einen roten Knäuel in der Größe einer Kanonenkugel, ein langer roter Strick schleifte ihm nach: der rote Faden, der sich durch das Leben der Menschen zieht! Ich konnte den Humor nicht finden, ich sah nur die Tragik. Der rote Faden sprach mir von der Tragik gewisser Existenzen, die im steten Kampf mit den Schwierigkeiten des Lebens zermürbt und aufgerieben werden. Die großen und kleinen Sorgen, die täglichen Enttäuschungen, die Stoppelfeldarbeit — rinnender Sand unter den Füßen und feine Sandkörner in den Speichen der Räder — feiner Flugsand, der alles keimende Hoffen unter einem grauen Schleier erstickt. — Dieser ‚rote Faden‘ hat meine liebe Freundin bis zu ihrem einsamen Tode geleitet. —

Lady C. überlebte ihren Mann noch 12 Jahre; diese Jahre lassen sich in wenig Worten zusammenfassen — Arbeit, Mühsal, Enttäuschung. In dem äußeren Rahmen, in dem diese neue Etappe ihres Lebens sich abspielte, lag noch manches, was sie dankbar empfand, aber die inneren Sorgen waren immer da. — Ihr zweiter Sohn, hochbegabt, eine Soldatennatur, der ihren gleich, den mußte sie früh seiner militärischen Karriere überlassen. Als junger Offizier wurde er nach Indien geschickt und starb dort den tapferen, schweigenden Soldatentod. Man schrieb ihr, er hätte nicht gelitten und seine Leute hätten ihn geliebt. Das war alles. Sein Herr hatte ihn gerufen, er war dem Ruf gefolgt. Das war Glück in ihren Augen im Vergleich zu anderen Prüfungen. Ihr ältester Sohn hatte schon früh die Vererbung des Vaters gezeigt; und es war eine ganz andere Natur; Sir Marmaduke war trotz allem ein Grandseigneur gewesen, der junge Sir Marmaduke war sehr unbedeutend, etwas gewöhnlich, ohne Ehrgeiz, ohne Energie. Wie ihn erziehen, welchen Beruf für ihn suchen, wie ihn schützen vor sich selbst und vor allen gefährlichen Einflüssen? — Das war das große Problem, dem sie gegenüberstand. Das war es auch wohl, was sie dazu bestimmte, sich in der Schweiz anzusiedeln. Ihre beschränkten Verhältnisse machten ihr England nicht gut möglich; auch war England in Anbetracht seiner Stellung und seiner vielen Konnexionen nach jeder Richtung hin für ihren Sohn bedenklich; aus demselben Grund scheute sie für ihn die große Welt. — Der Einfluß der tüchtigen, einfach veranlagten und doch im Weltverkehr stehenden Schweiz mag ihr günstig geschienen haben, dazu die schöne Natur und das gesunde Landleben. In zweiter Linie dachte sie, daß eine militärische Laufbahn in einem kleinen süddeutschen Nachbarstaat seinem Leben einen gewissen Halt geben würde, ohne ihn den Versuchungen eines eleganten

Regimentslebens auszusetzen — und ohne ihn von ihr zu weit zu entfernen. Hatte sie richtig gewählt? Wer kann es sagen? Sie kannte die Verhältnisse nicht genau, die damals, wo der militärische Geist in Deutschland noch nicht auf seiner Höhe war, in kleinen Infanteriegarnisonen herrschten, das verdummende Pflastertreten, die Kneipenbummelei, der niedrige Bildungsgrad und der Mangel an Umgang mit Familien seinesgleichen. Nach wenigen Jahren hatte die schlimme Veranlagung ihres Sohnes die Oberhand gewonnen; daß er ein junges Mädchen aus niederem Stand geheiratet hatte, empfand Lady C. fast wie eine Wohltat; es war ein gutes, einfaches, sanftes Geschöpf, dessen Geschick nicht leicht war und das sein Möglichstes tat, den unglücklichen Menschen vor der letzten Erniedrigung zu bewahren. Und so mußte Lady C. wie in einem Spiegelbild ihren eigenen schweren Lebenskampf wieder mit ansehen, nur auf einer niedrigeren Stufe, und das bei ihrem eigenen Sohn. Sie half der jungen Frau nach Kräften und hat sie durch Liebe und Achtung ausgezeichnet und sie gehalten, jahrelang. Dann starb auch der junge Sir Marmaduke, noch eh' er das 30. Jahr erreichte. Der jüngste Sohn, auch nicht sehr begabt, aber brav und fügsam, war in meinem Alter und noch unversorgt, als die letzte Katastrophe über Lady C. hereinbrach. Ebenso ihre Töchter. Ich glaube, sie hatte wenig Freude an ihnen. Es war ‚flache Unbedeutendheit' in ihrer schmerzlichsten Potenz; sie waren nicht hübsch, nicht begabt, oberflächlich und indolent, unfähig, die hochstehende Mutter zu begreifen. Es war wohl auch für sie schwer, mit diesen Töchtern den rechten Ton zu finden, — weniger verlangend hätte sie vielleicht mehr erreicht. — Eines Tages, wie ein Blitz aus heiterem Himmel, erhielt sie die Nachricht, daß ihr Trustee Bankrott gemacht und daß ihr ganzes Vermögen mit in den Ruin hineingezogen worden war; man hätte nichts für sie retten können. — Lady C.'s Verwandte kamen ihr gleich warmherzig und hilfbereit entgegen, nahmen die ihr noch bleibenden Kinder nach England und versuchten Lady C. zu überreden, ihren Kindern wenigstens für eine Zeit zu folgen. — Aber sie war nicht zu bewegen, sich helfen zu lassen; solange ihre kräftige Gesundheit standhielt, wollte sie ihr Brot selbst verdienen. Sie blieb allein zurück, verkaufte den hübschen Besitz, ihre schönen Sachen und zog in die benachbarte Stadt. Hier nahm sie zwei kleine Stübchen und gab Unterricht in Sprachen und Musik. Auch meines Vaters helfende Freundschaft lehnte sie dankend ab, nur Obst und Blumen aus den Treibhäusern durfte ich ihr bringen. — Mit einem zaghaft bangen Gefühl stand ich das erste Mal vor der Tür ihrer kleinen Wohnung. Sie öffnete mir selbst, und in einem Augenblick war all meine Befangenheit verschwunden. Ich vergaß die engen Räume, die banale Häßlichkeit der kleinen Mietwohnung. Lady C. war so ganz die Gleiche geblieben in ihrer großen Persönlichkeit, ihrem ruhigen, vornehmen Wesen, in ihrer mütterlichen Güte. Dante lag auf ihrem kleinen Arbeitstisch neben einem Flickkorb und auf einem winzigen Pianino wartete Beethoven auf die einsamen Abendstunden, in denen diese zwei großen einsamen Seelen Zwiesprache

miteinander halten konnten. Lady C. erzählte in ihrer einfachen Weise, wie freundlich die Menschen zu ihr seien. Eine wahre Lernepidemie sei über die Jugend gekommen, jeder drängte sich zu ihren Stunden und die meisten zeigten auch wirklichen Eifer für das, was sie ihnen lehren konnte. Mit einem stillen Lächeln sprach sie von den Schwierigkeiten des schwäbischen Dialektes — was muß das für sie gewesen sein! Doch das schien sie weiter nicht zu berühren; sie war beschäftigt damit, all diesen jungen Menschenkindern, die ihr so viel persönliche Verehrung entgegenbrachten, auch persönlich nahe zu kommen. Über diese kleinen Zimmer hätte man das wundervolle Wort Goethes schreiben können: ‚Jede richtige Erziehung ist eine Erziehung zur Ehrfurcht.' Wie viele oberflächlich Dahinlebende haben Besseres dort gelernt, als Dante und Beethoven geben konnten. Ich war damals noch zu jung, um es ganz zu erfassen, aber jetzt wenn ich auf jene unvergeßlichen Stunden zurückschaue und auf das lange Leben, das dazwischen liegt, jetzt weiß ich, daß dort Grundsteine gelegt wurden. Wie oft durfte ich damals zu ihr kommen! Auf einem niederen Schemel zu ihren Füßen sitzend, Dante neben uns, lernte ich Lebensweisheit. Es war, als hätte Lady C. wie im Vorgefühl ihres nahen Endes dem jungen Wesen, das sie lieb hatte und das erst an der Schwelle des Lebens stand, noch so vieles aus dem Schatz ihrer persönlichen Erfahrungen mitgeben wollen und Höheres, Weitergreifendes als Kunst und Schönheit und Geist und Wissen; denn sie kam immer wieder auf die einfachen Grundwahrheiten zurück, auf denen ihr ganzes Sein aufgebaut war. ‚Man darf mit dem Leben nicht spielen, dazu ist es zu ernst und zu kurz. Immer bereit sein, wenn der liebe Gott ruft, darin liegt alles; wie ein guter Soldat muß man in jedem Augenblick bereit sein, zu antworten: Hier bin ich.' — Es ist der lebendige Gott, dem wir antworten müssen, dem wir verantwortlich sind für unser Streben und Handeln — es ist aber auch der lebendige Gott, der uns beisteht, in dessen Hände wir gegeben sind, im Leben wie im Sterben. — Dieser Ausdruck ‚der lebendige Gott', der war so packend, wenn sie ihn aussprach, das war ihre Kraft und ihre Zuversicht. Viele viele Jahre später habe ich in Newman denselben Ausdruck wiedergefunden — ‚der lebendige Gott'. Es war auch für ihn der Gott, der lebendige Tat und lebendiges Wollen verlangt, von dem uns nichts trennen kann als die Sünde. Darum auch bei Newman wie bei Lady C. dieses Entsetzen vor der Sünde. Ein Begriff, der der heutigen Welt nicht mehr so recht verständlich ist. —

Plötzlich, ebenso plötzlich wie damals der finanzielle Ruin über sie hereinbrach, kam das Ende. Eine schwere Diphtherie raffte sie in wenigen Tagen weg; wir waren auf Reisen und sie starb ganz allein. Von Fremden zur Ruhe bestattet, ruht sie nun ganz allein unter Fremden in fremdem Land. — Der Seewind streicht weich und lind über den stillen Friedhof — er flüstert im Riedgras und mir ist, als hörte ich ihre ruhige, freundliche Stimme: ‚Aber Kind, wir sind ja nie allein!' —

Kritik

Martin Spahns ‚Die Großmächte'
Von Th. Brauer

Das Phänomen der Bildung von Großmächten, ihres Wirkens und Vergehens hat die Wissenschaft erst verhältnismäßig wenig in umfassendem Zusammenhang beschäftigt. Das ist um so auffallender, als ein Bedürfnis an einschlägiger Literatur schon vor dem Kriege offensichtlich zutage trat. Ein sprechender Beweis dafür ist der starke buchhändlerische Erfolg der Studie des Schweden R. Kjellén ‚Die Großmächte der Gegenwart'. Freilich mag zu diesem Erfolge viel die gefällige, man möchte sagen elegante Darstellungsart des Schweden beigetragen haben, die Liebenswürdigkeit, mit der er den einzelnen Großmächten gleichsam Prädikate erteilt und ihnen das Horoskop stellt, wobei Deutschland vergleichsweise gut davonkommt. Eine Reihe von Portraitstudien und Charakterzeichnungen der heutigen Großmächte wollte Kjellén geben, die Hauptzüge ihrer Art, wie sie in der Geschichte und in der Tagespolitik auftritt, in einem impressionistischen Bilde auffangen, und das ist ihm jedenfalls vortrefflich gelungen. Die Schlußfolgerungen Kjelléns für die streng wissenschaftliche Auswertung der Ergebnisse seiner Untersuchung lassen schon durch den verschwindend geringen Raum, den sie in der Darstellung einnehmen, erkennen, wie wenig anspruchsvoll sie sein wollen. In wesentlichen Punkten stützt sich Kjellén übrigens auf Ruedorffers ‚Grundzüge der Weltpolitik in der Gegenwart', ein Buch, das unbedingt in diesem Zusammenhang genannt werden muß. Es handelt sich da um eine Untersuchung der politischen Tendenzen der Gegenwart, die das Allgemeine dieser Tendenzen, soweit sie unser Zeitalter beherrschen, herausschält, um dann den Grund ihrer besonderen Erscheinung in der Konstellation zu finden. Dabei ist die exempli gratia erfolgende Beschäftigung mit den verschiedenen großen Mächten und ihrer Eigenart Mittel zum Zweck; allein es ergibt sich, alles in allem, doch ein bestimmtes Gesamtbild, das an bildhafter Mannigfaltigkeit der Einzelzüge weit hinter Kjellén zurücksteht, dessen Hauptzüge jedoch dadurch, daß sie immer wieder in einen allgemeinen Zusammenhang gestellt werden, eine viel schärfere Ausprägung erhalten. Die Problemstellung Ruedorffers ist von der Kritik teilweise heftig befehdet worden. Das dürfte der kalten, blutlosen, hier und da etwas an Machiavelli erinnernden Art zuzuschreiben sein, in der sie erfolgt. Die endgültigen Ergebnisse für die Kennzeichnung der weltpolitischen Gesamtlage, wie sie nach Ruedorffer sich darstellt, rechtfertigen die Erregung keineswegs. Professor Martin Spahn stellt nicht bloß die Vermutung, sondern die Behauptung auf, Ruedorffers ‚Grundzüge' seien aus der nächsten Umgebung Bethmann-Hollwegs hervorgegangen, um des Kanzlers Bestrebungen zu einem politischen System zusammenzustellen. Dafür spricht in der Tat die durch Ruedorffer vorgenommene Ehrenrettung der kleinen Mittel, des resignierten Abwartens, die Bethmanns Politik das Gepräge gaben.

Martin Spahns eigene, vor kurzem auf dem Büchermarkt erschienene Schrift ‚Die Großmächte. Richtlinien ihrer Geschichte, Maßstäbe ihres Wesens' (Berlin, Ullsteinverlag) ist im Grundton der Ruedorffer-

schen nicht unähnlich. Zwar wird man sie ihres Untertitels wegen zunächst an die Seite von Kjelléns Buch stellen und dann allerdings beim Lesen sofort herausfinden, wie überaus viel näher Spahn zu den tiefsten Quellen der Untersuchung vorgedrungen ist. Das danken wir nicht zuletzt den Offenbarungen des Krieges, die dem Verfasser, im Unterschiede von Kjellén, vorangeleuchtet haben. Schon bald aber erklingen, was Ziel und Zweck der Untersuchung Spahns angeht, ähnliche Motive wie in den ‚Grundzügen' Ruedorffers. Nur tritt fast von Seite zu Seite ein immer schneidenderer Gegensatz der Spahnschen Schlußfolgerungen zu denjenigen Ruedorffers hervor.

*

Es ist an dieser Stelle wohl nicht erforderlich, auf die vielen Vorfragen über die Berechtigung oder Nichtberechtigung einer vereinheitlichenden geschichtlichen Betrachtung, besonders angesichts so verschiedenartig auftretender Organismen, wie es die Großmächte sind, näher einzugehen; ebensowenig darauf, inwieweit in der geschichtlichen Entwicklung, die augenscheinlich nur das jeweils einmalige Geschehen kennt, überhaupt die Rede sein kann von einem Normalverlauf, der die Berechtigung gäbe, gewissermaßen Gleichartiges summierend, von Richtlinien der Entwicklung und Maßstäben des Wesens zu sprechen. Man kann sich mit der Überlegung begnügen, daß das Auftreten einer ganzen Reihe von Großmächten, die als Organisationswesen bedeutsame Ähnlichkeiten aufweisen, das Ergebnis eines einheitlichen Prozesses sein muß, der daher auch zu vereinheitlichender Betrachtung berechtigt. Freilich werden wir uns später damit zu beschäftigen haben, ob dabei nicht Grenzen zu beachten sind und wo diese liegen. Einstweilen empfiehlt es sich, der Beweisführung Spahns nachzuspüren, der den Satz aufstellt: Dieselben Antriebe stießen und stoßen noch heute alle Großmächte vorwärts; alle rieben und reiben sie sich auch an den gleichen Hemmnissen, so daß sich letzten Endes ihre Geschichte als ein in sich geschlossener Vorgang darstellt, dessen wechselnde Bilder uns nur verschiedene Stufen seines Ablaufs schauen lassen.

Antriebe und Hemmnisse — von diesem Gedanken geht die Betrachtung Spahns aus — nehmen ihren Ausgangspunkt von der Tatsache, die nicht bloß für die Großmächte, sondern ganz allgemein gilt, daß jeder Staat ein Stück Boden und ein Stück Menschheit sei. Aus dem Streben eines Volkes, seinen Boden fest unter die Füße zu bekommen, ihn nach Umfang, Zusammenhang und Lage in ein bestimmtes Verhältnis zu der Volksmenge, ihrer Tüchtigkeit und den jeweils verfügbaren Regierungsmitteln zu bringen, ergeben sich gewisse Richtlinien auswärtigen Verhaltens für jeden wachsenden Staat. Dieses Verhalten kann sich in extensiver, nach Vergrößerung der besetzten Bodenfläche strebender, oder in intensiver, die Kräfte des eigenen Bodens voll ausnutzender Raumpolitik äußern. Die in einem Volke lebende Kraft und die Gunst der geographischen Bedingungen sind es, die den Staat unter Umständen weit über die Nebenbuhler herausheben, ihn zu einer Großmacht machen — eine Bezeichnung, die einem Staate, nach Kjellén, ganz allein durch die öffentliche Meinung der Welt beigelegt wird.

Überaus anziehend ist es, der Schilderung Spahns über die Bildung der Großmächte, zunächst auf dem innereuropäischen Festlande, zu folgen, ausgehend von der Pyrenäischen Halbinsel und Karl V., dem ersten Staatsmann, der die neue Großmachtpolitik planmäßig betrieb, vorschreitend zu Dänemark und dann zu Schweden. Antriebe und Hemmnisse, die in der seelischen Veranlagung des Volkes, in der geographischen Lage und den geschichtlichen Umständen liegen, treten greifbar deutlich hervor. Als allgemeine raumpolitische Lehre dieser ersten Versuche der

Großmachtbildung ergibt sich, daß ein Meer als Kerngebiet der Staatsbildung ungeeignet ist. Das hat dann auch die Türkei erfahren müssen. Vor Italien türmen sich ähnliche Hindernisse auf; doch lassen die stets lebhaft gebliebenen Beziehungen des fortgeschrittensten Teiles des Landes, Oberitaliens, zu den Ländern und Völkern jenseits der Alpen noch kein abschließendes Urteil zu. England hat nach langen, zähen Bemühungen auf Grund von Maßnahmen, die im späteren Verlaufe zu erörtern sind, die Regel durchbrochen. Zunächst aber bot jedenfalls nur das innereuropäische Gebiet für mehrere Jahrhunderte, von der Mitte des 17. Jahrhunderts an, den nötigen Spielraum zur Großmachtbildung. Jedes europäische Staatsgebilde, das Lebens- und Entwicklungskraft in sich spürt, drängt denn auch mit Wucht zu diesem innereuropäischen Gebiete hin, um es als Grundlage für seine Bestrebungen zu gewinnen. Mit leidenschaftlicher Anteilnahme verfolgen wir Werden und allmähliche Ausgestaltung der drei innereuropäischen Großmächte: Frankreich, Deutschland, Oesterreich. Wir sehen, wie sie nach endlicher Einfügung in das, was man ihr natürliches Herrschaftsgebiet nennen könnte, zur Raumwirtschaft, zu einer räumewertenden und -hegenden Politik übergehen, wie sie aus ihrem Boden ein Höchstmaß staatlich verwertbarer Kraft herausholen, der Entfaltung seiner natürlichen Eigenschaften obliegen und neue Kraft in ihm zu wecken suchen. Wir erfahren von der Rationalisierung des auswärtigen politischen Denkens und Handelns zu diesem Zwecke, von der Gebietsabrundung unter strategischen Gesichtspunkten, von der Verbesserung der Verwaltung, wobei interessante Streiflichter auf Möglichkeiten und Schranken dieses Zweiges der Staatstätigkeit fallen; im Anschluß daran von der Heranziehung der Staatsangehörigen zur Mitarbeit, von Bevölkerungspolitik (Einflußnahme auf die Verhältnisse, die Ein- und Auswanderung bedingen), von Wirtschaftspolitik und ‚Schutz der nationalen Arbeit', Verkehrspolitik und Sozialpolitik, von Erziehungseingriffen (Schule) und Bewirtschaftung der öffentlichen Meinung. Auch des kühnen Versuchs, die gesellschaftliche Schichtung einer Bevölkerung im Interesse der staatlichen Machtpolitik auszunutzen und sogar zu verändern, wird mit einigen Beispielen (Hohenzollern: Kleinadel; Habsburger: Ansiedelung staatstreuen Hochadels in Böhmen) gedacht. Die Beziehungen zwischen dieser Raumwirtschaft und den staatlichen Finanzbedürfnissen werden aufgedeckt, aber auch die fehlerhafte Beschränkung der Finanzpolitik, als eines engherzigen Fiskalismus, auf die Rüstungssorgen und die Rückwirkung dieser fehlerhaften Einstellung auf die Diplomatie, eine Rückwirkung, die sich in der bescheidenen Stellung dieser Diplomatie ausdrückt. Die Raumwirtschaft ist unzertrennlich verknüpft mit den Namen einer Reihe von genialen Staatsmännern: Colbert, Metternich, die Hohenzollern, Bismarck. Sie ist nicht anders vorstellbar denn als Handeln eines Starken statt der Menge, steht daher im Zeichen des Absolutismus, als dessen Vertreter seinem innersten Wesen nach auch noch Bismarck zu gelten hat. Mit innerer Notwendigkeit entkeimt jedoch dem so aufgelockerten Boden die Anteilnahme des Volkes an den Staatsgeschicken, bis endlich der nationale Daseinswille in voller Stärke zur Entfaltung kommt. Der tragische Konflikt bahnt sich an: der Gegensatz von Raumpolitik und Nationalitätenfrage, der uns später beschäftigen wird.

Von großem Reiz ist die Schilderung der Versuche des Ausgleichs beider Tendenzen unter den innereuropäischen Großmächten durch die Lehre vom Gleichgewicht besonders unter der politischen Führung Metternichs, dessen Streben und Wirken in der Darstellung Spahns, im Vergleich zu der landläufigen Auffassung, sehr sympathisch berührt, obwohl die Mängel seines Systems scharf her-

ausgestellt sind. Eine besondere Seite dieser Ausgleichsbestrebungen ist die Bildung von Pufferstaaten. Gerade in ihrem Gefolge aber tritt das Künstliche der ganzen Gleichgewichtslehre unverhüllt heraus und zugleich das Gefährliche, indem allmählich die Pufferstaaten zu Sprungbrettern werden, von denen aus diese oder jene Großmacht in das Gebiet der anderen vordringt. Der immer offenkundiger leidtragende Teil bei dieser Entwicklung war Deutschland, das so lange in der staatlichen Durchbildung hinter seinen Nachbarn zurückgeblieben, bis dann endlich unter Bismarck, der die nationale Hochstimmung schwungvoll ausnutzte, gleichzeitig in das um Deutschland gesponnene Netz zerstörend eingegriffen und eine raumpolitische Lösung herbeigeführt wurde, die alle drei innereuropäischen Großmächte gleich fest auf die Füße stellte und jeder Macht das sicherte, was sie zur Deckung und zum ruhigen Wachstum brauchte.

Der Augenblick, in dem Bismarck diese raumpolitische Lösung herbeiführte, wurde für eine andere Großmacht kritisch: für England. Dieses hatte, wie oben erwähnt, die den anderen europäischen Randländern entgegenstehenden Schwierigkeiten infolge seiner Lage in wesentlich verstärktem Maße zu durchkosten, was zunächst zu seinem Verzicht auf Großmachtbildung führte. In zweihundertjähriger Arbeit schuf es sich dann aber die Möglichkeit, seinen eigenen Weg zum Ziele zu gehen, und zwar vor allem dadurch, daß es aus den wesentlichen Schwächen der innereuropäischen Großmächte, ihrer Vernachlässigung der wirtschaftspolitischen Gesichtspunkte und ihrer ungenügenden Finanzkraft, seine Stärke machte. Mit Geld und Kredit drängte es unaufhaltsam zu einer überlegenen diplomatischen Stellung in der öffentlichen Meinung der Völker und an den Höfen vor. In wirtschaftspolitischer Hinsicht aber schaffte sich England aus dem, was einst sein Nachteil gewesen, aus seiner insularen Lage, einen Vorteil von ungeheurer Tragweite, indem es seine überragende Seegeltung allmählich in Handelsvorherrschaft umsetzte und im weiteren Verlauf sodann durch eine zielbewußte Kolonialpolitik in überragende Weltgeltung. Zugleich verstand England, die Bildung und Neutralisierung von Pufferstaaten auf dem europäischen Festlande für seine Zwecke auszunutzen (Belgien, Dänemark, Norwegen); es schmiedete aus der Neutralitätspflicht für die anderen Fesseln und bildete daraus für sich eine Deckung. Die gleichen Ziele verfolgte es mit der Erwerbung von maritimen Stützpunkten, wobei es sich von Fall zu Fall auf das Hinterland maßgebenden Einfluß sicherte (z. B. Gibraltar: Portugal; Malta: Italien; Singapore: Vorder- und Hinterindien usw.). Träger und Vorbildner seiner Macht war die rasseschaffende Kraft seines Volkstums und die Liberalität seines Denkens und seiner Einrichtungen.

*

Bis hierhin, bis an die Schwelle des neuen Zeitalters, jenes der Weltmächte, geleitet uns Spahn der Historiker, der es meisterhaft versteht, aus dem Gewirr von naturwüchsiger Entwicklung und bewußtem Streben, teilweise Erzieltem, teilweise durch die Verhältnisse Umgebogenem und zu neuartiger Entwicklung Gedrängtem das Typische und Grundlegende in kurzen, kräftig charakterisierenden Strichen herauszuheben und in schöner, gedankenreicher Sprache im Hinblick auf seine Zukunftsbedeutung zu veranschaulichen. Nunmehr aber gesellt sich zu dem Historiker der kluge, scharfsichtige, temperamentvolle Politiker. Man gedenkt des bedächtigen Wortes von Gustav Freytag: ‚Wie wir Gegenwärtiges aus dem Vergangenen zu erklären bemüht sind, so deuten wir auch Zustände und Gestalten entfernter Zeit nach dem Gemüt der Menschen, welche uns lebend umgeben. Das Alte sendet unaufhörlich seine Geister in unsere Seelen, und unauf-

hörlich legen wir das Alte zurecht nach dem Bedürfnis unseres warmen Herzens.' Immerhin beansprucht auch noch die Schilderung der Tatsachen, die zur eigentlichen Weltmachtbildung geführt, vorwiegend wissenschaftliche Wertung, eine Wertung, die nach meiner Überzeugung in der Hauptsache beistimmend ausfallen muß. Mit Spannung beobachten wir, jetzt, wo dramatisches Leben die Darstellung durchflutet, wie England das kritische Stadium zu überwinden sucht, das durch die Festigung der innereuropäischen Verhältnisse im Anschluß an Bismarcks außen- und innerpolitische Tätigkeit (1871, 1878!) entstanden. Nicht nur, daß jetzt neue europäische Mächte sich an der Großmachtbildung zu beteiligen Gelegenheit erhalten: die Wirksamkeit der alten faßt alsbald über die Ozeane hinaus. Die Ausmaße wachsen ins Riesenhafte, nachdem auch diese alten Mächte die Kräfte der spezifisch englischen Großmachttätigkeit, die wirtschaftlichen und finanziellen, zu handhaben gelernt. Aus der Kreuzung zwischen dem ökonomischen Großmachttypus des englischen Staates und dem territorialen Typus der innereuropäischen Großmächte bildet sich das Wesen der Weltmächte heraus. Durch die großen Überlandbahnen drängt sich der Landverkehr in eine dem Seeverkehr mehr oder weniger ebenbürtige Rolle. Rußlands finster dräuende Kolossalmacht legt sich wie ein Alp auf die Welt. Von ,drüben' melden die Vereinigten Staaten ihre Ansprüche an. Das zielsichere Japan, für dessen Physiognomie die planmäßige Leitung seiner Auswanderung so kennzeichnend ist, bohrt sich in den gewaltigen Körper Asiens hinein. Frankreichs und Deutschlands koloniale Bestrebungen greifen fühlbar um sich. Allenthalben verspürt England den heißen Atem des Wettbewerbs im Nacken. Von diesem Hintergrunde heben sich die Pläne ab, ein ,Größeres Britannien' zu schaffen, England zur Weltmacht ohne Einschränkung aufzurichten. Chamberlains Auftreten rollt das Problem ein erstes Mal vor aller Augen auf; es bleibt jedoch, wegen der raumpolitischen Mängel, Episode. Erst als englische, geräuschlos arbeitende Tatkraft in Afrika und Asien tragfähige Brücken zu den einzelnen Teilen des Riesenreiches geschlagen, gelingt es den Roberts und Kitchener, den Cromer, Curzon und Milner, jenem neuen Geschlecht von Heerführern und Staatsmännern, die ,insulare Befangenheit des heimatlichen Gesichtskreises' zu überwinden und durch eine zielbewußte Eroberungspolitik die englische Raumherrschaft bis zum Mutterlande selbst hin zu schließen. Wie Afrika zum Grundpfeiler der erstrebten geschlossenen Landherrschaft Englands ,in Bearbeitung genommen' wurde, ist bekannt. Weniger beachtet blieb indes jener Teil von Englands Politik, der darauf hinausging, die südeuropäische romanische Staatengruppe in ihren Bereich zu bringen. ,Stimmte die kluge Rechnung, so rückte wohl auch Belgien endgültig in den englischen Machtbereich. Der Kanal wurde englisches Gewässer, wie das Arabische Meer soeben dazu geworden war. Nordwärts aber fand dann das „Größere Britannien" seinen natürlichen Abschluß in dem Gebirgszuge, der von Schottland nach dem südlichen Norwegen hinüberstreift, und durch dessen Senkung die nordwestliche Mündung der Nordsee in den Ozean führt.' Und um schließlich der Bedrohung Englands, das voraussichtlich Kopf und Herz des Riesenreiches blieb, die Stirne zu bieten, versuchen die neuen Männer, woran Colbert in Frankreich gescheitert war, Denken und Fühlen der Nation, in der Propaganda für die allgemeine Wehrpflicht, von Grund aus zu ändern. ,Der Krieg hat dabei zu rechter Stunde geholfen;' die Engländer bewiesen sich in ihm erneut als aus einem für staatliche Zwecke besonders brauchbaren Holze geschnitzt.

Wie sich im Verlaufe dieser Ereignisse und zum Teil im Zusammenhange mit denselben die Lage der übrigen Weltmächte gestaltete, bis zum klaren Her-

austreten des deutsch-englischen Gegensatzes und zum Auflodern des Weltbrandes, das alles findet bei Spahn eine so wirkungsvolle, durch die Unerbittlichkeit der kausalen Verknüpfung der Schlag auf Schlag folgenden Geschehnisse geradezu atemberaubende Ausführung, daß auch dieser Teil seiner Schrift, trotz der während des Krieges aus dem Boden gewachsenen Überfülle der einschlägigen Literatur, von hervorragender Bedeutung ist. Zum Teil von der üblichen historischen Betrachtung abweichend sind namentlich jene Partien, die des soeben ermordeten Zaren Politik charakterisieren, und jene über die verhängnisvoll gewordene Tragweite des Austausches von Sansibar gegen Helgoland. Schon in seinen ‚Deutschen Lebensfragen‘ hatte der Verfasser diesen Austausch als eine Verzichtleistung auf ‚die ausgezeichnete Offensivstellung gegen das Indische Kaiserreich‘ gebrandmarkt. Je weiter die Darstellung führt, um so offensichtlicher wird sie zu einer geißelnden Anklage gegen die deutsche nachbismarcksche Politik; allerdings verfehlt Spahn nicht, an Bismarcks Staatskunst, sie derjenigen Richelieus gegenüberstellend, zwar die Überlegenheit nach der organisatorischen Seite und hinsichtlich der Wirkung in die Tiefe zu rühmen, aber doch auch den Mangel an Tragweite in die Zukunft zu tadeln. Fast noch schlechter wie die deutschen Staatsmänner nach Bismarck schneiden übrigens die deutschen Parteien ab.

Eine Besprechung der Spahnschen Schrift wird sich jedoch weniger dieser Stoffmasse zuwenden, für deren Durchleuchtung der Krieg kaum die geeignete geistige Disposition schafft, als vielmehr jenen schwerwiegenden grundsätzlichen Urteilen, die den Ausgangspunkt bilden für die Stellungnahme des Verfassers zu der Gesamtheit der heutigen weltpolitischen Fragen. Da zeigt sich, wie sehr, um mit Lamprecht zu reden, die heutige Geschichtschreibung auf der Psychogenese aufbauen muß.

Spahn nimmt die Einstellung der heutigen Politik auf die Großmachtpolitik mit Weltmachtgeltung als gegeben hin. Mehr als das: sie erscheint ihm als eine Notwendigkeit, weil ihn bedünkt, daß auf dieser Grundlage das staatliche Dasein der Menschheit seiner höchsten Entfaltung zutreibe. Unter diesem Gesichtswinkel legt er daher seine Maßstäbe an. Die Entwicklung der Großmacht zur Weltmacht, vor allem also ihre ungemeine räumliche Erweiterung, fordert eine einschneidende Umlagerung des allmählich üblich gewordenen Denkens. Dieses letztere setzte mehr oder weniger Nation und staatliches Daseinsrecht gleich, wobei in der Begriffsbestimmung der Nation von der Gemeinschaft der Abstammung, der Sprache und Kultur ausgegangen wurde. Von dieser Grundlage führt die Entwicklung zur Weltmacht weit weg. Staatliche Zusammenfassung, zielbewußte Zusammenordnung aller staatlichen Kräfte wird jetzt erste Richtlinie. Es genügt mehr oder weniger, wenn die Nation nur den Kern der zu einem staatlichen Verbande zusammengefaßten Bevölkerung ausmacht. Die Nation der neuen Zeit beruht eben, wie Spahn dartut, durchaus nicht ausschließlich auf der Bluts- und Sprachgemeinschaft. In ihrem Wesen weben auch die Kräfte des Landes mit, das sie bewohnt. Ein mit Herrscherkraft begabtes Volk wird bluts- und sprachfremde Bewohner im neu eroberten Staatsgebiet mit seiner Art durchdringen. Seine Legitimation findet es in den ungemeinen Fortschritten der menschlichen Kultur, die den Großmächten zu verdanken sind, deren Bevölkerung Rüstung, Steuerdruck und Arbeit am Staate nicht nur für sich selbst, sondern zu gleicher Zeit auch für jene Kleinstaaten trägt, die in ihrem Schatten leben. Spahn spricht in diesem Zusammenhange, übrigens in merkwürdiger Übereinstimmung mit manchen Arbeiterführern, auch sozialistischen, von dem Kapuanertum dieser Kleinstaaten.

Gegen diese Auffassung nun lehnt sich die Demokratie auf. Das ist der tragische Konflikt, der oben bereits angedeutet wurde, und der sich daraus ergibt, daß die Staatskunst aus raumwirtschaftlichen Gründen die Beteiligung des Volkes am Staatsleben anzubahnen sich veranlaßt sah, nunmehr aber gerade diese Beteiligung das folgenschwerste Hindernis für eine mit der Zeit fortschreitende Staatskunst zu werden droht. Eine solche Bedrohung bedeutet die Hinneigung der Völker zur Demokratie. Spahn gibt in dieser Schrift keine genauere Begriffsbestimmung dessen, was er unter Demokratie versteht. Er hat sich damit ausführlich in seinen ‚Deutschen Lebensfragen' auseinandergesetzt. In dem Zusammenhang, der uns hier beschäftigt, handelt es sich zunächst um jene von der Aufklärung dem Liberalismus als Erbstück hinterlassene und von da aus in die demokratische Staatsanschauung übergegangene Schwärmerei für die kleinen Staaten als Hort der Freiheit und für die Selbständigkeit der Nationalitäten, eine Schwärmerei, die der Zusammenfassung der staatlichen Kräfte, wie sie von den Staatsmännern des Absolutismus geübt worden war, diametral entgegensteht — sozusagen ein kontradiktorischer Gegensatz. Ausgangs- und Endpunkt dieser Anschauung ist das abstrakte Individuum, dem der Staat nicht lebendiger Organismus ist, sondern vertraglich geregelter Zweckverband. Hatte die noch unfertige Großmachtpolitik durch einseitige Beschränkung des Gesichtskreises auf das Stück Boden am Staate gesündigt, so sah die Demokratie nur noch das Stück Menschheit, das zu dem Staate gehört — nach Spahn ein Atavismus, da die Geschichte diese Dinge längst geklärt hatte. Während England durch eifersüchtige Wahrung der Kontinuität seiner auswärtigen Politik — man erinnere sich beispielshalber der von allem Kabinettswechsel sozusagen unberührt gebliebenen Stellung Sir Edward Greys! — sich gleichsam hermetisch gegen die demokratische Strömung verschloß, während es die gefährliche Zwischenpause bis zur Wandlung des nationalen Denkens im Sinne der Bestrebungen nach einem ‚Größeren Britannien' soviel als möglich durch Appell an die Rassengemeinschaft der in seinen Bereich gezogenen Völkerschaften auszufüllen suchte, entartete die raumwirtschaftliche Überlieferung des europäischen Festlandes mehr und mehr unter dem willig zugelassenen Einfluß der Demokratie, bis sie allmählich völlig abstarb. Zu dieser rein politischen Entartung gesellte sich die vollendete Demoralisierung dadurch, daß die Demokratie dem in den Nationen vorhandenen Machtverlangen durch ‚den Zauber des wirtschaftspolitischen Imperialismus' entgegenkam. Eine unglaubliche Selbsttäuschung! Denn die Beschränkung der Machtkämpfe auf den wirtschaftlichen Wettbewerb blieb Schein, mußte Schein bleiben, weil jede ernstlich aufgeworfene Machtfrage sich letzten Endes doch als Raumfrage entpuppte. ‚Staatliche Macht erwächst ihrem Ursprunge nach nur aus Bodengewalt.' Und so war, was doch die Demokratie vor allen Dingen vermeiden wollte, die Gefahr eines kriegerischen Austrages genau so groß wie früher. ‚Der Machttrieb verdorrte seitdem in der Seele der demokratisierten Nationen. Die Massen sammelten ihre Gedanken immer mehr auf soziale Anliegen, auf den Schutz der Freiheit des einzelnen, auf innerstaatliche Machtkämpfe. In der auswärtigen Politik begeisterten sie sich für den ewigen Frieden und eine über die Staatsgrenze hinweggreifende Verbrüderung der Menschen.'

Spahn steht also, um seine Stellungnahme auf eine ganz knappe Formel zu bringen, auf dem Standpunkte, daß Demokratie und Großmachtpolitik im Sinne der jetzigen und erst recht der kommenden Verhältnisse und staatlichen Bedürfnisse einander ausschließen. Das heißt aber in seiner Auslegung zugleich,

daß die Demokratie dem entschlossenen Fortschreiten der Menschheitskultur im Wege steht. Damit wird die Demokratie ins Herz getroffen, und es fragt sich, ob ein solcher Standpunkt durch Tatsachenbelege begründet werden kann. Einen solchen Beleg liefert uns, nach Spahns Darstellung, das Land, wo die Demokratie die kräftigsten Blüten getrieben: Frankreich. Ist nun in der Seele dieser demokratisierten Nation der Machttrieb wirklich ‚verdorrt‘? Am Anschluß an die Kolonisation größten Stils, zu der Frankreich von 1880 an überging, schildert Spahn das französische Einvernehmen mit dem ebenfalls auf dem Wege der Kolonisation schnell fortschreitenden Deutschland, ein Einvernehmen, das in den neunziger Jahren Englands Vorherrschaft in Afrika und seine Verbindung mit Indien, damit zugleich aber die ganzen Hoffnungen auf ein ‚Größeres Britannien‘ ernsthaft gefährdete, zumal sich so auch das romanische Südwesteuropa dem englischen Druck hätte entwinden lassen. Man weiß, wie bald schon alles so ganz anders gekommen, wie Frankreich bei Faschoda landete, wie es dem diplomatischen Angriff König Eduards VII. erlag, wie die entente cordiale entstanden und die äußere Politik Frankreichs das Gesicht aufs neue dem Loche in den Vogesen zuwandte. Spahn erblickt darin das klägliche Fiasko von Frankreichs ernstestem Anlauf, zur Weltmacht emporzusteigen, und dieses Fiasko fand der Anlauf deshalb, weil ihm die Demokratie keinen Nachdruck zu geben vermochte. Man kann dem unter größeren Gesichtspunkten gefällten Urteil Spahns über den Ausgang jener Episode in Frankreichs neuester Geschichte zustimmen. Allein ist damit auch schon das Urteil über die Demokratie und ihre verkümmernde Wirkung auf den Machttrieb gefällt? Über den Machttrieb Frankreichs urteilen Ruedorffer und Kjellén fast genau entgegengesetzt wie Spahn. Ruedorffer spricht geradezu von dem unvergleichlichen Machtwillen der französischen Nation, und Kjellén zitiert zustimmend Ruedorffers Wort, man müsse die Elastizität und den ungebrochenen Willen zum Leben bewundern, womit die französische Nation den Kampf gegen die statistischen Zahlen über Frankreichs eigene Entvölkerung aufgenommen habe — ‚selbst wenn der Kampf für den Zuschauer Ähnlichkeit mit dem haben muß, den eine schöne Frau gegen das heranrückende Alter führt‘. Ruedorffer weist mit vollem Recht auf jene wenig beachtete Art weltpolitischer Expansion Frankreichs hin, der kein anderer Staat etwas Ähnliches an die Seite stellen könne: die kulturelle. Und ich möchte in diesem Zusammenhange darauf hinweisen, wie gerade ein so anerkannter Führer der französischen Demokratie wie Jaurès in die Forderung der kulturellen Expansion Frankreichs Ziele hineinzuweben wußte, die an Frankreichs Ansprüchen auf weltpolitische Geltung nicht den geringsten Zweifel lassen. Daß diese kulturellen Expansionsbestrebungen die raumpolitischen nicht ausschließen, beweisen, ganz abgesehen von den europäischen Aspirationen Frankreichs (Belgien, die Schweiz usw.), wohl zur Genüge die französischen Bemühungen in Kleinasien (Syrien!). Das ist eben das Eigentümliche an der romanischen Mentalität, daß sie die Anbetung der Demokratie und das Opfer auf dem Altare des nationalen Machtwillens sehr wohl miteinander zu vereinen weiß. Der Deutsche steht dieser Duplizität des romanischen Wesens ratlos gegenüber, sofern er nicht alsbald das Wort von der Moral mit dem doppelten Boden dafür bereit hat. Aus den vielen Zügen der neueren romanischen Geschichte, die auf diesem Gebiete liegen, sei nur eines einzigen ganz besonders charakteristischen gedacht: als Giolitti das Tripolisunternehmen plante, litt er schwer unter der Gegnerschaft der Sozialisten. Zur selben Zeit aber, wo noch deren oppositionelle Wort- und Satzraketen zischend und leuchtend in die Luft stiegen, hatte Giolitti die Sozialisten

bereits durch eine Zusage in bezug auf die Verallgemeinerung des Wahlrechtes für seine Pläne gewonnen.

An diesem Punkte scheint mir denn auch in der Tat eine Grenze für die vereinheitlichende Geschichtsbetrachtung zu liegen, die eine Gleichsetzung der Wirkungen derartiger Strömungen auf den Geist der verschiedenen Völker untersagt.

Viel eindringender mußte ganz naturgemäß der demokratische Gedanke auf das tiefer veranlagte deutsche Volk wirken. Und in dieser Eigenart des deutschen Volkes wäre der wesentlichste Grund zu suchen, wenn Spahns Auffassung zutrifft, daß Deutschland am tiefsten in der mächtigen Flutwelle demokratischer Sinnesweise untergetaucht ist. Spahn klagt Bismarcks Nachfolger darob leidenschaftlich an, sie, die den Übergang zu dem der Demokratie entsprungenen wirtschaftspolitischen Imperialismus vollzogen, jenem Imperialismus, dem sich die Nation unter der suggestiven Wirkung von Wilhelms II. stimmungsvoller Zielsetzung alsdann allzu willig hingegeben. Zum Unsegen zunächst für Deutschlands Kolonialbesitz, der sich unter Wilhelm II. kaum vermehrt habe, ja durch die Abtretung Sansibars gegen Helgoland sogar in verhängnisvoller Weise verkürzt worden sei. Eine viel einschneidendere Folge aber und von verderblichster Tragweite sei die, dem wirtschaftspolitischen Imperialismus entsprossene Einstellung der deutschen Politik auf das Verlangen nach der offenen Tür gewesen. Das peitschte die anderen nur auf, ihre raumpolitischen Bedürfnisse desto schneller zu befriedigen; das führte sie in der gemeinsamen Abneigung wider den deutschen Imperialismus zusammen. Hätte Deutschland, ähnlich wie England, entschlossen zugegriffen, sich die von der Großmachtbildung noch nicht erfaßten, für Deutschlands wirtschaftspolitische Bedeutung wichtigen Gebiete angeeignet, so würden sich damit die übrigen Völker jedenfalls eher abgefunden haben als mit der ständigen Beunruhigung durch die Forderung der offenen Tür, die gerade wegen ihrer unglaublichen Selbstlosigkeit die feindliche Propaganda gegen Deutschlands angebliche, durch jene Selbstlosigkeit verdeckten Weltbeherrschungspläne erleichterte. Dieser deutsche Imperialismus, unwahr durch sein Auslugen nach rein wirtschaftlicher Macht, begrenze sich nie, müsse die Flamme des Deutschenhasses immer aufs neue schüren. Je mehr er überdies nach außen beunruhigte, sagt Spahn, um so weiter stieß er im Innern die Tore auf für das Hereinströmen pazifistischer Bewegungen. Bethmann-Hollweg rettete sich dadurch, daß er sich diesen Strömungen verschrieb, und der steigende Einfluß der Sozialdemokratie verschaffte ihm dann den notwendigen Resonanzboden. Kein Staatsmann kann eine herbere Kritik erfahren, als Spahn sie von der gekennzeichneten Grundlage aus Bethmann zuteil werden läßt. Und das Herbste an dieser Kritik ist wohl, daß Spahn das unleugbare zeitweilige Sichstemmen Bethmanns gegen die ganze Entwicklung mehr aus Bankinteressen als aus staatlichen Gesichtspunkten erklärt. Gerade Bethmann, der Demokrat und Pazifist, mußte denn auch den Zusammenbruch erleben! Hatte schon die Forderung der offenen Tür eine Art von feindlicher Koalition gegen Deutschland vorbereitet, so wurde diese vollkommen durch Deutschlands Forderung nach Freiheit der Meere oder richtiger durch die Art, wie diese Forderung von deutscher Seite vertreten wurde. Hierbei wurde nämlich nicht unterschieden zwischen den offenen Meeren, den Ozeanen, für die die Forderung mehr oder weniger allgemeine Anerkennung findet, und den Binnenmeeren, die die großmächtliche Entwicklung von jeher in geschlossene Meere umzuwandeln bestrebt ist. Die deutsche Forderung in ihrer unterschiedslosen Verallgemeinerung verursachte notwendigerweise die feindselige Abwehr der durch ihre Großmachtpolitik an solcher Binnenmeerbeherrschung

interessierten Mächte: Rußland, Japan, Frankreich, vor allem aber England. Und dem letzteren gegenüber erhielt Deutschlands Auftreten sofort einschneidendste praktische Bedeutung (Nordsee!). Von da aus mußte der Gegensatz zwischen deutscher und englischer Entwicklung fast automatisch auf die Spitze treiben. —

Holt man so aus der Spahnschen Untersuchung die eigentlichen Grundfäden heraus, so würde sich zunächst abschließend ergeben, daß Deutschland letzten Endes durch die Demokratie in diesen Krieg hinein ‚manövriert‘ worden ist. In der Tat spricht Spahn ausdrücklich von einer Verquickung der beiden großen Probleme des neuen Zeitalters, des britisch-deutschen Gegensatzes und des Verhältnisses von Weltmachtbildung und Demokratie, miteinander. Wenn ich Spahn recht verstehe, so müßte es Deutschland fast als eine providentielle Fügung ansehen, daß ihm durch den Krieg die Gelegenheit geboten ist, in dem notgedrungenen Austrag seines Gegensatzes zu England seine demokratische Verirrung zu sühnen, um dann entschlossen die Bahn zur Weltpolitik wieder zu betreten und so Innereuropa aus der Gefahr zu retten, ein bloßer geographischer Begriff zu werden. Darum wünscht er den Krieg zu einer Entscheidung getrieben zu sehen. Wie er sich eine derartige Entscheidung denkt, ist nicht ausführlich dargelegt; augenscheinlich aber soll dieselbe einen Ausgleich zwischen England und den Mittelmächten nicht ausschließen. Eine Möglichkeit des Ausgleichs wäre beispielsweise, daß sich das geeinigte Skandinavien als Mittler zwischen den Mittelmächten und England einschieben würde, ersteren eine zuverlässige Verbindung mit dem offenen Meere verschaffend, letzterem verbürgend, daß diese Verbindung nicht zur Erschütterung des größer-britischen Staatsbaues, vor allem nicht zur Gefährdung seiner englischen Spitze, dient. Unter der Voraussetzung etwa eines derartigen Ausgleiches wünscht Spahn die Entscheidung, weil von Natur die Weltmächte im Raume viel bequemer nebeneinander liegen als ehedem die innereuropäischen Großmächte, so daß eine großzügig vorwärtstreibende Entwicklung in Aussicht stehen würde. Allein schon drängt sich wieder die Demokratie als Hindernis einer solchen Entscheidung in den Weg mit der Folge, daß sie den Krieg nicht etwa beendet, sondern erst recht neu entfacht. Denn ihre Kriegsziele sind, weil sie rein abstraktem Denken entsprechen, viel weiter gesteckt und um so schwerer zu erfüllen. So führt die Demokratie, ‚die nur den einzelnen Individuen das Leben wieder sichern, das materielle Wohlbehagen durch Verdienstgelegenheit und ausreichende Ernährung aufs neue ermöglichen soll‘, sich selbst ad absurdum. Das ist eine überaus feine Beobachtung, die viel von der Heftigkeit, mit der sich Spahn gegen die Demokratie wendet, erklärt. Auf der anderen Seite wirkt die Art und Weise versöhnend, wie Spahn den seitherigen rationalistischen Charakter der großmächtlichen Staatsbildung in der zukünftigen Entwicklung verdrängt zu sehen wünscht durch die Auswirkungen einer alle gleichmäßig meisternden Welt moralischer Ideen und sozialer Überzeugungen, die sich auf das Christentum zu stützen hätte. So fundamentiert, müßte die an sich unentbehrliche Führerschaft der Großmächte der Menschheit zum Segen gereichen.

Wie immer man sich zu dem mehr politischen Teil der Schrift Spahns stellt, höchste Anerkennung verdient jedenfalls der seltene moralische Mut, mit dem er dem Gedankenkomplex, der sich ihm aufdrängt, bis in seine äußersten Konsequenzen nachgeht. Höhenluft ist immer rauh, und in der geistigen Bedrückung, mit der uns die in ihrer Tragweite unabschätzbaren Tagesereignisse der Kriegszeit — jedes einzelne gewaltig genug, um in normaler Zeit fast ein Menschenalter auszufüllen — ohne Pause überwältigen, wirkt sie vollends beklemmend. Das erschwert die

Auseinandersetzung. Aber schon wenn Spahns Untersuchung die Aufmerksamkeit des deutschen Volkes dauernd auf die ungeheure Tragweite hinlenken würde, die das demokratische Denken für seine Zukunft haben kann und unter Umständen haben muß, so hätte er sich die innigste Dankbarkeit aller jener verdient, die es ernst mit unserem Volke meinen. Deutschlands eingekeilte Lage in der Mitte Europas, die überaus hochprozentige Untermischung seiner Bevölkerung mit einer demokratischen Schicht, die die Verwirklichung der demokratischen Ideale so ernsthaft erstrebt wie unsere nach Millionen zählende Sozialdemokratie, ist am allerwenigsten für Experimente eines Pazifismus sans phrase geeignet, weil das nur die Wasser trüben hieße, in denen allzu viele Nebenbuhler fischen zu können sehnlichst erwarten. Ich möchte darum fast glauben, daß Spahns Darstellung an Eindringlichkeit nur gewonnen haben würde, wenn er die deutsche Demokratie als im Wesen, nicht nur dem Grade nach, von der romanischen verschieden behandelt hätte. Sodann erscheint es mir heute noch verfrüht, Bethmanns Rolle abschließend und jede andere Lösung ausschließend dahin beurteilen zu wollen, daß er der eigentliche Exponent der demokratischen Entwicklung und der Wegebereiter der Sozialdemokratie gewesen. Überdies ist nicht zu vergessen, daß gerade unter ihm ein Einschwenken der deutschen Sozialdemokratie in die Richtung einer organischen Reformarbeit unverkennbar ist. Dabei ist weniger an die Haltung der deutschen Sozialdemokratie bei Kriegsausbruch gedacht. Diese Haltung ist niemandes Verdienst, sondern beruhte, wie sozialistische Führer von Namen bezeugt haben, auf der sehr nüchternen Erwägung, daß die sozialdemokratischen Führer von den eigenen Massen hinweggefegt worden wären, wenn sie gegen die Bewilligung der Kriegsnotwendigkeiten gestimmt hätten. Vielmehr handelt es sich um die steigende Erkenntnis vorwiegend weltpolitischer Entwicklungen und Notwendigkeiten und die Anpassung des praktischen Verhaltens an diese Erkenntnis, wie beides in der Haltung der sozialistischen Gewerkschaften, die doch schließlich den Kern der sozialdemokratischen Bewegung bilden, ganz offen schon vor dem Kriege zutage getreten ist. Und was schließlich die vereinfachende Zuspitzung der zusammenfassenden Schlußfolgerung Spahns auf die Formel: Weltmachtbildung = England gegen Demokratie = Deutschland anbelangt, so möchte ich sie nicht so sehr als bündige Lösung, sondern mehr als heuristisches Hilfsmittel ansehen, an Hand dessen es tatsächlich möglich ist, in eine Fülle von sonst dunkel bleibenden Seiten der jüngsten Entwicklung hineinzuleuchten. Für Spahn selbst ist seine Anwendung von köstlichster Fruchtbarkeit gewesen. Er ist dabei, wie namentlich manche seiner neuesten Abhandlungen in Zeitschriften und Zeitungen beweisen, zu einem Publizisten ganz großen Stils geworden, dessen Art, die Dinge zu sehen und zu beurteilen, den Leser und Studierenden unwiderstehlich in seinen Bann zieht.

*

Das Buch ‚Die Großmächte' krönt einen Abschnitt der Wirksamkeit Spahns, der vor mehreren Jahren mit seiner Schrift ‚Deutsche Lebensfragen' einsetzte. Damals begann Spahn, Lebensfragen des deutschen Volkes in konservativem Sinne zu erörtern, um zu versuchen, ‚Fragen des Tages grundsätzlich zu würdigen, Richtlinien der Politik zu bestimmen'. Folgerichtig schritt er von da zur Schilderung des Lebens von Bismarck (vgl. seine Schrift ‚Bismarck') vor, da zum Gegenstand und Inhalt von Bismarcks Leben die großen Lebensfragen seiner Nation geworden sind, so daß aus diesem Leben vollgültige Maßstäbe für das Verhalten zu und in den deutschen Lebensfragen zu gewinnen sein mußten. Vor allem für die Machtfragen der äußeren Politik hatte der Eiserne Kanzler eine unvergleichlich feine

Witterung. Die Macht war ihm das in der auswärtigen Politik ausschlaggebende Element. Durch die Verfassung, die Bismarck dem deutschen Staatsleben gab, bewies er sein überlegenes Verständnis dafür, daß es eine Aufgabe für sich war, den Staat Deutscher Nation zu organisieren, eine Aufgabe, die nicht durch eine Umredigierung westeuropäischer Konstitutionen gelöst werden konnte. Durch die Beschlüsse des Berliner Kongresses (1878) endlich wurden die Voraussetzungen für den beständigen Frieden geschaffen, dank dem die deutsche Nation ihre Volkswirtschaft zur Weltwirtschaft steigern und sich zur Leistungsfähigkeit einer Weltmacht emporarbeiten konnte. Von der so gelegten Grundlage aus mußte es Spahn reizen, nunmehr in eine Prüfung einzutreten, was aus Bismarcks Erbe geworden und ob die Politik nach ihm jenes große Format gezeigt, das, den mächtig vergrößerten Verhältnissen gemäß weit über den Meister hinausgreifend, kraftvolle Initiative und Schöpfungsfrische ebenso wie Hingabe an deutsche Eigenart und Meisterschaft in der Bändigung und Ausnutzung volltönender Volksströmungen miteinander zu verbinden wußte — wie es bei dem Meister der Fall gewesen. Es zeugt für Spahns große Gewissenhaftigkeit nicht minder wie für seine Großzügigkeit, daß er bei dieser Prüfung nicht engherzig, nach der Art ängstlicher Philologen, von dem Texte Bismarckscher Hinterlassenschaft ausging und immer wieder dahin zurückkehrte, sondern daß er als Historiker von seltener Kombinationsgabe den Sinn dieser Hinterlassenschaft von den Grundlagen des großmächtlichen Geschehens überhaupt zu deuten unternahm, um so Arbeit zu leisten, die unendlich weit über das Tagesbedürfnis erhaben ist.

Sein Werk ist eine erschütternde Mahnung geworden, deren Kraft auch an der unerhörten Größe der jetzigen weltgeschichtlichen Entscheidungen nicht zersplittert. Ob die Mahnung fruchtet, das hängt nicht von dem einzelnen Manne ab, der, wie Spahn in seinen ‚Lebensfragen' schrieb, in der Stille seines Arbeitszimmers der Erscheinungen Flucht zu begreifen und zu würdigen versucht; aber ‚sein Wirken braucht auch nicht notwendigerweise unfruchtbar zu bleiben'. Daß Spahns Schrift ‚Die Großmächte' in diesem Sinne nicht unfruchtbar bleiben möge, das ist der aufrichtige, sehnliche Wunsch, den wir seiner Studie mit auf den Weg geben möchten. Möge Spahn die Gemeinde finden, in der seine Tätigkeit freudigen Widerhall findet, die sich durch eine seinem Geiste verwandte Arbeit ihm tatkräftig an die Seite stellt: dann wird sein Wirken vielleicht noch zu gesegneter Zeit tiefe Spuren in unserer völkischen Entwicklung ziehen!

Rundschau

Bildungswesen

Gedanken zum Hochschul-Problem.

Der junge Mensch, der, mit den besten Hoffnungen und erfüllt mit sehnsüchtigem Streben nach Erkenntnis und dem Reiche des Geistes, zum ersten Male die Universität betritt, glaubt sich nach der beengenden Zucht eintöniger Schuljahre plötzlich an eine Stätte versetzt, wo der trockene Wissensstoff in lebendige Einsicht, die zusammenhanglosen Fachwissenschaften zum umspannenden Weltverständnis sich wandeln werden. Leider hält gegenüber den hohen Erwartungen, welche die besten Studenten der Hochschule entgegenbringen, die Realität nicht stand. Diese Tatsache läßt sich nicht nur aus Bekenntnissen und Erfahrungen der heutigen Studentengeneration zur Genüge erhärten: sie objektiviert sich auch darin, daß gerade die strebsamsten studentischen Organisationen Vortragszyklen und Debattierabende veranstalten, deren Themata durchaus mit den offiziellen Vorlesungen und Übungen der Universität konkurrieren. An den Veranstaltungen der ‚Freien Studentenschaft' ist es am deutlichsten sichtbar, wie von Angehörigen der Universität fachwissenschaftliche Belehrungen und Erörterungen außerhalb der Universität gesucht werden. Offenkundiger kann nicht in Erscheinung treten, daß die Lehrweise der heutigen Universität das Bedürfnis gerade ihrer lernbegierigsten Jünger nicht auszufüllen vermag.

Forschen wir nach den Gründen dieses Versagens, so wird uns als erste Ursache der Massenandrang und der dadurch erforderte Massenzuschnitt der Universität ins Auge fallen. Der Staat braucht in ständig zunehmendem Maße Angehörige akademischer Berufe, und der Universität ist heute einfach auferlegt, die nötige Quantität von Ärzten, Juristen, Oberlehrern und Geistlichen zu produzieren. Dazu kommt, daß ein immer größerer Schwarm von Damen in die Pforten der Universität hineindrängt, von denen nur ein bescheidener Teil aus ernstem wissenschaftlichem Streben die hohe Bildungsstätte aufsucht, der größere Teil aus Sucht nach männlichen Berufen oder auch nur um einer gewissen verschwommenen geistigen Anregung willen — so etwa als Ersatz für das immer mehr aus der Mode kommende Pensionat — oder anderen Gründen, die noch weniger mit dem strengen Ernst einer höchsten Bildungsstätte vereinbar sind. So bleiben denn auch von den vielen weiblichen Wesen, die heute die Hörsäle und Seminare überfluten, nur eine spärliche Auslese der Wissenschaft getreu: die meisten springen ab mit dem Examen oder auch schon anläßlich der ersten Examensängsten oder angesichts einer glücklichen Verlobung. Diese quantitative Überlastung der Universität wird noch grauenhafter als bisher nach dem Friedensschlusse fühlbar werden, wenn auf einmal die jahrelang zurückgestauten Studentengenerationen ihren Platz in den Stätten der Wissenschaft fordern werden.

Gegenüber den Gefahren der Veräußerlichung, die eine solche wissenschaftliche Massenabspeisung notwendig mit sich bringt, wird es für alle, denen das Universitätsstudium eine ernste und heilige Angelegenheit ist, gelten, energische Mittel der Abwehr zu fordern. Zunächst muß den unwürdigen Ausschreitungen des Frauenstudiums mit rücksichtsloser Strenge begegnet werden. Auch auf die Gefahr hin, reaktionärer Maßregeln gescholten zu werden, müssen die Aufnahmebedingungen für die weiblichen Studierenden erschwert und so für eine

sorgfältigere Auslese dieses Elementes gesorgt werden.

Auf solche Weise kann freilich nur den Auswüchsen, nicht dem Grundübel des Massenbetriebes begegnet werden. Dieses liegt darin gegründet, daß einer kleinen Anzahl von Studierenden, welche die Wissenschaft um der Wissenschaft willen studieren, die große Menge der Studenten gegenübersteht, die sich mit der Wissenschaft nur um der praktischen Fachausbildung willen beschäftigen und möglichst rasch das nötige Examenwissen erraffen wollen. Die medizinischen, juristischen und theologischen Fakultäten haben auch in der Tat immer mehr das Gepräge von Fachschulen angenommen, haben einen ziemlich streng vorgeschriebenen Studiengang, eine feststehende Lehrmethode und Examensordnung. Zwiespältiger und komplizierter liegen hingegen die Verhältnisse bei der philosophischen Fakultät. Sie, die einst bestimmt war, den Fachstudenten der drei andern Fakultäten die tieferen Grundlagen des allgemeinen Wissens zu übermitteln, bildet heute aus ihrer eigenen Mitte Zöglinge von zwanzig bis dreißig Fachwissenschaften heran, bereitet Oberlehrer, Bibliothekare, Archivare und andere Beamten auf ihre Berufe vor, vermittelt den Angehörigen der sogenannten freien Berufe die Elemente positiven Wissens — kurz, dient im Gegensatz zu der Einheitlichkeit der drei anderen Fakultäten den verschiedenartigsten Zielen. Diese Fakultät ist es denn auch, welche ihren Studierenden jene Enttäuschungen bereitet, deren wir eingangs gedachten.

Der hilflosen Verwirrung, welcher der Student der philosophischen Fakultät heute ausgesetzt ist, wird nur zu begegnen sein durch resolute Systematisierung auch dieses Studiums. Für den künftigen Oberlehrer, der eines weiten Überblickes und des Resultates mehrerer Fachwissenschaften bedarf, muß der Studienweg ein wesentlich anderer sein als für denjenigen, der zum Spezialforscher einer Sonderdisziplin herausgebildet werden soll. Vor dem wüsten Dilettantismus, dem die meisten Studenten gerade in den philosophischen, historischen, kunst- und literarhistorischen Fächern anheimzufallen pflegen, müssen sie durch eine sinnvoll aufgebaute Studienordnung bewahrt werden, welche dafür sorgt, daß die wissenschaftliche Ausbildung auf einer gründlichen methodischen Schulung und der Kenntnis der notwendigsten Realien gegründet ist. So wird der Geist wissenschaftlicher Strenge dem Bewußtsein des jungen Menschen anerzogen werden, und er wird davor bewahrt, in eitler Schöngeisterei zu prunken und halbverdaute Lesefrüchte mit wissenschaftlich erarbeiteter Erkenntnis zu verwechseln.

Eine große Gefahr unseres gegenwärtigen Hochschulbetriebes ist das sinnverwirrende Vielerlei, das auf den jungen Studenten einstürmt. Wenn man von 8—9 über griechische Mythologie, von 9—10 über das napoleonische Zeitalter, von 10—11 über mittelhochdeutsche Grammatik, von 11—12 über Luther und von 12—1 über Logik und Erkenntnistheorie hören soll, so muß man entweder die geistige Struktur eines Konversationslexikons haben oder es bleibt von allem irgendeine zufällige Anregung, nirgends aber tieferes Eindringen oder positives Wissen haften. Hier ist ein engeres, aber solideres Fachstudium dem modischen Herumriechen in alle Wissenschaften, ein streng schulmäßiger Seminarbetrieb dem üblichen Plauderton der Vorlesungen bei weitem vorzuziehen. Hier aber erwächst auch dem Dozenten die Aufgabe, durch das eigene Wirken in dem ihm zugewiesenen Kreise an einer verinnerlichenden Hochschulreform resolut mitzuwirken. Der Dozent muß danach streben, allen modischen Torheiten und billigen Tageseffekten aus dem Wege zu gehen (ein Einblick in unsere Vorlesungsverzeichnisse während des Krieges verrät, wie bedenklich nahe unsere höchsten Bildungsanstalten schon der Anpassungsfähigkeit des

Journalismus gekommen sind). Der Dozent kann und muß dafür sorgen, daß nicht oberflächliche Neugier, sondern ernstes Studium nach seinen Worten verlangt, und er muß auch außerhalb der Vorlesungen und Übungen den Studenten seines Faches ein fördernder Berater sein.

Die Bequemlichkeit sehr vieler Dozenten ist nicht die geringste Ursache dafür, daß heute gerade die strebsamsten Studenten von der Universität Steine statt Brot empfangen und außerhalb der Universität nach Befriedigung ihrer geistigen Bedürfnisse suchen. Wenn die allgemeine Laxheit innerhalb der philosophischen Fakultät durch eine sinnvolle Studienordnung überwunden ist, wenn ein engerer Kreis künftiger Fachgenossen als treue Schülergarde sich auch außerhalb der Vorlesungen um ihren Dozenten schart, wenn das lebendige Vertrauensverhältnis von wissenschaftlichen Meistern und Gesellen die kühle Beziehung von Kolleg lesenden Gelehrten und Kollegiengeldern zahlenden Hörern überwindet, dann wird die Universität in höherem Maße, als es ihr heute beschieden ist, das wiederbelebende Zentralfeuer unseres geistigen Lebens sein. Daß sich dies erfülle, ist, neben der Selbstbesinnung und Neuordnung unserer philosophischen Fakultäten, Mission der Dozenten: und schon leuchten einige Persönlichkeiten gerade unter unsern jüngern Universitätslehrern als verheißende Vorboten einer neuen Verinnerlichung unseres Hochschullebens. M. F.

Literatur

Tragik und Komik. (Gedanken anläßlich einer Aufführung der ‚Ariadne auf Naxos'.) Tragödie und Komödie stellen die beiden Grundformen der dramatischen Dichtung dar: entsprechend den beiden elementaren Einstellungen zum Leben. Ist es möglich, die Einseitigkeit der tragischen sowohl als der komischen Weltansicht durch eine Verbindung und Verschmelzung der beiden scheinbar widerstrebenden Elemente zu überwinden? Der Dichter Hugo von Hofmannsthal und der Komponist Richard Strauß haben in ihrer Oper ‚A r i a d n e a u f N a x o s'* diesen Versuch gewagt. Die Handlung knüpft an Molières anmutiges Lustspiel ‚Der Bürger als Edelmann' an (dessen beide ersten Akte den dichterisch bei weitem wertvollsten Teil des Textbuches bilden). Herr Jourdain, dieser köstliche Parvenü, hat zwei Schauspieltruppen engagiert, die eine zur Aufführung der ernsten Oper ‚Ariadne auf Naxos', die andere zur Darbietung eines heiteren Singspiels ‚Die ungetreue Zerbinetta und ihre vier Liebhaber'. Nun läßt Hofmannsthal — ganz im Geiste Molières — Herrn Jourdain auf die treffliche Idee kommen, die beiden Stücke statt nacheinander — ineinander spielen zu lassen und die einsame Insel der tragischen Oper mit den lustigen Personen des Singspiels zu bevölkern. Dieser Gedanke wird von Hofmannsthal und Strauß allen Ernstes aufgenommen, und es wird versucht, eine Oper ‚Ariadne auf Naxos' zu schaffen, in der sich Ernst und Scherz zu einer Symphonie vermählen, tragische und komische Weltanschauung zu einer höheren Einheit finden sollen.

Diese höhere Einheit suchen Hofmannsthal und Strauß dadurch zu finden, daß sie das tragische und das komische Erlebnis als im tiefsten Grunde identisch erweisen wollen. Die tragische Gestalt der Ariadne, welche den liebend nahenden Gott Bacchus für den ersehnten Boten des Todes hält, und die ungetreue Zerbinetta, die mit all ihren Liebhabern leichtfertig tändelt, erscheinen als schwesterliche Seelen, nicht durch Wesen und Wert ihres Lebens, sondern nur durch schwereres und leichteres Temperament verschieden. Die Todessehnsucht der Ariadne führt einer neuen Liebesekstase ent-

---

* Berlin, Adolph Fürstner, 1912.

gegen, und die wollüstig sinnliche Musik läßt die Liebe der beiden Gestalten der tragischen Oper in die schelmischen Töne der Zerbinetta ausklingen.

Versteht man unter der Unsittlichkeit eines Kunstwerks nicht gelegentliche Brutalitäten, vor denen selbst so reine Dichter wie Calderon oder Goethe gelegentlich nicht zurückschrecken, sondern die weltanschauliche Grundgesinnung eines Werkes, so darf man wohl ‚Ariadne auf Naxos' als das unsittlichste Werk dieser Zeit, als Produkt einer geradezu infernalischen Gesinnung bezeichnen. Die höhere Einheit, in die Tragik und Komik erhoben werden sollen, erweist sich als ein frivoler Relativismus, der alle objektiven Werte auflöst und die Sinnenfreude als das einzig Wahrhafte bestehen läßt. Zerbinettas gesinnungslose Koketterie ist für Hugo von Hofmannsthal ebenso gut ein ‚Müssen' als die Liebestragik der Ariadne, und Richard Strauß ergötzt sich an dem Gegenspiel von Ariadnes Pathetik und Zerbinettas loser Schelmerei, um schließlich in den letzten Klängen seiner Musik das leichtfertige über das tragische Weib siegen zu lassen.

Tragik und Komik setzen beide ein Ethos voraus, den Triumph eines höheren Sollens über dem Leid und der Heiterkeit der Menschen. Die großen Tragiker und Komödiendichter waren erfüllt vom Geiste der Sittlichkeit, Aristophanes nicht minder als Aischylos. Der tragische Held hat den Heroismus seines Leidens zur Voraussetzung, der komische Held das Verzerrtwerden der Harmonie der Welt. Prometheus, Ödipus, Don Carlos und Robert Guiskard sind tragische Helden, eben weil sie sittliche Charaktere sind; der Euripides in den Lustspielen des Aristophanes, der Dorfrichter Adam in Kleists ‚Zerbrochenem Krug' und der Merker in Wagners ‚Meistersingern' sind komische Figuren, eben weil sie den Sinn der Weltordnung gegen sich haben. Fällt das Ethos, d. h. gibt es keinen Sinn der Welt mehr über den Gestalten der Dichtung, dann hört auch das läuternde Leid der Tragik und der befreiende Humor der Komödie auf — statt dieser sittlichen Wirkungen bemächtigt sich des Publikums ein zynisches Schmunzeln, ein frivoles Behagen seiner unsittlichen Instinkte. Weder die Hofmannsthalsche Dichtung noch die Straußsche Musik sind wahrhaft fähig, die Ariadne als eine tragische Gestalt erscheinen zu lassen — sie tritt dem Gotte nicht erlöst entgegen; denn ihre Todessehnsucht war nur eine sinnliche Wollust, keine seelische Läuterung: sie nimmt den Tod nicht als Schicksal auf sich wie ein tragischer Held, sondern sie schlürft das Gefühl der Auflösung als eine berauschende Steigerung der Sinne. Ebenso ist die Zerbinetta durchaus keine komische Gestalt wie etwa der wundervolle Merker Richard Wagners: Zerbinetta vermag kein heiter befreiendes Lachen auszulösen, sinnliches Schmatzen wird von ihr aufgeweckt. Statt daß wir durch die Vereinigung von Tragik und Komik zu einer höheren Reinheit emporgehoben werden, werden wir sowohl um das tragische wie um das komische Empfinden betrogen.

Diese weltanschauliche und künstlerische Auflösung, welche uns in ‚Ariadne auf Naxos' aufs krasseste entgegentritt, ist typisch für den in unserer Zeit vorherrschenden geistigen Nihilismus. Schon im Werke Shakespeares, des englischen Renaissancedichters, der gegenüber dem antiken und spanischen Drama von dem heutigen Zeitgeschmack einseitig überschätzt wird, macht sich zuweilen die Gefahr einer Auflösung von Tragik und Komik in eine relativistische Sinnlichkeit bemerkbar — am meisten wohl in seinem ‚Kaufmann von Venedig'. Stärker beginnt diese Gefahr in der Literatur des ausgehenden neunzehnten Jahrhunderts um sich zu greifen, so in den repräsentativen Dichtungen Shaws und Strindbergs, krasser und weit zersetzender in den Werken der Deutschen Frank Wedekind und Georg Kaiser.

Eine höhere Einheit zwischen tragischem und heiterem Weltgefühl ist in Wahrheit nie durch relativistische Auflösung zu erreichen, sondern nur dadurch, daß der Konflikt der Tragik überwunden wird von einer höheren Welt, welche den leidvollen Gegensatz in heitere Harmonie löst. In diesem Sinne hat die christliche Weltanschauung noch über die Tragik der Passion zu der Heiterkeit des Osterjubels hinaufgeführt, hat Calderon in seinen Märtyrerdramen die irdische Tragik von himmlischer Seeligkeit überwinden lassen, haben die größten deutschen Dramatiker des vorigen Jahrhunderts in ihrem letzten und reifsten Werk (Schiller im ‚Wilhelm Tell‘, Kleist im ‚Prinzen von Homburg‘) den tragischen Konflikt im Helden selbst zu geläuterter Harmonie befreit. Max Fischer.

Kunst

Hans Thomas Abschiedsreden.

Noch auf ein Jahr im Oktober, dann wird der alte Meister Hans Thoma achtzig Jahre alt geworden sein. Da besinnt er sich mit der Ruhe des Großvaters, der weiß, daß sein Haus wohl bestellt ist und sein Erbe in die rechten Hände kommt, auf das Geheimnis, das oft in seinen Bildern angeklopft hat, noch mehr in seinen Federspielen, besonders in dem einen allbekannten, wo das Engelkind mit seinem Flötchen im Rätseldrachen der Welt sitzt. Er hält väterliche Gespräche, die mehr zwanglose Selbstgespräche sind; ihr Inhalt ist die alte deutsche Sehnsucht, die Sehnsucht einer letzten stillen Verinnerlichung, einer Gewißheit an der letzten Pforte; ihr wie seine oft gezeichneten Engelkinder flatternder Inhalt ist die Seele. Im letzten und in diesem Jahre hat er je ein Büchlein erscheinen lassen, von denen das erste auch mit Zeichnungen und Federspielen geschmückt ist; es heißt: ‚Die zwischen Zeit und Ewigkeit unsicher flatternde Seele‘. Das zweite mit noch schweifenderen Gedanken und Einfällen, aber auch mit noch mehr religiöser Sehnsucht aus der ‚dunklen Verwirrung der Welt‘ befrachtete heißt: ‚Seeligkeit nach Wirrwahns Zeit‘.*

Es sind keine Büchlein für die Kritik. Und wenn man von ihrer volkstümlichen Stilweise an andere im Wort berühmtere badische Volksschriftsteller erinnert wird, so verwehrt man sich doch selber den Vergleich; denn Thomas Stärke ist doch die Kunst, die er fürs Auge geschaffen hat. Man weiß, daß sich mit der hitzigen, bloß äußerlichen, modernen Kunsteifrigkeit gern ein Absprechen auch an Thomas Kunst verbindet. Das kann da und dort Dummheit sein; es ist aber im allgemeinen der Mangel an Schätzung des gewordenen Charakters, der mit der aus bloßem Kunstverstand gemachten Stilsucht zusammenhängt. Die abstrakte moderne Kunstrichtung ist in ihrem Durchschnitt gehaltlich um nichts stärker als die ältere stoffliche Kunst, die auch einmal für revolutionär galt; im Gegenteil. Wer aber den wirklichen geistigen Höhergang der neuen Kunst kennt und bewußt empfindet, der weiß die Stufe des Thomaschen Lebenswerkes, die so breit ist wie die ältere Generation in ihrer noch väterlichen Gediegenheit, um so mehr zu schätzen. Er versteht auch, warum Thoma, wenn auch mehr spielend und sinnierend, ein letztes Wort sucht, einen letzten Wert, den ihm seine Kunst nicht gab.

Man redet gerne von einigen Erscheinungen der neuen Kunst als von etwas wieder Nazarenischem. Vielleicht hat mancher die Empfindung, daß man in einem Teil der Werke Thomas und auch in seinen Gedanken etwas Nazarenisches finden könnte, wennschon mehr in dem Sinne, in dem auch Ludwig Richter etwas von jenen großen Seelenformen in die kleine, bürgerliche deutsche Heimat brachte. Im Grunde ist es aber

* Beide in Eugen Diederichs Verlag in Jena. In sorgfältigem großem Druck je 2.– Mk.

wohl, wie es Thoma selbst nennt, die alte Sehnsucht, das stille deutsche Wesen, das sich nach innen und außen finden und nennen will, das den Dingen und sich in den Dingen den Namen geben will. Nicht zum wenigsten war es der zerstörende Schrecken des Krieges, der ‚die alte Frage nach dem Rätsel Mensch, um das sich unser Dasein dreht, bis in die Tiefen aufgewühlt' hat. Aber das Suchen ist dauernder Art. Es ist nicht mehr wie im Paradiese, wo die unzähligen Wesen gebannt wurden und ‚standen im Banne des Namens; die zudringlichen Fragen zum Stillstand kamen durch das Wort'. ‚Es ist eine hervorragende Eigenschaft im Wesen des Menschen, in jedem Ding nach der Seele zu forschen, d. h. das innere Geheimnis seines Seins erkennen zu wollen. In glücklichen Augenblicken enthüllt uns auch eine Pflanze, ein Tier, irgendein Ding ein unaussprechliches Geheimnis. Es kommt wie ein Hellsehen über uns, wo der Geist der Welt zu uns sprechen will, unmittelbar, nicht mit menschlichen Worten und nicht durch sie auszusprechen . . . Ein heiliger Schauer vor der Weltseele erfüllt uns, ein erhöhtes, veredeltes Lebensgefühl, ein Verstehen der Welt, das über die Alltäglichkeit hinaus sich erhebt wie ein stilles Beten. Auf ein Gestilltwerden läuft wohl all unsere Unruhe hinaus . . . unsere Sehnsucht geht nach der Stille, aus der die Ewigkeit uns ihre Arme entgegenstreckt.' Das ist wie ein Bekenntnis der Armut gestaltbarer Form, die sich nun seelisch gemüthaft ergänzen will. Und es ist in seiner Unzulänglichkeit wie eine Gewissens- und Schuldfrage. ‚Das Gewissen ist die Vorstufe von dem Geheimverhältnisse zwischen Gott und der Menschenseele.' Manchmal wird das stille Selbstgespräch zur dauernden Erkenntnis. ‚Das Kreuz ist das sichtbare Zeichen, in dem das Maß der Unendlichkeit Ausdruck findet. Senkrecht und wagrecht, die Maßlinien des Raumes, kreuzen sich, schneiden sich im Punkte; in die Unendlichkeit zeigen die Arme des Kreuzes.' Der deutsche Kindersinn und der Sinn des Christophorus treffen zusammen. Aber doch als Grundgefühl der unsicheren Vereinzelung, wie eine quietistische Prägung, will sich besonders in dieser Zeit, die ‚vielleicht einer der starken Schaffenstage unseres Herrgottes' ist, das schweigende Vertrauen festsetzen. ‚Was weiß der Span, der wegfliegt, welch ein Werk der Bildner machen will?!'

Auch die zweite Schrift mit den Themen ‚Des Daseins Rätsel', ‚Vom Traum', ‚Die Heimat der Seele' und ‚Jesus' bringt in Prosarede und ‚Versgestammel' den Sinnenden, allerdings durch Gegenwartsfragen wie die Gottgläubigkeit, die Jesussohnschaft und — merkwürdig, jedoch bei der Denkart Thomas verständlich — der Spiritismus mehr belastet, zu den gleichen letzten Dingen. ‚Lallalien' nennt Thoma seine Worte, und er gibt sie schließlich, groß und klein, wie beim ‚Plauderstündchen im Wartsaal des Lebens, wo man noch allerlei zu sagen hat, ehe der Zug kommt, in den man einsteigen muß'. Immer will er die müde Seele zur Ruhe bringen, und in einem nächsten Wort will sie sich doch noch nicht zur Ruhe begeben. Das ist fast wie im wunderbar fortdauernden Leben. ‚Wie sind wir, die im Leben schon erfahrenen, wohl manchmal schon etwas eingerosteten Seelen, immer wieder erstaunt vor diesem immer sich erneuernden Geheimnis der ankommenden Seelen!' So findet auch ein Wort immer wieder ein anderes bis ans Ende.

Man kann sich denken, daß ein Künstler, den seine Kunst weniger gemüthaft einzelempfindend, weniger in dieser deutschen Eigenart, die nicht das ganze deutsche Wesen ist, sondern den sie in stärkeren Formen, allgemeingültiger zur Ahnung, vielmehr Gewißheit einer Nach- und Ebenbildung höherer Wahrheiten geführt hat, weniger gedrängt ist, auch das

Wort zur Befriedigung des Ungelösten noch einzusetzen. So sind Thomas Worte eine Deutung der Stufe seiner Kunst, indem sie den Mangel des Haltes der Seele zwischen Zeit und Ewigkeit überbrücken wollen. Ihr Versspiel wird ihm zur schwebenden Brücke:

'Da mir mein Sein so unbekannt,
geb' ich es ganz in Gottes Hand, —
die führt es wohl, so her wie hin,
mich wundert's, wenn ich noch traurig bin.'

Konrad Weiß.

Unsere Kunstbeilagen

Einen künstlerischen Ausdruck für die Gedanken, die das ungeheure Geschehen des Weltkrieges aufwühlt, in Werken vergangener Kunst zu finden, ist ein fruchtloses Bemühen, es sei denn, daß man die alten religiösen und christlichen Offenbarungen und Geschehnisse als Symbole und Vermittler nimmt. Wer die verschiedenen Schriften über Krieg und Kunst durchblätterte, der mußte einen zwar erklärlichen, aber für den unmittelbaren Anblick doch erstaunlichen Mangel an geistiger Größe der hierauf gerichteten Kunst feststellen, um so mehr, je neuer und ideell absichtlicher die Werke sind. Die Kunst folgt nicht plötzlich und absichtlich erlebten Gefühlen. Sie hat ihr eigenes Reich, in dem die geschichtlichen Kräfte in ihrem letzten religiösen Grunde lange gepflegt sein müssen, bis sie über das persönliche und zeitliche Gefühl hinaus stark sind. Sie findet aber dann schließlich als höchste Ausdrucksträger die alten christlichen Stoffe. Wir Deutsche haben kaum ein unseren letzten Seinsgedanken entsprechenderes Werk als die noch mittelalterliche Apokalypse des jugendlichen Dürer, und die gesamte christliche Kunst kennt kein gewaltigeres Werk des seelischen Weltkampfes als Michelangelos Sixtinamalereien. Wir finden, wovon ein deutliches Beispiel der Ausschnitt der Sintflut ist, das, was in Dürers Gesichten geistiger, geschauter ist, hier leiblicher, dramatischer, auf einen stärkeren Kampf zwischen Leib und Geist, Sinne und Seele bezogen. Der Leib zeigt sich gerade in seiner Überwältigung in voller Kraft und Schönheit. Das ist ohne Zweifel weniger die deutsche Stärke in der Kunst. Nichtsdestoweniger ist dieser leibseelische Kampf auch ein tiefster Teil unseres Wesens und auch heute eine Antwort auf die Frage, warum aller Kampf nicht nur geistig, sondern auch körperlich ausgetragen werden muß. So finden sich die Gedanken des Krieges mit dem Werk der Kunst zusammen. Im einzelnen zeigt dieses Werk eine Reife, die auch nur gedanklicher Schau sich voll erschließt. Wir verweisen hier auf den schönen Michelangeloband der bekannten 'Blauen Bücher' von Max Sauerlandt, aus dem unser Ausschnitt entnommen ist. (Langewiesche, Königstein i. T., 1,80 M.)

Herausgeber und Hauptredakteur: Professor Karl Muth, München-Solln
Mitglieder der Redaktion: Konrad Weiß, München, Univ.-Prof. Dr. Eugen Schmitz, Dresden, Marienstraße 38/40 und Dr. Max Fischer, Planegg, Heilmannstr. 41½.
Für Anzeigen und Prospektbeilagen verantwortlich: Emma Schreiter, München
Für Österreich-Ungarn Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: Georg Schöppel in Wien IV, Favoritenstraße 35.
Verlag und Druck der Jos. Kösel'schen Buchhandlung, Kempten, Bayern.
Alle Einsendungen an: Redaktion des Hochland, München, Bayerstraße 57/59.

Karl Krebs/Pietà



Der Kreuzzug des Sternenbanners

Von Eugen R[illegible]

[illegible] Kraft [illegible] Der [illegible] Europas [illegible] neue Glaube [illegible] erst [illegible] Amerikas [illegible] Entgliederung. Der [illegible] Glaube.

[illegible] haben vor dem [illegible] in Europa [illegible] des Formenhaften [illegible] [illegible] Grundsätzen und [illegible], von [illegible] Dasein [illegible] zwar noch [illegible] [illegible] aber [illegible] wurden doch nicht [illegible] und [illegible] täglich [illegible]

[illegible] frühesten [illegible] Anderen [illegible], [illegible] Weise, [illegible] Es [illegible] unaufhörlich [illegible], [illegible] eines Lebens [illegible] aus seiner [illegible] [illegible] genauer Formenleben zu erforschen. Im Gegenteil [illegible] [illegible] als [illegible] verboten gewesen, in dem [illegible] anderen [illegible] der [illegible] Preise [illegible] zu [illegible] als eine [illegible] Menschen [illegible] von Formen [illegible], [illegible] wie [illegible] [illegible] die [illegible]



Sechzehnter Jahrgang November 1918

Der Kreuzzug des Sternenbanners

Von Eugen Rosenstock

Die Kraft der Formen. Das Kreuz. Der Bruderkrieg Europas. Der neue Glaubenskrieg Amerikas. Der erste Kreuzzug. Amerikas Kreuzzug. Amerikas „Humanismus". Europas Entgliederung. Der rechte Glaube.

Wir haben vor dem Krieg in Europa ein Zeitalter des Formenschwundes durchlebt. Vom Adelswappen bis zur Grußform und Ammentracht, von der Kaiserkrönung bis zum Doktorhut wurden zwar noch viele Formen konserviert, aber sie wurden doch nicht mehr geglaubt und dadurch täglich neu geboren.

Sie fristeten sich als historische Andenken in entkeimter, sterilisierter, unfruchtbarer Weise, die zum Belächeln reizte. Es wäre unglaublich erschienen, die Unechtheit eines Liebesbundes lediglich aus seiner Formlosigkeit, genauer Formenroheit zu erschließen. Im Gegenteil: diese freieste und flüchtigste Liebe wurde als die einzig echte, die einzig wahre gepriesen. Es wäre verboten gewesen, in den Wappenbildern der Staaten, etwa dem Adler Preußens oder auch dem Halbmond des Islam, mehr zu suchen als etwa eine Erkennungsmarke, eine Art Warenzeichen. Daß wir Menschen von heutzutage uns doch von Formen nicht mehr unterkriegen lassen, stand fest; und daß wir unter ihrem unschädlichen Schein unsere Freiheit, bar aller Formen, zur reinen Menschlichkeit entfalteten, das war die Grundlage der öffentlichen Erörterung aller politisch-menschlichen Vor-

gänge. Hingegen war Furcht und Scheu vor Formen oder Symbolen, als könnten sie, falsch gewählt, mit übermenschlicher Kraft unsere Sinne und unsern Willen unterjochen — war dergleichen ein Aberglaube und Spuk, von dem man sich behaglich bisweilen einen Bußprediger und Spaßmacher (Chesterton!) erzählen ließ. Der straffe Gruß des Soldaten, das Knien vor Gott, die Verneigung vor dem Herrscher, der Schwur auf die Bibel, all das wirkte wie Antiquität, wie Überrest des Glaubens.

Alle Symbole aber, die sich noch erhalten hatten und haben in diesem Formenschwund, sind ja nur Umgebung, Außenwerke des Kern- und Hauptstücks aller Symbole des letzten Jahrtausends, der wunderbarsten und unnatürlichsten Form auf Erden. Also mußte sich der Formenschwund auch und vor allem gegen diese starke Form wenden, die mit der Forderung innerster Notwendigkeit am fremdesten in das Zeitalter hineinstach. Es ist die Form, die der äußeren Natur abgeht, die eben darum zum Hoheitszeichen der inneren Göttlichkeit, der Wiedergeburt des Paradieses aus dem Herzen uns mitgeteilt ist: das Kreuz. Zugleich aber offenbart es die menschliche Zerrissenheit, die der fühllosen Natur abgeht. Es ist auch das Zeichen der höchsten, der menschlichen Qual. Dem Formenschwund gelang es, das Kreuz aus allen Gebieten des Lebens zu verdrängen, aus der Wissenschaft zuerst, aus den Gesellschaftsformen darauf, zuletzt aus dem Christentum selbst. Zahllos sind die Aufgüsse natürlichen Christentums, die es ohne seine notwendige Form, ‚rein', ‚echt', ‚ur'haft, ‚menschlich', ‚deutsch', in seinem ‚Kern', seinem ‚Gehalt' entdeckten, erfanden, wiedererzeugten. Sie alle gaben ein Christentum des Verfassers, d. h. eines ohne die Form, in der es bis und auf die Zeit des Formenschwundes sich notwendig verkörpert hatte, ohne das Kreuz. Mit dem Krieg aber kam ein äußeres Ereignis über die Menschen, das sie nach innerer Notwendigkeit schreien machte. Ein gesellschaftliches, geschichtliches Ereignis geschah da, das man nicht wie den Hofknix oder das Wappentier als ‚bloße' Form verachten konnte. Sollte das Leben noch erträglich bleiben, so mußte hier einem bloß menschlich-sozialen, höchst unnatürlichen Geschehen innere Notwendigkeit zugesprochen werden, der Krieg mußte symbolisch genommen, es mußte an seine Notwendigkeit geglaubt werden; denn die Menschen ließen sich ja von ihm ergreifen und fortreißen! Er ließ sich nicht wie Steuerzahlen und Ehrenämter und Orden als bloße äußere Form des Lebens weglächeln, unter der man selbst sein eigentliches Leben freibehält. Er mußte also ausdrücken, was göttlichem Willen und Ratschluß entsprang. Die Formen des Lebens wurden plötzlich wieder ernsthaft. Der Gruß des Soldaten ward wieder zum Sinn; ja die Symbole der weltlichen Staaten gewannen für die neubekehrten Glaubenslosen sogar Heiligkeit und Göttlichkeit: so sehr erlebten sie an ihnen den Glauben selbst neu und zum erstenmal als ein Wunder.

Ja, die Formen bannen und unterjochen uns; Formfreiheit gibt es nicht. Was so schien, ist bloße Formenroheit. Den Formen des mensch-

lich-übertierischen, des bekleideten Lebens entrinnt niemand. In den Formen regiert ein furchtbarer Zusammenhang, ein unerbittliches Verhängnis. Sie erzeugen das, wovon sie zeugen. Adler, Hahn und Löwe, Bär und Walfisch der Staatenwappen sind blutiger Ernst geworden. An dem Spiegel der Formen ahnen wir wieder das Leben, seitdem wir wieder unter dem Joche des Krieges leben und um unserer Selbstbehauptung willen glauben müssen, daß es doch der Geist ist, der sich den Körper auch des gesellschaftlich-politischen Lebens baut.

In dem europäischen Kriege, der 1917 abstarb und durch die bolschewistische Volksströmung in allen Ländern zu Ende gebracht wurde, ging es um nationale Symbole und Formen, die das Kernstück, das Kreuz, unangefochten ließen. Die Kaisertümer und Königreiche, die Fürstentümer und Republiken mit ihren Trikoloren und Nationalhymnen ließen alle das Kreuz aus dem Spiel oder soweit sie es als Georgs-, als Eisernes Kreuz erhielten, waren die Gegner gleichmäßig in dieser Form befangen. Die christliche Kirche war in dem europäischen Kriege neutral. Im Gefühl dieser unzweifelhaften Unparteilichkeit erging die Papstnote im August 1917. Zugleich sprach aus ihr das sichere Gefühl, daß damals der europäische Krieg zu Ende und abbruchsreif war. Und er war es und ist damals auch beendet worden. Der Streik der Arbeiter in allen Ländern hieß ja: ‚Der Krieg um Geld und Gut muß auf der Stelle aufhören; er hat sich überlebt'. Was sich heut, seit dem Ostfrieden, begibt, ist ein neuer Krieg, kein europäischer mehr, sondern ein Weltkrieg.

Und in diesem Krieg ist das Kreuz nicht mehr neutral! Die Zwangslage der europäischen Staaten, in den Weltkrieg hinüberzusteuern, trotzdem ihr Krieg zu Ende war, äußerte sich in der Form, in der die päpstliche Friedensvermittlung erwidert wurde: England und Italien, Frankreich und Rußland antworteten nicht selbst! Sie hätten sonst im Hinblick auf die bolschewistische Welle, die Europa durchflutete, die Papstnote annehmen müssen. Sie verschanzten sich hinter einem Fremden: Nur der amerikanische Präsident, nur Wilson antwortete auf die Papstnote.

Hiemit war etwas Neues geschehen. Unsere Gegner in Europa hatten als ihren Stimmführer zum erstenmal den ‚großen Neutralen' in der anderen Welt erkoren. Denn in der Doppelrolle des wahrhaft Neutralen und des ersten ‚uneigennützigen' Kriegführenden tritt uns seitdem das Oberhaupt Amerikas entgegen.

Wie er aber uns Deutschen als Kriegführender entgegentritt, so dem Papst als der andere, der neue Neutrale. Und so ist nunmehr das Papsttum ebenfalls mit geistigen Waffen von ihm bedroht. Der Fels Petri in Rom droht zum bloß europäischen Neutralen herabzusinken gegenüber dem Weltenrichter auf dem Kapitol in Washington. Ein ganz neuer Krieg ist im Gange, ein amerikanisch-europäischer, mit anderen Zielen, um andere Fragen als der dreijährige Krieg der europäischen Großmächte.

In diesem neuen Zusammenstoß geht es nicht mehr um Handel und

Reichtum; denn Wohlfahrt und Reichtum sind allenthalben dahin. Hier geht es um Lebensformen und Lebensglauben. Und weil die Notwendigkeit der Formen umstritten wird, geht der Kampf, muß der Kampf gehen auch um das Kreuz!

Die Verwüstungen der gegenwärtigen Feldzüge werden gern mit denen des Dreißigjährigen Krieges verglichen. Deutschlands Los im siebzehnten Jahrhundert scheint dem heutigen seiner Nachbarn zu gleichen, die Wut des Kampfes nur in der Erbitterung der Glaubenskriege ein Gegenstück zu finden. Damals ging es um die geistige Auseinandersetzung, die Erbteilung des Glaubens zwischen Brüdern, die doch alle aus einem Mutterhause stammten, und deshalb schnitt die Glaubenstrennung durch alle Brudervölker mitten hindurch. 1914—1917 galt es die große Auseinandersetzung um die Güter dieser Welt; über den Handel, die Kolonien und den Reichtum sollte der Krieg als Erbteiler entscheiden. So verschieden die Ziele beidemal waren: in beiden Fällen tobte ein Bruderkrieg. Und so ähneln sie sich in der Wut, mit der hier der nächste Nachbar plötzlich verleugnet und ins Verderben gerissen wird.

Der europäische Krieg von 1914—1917 war ein Bruderkrieg, aber kein Glaubenskrieg. Deshalb haben ihn auch die Völker in einer Art geistiger Erstarrung, ohne Ministerwechsel, ohne Volksbewegung bis ans Ende zugebracht. Aber unter ihm her lief unterirdisch ein Feuerstrom, der schließlich den Weltkrieg, den neuen, den Glaubenskrieg, entzündet hat.

Dieser Feuerstrom lief hinüber in die Neue Welt, die Europas Söhne, die Auswanderer und Flüchtlinge, aufgebaut hatten, lief hinüber in den Schmelztiegel der alten europäischen Nationen und bewirkte, daß dieses Schmelztiegels Stoffe zusammenglühten. Für Amerika ist dieser Krieg kein Bruderkrieg wie der Dreißigjährige oder der Dreijährige den Europäern. Für Amerika ist dieser Krieg ein Kreuzzug.

Seit dem Jahre 1095 brachten Pilger und Prediger das Abendland in Aufregung durch die Berichte über die traurige Lage des Heiligen Grabes in Jerusalem. Die Moslim, die in Christus nur den Menschen, nicht den Gott verehren, hatten ihren Halbmond über das Kreuz erhoben. Christen schmachteten in Sklaverei, Christenkinder wurden mißhandelt. Der Papst Urban II. lenkte die allgemeine Empörung in ein einheitliches Bett. In den nächsten Jahren zogen einzelne Freiwilligenhaufen aus. Sie litten elend Schiffbruch. Erst nach mehreren Jahren sammelte sich das eigentliche Kreuzfahrerheer. Die abendländische Ritterschaft verbündete sich mit dem Kaiser von Byzanz und den christlichen Fürsten Syriens trotz vieler Abneigung und gegenseitigen Mißtrauens und drang unter unsäglichen Mühen bis ins Heilige Land. Unermüdlich ordnete, leitete, lenkte Urban von Rom aus alle ihre Schritte. Das Heer, lange zerrissen von Hader und Eifersucht, gab sich endlich den einheitlichen Oberbefehl. Und siehe da, unter der Führung Gottfrieds von Bouillon gelang das Wunder: am 15. Juli 1099 wurden die Mauern von Jerusalem erstiegen. Das ungehoffte, ungeheure

Ereignis blendete nach den trostlosen Mühsalen und Enttäuschungen der vorhergehenden Jahre das Abendland als ein sichtbares Wunder Gottes. Der erste Kreuzzug war damit der Schmelzvorgang geworden, der die Völker des Abendlandes zusammenschloß zur Einheit der europäischen Christenheit. Der Völkertiegel der Völkerwanderungen hatte in der gemeinsamen Tat der Kreuzzüge seine eigene Gemeinschaft begründet. Die Abgrenzung nach außen, der Kampf gegen den Halbmond verbündete die Kreuzfahrer, so vieler Zungen und Länder sie auch waren. Unter dem Zeichen des Kreuzes, des übersinnlichen Zeichens, war der Krieg gewonnen gegen das Zeichen des sichtbaren Himmels, den wachsenden Mond. Der unendliche Stolz, das Selbstgefühl der Christenheit, ihr Ueberlegenheitsgefühl über alle Rassen und Völker sonst auf der Erde, wie es bis dahin nur die Erben Roms erfüllte, beseelte seit dem ersten Kreuzzug alle die jungen Völker des Abendlandes. Nicht dem Kaiser, dem Papst wurde dieser Sieg verdankt; und so war der Vorrang des Papsttums über alle weltliche Macht mit der Eroberung Jerusalems besiegelt.

Seit 1914 durchfahren zahllose Sendboten die amerikanische Welt. Was von Engländern und Franzosen als eine Art homerischen Heldenlärms angestimmt worden war, das Geschrei von den deutschen Greueln, wirkte drüben anders, wirkte als Entsetzensschrei der gepeinigten Menschheit. Etwas anderes ist die Klage und die Verleumdung des Bruders und Nachbarn im Munde des hadernden Bruders, des prozessierenden Anrainers selbst, etwas anderes im Ohre des entfernten und fremden Abkömmlings. Was dort Stimmung und Wallung des Augenblicks, der Kriegszeit ist und trotz aller Wut bleibt, versteinert hier zur entsetzlichen medusenhaften Wahrheit und Wirklichkeit. Geflügelt ist das Wort nur, wo es vom Herzschlag des wirklichen Geschehens auch wieder überwunden und ausgemerzt werden kann. Enthoben der sinnlichen Nachprüfung und Bewährung erstarrt es zu Erz. Eherne Platten sind so die Flugblätter und Flugschriften drüben geworden, die das kämpfende Europa hinüberschrie und hinübersandte. Die Greuel der Deutschen sind in Amerika Wahrheiten, wie die Greuel der Moslim in Palästina Wahrheiten waren auf dem Konzil von Clermont.

Ein Kreuzzug, ein uneigennütziger, selbstloser Krieg ist nun der Kampf gegen die Sultane und Kaiser der alten Welt. Nicht ein Bruderkrieg um Land und Leute oder um Glaubensformen und Vätersitte, sondern ein Krieg gegen den Todfeind der Menschheit ist entbrannt und wird vom Präsidenten im Weißen Hause zu Washington einheitlich geleitet. Die Völker, die guten Willens, nein, ganz einfach: die gut sind, streiten gegen den Bösen, den deutschen Militarismus, der die Menschen knechtet und versklavt, der sie für böse hält und deshalb mit Mißtrauen und Polizeischergen regiert. Amerika hingegen ist das Land, in dem mit der neuen, der guten Form regiert wird, mit der natürlichen der Seelenkunde, der Psychologie. Nicht umsonst ist die ‚psychology‘ der Stolz des Amerika-

ners schon vor dem Krieg immer gewesen. Die unerklärliche Magie der Seelenlenkung glaubt er unschuldig üben zu dürfen. Die psychologische Kunst ersetzt ihm die rohe Gewalt, an deren Herrschaft in den Kaiserreichen er unumstößlich glaubt. Zu Hilfe kommen will er darum der edeln und einzigen Schwesterrepublik im alten Europa, ihr, die auch die Gewalt von unten aufbaut auf ‚Psychologie', auf Massenführung oder Massentäuschung, auf Volkssouveränität: Frankreich ist der einzige natürliche Verbündete Amerikas in Europa. Frankreich ist dem Amerikaner das heilige Land; die französische Revolution hat ja dereinst nur die erhabenen Lehren der amerikanischen Unabhängigkeitserklärung und Menschenrechte in Europa einzubürgern getrachtet. Paris ist die auserwählte Stadt, die es zu retten gilt nicht nur als das Mekka der Zivilisation, nein, als das Jerusalem of humanity, der Menschlichkeit und Menschheit. Mit England hingegen verbindet Amerika nur der Zwang der Umstände und das Interesse.

Wie das Verhältnis der Kreuzfahrer und Byzanz' von Mißtrauen und Eifersucht, von Verachtung der Byzantiner gegen die abendländischen Emporkömmlinge, vom Zorn der fränkischen Erben Roms gegen die Überheblichkeit der Oströmer vergiftet wurde, so wenig eint Amerikaner und Engländer ein wärmeres Gefühl. Aber nur über das moderne Byzanz, nur über London führt der Weg ins Heilige Land. Und das British Empire muß gute Miene zum bösen Spiel, zu seiner eigenen Mattsetzung durch Amerika, machen.

Wir stehen mitten in diesem Kreuzzug, der wie vor achthundert Jahren in phantastischer Übertreibung aller Größen und Kräfte, in bramarbasierender Prahlerei von drüben geführt wird. Aber weil hier der Schmelztiegel der neuen Welt siedet, weil die Einbildungskraft erhitzt ist, weil die Zukunft der Menschheit vor den Hunnen gerettet werden muß, deshalb werden die ungeheuren Maße dieser Vorstellungswelt irgendwie durch die Ereignisse befriedigt werden müssen, ehe die Glut abkühlen kann. Belgien retten oder Elsaß-Lothringen an Frankreich schenken oder — dies vor allem — die beiden Kaiserthrone stürzen, irgend eine mächtige symbolische Handlung allein ist imstande, einen solchen ersten Kreuzzug zu beenden. Weil sich Amerika in diesem Kriege erst selber findet und abgrenzt und bestimmt, bedarf es des symbolischen Ereignisses, das zum Siegel und Unterpfand des künftigen Lebens werden kann.

Was ist denn aber das Dogma, für das Amerika streitet? Das ist es: Der Mensch ist gut! Tyrannen verfälschen und vergewaltigen nur sein Wesen. Die menschliche Natur schafft aus sich heraus Frieden und Freiheit, Völkerverbrüderung und Gerechtigkeit. Nur die Fürsten hindern diese natürliche Eintracht. Frei aneinander gereiht wie die Sterne am Firmament, könnten alle Völker herrlich leben; so leben wir in der Neuen Welt. Wohlan, wir wollen auch der Alten Welt diesen Segen bringen! — Schon im Frieden war die einzige Form, die inmitten der Formlosigkeit amerikanischer Erziehung, inmitten der Roheit des öffentlichen Lebens als

lebendige Form wirkte, die amerikanische Fahne. Die Einwandererkinder im Judenviertel von Neuyork z. B. empfingen keinen anderen Nationalunterricht, als daß sie täglich eine Stunde um die Fahne tanzten und sangen! Jetzt im Kriege aber ist der Flaggenkult zur erklärten Formensprache des Amerikanismus geworden. Das Sternenbanner ist durch Gesetz heilig gesprochen. Im Lande des Militarismus brauchen nur die Militärpersonen zu grüßen, wenn Fahnen und Standarten vorbeigeführt werden. Wehe aber dem Zivilisten in Amerika, der nicht the starspangled banner salutiert! Das Sternenbanner, das ist das Amerika mit seinen vierzig freien Staaten, das ist die natürliche Freiheit der Völker nebeneinander auf der Erde, das ist der Völkerbund, in dem jedes Volk Raum hat, als Stern zu leuchten, ob klein, ob groß. Was der unermeßliche Himmel den Sternen gewährt: Spielraum, um unbehelligt die eigene Laufbahn zu vollenden, das soll und wird auch die arme, enge Erde den Menschen gewähren können unter dem Sternenbanner. Und so kommt ein Letztes hinzu, um das Bild einer gewaltigen Kreuzzugsbewegung zu vervollständigen: Amerika selbst nennt seinen Krieg einen Kreuzzug. Ihm selbst ist der Glaube nicht fremd, daß sich hier der Kampf um die höchsten Güter wiederholt, der einstens Jerusalem befreite. Das Bündnis der beiden Kaiser mit dem Todfeind von damals, mit dem türkischen Kalifen und dem Islam, verstärkt diese Gleichung vermöge der tiefen Abneigung gegen den Halbmond, die alle Christen heute noch erfüllt. Zu einer einheitlichen Weltordnung ruft der Präsident heute die gläubige Neue Welt gegen die absterbende Alte. Nicht absichtslos hat er am Karfreitag den Krieg erklärt. Und seine Botschaften klingen wie Urbans Sendschreiben wieder von erhabenen Wendungen und Gedanken. Seine Botschaft am Grabe Washingtons vom 4. Juli 1918 entfaltet bewußt allen Zauber, der heute Menschenherzen zum Glauben hinzureißen vermag. Genau so ehrlich wie damals die Kreuzesfahne wird heute das Sternenbanner geschwungen als Bringer einer besseren Zeit.

So pocht Amerika mit erhabener Geberde an Europas Pforten. Und Europa muß zittern; denn es hat das Recht verwirkt, dem Sternenbanner das Kreuz entgegenzustellen!

Ist denn das Sternenbanner ketzerisch im christlichen Sinne? Und welches ist seine Irrlehre?

Das Sternenbanner kämpft gegen die Lehre vom Gesetz und der Erbsünde. Ihm sind die Menschen nicht verirrt und verwirrt in ihren Trieben, nicht in Gefahr, sich im Krieg aller gegen alle zu zerfleischen; und deshalb verwirft es das Gesetz, den ersten großen Bund Gottes mit den Menschen, den er errichtet hat, um den bösen Willen der Völker zu beugen und Ordnung und Frieden auf Erden heimisch zu machen. Amerikas Ketzerei ist der **Humanismus**; das Kreuz lehrt, daß die Liebe in ewiger Überraschung die ewige Ordnung des Gesetzes überwindet, daß Liebe und Gesetz beide in der Welt zugleich sind. Der Humanismus ist die Ketzerei der letzten Jahr-

hunderte, welche an den Fortschritt der Liebespredigt glaubt. Amerika ist das Sohnesland, das sich gegen das europäische Vaterland wendet, weil es seiner Mitgift vergißt, und das daher das elterliche Kreuz abschütteln möchte.

Amerika erblickt nichts Besonderes darin, daß ihm Europa nicht Wölfe, sondern Menschen, erzogene Menschen herübersandte. Es hat der Rothäute vergessen. Die Bevölkerung seines Schmelztiegels gilt ihm für etwas ‚Natürliches'. Es ahnt nicht, daß diese Engländer, Deutsche, Iren, Polen, Italiener alle erst vom Gesetz des alten Vaterlandes schon geprägt und erzogen waren, ehe sie die Neue Welt in ungestümem Freiheitsdrang erfüllten. Und so hält es nur an dem Dogma der Liebe fest, das sich im Neulande auswirkte, und läßt die Grundlage dieses Dogmas, das Dogma vom Gesetz und der Sündhaftigkeit des natürlichen tierischen Menschen, fallen. Amerika hat es eben zu gut, zu leicht gehabt. Ihm lieferte Europa mündige, erwachsene Bürger und Ansiedler jahraus, jahrein. Europäer waren der Mauerstein, mit dem Amerika sein Haus bauen konnte. Europäer: das sind also nicht mehr Menschen im Naturzustand, wie sie aus dem Mutterleib geboren werden, sondern bilderfüllte, erzogene Menschen. So sparte Amerika die geistigen Produktionsstätten, Erziehungsanstalten und Zwangseinrichtungen zum großen Teil, in denen der Geist der Gesetze in Europa unablässig wiedergeboren wird. Erst der Krieg, der die Einwanderung nach Amerika beendet, entzieht Amerika endgültig diesen Vorsprung, diese Verbilligung seiner Lebenseinrichtungen. Europa mußte und muß alle Einrichtungen des Lebens in restloser Vollständigkeit unterhalten, sowohl die des alten wie die des neuen Bundes. Denn es ist das Wesen der europäischen Kultur, wirklich selbstgenügsam zu sein, d. h. alle Anstalten zur Erziehung des Menschengeschlechts in sich restlos hervorzubringen und zu erhalten. Amerika sparte bis heute einen Teil dieser Anstalten ungestraft und hat daraus seine Schlüsse, seine Fehlschlüsse gezogen. Amerikas Irrglauben entspringt der Bevorzugung, die ihm als Benjamin der Kultur zuteil ward. Es hält seine Funktion, Völkerbecken der europäischen Staatenwelt zu sein, für das Natürliche überhaupt und will also die Völker Europas von ihren ‚mittelalterlichen' Staatsbauten befreien. Es will Europa veranlassen, einen Teil seines Aufbaues und seiner Takelage über Bord zu werfen, nur weil es selbst bisher im Schlepptau Europas ohne diese Aufbauten und ohne diese Takelage hat fahren können.

Weil Amerika die Satzung des Alten Bundes, des Völkerlebens auf seiner weltlichen Erziehungsstufe der Gesetzlichkeit, für überständig und den Staat für einen bloßen Verein der Einwanderer hält, deshalb begeben sich auf seinem Boden all die naiven Ungeheuerlichkeiten, über die wir staunen. Lynchen, Teeren und Federn, eine völlige Käuflichkeit aller Ämter und Richter, kurz ein Versagen der einfachsten Gesetzlichkeit, ist schon bis jetzt der Preis gewesen, den der Schmelztiegel seinem Sternenbanner zahlen muß. Die Krisis aber, in der es seinen Glauben büßt, ist dieser Krieg,

in dem die Präsidentschaft selbst, das heißt der Glaube an den Bannerträger, gewogen wird. Denn dieser Präsident wird aus einem Friedenswalter heute zum Kriegsherrn. Die Heeresverfassung aber ist die Verkörperung des Gesetzeswesens, der europäischen Staatsautorität, die Amerika bisher erspart geblieben war. Sie aber ruft erst alle Widersprüche und Schwierigkeiten der Volksordnung hervor, und so ist jede Offiziersernennung im amerikanischen Heere heute ein Nagel zum Sarge seiner Verfassung.

Aber Europa hat nicht das Recht, Amerika das Kreuz entgegenzuhalten. Europa selbst hat des Bruders Jonathan Irrwahn erzeugt und genährt. Amerikas Kreuzzug zertrümmert die Kunstbauten, die das Kreuz unter die Völker des Abendlandes ausgeteilt hat, und beendet so die Epoche, die mit dem ersten Kreuzzug anhob. Aber das vermag es nur, weil die Völker des Abendlandes aus dem Kreuzesglauben in ihrem dreijährigen Bruderkrieg endgültig herausgebrochen sind. Gegen den rechten Glauben ist Ketzerei machtlos; gegen völlige Glaubenslosigkeit aber muß der begeisterte Irrglaube durchdringen.

Die europäischen Nationen haben ihren Glauben verloren, seitdem sie ihre eigentümliche nationale Lebensordnung als nationales freies Eigentum ansprachen und sich so zum Herrn über sie aufwarfen. Die Völker Europas vergaßen den einzigen Unterschied, der sie von den ‚Natur'völkern trennt: daß sie aus dem Geist wiedergeboren sind! Denn diese Wiedergeburt aus dem Geist Christi gilt eben nicht nur von den einzelnen, sondern auch von den Völkern. Im letzten Jahrtausend hat den einzelnen Nationen eine ganz bestimmte Funktion im Gesamtleben der europäischen Christenheit obgelegen. Diese Aufgabe im Kulturganzen verlieh den großen Völkern ihre Würde, und die Anstalten und Institutionen, die zur Erfüllung dieser Aufgabe, von je einem Volkstum getragen, Europa gegen die Barbarei schützten, diese mächtigen Gebilde wie die Papstkirche, Paris, das englische Parlament, der preußische Generalstab, sie adelten ihre Träger zu Großmächten.

Kaum aber, daß diese Großmächte mittels eines Volkstums errichtet waren — und es hat eben der letzten Jahrhunderte bedurft, um sie zu vollenden —, da überhob sich das Volkstum, vergaß, daß ihm das Kreuz diese Aufgabe zugewiesen, und erklärte das natürliche, vorchristliche Menschentum zum Schöpfer dieser Gaben. Europa vergaß seines Ursprungs, des Kreuzzugs, vergaß seiner Mutter, der Kreuzeskirche. Die Nationen erklärten sich zu auserwählten Völkern ohne jede Zwischeninstanz und Vermittlung dieser Gnade durch das Christentum. Sie leiteten ihre eigene Unübertrefflichkeit heidnisch aus ihrer Rasse, ihrer Tierspezies, ab. Dieser Herauslösung aus dem Kulturganzen nachzugehen, wäre eine besondere Aufgabe. Hier genügt, daß Amerika diesen Anblick vor Augen hat. Aus der Selbstvergottung der Nationen folgert es, daß sie alle vor Gott gleich sind. Es zerschlägt also die Großmächte und will Europas Auslese und Aufbau rückgängig machen: Europa soll erneut von bloß natürlichen Völkern nebeneinander, nach Sternenbannerglauben, bewohnt werden. Die Gliederung der Völker nach Aufgaben

innerhalb der Christenheit entfällt. Ein Völkerbund der natürlichen Menschheit soll erstehen.

So richtet sich Amerikas Kreuzzug durchaus nicht nur gegen uns, auch seine Verbündeten werden von ihm als Träger von Kreuzesaufgaben zugrunde gerichtet. Insofern ist sogar richtig, daß es uns nicht schlechter behandeln will als seine Verbündeten. Es will nur den Militarismus beseitigen als eigentümliche Gabe Deutschlands an die übrige Welt, wie es Englands Missionsstellung beseitigen will oder Italiens Rang als Träger der Kirche. Aber in all dem sind ihm ja die Nationen selbst vorangegangen, seitdem sie vergaßen, daß sie ein Amt in der Christenheit bekleiden sollen.

So droht Europa ein wertloses Nebeneinander von Polen, Tschechen, Iren, Deutschen, Esten, Finnen, Flamen, Italienern zu werden; es droht ein Zerfall, wie ihn des Alarich Zug gegen Rom brachte. Aber auch damals siegte Alarich nur, weil die Christenheit vom Arianismus zerfressen war. Auch heute siegt Amerika nur durch den Nationalismus und Humanismus, in denen sich die europäischen Völker gefallen. Wie Alarich ist Wilson ein milder, ein achtungsvoller Sieger.

Die Christenheit aber erlebt wie damals, daß allein die Freiheit der Kirche imstande ist, die unverlierbare Wahrheit, die in der stolzen europäischen Kultur sich verkörpert hat, hinüberzuretten ins dritte Jahrtausend. Denn nur sie kann dem amerikanischen Irrglauben an das Sternenbanner in ruhiger Majestät den rechten Glauben entgegenhalten, die Lehre vom Kreuz mit seinem ewigen Widerspruch zwischen Gesetz und Liebe.

Das Wohnungsproblem / Von Josef Graßl

Von den vielen Fragen, deren Lösung die nächste Zukunft bringen muß, erscheint das Wohnungsproblem als eine der wichtigsten. Nach jedem Kriege sehen wir eine Wohnungsnot auftreten. „Mit dem Frieden kam 1816 die Not an Kleinwohnungen,“ berichtet der Magistrat von Berlin. 1866 meldete eine große Anzahl von Städten Mangel an Wohnungen. Wir Älteren haben es noch erlebt, wie unsere Sieger 1870/71 wohnlich nach ihrer Heimkehr bedrängt wurden. Die Polizei leerte gewaltsam die überfüllten Räume, warf ganze Familien einfach auf die Straße, ein Verfahren, das schon damals allgemeinen Anstoß erregte und diesmal geradezu unmöglich sein wird. Der Hauptgrund für diese Erscheinung war in der Vergangenheit wohl der Umstand, daß durch den Krieg zahlreiche Existenzen aus ihrem damaligen Standorte, dem Lande, entwurzelt und in die Städte getrieben wurden.

Nach Gründung des Deutschen Reiches setzte unter der Einwirkung des Milliardensegens eine — wie es sich später erwies — viel zu rasche Industrialisierung ein und rief dann diese Wohnungszustände hervor. Wir erinnern uns noch, daß das Bestreben, der Not möglichst bald abzuhelfen, eine sprunghafte Aufwärtsbewegung des Bauhandwerkes zur Folge hatte und Ansprüche der Arbeiter auslöste, die dauernd nicht befriedigt werden konnten.

Diesmal ist die Gefahr der Wohnungsnot noch viel größer. Der Krieg dauert ungewöhnlich lang und hat nahezu die ganze arbeitsfähige Bevölkerung seiner Wirkung unterworfen. Millionen stehen vor dem Feinde, noch mehr Millionen schmieden die Waffen. Der jährliche Bedarfszuwachs an Wohnungen blieb unbefriedigt; viele Wohnungen und Wohnteile namentlich auf dem Lande bedürfen dringend der Reparatur. Bei dem Niedergang des Handwerkes wird sich nach dem Kriege die Masse in den Fabrikzentren stauen; das flache Land und die Kleinstädte gehen der Gefahr der Verödung entgegen. Die bevölkerungspolitischen Folgen werden nicht ausbleiben. So sonderbar es ist, es macht sich aber doch die Beobachtung geltend, daß die Soldaten nach ihrer Entlassung aus dem Kriegsverhältnisse ein vermehrtes Sehnen nach eigener Stätte haben. Die Witwen der Krieger, die einmal Eigenheimstätte hatten, wollen diese beibehalten. Dadurch wächst der Bedarf an Wohnungen.

Bereits vor dem Kriege hatte das deutsche Volk, getrieben vom platten Individualismus, die Gewohnheit angenommen, die Gegenwart auf Kosten der Zukunft zu alimentieren. Um nicht selbst sparen zu müssen, spart man in der Zahl der Kinder. Der Staat, die Gesellschaft, tat getreulich mit, und die moderne Sittenlehre erfand Spruchformeln zur Begründung der neuen Fortpflanzungsmethode. Die Oberstände, die von jeher dem Intellektualismus am meisten huldigten und von jeher schwachen Entsagungswillen hatten, wurden zuerst ergriffen. Die Städtearbeiter wurden dann durch Kontaktwirkung infiziert, und selbst das Landvolk wurde nicht geschont. Es

zeigte sich die bevölkerungspolitisch so verderbliche Erscheinung, daß die vordem als Normalmaß der ehelichen Fruchtbarkeit angesehene Kinderzahl in den Städten immer mehr nur von dem tiefstehenden Proletariat erreicht wurde. Die Früchte der Enterbten erwiesen sich als sehr mangelhaft. Massenhaft starben sie ab oder kamen als Dürftlinge in das Alter der Arbeitsfähigkeit und der Fortpflanzung. Eine Kette von Ursache und Wirkung und Wirkung und Ursache trat in die Erscheinung, die immer länger und fester wurde.

Die Wohnung erwies sich als eine der Hauptursachen der Proletarisierung. Ihre Verbesserung und Vermehrung erscheint notwendig im Interesse des Volkes. Je enger sich das deutsche Volk in den Städten drängt, desto größer die Gefahr der geistigen und körperlichen Verelendung. Die Einsicht in diese Verhältnisse dringt immer mehr in das Volk, und der Ruf nach guten und zahlenmäßig genügenden Wohnungen wurde so laut, daß die etwas schwerhörige Staatsleitung ihn endlich hören mußte.

Aber gerade die anerkennenswerte intensive Beschäftigung mit dem Wohnungsproblem hat die Schwierigkeiten der Lösung ergeben.

Vor allem suchte man durch die Regelung des Baugrundes eine festere Unterlage zu bekommen. Man griff vielfach auf die radikale Forderung der Sozialdemokraten nach Enteignung des Bodens zurück. Dieser politischen Partei ist der Grund und Boden lediglich ein Betriebsmittel, wie der Hammer, die Säge, dazu bestimmt, um die Bodenprodukte zu erzeugen, und da die Fiskalisierung sämtlicher Betriebsmittel sozialdemokratisches Programm ist, ist die Kommunalisierung des Bodens anscheinend nur folgerichtig. Und doch ist ein fundamentaler Unterschied zwischen den industriellen Betriebsmitteln: Fabrik und Einrichtung, und den landwirtschaftlichen: dem Boden. Die moderne Industrie hat sich mit Hilfe des Dampfes vom Boden emanzipiert, ist beweglich geworden, kann prinzipiell beliebig aufgehäuft werden; ihr stehen die Produkte der ganzen Welt zur Verfügung, ist also ideell unbegrenzt. Anders die Landwirtschaft. Sie ist an den Boden gebunden, hat mit einem gewissen Maße am Boden zu rechnen, das nicht vergrößert werden kann oder doch nicht wesentlich. Die Benützung des Bodens als Betriebsmittel kann also bloß einem geringen Teil der Einwohner zuteil werden oder aber einem größeren Teil nur auf dem Wege der Wechselbenützung. Dazu kommt, daß das Betriebsmittel Boden in der Güte weit mehr von der sachgemäßen Behandlung abhängt als manche industrielle Einrichtung. Die Sozialisierung des Bodens ist also viel schwieriger und führt — wie die Erfahrung lehrt — regelmäßig zur Verschlechterung; denn in noch mehr erhöhtem Maße wie bei der Industrie ist die Verbesserung des Bodens als Betriebsmittel das Endziel der Benützung des Betriebsmittels selbst, und gerade die Sicherheit des Bodeneigentums veranlaßt den Besitzer, den Nutzen seiner Arbeit wieder als Verbesserung in den Boden zu stecken.

Der Krieg brachte die Sozialisierung der Früchte des Bodens und der Industrie, aber von der Sozialisierung des Bodens hat man wohlweislich Abstand genommen.

Dazu kommt, daß der in der Familie als Eigentum verankerte Boden die festeste Grundlage für die finanziellen Nöte des Staates ist, daß diese Art der Bodenbindung ein Mittel ist, um die Preise der Lebens- und Bedarfsmittel konstant und klein zu halten; denn die Verteuerung hängt nicht bloß ab vom Abstand von Angebot und Nachfrage und von der Menge der vorhandenen Wertzeichen, des Geldes, sondern auch vom raschen Umsatz des Geldes, der einen großen Geldreichtum vortäuscht. Jedes in die wirtschaftliche Zirkulation geworfene Grundstück verteuert die Preislage und schädigt so wiederum die Industrie, die Städte und ihre Bewohner.

Die Anforderung, daß zugunsten der Städtebebauung das Eigentum des Bauern ‚reformiert' werden soll, heißt nichts anderes, als den Konsum auf Kosten des Betriebes erhöhen, bedeutet also die Schlachtung der Milchkuh zur Befriedigung eines augenblicklichen Fleischbedarfes. Etwas anderes ist es, wenn man die prinzipielle Frage außer acht läßt und lediglich Opportunitätsgründe betont, namentlich den, daß der zum Wohnbau notwendige Boden den Betrieb der Landwirtschaft nicht wesentlich stört und die Konsummenge der Städte doch sichert.

Mit diesem Argument kann man sich im allgemeinen einverstanden erklären, um so mehr, als die Betriebsrente des Bodens in unmittelbarer Nähe bestehender Industriezentren ohnehin fällt und dieser Ausfall durch die Konsumrente gedeckt zu werden pflegt, womit nicht selten eine Überschätzung des Konsumwertes verbunden ist. Die Aufzehrung des Betriebsmittelbodens durch den Wohnungsbau muß also, soll sie gesetzliche Enteignung beanspruchen, ein Lebensbedürfnis der Industrie und der Städte sein, und dieses Bedürfnis darf nicht durch Luxuswohnungen in der Stadt veranlaßt sein und darf nicht künstlich geschaffen werden. Die Städte hätten also durch genaue Katastrierung ihrer Wohnungen und des bebaufähigen Städtebodens nachzuweisen, daß das geringste Wohnmaß, das festzulegen wäre, auf keine andere Weise außer durch Enteignung befriedigt werden könne. Von dieser Vorarbeit fehlt der Mehrzahl der Städte nahezu alles. Nur eine genaue Buchführung der Wohnungen läßt die Frage entscheiden, ob nicht durch Sozialisierung der Wohnungen in den Städten die Sozialisierung der angrenzenden Äcker verhindert werden könne. Denn bevor ich jemanden etwas zur Befriedigung der Not des Dritten nehme, muß ich meinen eigenen Überfluß opfern.

Die Widerstände gegen die Bodenreform sind so groß, daß das ganze Wohnungsproblem verunglückt, wenn man bis zur Realisierung dieser Anforderung wartet.

Man versucht daher einen anderen Weg, um Baugelände zu bekommen. Das Erbbaurecht soll abhelfen. Die bisherigen rechtlichen Bestimmungen im Bürgerlichen Gesetzbuche waren unklar und gaben zu Prozessen vielfach Veranlassung. Dem soll nun durch Ausbau des Erbbaurechtes abgeholfen werden, wozu eine Gesetzesvorlage durch das Reichswirtschaftsamt ausgearbeitet wurde, die teilweise wenigstens Widerspruch erfährt. Die unnatürliche Teilung eines Geländes in zwei Eigentümer,

den Bodenbesitzer und den Hausbesitzer, wird man wohl nie durch gesetzliche Bestimmungen wegbringen. Der Boden bleibt im Eigentum des Rechtverleihers, das Haus soll Eigentum des Rechtnehmers werden; folglich sind Boden und Haus Realitäten mit Haftberechtigung. Boden und Haus können hypothekarisch belehnt werden. Dadurch wird der Anspruch auf das natürlicherweise eine Objekt in vier Interessengruppen zerrissen. Streitfälle sind unvermeidbar.

In Süddeutschland hat das Erbbaurecht keine besondere Ausbreitung erfahren. Ob der Bodeneigentümer jemals wieder freies Verfügungsrecht über ein Eigentum erhält und ob in diese Rechtsverhältnisse nicht noch einmal gewaltsam eingegriffen wird, muß abgewartet werden. Derjenige, der das Erbbaurecht einräumt, ist in der Mehrzahl der Fälle die Kommune. Im Laufe der Zeit geht die Kenntnis von der Entstehung des Erbbaurechtes verloren; die späteren Besitzer der Wohnungen fühlen bloß mehr die Lasten und nicht mehr die Vorteile und drängen zum Nachlaß oder doch zur Ablösung dieser Lasten. Wer die Geschichte der Bodenzinsbelastung und -entlastung verfolgt, wird auch im Erbbaurecht eine ähnliche Ablösung des Bodeneigentümers gerade in unserer Zeit erwarten müssen.

Wie die Sozialisierung des Bodens als Produktionsmittel, also zur Hervorbringung von Nahrungsmitteln, nur auf dem Wege des zeitlichen Wechsels möglich ist und wie hier dieser zeitliche Wechsel durch die Eigenart der Landwirtschaft zur lebenslänglichen Belassung und zur Familiengutbildung führt, wie also die Sozialisierung des Bodens als Produktionsinstrument lediglich in dem Wiederaufleben von Ober- und Untereigentum des Bodens besteht, so auch in der Sozialisierung des Bodens als Wohnungskonsummittel. Auch hier wird wieder die Zinshörigkeit erscheinen, zu deren Abschaffung soviel Bauernblut geflossen ist. — Eine gründliche Lösung der Baugeländefrage ist auch auf dem Wege des Erbbaurechtes kaum zu erwarten.

Außer den Bemühungen zur Sicherung des Baugeländes waren auch Bestrebungen vorhanden, die Erstellungskosten und die darauf begründeten Mietpreise einzuschränken. Die ursprünglichste Art der Wohnungsnotabhilfe ist jedenfalls die, die Wohnung als einen Teil des Lohnes zu betrachten, also Rückkehr zu den altväterlichen Gewohnheiten. Der Arbeitgeber erstellte die Wohnung und blieb Herr über diese. Er gibt sie unentgeltlich oder doch gegen geringes Entgelt an seine Arbeiter ab. Diese Form wählte namentlich der Staat als Arbeitgeber, außerdem aber auch große Betriebe. Wo das Verhältnis zwischen Arbeitgeber und Arbeitnehmer ein lebenslängliches ist, wie es bei den Beamten und auch bei den Staatsarbeitern zwar nicht rechtlich, aber doch faktisch der Fall ist, auch bei ganz großen Firmen mit ihren an lebenslängliche Arbeitsverträge angrenzenden Bindungen, ist gegen diese Abhilfe nichts einzuwenden; im Gegenteil ist die Forderung der Dienstwohnungen nur zu begrüßen. Anders ist es, wo Arbeitgeber und Arbeitnehmer nur auf kurze Dauer in Verträge treten,

wo diese Verträge auf rein privater Basis beruhen, deren Urteile der Öffentlichkeit nicht unterliegen, wo Lohnkämpfe von Partei zu Partei abzulaufen pflegen; wo die Rechte der Arbeitnehmer nur schwach gesichert sind, wo eine lebensschwache Industrie sich durch Kleinhalten der Arbeitslöhne zu halten versucht, wo die Höhe des Lohnes der Preislage der allgemeinen Lebensmittel nicht zu folgen vermag. Hier begibt sich der Arbeitnehmer durch die auf die Dauer des Arbeitsvertrages benützte Wohnung des ersten und wirksamsten Rechtes des modernen Industriearbeiters, des freien Angebotes seiner Hände. Er bindet sich und seine Familie an das Arbeitsverhältnis, wenn er in der wohnungsarmen Zeit die Fabrikwohnung bezieht, die er bei Beendigung des Arbeitsvertrages verlassen muß. Die Widerstände der Arbeiter gegen die Fabrikwohnungen gehen in der Regel von einer gewissen Besorgnis gegen die Dauer und Angemessenheit des Arbeitsvertrages aus. Die Partei- und Standesleitungen sind durchwegs Gegner dieser Art der Wohnungsfürsorge, denn je mehr Fabrikwohnungen, desto geringer der Einfluß der Partei- und der Standesleitung.

Der moderne Arbeitgeber verschließt sich nicht den Bedenken der Arbeiter gegen diese Form der Wohnungsnot-Abhilfe. Man versuchte die Wohnung in das Eigentum der Arbeiter hinüberzuleiten. Dieses Ziel suchte man dadurch zu erreichen, daß man gemischte Vereinigungen bildete, denen der Fabrikherr und andere Kapitalisten angehörten, ferner aber auch die Arbeiter. Der Fabrikherr, der regelmäßig an der Erhaltung eines tüchtigen Arbeiterstandes wirtschaftlich interessiert ist, leistet einen Zuschuß zur Erbauung von Arbeiterwohnungen, ohne auf die Verzinsung oder doch der regelrechten Verzinsung dieses Zuschusses Anspruch zu machen; also à fond perdu = verlorenes Geld.

Mit Hilfe dieses Zuschusses und unter Darangabe eigener, in der Regel geringen Mittel baut sich die im Verein gesammelte Arbeiterschaft die nötige Anzahl von Wohnungen, die durch Abzahlung mehr oder minder rasch zum Eigentum des Vereines oder des einzelnen wird. Hat man Massenquartiere geschaffen, so bleibt in der Regel die Arbeitervereinigung der Besitzer; bei Einrichtung von Einzelwohnhäusern wird der einzelne Arbeiter der Eigentümer. Diesem Genossenschafts- und Privat-Wohneigentum haften die Grundmängel der offiziellen Fabrikhäuser nahezu in noch höherem Grade an. Sie binden den oder die Besitzer an das Eigentum. Daß gerade diese Bindung auch soziale und bevölkerungspolitische Vorteile bietet, wird später noch ausgeführt werden. Im allgemeinen findet diese Lösung der Wohnungsfrage bei den Arbeitern nur da Anklang, wo das Arbeitsverhältnis ein dauerndes und von der Öffentlichkeit kontrolliertes ist, aber auch da, wo mit dem Privateigentum ein Stück Land verbunden ist, das als Betriebsinstrument zur Erzielung von Bodenfrüchten benutzt werden kann; wo es also dem Arbeiter möglich ist, auf Grund dieses Stück Bauernlandes ungünstige Lohnverhältnisse im Hauptberufe zu überwinden, selbst unter Kampf gegen den Arbeitgeber. Bei stark fluktuierender

Industriebevölkerung ist die genossenschaftliche Lösung der Wohnungsfrage nicht besonders beliebt.

Die Übernahme der zweiten Hypothek auf die Gemeinde hat in Zeiten des Arbeitsmangels und des Materialüberflusses eine anreizende Wirkung zur Ausnützung des Materiales und der Arbeitshände, also zur Erbauung von Kleinwohnungen. Sie wird aber in der Gegenwart, wo Material- und Arbeitermangel im höchsten Grade besteht, neuen besonderen Erfolg nicht haben. Die neuerbauten Wohnungen werden sehr teuer werden und dadurch auf den Mietpreis der bereits vorhandenen Wohnungen steigernd wirken. Mehr zur Verbilligung der Wohnung trägt der Nachlaß hoher hygienischer Anforderungen an die Neubauten und die Übernahme der Straßenherstellung auf Gemeindekosten bei. Manche Gemeinde verpflichtet sich auch zur Übernahme der Mehrkosten der Bauten gegenüber dem Friedenspreis. Zweifellos hat das eine anreizende Wirkung. Nur besteht die Schwierigkeit, die Friedenskosten bestimmt anzugeben, und es erwächst die Neigung, gewisse Annehmlichkeit, aber nicht Notwendigkeit, in den Bau auf Kosten der Gemeinde hineinzukonstruieren.

Ein ähnliches Ziel erstrebt die Wohnungsfürsorge für unsere industriellen Krieger. Nur tritt hier die Absicht oder die Möglichkeit, mit Hilfe des gärtnerischen oder bäuerlichen Beilandes Lohnschwierigkeiten zu begegnen, mehr zurück, denn die von der Wohnungsfürsorge für die zurückgekehrten Industriekrieger geplante Fläche des Beilandes ist so klein, daß sie mehr erzieherisch als wirtschaftlich ausschlaggebend wirken kann.

Die kleinbäuerlichen Kriegerheimstätten kranken von vorneherein an dem konstitutionellen Leiden, daß man sie errichtet, ohne für die notwendigen Lebensunterhaltsmittel zu sorgen. Ich habe in dem Artikel ‚Leutenot auf dem Lande'* bereits darauf hingewiesen. Die Höchstfläche der kleinbäuerlichen Kriegerheimstätten soll nämlich 3 Hektar sein. Auf dieser Fläche kann keine Familie bei landwirtschaftlichem Betrieb ihre Bedürfnisse ziehen; die Bebauung dieser Fläche nimmt die Arbeitskraft einer Familie nicht in Anspruch. Diese kleinbäuerlichen Kriegerheimstätten müssen zum Zweikindersystem hinüberleiten, oder sie werden einfach im Stiche gelassen, es sei denn, daß den Besitzern eine Zusatzarbeitsmöglichkeit gegeben wird. Indem die offizielle Heimstättenfürsorge diese unerläßliche Anforderung an kleinbäuerliche Kriegerheimstätten dem Zufalle überläßt und nicht systematisch dafür sorgt, gefährdet sie die ganze diesbezügliche Fürsorge.

Es frägt sich nun, ob es nicht die Möglichkeit gibt, die Wohnungsfürsorge auf dem Wege des Genossenschaftseigentums zu regeln ohne die Nachteile der allzu scharfen Bodenbindung der Arbeiter. Eine solche Möglichkeit besteht darin, daß alle an der Erbauung von Arbeiterwohnungen interessierten Kreise sich genossenschaftlich zur Errichtung von Neubauten zusammentun und das Risiko und die Verluste der gegenwärtigen Bau-

* Siehe Hochland, 14. Jahrg. 1. Bd. S. 691.

verhältnisse gemeinsam tragen. An der Erbauung von Kleinwohnungen sind interessiert: 1. die Arbeiter selbst, 2. die Arbeitgeber, 3. die Gemeinde, 4. der Bundesstaat, 5. das Reich.

Die Verbreiterung der Basis der Bauunternehmer und durch freiwillige Darangabe von Baugeldern zur Erbilligung der neuerbauten Wohnungen bezweckt der Antrag der beiden Abgeordneten Hitze und Jäger. Sie anerkennen prinzipiell das Recht auf Wohnung. Diese beiden Abgeordneten, die viele Jahre hindurch gerade in der Wohnungsfrage führende Stellungen einnehmen, brachten am 6. Juni 1916 im Wohnungsausschuß des Reichstages den Antrag ein: der Reichstag wolle beschließen:

Angesichts der weitgehenden Bedeutung eines gesunden Wohnungswesens für die Erzielung eines zahlreichen, körperlich und sittlich tüchtigen Volkes und damit für die Zukunft des deutschen Vaterlandes spricht der Reichstag den Wunsch aus:

1. daß der Bundesrat in eine Erwägung darüber eintrete, auf welchem Wege eine gemeinsame Betätigung aller bei der Wohnungsfrage beteiligten gesetzgebenden, verwaltungsrechtlichen und finanziellen Faktoren (Reich, Einzelstaaten, Gemeinden, Versicherungsanstalt usw.) möglich ist, um alle Kräfte zu einem geordneten organischen Zusammenwirken zu vereinigen;

2. daß der Bundesrat die Auffassung verlasse, daß das Reich an der Wohnungsfrage nur als Arbeitgeber beteiligt sei, soweit nicht einzelne besondere Gesetze ihm hier eine andere, aber stets eng begrenzte Aufgabe zuweisen. Der Reichstag gibt nach wie vor der Überzeugung Ausdruck, daß das Reich nach Art. 4, Ziff. 15 der Reichsverfassung zu einer gesetzlichen Regelung des Wohnungswesens im Interesse der Gesundheit unserer Bevölkerung, besonders in der Form eines Rahmengesetzes zwecks Sicherung entsprechender landesgesetzlicher Vorschriften und landespolizeilicher Wohnungsaufsicht, zuständig ist — entsprechend dem Beschlusse des Reichstages vom 22. Mai 1912;

3. daß im Reichsamt des Innern eine Zentralstelle für die gesamten Aufgaben der Wohnungsfürsorge errichtet werde.

Einen Anfang zur Verwirklichung der Idee der beiden großen Sozialpolitiker hat die Stadt Mannheim gemacht. Die ‚Münchener Neuesten Nachrichten' schreiben im September 1918:

Die Stadt Mannheim hat soeben ein nachahmenswertes Beispiel großzügiger Wohnungsfürsorge gegeben. Mit einer in der Errichtung befindlichen ‚Siedelungsgesellschaft Mannheim G. m. b. H.', an deren Spitze Geheimrat Dr. Richard Brosien, Aufsichtsratsvorsitzender der Rheinischen Creditbank, und Direktor Oskar Bühring von der Rheinischen Schuckertgesellschaft stehen, wurde eine Vereinbarung getroffen, wonach mit einem Aufwand von bereits zur Verfügung stehenden 20 000 000 Mark 4000 Kleinwohnungen in mehreren nach Art der Gartenvorstädte ausgestatteten Bauquartieren geschaffen werden sollen. Die Stadt Mannheim übernimmt für 90 Prozent des Bauaufwandes die Bürgschaft. Der badische Staat beteiligt

sich mit 2 000 000 Mark an der Garantieverpflichtung. Die badische Domänenverwaltung gibt Gelände zu 5 Mark für den Quadratmeter an die Gesellschaft ab und stundet den Kaufpreis 20 Jahre. Die städtische Sparkasse gewährt der Gesellschaft große hypothekarische Darlehen. Das Kriegsamt hat die Erstellung von 600 Häusern mit zusammen 3000 Wohnungen bereits genehmigt. Noch in diesem Winter soll mit dem Bau der Wohnungen begonnen werden. Ein Reichszuschuß für das Unternehmen wird erwartet.

Zu den weiteren Maßnahmen gehören die Errichtung eines städtischen Wohnungsamtes, Erstellung von Dachstockwohnungen und Umbau gewerblicher und anderer Räume zu Notwohnungen durch die Stadt und Private, Anregung der Bautätigkeit durch Erleichterung der Bauvorschriften, behördliches Eingreifen in die Baustoffpreisentwicklung und Förderung des Bodenkredits. In letzterer Hinsicht kommen in Betracht Erhöhung der Haftsumme für die Uebernahme von Bürgschaft und Ausbietungsgarantie für zweite Hypotheken, sowie der Beleihungsgrenze von 75 auf 80 Prozent des Schätzungswertes und des bisher auf 100 000 Mark angenommenen Höchstwertes des zu fördernden Hauses bis auf 120 000 Mark. Für gewisse Fälle soll eine bedingungslose Erlassung der Straßen- und Gehwegkosten erfolgen. Städtische Unterstützung erfahren auch die verschiedenen Mannheimer Baugenossenschaften. Für Eigenhaus-Siedelungen heimkehrender Kriegsbeschädigter oder Kriegerswitwen soll billiges Gelände zu günstigen Bedingungen zur Verfügung gestellt werden. Unter Verwerfung des vielfach erörterten Gedankens an Kriegerheimstätten soll hier das Kaufrecht allgemein sein. Dazu tritt noch der Plan, aus bevölkerungspolitischen Gründen eine Gruppe von Häusern in der Nähe des Eigenhaussiedelungsgebietes für kinderreiche Familien zu errichten. Mit diesen Beschlüssen hat die Stadt Mannheim, allerdings unter nicht geringen Opfern, das ganze weite Gebiet des Wohnungswesens in erfolgreichster Weise in Angriff genommen.

Hier ist zum ersten Male ein großzügiges Zusammenarbeiten wenigstens eines Teiles der Interessengruppen in die Wirklichkeit umgesetzt. Zwei sehr wichtige Faktoren aber fehlen noch: die Arbeiter selbst und das Reich. Die Schwierigkeit, die Arbeiter zur Abgabe von Baumitteln heranzuziehen, ohne deren Freizügigkeit zu zerstören, hat Dr. jur. B. Schmittmann gelöst. Er schlägt vor, sämtlichen Arbeitern, die der Invalidenversicherungspflicht unterliegen, die weitere Pflicht, sich die Wohnung zu sichern, zwangsweise aufzuerlegen.* Von den Ausführungen Schmittmanns, auf die besonders hingewiesen wird, seien die grundlegenden erwähnt. Er schlägt eine organische Verbindung der Versicherung gegen Alter und Krankheit, die bereits be-

* Reichswohnversicherung. Kinderrenten durch Ausbau der Sozialversicherung von Dr. B. Schmittmann, Stuttgart, Ende 1917. (Schriften der deutschen Gesellschaft für soziales Recht.)

stehenden Invaliditätsversicherungsanstalten, mit der Versicherung gegen Wohnungsnot und für die Kinderaufzuchtskosten vor. Alle Ledigen und Verheirateten mit nicht mehr als drei Kindern haben, soweit sie der Invalidenversicherung unterliegen, Quittungskarten von besonderer Form oder Farbe zu lösen und Doppelmarken zu verwenden. Die eine Hälfte stellt den Beitrag für die Invalidenversicherung dar, die andere den Beitrag für die Wohnung. Ist der Wohnungsbedarf gedeckt, so soll statt der Wohnung eine Kinderrente vom vierten Kind ab gewährt werden. Wer mehr als drei Kinder hat, ist von dem Beitragszwang zur Wohnungs- und Kinderrenten-Versicherung befreit, auch wenn die Kinder bereits in Verdiensterwerb stehen. Das Reich soll sich mit einem Zuschuß beteiligen. Arbeitgeber und Arbeitnehmer zusammen haben die Beitragsmarken zu zahlen. Für den jetzigen Normallohn, der vielfach schon Minimallohn ist, nämlich für 1200 Mark jährlich, wären wöchentlich 1 Mark Wohnungsbeiträge zu entrichten. Die übrigen geringeren Lohnansätze, wie z. B. 350 Mark im Jahr, sind wohl durch die Verhältnisse überholt. Schmittmann denkt sich dann die Erbauung der Kleinwohnungen, wobei er hauptsächlich Einfamilienhäuser im Sinne hat, durch Kapitalabfindung des Rentenanspruches des Versicherten ermöglicht. Er bleibt also an dem bürgerlichen Eigentumsrecht des Besitzers der Wohnung haften. Ich hätte eigentlich einen viel radikaleren sozialen Vorschlag von Schmittmann erwartet, nachdem er einmal das Recht auf Wohnung als ein staatsbürgerliches Grundrecht anerkannt hatte. Ich habe den Vorschlag der direkten Naturalleistung erwartet. Ich denke mir die Sache so: Der Grundgedanke Schmittmanns der obligaten Wohnungsversicherung wird beibehalten; die Anstalt leistet aber keine Abfindung, sondern tritt als Unternehmer auf, wie sie es auch bei der Errichtung von Lungenheilstätten tut. Sie erbaut in den Orten, in denen besonders Wohnungsmangel ist, auf eigene Gefahr Kleinwohnungen. Gemeinde, Staat und Reich müssen Zuschuß leisten, zusammen etwa die Hälfte der Baukosten. Diese Wohnräume bietet sie ihren Versicherten — gegebenenfalls unter Forderung eines angemessenen Mietzinses — als Äquivalent der Versicherung an. Diejenigen, die eine Anstalts-Genossenschaft-Wohnung (Einzelhaus) nicht bekommen können, erhalten Wohnungsrente in Geld. Da die Naturalleistung vorteilhafter und begehrter sein soll, so ist die Zuteilung der Wohnung mit Sicherheiten zu umgeben: Karenz für Neuzugezogene, Bevorzugung nach der Höhe der Jahresbeiträge, der Zahl der Kinder. Der einmal bestehende Besitzstand wäre zu respektieren, solange der Wohnungsnehmer in einem Verhältnis mit der Anstalt steht, also auch dann, wenn er Invalidenrente bezieht. Auch ein gewisses Übertragungsrecht in der Familie könnte gewährt werden. Dadurch würde dem Arbeiter zumindest eine lebenslängliche Wohnung gesichert, er könnte seinen Haushalt darnach einrichten, andererseits ist er aber an den Besitz nicht gebunden; er behält seine Bewegungsfreiheit und damit die Selbstbestimmung über seine Arbeitskräfte bei.

Der Bezug der Wohnungsrente und noch mehr der Rentenwohnung kann, wie Schmittmann sehr richtig vorschlägt, an eine gewisse Kinderzahl (mehr als drei) gebunden werden.

Noch auf einem anderen Weg könnte man Rentenwohnungen schaffen. Die Gemeinde tritt — unter Beihilfe des Staates und des Reiches — als Unternehmer auf, errichtet Klein- und Mittelwohnungen und verpachtet diese generell an die Anstalt unter Berücksichtigung der teilweisen Baupflicht der Gemeinde. Die Anstalt vergibt dann die Wohnungen nach den genannten Gesichtspunkten an ihre Versicherte. Die Anstalt tritt also lediglich als Beauftragte der in einer Genossenschaft gesammelten Arbeiterschaft auf. Welche Art vorzuziehen ist, die direkte Erbauung durch die Versicherungsanstalt unter Zuschuß der politischen Korporationen oder die Generalpachtung, wird durch die örtlichen Verhältnisse entschieden werden.

Gegen den Vorschlag der Wohnversicherung werden voraussichtlich zwei Haupteinwürfe gemacht werden: Es sei ungerecht, daß der Junggeselle für den Kinderreichen zahle. Dieser Einwurf entbehrt nicht einer gewissen Berechtigung. Aber muß nicht jetzt schon der Gesunde für den Kranken zahlen in der Versicherung? Dieser Einwurf richtet sich gegen die Versicherung auf Wechselseitigkeit überhaupt und ist durch die deutsche Gesetzgebung als nicht beachtenswert erklärt worden. Der andere Einwurf ist, daß durch die Versicherung auf der Grundlage der Kopfzahl gewisse Industriezweige besonders belastet werden. Jetzt schon zahlt ein Bauunternehmer den mehrfachen Betrag für die soziale Gesetzgebung wie ein gleichverdienender Handelsmann. Handel und Kapital gleiten wieder durch die Maschen der sozialen Gesetzgebung, sie, die am leichtesten verdienen und am meisten aggressiv in der Welt auftreten. Zumindest sollten sie auf dem Umwege der direkten Besteuerung und der Gemeindeumlage mitgetroffen werden. Mit der Wohnrente wird man das Wohnungselend der großen Familien nicht wirksam bekämpfen. Diese werden nach wie vor unwillkommene Mieter sein. Familien mit starker Kinderzahl können sich aber ein eigenes Wohnhäuschen nicht mehr leisten, weil sie den ganzen Lohn zur Erhaltung der Familie aufwenden müssen und das Wohnhäuschen auch bei Kapitalabfindung der Anstalt noch immer eine Erhöhung des Wohnzinses des Eigenhauses bedingen wird. Hier hilft nach meiner Auffassung nur die Rentenwohnung, die Naturalleistung an die vielköpfige Familie.

Die Rentenwohnung hat vor der Wohnrente den Vorzug, daß mit der Verwirklichung mittels Übergangsbestimmungen sofort nach Einführung der Wohnungszwangsversicherung begonnen werden kann, daß sie also nach dem Kriege wirksam gemacht werden könnte. Die Kapitalien könnten die Versicherungsanstalten vorschußweise aus der Rentenversicherung entlehnen. Wird die Rentenwohnung größeren Umfang annehmen, so führt sie automatisch zur Errichtung von Wohnungsinspektoren und dadurch zur Verbesserung der Wohnungspflege, deren wir in Deutschland dringend bedürfen. —

Unstimmigkeiten könnten durch weitgehende Festlegung der Pflichten und Rechte abgemindert werden; treten sie trotzdem zutage, so hätte die allgemeine Verwaltung bei Fragen zwischen Anstalt und Kommune zu entscheiden; die sozialen Beamtenbürger aber bei Zweifel innerhalb der Anstaltsangehörigkeit. Der Richter sollte ausgeschlossen bleiben.

Bei Errichtung der Rentenwohnungen könnte man zugleich eine andere Frage mit regeln, die Frage der Nachmieter, einschließlich der Schlafstättengänger. Es macht sich in Deutschland, auch unter den katholischen Vereinigungen, das Bestreben geltend, die Kasernierung der Nichtverheirateten mit allen Mitteln zu fördern, und die Stimmen werden immer lauter, die das Heil der Zukunft von einem Zusammenleben der Nichtverheirateten erhoffen. Ich kann mich dieser Tagesströmung nicht anschließen, so ausschließlich sie sich auch gebärdet. Ich fürchte durch die Wegnahme der Zweitmieter eine Schwächung der Familie, die Teile ihrer Wohnung nicht zum Vergnügen vermietet, sondern um die notwendige Ergänzung ihres Einkommens zu erhalten; ich fürchte, daß der durch das Kasernenleben durchgehende Junggeselle, mag er ein Handwerkergeselle oder Student sein, noch viel mehr Hagestolz bleibt, dem Familienleben noch feindlicher gegenüberstehen wird und dieses auch später in die Praxis umsetzen wird. Der Raubbau, den der Krieg an der Familie und namentlich an der werktätigen Frau übt, erfordert pflegliche Behandlung der Familie und nicht Bekämpfung derselben, mögen auch die Motive der Bekämpfung gut gemeint sein.

Was Schmittmann über die Wechselbeziehungen zwischen Wohnung und Zahl und Güte der Bevölkerung sagt, möge dortselbst nachgelesen werden. Die Mieteinigungsämter und die von diesen Behörden aufgestellten Richtpreise halten das Emporschnellen der Preise etwas auf, aber sie schaffen keine neuen Wohnungen; auch das Wohnungsnachweisbureau nicht. Einzelne Städte geben dem Wohnungsnachweisbureau den hochtönenden Titel ‚Wohnungsamt'. Mit Recht weist man darauf hin, daß ein Amt ohne Recht lediglich Schaumschlägerei ist; das ganze Wohnungswesen gehört in einer Hand konzentriert. Wer längere Zeit sich mit dem Wohnwesen befaßt oder pflichtgemäß befassen muß, der dürfte zu dem Endurteil kommen: Nur eine radikale Umänderung, wie die von mir vorgeschlagene Rentenwohnung darstellt, wird das Übel heilen.

3. Kapitel.

Die vier Ausflüge.

Am Bohlweg vor dem Hörstertor und in der Burghardtstraße im Westen; in der Sendenhorsterstraße hinter der Hüfferstiftung für Krüppel im Osten; an der Kreuzschanze und auf der Gertrudenstraße im Norden blühte der Rotdorn; Riesenbukette in langen Reihen auf dünnen Baumstämmen; mit dem Rot das Blättergrün zurückdrängend; ein flammendes Blütenfrohlocken zum blauen Himmel.

In der Piusallee, in der Erphostraße, im Schloßgarten, in tausend Privatgärten blühten die Kastanien, Baum an Baum oder in herrlicher Einsamkeit ihre weißen oder roten Blütenkerzen zur Feier des Frühlings wie Tannenbäume die Weihnachtskerzen tragend.

Fliedersträuche ließen ihre weißen und lila Blüten über graue Mauern und um die Ecken alter Häuser fallen; oder ließen aus Gärten den Duft ihrer Blütenseligkeit bis auf die steinerne, staubige Straße wehen. In den kleinen Vorgärten der Häuser hoben Tulpen ihre bunten Kelche, atmeten Maiglöckchen Wonne aus und gaben dem nüchternsten und häßlichsten Gebäude einen Schimmer von Märchenschönheit. Lindengänge mit vielen ausgestreckten Nebenarmen umschlangen in der Anmut von Girlanden und mit der Fröhlichkeit frischen ersten Lindenlaubes die alte giebelige Stadt.

An allen Ecken, auf allen Straßen und Plätzen schmückte etwas Grünes, duftete etwas Farbiges. Das Licht strahlte Liebe.

Die Vögel jubilierten, die Kinder sprangen jauchzend bei Ballspielen; die Erwachsenen trugen Festgesichter.

Der Geschichtsprofessor Weekers gab unter den Linden in Immenhofens Biergarten seinen Studenten eine ‚Sitzung'. Er war ein ganz kleiner Mann in den besten Jahren mit einem Riesenkopf und gesunden, frischen Zügen. Er goß Trunk auf Trunk frischen Altbiers über die Leckerzunge und ließ sich jede Wendung im Aufbau der Gedanken seines Schülers durch den großen, rosigen, furchtbar ernsten Kopf gehen. Ein Schüler redete über das Deutschtum in den Ostseeprovinzen, wie es sich offenbarte im Handel, im Ackerbau, in der Verwaltung, in der Literatur, in der Kunst. Er las zum Teil stockend, zum Teil sehr rasch, was er sich zusammengelesen und -gedacht hatte. Es war ein Kriegsinvalide von 35 Jahren mit grauen Haaren, mit einem Arm, dem Eisernen Kreuz 1. Klasse und einen Kopf voll schrecklicher und großer Erinnerungen an Kämpfe im Osten. Er war Offizier gewesen. Er hatte das laute Handeln im Blute. Er mußte jetzt den Beruf wechseln und an stiller Betrachtungsarbeit Freude gewinnen.

Weekers, der Professor, goß Trunk auf Trunk frischen Altbieres über die Leckerzunge und warf Lichtfünklein in den grauen, aber mühsamen Vortrag seines nicht mehr jungen Schülers.

‚In den Pflichten durchhalten, durch Dick und Dünne marschiert, ohne zu mäkeln. In den Pflichten wird nur gedacht, damit sie ausgeführt werden können. Die Pflichten, das ist Zwang, Regel, Joch! Die Pflichten, das ist das Kreuz des deutschen Mannes. In den Ansichten, da ist seine Freiheit, Laune, Herrlichkeit. Äußerlich gebunden durch die Treue, ein Sklave. Innerlich befreit durch seine Träume, ein König. Jeder Mensch ist irgendwo ein Knecht und irgendwo ein Herr. Das Arbeitsleben hart, praktisch, tüchtig. Das Gemütsleben abenteuerlich voll von Poesie und Musik. Als Soldat, Fabrikarbeiter, Direktor, Forscher, Beamter, eine Nummer, eine Sache, ein Werkzeug, ein Hebel. Bei sich zu Hause ein Mensch mit einem Schloß aus Türmen, Erkern, Zinnen oder sonst etwas Besonderem, wenn dies auch nur wie bei mir aus einem geliebten, einzigartigen Kanarienvogel besteht, oder wie bei anderen aus einem Geranienpott oder einer Photo. Das Leben für die Gemeinschaft, angefeuert durch das Leben des Gemütes. Das Leben des Gemütes, gezügelt durch die Härte der Gemeinschaft. Das ist die Wage des Deutschtums. Bei den Kolonialdeutschen sieht man es am klarsten.‘

Die jungen Menschen saßen neben ihren Bierkrügen und vergaßen das Trinken.

Im Garten des Assewcethischen Hofes flöteten die Drosseln in den Ulmen. Die alten Platanen streckten ihr Spitzenlaubwerk aus in majestätischer Güte. Die zwei weißen Bildsäulen glänzten vor der hohen Taxushecke. Helle Rasenflächen hoben sich und zeigten Beete blauer Narzissen. Sie senkten sich und hegten die feuergelbe Glut der Azaleenblütenpracht. In der Luft ein Zittern wie von Harfensaiten. Gerd hatte einen Knabeneinfall. Er wollte zu Professor Weekers gehen. Er wollte mit ihm über dessen Stammbaumaufstellung des westfälischen Adels sprechen. Er glaubte, dabei etwas über die Asseweeths erfahren zu können.

Gerd saß in Immenhofens Biergarten nicht weit vom Kreise des berühmten Professors. Er trank Altbier, roch die Lindenluft, sah eine weiße Wolke über der kleinen Aa im unendlichen Himmelsblau sich wie ein weißes Roß aufbäumen, lauschte, äugte den kleinen Professor mit dem Riesenkopf an, roch wieder Luft, blickte auf das Wolkenpferd, lauschte ...

Professor Weekers warf Lichtfünklein in den dämmerigen Vortrag seines Schülers, der im Kommandoton vorlas.

‚Treue, deutsche Treue. Das ist zu allgemein. Jedes Volk hat seine Treue. Treue ist immer da, wo eine seelische Gemeinschaft besteht. Ohne seelische Gemeinschaft kein Volk.‘

Er nahm einen Schluck!

‚Gesundheit, Herr Professor,' rief Gerd in Gedanken.

‚Die deutsche Treue ist Personentreue. Sie ist Liebe zu einem Menschen, zu einem Führer, Vorgesetzten, Meister, König. Daher unser Vereins-, unser Partei- und Gemeindeleben sowie unser Partikularismus. Die französische Treue ist ganz etwas anderes. Sie ist Liebe zur Idee. Das ist in Frankreich der Mörtel im Bau der Gemeinschaft. Also, deutsche Treue, Personentreue!"

Einen Schluck!

‚Zum Wohle,' dachte Gerd und trank auch.

Er roch Lindenluft, sah das weiße Wolkenroß reiten und nicht von der Stelle kommen, trank und lauschte. Den Zweck seiner Anwesenheit vergaß er.

Auf einmal wurde die ‚Sitzung' aufgehoben. Man rieb einen Salamander, machte Verbeugungen, drückte sich die Hände, etwas steif-feierlich. Professor Weekers strich mit der Hand über den blonden Haarschopf auf dem Riesenschädel, nahm seinen Hut und schritt auf Gerd zu. Gerd erhob sich. Stutzen von seiten des Professors. Wiedererkennen! Lauteste Begrüßung.

Der Professor erkundigt sich nach Gerds Befinden. Gerd erinnert sich wieder seiner Wünsche. Der Professor lädt ihn ein, mit ihm nach Hause zu gehen. Zu Hause schlägt ihm Weekers seine Stammbaumsammlung westfälischer Adelsgeschlechter auf. Gerd sieht große weiße Blätter, worauf schwarze Liegelinien stehen und Namen daran. Die Liegelinien tragen Hebelinien ebenfalls mit Namen daran. Diese tragen wieder Liegelinien mit Namen; diese wieder Hebelinien mit Namen und so fort, bis daß eine Linie des Tragens müde wird, einsam steht und bis daß endlich die letzte Linie allein steht, ganz allein, mit großen Namen und starkem Stammbaume.

Gerd starrt auf die Seite, wo seine eigene Familie in Liege- und Hebelinien aufgegliedert ist.

Das Arbeitszimmer dämmerte rot und blau und grün und golden vor Farben des Teppichs, der Vorhänge, der Sessel. Bücher standen wie Soldaten in vielen, vielen Reihen und lagen durcheinander im Gemenge. Der Greis Goethe hing groß und geisterhaft im Eichenrahmen an der Wand, als verkünde er:

‚Vernimm, ich bin aus Tantalus Geschlecht . . .'

Professor Weekers saß darunter, ruhte sich aus von dem Gange, blies aus einer langen Zigarre blaue Kringel, sah auf den Grafen Asseweeth. Dieser fragte:

‚Und die Menschen hinter diesen Namen? Ihre Seelen, was sie erlebten, leisteten, verbrachen, sühnten, hofften, litten?' Seine Stimme ächzt etwas wie eine Schraube. Er hört es, aber es ist ihm gleich. Den Finger hält er auf den Namen Asseweeth.

Der kleine Professor Weekers bemühte sich zu ihm. Gerd wollte schnell umblättern. Der Professor hatte aber schon den Namen erraten. Er kannte die Blätter fast auswendig. ‚Sie sprachen von der würdigen Frau Gräfin Mutter. Sie vermachte beim Tode ihres Gatten, des Grafen Theodor, der Universität ein Stipendium von 1500 Mark jährlich als Preis für die beste Arbeit über Geschichte. Das Studium der wahren Geschichte erwecke den Ehrgeiz, erziehe den Geist und vermittele den Respekt.'

Gerd war geschlagen. Die Worte hatten einen Doppelsinn. Ihm war, als höre er ihn:

‚Ihre Frau Gräfin Mutter hat sich für ihr Stipendium unsern Respekt erworben.'

Inzwischen redete der Professor weiter: ‚Die Bescheidenheit der Frau Gräfin hat diese ihre Tat vielleicht vor Ihnen noch verschwiegen, wie ähnliche, die Ihnen andere besser erzählen können als ich. Über das Menschentum Ihrer Väter werden Sie mich gewiß vollkommener unterrichten können als ich Sie.'

Gerd sagte etwas töricht Begeistertes über seinen Vater. Er sprach so nebenbei, als wäre es ein Lob auf seine Ahnen: ‚Ja, die wahre Geschichte ist ein Richter. Dieser Richter spricht mit der Zunge Gottes.'

Dabei dachte er: ‚Wie kann ich zu Fremden gehen, um von ihnen zu erfahren, was jeder Sohn von seiner Mutter erfahren sollte. Wie kann ich von einem anständigen Menschen erwarten, daß er vor mir das Andenken seines Vaters besudele! Ich strebe mit Inbrunst nach etwas Unnatürlichem, Abscheulichem. Wo andere nach Gold graben, grabe ich nach Kot.'

Professor Weekers fuhr sich mit der Hand durch den blonden Haarschopf und streckte danach den Arm aus. Ein Kanarienvogel setzte sich auf den Arm, dann auf einen Finger und trillerte seine Lebensweisheit dem Besucher vor.

‚Dieser Vogel ist mein größter Stolz,' sagte Professor Weekers und lächelte. Gerd lächelte gezwungen. Er dachte: ‚Man hält mich für einen Narren.'

Draußen suchte er dann mit Anstrengung den Frühling wieder. Doch er fand eine schwüle Luft. Diese roch nach Staub. Er sah zerschlagene Tulpen und entblätterten Ginster. Kinder zankten sich und kreischten. Viele alte Leute wankten daher. Jünglinge und Männer gingen als Soldaten. Sie trugen graue Kriegsuniform, die Uniform des Todes.

Hinter dem Asseweethischen Herrenhause stand nicht mehr das Wolkenroß. Die beiden Vorderbeine waren ineinander gerollt. Gelbes und weißes Licht spielte und formte in den Wolkenknäueln. ‚Sie hat jetzt einen gespenstischen Fabeltierkörper,' dachte Gerd.

‚Der hat einen aufgesperrten ungeheuren Rachen. Der will die Welt verschlingen.‘

Gleich danach nahm er sich vor: Morgen will ich zum Kreuzhofbauern reiten und diesen ausfragen.

— — — — — — — — — — — — —

Am nächsten Tage gegen Abend verschleierten Nebel die Luft. Vorhang neben Vorhang, jeder aus winzigen grauen Perlentropfen bestehend, die sich in Tautropfen auflösten, für den, der sie berührte. Es roch nach Feuchtigkeit und Rauch. Es war, als ob ferne Dinge dräuten. Es schien sich in den Nebelfalten etwas zu verstecken, plötzlich hinaus zu dämmern, um wie zerplatzender Hauch in die Unendlichkeit zu fliehen.

Ein Mensch tauchte unförmlich wie ein Tier auf. Ein Riesenrücken krümmte sich; feuriger Rauch schwehlte, und es war nur ein Haus. Ein abgehauener Greisenkopf hing, von ungeschlachter Hand gehalten, in dem grauen Luftdunst. Dem Greisenkopf war ein Helm aufgestülpt. Im Gesicht fehlte die Oberlippe; die Züge grinsten. ‚Vater,‘ schrie Gerd. Es war nur ein alter Weidenstumpf mit einigen spärlichen Blattruten.

Ein Kreuz erhob sich inmitten der Nebel. Sehr groß. Zwei menschliche Arme reckten sich. Sie verflossen in den grauen Schwaden. Oder waren die Arme Nebelbänke? Es sah ungeheuerlich aus. Die Arme schienen das Grausen der ganzen Welt umschlingen zu wollen. Es war der in Leiden liebende Christ — eine Betstätte für Wanderer.

Gerds fuchsige Stute Chrysanthema, die mit hoch sich beugenden Beinen trabte, stutzte, wieherte grell. Gerd koste sie, indem er die zitternde seidige Haut ihres schlanken Halses streichelte: ‚Ruhig, ruhig Chrysa. Gespenster sind es nicht. Es ist nur der liebe Christ; den sollst du doch kennen. Er steht hier oft an den Wegen und leidet.‘

Das Tier schreit heiser. Es will nicht mehr vorwärts. Da steigt Gerd ab, bindet es an einen der weißen Pfähle, die den Weg für Fußgänger abstecken helfen. Das Pferd steht bebend da. Es schreit Gerd nach, wie um ihn zu warnen. Gerd geht auf das Kreuz zu. Davor hängt an dem Holzschemel, worauf Christi Füße genagelt sind, ein Kränzchen aus rotem Goldlack mit einem schönen weißen nebelfeuchten Band und einem Papierzettel, worauf in großer Kinderschrift steht: ‚Bete ein Vaterunser für meinen einzigen lieben Bruder. Er fiel in Rußland. Eine Waise!‘ Das weiße Band flattert und streicht knisternd um die Goldlackblüten, die wie geronnene Blutstropfen aussehen. Gerd befestigt das wehende Band und geht in Gedanken zurück zu seiner Stute. Diese steht da mit großen geisterhaft glühenden Augen, die vier edlen Beine steif in

den Boden gerammt. Sie zittert nicht mehr. Sie ist wie gelähmt. Mühsam reibt sie sich den Kopf an Gerd. Sie ist vor Angst naß geschwitzt.

‚Jetzt ist es vorbei, Chrysa! Es war nur ein Andenken einer kleinen Waise an einen gefallenen einzigen lieben Bruder, was dich so außer dir brachte. Hast du gesehen, daß es mir nichts tat? Ich habe das Andenken befestigt, damit der Windzug es nicht wegblase. Da wirst du dich mit all deinem feurig edlen Mute doch nicht mehr fürchten wollen. Oder sahst du mehr als ich? Sahst du arme Seelen irren?‘

Er klopft ihm mit der Hand den Hals, führt es zum Kreuze. Aber während er an dem Gedächtniskränzchen des Kindes vorbeischreitet, freut er sich, daß er noch nicht ganz allein ist, noch nicht so ganz allein. Er drückt sich an die Wärme des ängstlich starrenden Pferdes. Es ist, als ob dieses sich mit dem Hals an ihn schmiege — zärtlich schmiege . . .

‚Chrysa, Chrysa, wir zwei, wir zwei haben uns gern.‘ Er stieg auf. Er stob mutwillig in die brauenden Nebelgeschwader; beide: Gerd und Chrysa, beide wie eine Gestalt.

Alles zeigte sich anders. Jeder Gegenstand weitete sich und hatte eine Bedeutung . . . Wehe, wilde Sehnsucht schrie in einem Turteltaubenruf aus schwarzen Gebüschen oder bellte aus der Kehle eines Hundes in einem unsichtbaren Bauernhofe. Die Wege hatten kein Ende. Sie schienen bis in die Ewigkeit zu führen. Und doch war alles so bedrängend nah. Die Angst um das Sein in jedem Wesen stieß sich an die Angst des Nächsten.

Alles ist wandelbar, alles ist Werden. Alles wächst, bildet sich mit fruchtbaren Möglichkeiten.

‚Das ist eine Landschaft ausdrücklich wie für mich gemacht,‘ dachte Gerd. ‚Ausgerechnet muß es gerade heute so dräuen, da ich zum Kreuzhofbauern reite. Warum ist heute nicht das Wonnewetter von gestern? Warum ist es so ganz anders? Diese Heftigkeit des Gegensatzes ist grausam. Es ist wie eine Strafe. Sollte ich nicht reiten?‘

Aber er ritt jetzt ungestüm weiter. Er konnte auf einmal nicht früh genug ankommen.

Der Kreuzhof lag im Norden. Gehölze von krüppeligen Fichten, düster grüne, stachelige Massen umgaben ihn da und dort in weiter Runde. Dazwischen dehnten sich Flecken auf graugrüner Heide, worauf die Blumen spärlich blühen mit einer heißen Wehmut, nicht mehr bieten zu können. Es war ein proletarierhaftes gelbes Backsteinhaus, worum einige Schuppen und Ställe standen. An der Ecke des gelben Wohnhauses reckte sich eine riesige Schirmtanne, streckte ihre weiten Arme bis auf das Dach und um die

Fenster, als ob sie das Haus von der Ecke aus umarmend gegen Unwetter in Schutz nehmen wollte. Der Hof lag auf einer Landinsel der Heide, die fruchtbarer als der übrige Heideboden war. Er lag in einer Oase. Der Erbauer des Hauses, ein kleiner, unbekannter Bauernsohn, hatte erkannt, daß hier die Heide nur Heide schiene, daß fruchtbare Stellen darin wären, die zu erwerben und zu beackern es sich lohne. Des zum Zeichen hatte er in den kleinen demütigen Giebel des gelben Hauses ein großes rotes Backsteinkreuz mauern lassen. Danach hieß der Hof der Kreuzhof. Der Bauer starb kinderlos. Die Gräfin Asseweeth erwarb den Hof. Sie machte aus dem Glück und der Klugheit des Erbauers ein System. Mit Hilfe der geologischen Forschungen tüchtiger Gelehrter ließ sie mehrere Oasen entdecken. Mit großen Geldmitteln kaufte sie diese sowie große Heidestrecken auf. Die Heidestrecken ließ sie kanalisieren nach dem System, wonach die Stadt in derselben Gegend später große Rieselfelder anlegte. Auf diesen Feldern wurden Rüben und Kartoffeln im großen gezüchtet. In den Waldungen legte sie Pilzkulturen, in den Teichen Fischkulturen an. Der Kreuzhof wurde wie eine Fabrik erweitert, ausgebaut, geleitet.

Der Mann, der ihre Pläne ausführte, stammte aus einer Familie, die seit denkbaren Zeiten den Asseweeths Förster, Verwalter und Rentmeister geliefert hatte. Dieser Mann hatte bis zur Obersekunda das Gymnasium und danach die landwirtschaftliche Schule besucht, hatte mehrere kleine Güter verwaltet, las Nächte hindurch Bücher über moderne Landbebauung, über die Macht der Elektrizität, der Chemie, der Organisation, der Unternehmungslust in der Landwirtschaft. Er fand nie genug zu grübeln, zu probieren, zu erbauen, zu schaffen. Er kümmerte sich um Politik, um das Zentrum, um die Gemeindeverwaltung, um die Kirche. Seit 17 Jahren saß er auf dem Kreuzhof. In den ersten fünf Jahren war er nur sein Administrator, danach sein Pächter. Seit sieben Jahren besaß er ihn zu eigen. Als er ihn erwarb, sprachen böse Zungen: ‚Die Knüppelgräfin will mit der Goldgrube des Kreuzhofes den Mund des Kreuzhofbauern verschließen. Der Kreuzhofbauer weiß den Grund, warum die Asseweeth aus adeligen Bettlern wieder zu adeligen Herren wurden. Der Kreuzhof ward zur Sünde mißbraucht. Der Kreuzhof ist kein gewöhnlicher Hof. Wartet nur. Man wird etwas erleben.‘

Der Kreuzhofbauer war ein starker, knochiger Mann. Er hatte einen großen Bauernkopf. Das Gesicht war bartlos. Die Nase lang, der Mund schief, das Kinn ungeheuer, die Augen klein, grau und schlau. Das linke war größer als das rechte. Die Augenbraue lag darüber wie ein eckig gebogener Stachelzweig. Er hieß Job Heben. Weil das Dorf glaubte, er wäre habgierig, nannte es ihn Job Haebben.

Der Kreuzhofbauer war nicht zu Hause, als Gerd auf seinem Hofe anlangte. Gerd mußte warten. „Jetzt wieder dieses Warten,“ brummte er, allein gelassen in der besten Stube, einem Zimmer aus Tannenholz, mit Sand bestreutem Boden und weiß getünchter Wand.

„Wieder dies verfluchte Warten, diese Spannung! Wie ein Fidelbogen, den der Spieler, mein böses Schicksal anspannt — anspannt . . . zum zerreißen!“

Er schritt auf und ab. Der Sand knirschte. Er kritisierte den schlechten Stich einer sixtinischen Madonna, das kraß farbige Bild des Kaisers. Das Bild seiner Mutter, das dem des Kaisers gegenüber hing, fand er viel zu alt. Über die vergilbten Photographien lachte er. Den stark duftenden weißen Flieder im blauen Kruge auf dem weißen Tannenholztische hätte er fortwerfen mögen. Mit dem Geldschrank in der Ecke hätte er Turnübungen anstellen mögen, um sich das Warten zu vertreiben. Da warf er einen Blick durch das Fenster. Die Spannung sank: ein Satyrspiel als Zwischenstück.

Vor das Fenster schieben sich in die grauen Nebelschleier die schwarzen Umrisse der Kreuzhofbäuerin: groß, stark und unbeweglich wie eine Bildsäule. Sie trägt einen Kopf mit glattem gescheitelten Haar. In ihr erhebt sich eine freundliche Stimme und wendet sich einer anderen Person zu, deren Umrisse der Nebel verschlingen will: ‚Herrjeh,‘ sagt die freundliche Stimme der Bäuerin, ‚Sie wollen Eier kaufen hier auf dem Kreuzhof? Für Kinder, die krank wären? Barmherziger Gott! Die Zeit! die Zeit! Der Kreuzhof muß viel an die Stadt abliefern. Den Rest bekommt ein ganzes Lazarett voll von Soldaten. Das sind eine ganze Menge Menschen, schwerkranke große Menschen. Die waren für uns im Schützengraben. Ein ganzes Lazarett voll. Denken Sie doch nur. Jeden Morgen gehen die Eier ab. Wir haben nie genug für diese Kranken! Wir möchten noch anderswo her welche kaufen. Es tut einem so leid . . .‘

Die Frau, die Eier für ihre kranken Kinder kaufen will, macht eine erschreckte, entschuldigende Gebärde. Die Nebel zerreißen. Ihr Umriß schwankt — der Nebel verschlingt ihn ganz.

Von der Küche her stichelt die grelle Stimme einer Magd: ‚So macht sie's mit allen. Sie hamstert selber Eier. Sie verkauft sie teuer an Lazarette. Sie verkauft sie noch teurer an Hotels. Wir wissen . . .‘

Eine Tür knarrte. Geschirr rasselte. Hühner gackerten, Wagenräder rollten, Stimmen riefen.

Der Kreuzhofbauer stapfte herein und schüttelte Gerd die Hand. Erstaunt war er nicht über den Besuch, denn er empfing ihn oft, aber abends.

‚Ich war in Gimbte auf der Kindermusterung. Die Blagen schrien immer „Häbben, Häbben! da geiht de lange Häbben." Statt zu schreien sollen sie arbeiten, habe ich immer gedacht, sich einen Sparpfennig verdienen. Es kommen schwere Zeiten. Ein Batzen Geld ist immer zu was gut. Ich habe jetzt eine Marmeladenfabrik. Was soll man machen? Butter wird immer seltener. Man muß doch etwas auf dem Brot haben; muß doch etwas dafür tun. Nae, sehen Sie, junger Herr, da habe ich eine Marmeladenfabrik gegründet. Die Kinder sollen mir Äpfel, Pflaumen und sonst was dafür aussuchen, das können sie ganz gut, auch Erdbeeren pflücken können sie, wenn sie sich satt gegessen haben; auch Pilze suchen. Dafür habe ich eine Musterung abgehalten. Sie haben vorher alle geschimpft und gehetzt: Keiner geht hin. Der Häbben wird sich selber mustern können und sehen, was für ein frecher Kerl he is. Ja, ja? Und wer kam! Haha! Alles kam! Alles was eine richtige Moder hatte. Immer nur geschimpft. Anders geht's beim Deutschen nicht. Nach dem Schimpfen geht's um so besser.'

‚Herr Heben,' sagte Gerd ungeduldig. ‚Draußen wallen die Nebel herum. Es ist einem fröstelig an der Seele, obschon wir gestern das wahrste Maienwetter hatten. Die Kinder johlen nicht: Häbben, Häbben, sondern:

Gott bewahre uns,
der Heidemann kömmt.

Ich habe hier Zigarren mitgebracht und eine Flasche Likör. Holen Sie die Gläser aus dem Schrank. Wir wollen uns ein Stündchen zusammensetzen. Es war, so hörte ich, immer so Sitte in unserem Hause, daß ein junger Asseweeth mit dem ersten Sohne der Förster am Roten Wege erzogen wurde. Nun hat man mich allein weit draußen in der Welt erziehen lassen. Der erste Sohn des Försters am Roten Wege wurde ohne mich erzogen. Er wurde Student der Chemie. Er ist jetzt an der Front gefallen. Wir waren nie zusammen. Deshalb konnte ich von ihm, seinem Vater und seiner Mutter, oder auch von den alten Weibern auf Gut Uhlenbrock, womit wir umgegangen wären, nicht die Spukgeschichten, die Märchen, die ollen Vertellsels und anderen gruseligen und lustigen Schnickeschnack erzählen hören. Ohne diese kennt man aber sein Land und seine Leute nicht; ohne diese ist man kein Kind seiner Heimat. Ohne dieses Märchen- und Spukzeug hat man an der Seele nicht so einen Geruch wie der Förster von seinem Walde, der Bauer von seiner Erde und seinem Dünger ...'

‚Holla, da soll ich heute ein altes Weib spielen, junger Herr? Nae ...' Er lachte und schüttete sich ein Glas Likör in den großen roten Mund.

‚Ja, dat Land, junger Herr. Wenn Sie sich das nur mal

richtig ansehen wollten. Aber Sie reiten nur so im Hurra dadurch. Wenn Sie nur einmal zu Fuß gehen wollten, per pedes apostolorum, wie die Studenten sagen. Oder wenn Sie das mal beackern wollten, wie ich und meine Rußki. Aber kommen Sie nur erst mal nach dem Kreuzhof. Das ist schon was. Eine Menge von Verwandlungen. Zum Augen aufreißen, Graf Gerd. Sie kommen aus dem Aagebiet. Das ist Marschland, das einem fett anlacht. Es trägt dicke und feste Eichen zu besten Möbelbrettern und ganz guten Weizen, der jetzt Gold wert ist. Wo die beiden wachsen, gedeiht noch so mancherlei. Etwas davon entfernt, in der Coerheide, gibt es Kalkboden und Roggenfelder. An den Rändern von Kuhlen stehen Orchideen, die duften wie Vanille. Dann ändert sich wieder der Boden. Er wird sandiger, dazwischen wieder Mergelboden, heidiger wird er immer mehr und immer ärmer bis an mir vorbei, bis zur Ems und wieder zur Aa. Dann verändert er sich wieder. Das alles geschieht aber, ohne daß man es erwartet. Und so ist es im ganzen Münsterlande. Viel Betrug, doch Freude genug. Haha!'

Der Kreuzhofbauer wollte Papier holen. ‚Ich will Ihnen das geologisch aufzeichnen, Graf Gerd.'

‚Nein, Herr Heben! Ich möchte nicht über das Land, ich möchte über die Menschen was hören, über die Assewceths, und welche Geschichten man sich davon im Winter am Ofen erzählt. Ich habe von ganz schimpflichen gehört. Mein Vater ...'

Da schlug der Kreuzhofbauer mit der Faust auf den Tisch, daß die Gläser tanzten und klingelten.

‚Haben Sie nun auch gehört, daß ich den Kreuzhof geschenkt erhalten haben soll? Und die anderen Gerüchte darum herum?'

Der Kreuzhofbauer kannte nur das Laster des Grafen Theodor, des Vaters von Gerd. Von Verbrechen und Geheimnissen wußte er nichts. Er war ehrlich entrüstet.

‚Ja, dies darum herum ...' rief Gerd.

Herr Heben ging zum Geldschrank. Er deklamierte:

Wo du män wat to packen weest,
Dat pack bi Kopp un Stiärt.
Et is kine Nut so klimper klein,
Se ist dat plücken weert.

Das ist ein Grundsatz, womit ich den Kreuzhof erworben habe. Gestern habe ich die letzten Zinsen, die letzten Pfennige vom Kapital bezahlt. Seit gestern ist er ganz mein eigen. Das soll Ihnen bewiesen werden, junger Herr.'

Es brauste um Gerd. Es durchsägte ihn: ‚Er will mir Zahlen und Urkunden zeigen. Er will rechnen. Es ist Hohn. Eine offene Seele her! Vertrauen! Wahrheit! Wie kann sie nur

ein Mann haben, der ein Beamter meiner Mutter war, ihre Kreatur ist. Der von uns abhängt. Der mich nicht liebt, nur fürchtet. Wie kann ich bei Dienern betteln gehen! Ein freies Wort könnte ihm, so bangt er, schaden. Eine freie Seele her! Vertrauen! Wahrheit!'

Er stürmte hinaus. Der Kreuzhofbauer hörte ihn rufen: ‚Chrysa, meine liebe Stute.' Als er auf den Hof hinaustrat, verknatterten im Nebel Pferdehufe auf die runden Kieselsteine seines Hofweges.

Der Kreuzhofbauer schüttelte den Kopf: ‚Der junge Herr hat einen Splien. Ich konnte bis jetzt nicht begreifen, daß er im Kriege was abgekriegt haben sollte.' Er ging wieder in seine Stube, setzte sich an den Tisch, nahm die Zeitung, las in Ruhe die neuesten Kriegsereignisse, trank ein Gläschen von Gerds Likör nach dem andern und qualmte von Gerds Zigarren.

— — — — — — — — — — — — — —

Die Luft schwingt in der Schwere der Hitze. Etwas unfaßbares liegt darin, nichts flimmernd klares, sondern schwül verschleierndes. Nahe Gebüsche sind satt grün. Ihre Blätter glänzen. Die ferneren sind schwarz grün und wundersam zart wie vor blaue Lichtwände hingezeichnet. Die fernsten ruhen im Dämmerungsgrün ineinander verschlungen. Eine Kulissenlandschaft. Buchenzweige neigen sich über einen Teich, zart wie gelbgrüne Spitzengewebe über die schlummernde Regungslosigkeit eines graugrünen Spiegels, gelbe Sonne liegt auf den Blättern wie Puder; auf dem Wasserspiegel liegt sie in kleinen und großen, zitternden goldenen Kringeln. Durch eine Lücke blendet die graublaue Durchsichtigkeit des Lichtes ohne Ende. Mitten darin der pyramidenförmige schwarze Umriß eines ganz alten viereckigen Kirchturms der Kirche von Angelmodde, von Gebüsch umdrängt.

— — — — — — — — — — — — — —

Ein Feldgrauer geht an einem Kaffeetische vorüber. Ein anderer Feldgrauer, der an diesem Tische saß, erhebt sich. ‚Franz, Franz,' ruft er vom Tische. Der andere stutzt, läuft auf ihn zu: ‚Hermann, Hermann,' ruft er und ruft fort und fort, während der am Tische fort und fort spricht: ‚Ja, wir leben noch! Hier begegneten wir uns zuletzt. Weißt du noch, wie wir zusammen saßen, tranken und sangen: Lieb Vaterland ... Du weißt es noch ... Es ist so viel passiert seitdem. Ich war in Frankreich. Dahin ging's zuerst. Das ist schon lange her. Rußland auch. Aber in Italien war ich auch. Denk mal. Ich komme jetzt von Mazedonien — 14 Tage Urlaub ..: Aber erzähle doch, du sagst ja nichts ...'

Und der andere noch immer fort: ‚Hermann, Hermann ...'

Plötzlich sieht der am Tische. Er sieht, daß sein Kamerad von ehedem nur mehr einen Arm und an diesem einen Arm die Hand verkrüppelt und gelähmt hat.

Jähe Stille zwischen beiden. Sie drückt das Herz zusammen; sie reißt das innere Auge auf; sie zeigt Visionen von Metzeleien und Grausamkeiten; sie schleudert den Lärm der Angst vor tausend furchtbaren Möglichkeiten in die Seele.

‚Ja, ja!' stammelt der am Tische. ‚Armer Kerl. Du hast jetzt dein Handwerk aufstecken müssen.'

‚Ich bin jetzt Gerichtsbote. Ich verdiene zehnmal weniger als früher. Ich werde nie weiter kommen. Ich war ja Elektrotechniker. Ich verdiente mit 17 Jahren mehr als jetzt. Ich werde nie weiter kommen. Ich bin immer noch meiner Mutter zur Last. Wir hatten das ganz anders vor. Wenn ich verheiratet wäre, sollte sie zu uns ziehen. Ich wohne immer noch bei meiner alten Mutter. Ich kann nur Botengänge machen.'

Stillschweigen. Es ist die Verlegenheit des Gesunden, der noch all seine Glieder heil hat, der eine Freude darüber nicht unterdrücken kann, der sich dieser Freude schämt. Es ist die Verlegenheit, die helfen möchte und nicht kann. Davon füllt sich die Stille, füllt sich.

Plötzlich platzt sie. Der Gesunde sagt: ‚Furchtbar ist es. Man kann es gar nicht mitfühlen. Aber, sag doch selbst, nun, wo es geschehen ist, möchtest du lieber gesund sein, aber auch all das nicht mitgemacht haben? Es ist so, so, ich weiß nicht — es ist so riesenhaft — —'

Abermaliges Stillschweigen. Es reißt grausam kaum geheilte Wunden auf; es brüllt in Jammer gegen den Hammer des Geschicks; es wühlt die Seele in allen Tiefen um; reißt nieder, es fegt auf, es birst entzwei, es zerschmettert, es wälzt und alles über blühende Gefilde, und doch — und doch, es ruft eine Stimme: Ich bin der Herr . . . es frißt die heiße Flamme des Zornes — und doch — und doch: selig sind, die da viel opfern durften — vieles, das nie erschöpft, das jeden Tag sich mehrt — —

So ist dies Stillschweigen. Und da es jetzt bricht, ist es, als ob es blühe. ‚Nun, wenn man aufs Ganze geht, da möchte ich, was passiert ist, nicht verwünschen . . .'

‚Nicht wahr?'

Der Verkrüppelte stellt die Gegenfrage: ‚Und du? Du mußt wieder fort an die Front?'

Wieder ein Stillschweigen. Es reißt das innere Auge auf; es zeigt Visionen von Metzeleien, von tausend furchtbaren Möglichkeiten; es empört das Herz; es peitscht, es zermartert den Geist. Und dennoch — dennoch — es hebt sich so riesenhaft . . .

‚Jawohl!' Frei, offen, stark!

— — — — — — — — — — — — —

Menschen mit Gesichtern vor Hitze rot oder bleich an Kaffeetischen ohne Decken; viel Frauen und Mädchen, die stricken oder sticken und in langen Pausen einige Worte sagen. Andere, die eine kurze Weile schwätzen, wie eine Gießkanne Wasser ausplätschert. Knaben, die frech rauchen und die Köpfe zusammenstecken. Gleich daneben alte behäbige Herren, Geschäftsleute, die nichts dazu sagen, sondern denen ihr Skat jetzt die ganze Welt ist. Alle haben Kaffeetassen vor sich und Reste mitgebrachten roggenbraunen Kriegskuchens.

— — — — — — — — — — — — —

Graf Gerd saß mit Dr. Heinz Potthoff neben einem blühenden Weißdornstrauche. Dr. Potthoff trug einen großen Kopf zwischen spitzen Schultern etwas eingesunken, trug eine Brille auf einer breiten eingeschweiften Nase. Er hatte eine mächtig vorgebuckelte Stirn und auf dem hohlwangigen, knochigen Gesicht eine durchsichtig zarte Haut mit gelben Sommersprossen hie und da. Er hatte weiches, fuchsrotes Haar. Mit seinem weichen Mädchenmund wollte er Gerd über die Geschichte von Angelmodde sprechen, über die Fürstin Gallitzin, ihren Beichtvater Overberg, über den ehemaligen Herrn des Münsterlandes: Fürstenberg, dann auch über die Dichterin Droste, über die geistige Macht der münsterischen Adelsherren als Schriftsteller, Musiker, Kunstsammler, Edelhoferbauer.

Heinz Potthoff war müde. Er hatte heute morgen schon sechs Stunden Unterricht gegeben. Zu viel von den Lehrern waren an der Front oder sonst im Heeresdienst. Da mußte der eine die Arbeit für drei oder vier Kollegen übernehmen. Er wäre gern zu Hause geblieben, doch wollte er das Gerd gegebene Versprechen nicht brechen. Er war auch nicht oft mit ihm zusammen. Gerd hat jetzt anderen Umgang. Seine Studienzeit war vorüber. Um sich und ihm nicht weh zu tun, war Dr. Potthoff hergekommen. Er hustete zwar, aber das bedeutete seiner Ansicht nach nur eine kleine Erkältung. Es war in Wirklichkeit Lungenschwindsucht, die er aus dem Schützengraben mit heimgebracht hatte, doch seiner festen Überzeugung nach war diese längst geheilt. Er fühlte sich ja so wohl. Nur den Bleimantel der Müdigkeit schleppte er. Doch seitdem er mit Gerd zusammensaß, war auch der leichter geworden. Seine Augen glühten. Die Brillengläser beschlugen sich. Er nahm die Brille ab. Er putzte bedächtig. Er öffnete den Mädchenmund: ‚Der Weg, den wir gegangen sind, ist ein geschichtlicher Weg . . .‘

‚Heinz,‘ unterbrach ihn Gerd. ‚Du wirst mir jetzt über meinen Vater etwas erzählen. Du kennst ihn doch?‘

Pause, voll von Erstaunen Heinzens. Er mußte sich sammeln. Gerd schöpfte Verdacht. ‚Ich will nicht wissen, daß er groß und

stark an Gestalt und sehr rot im Gesichte war, nicht das, was du mir schon oft auf diese Frage geantwortet hast. Ich will mehr wissen. Von seinen Schwächen etwas.' Er wollte sagen Lastern. Aber er brachte es nicht fertig. Er wollte auch von seiner Angst ganz offen reden. Er wollte sagen, wie sehr er ahne, daß die Ausschweifungen des Vaters mit dem unglaublich glücklichen Wiederaufbau des ruinierten Familienvermögens auf eine Weise zusammenhänge, die man nur mit Furcht andeuten könne. Er wollte dem Freunde sein ganzes Herz ausschütten. Doch was sagte er? ‚Mein lieber Heinz, ich habe nichts gegen den Vater. Du mußt verstehen. Wenn er irgendwie krank gewesen ist, wenn seine Krankheit sich in mir vererben, und wenn dies durch Vorsicht vermieden werden könnte, da muß man doch alles über ihn wissen.'

Das schien Heinz Potthoff der alte, zarte Gerd, dessen Seele er wie ein Bäumchen aufwachsen sah. Er atmete in Glückseligkeit.

‚Ich kann dich ganz beruhigen, Gerd. Ich will dir nächstens die Briefe zeigen, die mir deine Mutter über deine Erziehung geschrieben hat. Darin findest du auch Aufklärung über deinen Vater.'

‚Siehst du, du weißt etwas, aber nächstens erst? Nein, Heinz, sofort müssen wir uns die Briefe ansehen. Gehen wir sofort.' Gerd stand auf. Er meinte es ernst.

Heinz sah ihn erstaunt an und wurde ein wenig verzagt. Es ging ihm ja gut, aber er war so müde.

‚Geht es dir schlecht?' fragte Gerd. Und ohne eine Antwort abzuwarten, fragte er mißtrauisch: ‚Oder mußt du erst die Briefe sichten? Jene auswählen, die für mich geeignet sind?'

Heinz Potthoff setzte die Brille auf, erhob sich, und mit Gerd fortgehend erwiderte er: ‚Ich krank? Nein! Das will ich nicht meinen. Da wollen wir nur erst drauf losmarschieren wie früher vor dem Kriege auf unseren langen Ausflügen in den Alpen. Überrascht war ich, du sprachst so jäh, so nervös. Weißt du, ich sollte fragen: Bist du krank, lieber Gerd?'

Gerd war beschämt. Er murmelte: ‚Du bist ein Prachtmensch, Heinz.'

Vom Himmel fiel Hitze in heißen Schwaden. Die Roggenhalme waren schlapp, die Vögel schliefen, die Gebüsche, die Bäume schmachteten und darbten.

Der Staub stob vom gelbgrauen Sandwege, von der weißgrauen Landstraße auf, schwebte rauchend in dem vor Hitze zitternden Lichte. Die Freunde marschierten, marschierten!

‚Du hast allerdings viel Unterrichtsstunden. Fünf hast du heute morgen gehabt. Dabei kann man schon abbauen.' So sagte Gerd.

‚Abbauen, gibt's nie. Es ist ja viel zu leisten. Aber es ist auch

eine Ehre, fast eine Gnade, daß wir in dieser Zeit leben und soviel leisten dürfen. Überall sieht man doch die Hand Gottes. Es ist alles außer der gewöhnlichen Ordnung.‘

Sie marschierten, marschierten, rannten.

‚Gerd ist ganz wie früher, etwas nervös noch, aber so vertraulich . . .‘ jubelte es im Herzen Heinz Potthoffs.

‚Ich kann ihm vertrauen wie früher. Er bewährt sich. Heinz, Heinz, Freund! Freund! Ich bin nicht einsam. Hurra!‘ rief Gerd sich innerlich zu.

Im Hause, vor der Tür seiner Wohnung sah Heinz plötzlich schwarz. Etwas rasselte ihm die Lider herunter. Er machte eine Bewegung. Er hob die Bleideckel der Augen. Er sah Gerd lächelnd seine Tür öffnen, als wollte er in sein eigenes Zimmer treten.

Heinz lächelte auch, er war wieder oben auf. Er öffnete den Schreibtisch, zog daraus ein Schränkchen. Grünseidene Kästchen standen darin. Jeder trug den Buchstaben desjenigen, dessen Briefe der Kasten enthielt. In den Kästchen waren die Briefe in Päckchen nach der Jahreszahl und dem Datum sauber geordnet und schön mit rosa Bändchen zusammengebunden. Er stellte Gerd ein Kästchen mit dem Buchstaben A hin.

Es war Heinz wieder zum Umfallen. Er umklammerte die Tischkante. Er würgte den aufkochenden Husten hinunter.

‚O, das soll jetzt eine Stunde der Erbauung sein,‘ sagte Gerd. Er riß das erste Briefpaket auf. Seine Hände bebten. Heinz lächelte. Er war glücklich. Noch eine Weile stand er. Gerd war so vertieft. Freund, Ort, Zeit versanken.

Heinz schlich hinaus und brach draußen zusammen. Seine Brust rasselte. Er spuckte Blut. Seine siebzigjährige Wirtin hörte es, schwebte herzu, beruhigte ihn mit milden Worten und heißer Milch, mit der ihr zugeteilten, weshalb sie den ganzen nächsten Tag schwarzen Roggenkaffee trinken mußte.

Heinz hustete sich aus, ward rot wie ein gekochter Krebs und lächelte noch mit seinem Mädchenmunde. Es war ja alles nur eine Schikane der alten Lungenentzündung; bevor sie endgültig wegging, wollte sie ihn nochmals ärgern. Die alte Wirtin hielt den sonst so gescheiten Doktor für etwas kindlich. Sie wollte einen Arzt holen. Herr Dr. Potthoff wehrte ab. Sie bestand darauf. Herr Dr. Potthoff wurde ernst und hielt seine Meinung aufrecht. Da glaubte sie ihn weniger krank. Er hustete auch langsamer. Er legte sich ins offene Fenster seiner Schlafstube. Er atmete tief und zählte dabei: Eins — zwei — drei — atmen! Eins — zwei — drei — vier — atmen — eins . . . er meisterte das Rasseln, er dämpfte das Sieden in der Brust.

Er ging zu Gerd ins Zimmer. Der empfing ihn mit den

Worten: ‚Aber in einem Briefe steht ja nur, daß Vaters Schwäche ein spät aufgetretenes Leiden wäre, daß dies nach ärztlichem Gutachten keine Folgen für mich habe. Alles andere in den vielen Briefen Mutters sind ja nur die Fragen: Wann ist Gerd in den letzten Tagen aufgestanden, wann zu Bett gegangen? Hat er gute Arbeiten geschrieben? Verrichtet er noch immer innig seine Gebete? Wie viel mal und bei welchen Gelegenheiten hat er nach mir gefragt? Hat er auch sein Unterhemd getragen?‘

‚Beruhigt dich das alles denn nicht über deine Gesundheit? Die Sorge deiner Mutter, die Gefahrlosigkeit der Schwäche deines armen Vaters für dich . . .‘

‚Du weißt weiter nichts vom Vater?‘ unterbrach ihn Gerd heftig.

‚Das hatte ich dir doch gesagt, Gerd. Du fragtest nach etwaigen Folgen. Bist du denn nicht aufgeklärt?‘

‚Ja, ja, gewiß! Du hast recht. Das alles ist in der Tat klar. Mein Körper muß in der Tat nichts zu fürchten haben.‘

‚Und du bist nicht froh darüber?‘

‚Aber natürlich. Diese Briefe waren mir nötig. Ich hatte Schlimmeres erwartet. Und es löst sich so einfach auf.‘

So log er. Er lachte dabei. Er schüttelte Heinzens beide Hände.

Die Luft war dick vor Schwüle, zum Ersticken! In ihm drückte und würgte es. In ihm reckte es sich, schrie es: Wahrheit! Wahrheit!

Angelmodde, Heinzens Zimmer, Heinzens Person, Mutters Briefe, Zeit, Ort, Wesen, Duft dieser Stunden waren zerstoben.

— — — — — — — — — — — — —

Graf Gerd ritt nicht mehr auf den Kreuzhof hinaus; er ließ sich nicht mehr von Heinz Potthof alt Münster zeigen und erklären; er versäumte oft die Einführungsstunden des Oberrentmeisters Pinnekamp; er ordnete aber die Photographien aus seinen Feldzügen; er ritt als Zuschauer mit auf Jagden; er übte sich im Schießen mit dem linken Arm allein; er hoffte, trotz seines steifen rechten Unterarmes eines Tages wieder felddienstfähig zu werden . . .

— — — — — — — — — — — — —

In blauschwarzen Wolkenbergen züngeln weiße Schlangenblitze. Donnergeknatter zerreißt die Wolkenberge. Ein Rollen, als ob die Wolkenberge zusammenkrachten, wanderten, stürmten. Blitzes Feuerschlünde brechen aus, zuckend, schwärmend, schlängelnd, wirbelnd . . .

Tante Ella sagt: ‚Wir müssen Kerzen anzünden.‘ Komteß Anni, ihr Nichtchen, steckt Kerzen auf Silberkandelabern an. Baron Werner, der mit Gerd Schach spielt, sagt: ‚Wir können noch einen Zug spielen. Während des Gewitters dürfen wir nicht essen. Das ist Familienüberlieferung. Selbst wenn wir Hunger haben. Ich

nehme den Läufer. Graf Gerd, Sie paßten nicht auf!' Gerd hat statt dessen den strafenden Blick der Baronin Ella gesehen und den lustigen von Komteß Anni.

Gerd fragt seine eigene Tante Thea, die Schwester seines gefallenen Vaters: ,Sag' mal, Tante Thea, warum hast du heute deine Rosenkranzmaschine nicht bei dir und machst keine Perlmutterrosenkränze?' Anni gefällt der ironische Ton. Tante Thea sagt zurechtweisend: ,Jetzt ist das Garn teuer. In den Läden ist keines mehr zu haben. Es ist jetzt ein größeres Opfer, Wollstrümpfe aus erspartem Garn für unsere Armen zu stricken, als Perlmutterrosenkränze zu fabrizieren.' ,So denken wir auch und stricken auch, wenn auch Halswärmer und Handschuhe,' hallt es von Tante Ella wieder.

,Der Turm ist erobert,' sagt Baron Werner, und wischt sich den Schweiß vom fett gepolsterten Nacken.

Ein Schlangenblitzknäuel erhellt aufknatternd den großen Wandteppich, wovor Tante Thea in weit bauschigem violetten Seidenkleide sitzt und strickt.

,O,' schreit Tante Thea auf. ,Merkwürdig, ich sah bei diesem Blitzschlag das Bild auf dem alten Bildteppich da. Das ist ja aus eurer Geschichte, liebste Ella! Der junge Ritter, Herr Bodo, soll ja wohl das junge Ding mit dem seidigen Flachshaar aus der flammenden Burg durch die Belagerer hindurch gerettet haben. Mir war ganz, als ob ich euren Ernst sähe. Der ist an der Westfront. Da ist wieder die Schlacht entbrannt. Er ist so jung, so frisch ... Es ist ja nicht mein eigener Sohn, aber ...'

,Beten Sie mit uns,' sagt Frau Baronin Helena, die Gattin Werners.

Weiße Blitze zucken. Donner rollen grollend. Kerzen brennen still.

,Wenn es jetzt doch regnen wollte! Die Kartoffeln, die Wiesen haben eine solche Sehnsucht danach,' sagt ruhig Baron Werner.

,Ich werde Ihnen die Königin nehmen,' sagt Gerd. ...

,Ich habe einen Bärenhunger,' erwidert Baron Werner. ,Wenn das Gewitter doch aufhören wollte.'

Ein langer Blitz stürzt sich zerplatzend zwischen die Tanten. ,Heilige Maria!' ... Donner stürzen sich auf das alte Schloß. Stille.

Tante Thea sagt langsam, stockend, wieder im Stricken fortfahrend: ,Man soll jetzt auch Gold- und Silber- und Nickelsachen abgeben. Es ist eine solche Not. Es ist ein großer Krieg. Ein solcher, der eine Prüfung ist. Ich darf nicht vergessen, meine Schwägerin Lies daran zu erinnern, daß sie unser Goldbesteck auch noch abgibt. Gerd, du kannst Mutter auch daran mahnen. Auf dich gibt sie ja so viel.'

Gerd nickt. Baron Werner flüstert: ‚Das bewirkt ihre Angst vor dem Gewitter.' Laut sagt er: ‚Das Blitzen ist nicht mehr so häufig, das Donnern verhallt auch schon sozusagen.'

Tante Ella knurrt: ‚Du willst doch etwa nicht schon an die Tafel?' —

‚Nein, ich kann gerade so gut hungern wie du, liebste Tante. Ich meinte nur, Anni könnte uns bis zur Tafel etwas vorgeigen.'

Tante Ella rügt: ‚Während des Gewitters geigen?'

‚Graf Gerd wird sie sonst auch heute nicht spielen hören. Wir wollen doch gleich eine Kahnpartie mit Lampions unternehmen.'

‚Sie kann ja Bachs Ave Maria spielen,' meint die Frau Baronin Helena.

Tante Ella seufzt. Tante Thea wirft einen warnenden Blick auf Gerd, damit er den Mund auftue, um Baroneß Anni zu bitten, in Anbetracht des Gewitters nicht zu spielen. Gerd tut, als bemerke er nichts. Er sinnt über Schachfiguren.

‚Ermuntern Sie doch Anni,' flüstert Baron Werner. Gerd schaut lustig zwinkernd auf Baroneß Anni. Anni geht und holt ihre Geige.

‚Entschuldigen Sie mich einen Augenblick,' flüstert Baron Werner zu Gerd. ‚Anni wird ja jetzt spielen. Da müssen Sie zuhören. Ich gehe und nehme ein kleines Vesperbrot. Ich war den ganzen Nachmittag im Sattel, noch nicht an der Tafel. Berücksichtigen Sie das.' Gerd schmunzelt.

Baroneß Anni spielt Bachs Ave Maria. Keine Feier der Saiten, kein Schwellen, kein Läutern zum reinen Himmelslicht, keine süße, weiße Ruhe. Trüb, widerwillig, zuckend, mühsam ziehend. Anni ist nicht in Stimmung. Sie setzt den Bogen ab. Sie starrt auf Gerd. Gerd sieht ihr dunkles Auge in flackernder Unruhe.

‚Das war schön, liebes Kind, jetzt setze dich wieder,' lobt Tante Ella.

‚Graf Gerd erzählt uns, wie sie in Rußland vier Wochen lang nur rohe Kartoffeln gegessen haben, die sie sich aus der schneebedeckten Erde hervorgruben, und wie sie trotzdem nicht starben, sondern immer voranmarschieren und 30 000 Russen gefangen nehmen konnten.' Leise sagt es die fromme Baronin Helena.

Gerd blickt fragend auf Anni; Anni nimmt plötzlich wieder die Geige unter das rosige Kinn. Der Bogen berührt die Saiten. Ein tiefes Summen und jähes Fallen wie in eine schwindelige Tiefe. Ein zähes Steigen, ein Aufbäumen, ein Schnellen, Jagen, Jubilieren! Freiheit! Ein Galoppieren auf weiter Ebene nach blauenden Fernen mit schneegekrönten Bergen. Ein Tal in frohlockenden Farben. Ein Zaubergarten! Ein Tanzen, Schwingen, Singen. Es tönt . . .

Pause! — Da ist sie wieder die Erwartung, die Spannung über einem Abgrund. Das schauernde, zitternde Warten . . .

Gerd schaut auf Anni. Er sieht jetzt erst, wer sie ist. Ein weißes Mädelein in hellblauer Seide mit schwarzem Haar und schwarzen Augen, mit eckigen, ganz unregelmäßigen Zügen, einem spitzen Näschen, blassen, feinen Lippen. Die sind fest verschlossen. Sie zittern, was niemand sehen soll. Ihre Brust atmet hoch.

‚Was ist denn das,' entfährt es Tante Ella entsetzt.

‚Ein Reitersmann küsset sein Liebchen . . .' Anni ruft es herausfordernd, lachend.

Tante Ella sagt: ‚Horreur!' Die Frau Baronin Helena seufzt: ‚Aber liebe Anni.' Tante Thea läßt die Stricknadeln fallen und starrt sie an.

‚Das spiel ich Ihnen, Graf Gerd, nochmals draußen auf der Terrasse. Da ist die Luft ruhig. Die alten Parkbäume stehen schwarz und groß vor einem brennenden Abendrot.'

Sie hat ihn mitgezogen. Sie drückt ihn draußen auf den heißen Rücken der dort am Eingang liegenden Steinlöwen nieder. Sie klettert auf den anderen Löwen; den rechten weißen Schuh stellt sie auf die Mähne. Sie setzt den Bogen an. Ein tiefes Summen, ein jähes Fallen wie in eine schwindelige Tiefe.

Oh Gewalt der Töne! In was für Zauberländer ihr die Seele tragen könnt! — Pause. —

Da hört Gerd ganz deutlich die Stimme der Tante Ella aus dem kleinen Saale: ‚Wie Schwager Spiegelberg, ihr Vater, nur auf die Idee kommen konnte, sie wie ein Bürgermädchen erziehen zu lassen, sie auf ein öffentliches Mädchengymnasium zu schicken. Ganz verkehrt ist sie da geworden.'

Gerd hört seine eigene Tante, die Schwester seines gefallenen Vaters, ganz laut grollen: ‚Mit Gerd ist es noch schlimmer. Sein Vater spukt in ihm. Er sieht aus, wie dieser in der Jugend aussah. Seine Mutter hat ihn ganz falsch erzogen. Freilich, die hatte anderes zu tun. Sie wurde ein moderner Kapitalist wie der Schlesier Graf Bender, mit demselben weiten Gewissen ohne Vorurteile. Lieber armer Adel als standesloser Adel! Immer sagte ich es . . .'

Gerd hält sich am steinernen Löwen fest. Das war es. Also ist Mutter doch mit in die Schuld des Vaters verstrickt. Gerds Gedanken sind wie Steine, die ihn zerdrücken wollen, die er wegheben will, wegschleudern will. Er kann nicht. Er sieht das Zerrbild des Barons Meeringen vor sich; das Zerrbild im Damenklub; die Spinne mit den tausend Füßen und dem Kopfe seiner Mutter.

Die Spinne erfaßt ihn. Er will sich wehren; er tut nichts; er ist angeschmiedet. Seine Lippen zucken. Er würgt; er schluckt.

Anni hat nichts gehört. Seligkeiten steigen in ihr und öffnen die Knospe ihrer jungen, sehnsüchtigen Seele. Sie ist gespannt vor Erregung.

Pause. —

Baron Werners weißer Pfau kommt eitel auf die große, grüne Rasenböschung hinter der Wassergräfte und vor den hohen, leise rauschenden Bäumen des Parkes.

Anni wartet hungrig auf die Stimme Gerds. Sie wartet vergebens. Sie sieht ihn aufmerksamer an. Sie erschrickt wegen seines heißen, bläulich roten Gesichtes. Es wird ihr bange. Tat sie etwas Unrechtes? War ihre Jähigkeit Schuld daran? Hat sie ihn gekränkt? Ihre Augen werden feucht.

‚Graf Gerd,‘ haucht sie, ‚wir wollen wieder zu den andern gehen.‘

Und dann ist es, als ob nichts geschehen wäre. Draußen gurgelt, flötet, schmettert, grollt, lockt, schluchzt die Nachtigall. Es dämmert. Geregnet hat es nicht. Über Blumenrabatten schweben Mückenpyramiden.

4. Kapitel.

Das Gleichnis.

Auf einem Vorbau aus brandroten Backsteinen über hohem romanischem Rundbogeneingang liegt eine Veranda, so groß wie zwei Zimmer. Der Dachfirst springt breit vor; schiefe, blau bemalte Holzbalken mit allerlei kurzweiligem grün und rotem Zierrate tragen den First, der selbst einen Fachwerkgiebel in den wolkigen grauen Himmel hebt. Über der Veranda ist ein graues, rotstreifiges Zeltdach gespannt. Über und unter dieses Zelt strecken tausend Zweige einer mächtigen uralten Linde ihre junge Blätterfülle. Der Tag war heiß. Gegen Abend fing das Regnen an. Es regnet noch. In der Linde rauscht, tönt es, singen fallende warme Tropfen. Die Luft ist rein und duftet. Sie hallt alle Töne wieder wie der Resonanzboden eines Musikinstrumentes.

Unter dem Zeltdach sitzt die Gräfin Asseburg mit Gästen bei einem Mahl. Sie hat dem Freiherrn von Heidensperger in Ostpreußen ein Riesengut abgekauft. Zur Feier der Unterzeichnung der Urkunde gibt sie ein Essen. So macht sie es immer.

Ihr Rechtsanwalt schlürft die Fleischbrühe mit goldenen Fettaugen, ißt dazu ein Bauernstutenschnittchen aus weißestem Weizenbrot und nascht vom Krebspastetchen. Er ist eine rundliche Person, mit roten Backen, einem goldenen Zwicker auf der eckigen Nase und mit blondem mageren Haar auf dem runden Schädel. Schmunzelnd ißt er. Er gehört nicht umsonst zu einer münsterischen Kalandgesellschaft, einem Verein zur Pflege und Feier der Schmause-

kunst. Während er also schmaust, erzählt er eine Kriegscharakterschrulle, wie er das Ding nennt.

Ein bekannter Barbier in der Altstadt, der es zu einem Rasier-, Wasch-, Putz- und Schminkgeschäft gebracht hat, ist seit zwei Jahren an der Front. Er kommt in Urlaub. Nach acht Tagen stürzt seine Frau in sein, des Erzählers Arbeitszimmer. Aus ihrem ruhigsten, besten, vernünftigsten Mann werde sie nicht mehr klug. Am ersten Tage seines Urlaubs habe sie ihm zum ersten Mittagessen ein Huhn, das sie gegen einige Stück der seltenen Seife eingehandelt habe, schön gebraten vorgesetzt. Er habe es mit den Fingern aufgebrochen, zerteilt und allein aufgegessen. Die Knochen habe er auf den Teppich geworfen. In der ersten Nacht habe er es in dem Bett, das so gut wie kein zweites wäre, nicht mal fünf Minuten lang ausgehalten. Er habe alle Decken von sich geworfen, geflucht, daß er nicht in Urlaub gekommen sei, um es schlechter als im Schützengraben zu haben; dann habe er sich auf den Teppich am Boden ausgestreckt, sei eingeschlafen und habe entsetzlich geschnarcht, was früher nie vorgekommen wäre. Daß sie da sei und in Liebe auf ihn harre, habe er garnicht beachtet. Am zweiten Tage habe er alle Kisten, Kasten, Schränke, Schubladen aufgerissen, hineingestöbert, alles durcheinander geworfen. Den Kunden habe er die wertvollsten Artikel, die sie mühsam nur für besondere Stammkunden aufbewahrte, aufgehalst. Da es kühl war an dem Tage, habe sie ihn gebeten, Feuer im besten Zimmer anzumachen, damit sie es an diesem Abend doch endlich gemütlich hätten. Statt sich Holz aus dem Keller zu holen, habe er einen Stuhl genommen, einen vergoldeten Stuhl mit rotem Plüsch, — er habe im Frieden über 40 Mark gekostet —, und diesen Stuhl habe er zerbrochen und damit Feuer angemacht. Am dritten Tage sei er auf der Elektrischen dem Herrn Postdirektor zu nahe getreten, indem er seine Zigarette an dessen brennender Zigarre ohne Umstände anzündete. Und so sei es fortgegangen. Nicht etwa, daß am zweiten Tage nicht passiert sei, was am ersten sie in Schrecken versetzt habe. Nein, am zweiten Tag sei außer dem Neuen auch das Alte wieder passiert, und in der zweiten Nacht, in der dritten, vierten, fünften, habe sich das Entsetzen der ersten Nacht jedesmal wiederholt. Um sie, seine ihm angetraute Gattin, habe er sich gar nicht gekümmert. Er sei zweifellos geisteskrank. An der Front könne er Unheil anrichten. Seine Kameraden könnte er für Feinde ansehen, dann wären sie ihres Lebens vor ihm nicht sicher. Die Feinde könne er für seine Kameraden halten. Das wäre noch schlimmer, denn dann ginge er seines eigenen Lebens verlustig. Ihr Mann wäre gemeingefährlich. Er, der Rechtsanwalt, solle für sie ein Gesuch an die Oberste Heeresleitung aufsetzen und die Überweisung ihres Mannes in eine

Irrenanstalt beantragen. Er, der Erzähler, habe ihr gesagt, daß ihr Mann nur am Kriege litte und die Verhältnisse zu Hause mit denen an der Front verwechsele. Das habe die aufgeregte arme Frau nicht glauben wollen. Sie habe ihm vorgeworfen, er verstehe nichts davon, sie wolle zu ihrem Arzt gehen.

Man hörte sich diese Kriegscharakterschrulle an, nahm einen anregenden Fischsalat zu sich, blickte auf den gebratenen Rehrücken, der auf silberner Riesenschüssel aufgetragen wurde, auf die eingemachten Früchte, auf die Bratkartöffelchen, lachte und fragte dazwischen, lachte wieder, aß, trank und lachte von neuem.

Die Frau Gräfin machte es nicht anders. Außerdem jedoch beobachtete sie ihren Sohn. Der saß, aß und lächelte nur.

Paßte, so dachte sie, die Schnurre nicht auf ihn? Glich er nicht jenem Kriegersmann, der die Verhältnisse hinter der Front, in der Heimat, nicht verstand, sie verwechselte und Unheil anzurichten drohte?

So dachte sie seit vorgestern. Da erst hatte ihr die Schwägerin, Gerds Tante Thea, die ihren Wohnsitz in der Stadt hatte, von dem skandalhaften Vorfall im Damenklub wegen des Zerrbildes über den Adel, empört erzählt. Und gestern war der Kreuzhofbauer zu ihr gekommen. Er wollte von ihr die Obsternte kaufen, obschon die Obstbäume gerade erst geblüht hatten. Dafür wollte er der Gräfin im Herbst einige hundert Zentner Kartoffeln für ihre Brennereien besorgen. So nebenbei hatte er ihr dann auch den Besuch Gerds an dem nebeligen Apriltage erzählt und gefragt, ob er sich häufiger so benehme? Er hätte ihn nicht für so krank gehalten.

Die Gräfin hatte die Worte des Kreuzhofbauers verschlungen. Sie sah seitdem ihren Sohn ganz neu. Ihr Geist wiederholte unaufhörlich: ‚Er ist dahinter gekommen. Er ahnt alles. Er weiß vielleicht schon vieles. Jemand hat dich verraten, Knüppelgräfin. Jemand macht all deine Vorsicht zunichte. Rette ihn, die Arbeit tut es nicht.'

Sie beobachtet ihn jetzt, wie er lächelt. Denkt er daran, daß er die Verhältnisse, die er hier vorfindet, auch so verzerren kann, wie der Urlauber ihres Rechtsanwaltes die seiner Frau? Sie will Gerd aufklären. Dieses Gastmahl ist der Vorwand dazu. Sie will die Gespräche lenken, sie will sie zu einem Brennpunkte vereinigen. Daraus soll Gerd die Wahrheit sehen. Sich unter vier Augen mit ihm auseinandersetzen, hat keinen Zweck. Sie ist zu sehr Partei. Sein kritischer Kopf wird ihre Darstellung ablehnen. Er wird danach erst recht zweifeln. Nein, diese Männer der Praxis hat sie um sich geladen, damit ihre gesunden Ansichten die kranke Verständigkeit ihres Sohnes regeln. Ein falscher Gesichtspunkt läßt die wahrsten, die edelsten Dinge verlogen und verbrecherisch

erscheinen. Seinen Gesichtspunkt gilt es richtig zu stellen. Das ist die Radikalkur.

Sie hält ihren Einfall für sehr gescheit, für spitzfindig, für seelenkundig richtig. Sie wird auch Erfolg haben. Sie zweifelt daran nicht. Ihre Gäste werden ihr helfen. Darunter ist ein tüchtiger Rechtsanwalt, der Stadtverordneter ist; ein erfahrener Geistlicher, ein Vertreter des Adels, ein Großbauer . . . und auch Dr. Heinz Potthof ist da, der Gerds Partie nehmen kann. Ihre Gespräche wird sie auf einen Brennpunkt bringen. Wie trefflich fing von selbst schon ihr Rechtsanwalt an! Was Gerd wohl von der Schrulle denkt?

Gerd lächelt. Seine Unterlippe verzieht sich. Er sieht auf den hohen Marzipanturm, der mitten auf der runden Tafel steht, umgeben von den ersten Rosen, die in dem Garten der Assewerth ihre Blütenpracht geöffnet haben. Sie stehen eng aneinander in blauen Delfter Vasen, und bilden einen duftenden Kranz um den Marzipanturm, der dem gotischen Kirchturme der Stadt auf das sorgfältigste und glücklichste nachgeahmt ist. Gerd sieht auf das schwarz-weiß-rote Fähnlein, das der frühere Stadtvikar, jetzt Dorfpfarrer, Haderloos daran gesteckt hatte, und worauf von seiner Hand in Buchstaben, die wie Keilhiebe aussehen, geschrieben steht:

Von diesem Turm aus Marzipan
Seh' ich mir liebe Deutsche an.
Ihre Becher, Teller und Backen rot,
Machen die Reden von Hungersnot,
Die letzte Kraft ihrer Feinde, zu Lügen.
Etwas zwickt und zwackt zwar in ihren Zügen.
Es ist aber kein Jammer, es ist auf das Leben ein Toast
England zum Trotze und zu ihrem eigenen Trost.

Graf Gerd starrte lächelnd auf dies schwarz-weiß-rote Fähnlein, als der Rechtsanwalt seine Schrulle beendet hatte und er den Blick seiner Mutter auf seinem Gesichte gehen fühlte.

Er erzählt: ‚Wie lecker schmecken doch die Speisen. Dieser Rehrücken zergeht auf der Zunge in tausend Wohlgeschmäcke.‘

‚Bravo,‘ unterbricht ihn Gutsbesitzer Klönne, ohne im Essen aufzuhören, ‚et is wat däftiges, dat sik ächter de Rippen setten kann.‘ ‚Bravo,‘ rufen alle und lachen, denn Gutsbesitzer Klönne ist, obgleich ein Wortführer im Bauernverein, als Mann von wenig Worten bekannt, und heute ist es der erste größere Satz, den er über die glänzenden Lippen bringt. Er ist geschmeichelt von wegen des Lachens, das er als Ermunterung zu weiterem Zulangen auffaßt. Er ißt — ißt — trinkt — trinkt . . .

Gerd erzählt: ‚Und der Wein gibt dem Essen ein Aroma . . .‘

‚Bravo,‘ ruft jetzt der Rechtsanwalt. Und der ganze Kreis

ruft ihm nach: ‚Bravo!' Dazwischen der Pfarrer: ‚Der Rechtsanwalt spricht als Kalandbruder.'

Die Gräfin blickt unruhig auf ihren Sohn. Dieser lächelt so spitz ...

Gerd erzählt:

‚Es ist auf das Leben ein Toast,
England zum Trotze und uns zum Trost.'

Stürmischer Beifall. Die Messer fallen klappernd, die Gläser klingen, die Lippen lachen und lassen kräftige Zähne sehen. Satte tiefe Stimmen glucksen, schlucken durcheinander.

Die Gräfin meint, um etwas zu sagen: ‚Unser Hausdichter, Hochwürden Haderloos, hat wieder mal den Nagel auf den Kopf getroffen.'

‚Deshalb nennen wir ihn auch Haudrauflos,' wirft Dr. Potthoff, der warm wird, in das Gepolter der Stimmen.

Hochwürden ist geschmeichelt und hebt seinen Becher. Er hat einen Kopf, so ebenmäßig streng und goldig braun wie ein Bildnis aus der italienischen Schule. Er hat eine zu scharfe Zunge und ist deshalb von der Stadt aufs Dorf versetzt worden. Er spricht laut in den Lärm:

‚Es gibt gewisse Dinge, die gesagt werden müssen. Wenn sie schwer und hart wie Steine sind, dann gibt's einen Krach, während sie in das Bewußtsein fallen. ...'

‚Bravo', ruft jetzt Gerd. ... Die Gräfin allein lacht gezwungener.

Gerd erzählt: ‚Ich kenne eine Frau aus der Stadt, die ging mal aufs Land zum ...'

‚Eine Hamsterschrulle', ruft zag, um auch mal etwas in der Männergesellschaft zu sagen, das Fräulein, das der Gräfin als Gesellschafterin und Sekretärin dient.

Gerd erzählt: ‚Diese Frau hatte einige Eier einem Bauern abgedrungen.'

‚Hört, hört,' rufen einige Stimmen.

‚Sie möchte aber noch etwas Butter haben. ...'

‚Das glaube ich, hahaha! Die städtischen Hamsterer sind schuld, daß in der Stadt Mangel ist. Sie erbetteln sich, was anderen Städtern zugute kommen soll,' grollt es von Gutsbesitzer Klönne.

‚Sie befürchtet aber, daß der nächste Bauer, zu dem sie der Butter wegen gehen wird, sieht, daß sie schon Eier hat, und daß er deshalb ...

‚Haushalten, haushalten!' schrillt es vom Gutsbesitzer, der die Geschichte als zu seinem Fach gehörig betrachtet.

‚Sie versteckt deshalb die Eier am Rande eines öden Feldes unter etwas aufgewürfelter Erde. Als sie zurückkommt und auch

etwas Butter mitbringt, hält ein Wagen voll Mist auf dem öden Felde. Ein alter Bauer, dem man am schiefen Rücken, an den langen Armen und an den gichtigen, knorpeligen Händen ansieht, daß er ein kleiner, von Arbeit verfolgter Kötter ist, wirft den Mist ab und gerade auf die Stelle, wo die Eier der Frau liegen.'

Spannung voll zurückgehaltenen Lachens.

‚Die Frau schlägt die Hände zusammen. Sie schluchzt: Meine Eier, mein Mann! Er ist zuckerkrank. Mein Mann!'

‚Olle Vertellsels, Quaterie! So ähnlich schwindeln alle Hamsterer,' donnert der Gutsbesitzer als Fachmann dazwischen.

‚Der Kötter, der drei Söhne im Felde verloren hat, wirft den Misthaufen um, deckt die Eier auf . . .'

‚Und hebt', so schnattert kauend Herr Klönne, ‚der Hamsterin auf einer Mistgabel eine Omelette hin.'

Dröhnendes Gelächter.

‚Was wird der Doktor sagen . . . und mein Mann . . . Ich habe gar nichts mehr.'

‚Und der Kötter?' fragt die Gräfin.

Gerd antwortet: ‚Der fühlt, obschon er nur ein Kötter ist, aus der Stimme der Frau die Not der Zeit. Er gibt ihr von seinen Eiern!'

Halloh!

Gelächter. Worte plumpsen. ‚Ein merkwürdiger Kötter.' — ‚Ist es ein Münsterländer?' ‚De is ratz ut de Wiese,' ruft der Gutsbesitzer. — ‚Ja, er ist aus der Art geschlagen,' unterstreicht die Gesellschafterin, die bei Gelegenheit gern zeigt, daß sie plattdeutsch versteht.

‚Ich würde dem Kötter die Hand drücken,' ballert der Pfarrer in das Lärmen. ‚Er ist ein seltenes Exemplar von einem Bauern. Aber was er tat, ist wert, daß es auch gesagt wird, und wenn es schwer wie Steine in das Bewußtsein fällt.'

‚Bravo,' ruft Gerd allein aus.

Der Pfarrer hebt den grünen Becher. ‚Auf Ihr Wohl, Graf Asseweeth.'

Graf Gerd dankt. Der Pfarrer leert das Glas mit einem Zuge und ist schon wieder am schmausen.

Gerd unterhält sich mit dem Freiherrn von Heidensperger über Hirschjagden, über dessen Gutsverkauf und dessen Interessen am schlesischen Grubenbau. Gerd hört aus den Reden heraus, was ihm seine Mutter schon sagte: Der Freiherr ist bange, daß seine ostpreußischen Güter von den Russen nochmals genommen werden, jetzt noch, obgleich der russische Riese sich selbst zerstückelt. Der Freiherr verkauft die Güter lieber und sichert sich statt dessen Anteile an den Fürst Steuderischen Bergwerken. Die sollen ihm ja

von den Russen des zertrümmerten Kaisertums gegen eine gewisse Summe garantiert worden sein. Ei, ist das ein Feigling, gibt Haus und Hof seines Geschlechtes auf, nur weil er Sorge darum hat.

Solches denkt Gerd. Im Geiste der Gräfin übersteigen sich einander vernichtend die Gedanken: ‚Mein Sohn ist verstimmt über den Aufwand bei meinem Gastessen. Er hätte es ironischer merken lassen können; in einem Witzwort statt in einer Parabel. Niemand beachtete so die Spitzen; selbst der Pfarrer nicht. Jetzt vergnügt sich Gerd darüber, daß alle weiter essen, trinken und lachen können, als wäre seine Predigt auch nur eine Schrulle gewesen. Das ist so seine neueste Art. Er wird uns nicht gerecht. Er ist ein idealer Schwärmer. Die Schrulle des Rechtsanwalts hat er seinerseits mißverstanden. Er sieht alles vom Standpunkte der Ewigkeit an. Er ist ein Weltmann mit einem Mönchskopfe. Daß die Zeitlichkeit mit ihren Bedürfnissen des Leibes und Geistes nach Nahrung schreit, weiß er nicht, oder er schlägt auf ihre aufgesperrten Münder wie die Köchin auf die Münder der in der Pfanne schmorenden Aale mit dem Kochlöffel schlägt: Wollt ihr herunter ihr Viecher! Ihr habt kein Recht mehr am Leben. Unsere Bedürfnisse sind für den Grafen Gerd bratende Aale, die die Frechheit haben, noch etwas leben zu wollen. Gerd ist ein Mönch, der das ganze übrige Leben in ein Kloster verwandeln möchte. Das ist sein Hirngespinst. Ob er glaubt, daß man mit solchen Ansichten die Erwerbslust der Menschen steigern, ruinierte Vermögen wieder aufbauen, Kriege führen könne? Es scheint so. Er ist verrückt. Warum sagte er mir nicht, daß er ein einfacheres Essen lieber sähe. Ich sprach mit ihm über die Speisefolge. Allerdings erst, als alles fertig war. Aber leicht ist es, etwas fortzulassen.‘

Man aß Schwarzbrotpudding mit Rum, kühles Apfelsineneis, das die derben Herren mit heimatlichem Schnalzen der Zunge leckten. Man kaute, verschluckte, verschlang, knusperte, schleckte Türme von Gebäck, Schaumsachen, die in allen Farben schillerten und nach den wunderbarsten Likören schmeckten, süße und bittere Makronen, gebrannte Mandeln, Schokoladenplätzchen (die kaum noch im Handel zu haben waren), Punschkügelchen, Aniskörner, Klümpchen aller Art ...

‚Es lebe das Leben,‘ rief der Heidensperger aus. ‚Gott gab uns den Leib dazu und deshalb erfreut uns alles, was den Leib erhält, ergötzt und aufbaut.‘ Ganz unvermittelt warf er dazwischen: ‚Wir haben 1916 fast das Doppelte an Schaumwein getrunken als im letzten Friedensjahr. Und der Schaumwein kostet dreimal, viermal, zehnmal soviel wie im besten Friedensjahre. Das ist deutsche Kraft.‘

‚Bravo!‘ schmetterte, tönte, knallte es. Die Gräfin tat nur so mit. Ihr mundete nichts mehr.

Der warme Regen hatte aufgehört; der Himmel sich aufgeklärt. Wolkenschleier rissen entzwei. Der Mond rollte hervor in das opalblaue Licht des Himmels. Ein Viertel von ihm guckte um die Ecke von Uhlenbrock auf die Veranda. Durch eine Lücke zwischen Haus und Lindenbaum schien er in die lustig schmausende Gesellschaft hinein. Er beleuchtete sie mit seinem gelben Licht. Das gab den grauen und schwarzen Kleidern der Herren einen hellen, dem berühmten Lodenkleide der Knüppelgräfin, das sie auch heute mit einer Rose als einzigen Schmuck trug, einen scheckigen, dem weißen Tischtuch einen gelblichen, den blauen Delftervasen einen grünlichen, den hellen und dunklen Rosen einen lila und blauroten Schein. Die phantastischen Farbenkleckse wanderten. Während einiger Augenblicke irrte der raubvogelartige Schattenriß des Gesichtes der Gräfin gespensterhaft in diesem maskeradenhaften Aufputz herum.

Den aufhorchenden Herren setzte die Gräfin auseinander, was sie soeben im Zwiegespräche mit dem Freiherrn aufgespürt hat. ‚Ein Sanitätsoffizier ist von den Russen gefangen genommen worden. Er soll sein Ehrenwort geben, nicht zu entfliehen. Dann könne er frei herum gehen und seine Landsleute pflegen. Er gibt sein Ehrenwort, weil es an Pflegepersonal für die deutschen Soldaten mangelt. Er wird frei gelassen. Er pflegt die armen Kerle, die schwer verwundet sind und nicht weiter ins ruhige Hinterland geschafft werden können. Er entdeckt, wo er sich befindet, erfährt nach und nach, daß er im Herzen einer russischen Hauptmacht ist, die dazu dienen soll, die Deutschen in einer Falle, wohinein sie durch die Operationen anderer russischer Truppen gelockt wurden, zu erdrücken. Unser Mann weiß, daß das gelingen muß, wenn die Deutschen nicht über die Größe der russischen Truppenmacht, die die Falle schließen soll, rechtzeitig aufgeklärt werden. Da stellt sich diese Frage vor sein Gewissen: Soll ich mein Ehrenwort brechen und fliehen, um meine Brüder, die in Gefahr sind, zu retten?‘

Freiherr von Heidensperger war erstaunt, als er sah, was diese Frau aus dem Keim der Sache gemacht hatte. Er bewunderte das. Ihm fehlte diese Gabe der Verknüpfung. Zustimmend, als ob das alles schon so zwischen ihnen besprochen worden wäre, nickte er.

Gerd, dem solche geistige Gesprächsstoffe Freude bereiteten, zumal jetzt, da er feststellte, daß auch seine Mutter gleichen Geschmack hegte, ging sofort ins Feuer, indem er kritisierte: ‚Wie konnte dieser Patriot wissen, daß ohne ihn der fragliche Truppenteil wirklich gefangen oder zerquetscht wurde? Die Deutschen konnten sich inzwischen selbst über die Gefahr aufgeklärt haben.‘

‚Das ist doch auch anzunehmen,‘ erwiderte Gutsbesitzer Klönne, den solche Gespräche langweilten und der sie deshalb als überflüssig ansah, ‚bei unserem Aufklärungsdienst ist das sicher anzunehmen.‘

‚Dann wäre die Gewissensfrage gar nicht erst zu stellen,‘ schloß der Heidensperger.

‚Die Streitfrage verschiebt sich,‘ sagte die Gräfin. ‚Wir wollten nicht darüber streiten, ob eine Lage, wie die geschilderte, in der Wirklichkeit geschieht, denn im Leben ist alles möglich, und nur die Phantasie, sich solche Fälle auszudenken, ist begrenzt. Wir wollten nur die Gewissensfrage lösen: Darf ein Mensch eines hohen Zweckes wegen eine Unehrenhaftigkeit, eine Sünde, ein Vergehen, auf sich nehmen? Ein jeder ist verpflichtet, mir zu antworten nach Ehr und Gewissen, wie er es sich denkt, ohne Rücksichten auf andere, was so oft große Entschlüsse zu Zwergunternehmungen führt. Setzen wir uns in die Runde. Fritz wird uns die Bowle bringen, Zigarren, Zigaretten und die Pfeife für Hochwürden.‘

Während sie so sprach, wurde das Gewünschte schon gebracht. Sie stopfte, wie immer, dem Pfarrer die erste Pfeife. Die Herren standen auf, gingen ihre Beine ein, schauten in fließendes Mondenlicht, horchten ins leise rauschende Laub der Linde.

Klönne, der Gutsbesitzer, suchte sich das dunkelste Winkelchen aus, woraus sein rotes Angesicht leuchtete wie Rotkohl. Er sagte kindlich hochtönig: ‚Ich habe schon einen Platz. Nun noch das Tischlein her! Fritzchen reich' mir die Kiste mit den glatt dreieckigen Zigarren. Die kenne ich, es sind die besten. Prima Friedensware. Nun sitz' ich wie im Kirchenstuhl. Frau Gräfin, von meinetwegen kann es losgehen.‘ Er gedachte zu schmöken und zu trinken, zu trinken und zu schmöken, und wenn er Glück hätte, ein Schläfchen zu nippen, und so über den Schnickeschnack der Gräfin hinweg zu kommen. ‚Hören Sie doch mal, wie das Gesinde am Verlustigen ist!‘ sagte er hinterdrein.

Vom großen Hinterhofe her hörte man eine Ziehharmonika lustig surren. Dunkle Männerstimmen, hart wie Steingeröll, schmetterten ein Liedlein dazu; junge Mägdestimmen, frisch und lieblich wie plätschernd springende Wässerlein, zwitscherten mit. Jemand schrie: ‚Een Bullenkopp, een Bullenkopp.‘ — ‚Die haben jetzt Bier,‘ meinte Klönne fast sehnsüchtig, und er dachte: ‚Warum kann ich nicht draußen sein und mitmachen? In Gedanken fühlte er ein Mädel im Arm und guckte er ihr auf die prallen Kirschbäcklein, und starrte er in ihre Kornblumenaugen. ‚Prosit, Sie Herr Oberlehrer Doktor!‘ lachte er. Der aber dachte: ‚Welch ein Gejohle draußen unter dem Bauernvolke. Und wir halten hier Tafel, und zum Nachtische haben wir Gewissensfrage.‘ Das gefiel ihm; seine Phantasie kam in Schwung.

‚Unser lieber Doktor fängt an,‘ entschied die Gräfin. Dieser hatte sich schon im stillen vorbereitet. Vom Wein in der Phantasie beflügelt, von der Mondscheinstimmung wie befreit von jedem ge-

selligen Zwange, kam er sich vor wie ein junger Student, der Gedanken springen läßt wie Sektflaschenpfropfen. ‚Ich versetze mich in die Lage des Krankenpflegers. Auf der einen Seite höre ich schwer Verwundete schreien, auf der anderen Seite rufen 50000 deutsche Kameraden, die ich retten könnte, wenn ich etwas recht Gefährliches, recht Kühnes, das mir den Hals kosten kann, wage. Soll' ich, oder soll' ich nicht, frage ich mich frei nach Hebbel, dem Dichter der Gewissenskonflikte. Ich glaube, ich würde nie ins reine kommen. Ich würde zweifellos das Gefährlichere, Mutigere tun und meine Haut aufs Spiel setzen. Es wäre doch so schauerlich schön . . .'

Wie locker der sonst vorsichtige Mann sprach. Die Gräfin fürchtete, daß ihr Fragespiel, womit es ihr doch so ernst ist, in ein Kasperlespiel ausarten könne. Sie will dem Gespräch einen Ruck ins Ernste geben. Da platzt der Pfarrer los: ‚Da sieht man, wie gesündigt wird. Man gibt sich einfach der Versuchung hin, weil sie einem schauerlich die Seele kitzelt. Ist nicht die erste christliche Lehre die: Überlege Mensch, bevor du einen Weg einschlägst! Überlegung ist der Knecht zum Gewissenszwang. Durch Überlegung legt man das Joch auf die Rebellen zur Sünde.' ‚Nicht soll Überlegung gepredigt werden,' schilt der Rechtsanwalt, ‚es soll überlegt werden. Herr Pfarrer, überleget, was tätet Ihr? Ja, was tätet Ihr, Hochwürden? Ausreißen und das Ehrenwort brechen? Das möchte ich mal miterleben.'

Der Pfarrer sprach: ‚Es handelt sich um zwei Aufgaben; die eine fordert Pflege der Verwundeten und halte dein Wort. Die andere ist eine Gefahr und eine Versuchung. Sie fordert: Du kannst ein großes Unglück verhüten, mußt aber deswegen Wortbrecher und Sünder werden. Es kommt mir so vor, wie wenn jemand sich in ein brennendes Haus stürzt, dort das Leben vieler Nächsten rettet, das seinige aber verliert. Hier aber bedeutet das leibliche Leben auch das seelische.'

‚Herrlich,' rief die Gräfin. ‚Welch' braver Mann zaudert da noch?'

‚Würden Sie nicht zaudern, Herr Pfarrer?' fragte Gerd langsam mit seinem metallischen Klang in der Stimme, woran die Mutter freudig aufwallend erkannte, wie sehr ihn die Frage fesselte.

‚Das weiß ich nicht,' war die Antwort. Zögernd klang es. ‚Ich könnte eine solch heldenhaft handelnde und nachher heldenhaft büßende Seele lieben, für sie beten — aber Partei ergreifen — nein, dazu reizt es mich nicht.' Ein Zaudern, ein Stocken, und plötzlich in lauterem Tone: ‚Gott löst die Frage. Durfte Bismarck die Emser Depesche zurechtstutzen? Es war unrecht an der Wahrheit des wirklich von Frankreich erhaltenen Telegramms. Das frisierte Telegramm brachte den deutschen Völkern aber die Einheit . . .' —

Jähe Stille. Man stutzte; man grübelte. Lider schlossen sich. Köpfe senkten sich. Augen starrten. Etwas Fremdes, Verwirrendes, Schweres, Großes zog durch die Luft.

‚Mein lieber Freiherr,' wendet sich die Gräfin aufmunternd an den Heidensperger, der seine Zigarettenkringel bläst und einen Gast nach dem andern aufmerksam anblickt. ‚Die Lage ist für mich klar,' erwidert dieser mit einer stolzen Betonung der Worte. ‚Ein Edelmann bricht sein Wort nie. Das ist dann besonders von Gewicht, wenn es ihm schwer fällt. Er kann zum Beispiel einen Kriegslieferantengewinn durch einen solchen Wortbruch erzielen; widersteht er dann der Versuchung, so nenne ich das selbstverständlich. Er kann durch einen Wortbruch aber auch eine nützliche, jedoch verbrecherische Tat vollbringen. Verzichtet er auf dies Gelüste und hält er dadurch sein Ehrenwort, so nenne ich dies eine schöne ritterliche Handlung.'

‚Wie geschickt er pariert,' erkennt die Gräfin und kneift die Mundwinkel zusammen. ‚Ich wette, daß er nicht so handeln würde. Sich in Gefahr begeben, ist seine Stärke nicht. Das stört sein adeliges Faulenzerphlegma. Sich in ein brennendes Haus stürzen, würde er nie. Er würde sich so vorbeidrücken, daß er gar nicht in diese Versuchung käme. Aber wenn er durch einen Wortbruch eine Million erwerben könnte, ohne daß sein Wortbruch offenbar würde, er würde nicht zaudern. Der Heuchler!' Sie ist innerlich empört. Sie hatte doch etwas anders von ihm erwartet. Sie gesteht es sich aber nicht in der Aufwallung ihres Zornes.

Ähnlich wie sie denkt der Rechtsanwalt, nur mit mephistofelischer Kühle. Es reizt ihn, dem Reichsgrafen ein Schnippchen zu schlagen. Mit einem verurteilenden Tone in der Stimme sagt er: ‚Eine solche Stellungnahme ist lauter eitel Prunksucht,' — ‚Prunksucht?' fällt dieser ein. ‚Nun, die gehört mit zum Auftreten von Höhenmenschen.'

‚O der Erzschelm, der Lügenbold, der Drückeberger!' schimpft die Gräfin in ihrer Seele.

‚Es ist aber auch unfruchtbar,' stichelt der Rechtsanwalt ihn weiter, ‚wenn Sie sich an ein Wort unbedingt fesseln. Von vornherein sind Sie dann ein Gefangener mit einer Märtyrerpose. Das ist nun ja wohl sehr schön. Sie verlieren dadurch aber das Recht zum Handeln. Sie reißen das Volk nicht mit sich auf eine neue, kühne, gefährliche, glänzende Bahn. Nach Ihrem Urteil hatte Bismarck unrecht, als er die Emser Depesche, ohne ihren Sinn zu fälschen, so frisierte, daß sie das deutsche Volk zur Wut gegen Frankreich entfachte. Ohne die bismärckische Aufputzung der Depesche hätte er das Volk nicht zum Kriege reizen und die deutsche Einheit wahrscheinlich nicht so schnell herbeiführen können. Ihr Standpunkt ist

unfruchtbar. Sie verlieren dadurch das vornehmste Recht des Adels. Das Recht, große Verantwortung zu übernehmen. Das Recht, Führer zu sein.' — ‚Ich sprach vom Adel in persönlicher Lage. Sie sprechen von Herzogen und Königen und Herrschern in Lagen gegenüber ihrem Volke. Ich glaube an ein Gottesgnadentum. In schwieriger Lage ist ihre Stimme für mich Gottes Stimme.'

‚O du aalglatter Wortverdreher du! Du bist schlimmer als ein Rechtsverdreher,' tobt innerlich die Gräfin. ‚Aber Sie, Herr Doktor,' ruft sie dem Rechtsanwalt scheinbar so warm zu, als hätte sie nur Freude an dem funkensprühenden Reiben von Rede und Gegenrede, ‚wie würden Sie handeln?' — Kaltblütig und frech erwidert dieser: ‚Ich würde mich zu dem entschließen, was am sichersten das Meiste für meine Sache einbrächte.' — ‚Bravo', ruft die Gräfin, ‚das ist ein entschiedener Standpunkt.' — ‚Das ist wie ein Advokat gesprochen,' wirft Gerd ein.

‚Und du, Gerd?' fragt die Mutter.

Gerd aber ruft: ‚Erst unser Herr Verwalter!'

Fest spricht der, sich in Positur setzend: ‚Aufrichtig! Ich glaube, ich überlegte gar nicht. Ich kann mir das gar nicht vorstellen. Für so etwas bin ich wohl nicht geschaffen. Wenn die Frau Gräfin mir befiehlt, Berechnungen für die Einrichtung der neuen ostpreußischen Güter zu machen, das brächte ich wohl mit Gottes Hilfe fertig. Aber an solche Gewissensfragen habe ich noch nicht gedacht. Sie sind aber sehr, sehr interessant,' versichert er, über und über rot werdend, als er den spöttisch-langweiligen Blick der Gräfin auffängt. Er befürchtet, etwas sehr, sehr Dummes gesagt zu haben, gibt aber dem Weine die Schuld und tröstet sich.

‚Und du, Gerd?' fragt die Gräfin.

Sie hält den Atem an. Die Linde hört auf zu rauschen. Es klingt kein Widerhall vom Gesindejubel her. Die Gläser heben sich ohne zu klirren. Der Tabakrauch ringelt, steigt in Spiralen, ballt sich zu Wölklein, stürzt in Kaskadenlinien, weht wie Fähnchen, wirbelt, zerfliegt. Sie sieht es nicht, sie bemerkt nichts. Sie sieht, empfindet nur Gerd. Gilt doch das ganze Redespiel nur ihm! Wie denkst du? Deine Antwort ist dein Urteil über mich! Dieser Gedanke ist für sie Spannung, Wertmesser, Leben.

‚Ich?' sagt Gerd. ‚Mutter, kannst du zweifeln? Hast du nicht gemerkt, daß ein jeder nach seinem Stande urteilte? Mein Freund Heinz, der Oberlehrer, versetzt sich in sein Studententum. Er tut, was ihn am schönsten deucht. Unser Pfarrer enthält sich des Handelns, denn er ist Priester. Unser Verweser tut dasselbe, weil er Beamter ist. Heidensperger hält sein Ehrenwort, denn er ist altrassiger Adel. Von Dr. Reinshagen sagte ich schon, daß er wie ein Advokat handeln würde. Ich kann auch nur handeln, wie ich

erzogen bin. Du hast mir eine feine Erziehung geben lassen. Ich habe das schönste und adeligste Geistestum verschiedener Völker in mich aufgenommen. Sorglos, ohne Kampf mit dem Leben, habe ich nur wie ein Genießer mich voll von Schönheit gesogen. Du hast es gütig so gewollt. Wie bin ich dir dankbar, daß es bei solchen Gewissensfragen so klar in mir ist. Aus anderen Gründen komme ich zu demselben Urteil wie Heidensperger. Ich wäre ja nicht wie ein Bismarck berufen, für eine große Gemeinschaft zu handeln. Der Sanitätsoffizier war es auch nicht. An seiner Stelle würde ich keinen Augenblick schwanken. Schwer würde es mir fallen, ein ganzes Heer tapferer deutscher Männer in die tödliche Gefahr gehen zu sehen. Aber mein Wort, Mutter, ist meiner Seele Atem. Es ist mir dann am heiligsten, wenn es mir am entsetzlichsten ist, es zu halten.'

‚Bravo!' ruft Pfarrer Haderloos. ‚Auf euer Wohl, Graf Gerd!'

Die Gräfin sitzt und scheint alt geworden zu sein. Ihr eigener Sohn hat sie niedergeschlagen. In ihr ist Totenstille. Die Stille greift um sich. Schon schaut Gerd sie fragend an. Der Zweifel lauert, der furchtbarste, und will sich auf ihn stürzen.

Sie rafft sich auf. ‚Ja,' sagt sie langsam, und es klingt mütterlich stolz, etwas eitel, feierlich — ganz der Stille angemessen, die schon gefährlich werden will. ‚Ja Gerd, was du sagtest, freut mich, und was unser Pfarrer sagte, das sage ich ja auch.' ‚Heuchlerin,' urteilt ihr Gewissen. Es reißt mit Raubtierkrallen ihr Mutterherz wund. — ‚Pfui! Schimpftest du nicht auf den Heidensperger? Pfui, wie so viel ekelhafter als er!' Ihr Trotz wehrt sich, der wilde Trotz ihres Blutes. Die Frage muß noch klarer gestellt werden. Wenn Gerd ein anderes Beispiel hört, jenes, das sie sich eigentlich ausgedacht hat, das ihrer tatsächlichen Lage näher gerückt ist, das ihn persönlich mehr berühren wird, würde er dann auch wie so ein fleischloser Engel urteilen? Das will sie hören. Einmal muß es zur Aufklärung kommen. Einmal muß Gerd sich entscheiden für sie oder gegen sie. Wohl warnt sie eine Stimme, vorsichtig zu sein, nicht alles unüberlegt auf die Spitze zu treiben. Doch ihr Blut ruft: ‚Sprich, sprich!' Die Gefahr, die darin lag, lockte sie. Und sie spricht. Doch nicht ohne sich wieder den Umständen in gewohnter Weise anzupassen. ‚Herr Klönne,' ruft sie, ‚ihre Meinung soll die Kette schließen.'

Die Gräfin hat gemerkt, daß Klönne mit seinem Geiste nicht bei der Sache war. Ihm muß sie daher die Gewissensfrage handgreiflicher machen. ‚Herr Klönne, wie stellen Sie sich denn nun eigentlich zu der Frage?'

Klönne, der auf die schwere trunkene Tanzweise, die vom großen

Hofe lockend herüberschallt, gehört und dabei an seine Jugendtänze und Schwänke sehnsüchtig gedacht hat, fällt wie vom Himmel und fragt: ‚Eine Frage? Haben Frau Gräfin etwas gefragt?‘ Alles lacht. ‚Ja, gewiß! Geben Sie acht! Mein Sohn, der gerade von der Schulbank kommt, möchte gern wissen, was der rechte Bauer in folgendem Falle tut. Der Bauer hat einen mündlichen Pachtvertrag mit jemand gemacht, Gemüseland. Die Pacht war stillschweigend immer weiter gelaufen, ohne ausdrücklich erneuert zu sein. Kommt der Krieg. Der Grundherr will mehr Pacht, da die Lage schwierig werde. Der Pächter weigert sich und lacht ihn aus. Nach dem Gesetze kann der Grundherr, der Bauer, sein Land wieder nehmen, da mündliche Verträge nur ein Jahr gelten, wenn sie nicht mündlich und ausdrücklich wieder erneuert werden, und da dies Jahr längst verflossen ist. Was wird der Grundherr tun? Dem Pächter das stillschweigend gegebene Wort halten oder mit dem Gesetz in Einklang das doppelt wertvoll gewordene Gemüseland wieder an sich nehmen?‘

Mit feurigem Gesicht, aus den kleinen Augen ein gelbgrünes Licht sprühend, sitzt die Frau Gräfin da und rollt ihre Worte über Klönne, den Gutsbesitzer.

Wie schneidig sie im Schwadronieren ist! So kennen ihre Gäste sie seit langem. Sie lachen jetzt dazu. Sie sind überzeugt, daß die Gräfin aus Spassigkeit den scharfen Ton angeschlagen hat. Gerd aber horcht mit den Ohren und sieht mit den Augen des Neulings. Für ihn fallen Schleier von der Seele seiner Mutter. Für ihn benimmt sich die Mutter, als ob sie ihre eigene Sache fechte. So ist denn auch die vorige Frage zwischen Ehre und Macht ihre Gewissensfrage gewesen?

Fern her rollend klingen gewitterdrohend in seinen Ohren die Worte seiner Tante, der Schwester seines gefallenen Vaters: ‚Sie wurde ein moderner Kapitalist mit einem Gewissen ohne Vorurteile. Lieber armer Adel als standesloser Adel.‘ Er hört die vor Erregung polternden Worte. Es ist ein grollender Zorn darin; er hört sie, als würden sie gesprochen.

Die Mutter klopft ungeduldig mit dem Knöchel des Zeigefingers auf ihr Tischlein, daß ihr Glas aufspringt und mitschreit: ‚Klönne, Sie werden doch wohl eine Antwort wissen?‘

Und Klönne, der das alles, wie sämtliche Anwesende, außer der Gräfin und ihrem Sohne, für Ulk aufnimmt, antwortet mit der launigsten Wurstigkeit: ‚Frau Gräfin, Frau Gräfin. So fragt wohl der Priester im Beichtstuhl und knurrt, wenn er die richtige Antwort hört und sagt: te absolvo, Sohn Adams, der sich auch verführen ließ . . .‘

‚Hahaha,‘ lacht die Gräfin.

Ist das kein Hohngelächter? Gerd erschauert und erbleicht. Aber irrt er sich nicht? Lachen sie nicht alle seiner Mutter mit Katzenaugen zu? Diese aus Mondlichtschatten glimmenden Augen! Lachen die Männer nicht mit roten Lippen herzlich und trinken auf Mutters Wohl?

Selbst Heinz, sein zarter, kluger Freund, schwenkt breit lachend das Glas: ‚Das Leben! Das Leben!' ruft er, der die Lungenschwindsucht hat und sich heute, da er so viel trinken kann, erst recht ganz gesund fühlt.

Die Mutter spricht weiter. In Gerds Seele schreit es: ‚Mutter hör' auf! Soll' ich an deiner Ehrbarkeit und Reinheit zweifeln? Ich kann es mir nicht mehr verbergen. Du selbst gestehst es. Sage nichts mehr! Ich liebe dich. Ich liebe dich so, wie du es nicht ahnst. Mutter, du bist mein alles.'

Die Gräfin spricht weiter, erhitzt, giftig, das Gesicht verzerrt.

‚Und was tut der Bauer, wenn er den Ruin kommen sieht? Dann besäuft er sich, wenn er dumm ist. Der Schnaps gibt ihm die Wärme, die ihm der Anblick des eigenen Bodens nicht mehr geben kann. Seine Räusche schläft er auf der Erde, die einst sein eigen war, aus. Er erwacht, um sich von neuem zu berauschen. Wenn er dagegen schlau ist, was tut er dann? Dann läßt er seine Frau ihr Erbteil reklamieren. In Wirklichkeit sind Mann und Frau verschuldet. Der Ehre nach muß auch das Guthaben der Frau die Schulden, die Mann und Frau gemeinsam gemacht haben, bezahlen helfen. Dem Gesetze nach kann die Bäuerin, wenn sie schlau ist, ihr Erbteil retten und damit ihren Mann, ihre Kinder vor der Bettlerschaft bewahren. Sie kann es, denn sie fühlt neue Kräfte in sich, da sie vor dem Ruine steht, wohinein ihr Mann sie und ihre Kinder gebracht hat. Soll auch sie der Ehre wegen in Armut gehen und ihre Kinder zu Bettlern werden lassen? Soll sie auch an die Schnapspulle ...'

Gerd ist aufgesprungen! Unerträglich ist es. Die Mutter hat die Frage auf die Spitze getrieben. Sie will von ihm eine Antwort, die sie unter vier Augen nicht zu heischen wagt. Nun muß er auch sprechen, sprechen ...

Die Luft dröhnt ihm von Glockenläuten. Der Himmel ist offen. Die Schuld seines Geschlechtes türmt sich ungeheuer auf. Die unsichtbare schwere Hand der Verantwortung legt sich ihm auf die Schulter. Die Seele ist in Fieberschauern riesenhaft ins Weite der Vergangenheit und Zukunft gedehnt. Die Gewalt der Erregung drängt er zurück. Er beugt sich vor, um der Mutter näher zu sein. Leise spricht er, wie zu einem Schwur: ‚Nicht das eine, noch das andere soll sie tun, Mutter. Aber ehrlich soll sie bleiben.

Ihr Schicksal, das für irgend etwas ein Ausgleich ist, soll sie wacker tragen. Das ist am schwierigsten und am schönsten.'

Er bemerkt, wie der Freiherr Heidensperger ihn anstarrt. Ahnt der die Wahrheit der Zusammenhänge von der gewaltsamen Zwiesprache zwischen Mutter und Sohn unter dem possenhaften Gebärdenspiel einer scheinbaren Ulkerei? Eine Art Scham belastet Gerds Körper. Aus Angst vor dem unaussprechlich Fürchterlichen fliehen seine Worte wieder in die maskenhafte Umgebung, nehmen leichtere Schwingen, holen Atem, schäkern: ‚Und das ist ja auch deine Meinung, du hättest mich sonst ganz anders erziehen lassen. Du willst mich jetzt prüfen, das ist dein Fragespiel. Aber mich fängst du nicht Ich bleibe fest!'

‚Ich auch,' ruft sie. ‚Wie der Bauer handelt, so ist es gesund und stark; ist es irdisch richtig. Es sichert die Zukunft, baut Häuser und füllt die Scheunen.'

Ihre Sprache ist weniger zerhackt, ist ruhiger. Sie hat gemerkt, wie sehr Gerd sich beherrschte, wie gut er in den schäkernden Ton zurückfiel. Das bringt sie wieder zu sich. Diesem Sohne, der sich als ihr unversöhnlicher Richter entpuppt, will sie in nichts nachstehen. Um keinen Preis. Im Bewußtsein, daß nur ein kühnes Schlagwort, ein Bild, eine kecke Wendung den furchtbar ernsten Redewechsel als ein lustiges Wortspiel endgültig für die anderen erscheinen läßt, in neuer Anspannung ihres stählernen und behenden Geistes spricht sie aufstehend und ihr Glas erhebend, ruhig, etwas heiser, rauh zwar, aber so frei, daß sie jeden, selbst ihren Rechtsanwalt täuscht:

‚Ah, das war mal wieder ein Redegefecht! Lange haben wir so etwas nicht gehabt, nicht wahr, Herr Pfarrer! Früher waren Sie immer der Wortheld. Sehen Sie jetzt, daß Sie auch Schule machen können? Des zum Danke trink ich auf Ihr Wohl.'

‚Potztausend,' sagt der und trinkt und gibt zurück: ‚Das war ein Feuergerede, wobei es einen heiß und kalt überlief. So verstand ich's selber nie. Frau Gräfin, der Trunk gilt Ihnen selbst. Was in solch einem Frauenkopfe alles drin sitzt! Und wie die Sätze fielen, mein Rücken kennt das Wort, die Zunge sträubt sich.'

‚Wie Knüppelschläge,' errät die Gräfin.

‚Auf das Wohl der Knüppelgräfin drum,' ruft Pfarrer Haderloos und öffnet die Gemüter wieder zum Gelächter.

Unten im Vorgarten, auf dem Wege um die große Rabatte von lila Schwertlinien, die ihre Kelchblätter weit hinunter geschlagen haben, tanzen die Knechte und Mägde einen Schottisch, schwer nach Anmut ringend in zurückgehaltener Lustigkeit, vermischt mit der reizvollsten Befangenheit, weil sie den Tanz vor der Frau Gräfin

und ihren Gästen aufführen, als Dank für das Fäßlein Bier und die Körbe voll Gebäck. Die Gräfin und ihre Gäste stehen an der Rampe des Balkons, schauen zu und vergnügen sich.

Die Gräfin spricht zum Freiherrn Heidensperger über die Behandlung ihrer Arbeiter, ihres Gesindes und ihrer Beamten. ‚Man muß mit ihnen so umgehen, daß sie ihr Bestes hergeben für ihre Herrschaft. Man muß ihnen beibringen, das Schicksal ihrer Herrschaften mit zu erleben wie ihr eigenes. Die Feste und Freuden müssen sie mit durchjubeln; die Trauerfälle müssen sie mit empfinden wie einen Schlag. Das Land, die Früchte, die Tiere, die Arbeit müssen sie lieben, als ob es ihnen gehörte. Eine solche Behandlung pflügt den Boden ihrer Seelen für die Aufnahme eines Einflusses, der sich auf viele Familien, Menschen, Dörfer, Städte auszudehnen vermag.‘

Sie wendete sich an den Freiherrn; sie richtete ihre Worte aber an Gerd. . . . Es fieberte in ihr nach ihm. Auf ihn wollte sie Einfluß haben, seine Seele wollte sie umformen. Sie gab die Hoffnung, daß ihr dies gelingen könne, noch nicht auf. Hatte sie mit ihrer Werbung doch kaum erst begonnen! Lächelte er nicht ihren Worten zu?

Gerd überhäuft seine Mutter mit Aufmerksamkeiten, mit freundlichen Worten und Blicken. Aber es ist ihm, als rühre er sie nicht, als erreichten seine Worte sie nicht, als stände sie weit von ihm.

Gerd neigt sich über die Rampe und schaut dem Tanze zu. Es ist ihm jedoch, als stiere er in einen Abgrund. Er nimmt Rosen und läßt sie jungen tanzenden Landmädchen in die bunten Schürzen fallen. Er sieht sie aber in den Abgrund fallen, ohne die Finsternis auszufüllen. Alle Rosen verschwinden. Ein Grauen steigt herauf. Das muß nicht er selbst, das muß ein anderer Gerd, ihm ähnlich sein, der die Rosen in den Abgrund warf. Es ist, als ob er Glas auf Glas von der Maibowle leere. Die fremde Person schüttet sie jedoch auch in den Abgrund. Seine Lippen öffnen sich zu schallendem Gelächter; es soll die Rufe der Angst übertönen. Seine Haltung ist steif und fest. Er bewegt sich, als trage er einen eisernen Brust- und Kopfhalter. Der Abgrund will ihn schwindelig machen.

Zum Schlusse bemerkte Pfarrer Haderloos, daß selten ein Festabend auf Uhlenbrock in solch herzlicher Einmütigkeit abgelaufen sei. Es sei wie eine lustige Symphonie, worin jeder sein Instrument spiele — schneidig, zum großartigsten Zusammenklange.

Die Gräfin ist allein. Sie will sich schlafen legen. Ihre Kammerfrau hat sie fortgeschickt. Sie riecht an der welkenden Rose, die sie am Busen trug. Sie öffnet das Fenster. Sie schließt es wieder.

Das ganze Mißverständnis zwischen mir und Gerd rührt von

der reichen Tafel her. Sie war ihm nicht kriegsgemäß. Nicht bescheiden, nicht vornehm. So denkt sie.

Sie riecht an ihrer welk duftenden Rose. ‚Wie süß!‘ Sie lächelt. Ihre Augenlider sind vom Weine schwer. Sie lächelt verschmitzt: ‚Ich werde das Doppelte von dem, was wir heute abend vertan haben, an Leute abgeben, die Not leiden. Das Doppelte? Es ist schwer! Gerade so viel, ist auch schon viel. Warum das Doppelte? Nein, gerade das Doppelte will ich geben. Es soll wie Buße sein. Und niemand soll etwas davon erfahren. Selbst Gerd nicht. Nein, der erst recht nicht. Gerade darin soll die Buße liegen und schmerzen.‘ Und sie lächelt verschmitzt.

(Fortsetzung folgt.)

Una ex his ultima

Holt die Uhr zum Schlagen aus,
Schlürft's in ihrem Zeigerhaus
So, als hielte zögernd ein
Dort ein Schritt, wie zum Besinnen
In der Stunden stillem Rinnen:
Diese, soll's die letzte sein?

Lautlos ist der Schritt der Zeit;
Lautlos bringt sie Lust und Leid,
Nimmt sie Schmerz und Freude mit.
Nur vor jedem Stundenschlage
Zögernd ob der letzten Frage
Hörst du stocken ihren Schritt.

Hans Norbeck.

Der revolutionäre Geist in Rußland

Eine Studie zur Entstehung der russischen Revolution

Von Eduard Stadtler

Der Einfluß der revolutionären Bewegung Westeuropas auf Rußland war stets ein eigenartiger. Die Revolution von 1789 hat Rußland seinerzeit direkt gar nicht berührt. Während in Westeuropa die Pariser Weltgeschehnisse tiefe Wirkung ausübten, blieb man im zaristischen Ostreiche wie außerhalb der Einflußsphäre dieses fern im Westen sich abspielenden Dramas. Dafür aber wirkte die Revolution indirekt um so stärker: die antirevolutionäre Reaktion, welche als Gegenwirkung gegen den stürmischen Radikalismus der französischen Revolution in Frankreich und in den zum Miterleben gezwungenen Nachbarstaaten sich auslebte, kam ausgerechnet in dem von der Revolution unberührt gebliebenen Rußland am schärfsten zum Ausdruck. Paul I. hat diese Reaktion nach innen ebenso maßlos durchgeführt, wie sie Alexander I. und Nikolaus I. nach außen in den Beziehungen zur europäischen Staatenwelt zur Verwendung brachten. Alexander I., die Seele der Heiligen Allianz, gestützt auf die rohe Kraft seines mehr außerhalb der westeuropäischen Kultursphäre gewordenen Staates, hat den reaktionären Druck gegen das revolutionäre Frankreich mit allen ihm zur Verfügung stehenden ideellen und materiellen Mitteln wirken lassen.

Auch die Revolution von 1848 prallte an den undurchdringlichen autoritären Mauern des zaristischen Rußlands ab. Sie hatte desgleichen wieder die indirekte Wirkung, daß die gegen die revolutionären Anstürme Westeuropas aufgerichteten reaktionären Schutzdämme verstärkt wurden. Auch dieses Mal tobte die russische Reaktion gegen die abendländische Revolution im Innern Rußlands, und es fällt nicht auf, daß in Rußland die Jahre 1848—1855 im Zeichen der höchsten Reaktion standen. Man kann diese Wirkung der Revolutionen von 1789 und 1848 mit den Wirkungen vergleichen, welche hysterische Gespensterfurcht auf unreife Geister ausübt.

Auf den vorwärtsstrebenden Teil des russischen Volkes mußte diese Gespensterfurcht im Sinne stärkeren Antriebes zur Erreichung der verbotenen Frucht wirken. Deshalb sind denn auch aus diesen durch die inneren Zustände Rußlands nicht gerechtfertigten Reaktionsbewegungen heraus, die sich an den revolutionären Bewegungen des Auslandes ihr Objekt suchten, in Rußland je und je kleinere oder größere politische Bewegungen und revolutionäre Putsche entstanden. Zunächst der Dekabristenaufstand von 1825, der als erste bemerkenswerte Nachahmung der Großen Französischen Revolution anzusehen ist. War die Reaktion von Paul I. und Alexander I. gewissermaßen Importware vom Westen, so trug auch der Dekabristenaufstand als Gegenbewegung durchaus den Stempel des ‚Westlertums‘, denn er wurde inszeniert von jenem Teil des Offizierskorps, welcher von den westeuropäischen Schlachtfeldern die Sehnsucht nach der politischen Kultur Westeuropas, vor allem Frankreichs, mit in die Heimat brachte. Anschließend

sind zu nennen die weniger tumultuarischen Freiheitsbewegungen von 1840 bis 1848, besonders aber die große Freiheitsbewegung von 1855—1862, die dann auch einen mit dem Namen Alexander II. verbundenen gesetzlich-konstitutionellen Ausdruck fand. Teils unter dem Einfluß des chaotischen revolutionären Gedankensystems Westeuropas, teils unter dem Druck der unsystematischen, gefühlmäßig extremen Art des russischen Volkscharakters, teils auch infolge der unorganischen Entwicklung des russischen Staates endeten diese Bewegungen stets in jäher Weise mit einem Ausbruch reaktionärer Gegenströmungen. Die politischen Bewegungen, ob sie konstruktiv oder zerstörend, ob sie von oben oder von unten kamen, entbehrten nie des radikalen Zuges und trugen deshalb keimartig die Gegenbewegung schon in sich. Zwischen den genannten freiheitlich-revolutionären Zeiten liegen denn auch stets wie Schluchten zwischen Berghöhen reaktionäre Perioden.

Im Jahre 1905 brach dann mitten in den Erschütterungen eines verlorenen Krieges die erste ‚Große' russische Revolution aus. Sie hatte einen halb bürgerlich-demokratischen, einen halb proletarisch-sozialistischen Charakter und war recht und schlecht ein gemischtes Plagiat der Revolution von 1789 und der Revolution von 1848 mit starker Betonung der verfassungspolitischen Tendenzen dieser beiden Revolutionen. Nach außen hin trat als Errungenschaft dieser Revolution die Duma in Erscheinung, ein Wechselbalg, der niemanden zur Freude geriet, weil er gegenüber den immer schärfer in Rußland sich herausarbeitenden extremen Richtungen von rechts und links eine viel zu geringe innere, zeitgemäße, positive Kraft besaß. Als konstitutionelle Einfuhrware aus dem Westen war die Duma entweder ein Spielzeug in der Hand der Reaktion oder eine revolutionäre Waffe in der Hand der Revolution. Und es kann deswegen nicht wundernehmen, daß auch die Duma die extremen Pendelbewegungen reaktionärer und revolutionärer Kräfte nicht zu mäßigen imstande war, daß sie vielmehr selbst von den Bewegungen mitgerissen wurde.

Auf die Revolutionsbewegungen von 1905 bis 1907 folgte automatisch eine scharfe Reaktionsbewegung, die in direktem Verhältnis stand zu der radikalen Kraft der Erschütterung des Jahres 1905.

So stellte das Rußland des 19. Jahrhunderts ein lebendiges Revolutionsfeld dar; nur dem Nichtkenner konnte es aus weiter Ferne den Eindruck eines politischen Kirchhofes machen. In Wirklichkeit schossen die revolutionäre Saat des Westens und das reaktionäre Gegengift in wildem Wettbewerb üppig empor.

Dringt man nun von der Oberfläche geschichtlichen Geschehens in die Tiefen der russischen Volksseele hinab, um die dem staatlichen Werdegang zugrundeliegenden geistigen und sozialen Kräfte der russischen Kultur zu ergründen, so staunt man über die ‚revolutionäre' Veranlagung und die radikale Tendenz dieses auf den ersten Blick so fromm-demütigen und apathischen Volkes. Dann wird der tiefe Zusammenhang der revolutionären Ereignisse Rußlands bloßgelegt. Man gewinnt dabei die Überzeugung, daß

der revolutionäre Geist in wenig Ländern so tiefe Wurzeln geschlagen hat wie gerade in Rußland.

Revolutionärer Geist ist das Streben nach einer solchen Änderung bestehender Zustände, daß durch die Vernichtung des Bestehenden und durch plötzliche radikale Umwälzung der Neuaufbau ‚von Grund auf' ermöglicht wird. Es steht dieser Geist im Gegensatz zum Evolutionsgeist, zum organischen Prinzip. Hier geht das Streben auf Formveränderung von innen heraus, nach den Gesetzen der biologischen Erneuerung, durch natürliche, allmähliche, konsequente Fortentwicklung. Es sind zwei Weltanschauungen und zwei Temperamente zugleich, die sich dabei entgegenstehen.

Revolutionäres Denken und radikales Temperament wurzeln sehr tief in den gewaltigen Gegensätzen, welche Rußland kennzeichnen. Eine Überwindung dieser Gegensätze durch Synthese ist bislang noch nicht geglückt. Die schroffste Antithese, die krassesten Widersprüche sind und bleiben das Charakteristische dieses Landes.

Da sind zunächst die klimatisch-geographischen Zustände Rußlands. Das extreme kontinentale Klima mit seinem langen, grausam kalten Winter und seiner kurzen, heißen Sommerzeit ohne die zarten und versöhnenden Übergänge einer lieblichen Frühlingszeit, eines sonnigen Herbstes konnte nicht ohne Rückwirkungen auf den Charakter des Volkes sein. Jener schlaffe, fatalistische, ergebene Zug, der den Russen kennzeichnet, ist sicher ein physiologischer Reflex auf den Druck, den äußerste Kälte und äußerste Hitze auf den Menschen auszuüben vermögen. Gleichzeitig bedingt diese klimatische Sprunghaftigkeit von äußerster Kälte zu äußerster Hitze jenen plötzlichen, unvermittelten, unorganischen, jenen radikalen und revolutionären Zug, der nur scheinbar dem passiven Grundzug zuwiderläuft, ihn in Wirklichkeit aber in ganz natürlicher Weise ergänzt.

In derselben Richtung wirken dann auch die Raumbedingungen des Landes. Die Unendlichkeit dieser Raumverhältnisse, die unermeßliche Weite und Breite der russischen Erde nehmen dem Volke den europäischen Sinn für den Wert der Zeit, besser gesagt, für den Wert der Minute und für den Wert der Intensitäts- und Qualitätsarbeit. Die ‚breite' russische Art liebt es, sich der Fülle der Raumquantität vertrauensvoll und träumerisch hinzugeben.

Wenn der Mensch das Unendlichkeitsmotiv, angewandt auf Raum und Zeit, auf sich wirken läßt, verfällt er bekanntlich einer passiven, mystischen Gottergebenheit, die seinen Willen zur Tat gewissermaßen außerhalb des Raumes und der Zeit stellt. Dabei wird der Mensch der irdischen Tat unfähig. So geht's dem Russen in Bezug auf das Verhältnis zur Raumunendlichkeit seines Landes. Seine Vorstellungen von Vaterland, Staat, Gesellschaft und Volkswirtschaft werden gewissermaßen dem Augenblick entrückt, in die Weite geworfen, von der Wirklichkeit abstrahiert. Traumhaftes und Emotionales macht sich überall da breit, wo der Zwang zur Tat und der Sinn für die Wirklichkeit den Willen

bestimmen sollten. Auch diese passive, traumhafte Stellungnahme zu Raum und Zeit bedingen dann jeweilig, wenn die Not am größten, plötzlich Ausbrüche des lang verhaltenen Tätigkeitstriebs, radikale Explosionen der Naturkraft des russischen Willens gegen die Widerstände, welche Außenwelt und Innenwelt der russischen Natur entgegensetzen.

So ist der radikale, revolutionäre Geist etwas Ur-russisches. Er ist der Passivität und Schlaffheit der russischen Volksseele wesensverwandt, im Sinne der notwendigen, temporären Ergänzung, des natürlichen Gegenpols. Die passive Art und die revolutionär-aktivistische Art des russischen Wesens stehen zueinander wie weibliche Art und männliche Art in der Menschheit. Man sagt allgemein, der russische Volkscharakter sei durch und durch weiblich, die geistige Rezeptivität sei größer als die Produktivität, das Gemütsleben trete beherrschend in den Vordergrund, auffallend sei der Mangel an männlichen Willensmerkmalen, wie Stetigkeit, Konsequenz, Entschiedenheit, Machtstreben, der Russe sei irrational wie das Gemüt, das ihn beherrsche; aber das ist nur die eine Seite der russischen Natur, allerdings die augenfällige. Daneben ist der Russe auch zeitweilig von roher, ungebundener Männlichkeit. Das merkt man schon bei seinem unberechenbaren, sprunghaften Draufgängertum im Denken und bei seinem noch unberechenbareren, stoßhaften Tun und Wollen. Der Russe denkt und handelt plötzlich, fliegend, ruckweise, blitzartig, im Nu der Welt und der Wirklichkeit entrückt. Immer ‚radikal' und ‚revolutionär'! Oft tragen ihn dabei kindlicher Instinkt oder sicherer Takt glücklich durch den philosophischen Urwald. Aber die Fähigkeit zum systematischen, planvollen, organischen Verstehen oder gar zu bedächtigem, allseits gesichertem Streben und Wirken geht ihm im allgemeinen ab. Gegeben ist den Russen, wie Puschkin sagt, die glückliche Regung, doch fehlt's am Vollenden. Puschkin hätte besser von blinder Regung gesprochen, die erst durch die Begleitumstände glücklich oder unglücklich wird. Russische Schriftsteller gehen sogar so weit, diesen Gegensatz unter einen ethischen Maßstab zu stellen.

So stellt sich uns der radikale Geist, die revolutionäre Veranlagung des Russen als eine Eigenart dar, die auf den natürlichen Verhältnissen des Landes ruht und als eine psychologische Reaktion temporär-explosiver Art gegen die urgewaltig der russischen Seele aufgedrückte Passivität charakterisiert werden kann. Unausgeglichen stehen sie nebeneinander, die extrem weibliche, im allgemeinen vorwiegende Passivität und die extrem männliche, doch viel seltenere Aktivität.

Was die Natur des Landes schon an Extremen aufweist, was in der Tiefe der russischen Volksseele als unausgeglichener Gegensatz lebt, das äußert sich auch in der russischen Geschichte, in der russischen Literatur, vor allem in der russischen Politik. Überall begegnen wir im Leben des russischen Volkes und in den Erscheinungen der russischen Kultur dieser Polarität: langanhaltende feminine Hingabe an irgend eine mehr oder weniger roh und äußerlich waltende Kraft und dann plötzlich das vulkanartige Ausbrechen gegen den übermäßigen Druck dieser Kraft. Mit weib-

lichem Duldersinn paßt sich der Russe irgend einem Gegebenen an, ordnet sich sklavisch den Geboten der Umgebung unter, um hin und wieder in unberechenbarer Weise sich Emanzipationsgelüsten hinzugeben. Ans Ziel gelangt er beide Male nicht. Denn in beiden Stadien überwiegen Gemüt und Gefühl, das Emotionale. Die Hingabe sowohl wie die Emanzipation arten in blinden Fanatismus aus. Angesichts des unausbleiblichen Mißerfolges schwankt dann die russische Seele in der Beurteilung ihres Könnens und Nichtkönnens zwischen mörderischer Selbstanklage bis zur Selbstvernichtung und leichtherziger Selbstüberschätzung bis zu gotteslästerlicher Überhebung.

Erst durch das Verständnis des oben gekennzeichneten russischen Doppelwesens werden einem sonst ganz rätselhafte Erscheinungen der russischen Politik etwas verständlicher. So z. B. der Gegensatz zwischen ‚Westlertum' und ‚Allrussentum'. Im ‚Westlertum' haben wir es mit einer übertriebenen, extremen, oft unsachlichen Verehrung der westlichen Kultur zu tun. In dieser Verehrung finden wir alle kennzeichnenden Eigenheiten des russischen ‚Radikalismus' wieder: überschwengliche Empfänglichkeit für die wirklichen und für die scheinbaren Werte der westeuropäischen Zivilisation, passive Hingabe an dieselben, Unfähigkeit, das Niveau der westlichen Kultur in systematischer Arbeit zu erreichen, plötzliche Ausbrüche radikalen Wollens, um sie sich auf einmal, ‚revolutionär' anzueignen, dann wieder Rückfall in den Fatalismus, in verzweifelnde Gleichgültigkeit. Durch alle Stadien des geistigen Sicheinlebens und des praktischen Kämpfens hindurch bleiben dabei die ‚Westler' gefühlsmäßig ihrem Ideal treu, ja der Mißerfolg erhöht nur ihre echt-russische, orientalische Vergötterungssucht gegenüber dem unerreichbaren ‚Westen'.

Im ‚Allrussentum' finden wir dasselbe wieder; nur das Objekt ändert sich. Das slavische Ideal tritt an Stelle des ‚Westlichen'. Auch hier Überschwang in der gefühlsmäßigen Hinneigung, Radikalismus der Begeisterung, hinreißende Ansätze zur Tat, köstlicher Elan, aber keine Fähigkeit zum Denken nach geordneten, nüchternen Reihen, zum Abwägen, zum zweckmäßigen Aufbauen der Handlungen. Und auch im Verhältnis zwischen ‚Westlertum' und ‚Allrussentum', gerade weil beide irrational gedacht, empfunden und angestrebt werden, wird der Gegensatz im harten Ringen des Alltags nicht abgeschliffen, sondern verschärft. Denn es fehlt an vermittelnden Größen, als da sind nüchterne Verstandesbegabung und Zwang zur Tat.

So erklärt sich auch die ‚radikale' Art des ganzen russischen Parteilebens. Überall ‚Maximalismus', revolutionärer Geist, ‚Bolschewismus'. Die Linksströmungen des westeuropäischen Parteilebens haben gerade in Rußland ihre extremste Ausdrucksform gefunden. Die Spannungen zwischen den Idealforderungen der Demokratie und den Zuständen des gesellschaftlichen und politischen Lebens sind schon in Westeuropa so gewaltig, daß der auf gewaltsame Lösung hinstrebende Massengeist auch dort nur zu leicht dem Radikalismus verfällt. Zum Glück sind in Westeuropa die traditionellen Bindegewalten so stark, daß sie die Staaten im Gleichgewicht

erhalten und bei revolutionären Erschütterungen wieder in ein gewisses Gleichgewicht zu bringen imstande sind. Anders in Rußland, wo jene Spannung eine ungeheuer viel größere ist und zugleich die traditionellen Bindegewalten geringeren moralischen inneren Wert haben. In einem solchen Land muß deshalb rebus sic stantibus, der radikale Trieb in den ‚fortschrittlichen‘ Schichten besonders stark auswachsen. Der Nihilismus, der Anarchismus, der Bolschewismus sind denn auch typische russische Bewegungen, weniger wegen ihres geistigen Gehaltes als wegen ihrer ‚radikalen‘ Form.

Dasselbe gilt aber auch von den Rechtsströmungen im russischen Parteileben. Der Zarismus ist ja im Grunde genommen auch nichts anderes als eine urrussische Erscheinung der Politik. Das Wesen des Zarismus ist doch der aus Unvermögen und Schwäche gegenüber den Forderungen einer von innen ausgehenden und nach innen gerichteten Staatsentwicklung geborene radikale Drang nach äußerer Bewältigung der schwierigen Aufgabe. Der Zarismus und die ihn stützenden parteipolitischen Rechtsströmungen fußen auf der Voraussetzung, daß die russischen Raumverhältnisse und die ungeheuren Widerstände der russischen Volkskultur weder im Tempo noch mit den Methoden Westeuropas staatlich gebunden und bezwungen werden können. In diesem echt russischen Ohnmachtsgefühl gegenüber dem Zwange zu organischer Gestaltung verlegt sich der Zarismus auf eine den Schwierigkeiten und Widerständen entsprechende extreme Gewaltpolitik. Mildernd wirkten dabei nach außen die Gefühlsmomente der russischen Staatsreligiosität und noch mehr die einer durchgreifenden Gewaltpolitik als unüberwindliches Hindernis entgegentretende ‚Raumwirtschaft‘.

Das politische Machtmotiv in seiner radikalsten Form ist so charakteristisch für die russische Kultur, daß es über die Sphäre der Parteipolitik und der allgemeinen Staatspolitik auch auf das ganze Geistesleben Rußlands übergegriffen hat. Man kann ruhig von politischer Radikalisierung oder mit einer anderen Nuance von einer radikalen Politisierung der russischen Geisteskultur reden. In anderen Ländern sind die Zusammenhänge zwischen Literatur und Politik nur lose. In Rußland greifen beide so stark ineinander, daß der Fremde staunt. Die russische Literatur ist durch und durch ‚politisch‘. Fast alle russischen Dichter und Romanschriftsteller sind zugleich radikale Politiker: sie unterminieren die den Prinzipien freien Geistesschaffens so feindseligen staatlichen Grundlagen des russischen Reiches, sie sabotieren den Zwangsstaat und das Machtmotiv (Nassilje) als Grundlage staatlicher Kultur, sie geben unstaatlich und antistaatlich wirkende Losungen aus, sie höhlen das Staatsgebäude aus, dem sie kulturelle Tragsäulen einzubauen berufen wären. Mit anderen Worten: die russischen Schriftsteller sind Berufsrevolutionäre. Umgekehrt sind fast alle russischen Politiker, besonders im Parteileben und in der Presse, Literaten, Künstler, Poeten. Das zeigt sich schon darin, daß derselbe Mann heute Theaterkritiker oder Theaterregisseur, morgen Parteisekretär, übermorgen Dumakandidat ist. Schauspieler ist ja der Russe von Geburt, und wo anders als auf der Bühne und

auf dem Überbrettel moderner Parlamentspolitik kann sich dieses Schauspielertalent ausleben? Auch genügt ein Blick in die russischen Zeitungen, um den Eindruck hervorzurufen, daß da statt politischen Denkens, statt politischen Tatendrangs literarischer Impressionismus herrscht. Wann überlegt sich ein russischer Journalist einen Artikel auf dialektische Sicherheit und auf taktische Wirkung? Ihm genügt der Künstlerstolz einer gelungenen literarischen Schöpfung. Er schreibt aus der Stimmung heraus mit den Schwingen künstlerischer Intuitions- und Phantasiebegabung, meist ohne klar erkanntes Ziel, ohne politisches Zweckwollen, besonders ohne System. Morgen schreibt er ganz anders, nicht aus einer anderen Situation, sondern aus einer anderen Stimmung heraus. Nicht viel anders ist der Parteipolitiker. Er legt seine Seele (Duscha), sein ganzes Gemüt in die Parteiaufgaben, gleichsam wie ein Künstler, der sich in seinem Objekt verzehrt. Deshalb ist der russische Parteipolitiker ein Fanatiker par excellence, gefühlsmäßig beweglichen Geistes, stets zu impulsiver Tat bereit.

Es braucht wohl nicht gesagt zu werden, daß diese Verquickung von Politik und von Literatur für das russische Volk als dem Objekt einer literarisch frisierten Revolutionspolitik und einer radikalpolitisch wirkenden Literatur verhängnisvoll werden mußte. Denn so wertvoll es ist, wenn die Politik nicht ohne künstlerische Note ist — da die Politik ja selbst eine Kunst ist —, und so bedeutungsvoll es andererseits bleibt, wenn die Literatur die mannigfaltigen und dank der Verschmelzung von Volkstum und Staat so volkstümlichen Stoffe der Politik nicht achtlos beiseite schiebt, so verderblich ist es, wenn zwischen Politik und Literatur Synthesen zustande kommen, die das Wesen der einen oder der anderen Gattung beeinträchtigen und Wirkungen heraufbeschwören, die dem staatlichen Leben wie der höheren Geisteskultur gleich gefährlich werden.

So reicht die Revolution von 1917 mit ihren Wurzeln tief hinunter in den Urboden der russischen Natur. Ohne Kenntnis der geopolitischen und ideologischen Gründe des jetzigen Geschehens steht man mit der rein staatspolitischen — und dazu zählt auch die schematisch-parteipolitische — Erklärungsmethode vor der Monumentalität der russischen Ereignisse ganz hilflos da. Und wozu diese Hilflosigkeit führen kann, zeigt der unerhörte Wirrwarr in der öffentlichen Meinung Deutschlands gegenüber den russischen Fragen und vor allem die ängstlich abwartende, in der Begründung unklare, in der Taktik sprunghafte Politik des Deutschen Reiches gegenüber dem russischen Staatschaos. Da niemand anderer als Deutschland den Wiederaufbau im Osten organisatorisch leiten und durchführen kann, tut um so eingehenderes Studium der treibenden Kräfte der russischen Geschichte und der jetzigen Revolution dringend not. Wie sollen wir sonst Ersatz bieten können für den Verstand, welchen jetzt das russische Volk mit seinem Gefühlsradikalismus bei der revolutionären Vollendung des Tolstoischen Werkes entthront hat? Und was nützt deutsche Organisationskraft, wenn sie blind und kurzsichtig mit den schematischen Mitteln der Bureaukratie zur Bewältigung des russischen Chaos angesetzt wird?

Das Drama Strindbergs

Von M. F. Cyprian

August Strindberg ist heute vielleicht der einflußreichste Dichter Europas. Ähnlich wie Ibsen hat er sich gegen Ende seines Lebens von der sieghaften jüngsten Generation umjubelt gesehen; nun nach seinem Tode wächst zusehends seine dichterische Nachfolge und die fast selbstverständliche Zustimmung des einst ablehnenden Publikums. Zumal in Deutschland hat Strindberg begonnen, die führenden Theater der großen Städte zu beherrschen, die moderne Schauspielkunst in den Rhythmus seiner künstlerischen Wesenheit einzuengen und unter denjenigen jungen Dramatikern, die sich vom Strome der Zeit tragen lassen, Schule zu machen. Schon gilt Strindberg in weiten Kreisen unseres Literaturlebens nicht mehr als eine problematische Natur, dessen Bewertung im Urteil der Temperamente schwankt, sondern man beginnt ihn fast wie einen klassischen Autor zu behandeln, dessen welthistorischer Ruhm keinem Zweifel mehr unterworfen ist. Wie wir über Sophokles, Shakespeare, Calderon und Schiller Bücher von fleißigen Oberlehrern besitzen, die mit mehr oder weniger subalternen Inhaltsangaben und Analysen ihrer Dramen gefüllt sind, so besitzen wir auch seit kurzem über Strindberg einen Wälzer von C. D. Marcus*, aus dem man sich rasch den Inhalt eines vergessenen Stückes in Erinnerung rufen kann — das Buch eines kritiklosen Apologeten, aber treu und bieder gearbeitet.

Gegenüber dieser literarischen Kanonisierung Strindbergs beginnt aber endlich — wie es scheint vor allem in der allerjüngsten Generation — eine Stimme des Protestes laut zu werden, die ihren drastischen und extravagantesten Niederschlag in dem Buche von Otto Kaus** gefunden hat. Dieser aktuelle literarische Streit um Strindberg bedeutet mehr als nur die Frage nach der künstlerischen Qualität eines außergewöhnlich erfolgreichen Schriftstellers: in diesem Kampfe birgt sich vielmehr der Gegensatz zweier Generationen, die Divergenz ihrer Weltanschauungen und ihrer Forderungen an die Kunst. Da es sich in der Auseinandersetzung mit Strindbergs Werk nicht um eine Frage von antiquarischem Interesse handelt, sondern um eine unausweichbare Entscheidung gegenüber dem Kunstwollen der Gegenwart, so sind auch wir uns bewußt, in den folgenden Ausführungen zwar nach Objektivität zu streben, aber dennoch in unserem Urteil durch Gepräge und Sendung der eigenen Generation gebunden zu sein.

Drei Etappen hat, so meint C. D. Marcus, die Geschichte des Dramas: die Tragödie der Antike, das Drama Shakespeares, die Schauspiele Ibsens und Strindbergs — die Dramen der Götter, der Könige und der Bürger. Ganz abgesehen davon, daß diese Einteilung für die großen Epochen des spanischen, des französischen und des deutschen Dramas, welche der nor-

* C. D. Marcus, August Strindbergs Dramatik. München, G. Müller 1918.

** Otto Kaus, Strindberg, Eine Kritik. München, R. Pieper & Co. 1918.

wegisch-schwedischen Ära wohl kaum an Bedeutung nachstehen, keinen Raum hat, — sie verkennt das Wesen der Dramentypen, weil sie von stofflichen statt von inneren Kriterien ihren Ausgang nimmt. Denn faßt man die Marcussche Einteilung nicht nur in der äußerlich stofflichen, sondern in der tiefsten Bedeutung der Worte, so wird man sich fragen müssen, ob die griechischen Tragiker, deren Dichtungen die ganze Bürgerschaft Athens ergriffen lauschte, nicht in viel eigentlicherem Sinne Dramen der Bürger schufen als Ibsen und Strindberg, deren Wirkung sich doch auf eine engere literarisch und psychologisch interessierte Schicht begrenzt. Man wird es ferner als ein äußerliches Kriterium ablehnen müssen, wenn Marcus behauptet, daß Ibsen und Strindberg den Kampfplatz des Dramas erweitert und dem Erlebnis des einzelnen angenähert habe, — rein stofflich genommen werden Peer Gynt oder der Unbekannte in ‚Nach Damaskus' zwar sehr weit in der Welt herum geführt, aber damit ist die Frage noch lange nicht erledigt, ob nicht vielleicht der gefesselte Prometheus, der während des ganzen Dramas des Aischylos an einem Orte verbleibt, eine viel ‚weitere Welt' erlebt als seine modernen Nachfahren, bei denen stoffliche Buntheit die seelische Armut verbergen muß. Und ob uns Peer Gynt und Der Unbekannte wirklich menschlich näher sind als beispielsweise der König Ödipus, ist mir wenigstens höchst zweifelhaft, — denn während bei den modernen Helden ihr Schicksal mit der Eigenart ihrer erblichen Belastung oder ihrer persönlichen Abnormität begründet ist, empfinden wir beim Ödipus des Sophokles die allgemeingültige Tragik eines Menschen, über den allgewaltig das Schicksal hereinbricht und der es heroisch trägt. Sophokles hätte es schließlich auch fertig gebracht, das Schicksal des Ödipus aus seiner persönlichen Bedingtheit zu motivieren — und der große Hugo v. Hofmannsthal hat nicht versäumt, den unmodernen griechischen Tragiker in diesem Sinne zu korrigieren —, Sophokles aber hatte die ursprüngliche Sicherheit eines echten Dichters und war sich sehr wohl bewußt, daß eine solche Individualisierung die Tragik seiner Dichtung nur begrenzt und abgeschwächt hätte. Doch wir wollen es uns versagen, die Dramen Ibsens und Strindbergs etwa an den hohen Maßstäben der antiken Tragödie zu messen — wir wollen nur Wesen und Gestaltung ihres selbstgesteckten Zieles betrachten.

Will man sich die literarhistorische Stellung Strindbergs vergegenwärtigen, so fällt am markantesten ins Auge, daß er reifte in jener Epoche, in welcher Ibsen die europäische Literatur beherrschte. Ibsen war vom historischen Drama zum modernen Problemstück herabgestiegen: mit psychologischem Scharfsinn und theoretischem Geschick dramatisierte er aktuelle Tagesfragen. Ibsen hatte eine unbegrenzte Hochachtung vor der Wissenschaft seiner Zeit; er hat sein Werk ärger mit vergänglichen Vorurteilen angefüllt als irgendein Dichter im Mittelalter und im Zeitalter der Gegenreformation; ohne Darwinismus und Milieutheorie sind die meisten seiner Dramen undenkbar. Ibsen hat ein unverkennbares moralisches Bewußtsein und eine unantastbare Ehrlichkeit, in ihm steckt das Temperament eines echten Dramatikers;

aber die Irrtümer seiner Zeit waren gewaltiger als sein Dichtertum und zerbrachen sein Werk. Die Tragödie bedarf des freien Kampfes des Helden wider das hereinbrechende Schicksal: Henrik Ibsen fand nicht den Mut, den herrschenden Vorurteilen zum Trotz an diese Freiheit des Menschen zu glauben. Oßwald in den ‚Gespenstern' ist, unbeschadet der wesentlich flacheren Motivierung, doch in ähnlicher Weise wie Orest Erbe des Fluchs seines Geschlechtes: aus der Gestalt des Orest schufen die griechischen Tragiker einen dramatischen Helden, der sich heroisch gegen die Erinnyen zur Wehr setzt, — gegen die moderne Abstammungslehre gibt es nicht diesen Kampf menschlicher Freiheit, und Oßwald fällt in dem dumpf fatalistischen Stücke Ibsens wehrlos dem unverschuldeten Schicksal anheim; eine traurige, mitnichten eine tragische Gestalt. Wo das Ethos Ibsens in seiner Dichtung durchbricht, bleibt es noch in der materialistischen Weltanschauung gebunden: Peer Gynts höchstes Ideal ist, ‚ganz er selbst' zu sein, — während ein wahres Ethos erst dort anfängt, wo der Mensch seiner Freiheit und ihrer Verantwortlichkeit bewußt wird und die Berechtigung eines objektiven Sollens anerkennt über den Trieben seiner Individualität.

Dieses Dichters Werk war für Strindberg bahnbrechend und anspornend, aber zugleich auch Gegenstand der Auseinandersetzung und Überwindung. Strindberg war eine abgründigere Natur als Ibsen. Er verabscheute die Flachheit und rationalistische Begrenzung des Norwegers. Ibsen hatte Charaktere und Schicksale seiner Helden ausgeklügelt wie Rechenexempel; Strindberg empfand mit leidenschaftlicher Hingabe die unbegrenzte Unendlichkeit des Menschen, die Unberechenbarkeit seiner dämonischen wie seiner edlen Kräfte. Ibsen hatte die Probleme der Dichtung veräußerlicht und suchte die tragischen Konflikte in den gesellschaftlichen Einrichtungen; Strindberg fand die Tragik dort wieder, wo sie ihre wahre Heimat hat, in den Charakteren der Menschen selbst.

August Strindberg besaß wie der repräsentative Philosoph seiner Epoche, wie Friedrich Nietzsche, seine größte Kraft in der Kritik: er durchschaute klar die Schwächen seiner Vorgänger, und er ahnte auch wohl, was seiner Zeit not war. Aber auch Strindberg gehört wie Nietzsche zu jenen problematischen Gestalten ausgehender Zeitalter, die schon die Forderungen des neuen Morgenrotes sehen, deren schaffende Kräfte aber sich von dem alten Abend noch nicht zu lösen vermögen.

Strindberg hatte die Äußerlichkeit des Naturalismus eingesehen und gestrebt, zur metaphysischen Wahrheit der Seele vorzudringen. Dennoch ist er von dem vulgären Naturalismus, dem er freilich am krassesten in seinen frühen Einaktern huldigte, nie mehr losgekommen. Selbst in die historischen Dramen dringt dieser Naturalismus ein. Das Mittelalter erscheint in dem Stücke ‚Die Folkungersage' hysterisch verzerrt. Die großen Könige der Schweden werden zu modernen neurasthenischen Charakteren verunstaltet: der heldische Karl XII., der in Werner v. Heidenstams herrlichem Romanepos wahrhaft auferstanden ist, wird im Drama Strindbergs nach

dessen Selbstzeugnis zu einem ‚halbverrückten Despoten', und Erich XIV. wird zu einem aus Gewaltsamkeit und Nachgiebigkeit widersinnig gemischten Dekadent.

Dem krassen Naturalismus steht, ähnlich wie bei Ibsen so auch bei Strindberg, eine verschwommene Sentimentalität und eine mondscheinsüchtige Romantik zur Seite — ein einschneidender Gegensatz zu der herben Verhaltenheit des antiken und des shakespeareschen Dramas. Strindbergs Helden können die Nacktheit des Lebens nicht ertragen, — statt in ihr sich zu bewähren, entfliehen sie vor seiner Leibhaftigkeit. Typisch für die Strindbergischen Menschen ist Frau Margit, deren romantische Liebe erkaltet, als ihr Gemahl sich in ihrer Gegenwart die Stiefel auszieht.

Sehr charakteristisch offenbart sich diese Verbindung von Naturalismus und falscher Romantik in Strindbergs Auffassung der Frau. Auch hier muß man zunächst an den Gegensatz zu Ibsen denken, der, von den Doktrinen der Frauenrechtlerinnen beeinflußt, in larmoyanter Weise die Unterdrückung der Selbständigkeit der Frau in der Ehe schildert. Strindberg fühlte sich zur Opposition herausgefordert gegen die Frauencharaktere dieses ‚männlichen Blaustrumpfes'; unerträglich war ihm ‚Ibsens Monomanie, überall unterdrückte Frauen zu sehen'. Mit sarkastischer Bitterkeit schildert Strindberg gerne den umgekehrten Fall, wie die Frau den Mann quält und zugrunde richtet. Laura in ‚Der Vater' hat innerhalb siebzehn Jahren den Rittmeister mählich unterjocht; Alice im ‚Totentanz' hat in fünfundzwanzigjähriger Ehe ihren Mann so hassen gelernt, daß sie glaubt, laut auflachen zu müssen, wenn er stürbe; Thekla in ‚Den Gläubigern' unterjocht den stillen, feinen Künstler Adolf: denn sie will blenden und herrschen. Immer kehrt derselbe Frauentyp in Strindbergs Dramen wieder: katzenhaft sich anschmeichelnd, doch dann vampyrhaft den Gatten aussaugend. Mit unheimlicher Macht muß dieser Frauentyp Strindberg gefesselt haben: Maurice im ‚Rausch', der unverkennbar Züge Strindbergs trägt, wird seiner anständigen, treuen Frau Henriette untreu um einer derartigen Frauennatur willen.

Der Pessimismus gegenüber der Frau wird konsequenterweise auch auf die Ehe übertragen — sie überliefert den Mann der Aussaugung durch das Weib, sie gibt selbst die reinste Liebe der Erstickung durch den würgenden Schmutz des Alltags preis. Nirgends zeigt sich die falsche Romantik Strindbergs krasser als in seiner immateriellen Auffassung der alten Liebe, die bei jeder Berührung mit der Materie zerscherben müsse — während in Wahrheit doch die echte Liebe die Materie sich einbezieht und meistert. Ganz in seinem Individualismus befangen, hält Strindberg die Ehe für schlecht, weil seine Menschen ihr nicht gewachsen sind, und kommt auch noch nicht einmal auf die Idee zu fragen, ob nicht vielleicht seine Menschen schlecht seien, weil sie der sakramentalen Forderung der Ehe nicht zu entsprechen vermögen. Im ‚Traumspiel' kommt Indras Tochter auf die Erde nieder, und auch sie scheitert kläglich am Problem der Ehe: sie vermählt sich mit einem charaktervollen, aber armen Manne und hält zunächst auch Kindbett

und Not tapfer aus; als die Not aber zwingt, täglich mit einer Kohlmahlzeit sich zu begnügen, hält selbst die Tochter des Gottes das Leid der Menschenehe nicht aus.

Aber Strindberg hat nirgends die weltanschauliche und künstlerische Freiheit, ein Problem wirklich in seiner Objektivität zu sehen und zu gestalten: er bleibt haften an seinem eigenen Selbst. Schon in Goethes Werk macht sich zuweilen die Gefahr des modernen Individualismus bemerkbar, sich in der dichterischen Gestaltung nicht von der eigenen Person lösen zu können. Bei Strindberg hat diese Schwäche ihren Höhepunkt erreicht; in fast allen seinen Dramen spiegelt er sich selber, ist er selbst die tragische Gestalt, gegen die mit hämischem Neid die Schicksalsgewalten sich verschwören. Typisch ist jene egozentrische Empörung, in die Strindbergs alter ego, der Unbekannte in ‚Nach Damaskus' ausbricht — und die Herr Marcus die Naivität hat, eine ‚titanische Anklage' zu nennen —: ‚Wer erdreistet sich, mich in meinem Liebestraum zu stören? Wer reißt mir den Becher vom Munde und das Weib aus den Armen? Neidische, Götter und Teufel! Kleine Bürgergötter, die den Stoß der Klinge parieren mit Nadelstichen von hinten; die sich nicht auf dem Platz einfinden, aber mit einer unbezahlten Rechnung antworten — dem Küchenwege, um den Herrn vor seinen Knechten zu blamieren.'

Das ist überhaupt das Charakteristische an der Welt Strindbergs: nicht elementare Gewalten stehen im mächtigen Kampf einander gegenüber, sondern es sind die quälenden Kleinigkeiten, die verborgenen Unterströmungen, die zurückgestauten Lüste, die leisen Nachwirkungen alter Freveltaten, die schlürfende Heimtücke gespenstischer Wesen, an denen die Menschen zu Grunde gehen. Er schildert nie den menschlichen Urkampf zwischen wollendem Geist und hemmender Naturgewalt; sein Reich ist das müde Schicksal moralischen Verfalls: er ist der Dichter der ‚Scheiterhaufen', ‚Brandstätte', ‚Gespenstersonate'. Quälender Spuk geht durch seine Dichtungen: nie hat das Gespenstische in seinem Werk die freie phantastische Gewalt wie bei Poe und E. T. A. Hoffmann. Vielmehr mahnen die äußerlichen Requisiten der Strindbergschen Gespensterwelt nicht selten an die Manier der deutschen Schicksalsdramen im Anbeginn des 19. Jahrhunderts, und wie bei Zacharias Werner und Müllner, so ist auch bei Strindberg häufig der Sieg des Schicksals über den Menschen willkürlicher Zufall und fatalistischer Widersinn. So hat auch die pessimistische Grundstimmung, welche das Werk Strindbergs durchzieht, meist nicht die große metaphysische Schau einer Schopenhauerschen Philosophie oder die weltentsagende Läuterung eines christlichen Schmerzes: die Helden Strindbergs nehmen den Untergang weder freudig auf sich, noch wehren sie sich dagegen mit sinnenfroher Lebensbehauptung, sondern in passiver Abwehr: geduckt, bang sträubend ereilt sie ihr Geschick. Wenn der Held von ‚Nach Damaskus' ins Kloster geht, so liegt darin kein heroischer Entschluß, sein verzerrtes Leben hinfort durch mönchische Tugend zu erhöhen, sondern die Resignation an allen Dingen führt den Verzagenden

in das stille Asyl. Das ganze Leben ist Traum; aber nicht Traum voll symbolischen Sinnes, sondern dumpfes Schlafwachen, dessen Ursprung und Ende, dessen Sinnen und Ziel unübersehbar sind: ‚es ist schade um die Menschen'. Am Morgen der Zeiten, ehe die Sonne schien, ging Brahma, die göttliche Urkraft, und ließ sich von Maja, der Weltmutter, dazu verleiten, sich zu vermehren. Diese Berührung des göttlichen Urstoffes mit dem Erdenstoffe war der Sündenfall des Himmels. Die Welt, das Leben und die Menschen sind also nur ein Phantom, ein Schein, ein Traumbild . . .'

Eben weil die Unzulänglichkeit aller Dinge von der Verantwortlichkeit der Menschen abgewälzt wird auf die minderwertige Beschaffenheit der Welt, ist weder der tragische Konflikt der scheiternden absoluten Forderung noch die Aufzeigung einer reinen und starken Gewalt in Strindbergs Werk möglich. Gleich ihrem Schöpfer sind auch alle seine Gestalten so zerrissene Wesen, daß sie unfähig sind, ganz einer Gesinnung sich hinzugeben: nicht nur Tristan und Isolde oder Romeo und Julia sind in einer Strindbergschen Welt undenkbar, sondern auch die großen Verbrecher Shakespeares. Die schlechten Menschen bei Strindberg sind ohne Unbedingtheit im Bösen — bestenfalls tückische Streber wie Jacques im ‚Geheimnis der Gilde'. Die psychologische Zersetzung moderner Weltbetrachtung macht auch die Weltanschauung des schwedischen Dichters zu einer durchaus relativistischen. Mit außerordentlicher Feinheit, mit einem tiefbohrenden Wissen um psychische Subtilitäten wird den verborgenen Regungen der Seele nachgespürt: aber es fehlt die Entschiedenheit, um die Teile zum Ganzen, das psychisch Wahre zur Gestalt erschaffen zu können.

Ibsen noch hatte einen gewissen Glauben, wenn es auch kein metaphysisch tiefer Glaube, sondern das Klammern an positivistische Fetische war. Strindberg durchschaut, daß die Ideale Ibsens Idole waren — für ihn bleibt nichts mehr bestehen, was glaubenswürdig ist. Alle Werte scheinen ihm hinfällig, alle Idole Täuschungen: weder Liebe noch Ehe, noch heiliges Leben haben vor seiner zersetzenden Kritik Bestand. Ihm bleibt nichts als das immer neue Irren des Menschen und das Gefühl, daß alles schwankend und wankend ist, daß es eine unerschütterliche Wahrheit nicht gibt. So spiegelt sich in Strindberg der glaubenslose Nihilismus seiner Zeit. Daß aber dieser Unglaube in ihm zum schweren Leid wird, darin liegt die menschliche Größe Strindbergs und der Quell seiner echtesten dichterischen Kräfte. Wäre Strindberg nicht immer ein halber Literat geblieben, hätte er seinen Schmerz mit letzter Gewalt erlitten, er hätte vielleicht eine ergreifende Dichtung schreiben können, in der die Qual eines glaubenslosen, glaubenssehnenden Geschlechtes zum Himmel aufschluchzt. Strindbergs seelische und dichterische Potenz reichte zu diesem Werk nicht aus, das er selbst ersehnt hat; doch in seiner schönsten Dichtung, dem ‚Advent', ist ein Schimmer davon: in die Infernoqualen der leidenden Menschheit klingt versöhnend der reine Ton einer Verheißungsglocke. Die

Reinheit zweier Kinder steht lilienweiß zwischen schmutziger Selbstsucht: eine verheißende Verkündigung, die in Strindbergs Werken nicht zur Erfüllung geworden ist. Denn die Welt ist bei ihm von eintönigem Grau; nur in der unwirklichen Sphäre des Märchenspieles kann er sich von ihr erlösen. Zwar bleibt auch die Welt der ‚Kronbraut' in trostloses Düster gehüllt, aber in seinem ‚Schwanenweiß' schwebt eine reine Phantasie zu anmutiger, wenn auch nicht immer sehr plastischer Gestaltung auf.

Die Zeit erkennt in Strindberg bewundernd den Dichter ihrer Glaubenslosigkeit, ihres zerrissenen Weltschmerzes, ihres schlürfenden, wollüstigen Leidens. Hat aber Strindberg dieses Zeiterlebnis zu einer Gestaltung bezwungen, die nicht kraft kulturhistorischen Interesses, sondern dank ihrer dichterischen Eigenkraft in anders gearteten Zeitepochen fortleben wird? Strindberg hat seinen Lesern und Hörern nicht eine Welt verschwenderischen Reichtums zu schenken wie etwa Shakespeare. Mit Recht vermerkt Otto Kaus ‚das zähe Nichtloskommen von den Motiven, die Wiederholungen, die Mängel jeglicher Steigerung gerade in den angeblich persönlichsten Werken'. Seine Dramen sind ohne elementaren tragischen Konflikt und ohne befreiende Lösung. Die Technik Strindbergs verfügt über nervenaufschürfende Spannungen, doch nicht über Architektur und Wucht; ‚der Aufbau bei Strindberg', meint Otto Kaus, ‚ist so locker in den Fugen, daß seine Werke ohne Verluste verkürzt, verlängert, durcheinandergeworfen werden können'. Über die Sprache Strindbergs ist es für den des Schwedischen Unkundigen sehr schwer, sich ein Bild zu machen, da wir Deutsche auf die einzig autorisierte Ausgabe Emil Scherings angewiesen sind, über dessen schwedische Kenntnisse die Kritiker sehr verschiedener Meinung sind, dessen mangelndes deutsches Sprachgefühl aber jede Seite seiner Strindberg-Übersetzung erschreckend zeigt.

Strindbergs welthistorische Bedeutung besteht in der symptomatischen Repräsentation seiner Zeit, deren Geschöpf und deren Höhe er ist. Vielleicht bilden sein und seiner Nachahmer Werk auch den Übergang von dem Drama der positivistischen Ibsengeneration zu einem neuen religiösen Drama, das uns bevorsteht. Strindbergs religiöse Sehnsucht drang nur bis ins Zwischenreich der Gespenster; Christ wurde uns verheißen, doch nicht geboren. Strindberg strebte von dem bürgerlichen Drama wieder fort zu einer dramatischen Dichtung mit höheren geistigen Inhalten — er blieb auf dem ersten Viertel des Weges stecken. Die Wiedergeburt des religiösen Dramas lastete noch als erhabenste Forderung über der europäischen Literatur der Gegenwart. Doch zwei Deutsche, Reinhard Johannes Sorge und der gewaltige Alfred Mombert, gaben schon Verheißungen und wegbahnende Abkehr von dem Drama Strindbergs und seiner Epigonen. Denn auf diese Hoffnungen gründet sich die Zukunft des Dramas und des Theaters: Idealität des Geistes und der Form, mythische Verleiblichung des ewigen Leidens und Ringens des Menschen.

Zur Krisis der Völkerbeziehungen
Ein Wort zur Klärung / Von Karl Heyer

Brennender denn je ist in unserer Gegenwart das Problem geworden, ob und wie es möglich ist, die Beziehungen der Völker zueinander in einer Weise zu gestalten, die die Wiederkehr von Katastrophen, wie der gegenwärtigen, unmöglich macht. Damit ist das große Problem der Völkerbeziehungen überhaupt erneut zu einem höchsten Grade von Aktualität gelangt. Unserer Zeit obliegt es, sich mit diesem Problem auseinanderzusetzen, und jeder einzelne tut es in seiner Weise, indem er äußerlich oder innerlich irgendwie ‚Stellung nimmt'. Man kann nicht behaupten, daß solche Stellungnahme meist aus besonders geklärten Begriffen hervorginge; Temperament, Interessen, Tagesschlagworte, Leidenschaft sind dabei meist von ausschlaggebender Bedeutung.

In den folgenden Zeilen soll versucht werden, soweit das im Rahmen eines kurzen Aufsatzes geschehen kann, ein Wort der Klärung zu dem großen schicksalsschweren Problem der Völkerbeziehungen zu sagen und einen Hinweis auf diejenige Entwicklung zu geben, die sich für ein heutiges Bewußtsein als die Entwicklung der Zukunft ankündigt. Nicht zum wenigsten auf dem Gebiete des Völkerlebens erzeugen ja die aus dem oberflächlichen Denken unserer Gegenwart verwirrten Begriffe der heutigen Menschen Unheil und unermeßlichen Schaden, wie jeder Tag der Tragödie, in der wir leben, von neuem erweist. Demgegenüber muß der erste Schritt der der begrifflichen Klärung sein, des Verständnisses der Weltsituation im großen Zusammenhange des Menschheitswerdeganges.

Unter zwei verschiedenen polar entgegengesetzten Gesichtspunkten kann das Verhältnis der Völker zueinander betrachtet werden: dem des Gegensatzes der Völker und dem ihrer Einheit. Beide Gesichtspunkte sind gleich tief in der Wirklichkeit begründet, und aus beiden lassen sich Anschauungen und politische Meinungen herleiten, die mit gewichtigen Argumenten zu belegen sind. Stärker denn je treten sich diese Anschauungen heute entgegen; ihre Sprache klingt verwirrend, zwischen rechts und links findet sich noch kein Ausgleich; und nirgends ist eine Stelle, die den Streit mit der geistigen Autorität der Wissenschaft oder der Religion zu schlichten vermöchte. Eine ganze Fülle von Ausdrücken ist zur Kennzeichnung der Gegensätze entstanden, von objektiver wissenschaftlicher Terminologie bis zu den gehässigen Schlagworten der Parteien, die in gegenseitiger Verständnislosigkeit schon durch die tendenziöse Bezeichnung des abweichenden Standpunktes diesen herabzusetzen suchen. In ihnen allen treten doch nur immer wieder dieselben Grundimpulse auf. Da stehen sich gegenüber Nationalismus und Internationalismus, Patriotismus und Kosmopolitismus, Pazifismus und Kriegsfreudigkeit; dem Streben nach ‚Verständigung' tritt der Appell an die ‚Gewalt' entgegen, dem ‚Recht' die ‚Macht', dem ‚völkischen'

* Der Aufsatz wurde bereits im Juni 1918 geschrieben.

Standpunkt ein menschheitlicher. Die einen erstreben einen ‚deutschen‘ (französichen, englischen) Frieden, den sie auch einen ‚starken‘ nennen, die andern einen Frieden des ‚Ausgleichs‘ und der ‚Gerechtigkeit‘, den ihre Gegner als einen ‚faulen‘ oder ‚schwachen‘ bezeichnen. Einig sind beide nur darin, daß jeder seinen Frieden als einen ‚ehrenvollen‘ ansieht. Als praktische Konsequenzen der verschiedenen Standpunkte ergeben sich auf der einen Seite die Anerkennung des ‚Selbstbestimmungsrechtes der Völker‘, auf der anderen das Streben nach ‚brutaler Unterdrückung‘, nach ‚Vergewaltigung anderer Völker‘, ferner die Forderung oder Ablehnung von Annexionen und Kriegsentschädigungen usw., und demgemäß erblickt jede Partei je nach ihrem Ausgangspunkt eine Garantie der Dauerhaftigkeit des kommenden Friedens in möglichst großer oder möglichst geringer Schädigung der Feinde des eigenen Vaterlandes.

Aller Nationalismus findet seine Rechtfertigung in der Tatsache der Verschiedenheit und des Gegensatzes der Völker. Und da Gegensatz und Verschiedenheit der Völker recht auf der Hand liegen und sich dem einfachsten Denken aufdrängen, so wird es selbst dem engsten und einseitigsten Nationalismus auf lange hinaus nie an Anhängern fehlen können. Nur Verblendung könnte aber auch heute noch verkennen, daß in der Verschiedenheit der Völker, in ihrer Mannigfaltigkeit, gerade höchste Werte für die Gesamtmenschheit beschlossen sind und auch fernerhin entwickelt werden, und es ist selbstverständlich, daß aus aller Verschiedenheit notwendig immer wieder Spannungen und Konflikte hervorgehen und stets den Keim zu Gegensätzen und Feindschaft bilden müssen. Es wird sich stets nur fragen, ob und in welcher Weise diese ausbrechen und beigelegt werden.

Aller Kosmopolitismus, Pazifismus usw. begründet sich mit dem gleichen Rechte durch den Hinweis auf die real vorhandene und nur durch verblendete Leidenschaft abzuleugnende Gemeinschaft der Völker, auf die höhere Einheit, die sie trotz aller Gegensätze und gerade in allen Gegensätzen finden. Und er wird nie aufhören, die von der Vernunft geforderte Harmonie der Menschheit zu einem Ziele auch der praktischen politischen Betätigung zu machen, und wer wollte verkennen, daß die Gegenwart recht geeignet ist, solche Bestrebungen als heilvoll erscheinen zu lassen?

Aus beiden Komponenten, der nationalen und der menschheitlichen, wird sich in einer jeden Zeit die Gesamtrichtung der Kultur ergeben. Diese wird stets ein irgendwie geartetes Mischungsverhältnis oder Produkt der beiden Kräfte darstellen. Mit dem Überwiegen des einen oder anderen Faktors wird sich zu verschiedenen Zeiten ein verschiedenes Weltbild ergeben. Ein kurzer geschichtlicher Rückblick kann dieses Verhältnis am besten klären, und er ist auch die notwendige Grundlage für die Erörterung aller Zukunftsmöglichkeiten. Die *Tatsachen* sind allgemein bekannt, es kommt nur darauf an, ihre Schwerkraft und ihre Bedeutung zu ermessen. Gehen wir zurück in die Jahrhunderte des Mittelalters, so sehen wir uns einer gänzlich anders gearteten Welt als der heutigen gegenüber. Da steht die oft ge-

priesene fruchtbare Einheit der jungen romanisch-germanischen Völker vor uns. Von einem Nationalbewußtsein kann für jene Zeit wenig und nur spät die Rede sein; um so stärker war ein Einheitsgefühl der Völker vorhanden, das bekanntlich auch wiederholt bedeutsamsten, wenngleich natürlich stets hinter dem Ideal zurückbleibenden politischen Ausdruck fand. Diese Völkereinheit des Mittelalters beruhte auf der spirituellen Einheit der christlichen Religion und der Kirche als deren äußeren Ausdruckes. In dem geistlich-religiösen Ideal, in der gemeinsamen völkerverbindenden spirituellen Weltanschauung lag die höchst konkrete, real wirksame Kraft, die diese Welt des Mittelalters zu jener Einheit zusammenschloß, die aus allen Lebensäußerungen des Mittelalters spricht und den heutigen Beschauer immer wieder ergreift und bezaubert. Es waren die Zeiten, in denen z. B. ein europäisches religiös-politisches Unternehmen wie die Kreuzzüge möglich wurde. Wie hat sich seitdem die Welt verändert! Das späte Mittelalter, die Renaissance und all die Jahrhunderte der Neuzeit waren erfüllt von den Kräften der Trennung. Die verschiedenen Tätigkeitsgebiete der Menschen wurden auseinandergespalten, die Individuen voneinander losgelöst und getrennt und dafür ihrer selbst bewußt. Auch die Völker sonderten sich nun immer mehr und mehr ab und kamen in Gegensatz zueinander. In dieser Zeit kräftigte sich in steigendem Maße der Nationalismus, das Nationalbewußtsein wurde immer ausgeprägter, vom Westen nach Osten hin vorschreitend. Es waren die Jahrhunderte, in denen sich die Völker immer intensiver in die diesseitige Welt mit ihren Gegensätzen verstrickten, die Jahrhunderte des immer mehr heraufziehenden Materialismus. Alle diese Entwickelungen gehen Hand in Hand miteinander und sind durcheinander bedingt; sie erreichen einen Höhepunkt in der Zeit der französischen Revolution, während gleichzeitig schon ein starkes Aufleuchten einer neuen universalen menschheitlichen Gesinnung stattfand — die Gegensätze laufen ja oft in der Weltgeschichte scharf nebeneinander her —; einen weiteren Höhepunkt bildet dann der Nationalismus des 19. Jahrhunderts, der schließlich alle kleinsten und zurückgebliebensten Völker auch des Ostens erfaßte und der endlich zu derjenigen Katastrophe führte, in der wir mitten darinnen stehen. Es war eine Zeit des Reifens der Völker als Einzelwesen durch die Vereinzelung, durch die Absonderung.

Es ist aber bekanntlich auch in der Weltgeschichte dafür gesorgt, daß nicht *eine* Kraft allein sich ins Ungemessene auswirkt, daß ihr, nachdem sie einen Höhepunkt erreicht hat, andere Kräfte entgegentreten, die schon vorher im Verborgenen herangezogen sind und nun die überlebte Kraft zurückdrängen, sie ergänzen und endlich ersetzen. In der Krisis eines solchen Überganges scheinen wir in unserer Gegenwart zu stehen. Zahlreiche Zeichen der Zeit, das allgemeine Suchen, das Streben der besten Geister deuten darauf hin. Eine Abwendung vom Materialismus macht sich allenthalben — mitten *in* unserem Zeitalter des tiefsten Materialismus — geltend, und es ist schon die Zeit abzusehen, in der der Materialist als der recht eigentliche Reaktionär, der Nachzügler der Entwicklung anzusehen sein wird. Überall

sehen wir die Sehnsucht nach einer neuen Geistigkeit hervorbrechen und deren erste Anfänge. Es erübrigt sich, all diese Zeichen hier aufzuzählen; wir dürfen aber soviel sagen, daß in ihnen, soweit sie echt sind, in Deutschland der Jahrzehnte hindurch in den Tiefen der Entwicklung vorübergehend verschwundene Geist derjenigen Strömung wieder auflebt, die an die großen Namen der deutschen Dichter und Denker vom Beginn des vorigen Jahrhunderts anknüpft. Was aber wird nun diese Wendung für die Völkerbeziehungen bedeuten? Suchen wir zunächst die beiden Hauptstandpunkte, so wie sie heute vertreten werden, kurz zu charakterisieren.

Die Anhänger des Nationalismus, der Machtidee, nehmen, wie sich aus den vorigen Ausführungen ergibt, heute die konservative Position ein; sie verteidigen etwas, was ist, daher rufen sie auch mit Vorliebe die Geschichte als ihren Kronzeugen auf; dabei vergessen sie freilich, daß sie im vollen Sinne eigentlich nur die letzten vier Jahrhunderte für sich haben, deren Produkt ihre Anschauung geradezu ist. Das Mittelalter widerlegt sie. Mit dieser inneren Verwandtschaft der Nationalisten mit der spezifisch neuzeitlichen Entwicklung hängt ihre oft materialistische Grundstimmung zusammen. Sie halten am äußerlich Gegebenen fest und sind daher in ihrer Einseitigkeit die Reaktionäre der über sie hinwegschreitenden Entwicklung. Da aber ihr Standpunkt in einer vorhandenen Realität wurzelt, sind sie von seiner Notwendigkeit und auch von seiner Sittlichkeit überzeugt, wie ihre Gegner bezüglich des ihrigen. Das Volk in seiner konkreten Gesamtpersönlichkeit und seine besonders materiellen Lebensinteressen, im Gegensatz zu denen anderer Völker, bilden für sie den Ausgangspunkt ihres gesamten Denkens, Fühlens und Wollens. Damit hängt es zusammen, daß von diesem Standpunkte aus auch ein Verständnis für den Unterschied zwischen der Sphäre und der Ethik des Einzelmenschen und denen der Völker zu erreichen ist. Gegenüber den materiellen Interessen treten bei den Nationalisten die geistigeren Lebensäußerungen der Völker mehr oder weniger in den Hintergrund, und ein künstlich gesteigertes Rassegefühl vermag dafür einen echten Ersatz nicht zu bieten. Der Friede ist für die Anhänger dieser nationalistischen Machtimpulse mehr ein Nichtkrieg, ein bewaffneter Gleichgewichtszustand.

Von all dem trifft das Gegenteil — um gleich der Deutlichkeit halber auf das entgegengesetzte Extrem hinzuweisen — auf die Anhänger der Völkergemeinschaftsidee, die Pazifisten usw. zu. Sie verdanken ihre Existenz einer ethischen Forderung, die zwar auch in einer tiefen Wirklichkeit begründet ist, für die unmittelbare Welt aber doch den Charakter eines Zukunftsideals trägt. Ein Stück Glaube, Hoffnung, Zukunftsfreudigkeit lebt in den Anhängern dieser Anschauung; aber auch nur allzusehr schöpfen sie ihre Ideen und Optimismen aus der luftigen Region der eigenen Gedankenwelt, wie so oft der ‚Idealist' gegenüber den ‚Realisten'. Sie stürmen, während die Nationalisten an dem Gegebenen hängen bleiben, oft über alle Realität hinaus. Da sie mehr den Blick für die Menschheit in ihrer Allgemeinheit haben, neigen sie dazu, die Schwierigkeiten, die aus dem Völker-

gegensatz, aus den naturhaften Trieben und Instinkten, aus dem dämonischen Walten der einzelnen Völkerseelen hervorgehen, zu ignorieren oder zu verkleinern und die Völkerunterschiede zu verwischen. Sie sind von einer tiefen Sehnsucht unserer Zeit getragen, aus den trostlosen Zuständen des Völkerhasses und des Kampfes aller gegen alle herauszukommen. Aber durch ihre Mittel zu diesem Zweck offenbaren sie sich doch wieder ganz als Kinder unseres mechanistisch-materialistischen Zeitalters: indem sie von bloßen Rechtsinstitutionen eine Besserung der Verhältnisse erhoffen, verkennen sie den irrationalen Charakter der Völkerbeziehungen, der sich in Schiedsgerichte und Verträge nicht einfangen läßt, wie sie denn auch den durch die tiefere Natur der Dinge gegebenen Unterschied zwischen der Moral des Einzelmenschen und der Völker verwischen und sachlich unzulässige Analogien zwischen den Lebensverhältnissen des einzelnen und denen eines ganzen Volkes ziehen. Wer ein Verständnis für die reale Gesamtpersönlichkeit hat, als die sich ein Volk darstellt, und etwas davon fühlen kann, wie die Völker ihre geschichtlichen Aufgaben gewissermaßen von einer höchsten Weltvernunft zuerteilt erhalten und diese Aufgaben zur Erreichung der Ziele des Menschengeschlechtes (etwa im Sinne Herders) zu verfolgen haben, der kann unmöglich die menschliche Verstandeskraft von Richtern, die noch dazu nicht unparteiisch sein können, über die Völkerschicksale, d. h. aber über den Lauf der Geschichte und die Kulturentwicklung der Menschheit rechtsprechen lassen wollen.

Alle Anschauungen, die auf solches abzielen, sind bereits vor hundert Jahren, längst vor ihrer Ausgestaltung zu den modernen pazifistischen Programmen, in großartiger Weise durch die wirklichkeitsgemäßen Anschauungen eines Fichte widerlegt worden, wie sie z. B. in Fichtes ‚Machiavell‘ entwickelt werden. Wenn dabei Fichte, indem er den flachen sentimentalen Schlagworten der damaligen Zeit seine ‚ernstere und kräftigere Ansicht der Regierungskunst‘ entgegensetzte, sich zu Anschauungen bekennt, die äußerlich betrachtet denen unserer heutigen Alldeutschen ähnlich klingen, nur daß sie unvergleichlich viel tiefer begründet sind und eine ganz andere Größe ihnen innewohnt, so fühlt man doch aus seinen Worten heraus, daß es sich bei ihnen um die notwendig einseitige Herausarbeitung des dem herrschenden Tagesstandpunkte und seinem falschen ‚Idealismus‘ entgegengesetzten, in der Realität begründeten Prinzipes handelt. Die damaligen Modeschlagworte leben umgewandelt in der heutigen Zeit fort, besonders in der Ideologie der Ententeländer mit ihrer Abstraktheit und inneren Unwahrhaftigkeit. Daher ist es auch nicht ohne tieferen Grund, daß das Land Fichtes gegenüber der pazifistisch-völkerrechtlichen Strömung der letzten Jahrzehnte eine größere Zurückhaltung bewahrte als die Ententeländer: es liegt darin nicht etwa nur ein reaktionär-militaristisches Widerstreben gegen eine völkerumspannende Gemeinschaft, sondern das aus gesundem Instinkt eines wirklichkeitsgemäßeren Fühlens geborene Mißtrauen gegen die Utopie. Freilich darf dieses Mißtrauen, wenn die Entwicklung nicht zum Stillstand verurteilt werden soll,

nicht zu einem absoluten werden und sich etwa gegen jede Art von Völkergemeinschaft richten.

Zwischen der Skylla eines die Völker immer mehr trennenden Nationalismus und der Charybdis eines farblosen und mechanistisch aufgefaßten Internationalismus segelt die moderne Menschheit steuerlos einher. In allen Gegensätzen und Antithesen spricht sich nur wieder dieselbe traurige Zerrissenheit, dieselbe Unfähigkeit aus, zu einem höheren Standpunkt vorzudringen, in dem die Gegensätze ihre Vereinigung und Auflösung fänden, die auch sonst die Kultur unserer Zeit in so erschreckendem Maße charakterisieren. Und doch lebt in dem tieferen Bewußtsein der heutigen Menschheit, gerade in all ihren Wirren die Überzeugung, daß sich diese Gegensätze lösen müssen. Unsere Zeit sehnt sich in ihrem tiefsten Wesen danach, und gerade in der pazifistischen, auf Verständigung der Völker hinzielenden Strömung drückt sich diese Sehnsucht machtvoll aus. Wenn dann freilich von dem Ausbau des 'Völkerrechtes' die Lösung erhofft wird, so beweist doch gerade der gegenwärtige Krieg die Unanwendbarkeit dieses Heilmittels. Denn er zeigt, wie alle nur völkerrechtlichen Vereinbarungen vor den elementaren Impulsen des Völkerlebens dahinfliegen wie Spreu vor dem Winde. Ist zu erwarten, daß nur durch die Ermattung, nur durch den Ekel an dem gegenwärtigen Zustande der Welt, das Mittel, das diesmal versagt hat, gegenüber den mächtigen Leidenschaften und Naturtrieben der Völkerdämonen kraftvoll werden könnte?

Unserer Zeit aber tut es mehr als je not, menschheitliche Ziele zu erkennen, die fest in einem der höheren Wirklichkeit gemäßen Lauf der Entwicklung wurzeln, die dem großen geschichtlichen Werdegang gewissermaßen immanent und nur von Menschen zu erkennen und zu realisieren sind. Auf solche Ziele weisen viele Zeichen hin. Ihnen gegenüber fehlen die Pazifisten, da sie über Ziel und Weg aus dem eigenen Innern, aus idealistischen Wünschen heraus theoretisierend Phantomen nachjagen. Mindestens ebenso fehlen aber solchen Zielen gegenüber diejenigen, welche starr an der trostlosen Gegenwart, an Völkerhaß und Zwietracht festhalten wollen, weil diese einmal das Gegebene sind. Die einen wie die andern müssen der sich lebendig fortbildenden Wirklichkeit gegenüber versagen.

Allen diesen Wirrnissen der Zeit gegenüber glauben wir auf der einen Seite — und insofern berühren wir uns mit den Pazifisten und ihren Gesinnungsgenossen — das Heil in jener großen Gemeinschaftsidee erblicken zu dürfen, welche sich immer mehr als der geistige Kraftimpuls in allen gesunden Entwicklungen unserer Gegenwart offenbart. Überall im Innerstaatlichen tritt dieser Impuls zutage, und immer mehr wird er bewußt auch von der nachfolgenden Erkenntnis erfaßt (vgl. z. B. für die soziale Bewegung die geistvollen Betrachtungen des Schweizer Juristen Roman Boos in seinem Buche 'Der Gesamtarbeitsvertrag nach Schweizer Recht'). Es ist die Kraft des Zusammenschlusses von Einzelwesen zu Berufs- und sonstigen Gruppen und von diesen zu immer höheren Verbänden bis hinauf

zu der umfassendsten Gemeinschaft der ganzen Menschheit, einer Hierarchie von Gemeinschaften, in der jede Untere sich als ein Glied der Höheren fühlt, aber so, daß sie sich ihrer Eigenart und ihres Eigenwertes bewußt ist und daß gerade der Zusammenschluß des Verschiedenartigen der Einheit des Ganzen ihren Wert und ihr fruchtbares Leben gibt. Als geistiges Urbild, als wirkender Kraftgedanke, an den vorhandenen Ansätzen seiner Verwirklichung immerhin schon deutlich erkennbar, steht diese neue Gemeinschaftsidee wie ein unsichtbar treibendes Agens, den Zeitgenossen in steigendem Maße bewußt, hinter dem Geschehen.

Doch nur auf die eine Seite der über die Atomisierung der vier bis fünf neuzeitlichen Jahrhunderte hinausführenden Entwicklung ist hiermit hingewiesen. Ein anderes muß dazukommen: um wirkliches Leben zu gewinnen und sich in konkreter Weise auszugestalten, muß sich die Gemeinschaftsidee erfüllen mit jenem spirituellen Grundimpulse unserer Zeit, von dem oben die Rede war; sie muß sich von ihm die Richtung weisen und von ihm von innen heraus die Form geben lassen. Eine nur materialistische Kultur wird nie den Boden abzugeben vermögen, auf dem Gemeinschaften in harmonischem Zusammenklange leben könnten. Nur geistige, den Gliedern gemeinsame Ziele haben die einigende Kraft, die sich auch den widerstreitenden Interessen gegenüber durchzusetzen vermag. Dazu aber ist ein gründlicher Umschwung unserer ganzen Kulturentwicklung nötig. Wie im Mittelalter, so kann auch in unserer Zeit die Einheit der Kultur und insbesondere die Einheit der Völker nur auf einem einheitlichen spirituellen Menschheitsideale beruhen. Ein „Zurück" zum Mittelalter kann und soll dies freilich nicht bedeuten. Als ein neuer unverlierbarer Wert ist im Laufe der Neuzeit gegenüber dem Gemeinschaftsbewußtsein des Mittelalters eben das Selbstbewußtsein der Glieder, des einzelnen und der Völker, hinzugekommen. So wenig daher das mittelalterliche Kulturideal etwa auf unsere Gegenwart übertragen werden kann, so sicher kann es uns auf der anderen Seite zeigen, worauf es in unserer Zeit ankommt und was allein der heutigen zerklüfteten Menschheit zu helfen vermag: nur eine gemeinsame Sonne, der sich alle Völker zuwenden würden, kann in ihnen das Bewußtsein der Zusammengehörigkeit hervorrufen, das Menschheitliche gegenüber dem Nur-nationalen stärken und die Völker sich wieder als Glieder eines Ganzen fühlen lassen. Wer an solche Zukunftsmöglichkeiten nicht glauben will und sie etwa aus der Abstraktheit seines eigenen Denkens heraus als Abstraktionen ansieht, der sollte wenigstens, um konsequent zu sein, alle Hoffnung auf eine harmonische Zukunft aufgeben. Nur wirklichkeitsfremde Träumerei kann angesichts der Zustände, die der gegenwärtige Krieg ja nicht geschaffen, sondern nur aufgedeckt hat, von Banden, die lediglich in der materiellen Verstandeskultur wurzeln (wie z. B. Handel, Verkehr usw.), ein andersartiges, friedliches Verhältnis der Völker erhoffen. Der Krieg, den wir erleben, und die ganze Weltkonstellation, aus der er hervorgegangen ist, sind selbst nur die zu gigantischen Dimensionen emporgewachsenen

Produkte des Materialismus. Es ist Torheit, zu glauben, daß die Wirkung sich ohne die Ursache beseitigen ließe.

Äußere Maßnahmen, wie etwa völkerrechtliche Vereinbarungen, werden freilich als Mittel zur Verwirklichung der von innen heraus neugestalteten Völkerbeziehungen nützlich und unentbehrlich sein. Ihre Bedeutung liegt nicht in dem, was sie an und für sich sind; nur als technisches Hilfsmittel und äußeres Kleid einer neuen Kultur haben sie ihre Berechtigung. Schon die bloße Verwandtschaft aller pazifistisch-völkerbeglückenden Theorien mit dem Geiste des Amerikanismus sollte gegen sie mißtrauisch machen. Die Abstraktheit und innere Unwahrheit der amerikanischen Phrase, die Unzulänglichkeit ihrer völkernivellierenden, gleichmacherischen Ideologie gegenüber dem Individuellen und Mannigfaltigen des wirklichen Lebens offenbaren sich ja in den abgeschmackten Kundgebungen eines Wilson und ähnlichen Dokumenten nur immer wieder als ein Ausdruck der mechanischen, unreifen Lebensauffassung, die in dem materialistischen Westen so tief eingewurzelt ist. Ihr gegenüber steht das von uns angedeutete Idealbild der Menschheit, in dem jede Nation als eine individuelle Wesenheit neben der anderen steht und sich ihrer historischen Eigenart bewußt mit den anderen zum Ganzen der Menschheit zusammenschließt, als in vollstem Maße dem mitteleuropäischen deutschen Gedanken angemessen.

Völkergegensatz und Völkereinheit, beide bestanden in verschiedenen Mischungsverhältnissen zu allen Zeiten. Welches jeweils das stärkere war, hing von dem allgemeinen Charakter der Zeit ab. Wenn nicht alle Zeichen unserer Gegenwart täuschen, gehen wir wieder einer Zeit entgegen, in der, ähnlich wie im Mittelalter und doch in ganz anderer Weise, die auf Harmonie, auf Einheit wirkenden Kräfte machtvoll werden wollen. Ein Empfinden davon geht durch alle Völker. Entstellt und verzerrt ins Mechanistische, tritt es im Westen auf, in chaotischen Auflösungsprozessen in der Anarchie des Ostens. In der Mitte Europas kämpfen die Strömungen noch in ungeklärter Trübung, und doch glauben wir, nur von dem ordnenden und völkerumspannenden Geiste Mitteleuropas den Impuls erwarten zu dürfen, der das Chaos der Gegenwart nach dem Zukunftsbilde eines Kosmos in Freiheit umgestaltet. Ein führender deutscher Staatsmann hat vor einiger Zeit einen „neuen Geist“ als notwendige Voraussetzung für eine gedeihliche Gestaltung der Völkerbeziehungen bezeichnet und damit in der Tat auf den Kernpunkt unserer gegenwärtigen Krisis, auf das real Wichtigste hingewiesen, ohne das alles andere von vornherein zur Aussichtslosigkeit verurteilt ist. Aber nur dann wird dieser neue Geist wirklich in die Beziehungen der Völker einkehren können, wenn unsere ganze Kultur eine geistgemäße wird. Nur dann wird die Lehre dieses Krieges verstanden sein, der andernfalls ganz umsonst gewütet hätte, nur dann wird auch das deutsche Volk seine ureigenste menschheitliche Mission zu erfüllen vermögen.

Der Tag des Angelsachsen
Von Max Fischer

Etwa drei Jahre vor dem Ausbruch des Krieges erschien ein Buch des Amerikaners Homer Lea, das den Titel trug: ‚The Day of the Saxon'.* In systematischer Darstellung legt der Verfasser dar, wie die Angelsachsen das Herrenvolk der Welt geworden sind und welchen Gefahren ihre weltpolitische Hegemonie in der Gegenwart ausgesetzt ist. Durch die Ozeane und die Wüsten erstreckt sich die Linie angelsächsischer Herrschaft. ‚Diese angelsächsische Linie hat für die Erde einen tragischen und heroischen Gürtel bedeutet; sie schließt alle alten und großen Zentren der Welt ein.' Die historische Vormachtstellung der Angelsachsen ist aber, so führt Homer Lea aus, ungemein gefährdet. Schon haben sich die Vereinigten Staaten politisch ganz vom britischen Reiche gelöst, mit dem sie auch heute noch das Wesen ihrer Kultur und weltpolitische Interessen verbinden sollten. Ferner fällt schwer ins Gewicht, daß das britische Weltreich nicht einen zusammenhängenden Teil der Erdoberfläche bildet, sondern einen Reifen um den ganzen Erdball legt, innerhalb dessen alle anderen Mächte der Welt sich befinden. Keine einzige von ihnen kann die Bahnen ihrer natürlichen Expansion verfolgen, ohne mit den Herrschaftstendenzen des britischen Weltreiches in Widerstreit zu kommen. Gegenüber diesen weltpolitischen Gefahren gilt es für die Angelsachsen, ihre Kraft so zu steigern, daß alle Strebungen, ihre Hegemonie zu brechen, scheitern müssen. Dazu gehört eine kluge Bündnispolitik und eine militärische Überlegenheit. Homer Lea stellt die im Kriege inzwischen verwirklichte Forderung auf, daß die Angelsachsen sich das System der allgemeinen Wehrpflicht zu eigen machen. Bisher habe Amerika seine Expansion nur gegen Völker von geringer Widerstandsfähigkeit geltend gemacht: gegen die versprengten Indianerstämme, gegen die Mexikaner, gegen die Einwohner von Hawai und gegen die Spanier — es komme aber darauf an, stark genug zu werden, um gemeinsam mit dem britischen Mutterlande jeder Koalition gewachsen zu sein. Die größte Gefahr für die Hegemonie der Angelsachsen erblickt Homer Lea in der aufstrebenden Entfaltung des deutschen Volkes. Die deutsche Expansion müsse naturgemäß mit solchen Nationen in Konflikt kommen, deren Länder und Hoheitsgebiete ihr den Weg verlegen — und eben die angelsächsische Rasse verhindert jede politische und geographische Vorwärtsbewegung Deutschlands von allen Seiten. ‚Weder Bismarck noch die rauchenden Schornsteine tragen die Schuld daran, daß die deutsche Expansion mit Notwendigkeit in einen Kampf mit der angelsächsischen Rasse auslaufen muß, sondern daran trägt der Angelsachse und die angelsächsische Tätigkeit die Schuld . . . Deutschland ist so eng durch die angelsächsische Rasse eingeschlossen, daß es nicht einmal einen Versuch

* Das Buch erschien auch in einer deutschen Übersetzung von Graf E. Reventlow. Berlin, E. S. Mittler & Sohn, 1913.

zur Ausdehnung seines Landgebietes oder seiner politischen Oberherrschaft über nicht angelsächsische Staaten machen kann, ohne die Integrität der angelsächsischen Welt zu gefährden. Deutschland kann nicht gegen Frankreich marschieren, ohne in die Niederwerfung Frankreichs die der britischen Weltmacht einzuschließen. Es kann nicht im Norden gegen Dänemark, nicht im Westen gegen Belgien oder die Niederlande vordringen, ohne die britische Nation in einen Entscheidungskampf um das politische Dasein des Angelsachsentums zu verwickeln.' Mit einer bewundernswerten Offenheit hat Homer Lea den Herrschaftsdrang und die Herrschaftsmethoden der Angelsachsen dargelegt. Man hat bei uns die Engländer oft ein Krämervolk gescholten und dabei ganz diejenigen Seiten ihres Wesens übersehen, welche ihre geschichtliche Größe bestimmt haben: es lebt Normannenblut in den Adern dieser Nation, deren Herrentum und Wikingerkühnheit unverkennbar sind, so sehr sie sich auch hinter diplomatischen Schlichen oder pazifistischen Phrasen verbergen mögen. Das Angelsachsentum hat das unwillkürliche Streben, seine materielle und geistige Herrschaft über die ganze Welt zu verbreiten, und in den gewiß subjektiv ehrlichen Reden, daß die wahre Freiheit die ganze Welt beglücken möge, liegt doch unwillkürlich das Machtstreben, daß am Wesen angelsächsischer Freiheit die ganze Welt genesen möge. In dem Drang, einen Einfluß zu gewinnen auf die innerpolitischen Schicksale Deutschlands, verbirgt sich ebenso der Gedanke, dadurch eine Schwächung der deutschen Macht herbeizuführen, als der Instinkt, daß in der bisherigen Gestaltung unseres Staates ein Element enthalten ist, welches den nach Herrschaft verlangenden angelsächsischen Staatsbegriffen widerstrebt.

In diesem Kriege ist es dem Angelsachsentum gelungen, seine Hegemonie zu behaupten, ja wahrscheinlich zu verstärken. Der von Homer Lea ersehnte Zusammenschluß der beiden angelsächsischen Staaten, des britischen Weltreiches und der United States hat den Völkerkrieg zu ungunsten der Mittelmächte entschieden unter einer unvergleichlich günstigen Konstellation und in dem vermutlich für lange Zeiten letzten großen Waffenkampf. Der Zusammenbruch der nicht nationalen Staaten und der allgemeine Sieg des Nationalitätsprinzips hat in Wahrheit nur Ansehen und Kraft der beiden großen angelsächsischen Staaten zu erhöhen vermocht. Auch in den kosmopolitischen Reden, welche die Staatsmänner der Angelsachsen heute im Munde führen, verbirgt sich doch der Lebenswille ihrer Nationen, der von einer geschickten Ausdeutung der kosmopolitischen Theorie den größten Vorteil zu erwarten hat: Stärkung der kleinen Nationen auf dem Kontinent gegen die konkurrenzfähige Entfaltung der großen, zunächst vor allem Deutschlands.

Was bedeutet denn bei Licht besehen jenes Modeschlagwort von der Freiheit und Gleichheit der Völker? Die Völker sind so ungleich an Gaben, Streben und Entfaltungsdrang wie die einzelnen Menschen. Es gibt Völker, die aufblühen und die niedergehen; das Leben der Völker ist nicht tot, sondern in ewig lebendigem Wechselspiel. Daß Nationen erschöpft sind

wie einst das römische Volk, daß neue Völker mit ungebrochener Kraft auf die Bühne der Geschichte treten wie einst die Germanen — das ist das schöpferische Wesen der Geschichte, das sich in kleinen Verschiebungen auch im historischen Alltag in allen Grenzlanden fühlbar macht und in den großen Schicksalstagen der Völker zu explosiver Entfaltung kommt. Keine Friedenskongresse, Schiedsgerichte und Völkerbünde können das Mannbarwerden noch unentfalteter Völker und das Altern erschlaffender Völker verhindern und die lebensvolle Entwicklung durch einen künstlichen Stillstand hemmen. Vielmehr zeigt sich in diesen Schlagworten angelsächsischer Prägung nur die instinktive Abwehr einer Rasse, die den Höhepunkt ihrer geschichtlichen Entfaltungsmöglichkeit erreicht hat gegenüber dem jugendfrischen Wachstum der Völker, die noch stark und unverbraucht in die geschichtliche Arena eingetreten sind. So sehr die Schlagworte des angelsächsischen Liberalismus auch bei uns allen flachen Köpfen und aller untatkräftiger Gesinnung imponieren, so haben sie doch den Geist der göttlichen Schöpfung und die elementaren, gestaltenden Kräfte der Geschichte gegen sich. Sie mögen unter der Gunst einer Stunde den Entfaltungsdrang junger wachsender Völker mit künstlicher Barrikade hemmen, die Kräfte werden dennoch sich stauen und die Barrikaden zerbrechen — und wenn die Angelsachsen keine neuen geschichtstragenden Kräfte mehr in sich haben, dann wird auch der Tag des Angelsachsen dämmern und der Tag eines neuen, zu geschichtlicher Sendung bestimmten Volkes jubelnd aufsteigen.

Dostojewski legt in dem Roman ‚Die Dämonen' einer seiner Gestalten die folgenden tiefen Worte in den Mund: ‚Vernunft und Wissen haben im Leben der Völker stets nur eine zweitrangige, eine untergeordnete, eine dienende Rolle gespielt — und das wird ewig so bleiben. Von einer ganz anderen Kraft werden die Völker gestaltet und auf ihrem Wege vorwärts getrieben, von einer befehlenden und zwingenden Kraft, deren Ursprung vielleicht unbekannt und unerklärlich bleibt, die aber nichtsdestoweniger vorhanden ist. Es ist die Kraft des drängenden Willens im Volke, sein eigenes Ende zu erreichen, die sich dabei doch zu gleicher Zeit ständig dieses Endes erwehrt. Es ist die Kraft einer ungeheuren Bejahung des Lebens und zugleich einer ungeheuren Verneinung des Todes. Es ist die Kraft der ewig fließenden Wasser des Seins, von denen die Schrift sagt, und mit deren Versiegen die Apokalypse so furchtbar droht.' Und ganz im Sinne des russischen Dichters bekennt auch der Verfasser des scharfsinnigsten deutschen Werkes über moderne Weltpolitik:* ‚Wo irgendwo etwas beharren will, da ist das nur ein Zeichen des Unvermögens und der Schwäche und das Eingeständnis, daß es nicht mehr erlangen kann. Müde Menschen und müde Völker mögen sich bescheiden und nur auf Erhaltung dessen, was sie besitzen, bedacht sein: aber das ist nicht der Sinn des Lebens,

* J. J. Ruedorffer, Grundzüge der Weltpolitik in der Gegenwart. Berlin. Deutsche Verlagsanstalt 1914.

sondern nur ein Zeichen dafür, daß das Leben sie verlassen hat oder zu verlassen beginnt. Die Natur weiß es anders. Ihr Verlangen, zu wachsen und zu werden ist grenzenlos, immer neu schafft ihr Schoß das immer Neue; an allem, was verharrt und nur sich selbst erhalten will, geht sie erbarmungslos vorüber.‘

In Wahrheit sind die gegenwärtigen Schlagworte der Angelsachsen nicht, wie deutsche Utopisten glauben und uns glauben machen wollen, der Ausdruck einer selbstlosen Humanität oder einer christlichen Gesinnung; sie sind, teils bewußt, teils unbewußt, Mittel zum Zweck: Waffen im Kampf mit dem Gegner. Diese einfachen Schlagworte, welche in ihrer platten Vernünftigkeit und ihrem handgreiflichen Utilitarismus dem Geiste des Spießers so überzeugend eingehen, bilden für die Entente eine Macht moralischer Eroberung. Sie halfen die zentrifugalen Kräfte der Türkei und des habsburgischen Staates stärken, sie schürten die italienische und die serbo-kroatische Irridenta, sie steifen dem neuen polnischen Staat den Rücken bei seinen Forderungen auf Landstriche echt deutscher Kultur, sie hetzen die lettische Majorität gegen die deutschen Kulturträger des baltischen Landes. Wäre es den Angelsachsen freilich theoretischer Ernst mit ihren Worten von Völkerfreiheit: sie könnten nicht Elsaß-Lothringen an Frankreich zurückgeben wollen und sie müßten dieselben Völkerrechte wie den Montenegrinern, Polen und Belgiern konsequenterweise auch den Marokkanern, Indiern und Iren zugestehen.

Es ist freilich sehr wohl möglich, daß zwei von den Angelsachsen verkündeten Prinzipien die nächste Zukunft gehören wird: der Abrüstung und dem Völkerbund. Wir begrüßen beide Ideen als notwendige geschichtliche Tendenzen des zwanzigsten Jahrhunderts; aber wir bezweifeln, daß ihre Verwirklichung die ‚Freiheit und Gleichheit der Völker‘ und die anderen Ideale des vulgären Pazifismus tatsächlich herbeiführen wird. Die Waffenentscheidungen der Völker haben einen Punkt der Entwicklung erreicht, wo sie sich selbst aufzuheben beginnen: die Technik ist autonom geworden und hat die persönlichen Kräfte der Völker gegenüber den sachlichen so sehr in den Hintergrund geschoben, daß der Krieg heute nicht mehr ‚das examen rigorosum des Staates‘ ist, das noch Treitschke in ihm sah. Das Risiko der Kriege ist ins Unendliche gewachsen und die Möglichkeiten des kriegerischen Gewinnes sind durch die modernen Verhältnisse immer mehr eingeschränkt worden. So entspricht es durchaus der historischen Entwicklungstendenz, wenn man die Kriege als eine veraltete Kampfform überwindet und damit viel unchristliche Greuel und demoralisierende Kräfte aus der Welt schafft. Aber das Ringen der Völker und die hegemonische Machtstellung der Stärkeren überwindet man mit dem sogen. ‚Weltfrieden‘ ebensowenig, wie man mit der Abschaffung der Sklaverei das Verhältnis von Herrschaft und Dienst unter den Individuen zu beseitigen vermochte. Der Kampf wird andere Formen annehmen, wirtschaftliche und kulturelle, aber er wird kaum weniger elementar und leidenschaftlich toben. Denn kein zukunftsträchtiges

Volk wird sich auch in Zukunft mit ‚seinem Platz unter der Sonne' begnügen können; seine natürliche Expansivkraft wird es auch weiterhin auf wirtschaftliche Eroberungen und kulturelle Propaganda hindrängen. Wäre das nicht der Fall, dann wären die Völker erschöpft und müde geworden, sie hätten ihre Sendung im Plan der göttlichen Vorsehung ausgespielt und jene Grablegung der Völker wäre nahe, die Alfred Mombert im letzten Akt des ‚Aeon vor Syrakus' so ergreifend darstellt. Aber noch ist es nicht Abend, sondern Völker-Tag, noch sehnen neue ungebrochene Volkskräfte in die unbetretenen Möglichkeiten neuer Geschichte, um im heroischen Kampfe die Zukunft mit Taten zu erfüllen. Diesen elementaren Widerstreit der Nationen auszugleichen, wird die äußerliche Bindung des Völkerbundes nicht vermögen, so sehr auch durch eine Vereinheitlichung des wirtschaftlichen und vielleicht auch des kulturellen Lebens kosmopolitische Tendenzen gefördert werden mögen. Es wird sich grade im Völkerbunde die Hegemonie des wirtschaftlich und geistig führenden Volkes besonders bemerkbar machen, und es ist sehr wohl denkbar, daß der Völkerbund zu Konsequenzen führt, vor denen jene, die ihn heute am lebhaftesten befürworten, erbleichen müßten. Es wäre — um ein naheliegendes Beispiel zu wählen — sehr wohl möglich, daß gerade durch den engen Zusammenschluß der Staaten die Hauptstadt Deutschlands zur natürlichen Zentrale Europas würde, daß die kleineren Küstenstaaten sich aus objektiven Notwendigkeiten sehr enge an das Mittelreich anlehnten, daß das zusammengeballte Mitteleuropa die Welthegemonie der Angelsachsen zerbräche und was in dieser Stunde scheinbar verloren ging, in zäher, arbeitsreicher Entwicklung glänzender, als wir es heute zu ahnen vermögen, wieder gewonnen würde.

Eine wahre Bindung über den Staaten, eine überstaatliche menschliche Gemeinschaft vermögen solche rein negative Ideale wie Pazifismus und Völkerbund nicht zu geben; sie haben kaum dem Nationalismus gegenüber eine zersetzende Entfaltungsmöglichkeit, geschweige denn die Kraft, eine höhere Menschheitsgemeinschaft aufzubauen. Eine solche kann aus der profanen Sphäre nie geschaffen werden. Nur aus der Wiedergeburt der Religion, das erkannte schon Novalis, kann wieder eine höhere Gemeinsamkeit über dem Widerstreit nationaler Interessen sich gestalten. Die innere Erneuerung unserer religiösen Kräfte, die Überwindung der kirchlichen Spaltungen und die Wiedergewinnung der echten Katholizität des Christentums, erweisen sich als die drängenden Forderungen einer nicht mehr fernen Zukunft. Diesen spezifisch religiösen Aufgaben des Zeitalters wird die Rasse, die heute im äußeren Erfolg der Weltkonstellation und im common sense der öffentlichen Meinung diesseits und jenseits des Ozeans triumphiert, kaum gewachsen sein, und es ist wohl keine vermessene Prophezeiung, wenn wir der Vermutung Ausdruck geben, daß der Tag des Angelsachsen, so sehr er auch heute uns beschatten mag, dem Blühen der Völker wird weichen müssen, welchen Gott eine religiöse Sendung gab.

Kleine Bausteine

Armut und Wirtschaftlichkeit
Von Wilhelm Feld

Die Armut meiden wir gerne. Nicht nur den Armeleutegeruch und den Anblick zerlumpter oder bresthafter Bettler der harten Wirklichkeit. Die praktische Armenpflege wird meist scheel angesehen und muß hinter der Sozialpolitik als dem angeblich grundsätzlicheren und wirksameren Eingreifen in die sozialen Schäden zurücktreten. Auch die Wissenschaft geht meist in weitem Bogen um die Probleme der Armut herum; die Geschichte der Armenpflege hat nur wenige gründliche Bearbeiter gefunden, und theoretische Erwägungen über Armut und Verarmung sind recht selten.

Nicht einmal über die Herkunft des Wortes ‚arm' hat uns bisher die Forschung genügend aufgeklärt, und der Begriff der Armut bedarf noch sehr größerer Einheit und Vertiefung. Arm ist, wessen Mittel zu seinen Zwecken nicht ausreichen, sagt Simmel und ähnlich manche andere. Wer ist danach aber arm? Wie sollen die Zwecke und Bedürfnisse des einzelnen umgrenzt werden? Dient hier das absolute Existenzminimum als Maß, oder haben wir die übliche Lebenshaltung der Standesgenossen zum Vergleich heranzuziehen? Vielleicht ist die Entscheidung dem persönlichen Urteil des einzelnen zu überlassen, ob er sich arm fühlt? Wir könnten uns auch an das Urteil der Gesellschaft oder der öffentlichen Organe halten, wie es in der Armengenössigkeit eindeutig in Erscheinung tritt. Damit wären wir dann von der negativen Bestimmung unversehens zu einer positiven gelangt: Arm ist, wer unterstützt wird.

Diese Abgrenzung des Begriffs will aber der gefühlsmäßigen Vorstellung, die die meisten unter uns von der Armut haben, nicht recht genügen. Sie ist zu eng. Man braucht nur an die ‚verschämten Armen' zu denken, die nie eine Unterstützung annehmen. Wir halten uns deshalb lieber an die negative Bestimmung der zum Lebensunterhalte nicht ausreichenden Mittel. Armut und Mangel ist eine uns allen geläufige Gedankenverbindung. Freilich muß dieser Mangel genauer bestimmt werden. Der bloß formale Begriff der Armut genügt aber überhaupt nicht, um zu einer vertieften Auffassung ihres Wesens zu gelangen. Hiefür müssen wir vielmehr nach der Verarmung und ihren Ursachen fragen. In eigenartiger Weise ist das neuerdings versucht worden von Klumker, der in der seltenen Lage ist, auf dem Gebiete der Fürsorge nicht nur ein erfolgreicher Praktiker, ein gewandter Organisator großen Stils zu sein, sondern auch lebhafte theoretische Neigungen und eigene Ideen zu haben. Er geht von der Wirtschaftlichkeit aus, die ihm der Inbegriff der Fähigkeiten ist, durch

die der einzelne sich selbständig im Wirtschaftsleben erhalten kann. Dann beruht die Armut auf dem Mangel wirtschaftlicher Selbständigkeit. Und die Armen sind der unwirtschaftliche Teil der Bevölkerung.*

Dreierlei Art kann die Unwirtschaftlichkeit sein: schaffender, erwerbender und haushälterischer Natur. Sie kann bei der Produktion, der Herstellung der Güter wie beim Erwerb, der Gewinnung von Einkommen hervortreten, aber auch bei dessen Verteilung auf die verschiedenen Bedürfnisse, beim Haushalten.

Wir alle kennen Verarmte, deren Arbeitsfähigkeit durch körperliche oder geistige Gebrechen beschränkt oder ganz behindert wurde. Solche Unfähigkeit findet sich aber nicht nur in den offensichtlichen ‚groben' Fällen der Krüppel, Alten, Siechen und Kranken. Sehr oft eignen dem Armen noch gar manche Kräfte zur Gütererzeugung, allein er kann diese in unserem Wirtschaftssystem nicht genügend betätigen. Die harte Eintönigkeit der Beschäftigung, die ununterbrochene stundenlange Anspannung der Aufmerksamkeit, die bei so vielen modernen Arbeiten nötig ist, übersteigen seine Willenskraft. Manchmal mag so für Faulheit oder Schlechtigkeit gehalten werden, was eigentlich ein körperlicher Mangel ist. Diese Arten der Unwirtschaftlichkeit berühren sich sehr nahe mit denen, wo zwar die körperliche und geistige Arbeitsfähigkeit, nicht aber das Geschick vorhanden ist, die Arbeit rentabel zu gestalten: Der Erwerbsinn ist recht verschieden ausgebildet. Der eine versteht seine wenigen Fähigkeiten sehr geschickt anzuwenden und zu verwerten; es gibt bekanntlich manche Leute von so ausgeprägtem Erwerbsinn, daß sie ohne nennenswerte Arbeit reichlich verdienen. Anderen dagegen fehlt diese Anlage so sehr, daß sie für große wirtschaftliche Leistungen sich kein entsprechendes Entgelt zu sichern wissen. Ihre Unwirtschaftlichkeit liegt weder im Verbrauch — oft sind sie darin genügsam und umsichtig — noch in einer Arbeitsunfähigkeit; sondern einfach darin, daß sie aus ihrer Arbeit nicht genug für ihren Unterhalt herausschlagen, nicht genug verdienen. Nicht selten gerade deshalb, weil sie ihre ganze Teilnahme auf die Arbeit selbst richten und darüber deren Rentabilität, das Geldverdienen, vernachlässigen. Es ist sehr verdienstlich, daß Klumker gerade diese Mängel — oder Charakterschwächen, wenn man will — stark betont. Im allgemeinen beachten wir sie ja wenig. Geläufiger ist uns dagegen die Verarmung infolge unwirtschaftlichen Verbrauchs.

* Klumker scheint diese Begriffsbestimmung für eine positive zu halten. Wenigstens stellt er sie im Gegensatz zu jener früher erwähnten, welche die angeblich ‚negative' Seite der Armut, das Unterstütztwerden zur Grundlage nimmt. M. E. ist aber das Unterstütztwerden eine sehr positive Tatsache. — Auch sonst kann ich Klumkers Systematik nicht immer folgen, so sehr ich mir seine grundsätzlichen Anschauungen zu eigen mache. Ich lehne mich besonders an die neueste Fassung in dem soeben erschienenen lesenswerten Büchlein ‚Fürsorgewesen, Einführung in das Verständnis der Armut und Armenpflege', Band 146 von ‚Wissenschaft und Bildung' Verlag von Quelle und Meyer, Leipzig 1918. 119 Seiten.

Darum wird wohl oft versucht, diese Fälle als die Regel anzusehen. Vor allem zum Haushalten gehört, daß man die Zukunft und ihre Anforderungen schon in der Gegenwart berücksichtigt; man muß die Fähigkeit haben, in die Zukunft zu sehen und dieser Voraussicht gemäß das wirtschaftliche Handeln zu bestimmen. Nicht umsonst nennen wir ein unwirtschaftliches Handeln kurzsichtig!

Gerade wer eingehender über das Wesen der Armut und der Verarmung nachgedacht hat, wird die Armutstheorie Klumkers mit größter Freude begrüßen: sie zeigt die Erscheinungen in einem neuen Lichte und rückt eine große Zahl von Fällen, die bisher durch ihre Vielgestaltigkeit leicht verwirrten, in eine einheitliche Beleuchtung; sie ist eine entscheidende Ergänzung unserer bisherigen Erkenntnis, und ihr fördernder Einfluß wird sich erst in Zukunft recht würdigen lassen. Der Satz, daß die Armen der unwirtschaftliche Teil der Bevölkerung sind, klärt nicht nur unsere theoretischen Anschauungen, sondern ist auch für die armenpflegerische Praxis sehr wertvoll. Denn nur wenn wir die einzelnen Bedürftigkeitsfälle richtig in den allgemeinen Zusammenhang des wirtschaftlichen Lebens stellen, ihre eigentliche Verursachung erkennen, nur dann können wir sie auch recht von Grund aus behandeln, statt bloß an den Symptomen herumzukurieren. Klumker kommt denn auch im Verfolg seiner Theorie zu einer besonderen Auffassung von den Aufgaben, welche die Fürsorge zu erfüllen hat. Unwirtschaftlichkeit in der einen Richtung kann sich mit beträchtlicher Wirtschaftlichkeit in anderen paaren; selbst bei Leuten, die auf der untersten Stufe öffentlicher Armenpflege stehen, können noch große Aktivposten wirtschaftlicher Fähigkeiten vorhanden sein. Die Unwirtschaftlichen verfügen oft über Kräfte, die nur in der gegenwärtigen Wirtschaftsordnung nicht oder nicht genügend von ihnen selbst verwertet werden können. Und die Armenpflege hat nun neben der bloßen Versorgung die wichtige Aufgabe, jene vielfachen wirtschaftlichen Kräfte in der großen Masse ihrer Schützlinge zu verwerten, im besonderen sie volkswirtschaftlich nutzbar zu machen.

Aber das führt von unserem Thema ab. Dagegen müssen wir Klumker auf einen anderen Gedankengang folgen. Er weißt darauf hin, daß die Voraussicht sehr verschieden auf das Wirtschaftsleben einwirken kann, und meint, wenn die unteren Volksschichten so kurzsichtig sind, sei das in ziemlichem Umfange nicht Ursache, sondern F o l g e ihrer schlechten Lage. Wer lebenslänglich angestellt ist, könne und solle viel mehr in die Zukunft sehen und berücksichtigen, als wer Tag für Tag nach einer Verwendung seiner Arbeitskraft suchen muß. Dieser vermöge längst nicht soviel Wirtschaftlichkeit zu besitzen als jener. Wer nur kümmerlich sich jetzt durchschlagen kann und in Zukunft wenig Besseres zu erwarten hat, dürfe nicht zuviel von dieser Zukunft sehen und auf sich wirken lassen, da sonst seine Arbeitskraft gelähmt werde. Die wirtschaftliche Lage bestimme die Weite des wirtschaftlichen Horizonts und damit das Maß der Wirtschaftlichkeit. Diese ist um so geringer, je enger beschränkt der Blick in die Zukunft

ist. Hier bestehen im wirtschaftlichen Aufbau der Gesellschaft unüberwindliche Schranken der Wirtschaftlichkeit. Deshalb ist es auch nur in recht engen Grenzen möglich, die Armut durch eine Hebung der Wirtschaftlichkeit zu bekämpfen. Insoweit die Unwirtschaftlichkeit ein notwendiger Teil der Wirtschaftsordnung ist, ist mit dieser auch die Verarmung unlöslich verbunden. Ich glaube, wir müssen Klumker dankbar sein, daß er diese Erwägung so klar herausgestellt hat, auch wenn wir sie nur beschränkt gelten lassen können. Für einen Teil der Fürsorgefälle trifft sie sicherlich zu; freilich auch nur für einen Teil, nämlich nur für jene, immerhin nicht die Mehrheit bildenden Angehörigen der unteren Volksschichten, deren wirtschaftliche Kurzsichtigkeit eben die Folge und nicht die Ursache ihrer schlechten Lage ist, die Tag für Tag nach einer Verwertung ihrer Arbeitskraft suchen müssen. Zwischen diesen und den lebenslänglichen Angestellten stehen aber sehr zahlreiche Massen in gehobenen ökonomischen Verhältnissen, welche keineswegs zu wirtschaftlicher Kurzsichtigkeit zu führen brauchen, in denen jedoch ein individuell auftretender Mangel an wirtschaftlicher Tüchtigkeit zur Verarmung führt. Und diese Armen werden einen sehr erheblichen Teil der Armen überhaupt ausmachen. Im Grunde baut auch Klumker auf sie seine Theorie der Verarmung auf.

Freilich, auch in dieser Ausgestaltung wird die Lehre von der Unwirtschaftlichkeit, so sehr fruchtbar sie ist, der vielgestaltigen Wirklichkeit nicht ganz gerecht. Es gibt eben doch viele Bedürftige, bei denen die Unwirtschaftlichkeit überhaupt keine Bedeutung hat, weder als Ursache noch als Folge. Ein ansehnlicher Teil der Armenbevölkerung besteht aus jenen normalen Angehörigen des vierten Standes, denen es trotz aller wirtschaftlichen Tüchtigkeit aus gewissen, außer ihrer Person liegenden Umständen unmöglich ist, ihre Familie zu erhalten. Was nutzt mir die vorzüglichste Arbeitstüchtigkeit, wenn die Ungunst der objektiven wirtschaftlichen Verhältnisse mich an ihrer Verwertung hindert? Oder wie soll ein Mensch, dessen Verdienst hart an das Existenzminimum streift, sich und die Seinen durchbringen können, wenn er durch Krankheit in der Familie, durch große Kinderzahl und anderes außergewöhnliche Ausgaben hat? Eine weitere sehr wichtige Ursache der Verarmung wird uns gerade jetzt durch die Fürsorge für die Kriegshinterbliebenen besonders nahegebracht. Der Verlust des Ernährers zwingt in vielen Fällen auch die wirtschaftlich tüchtigste Frau, vor allem zur Aufzucht ihrer Kinder Unterstützungen anzunehmen. Und wie sollen verwaiste Kinder sich ohne fremde Hilfe durchbringen? Zwar könnte man sagen, diesen Kindern fehlen eben die wirtschaftlichen Fähigkeiten, sich selbst zu unterhalten, aber die eigentliche Verarmungsursache wäre damit nicht bezeichnet.

Hiezu kommen dann noch jene selbständigen Gewerbetreibenden in Stadt und Land, die dadurch verarmten, daß ihr Geschäft durch die allgemeine Wirtschaftslage zum Untergang verurteilt wurde. Nicht wenige tüchtige

Handwerker müssen der großindustriellen Massenproduktion weichen. Manches früher blühende Geschäft ist zurückgegangen durch Verschiebungen im Bedarf der Bevölkerung, durch das Auftreten von Ersatzgütern usw., oder es hat, namentlich in Landstädten, seine Kundsame verloren durch Ablenkung des Verkehrs, etwa infolge eines Bahnbaues. Und werden nicht öfter selbst recht wohlhabende Bauern durch eine Reihe aufeinanderfolgende Fehljahre und Mißernten an den Bettelstab gebracht? Auch wenn in Zeiten wirtschaftlicher Krisen zahlreiche Unternehmungen ihre Inhaber nicht mehr ernähren, darf man diese nicht in die Kategorie der ‚unwirtschaftlichen' Leute abschieben. Unwirtschaftlichkeit im Klumkerschen Sinne und so, wie sie gerade für das Armenwesen entscheidende Bedeutung hat, ist ein persönlicher Mangel des einzelnen Individuums oder eine solche Verfassung eines selbständigen Geschäftsbetriebes, die auch unter normalen Verhältnissen eine Rentabilität nicht ermöglicht. Die Fälle, die wir eben nannten, sind aber ganz anderer Art. Auch darf man sie nicht verwechseln mit dem Pauperismus, dem Massenelend ganzer Volksschichten, wie es in Zeiten großer wirtschaftlicher Umwälzungen aufzutreten pflegt und von dem wir hier absehen wollen.

Zusammenfassend werden wir nach alledem sagen dürfen, daß bei der Armut, die durch individuelle Umstände verursacht wurde, zahlreiche Fälle sind, die keineswegs auf persönliche Unwirtschaftlichkeit zurückgeführt werden können. Gewiß ist die Armut großenteils eine Folge von Charakterschwäche, von wirtschaftlichem Ungeschick, von psychischen oder körperlichen Gebrechen. Wir brauchen uns nur an die Erfahrung zu erinnern, die jedem aufmerksamen Beobachter des täglichen Lebens vertraut ist, daß die gleichen äußeren Verhältnisse längst nicht immer in gleichem Maße zur Armengenössigkeit führen. Manche Leute, bei denen die objektiven Bedingungen zu einem leidlichen Auskommen gegeben sind, fallen doch immer wieder der Fürsorge anheim, großenteils offenbar wegen geringer psychischer, geistig-sittlicher Leistungsfähigkeit. Auf der anderen Seite gibt es so manche besonders tatkräftige, strebsame oder erfinderische Naturen, die trotz der kümmerlichsten Lage sich ganz oder doch nahezu ohne fremde Hilfe durchzubringen vermögen. Und dennoch wissen wir alle sehr wohl, wie manche tüchtigste — auch wirtschaftlich tüchtigste — Menschen unter unseren Pfleglingen schließlich doch der Macht äußerer Verhältnisse erliegen mußten. *Nur zu oft leider kann auch die größte Wirtschaftlichkeit nicht vor der Verarmung schützen.* Auf sie allein dürfen wir deshalb auch keine Armutstheorie aufbauen. Speziell die psychopathologische Betrachtungsweise darf uns nicht mit einseitiger Ausschließlichkeit beherrschen. Wir dürfen nicht alles aus ihr heraus schematisch konstruieren wollen, so sehr wertvoll und berechtigt sie in vielen Fällen ist und so entschieden sie auch in der Armenpflege ebenso wie z. B. in der Behandlung der verwahrlosten Jugend und der Verbrecher und auf so manchen anderen Gebieten sich noch weiter durchsetzen muß.

Gerade diejenigen unter uns, die von der sorgfältigeren Berücksichtigung der psychopathologischen Faktoren die wichtigste Förderung der Fürsorgepraxis erhoffen, haben sich am meisten vor der Überspannung dieses Gedankens zu hüten, um nicht den Widerstand gegen ihn zu reizen. Man ebnet bekanntlich einer Idee nicht die Wege, indem man sie übertreibt.

Die Parkabtei bei Löwen

Von Johann Georg Herzog zu Sachsen

Vor zwei Jahren habe ich in dieser Zeitschrift einen Bericht über meinen Besuch in drei großen Prämonstratenser-Abteien in Belgien veröffentlicht.* Wie ich gehört habe, sind sie auf Grund meines Aufsatzes von mehreren Kunstfreunden aufgesucht und erst richtig gewürdigt worden. So bin ich belohnt genug. Damals glaubte ich, damit die barocken Abteien Belgiens erschöpft zu haben. Daß dies nicht der Fall wäre, sollte ich bald sehen. Bei meinem Besuche in Belgien im Juli 1918 habe ich die Parkabtei bei Löwen besucht und auch da manches Interessante gefunden. Es sei mir darum gestattet, über diese Abtei als Ergänzung des früheren Aufsatzes zu berichten.

Die Parkabtei liegt, wie gesagt, unfern von Löwen. Ich erreichte sie im Wagen in Begleitung derselben Herren wie vor zwei Jahren in etwa einer halben Stunde vom Bahnhof aus. Die Abtei ist nicht so groß und auch nicht so prunkend wie die anderen, aber als Gesamtbild ihnen mindestens gleich. Sehr schön sind die Wirtschaftsgebäude, die in der Zeit nach 1600 entstanden sind. Selten habe ich in dieser Hinsicht einen so trefflichen Eindruck gehabt wie hier. Man kann sich so recht das wirtschaftliche Leben einer großen Abtei im XVII. Jahrhundert vorstellen. Sehr malerisch ist auch das Eingangstor zu dem eigentlichen Kloster, im besten Barockstil ausgeführt. Dort verließen wir den Wagen. Zur Begrüßung erschien im Namen des Abtes der Prior, ein Holländer, der ziemlich gut deutsch spricht, und übernahm die Führung. Die Empfangsräume, in die er uns zuerst führte, bieten nicht viel Besonderes. Sie sind im späten XVIII. Jahrhundert eingerichtet worden.

Die Kirche, die wir dann betraten, ist in ihrem mittleren Teil noch romanisch, aber in der Hauptsache barock. Der romanische Teil ist also noch ein Rest von dem ältesten Kloster, dessen Gründung ins XII. Jahrhundert zurückgeht. Damals blühte hier eine berühmte Illuminatorenschule, von der auch Woermann im dritten Band der zweiten Auflage seiner großen Kunstgeschichte spricht. Der barocke Stil zeichnet sich durch sehr gute Architektur aus, vor allem durch die verhältnismäßig große Schlichtheit und Ruhe der Ornamente. Interessant sind am Ende der beiden Seitenschiffe

---

* Vgl. Hochland 14. Jahrgang, 1. Bd., S. 469.

die Beichtstühle. Sie weisen nämlich eine eigentümliche Verbindung von Beichtstuhl und Reliquienbühnen auf. Als solche muß man wenigstens diese Art Kanzeln bezeichnen. Einst war das Kloster sehr reich an Reliquien, die bei großen Festen dem Volke von diesen Bühnen gezeigt wurden. Die Beichtstühle selbst sind gut geschnitzt, aber sehr schlicht. Im Hauptschiff steht die Kanzel in der Richtung desselben, sodaß der Prediger gegen den nächsten Pfeiler, nicht in das Schiff spricht, eine Anordnung, die ich nur hier gefunden habe. Ob das wegen der Akustik oder aus einem anderen Grunde geschehen ist, vermag ich nicht zu sagen. Der Chor ist viel einfacher als der in Grimberghen. Namentlich ist das Gestühl sehr schlicht. Auch der Hochaltar ist für einen Barockaltar merkwürdig ruhig und schlicht. Unter den Gemälden befinden sich keine, die eine besondere Erwähnung verdienen. Es sind gute Durchschnittsarbeiten der Zeit.

Hierauf besuchten wir den Kreuzgang, der aus der spätesten Zeit der Gotik stammt. Die Schlußsteine sind zum Teil Ende des XVI. oder Anfang des XVII. Jahrhunderts datiert. Zwei Fenster von dem Kreuzgang in Hochgotik haben sich noch erhalten. Sie zeichnen sich durch sehr feine Ornamente des Maßwerks aus. Sehr malerisch ist der Blick auf die Kirche. Der romanische Teil zeigt sich dem Auge ziemlich klar. In dem Kloster selbst ist überraschend die Schmalheit der Gänge. Das muß geschehen sein, um Platz zu sparen. Aber es ist so geschickt gemacht, daß der Blick die Gänge entlang sehr malerisch wirkt. In einigen Räumen sind gute alte Kupferstiche aufgehängt, die uns ein treffliches Bild der belgischen Prämonstratenser-Abteien vermitteln. Die Zellen, von denen ich eine betrat, sind schlicht, aber recht anheimelnd. Aus dem Fenster hat man eine hübsche Aussicht auf die freundliche Gegend. Der Kapitelsaal ist ein schöner Raum.

Im Refektorium sind an der Decke sehr eigentümliche Stuckreliefs von dem deutschen Bildhauer Hanski, der vielfach am Niederrhein geschaffen hat. In der Mitte ist das Abendmahl dargestellt. Die Figuren sind nicht mehr als Relief ausgeführt, sondern vollrund. Wenn man darunter steht, hat man das Gefühl, daß Christus und die Apostel auf einen fallen werden. Sehr merkwürdig wirken sie auch von dem Stuhl des Abtes, der von dem Heiland nur einen weißen Rücken sieht. Weiterhin sind auf der Decke die Vorbilder des Altarsakramentes dargestellt, besonders das Opfer des Melchisedech und die Mannalese. Sie sind in der gleichen Weise ausgeführt, wirken aber nicht ganz so eigen wie das Abendmahl.

Auch die Bibliothek ist ein sehr schöner Raum, bietet aber freilich nicht viel Platz für Bücher. Auch hier hat derselbe deutsche Bilhauer Stuckreliefs ausgeführt, die aber bedeutend ruhiger wirken. An den Wänden sieht man auf der einen Seite die vier lateinischen Kirchenlehrer. Beim hl. Hieronymus liegt der Löwe sehr gemütlich unter dem Tisch und wirkt beinahe komisch. Der hl. Ambrosius ist als ein richtiger vornehmer Bischof aus der Barockzeit dargestellt. Auf der anderen Seite hat der Künstler die vier Evangelisten ausgeführt, wie man das ja oft als Gegenstück zu den Kirchenlehrern findet.

Hier ist mir nichts Besonderes aufgefallen. Die Deckenreliefs sind dem Leben des hl. Norbert gewidmet. Sie sind besser als die Reliefs im Refektorium ausgeführt und wirken darum auch günstiger. Aber manches berührt auch hier sonderbar. Z. B. gilt das von der Bekehrung des hl. Norbert. Da hat man förmlich das Gefühl, daß der Blitz hinunterfällt. Die Worte des Heiligen steigen, auf einen langen Streifen geschrieben, in den Himmel. Die anderen Darstellungen zeichnen sich durch große Ruhe und Vornehmheit aus.

Im übrigen ist, wie gesagt, das Kloster verhältnismäßig einfach ausgeführt. Aber gerade darin zeigt sich eine große Kunst und sichere Berechnung. Die Architektur ist als vorzüglich zu bezeichnen. Die Gesamtanlage gibt in mancher Beziehung ein besseres Bild als die der anderen Abteien. An Wucht der Ausdehnung und Größe kann es sich nicht mit Averbode messen, an künstlerischer Vollendung und Bedeutung der Architektur nicht mit Grimberghen. Aber trotzdem kann es sich wohl neben diesen beiden und neben Tongerloo sehen lassen. Vor allem bietet es eine vorzügliche Ergänzung zu ihnen. Erst wer die vier belgischen Prämonstratenserabteien gesehen und erforscht hat, kann sich einen Begriff von belgischen Abteien des XVII. und XVIII. Jahrhunderts machen.

Rundschau

Zeitgeschichte

Mängel des Jugendstrafrechts. Den einsichtigen Praktikern ist es schon lange bekannt, daß das bestehende deutsche Jugendstrafrecht den wichtigsten Bedürfnissen deutscher Jugendfürsorge keineswegs entspricht, also seinen eigentlichen Aufgaben gegenüber versagt. Aber in weitere Kreise ist diese Erkenntnis noch nicht gedrungen, und leider ist sie auch vielen maßgebenden Persönlichkeiten unter den Juristen und Erziehern fremd. Deshalb ist es immer noch mit lebhafter Freude zu begrüßen, wenn ein besonders Berufener seine Autorität langjähriger reicher Erfahrung für jenen Gedanken einsetzt. Das hat kürzlich Professor v. Düring getan,* der Leiter der bekannten Beobachtungs- und Arbeitslehranstalt Steinmühle, deren Gründer Professor Klumker die Einführung der psychiatrischen Betrachtungsweise in die Fürsorge für die schutzbedürftigen Jugendlichen wie für die erwachsenen Armen** sehr wirksam gefördert hat.

Düring geht davon aus, daß es das Ergebnis der Umwelt und der Anlage ist, was wir als Gesetzesübertreter vor uns sehen; aus Vergnügen und mit vorgefaßter Absicht werde kein normaler Mensch zum Verbrecher.

Normal ist, sozial gesprochen, wer in dem Rahmen, den unsere gesellschaftlichen Anschauungen und Erfordernisse für unser Zusammenleben aufgestellt haben, sich ohne Anstöße zu bewegen weiß. Bei den meisten fürsorgebedürftigen Jugendlichen ist schon die Umwelt abnorm, in der sie herangewachsen sind, so daß diese Kinder gar nicht das werden konnten, was wir als normale Menschen bezeichnen. Dazu kommt, daß bei sehr vielen gefährdeten Kindern — oft sogar gleichzeitig mit dem schädlichen Milieu — anormale Anlagen vorhanden sind. In jedem Gefängnis und jedem Zuchthaus kann man immer wieder die völlig abnorme psychische Einstellung des größten Teils der Gesetzesübertreter beobachten. Düring schildert eine Reihe typischer Fälle seiner reichen Erfahrung, in denen allen Verhältnisse vorliegen, auf die die Bezeichnung normal nicht paßt. Und er versichert: so sind unsere Akten alle, und wer in der Jugendpflege tätig ist, werde beistimmen, daß dies das gewöhnliche ist.

Leider muß er hinzufügen, daß nur die wenigsten Menschen die tatsächlich vorliegenden Verhältnisse genügend erfaßt haben; selbst die nicht, die es angeht, die verpflichtet wären, in das Innere dieser Fragen eingedrungen zu sein. ‚Wer in dieser Arbeit steht, tut unendlich schmerzliche Blicke in Überhebung, Selbstgerechtigkeit, Gleichgültigkeit, Gefühllosigkeit bei den Menschen, denen es besser g e h t — nicht die besser s i n d. Selbst in den Kreisen, die sich so große Verdienste um die charitative Arbeit erworben haben, in den Kreisen der Kirchengläubigen findet man sehr selten wirkliches Verstehen. Man will helfen, man hat viel Liebe zum Helfen, aber das, was das Richtige ist, ohne das ein Helfen gar nicht möglich ist, das V e r s t e h e n, fehlt.‘

Jene Unkenntnis hat aber höchst betrübliche Folgen nach verschiedenen Rich-

---

* E. v. Düring, Jugendfürsorge und Jugendstrafrecht. Nebst einem Anhang: Berufsausbildung als Erziehungsmittel. Frankfurt a. M., Mahlau u. Waldschmidt, 1918.

** Neuerdings wieder besonders eindringlich in dem Bändchen ‚Fürsorge‘ der Sammlung Wissenschaft und Bildung, Quelle & Meyer, Leipzig, 1918.

tungen. Vor allem auch hat sie die Gesetzgebung in eine sehr falsche Bahn gelenkt. Neuerdings verbreitet sich glücklicherweise diese Einsicht in den maßgebenden Kreisen, bei den Juristen wie bei den Ärzten und Pädagogen. Das beweisen die zahlreichen Vorschläge zur Änderung des ganzen Strafverfahrens für Jugendliche: Voruntersuchung, Anklageerhebung, gerichtliche Verhandlung, Strafart, Strafmaß, Strafvollstreckung, Straffolgen, alles das sind Punkte, die eingehend erörtert werden und für die man Änderungen vorgeschlagen hat.

Das Strafverfahren berücksichtigt viel zu wenig, daß die Verantwortlichkeit der Jugendlichen für ihre Handlungen in den meisten Fällen außerordentlich gering ist. Leider wird in der Regel von ihnen angenommen, daß sie bei Begehung ihrer Tat die zur Erkenntnis der Strafbarkeit nötige Einsicht besessen haben. Aber das bloße Wissen, daß eine Handlung bestraft wird, ist höchstens Kenntnis, längst nicht Erkenntnis der Strafbarkeit. Und selbst diese Erkenntnis kann bei Fehlen jeglicher Hemmung, die durch Erziehung gegeben werden soll, bei ungenügender Entwicklung des Willens und des Gefühlslebens vollständig wertlos sein. Einsicht besitzt eigentlich nur, wer nach seiner ganzen Reife körperlich und geistig so weit entwickelt ist, daß er der vorhandenen Erkenntnis entsprechend handeln kann und im ethischen Sinne handeln muß.

Diese Fähigkeit fehlt aber bei sehr vielen Angeklagten wegen der bekannten Ungunst der Erziehung (Umwelt) und Anlagen (seelische Abnormitäten). Ja, gerade bei der häufigsten Gruppe, den 14- bis 18jährigen Jugendlichen, kommt sogar noch eine andere immer wieder vernachlässigte Tatsache hinzu: In diesem Alter der Geschlechtsentwicklung ist das Gleichgewicht zwischen Trieben und Hemmungen schon bei den normalen Menschen oft bedenklich gestört, weshalb man denn auch geradezu von einem physiologischen moralischen Irresein jenes Alters spricht. In dieser Zeit ganz besonders dürfen die meisten Menschen nur in stark verringertem Grade für ihre Handlungen verantwortlich gemacht werden. Doch das starre Recht nimmt darauf keine Rücksicht. Wohin das so oft führt, zeigt mit erschütternder Eindringlichkeit die Schilderung, die Düring über seine Erfahrung als ärztlicher Gutachter bei Gericht gibt: ‚Wir haben den Eid geleistet. Unsere Überzeugung ist: Dieser Jugendliche ist nicht normal; Anlagen und Verhältnisse haben verhindert, daß er die zur vollen Verantwortlichkeit nötige Reife erlangt hat; er bedarf der Erziehung; es ist nicht gerecht, ihn für seine Tat so zu strafen, daß er für sein ganzes Leben einen Makel davonträgt. Aber Wortlaut und Sinn des Gesetzes erlauben nicht, ihm die zur Erkenntnis der Strafbarkeit erforderliche Einsicht abzusprechen.‘

Nun werden nicht nur oft Strafen verhängt, für welche die Gesetzesübertreter nicht voll verantwortlich waren, sondern die Strafe selbst verfehlt auch durchweg ihr Ziel. Die kurzen Freiheitsstrafen mit dem bedingten Strafaufschub sind keine Strafen. Überdies sind die Jugendlichen zu erziehen. Die Strafe muß in den Rahmen der Erziehung irgendwie eingefügt werden können. Das geschieht bei der Gefängnisstrafe sicherlich nicht.

Noch wichtiger sind indes die geradezu verheerenden Folgen des heute geltenden Strafrechts für die Zukunft der jugendlichen Gesetzesübertreter. Schon die Voruntersuchung, die Behandlung durch die Polizei, durch die unteren Organe der Untersuchungshaft und der Gefängnisse; dann die Gesellschaft, in die sie bei dieser Gelegenheit kommen und nicht zuletzt die Behandlung in vielen der Fürsorgeerziehungsanstalten — alles das hat dazu beigetragen, die geringen Andeutungen

von Selbstachtung, Ehrgefühl und Streben in diesen Jungen vollständig zu unterdrücken. Es ist nicht immer eine klare Gedankenreihe mit einem logischen Schluß: Du bist ein Lump; aber es ist eine oft angedeutete, oft recht klare Erkenntnis: aus dir wird nichts. Ein Trotz gegen alles, was Staat, Religion, Gesellschaft, Vorgesetzte, Arbeitgeber heißt; je intelligenter, um so ausgesprochener der Widerspruch, der bewußte, gewollte Widerstand gegen jede Art von Anleitung, Bevormundung. Und im Grunde von dem allem eine stille innere Verzweiflung: Du bist verloren — das ist so die Gemütsstimmung vieler dieser Jungen. Und sie haben unter den heutigen Verhältnissen recht. Richter und Bestrafter werden sich von nun an in der größten Mehrzahl der Fälle bald und oft wiedersehen; denn Achtung vor dem Recht, vor dem Richter, Scheu vor der Strafe werden, wenn sie je vorhanden waren, nun ein für allemal gründlich verschwunden sein. Und hiezu kommt noch eins; waren noch irgendwelche inneren Möglichkeiten, Anlagen, Wünsche da, die in diesen Jugendlichen darauf hinarbeiteten, anständige Menschen zu werden, so werden diese vernichtet durch das: Vorbestraft! Wie furchtbar schwer ist es für die meisten gefährdeten Jugendlichen schon wegen ihrer oft so traurigen Vergangenheit, sich zu dem herauszuarbeiten, was wir als anständigen Menschen bezeichnen. Ohne Erziehung, ohne Hilfe ist es nahezu unmöglich. Und num steht ihnen noch überall das ‚Vorbestraft' als fast unbedingter Hemmschuh im Wege. Sucht man einem solchen armen Burschen eine Stelle: ‚Ach nein, das geht doch nicht; so einen kann ich nicht nehmen, die anderen Lehrlinge und Gesellen bleiben nicht.' Und hat man ihn untergebracht, so muß der Ärmste fast immer hören und fühlen: ‚Ja, nimm dich in acht, du bist so einer, dir traut man nicht!' Und vergessen wir nicht, fast immer handelt es sich um Menschen, die man ihrer ganzen Entwicklung nach als Kinder bezeichnen muß.

Eine wesentliche Milderung dieser traurigen Folgen erhofft Düring, wenn die Eintragung ins Strafregister fortfällt. Gründliche Abhilfe wird aber wohl erst erzielt, wenn das gesamte Verfahren so ausgestaltet wird, daß an Stelle der strafrechtlichen Gesichtspunkte mehr der Fürsorgegedanke tritt; daß die Selbstachtung des Jugendlichen geschont, tunlichst seine Erziehung gefördert wird; und daß es in den meisten Fällen überhaupt nicht zur Bestrafung kommt.

Dazu gehört denn auch, daß das Legalitätsprinzip irgendwie durchbrochen werde, welches heute den Staatsanwalt verpflichtet, bei allen, auch den kleinsten Vergehen Strafantrag zu stellen. Diese Vergehen, die oft so unsäglich gleichgültig und kindisch sind und nichts, aber nichts weiter sind als Dumme-Jungenstreiche.

Das Wohlergehen unserer heranwachsenden Jugend und des Volksganzen überhaupt erheischt dringend, daß diese und andere Vorschläge baldigst über das Stadium der akademischen Erörterung und der frommen Wünsche hinaus gelangen. Alle Verhältnisse drängen zu entschlossener Tat. Durch die zunehmende Verwahrlosung der Jugend während dieses Krieges gewinnt die öffentliche Fürsorge immer größere Bedeutung. Mehr als je zwingen die traurigen Zustände, mit veralteten Vorurteilen, bureaukratischem Schlendrian wie juristisch-formalistischem Doktrinarismus aufzuräumen und mutig neue Wege zu beschreiten.

Hoffentlich wird dieser Schritt auch gefördert durch die Bestrebungen für Jugendämter und für ein Reichsjugendfürsorgegesetz, welche durch den preußischen Gesetzentwurf, durch das Archiv deutscher Berufsvormünder, den Deutschen Verein für Armenpflege und Wohltätigkeit sowie

andere Fachkreise neuerdings in erfreulicher Weise an Breite und Tiefe gewonnen haben. Der sehr eindrucksvolle, einmütige Verlauf des Ende September stattgehabten Deutschen Jugendfürsorgetages läßt schon für die nähere Zukunft Gutes erwarten.

Dr. Wilhelm Feld.

Über den amerikanischen Frauenkult. Amerika ist das Land der Koedukation. Sie entspricht zunächst dem demokratischen Rechtsgrundsatz, daß alle Menschen, also auch die Frau, ein gleiches Anrecht auf alle Bildungsmöglichkeiten haben sollen. Eine geringere Bewertung des weiblichen Intellekts steht diesem Zugeständnis nicht im Wege; sie ist jenseits des Ozeans nicht vorhanden, wie andererseits eine tiefere Erfassung fraulicher Eigenart ihrer Ertüchtigung zu ihrer Bestimmung auch nicht besondere Bahnen weisen will. Der Lehrplan ist daher auch an Schulen, die nach Geschlechtern trennen, für die männlichen und weiblichen Studierenden derselbe. Der Amerikaner erblickt in der Koedukation zudem die Möglichkeit, schon den Knaben im Verkehr mit Mädchen an die überkommenen Lebensregeln ritterlicher Dienstleistungen, die Mädchen an ein ungezwungenes Sichgeben zu gewöhnen.

Obwohl die Einheitlichkeit des Unterrichts für beiderlei Geschlechter die gleichen Bildungsmöglichkeiten sichert, findet doch in der Auswahl der Gebiete eine Scheidung statt: der Mann studiert für den praktischen Beruf, also die Fächer, die ihm die Kenntnisse für einen technischen Beruf übermitteln, an Universitäten Recht und Medizin. Die Frau ergreift mehr die Studien, die der Allgemeinbildung dienen: Geschichte, Kunst, Literatur, Sprachen. Diese Bildung ist es, die ihr, dem Spezialistentum des Mannes gegenüber, dessen Interesse für ein theoretisches Wissen noch nicht wach ist, im gesellschaftlichen Verkehr die Überlegenheit, darum die Führung der Konversation zuweist und sie den überlieferten Vorrang im Verkehr der Geschlechter und in der Gesellschaft überhaupt behaupten läßt. Fritz Voechting* charakterisiert das Wesen dieses Vorrangs in dem Satz: ‚Dem Manne die Arbeit, dem Weibe der Genuß.‘ Abgesehen von der allerdings hohen Zahl der Lehrerinnen (es standen im Jahre 1899 an den amerikanischen Mittelschulen 9479 weibliche Lehrkräfte 9239 männlichen gegenüber) dient auch die Bildung der Amerikanerin nur ihrer persönlichen Vollendung. Zu einer realen Dienstleistung an die Allgemeinheit scheint die öffentliche Meinung Amerikas die Frau nicht zu verpflichten.

Wie schon der Knabe zu kleinen Dienstleistungen den Mädchen gegenüber angehalten wird, ist es dem Freund geboten, jeden Wunsch der jungen Dame zu erfüllen. Die Einkünfte des Gatten werden erworben, damit die junge Frau sie verausgaben kann. Wenn die Eltern den Sprößling ausführen, schiebt der Gatte als der Stärkere den Kinderwagen. Einladungen ergehen im Namen der Dame allein. Im Rauchverbot in allen öffentlichen Räumen berücksichtigt die öffentliche Höflichkeit die Frau. Sich vor der Werbung einem Manne durch hausmütterliche Tüchtigkeit begehrenswert zu machen, ist verpönt; die Werbung soll nur der Persönlichkeit des Mädchens gelten.

Die Stellung der Frau im amerikanischen Recht veranlaßt einen dortigen Professor, es zu rühmen: ‚In the united States the law has reached that lofty elevation of ethical sentiment which enables it to announce, that justice knows no distinction of sex. In this country, apart from voting and holding office, woman labors under no legal disabilities.‘ Die rechtliche Gleichstellung der Geschlechter, die sich in manchen

* ‚Über den amerikanischen Frauenkult.‘ Ein gut orientiertes Buch, auf dem dieser Bericht fußt. (Diederichs, Jena 1913.)

Punkten zu einem Vorrecht der Frau verschiebt, kommt abweichend von unsern Rechtsbestimmungen in folgendem zum Ausdruck: Die Frau besitzt auf Grund allgemeiner gesetzlicher Bestimmung auch nach der Heirat das uneingeschränkte Verfügungsrecht über ihr Vermögen, ohne Kontrolle des Gatten und ohne Haftpflicht für seine Schulden. Sie kann im eigenen Namen jede Rechtshandlung gültig abschließen. Die Frau ist für den Todfall des Gatten auf ein Drittel seines liegenden Eigentums berechtigt. Dieser Anspruch tritt mit der Eheschließung in Kraft und kann selbst von den Gläubigern nicht angetastet werden. Die elterliche Gewalt ruht gleichermaßen in den Händen der Mutter wie in denen des Vaters. Auch als Lohnangestellte des Mannes genießt die Frau hohen Rechtsschutz.

Kein Zweifel, die äußeren Verhältnisse liegen in Amerika für die Frau günstiger als wohl in jedem anderen Lande. Nun muß die Frage interessieren, ob die Amerikanerin diese Gunst der Lebensverhältnisse etwa zu einer Steigerung ihrer Fraulichkeit im besonderen oder einer höheren Geistigkeit zu nutzen weiß. Fraulichkeit ist Mütterlichkeit. Und Mütterlichkeit äußert sich in starker, selbstaufopfernder Liebe im Dienste anderer, insbesondere im Dienst der Familie. Auf diese Frage erteilt uns die Sprache der Statistik in zweifacher Hinsicht eine greifbare, deutliche Antwort, indem sie die Liebeskraft der Amerikanerin als Gattin und Mutter an der Höhe der Scheidungsfrequenz und der durchschnittlichen Geburtenzahl bemessen kann.

Die Scheidungsziffer in Amerika übertrifft bei weitem diejenige jedes andern Landes. Auf 100 000 Einwohner entfallen in Deutschland 15, in der Schweiz 32, in Amerika aber 73 Scheidungen. Bezeichnenderweise sind an dieser Zahl die Weststaaten der Union, die die Nivellierung der Geschlechter am stärksten betreiben, fast ums Doppelte der Oststaaten beteiligt. Bei Feststellung der Geburtenzahl muß zwischen Eltern amerikanischen Ursprungs und neu eingewanderten, die von den herrschenden Gepflogenheiten und der Denkweise des Landes noch unbeeinflußt sind, geschieden werden. Die Statistik hat das in Massachusetts schon früh getan. Sie ergibt auf 1000 Köpfe der Bevölkerung für im Land geborene im Jahre 1850 eine Geburtsrate von 19,49, im Jahre 1895 von 16,58 und bleibt mit diesen Zahlen ein gutes Stück noch hinter Frankreich, dessen Geburtenzahl eben genügt, um die Volkszahl konstant zu halten, zurück.

Für die weiße Bevölkerung im allgemeinen weist die Statistik der Union ebenfalls einen dauernden Rückgang der Geburtenziffer auf. Nur der Einwanderung von außen ist es zu danken, daß ihre Kopfzahl nicht absolut zurückgeht, sondern noch langsam wächst. Kinderreichtum verlangt Selbstverleugnung in Lebensführung und persönlichem Behagen. Zur Selbstverleugnung ist aber die Amerikanerin nicht erzogen, sondern zum Genuß. Genußsucht drängt den mütterlichen Sinn zurück, so daß die Beschränkung der Kinderzahl in allen Schichten der einheimischen weißen Bevölkerung Amerikas üblich geworden ist.

Hat im übrigen vielleicht die Allgemeinbildung der Amerikanerin ihr eine größere Geistesreife eingebracht? — Woechting führt eine Reihe von Erscheinungen im kulturellen Leben Amerikas auf den Einfluß der Frau zurück. Die tatkräftige Bekämpfung von Trunksucht und Laster, die Verpönung geschlechtlicher Frivolität wollen wir dem Frauenkult und damit der Frau gutschreiben. Wenn wir aber in der Unselbständigkeit des Urteils, im Wägen des Verdienstes nach dem Effekt, besonders dem materiellen, in der Schätzung der Leistung überhaupt nach einem greifbaren, äußeren Erfolg, im Kult der Persönlichkeiten im Sinn zur Schau getragener Individualität, man denke an die breiten Zeitungsberichte über Familien-

neuigkeiten, Rekordhelden, Sänger und Bühnenkünstler, im Hang zu Pomp und Luxus, in der Verbreitung des Sektenwesens, Aberglaubens und Spiritismus, der Leichtgläubigkeit und Kritiklosigkeit des Urteils ebenfalls den Einschlag der weiblichen Psyche und ihren vorherrschenden Einfluß erblicken sollen, so können wir darin jedenfalls nicht eine besondere Reife des weiblichen Geistes, trotz erweiterter Kenntnisse, erblicken. Ein reifer Geist wertet die Dinge und Personen nach ihrem immanenten Wert, nicht nach dem äußeren Erfolg. Fritz Woechting hofft, wenn einst der Mann den Gebieten theoretischen Wissens sich zuwendet und sie beherrscht, werde die Kultur Amerikas in ihrem Eigenwert sich finden und vollenden. Wir wollen nicht bestreiten, daß dem Mann die Führerrolle auf dem Gebiet des Schaffens und Erkennens zukommt. Aber mit dem bloßen Erwerb allgemeiner Kenntnisse ist es auch für den Mann noch nicht getan. Wissen allein vermag die Kulturstufe nicht zu heben, sonst würden wir doch unter unsern Männern nicht so oft dem studierten, geistigen Emporkömmling begegnen. Kultur ist nicht Wissen, sondern Feinheit des sittlichen und sozialen Empfindens und Gewissens und bewußte, tatkräftige Pflege beider. Kultur wird darum nicht erlernt, sondern zum Teil in der Veranlagung ererbt, durch Erziehung und Verhältnisse begünstigt, in ihrer Reife aber aus innerem Grund errungen und erkämpft. Wir finden Kulturmenschen in einfach schlichten Frauen und Männern, Plebejer in den Kreisen der Gebildeten. Kultur ist es, die alle Bildung und allen Reichtum erst durchdringen muß, um wahren Wert daraus zu schaffen. Die Frau als Trägerin der amerikanischen Kultur auf Grund der höheren Bildung anzusprechen, ist daher falsch, umsomehr als Knabe und Mädchen, Jüngling und Jungfrau aus demselben Erbe der Überlieferung, derselben Erziehung in ihrer Entwicklung schöpfen. Dieselbe äußerliche Gesinnung treibt den Mann zur Jagd nach dem Gewinn, die Frau nach dem Genuß. Die Reformation amerikanischer Kultur geht darum durch die Reformation der Gesinnung. Für die Frau wird sie das Aufsuchen ihrer Fraulichkeit, dem Manne freie Geisteswürde bedeuten. Den deutschen Frauen aber, die von der Gunst der Verhältnisse alles Heil für ihr Geschlecht erhoffen, liefert das Beispiel der amerikanischen Frau und ihres Kults Stoff zur Besinnung.

M. Beyerle.

Literatur

Mißbrauch seelsorgerischer Kritik. Der kürzlich (Bonn, Borromäusverlag 1918) erschienene ‚Literarische Ratgeber der Bücherwelt', die stark erweiterte vierte Auflage des im Jahre 1907 zum ersten Male veröffentlichten ‚Musterkataloges für katholische Volksbüchereien', versucht dem Katholiken eine Anweisung zu geben, welche Erscheinungen des modernen Büchermarktes für ihn lesenswert seien. Daß ein derartiger Katalog es sich zur Aufgabe macht, solche Werke, die aus katholischer Gesinnung geschaffen wurden oder mit dieser wenigstens harmonieren, zu empfehlen, vor antikatholischen Werken aber zu warnen, ist an sich konsequent und wird so lange faktisches Bedürfnis bleiben, als der Katholizismus in unverkennbarem Widerspruch steht zu den in der zeitgenössischen Literatur vorherrschenden Tendenzen. Es ist vom seelsorgerischen Standpunkt durchaus berechtigt, solche Lektüre anzupreisen, die katholische Frömmigkeit zu steigern geeignet ist, jene Schriften aber zu mißkreditieren, die Glauben und Sittlichkeit des Lesers gefährden können.

Bedenklich aber wird dieser Standpunkt, sobald er sich nicht ganz offen zu seiner Parteilichkeit bekennt, die ihn zwingt, zuweilen Werke guter Katholiken, aber mittelmäßiger Künstler, zu emp-

fehlen, künstlerische Meisterwerke von antikatholischer Gesinnung hingegen abzuweisen. Die dumpfe Vermengung der seelsorgerischen Wertmaßstäbe mit ästhetischen aber ist verwerflich. Während moderne Dichter wie Däubler, Döblin, Carl Hauptmann, Klabund, Kolbenheyer, Mombert, Wilhelm Schäfer, Sternheim und Werfel trotz ihrer für die deutsche Literatur doch immerhin namhaften Leistungen kein Wort der Erwähnung finden, werden seichte Unterhaltungsschriftsteller und blutige Dilettanten, sofern sie nur Katholiken sind oder ihr Werk freihalten von irgendwelchen Angriffen auf katholisches Leben, als echte Dichter hingestellt. Von Max Geißler, einem Unterhaltungsschriftsteller, wird gesagt, daß er ‚religiös und ethisch der katholischen Religion nirgends feindlich gegenüberstehe' und sogleich ‚Geistesverwandtschaft mit Stifter' zugesprochen. Kitsch wie Fabri de Fabris' (Angelika Hartens) Romane oder die gestaltungsunfähige Gesinnungspoesie Karl Domanigs werden, weil katholischen Ursprungs, als künstlerische Leistungen gepriesen. Von dem biederen Federer wird gesagt, daß er Gottfried Keller an Humor und Gemüt übertreffe. Die pamphletistische Art, in welcher große europäische Schriftsteller- und Dichtergestalten wie Zola, der trotz aller pornographischer Entgleisung und trotz seinem Roman ‚Lourdes' einer der genialsten Schilderer bewegter Massenszenen ist, Blasco Ibañez, ein meisterlicher, durchaus nicht nur ‚naturalistischer' Gestalter spanischen Lebens, ja sogar Strindberg abgekanzelt werden, ist ebenso beschämend wie das Verschweigen von Persönlichkeiten wie Baudelaire, Rimbaud, Lermontoff, Reymont — während zahlreiche Nichtigkeiten behandelt sind.

Eine solche platte Vermischung beichtväterlicher Pädagogik mit künstlerischer Würdigung stellt eine ungeheuere Gefahr dar sowohl für das religiöse Leben als für die Ästhetik, die beide rein und ehrlich behandelt werden wollen. Gewiß ist es wahr, daß jedes echte Kunstwerk in dem Leser eine reine und fromme Gesinnung erweckt: eine andere Frage aber ist es, ob die Reinheit und Frömmigkeit eines Dichters nach so beschränkten Maßstäben gemessen werden darf, wie es in diesem Kataloge zumeist geschieht. Daß ein geschickter Romanschriftsteller wie Sienkiewicz mehr gepriesen wird als ein großer Dichter wie Dostojewsky, erscheint uns nicht nur von der künstlerischen, sondern auch von der religiösen Seite her höchst bedenklich. Von dem verketzerten Strindberg gibt es Werke, wie vor allem sein ‚Advent', die katholischen Lesern unbesorgt empfohlen werden können.

Ferner aber: es gibt Dichtungen, die äußerlich dem katholischen Dogma angepaßt sind, aber aus denen keine schöpferische religiöse Glut auflodert und andere, die erfüllt sind von leidenschaftlichem religiösem Suchen, die aber auch den dunkelen Inferno-Wegen, ketzerischen Freiheiten und satirischem Übermut, der die menschlichen Schwächen kirchlicher Einrichtungen und Personen nicht schont, Gestalt geben. Vor einer so äußerlichen Kritik, wie sie der ‚Literarische Ratgeber der Bücherwelt' an die moderne Literatur anlegt, würden bei gleichen Maßstäben auch die großen katholischen Dichtungen des Mittelalters und der spanischen Gegenreformation pharisäischer Verunglimpfung anheimfallen.* Eben weil diese katholischen Dichter — ganze Dichter waren, wagten sie es, die Welt der Heiligung und der Sünde, das Gute und das Böse des Menschen mit gleicher Eindringlichkeit zu schildern. Eine seelsorgerische Kritik, die den Dichter ob dieser ihm notwendigen Freiheit schulmeistert, hat keinen Sinn für Wesen und Erfüllung seines Berufes.

Nun macht aber noch nicht die Gesinnung allein die Qualität eines Buches. Kunst — muß diese Binsenwahrheit

* Vgl. Karl Muth, Die literarischen Aufgaben der deutschen Katholiken. Mainz 1899, S. 87.

immer neu wiederholt werden? — fordert ein Können. Dieses Können aber ist eine besondere formale Begabung, die von der kirchlichen Gesinnung gänzlich unabhängig ist, und die sich in der Gegenwart leider unter nichtkatholischen Autoren häufiger findet als unter Katholiken. Die neue große katholische Kunst, auf die wir zuversichtlich hoffen, wird wohl kaum dem engen Gesichtspunkt des ‚Literarischen Ratgebers der Bücherwelt' entsprechen, sondern dieselbe innere Freiheit verlangen müssen wie die Kunst Dantes, Calderons und — Lope de Vegas.

Über die wissenschaftlichen Abschnitte dieses kritischen Bücherverzeichnisses — unter denen ein solcher über Philosophie fehlt — kann natürlich nur jeweils der Fachgenosse urteilen. Ein bekannter katholischer Historiker schreibt uns über die Abteilung ‚Geschichte': ‚Die Referate zeugen von mangelnder Sachkenntnis und staunenswerter Oberflächlichkeit. Über Janssens epochemachendes Werk weiß der Berichterstatter nur mitzuteilen, es sei „nicht allzu schwer zu verstehen"; von Emil Michaels sehr problematischen „Geschichte des deutschen Volkes vom 13. Jahrhundert bis zum Ausgang des Mittelalters" meint er, sie „gehöre in jede Volksbibliothek". Die Werke bedeutender Historiker wie Mommsen und Treitschke bleiben gänzlich unerwähnt. Die „Gedanken und Erinnerungen" Bismarcks sind „für gebildete Leser eine interessante Lektüre"; „die Bedeutung Rankes als Geschichtschreiber zu betonen" — „erübrigt sich". Manche Sätze sind stilistisch so schlecht, daß man aus ihnen einen gänzlich falschen Sinn herausliest. So muß z. B. der Satz aus dem Referat über Schulzes Rankeausgabe: „Die Verdeutschung aller Fremdwörter, wie sie Ranke gebrauchte, geht entschieden zu weit . . ." von jedem unkundigen Leser dahin mißverstanden werden, daß Ranke ein Gegner des Fremdwortes war — während das Gegenteil der Fall ist. Kurz und gut: der ganze Abschnitt ist Pfuscharbeit.'

M. F. Cyprian.

Zwei Novellen. Der Kampf zwischen irdischer und himmlischer Liebe ist ein erschütternder Konflikt aller leidenschaftlichen Naturen. Die mittelalterlichen Dichter und die Spanier der Gegenreformation erzählten gerne die Lebensgeschichte von Menschen, die aus der dumpfen Glut erdgebundener Sinnlichkeit zu übersinnlicher Ekstase sich emporrangen. Dem modernen Geschmack scheint es willkommener zu sein, den Eros als eine sieghafte Macht darzustellen, der die Menschen aus religiöser Gebundenheit zu wilder Erotik führt. Zwei jüngst erschienene Novellen, zwei verschiedenen Völkern und zwei ganz verschiedenartigen Dichterpersönlichkeiten zugehörig, haben beide dieses Motiv zu gestalten versucht.

Die Spanier sind von jeher ein Volk gewesen, das die Grenzerlebnisse zwischen dem Sinnlichen und Übersinnlichen besonders stark erkostet hat. Nur ein Spanier konnte vielleicht das mystische Dämmerdunkel eines gotischen Glockenturmes und die heiße Wollust erotischer Ausschweifung mit solcher Selbstverständlichkeit ineinander verweben, wie es J. Pons y Pagés in seiner Novelle ‚Josaphat' getan hat.* Wie Josaphat, der brutale und fanatische Glöckner von Sankta Maria, von einer Hure verführt wird, deren überreizte Sinnlichkeit sich nach der bestialischen Gewaltsamkeit des ungeschlachten Einsiedlers sehnt, wie er unter peinigenden Gewissensqualen darunter leidet, den Wollüsten des niederen

* J. Pons y Pagés, Josaphat. Aus dem Katalonischen verdeutscht von Dr. Eberhard Vogel. München, Georg Müller 1918. Die Übersetzung ist vorzüglich. Dies Lob läßt sich den beigegebenen 22 Bildern Alfred Kubins nicht spenden: vielmehr geben sie dem Buche einen unangenehm zweideutigen Beigeschmack, welcher der Absicht des Dichters durchaus fern ist.

Eros verfallen zu sein und in seiner Verzweiflung die Verführerin ermordet — das wird zwar mit einem schonungslosen und zuweilen auch schamlosen Naturalismus, doch nie mit wühlender Pikanterie oder verlogener Sentimentalität, packend und eindringlich geschildert. So unverhüllt der Dichter auch die lüsterne und schlürfende Wollust, die den Glockenturm der Kirche besudelt, darzustellen für nötig findet: vor dem Tabernakel weicht die Unzucht scheu zurück. Die Heiligkeit der Hostie, das ehrwürdige Gotteshaus, die frommergebene Andacht der Gläubigen werden in ihrer Reinheit nie angetastet — vor ihnen verstummt das gelle Kreischen der Dirnen, den wollüstigen Pförtner mahnt die Stimme des Gewissens. So lebt in dieser Novelle, die freilich wegen ihres stofflichen Gehalts unreifen Menschen nicht in die Hand gegeben werden darf, trotz aufdringlich realistischer Schilderung der Unzucht doch ein Schweigen der Andacht vor den heiligen Mysterien des Kultes.

Eine solche Gesinnung sucht man in Gerhart Hauptmanns jüngster Erzählung vergebens.* Mit behaglicher Weitschweifigkeit, die zu dem drängenden epischen Strom des spanischen Erzählers in peinlichem Kontrast steht, wird erzählt, wie ein junger italienischer Priester immer mehr der Brunst heidnischer Sinnlichkeit verfällt. Die Novelle Hauptmanns, die diesen Weg des Helden mit schmunzelnder Zustimmung schildert, muß aus stofflichen Gründen den Unwillen jeder seelsorgerischen Kritik erregen; dennoch wäre an sich möglich, daß sie vor dem Forum einer ästhetischen Kritik zu bestehen vermag. Das ist aber mitnichten der Fall. Wäre die Erzählung wahrhaft künstlerisch aufgebaut, so müßte der Kampf der katholischen Lehre und des heidnischen Phallusdienstes als der Streit zweier gleichbürtiger Mächte erscheinen, die um die Seele des jungen Priesters ringen. Es wäre dann statt einer pikanten Novelle eine Prosadichtung entstanden, in welcher der metaphysische Kampf zwischen christlicher und heidnischer Gesinnung, zwischen Beherrschung und Vergottung der Sinne künstlerische Gestalt gefunden hätte. Statt dessen erscheint die katholische Welt nur als die billige Folie törichten Aberglaubens und stumpfer Sinnenfeindschaft, der gegenüber die Welt des zügellosen Eros mit schwüler und schwülstiger Beredsamkeit dargestellt ist.*

* Gerhart Hauptmann, der Ketzer von Soana. Berlin. S. Fischer 1918.

* Die ganze Erzählung ist geschrieben in einem abgestandenen Altersstil, der die Schreibweise des alten Goethe nachzuahmen trachtet, doch in Wahrheit parodiert.

Der Kampf zwischen sinnlicher Gewalt und übersinnlichem Streben ist, wie die beiden Novellen symptomatisch zeigen, ein Problem, das die Menschen dieser Zeit mit neuer Macht ergreift. Vielleicht — und damit sei ein Ausspruch Pater Lipperts aufgegriffen — findet sich dann einmal ein Dichter, der zwischen der Scylla heidnischer Sinnenbeherrschtheit und der Charybdis eines widernatürlichen Puritanums den Weg führt zum wahrhaft christlichen Purum.

M. F. Cyprian.

Das Nationalepos der Finnen.

Das finnische Epos Kalewala, welches wir in einer trefflichen deutschen Übersetzung von Anton Schiefner besitzen, die Martin Buber mit erläuternden Anmerkungen und einem klugen und sachkundigen Nachwort jüngst herausgab,** hat eine merkwürdige Entstehungsgeschichte. Der schwedische Dorfarzt Elias Lönnrot (1802—1884) sammelte die Ru-

** Kalewala, Das National-Epos der Finnen. Nach der zweiten Ausgabe ins Deutsche übertragen von Anton Schiefner. München, Georg Müller. 1914. Das Nachwort Martin Buber's wurde zugleich mit Aufsätzen über ekstatische Bekenntnisse und Taoismus noch einmal gedruckt in dessen Essaybuche: ‚Die Rede, die Lehre und das Lied'. Leipzig, Insel-Verlag 1917.

nenlieder der alten finnischen Volkssänger, der Laulajat; aber er preßte sie weder in das Herbarium wissenschaftlich philologischer Sammlungen, noch erneuerte er ihren Gehalt in einer eigenen schöpferischen Dichtung; er erstrebte ein Drittes: er organisierte die einzelnen Lieder, von deren mythischer Einheit er überzeugt war, zu einem nationalen Epos, welches das beste Erbgut des Volkes in sich aufnahm.*

‚Ebenso wenig als die Geschichte selbst', sagt Jakob Grimm in seinem grundlegenden Aufsatz ‚Über das finnische Epos',** ‚kann die epische Poesie gemacht werden, sondern wie diese auf wirklichen Ereignissen, beruht sie auf mythischen Stoffen.' Die immanente Einheit des finnischen Volksmythos bedingte innerlich die Zusammenfassung, die Lönnrot aus der sinnvollen Verbindung der zyklischen Volksgesänge gewann. Welcher Art aber waren die Handlungen und Gestaltungen, die er vorfand; banden sie sich nur zur losen Kette oder ergaben sie die Architektur eines künstlerischen Epos?

Kaum in einem Volke ist die Überzeugung von der Wundermacht des Wortes so lebendig wie in dem finnischen: die Sage von dem zauberhaften Gesang des Orpheus hat hier unter anderen Namen und Formen gläubige Hörer gefunden. Wenn der Laulaja zu singen beginnt, ‚zerfließen die Berge wie Butter, die Felsen wie Fleisch der Schweine, die blauen Wälder wie Honig, vom Biere schwellen die Seen, die Tiefen werden erhaben, die Höhen sinken zu Tale'. Wann die finnische Volkspoesie einsetzt, ob in der Zeit der Völkerwanderung oder in der Zeit der Wikinger oder gar erst in den letzten Jahrhunderten des Mittelalters, hat die Forschung noch nicht zu entscheiden vermocht — doch soviel ist gewiß: sie ist in ihrem Gehalt genährt von dem ganzen volkischen Leben der Finnen.

Kalewala, eine mythologische Metapher für Finnland, ist der Titel der Dichtung, die Heimat ihrer Helden. Unter ihnen beherrschen Wäinämöinen, der große Sänger, und Ilmarinen, der gewaltige Schmied, den Gang der Handlung: der eine der Magier des Wortes, der andere der Magier der Waffen — beide gleichermaßen Heroen schaffender Tat. Denn das Wirken innerhalb der empirischen Wirklichkeit und das Wirken im Reich der Phantasie vermischen sich zur unlösbaren Einheit: des Sängers Worte sind nicht Gestaltungen einer Scheinwelt, sondern sie sind in der körperlichen Welt selbst wirksam. Wenn Wäinämöinen den lappischen Sänger Joukahainen, der sich vermißt, ihn in der Kunst des Wortes überbieten zu wollen, fluchend verwünscht, so sind das nicht leere Reden: seinen Worten ist die Kraft der Zauberei inne, sie reißen dem anmaßenden Nebenbuhler die Mütze vom Kopfe und wandeln sie in eine düstere Wolke, lassen sein blaues wollenes Wämschen als Lämmerwolken über den Himmel schweben, verwandeln seine schöne Gürtelbinde in glitzernde Sternenscharen und bannen den prahlerischen Lappen selbst in den Morast eines Sumpfes. Will man den Geschehnissen dieses Volksepos mitfühlend folgen können, dann muß man die Naivität haben, die Anschauungen einer primitiveren Betrachtungsweise zu verstehen, in der Tag und Traum noch nicht voneinander geschieden, in der kosmisches und persönliches Schicksal untrennbar miteinander verkettet sind.

Bis in mythische Schöpfungstage reicht das Epos zurück: Wäinämöinen wurde gezeugt, als die Tochter der Luft von dem Gott des Windes geschwängert wurde. Ein mythischer historischer Kampf steht im Mittelpunkt der Hand-

* Die erste Ausgabe der ‚Kalewala' erschien 1835; die zweite, fast doppelt umfangreiche, 1849.

** Zeitschrift für die Wissenschaft von der Sprache Bd. I, 1846.

lungen: Schaffung und Raub des Sampo,* der Zivilisation. Die bunten, wechselvollen Heldenschicksale sind so um einen Vorgang konzentriert, dem tiefe symbolische Bedeutung innewohnt, und der die persönlichen Abenteuer der einzelnen zu historischen Volksschicksalen erhebt. Wenn auch die Handlung — ähnlich wie in den großen griechischen und deutschen Volksepen — in zahlreiche Episoden verankert ist, wenn Abschnitte gedrängten epischen Geschehens mit solchen fast rein lyrischen Wesens wechseln, wenn erhabene mythische Vorstellungen und leichte Anekdoten, heidnische Anschauungen und christliche Gedanken oft hart nebeneinanderstehen: neben der Einheit der Form und der äußeren Handlung, ist doch auch eine tiefe innere Einheit vorhanden.

Über die Entstehungsweise der homerischen Epen und des Nibelungenliedes tobt noch immer der Streit der Gelehrten: die einleuchtendste Hypothese spricht dafür, daß ein Epigone von außerordentlicher Kompositionsbegabung sie aus einzelnen epischen Gesängen zusammenstellte. Nicht viel anders ist Lönnrots ‚Kalewala' entstanden. Er war der letzte Laulaja: der Erbe, Sammler und Konservator jahrhundertelangen Dichtens seiner Nation. So ist sein finnisches Epos, wie Martin Buber sehr schön sagt, ‚zugleich die Schöpfung eines Volkes und das Werk eines einzelnen'.

M. F. Cyprian.

* Eigentlich: ‚die Mühle'. ‚Natürlich kann nicht eine wirkliche Mühle, sondern nur ein mythisches Werkzeug gemeint sein, ein Talisman und Symbol des Wohlstands und der geordneten Wirtschaft' (Martin Buber a. a. O. S. 447).

Theater

Immermanns ‚Merlin'. Der neue Direktor der Volksbühne, Friedrich Kayssler, hat sich der dankenswerten Aufgabe unterzogen, eines der eigenartigsten Werke der romantischen deutschen Literatur, Immermanns ‚Merlin', einem größeren Publikum durch die Bühne zugänglich zu machen. — Ob es sich dauernd halten wird, ist eine Frage. Wie so manche Werke der romantischen Literatur der damaligen und der neueren Zeit, krankt auch dieses daran, daß es, sich um die tiefsten Probleme des Herzens und der Seele, der Beziehungen des Menschen zum Leben und zum Überirdischen bemühend, weniger aus einem vollen Erleben dieser Gefühls- und Gedankenbezirke entsprang und dies in Gestalten darstellte, deren individuelles Leben in einem greifbaren Geschick sich vor unseren Augen entwickelt und aufrollt, als daß es vielmehr einer abstrakten gelehrten Dissertation über dieses Thema gleicht. — Das unterscheidet dieses Werk auch von Grund aus von Goethes Faust, mit dem man es gerne vergleicht und der bei aller philosophischen Sentenzenbildung diese dennoch stets so aus dem realen Leben abgezogen darbietet, daß jeder von uns sie täglich praktisch auf das seine anwenden kann. Das läßt sich von Immermanns Werk ganz und gar nicht sagen und wenn der Dichter davon überzeugt war, daß seiner Dichtung kein günstiges Schicksal beschieden sein werde, so hat er die Ursache für dies tatsächlich sich vollziehende vielleicht doch nicht bei der richtigen Stelle gesucht und erkannt. Immermanns ‚Merlin' ist ein Weltanschauungsdrama und schildert den ewigen Zwiespalt zwischen sinnlichem Erleben- und Genießenwollen und der seelischen Sehnsucht nach dem Überirdischen. Immermann nennt die Dichtung eine Mythe, wohl weil sie hervorging aus einem Studium des mittelalterlichen Sagenkreises und der Philosophie der diabolischen Mystiker jener Zeit; hier bewährt er sich, über die romantische Sehnsucht seiner Generation für das Mittelalter hinweg, geistig mit neueren Erscheinungen wie dem Franzosen holländischer Abstammung J. K. Huysmans, der, gleichfalls

vom Studium der mittelalterlichen Teufels-Doktoren kommend, den Begriff des ‚Satanismus‘ in die neuere Literatur einführte. Läßt Goethe seinen Faust sich auch weidlich mit der Magie und dem Teufel befassen, so geschieht dies bei ihm doch stets an der Hand des praktischen Erlebens; dagegen Immermann im Rahmen der mittelalterlichen Grals-Mythe die demiurgische Weltanschauung abstrakt-philosophisch der christlichen gegenüberstellt. Satan ist bei ihm der Weltenschöpfer; er zeugt mit der reinen Jungfrau Candida Merlin in aufrührerischem Ehrgeiz gegen die Menschwerdung Gottes in Christus, um durch ihn diesem Wesen entgegenzuwirken. Allein das Zauberkind trägt in der Seele die Doppelzüge von Vater und Mutter — unseren ewigen irdischen Zwiespalt symbolisierend —, und so widerstrebt es nicht dem Triebe, die Menschen zum Heile, zum erlösenden Blute Christi, dem hl. Gral zu führen; geht aber an der Überhebung — auf diese Weise die himmlische Erfüllung als Einheit von Geistigem und Sinnlichem hier auf Erden vollziehen zu können — dem geistigen Erbteil seines väterlichen Erzeugers — zugrunde und mit ihm, die sich ihm anvertraut. — Das Werk gliedert sich in eine Reihe von Bildern. Auf das Vorspiel, in dem Satan, Luzifer, Kandida auftreten, folgt der Abschnitt ‚der Gral‘. — Hier handeln neben Merlin Klingsor und König Arthus in mannigfaltiger romantischer Bilderfolge. — Zum Schluß beherrscht Satan und sein an innerem Zwiespalt sich verlierender Sohn Merlin wieder die Szene. — An seiner irdisch-sündhaften Neigung zu Niniana geht er zugrunde; wird in die Dornenhecke gebannt, seine Gefolgschaft verschmachtet in der Wüste. — Durch Satan aus der Verzauberung erlöst, erkennt er diesen dennoch nicht an, sondern stirbt mit den Worten des ‚Vaterunsers‘ auf den Lippen. — So ist es die Tragödie der ‚inneren Widersprüche‘, die in ihren Gestalten den Sinn des Lebens, das doch nun einmal zu unserer Lust und Schmerz aus Geistigem und Sinnlichem besteht, nicht in harmonischer Einheit zu begreifen und zu lösen vermochte. — Der gedanklich abstrakten Anlage des Stückes entsprechend, war die Inszenierung ganz modern stilisiert durch den Maler Dülberg. Sie wirkte recht überzeugend und sympathisch. König Arthus und Ginevra schienen wie aus einer mittelalterlichen Miniatur. Gespielt wurde tüchtig. So kann man den neuen Direktor zu dieser Leistung beglückwünschen, die uns, abgesehen von allem anderen, wieder zeigt, wie reich an originellen Werken und Persönlichkeiten die deutsche Literatur ist. Denn wie anders lebte Immermann im Bewußtsein weiterer Kreise denn als der hervorragende Düsseldorfer Dramaturg.

Rudolf Klein Diepold.

Lienhards ‚Phidias‘ ging am 22. Oktober in Uraufführung über die Hofbühne zu Weimar. Ein Künstlerdrama, das, im dritten Kriegswinter entstanden, erhöhte Bedeutsamkeit und lebendigen Pulsschlag erhält aus der organischen Verknüpfung mit einem berühmten, weltgeschichtlichen Geschehen: dem Ausbruch des Peloponnesischen Krieges. Es ist das 2. Mal, daß der Dichter der ‚Wasgaufahrten‘ und der Wartburg-Trilogie aus dem ossianischen Nebelduft nordisch-germanischer Stoffwelt hinübertritt in die Klarheit und Farbentiefe des Hellenenhimmels; — ‚Heimatdichter‘ nur in diesem erweiterten, geistigen Sinne, dem nicht mehr die Fessel landschaftlicher Gebundenheit anhaftet. Beide Gestaltenkreise, der des schmiedenden Wieland und der des Zeus-Schöpfers Phidias, berühren sich Lienhard in dem Punkte reinen Künstler- und Menschentums einer verinnerlichten Hochkultur, die nichts anderes ist als geläuterte, veredelte, Geist gewordene Natur. In den Personen, die uns die athenische Blütezeit bis zum

Ausbruch des Peloponnesischen Krieges verkörpern — in einem Perikles, Sophokles, Phidias, einer Aspasia — prägt sich solches Edelmenschentum schön und eindrucksvoll aus. Wir leben den Kampf eines Künstlers mit, der, von Liebeseifersucht und politischem Haß der Unterschlagung staatlichen Goldes bezichtigt, um das Glück und den Sonnenschein seines Hauses betrogen, an solchem Mißgeschick innerlich emporwächst zur höchsten Schöpferkraft, die ihn befähigt, das gewaltige Bild des Zeus für das Heiligtum in Olympia zu schaffen. Durch Fäden der Freundschaft und Lebensstimmung diesem Schicksal eng verknüpft, rundet sich aus dem Personenkreis der Fabel heraus die Gestalt des behelmten Perikles, der den athenischen Staat aus niedrigem Kleingezänk zu retten hofft durch das Weltfeuer des großen Krieges. In der bewegten Handlung wandelt ruhevoll, nach der Weise seiner Chöre Worte tiefsinniger Erkenntnis an das Geschehen knüpfend, der tragische Dichter Sophokles, den die feierlich edle, in der Fülle antiken Weibtums ruhende Milesierin Aspasia mit Rosen kränzt. Als Widerspiele dieses hochgestimmten Gestaltenkomplexes sehen wir den Mann des Marktes, den ränkesüchtigen und verschmitzten politischen Parteigänger, den Gerber Kleon, den schon Aristophanes einst zur Spottgeburt gemacht, sowie Menon, den Jüngling ‚vom Gestade der heißen Syrten‘, dessen erdgebundene Sinne sich an Melissa, dem beschwingten Griechenmädchen, entzündet haben. Der Künstler im Widerstreit mit einer feindlichen Welt, die Doppelseele des alten Hellas, die wir in den Namen ‚Attika‘ und ‚Sparta‘ begreifen und über der Versöhnung verheißend das Wort ‚Olympia‘ leuchtet, — das sind die ewig aktuellen Gegenstände, um die hier gehandelt wird. In diesem Drama des edlen Maßes, der gehaltenen Kraft erweist sich Lienhard, seiner bisherigen Entwicklung getreu, von neuem als der Deuter und Seher, der Dichter aus Prophetengeschlecht, der nicht allein gestalten, sondern auch künden will. In seiner unbeirrten Zielsicherheit eine wohltuende Erscheinung in unserer Zeit des krampfhaften Suchens nach nie begangenen künstlerischen Wegen, des Neutönenwollens um jeden Preis — sogar um den der Sprachgesetze und der Verständlichkeit.

Dr. Karl Linzen.

Kunst

Karl Krebs. Ein junger Künstler war es, den der Krieg als einen der ersten nahm. Bei Tannenberg meldet ein schlichtes Kreuz seinen Tod vom 28. August 1914, vierunddreißigjährig. Als Maler war er nie hervorgetreten, und als sein Bruder mich einlud, den reichen Nachlaß anzuschauen, da hatte ich, er verzeiht mir wohl die Offenheit, nicht viel erwartet: In dem lieben, biedern Freiburg, in dem großen Hause am Münsterplatz mit dem spätgotischen Madonnenbild auf der Fassade, wo er geboren und erzogen ward im Schatten von Deutschlands schönstem Kathedralturm, wie sollte da etwas anderes erstehen als eine brave christliche Kunst, die den alten Traditionen folgt? Um so größer mein Erstaunen, hier einen Modernen zu finden, der gleich im ersten Bild als ein Talent sich zeigte weit über den Durchschnitt, als starke Persönlichkeit, die selbständig mit Natur und Kunst sich auseinandersetzt. Schon die Riesensumme der Arbeit verblüffte mit den vielen Gemälden, Radierungen, Lithographien, dem Berg von Skizzenbüchern, und alles ein Ergebnis von nur zwei und einem halben Jahr. Vorher war er Architekt gewesen, hatte die ausgezeichnete, strenge Schule Karl Schäfers durchgemacht, ohne aber auf die historisierenden Stile sich festzulegen. Seine Tätigkeit im Regierungsdienste ließ ihn wenig zu eigener Arbeit kommen. Nur einige Entwürfe sind vorhanden, die

einen geschickten, doch keinen bedeutenden Architekten verraten. Er selber kannte wohl am besten seine Grenzen, und mit ganzer Seele wird er nie am Reißbrett gestanden haben. Es scheint, als habe er in all den Jahren die Schaffensfreude gewaltsam zurückgedrängt, bis sie nun hervorbrach und wie ein Rausch ihn packte. Stürmisch fast ist seine Entwicklung, dabei von einer straffen Zielsicherheit und Selbstzucht, wie sie bei Künstlern nicht allzu oft zu finden ist.

Beim Naturalismus fing er an, beim Ausgangspunkt für jeden von ihnen, der zur Persönlichkeit aufsteigen will. Denn was nützt dem Künstler Temperament, Leidenschaft und tiefer Sinn, wenn er die Mittel nicht zum Ausdruck kennt? Die Kunst war damals in ein neues Entwicklungsstadium getreten. Der Impressionismus hatte seinen Kurs bereits verloren, man war allmählich müde geworden der spielerischen Unterhaltung all der flüchtigen Zufälligkeiten, man verlangte wieder nach innerem Gehalt und suchte ihn zum Teil in neuer Gesetzmäßigkeit. Die Forderung von der Notwendigkeit als der wichtigsten Grundlage jedes echten Werkes bekam neue Geltung. Wenn wir heute, wo wir das Ziel kennen, die Entwicklung des Hauptmeisters dieser Kunst, Liebermann, überschauen, so sehen wir den Weg deutlich gerade in dieser Richtung gehen. Und hierfür brachte Krebs in der langen architektonischen Schulung das Beste mit, die Ordnung unter ein Gesetz war ihm ein Teil seines Denkens und Fühlens geworden. Das gibt gleich seinen ersten Bildern, im übrigen noch impressionistische Arbeiten, die persönliche Note: das Struktive im Einzelobjekt wie im Zusammenschluß zum Bilde. Sein architektonisches Gewissen ließ ihn allem Verschwommenen aus dem Wege gehen, und die Klarheit der Formbehandlung und der sichere Aufbau der Figur hebt seine Bilder merklich ab von denen Waldemar Röslers, der ihm ein Jahr lang Lehrer war. Unermüdlich bleibt er, dieses Formgefühl noch weiter zu festigen, die Stöße der Skizzenbücher erzählen davon. Aber je größer damit seine Herrschaft über die Natur wird, um so weiter rückt er vom Naturalismus ab. Ich kenne wenige, bei denen der Expressionismus, man spräche richtiger von einem Irrationalismus, so von selber sich ergibt, als notwendiges letztes Glied die Entwicklungsreihe schließt wie bei Krebs. Daher ist bei ihm diese Kunst so echt, im Gegensatz zu so vielen Stümpern, die glauben, seiner Grundlage entbehren zu können und mit den Äußerlichkeiten, die sie geschickt anzuwenden wissen, das Publikum verwirren. Weil aber jene Kunst nur einen Extrakt der Außenwelt geben will, ist sie die schwerste von allen, die technisch und geistig die höchsten Anforderungen stellen muß. Krebs hätte sie erfüllt, sein Werdegang gab die Gewähr, und die ersten Proben versprachen viel. Schon bei Rösler hatte er gelernt, was Linie und Form als Träger des Ausdrucks bedeuten, sie herauszuschälen aus dem Wust der Zufälligkeiten, die Seele der Natur bloßzulegen. In diesem Suchen kommt er zu den Meistern des Frühbarock, schließt sich an Greco an und findet eine Ergänzung dieser Entmaterialisierung auch nach der farbigen Seite bei den Franzosen. Schritt für Schritt kann man diese stärkere Loslösung vom Stoff verfolgen, das Suchen nach dem Geistigen der Erscheinung, den Übergang vom Naturalismus zum Stil. Und als er endlich in heißem Mühen seine Ausdrucksform gefunden, da legte er den Pinsel aus der Hand und nahm das Schwert, und statt nach seinem Samland an der Ostseeküste, wo er die Sommermonate zu malen pflegte, zog er begeistert aus, um die Ostmark der Heimat zu schützen, und ließ sein Leben.

Er wäre kein Bahnbrecher geworden, aber er hätte sich einen hohen Platz errungen in der modernen Kunst und

auch in der christlichen zu den Besten gezählt. Mit fortschreitender Reife und Vertiefung schien ihn diese mehr und mehr anzuziehen. Einige Proben nur hinterließ er; denn er war kein Spezialist, das spricht schon für seine Güte, sondern malte alles, was ihm Erlebnis ward. Er hätte in den neuen Formen die alten Geheimnisse deuten können, in der Sprache des Expressionismus, der würdigsten für diese hohen Themen. In rein natürlichen Ausdrucksformen werden sich die himmlischen Wahrheiten nie erschöpfen lassen, es wird stets etwas vom Theater bleiben, und die naturalistische Epoche hat darin kläglich versagt. Darum könnte der neue Stil gerade der christlichen Kunst eine neue Blüte bringen, wenn endlich der so lange und gründlich verbildete Geschmack in richtige Bahnen käme,. und vor allem der Ring der ‚nur christlichen Künstler‘, die mit Äußerlichkeiten verführen und mit leeren, nichtssagenden Gestalten die Kirchen bevölkern, gesprengt wird. Wir haben noch so wenige, die heute in der christlichen Kunst etwas bedeuten und zu sagen haben — woran das liegt, sei hier nicht untersucht —, daß der Tod eines jeden von ihnen doppelt empfindlich ist. Auch Krebs wäre hier gewiß kein Führer geworden, keiner der Größten, weder Dramatik noch tiefe Affekte lagen ihm, aber seine weiche, zarte Seele hätte ihn zum hervorragenden Maler des lyrisch gestimmten Andachtsbildes gemacht.

Eine Pietà in dieser Art ist diesem Hefte als Farbenblatt vorangestellt, eine gute, nicht seine reifste, aber sehr bezeichnende Arbeit. Trotz der Anklänge an Greco wird man die selbständige Lösung anerkennen müssen. Der Hauptwert liegt in der Komposition. Maria, in einer kahlen Landschaft knieend, hält den Oberkörper des toten Sohnes, der in dem rechten Arm sich selber eine Stütze gab, und trocknet mit einem Tüchlein die blutige Schläfe. Die Bewegung ist von großer Einfachheit und Klarheit, ungezwungen die Verteilung der Glieder und die Begegnung der Arme, so daß wie von selber fast Mutter und Sohn zur Pyramide sich zusammenfügen. Aber die drängt sich nicht vor, alle Linien führen zum geistigen Mittelpunkt der Komposition, zum Haupte Christi, und werden wie in einem Strahlenbündel hier gesammelt: die Silhouetten der kahlen, toten Landschaft, der starre rechte Arm, der wie ein Schwert zur Brust der Mutter stößt, die Konturen, die vom Lendenschurz des Herrn aufsteigen, vom Kopftuch Marias niederfließen, die ihr Antlitz neigt und auch dadurch den Blick des Beschauers wieder zum Sohne führt. Von der Mitte der Seiten senkt sich die Linie in den Hängen der Berge, geht über die Glanzlichter auf Marias Armen weg und ruht dann im Haupte Christi, der einzigen reinen Horizontalen des Bildes. Sie trifft mit dem rechten Arm zusammen, der den Ausdruck des Erstarrten gibt und den Frieden steigert im Antlitz des Herrn. Sollte hier die Komposition gipfeln, so mußte Maria zurücktreten; über ihr Gesicht ist ein leichter Schatten gelegt, der neben dem malerischen Effekt zum weißen Kopftuch noch den Vorzug des Kontrastes gab. Denn auch solche Mittel sind wirksam im Bilde: dem geschlossenen Linienzuge der rechten Seite steht die bewegte Welle der linken gegenüber, dem starren Arm die große Kurve an Christi Körper. Weitgehende Zuordnung bindet das Gefüge des Ganzen noch fester. Wenn sich der Mantelsaum, Schenkel, Arm und Schulter Marias und die Seite Christi als Parallele folgen, denen sich andere Linien anschließen, so ist das ebenso wesentlich für den Gesamteindruck wie die vielfach fast mathematische Teilung und Symmetrie: Marias linker Arm in der Mitte zwischen Schulter und rechter Hand, die Bettung des Hauptes usw. In allem tektonische Gesetzmäßigkeit, nichts von Willkür. Darüber hinaus sind auch die großen Linien nicht

vergessen, die durchs ganze Bild sich ziehen: die beiden Köpfe und Hände sind mit dem starren Arm in einer Achse vereint, der Mantelsaum der Mutter setzt sich im Horizont der Gegenseite fest, der linke Arm Christi gibt die Richtung der andern Diagonale. So werden Figuren und Landschaft eng verbunden, und aus dem gleichen Grunde folgt die Aureole der Wolkenreihe der Dreiecktslinie und wird in ihrer Auflösung und Bewegung ein Bild der inneren Ergriffenheit. Es ist kein lauter Schmerz, der hier sich äußert, ein weicher Ton klingt durch das Ganze, der auch das schöne Hauptmotiv schon trägt: In der leisen Art, in der die Mutter die blutigen Spuren von der Schläfe wischt, liegt die feine Zartheit, die nur der liebevollen Frauenhand gegeben ist.

Dr. H. Reiners.

Musik

Theaterkultur und Oper. Man redet und schreibt gegenwärtig viel über Theaterkultur. Es hat sich sogar ein eigener ‚Verband für Theaterkultur‘ gegründet. Was es mit diesem für eine Bewandtnis hat, ist eine Sache für sich. Die von ihm vertretene Idee einer Hebung der Kunstwirkungen der Bühne erscheint aber jedenfalls grundsätzlich gut. Auffallend ist dabei indessen, daß diese Theaterkulturbestrebungen ihr Interesse fast nur auf das gesprochene Drama beschränken, das Musikdrama dagegen ziemlich beiseite lassen. Das heißt: theoretisch hat z. B. der Theaterkulturverband sehr wohl auch die Oper in sein Programm mit einbezogen. Daß aber Wesentliches zur Klärung der hier offenliegenden Probleme geschehen oder gar Praktisches geleistet worden wäre, ist kaum bekannt geworden. Und auch sonst begegnen die bühnenreformatorischen Neigungen von heute der Oper nur mit durchaus platonischer Liebe. Demgegenüber erhebt sich denn nun die doppelte Frage: Verdient die Oper keine Theaterkultur oder braucht sie keine? Beide Fragen sind zu verneinen. Aber über die Unbedingtheit dieser Verneinung herrscht, wie gerade die beredete Zurückhaltung zeigt, keine so absolute Klarheit, daß es ganz überflüssig schiene, von der Sache einmal in aller Kürze zu sprechen.

Die Oper verdient kulturelle Bewertung und Pflege vor allem einmal wegen der großen tatsächlichen Rolle, die sie im Kunstleben spielt und wegen der mächtigen Wirkung, die sie auf weite Kreise ausübt. Diese Wirkung übertrifft die des gesprochenen Dramas, wird ihm mitunter geradezu gefährlich. An großen wie kleinen Bühnen, in Kunstzentren wie in der Provinz liegen die Verhältnisse fast immer so, daß die Oper das Schoßkind und das Schauspiel das Stiefkind der Theaterleitung ist, und zwar einfach deshalb, weil die Oper mehr ‚Kasse macht‘, d. h. mehr auf die Menge wirkt. Und diese Stellung hat die Oper nicht erst heute und gestern, sondern durch all die Jahrhunderte ihrer Entwicklung behauptet. Schon im 17. Jahrhundert beginnen die Klagen über zu einseitiges Interesse des Publikums an der Oper, im 18. Jahrhundert übt die italienische opera seria Metastasios und seiner Komponisten eine geistige Tyrannis auf das gesamte gebildete Europa aus wie nie zuvor eine Kunstgattung; im 19. Jahrhundert wiederholt sich derselbe Fall erst mit Meyerbeer und der Pariser Oper, dann mit Wagner und dem deutschen Musikdrama. So verschieden dabei die ‚Richtung‘ und der künstlerische Wert sind: die Tatsache einer ungeheuer starken Gemeinwirkung bleibt sich gleich. Eine Kunstgattung aber, die solcher Art Eindruck machen kann, vermag viel Kulturschaden anzurichten, nicht minder auch viel geistigen Gewinn zu bringen: — je nachdem sie eben gepflegt wird. Gerade bei der Oper liegt der Grund, warum sie im

Lauf ihrer Geschichte wiederholt zu den Schädlingen geistiger Kultur zählte, in der Art ihrer Pflege und nicht etwa in ihrem Wesen. Das mag besonders betont werden, weil der grundsätzliche ästhetische Wert der Oper gerne unterschätzt wird. Die gangbare Bezeichnung ‚opernhaft‘, der die Bedeutung einer äußerlichen hohlen Theatralik eigen ist, zeigt das zur Genüge. Nun hat ja die Oper mit ihrer häufenden Mischung der Künste in der Tat eine etwas problematische Natur, die die Gefahr zum Überwuchern einer Ausdrucksseite und damit eine Verzerrung des Ganzen besonders nahelegt: siehe die unmusikalische, undramatische ‚Konzertoper‘ oder die effekthascherische Ausstattungsoper usw. Aber daß die Oper unter der Hand des rechten Meisters doch auch in die reinsten Höhen der Kunst sich aufschwingen kann, zeigen wiederum genug Meisterwerke verschiedenster Zeit, und etwas Höheres als etwa die Mozartschen und Wagnerschen Schöpfungen ist im Bereiche des Dramas überhaupt nie erschienen. Wie man die Oper mithin ansieht: ob auf ihre tatsächliche Wirkung oder auf die in ihr liegenden ästhetischen Wertmöglichkeiten hin — in jedem Sinne erscheint sie als ein sehr dankbares Objekt für Theaterkulturbestrebungen.

Die Oper braucht aber auch wirklich Theaterkultur. Man muß unter solcher nur nicht eben bloß den Kampf gegen Unsittlichkeit und Schmutz verstehen, der bei der ästhetischen Überwachung der Entwicklung der Schauspielbühne eine so große, fast könnte man sagen, die Hauptrolle spielt. Der Gefahr, nach dieser Richtung hin zu entgleisen, ist die Opernbühne ja allerdings weniger ausgesetzt als das übrige Theater, weil der Opernspielplan viel mehr als der des Schauspiels mit einem verhältnismäßig engen Kreis erprobter, einwandfreier, überlieferter Kunst arbeitet und die nicht sehr zahlreichen Neuheiten, die einigermaßen Verbreitung und Einfluß gewinnen, schon zufolge der idealisierenden Kraft der Musik in gewisse moralische Niederungen selten herabsinken können. Immerhin ganz überflüssig ist selbst auch diese Art Theaterkultur in der Oper nicht; von Zeit zu Zeit hat nämlich doch auch die Operndichtung sich auf sittlich schwankendes Gebiet gewagt. Man erinnere sich nur der Bedenken, die z. B. jüngst erst gegen ‚Mona Lisa‘ von Max Schillings laut wurden, und denen nicht minder manche Opern von Richard Strauß, Franz Schreker und anderen ausgesetzt waren. Es soll mit diesem Hinweis natürlich durchaus nicht gesagt sein, daß etwa die genannten Werke wirklich schon gegen die Grundsätze einer vernünftigen sittlichen Theaterkultur verstoßen hätten; nur die Tatsache, daß eben doch auch im Felde der Oper solche Probleme der Theaterkultur auftauchen können und mithin der Klarstellung und Aufmerksamkeit bedürfen, sei festgelegt. Der Aufmerksamkeit bedürfen um so mehr, als die Oper, wenn sie einmal der Unsittlichkeit verfällt, dann meist noch viel stärker demoralisierend wirkt als das gesprochene Drama, weil bei ihr gewisse unheimliche Triebkräfte der Musik schädigend mit am Werke sein können. Daß es nämlich auch sehr ‚unsittliche‘ Musik gibt, weiß zwar nicht jeder Mensch, der es wissen sollte, was aber an deren verhängnisvoller Wirkung auf empfängliche Gemüter nichts ändert. Trotzdem: der Kampf gegen die Unsittlichkeit in der Oper ist nur ein untergeordneter Teil jener Reform des Spielplans im allgemeinen, auf die alle praktische Theaterkulturarbeit letzten Endes hinausläuft, und bei der jedenfalls im Felde der Oper vor allem der Hebel anzusetzen ist. Sie erzieht dann nicht nur das Publikum, sondern erzieht indirekt auch die Schaffenden, die durch einen gehobenen Geschmack derer, auf die sie wirken sollen, ebenfalls gehoben werden, ebenso aber mit ihrem Publikum sinken.

Nun fehlt es ja an einer fördernden Kritik gerade der durchschnittlichen Gestaltung des Opernspielplans keineswegs, und auch über die Grundsätze dieser wichtigsten Art von Theaterkultur ist man sich ziemlich einig: es soll, abgesehen von gehaltvollen Neuheiten, vor allem die nationale klassische Kunst gepflegt werden, desgleichen die Meister deutscher Romantik und Neuromantik sowie die gute deutsche Spieloper. Ebenso einig wie über diese Grundsätze ist man sich aber auch darüber, daß sie in der Praxis fast durchweg — nicht befolgt werden. Wenigstens kehren in den Rückblicken, die am Ende der Spielzeiten die Opernkritiker aller Orten zu bringen pflegen, gewisse Klagen ganz typisch wieder. ‚Wir haben zu wenig Neuheiten,‘ ‚wir möchten endlich mal wieder eine Oper von Gluck hören,‘ ‚Marschner und Weber kommen bei uns viel zu kurz,‘ ‚wo bleiben „Barbier von Bagdad", „Widerspenstige"?,‘ ‚mit Mozartabenden sind wir kärglich bedacht‘ — so und so ähnlich hallt der Chorus unzufriedener Kunstrichter aus Nord und Süd, aus Ost und West. Die Tatsache, daß diese beklagten Zustände sich immer und überall wiederholen, könnte auf einen recht bedauerlichen Stand unserer Theaterkultur in der Oper schließen lassen. Ganz so schlimm, wie sie aussieht, ist die Sache nun aber doch nicht. Es ist nämlich nicht nur, wie man zunächst annehmen könnte, der schlechte Geschmack des Publikums bedingend für diese Verhältnisse; vielmehr birgt sich hier die Wirkung eines sehr notwendigen und sehr berechtigten Kunstgesetzes. Wenn wir nämlich die Theaterleiter aller Arten und Orte die leichteingängige Oper, insbesondere die der Romanen, vor dem Schaffen Glucks, Webers, Marschners und Genossen stark bevorzugen sehen, so geschieht das zwar wohl deshalb, weil jene weit mehr als diese ‚zieht‘. Aber es ist ein Irrtum, dies nur dem ‚schlechten Geschmack‘ zur Last zu legen. Vielmehr handelt es sich hier letzten Endes um einen grundsätzlich guten und notwendigen Wechselzwischen — mit Schlagworten ausgedrückt — Erbauungskunst und Unterhaltungskunst. Erstere umfaßt Werke ernsten wie heiteren Inhalts, die mit einer gewissen Tiefe wirken, dafür aber auch ein bestimmt hohes Maß an Anforderungen an die Aufnahmetätigkeit des Genießenden stellen; letztere dient mehr nur der leichten seelischen Anregung und Zerstreuung und ist darum auch mit einer gewissen Leichtigkeit aufzufassen. Die Erbauungskunst in den Alltag zu verpflanzen, ist nun nur mit starker Einschränkung möglich. An den rund 300 Abenden, die der Jahresbetrieb eines Opernhauses umfaßt, lediglich anspruchsvolle tiefe Werke zu geben, erscheint ausgeschlossen. Kein noch so hingebungsvolles, gebildetes Publikum vermöchte das zu ertragen, weil die menschliche Geisteskraft einfach nicht dazu ausreicht. Würde ein solcher Spielplan trotzdem durchgeführt, so führte dies nur zu Kunstheuchelei, zu noch mehr Kunstheuchelei, als ohnehin schon gang und gäbe ist. Starke und tiefe Kunsteindrücke sind darum nur mit einer gewissen Vereinzelung möglich. Niemand hat dies schärfer erkannt und folgerichtiger durchgeführt als Richard Wagner, der Schöpfer des modernen Festspielgedankens. Wenn darum im Rahmen des Spielplans ein Drittel der gegebenen Abende, also etwa hundert, der Erbauungskunst gewidmet wird, so ist das schon viel und reichlich genug; die übrigen zwei Drittel mögen dann ruhig der Erholungskunst anheimfallen. Wobei auf angemessenen Ausbau nicht nur jener, sondern natürlich auch dieser Gattung zu sehen ist. Es ist daher falscher Kultureifer, bei jedem neu einstudierten Verdi oder Auber grundsätzlich darüber zu klagen, daß man nicht lieber die ‚Euryanthe‘ oder den ‚Cid‘ von Cornelius ausgegraben hat. Vielmehr kommt es ganz darauf an, wie die Neueinstudierung dem not-

wendigen Ausgleich des Spielplans dient. Freilich ein Überwuchern des Erholungsteils über den Erbauungsteil ist auch zu verhindern. Ebenso ist darauf zu sehen, daß jeder Teil für sich in gebührender Verfassung sich befindet. Es können und müssen insbesondere auch die Erholungsabende ästhetischen Wert haben; sie brauchen nicht in welschem Tand à la ‚Mignon' ihr vornehmliches Heil zu suchen. Und im Rahmen der Erbauungsabende darf nichts wirklich Bedeutendes ausgeschlossen bleiben: auch nicht, wenn es so schwierig und gefürchtet ist wie die Aufführung einer Gluckschen Oper. Gelingt der Ausbau des Opernspielplans in diesem Sinne eines wohlabgewogenen Ausgleichs zwischen Erholungs- und Erbauungskunst und einer möglichst gehaltvollen Ausgestaltung beider Gruppen, dann ist die wichtigste Aufgabe der Theaterkultur im Felde der Oper gelöst.

Eugen Schmitz.

Unsere Kunstbeilagen

Die ‚Pietà' von Karl Krebs ist in dem Rundschauartikel über den Künstler von Dr. H. Reiners gewürdigt.

Berichtigung. Momberts ‚Aeon' ist nicht mehr, wie im Oktoberheft S. 82 irrtümlich vermerkt wurde, durch Schuster & Löffler zu beziehen; das Gesamtwerk Momberts ist, so wird uns berichtet, seit einigen Monaten in den Insel-Verlag in Leipzig übergegangen.

Herausgeber und Hauptredakteur: Professor Karl Muth, München-Solln
Mitglieder der Redaktion: Konrad Weiß, München, Univ.-Prof. Dr. Eugen Schmitz, Dresden, Marienstraße 38/40 und Dr. Max Fischer, München, Leopoldstr. 33.
Für Anzeigen und Prospektbeilagen verantwortlich: Emma Schreiter, München
Für Österreich-Ungarn Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: Georg Schöpperl in Wien IV, Favoritenstraße 35.
Verlag und Druck der Jos. Kösel'schen Buchhandlung, Kempten, Bayern.
Alle Einsendungen an: Redaktion des Hochland, München, Bayerstraße 57/59.
Für Manuskripte, die nicht im ausdrücklichen Einvernehmen mit der Redaktion eingesandt werden, kann keine rechtliche Haftung übernommen werden.

Rembrandt/Anbetung der Könige





Sechzehnter Jahrgang Dezember 1918

Zur Zeitenwende / Vom Herausgeber

Die große Katastrophe unserer Niederlage und deren natürliche Frucht, die politische und soziale Revolution, die mit annoch unübersehbaren Folgen über uns hereingebrochen ist, haben uns jenem schon lange vorauszusehenden Augenblick nähergebracht, wo sich die christlich-sozial denkende und die revolutionär-sozialistische Welt wie zwei große Heerlager gegenüberstehen. Es wird der letzte große Entscheidungskampf sein in dem ungeheuren Ringen, das sich seit der Lockerung und schließlichen Auflösung der christlichen Gesellschaftsordnung des Mittelalters zwischen den bewahrenden und ausgleichenden Mächten und dem sich naturnotwendig immer erneuernden Umsturz durch die letzten vier Jahrhunderte hinzieht. Es ist kein Gegensatz möglich, der schärfer wäre als dieser. Hier die Begründung aller Autorität und damit aller sozialen und politischen Ordnung auf Gott, als dem letzten und ewigen Grund jeglicher Gewalt, dort die Proklamierung der Souveränität des Volkswillens als des beweglichsten und unzuverlässigsten Elementes, das wir in der sittlichen Welt kennen. Daher denn auch, wie Papst Leo XIII. sagt, die Staatsgesetze nur zu oft nicht die ‚geschriebene Vernunft', sondern einzig und allein die numerische Macht und das Übergewicht einer politischen Partei darstellen. Die bisherige Entwicklung hat keinen Zweifel darüber gelassen, daß man, um mit den Worten der gleichen höchsten geistlichen Autorität zu sprechen, ‚die großen Prinzipien der Religion nicht über Bord werfen kann, ohne die Grundlagen der bürgerlichen Wohlfahrt zu erschüttern.' Es tut not, daß man es heute mit aller Rücksichtslosigkeit ausspreche: Die absolute

Gewalt der Fürsten und aller derer, die sich in ihrem Namen als die Verkünder und Vollstrecker der absoluten Staatsgewalt betätigten, haben mit innerer Notwendigkeit auch in unserem Volke das Widerspiel dieser Autokratie in dem politischen Dogma von der Souveränität des Volkes herausgefordert und großgezogen, und es ist tief schmerzlich, daß es einer solch ungeheuren Lehre, wie diese Katastrophe sie darstellt, bedurfte, um großen, politisch tätigen, christlichen und katholischen Kreisen in Deutschland die Augen zu öffnen über die Gedankenlosigkeit, mit der die christlichen Parteien des Reiches und der Einzelstaaten sich abgefunden hatten mit den vollendeten Tatsachen. Wenn man zurückdenkt an jene großen katholischen Tage, da ein Görres im ‚Athanasius' dem Leviathan der Staatsallmacht den Kampf mit allen Aufgeboten ansagte, als dann ein Mallinckrodt und Schorlemer in den Frühtagen des ‚Kulturkampfes' das christliche Gewissen mobil machten gegen den heidnischen Übermut der Advokaten des Erfolgs und sich nicht scheuten, den Idealisten des Irrtums, sowohl den regierungstreuen wie den revolutionären, das im Recht verkörperte göttliche Gebot entgegenzuhalten, so wird man heute besser als je verstehen können, wie sehr die spätere Politik, die sich gouvernemental gebärdete, der großen Impulse verlustig ging und sich nur mehr in opportunistischer Alltagsgeschäftigkeit und Parteitaktik ohne großen strategischen Ideenaufmarsch das Leben fristete. Indem wir hiermit aussprechen, was Unzählige durch Jahrzehnte empfanden und im stillen klagten, sind wir weit entfernt, die Verdienste dieses regierungsfähig gewordenen Zentrums zu verkennen, die wir vielmehr als groß und unvergeßlich trotz alledem ansehen. Aber nachdem die Tore einer neuen Zeit sich weit geöffnet haben und unermeßliche, nie dagewesene Aufgaben des katholischen Volkes und seiner politischen Vertretungen harren, und nachdem jetzt mehr als je die Lage die große Gefahr mit sich bringt, daß unsere Einheit zersplittert, indem wir, dem Vergangenen nachtrauernd, uns nicht schnell genug aus der angelebten Mentalität zu befreien wissen, ist nichts notwendiger, als auf jenes alte Prinzip der Einheit und Einigung zurückzugehen, das in der grundsätzlichen Gegnerschaft gegen alle Staatsomnipotenz und ihre heidnische Gefolgschaft beruht. Wir müssen uns darüber klar werden, daß hier und jetzt nur eine im Grunde verkehrte Staats-, Sozial- und Wirtschaftsordnung die andere abzulösen im Begriffe steht, und daß wir nicht minder im Irrtum lebten, da wir uns der vergangenen anglichen, als wenn wir es jetzt der neuen gegenüber täten. Ein anderes allerdings ist es, die einmal bestehende Gewalt insofern anzuerkennen, als man sich allen ihren sittlich und religiös erlaubten Anordnungen fügt und ihr im Interesse der öffentlichen Wohlfahrt treue Mitarbeit leistet, ein anderes, die Prinzipien bejahen oder auch nur stillschweigend gelten lassen, aus denen sie ihre Existenz herleitet und mit der sie sie als unerschütterlich begründet. So wenig wie in der Religion und Moral gibt es in der Politik eine indifferente Theorie, und es bleibt somit für alle Zukunft nichts übrig, als daß wir von neuem und nach-

drücklicher als je beginnen, den Ideen einer integralen christlichen Politik wieder zu ihrem Rechte zu verhelfen. Diese christliche Politik kann sich unter jeder Staatsform betätigen, und wenn sich ihre Außerachtlassung schon unter den Monarchien so furchtbar rächte, daß diese heute nahezu alle dem Untergange geweiht sind, wieviel notwendiger, weil allein lebenverbürgend, wird sie erst in den demokratischen und republikanischen Gemeinwesen sein. Denn es ist eine unveräußerliche Wahrheit, die einer der ersten Fürsprecher der Demokratie in Europa in dem Worte ausdrückt: ‚Der Gegensatz der Religion und der Demokratie ist der Untergang der letzteren; die bedrohte Freiheit rettet nur die Religion.' Um das religiöse Leben auch in seiner organisierten Form der Kirche nicht nur in den Gemütern, sondern auch in seinen äußeren Institutionen aufrechtzuerhalten, wird aber künftig nichts so notwendig sein als die innere und äußere Geschlossenheit der Katholiken in ihrem öffentlichen Auftreten. Diese zu bewahren, müssen nun alle Kräfte aufgeboten werden. Wir dürfen in Deutschland unter den Katholiken nicht Zustände bekommen wie vor dem Kriege, noch solche, wie sie in den romanischen Ländern alle Hoffnungen auf einen endgültigen Erfolg der guten Sache in ferne Zeiten verschieben, wo nicht gar für immer zunichte machen. Und diese Einigung muß gleich vom ersten Augenblick an in die Erscheinung treten, jetzt, wo im Hinblick auf die durchaus mit dem Christentum unvereinbare falsche Theorie der Souveränität es offenbar macht, wie die Staatswesen von gestern und heute sich gleichen trotz des scheinbaren Gegensatzes zwischen dem äußerlich betonten Gottesgnadentum und dem nunmehr verwirklichten Volksgnadentum; denn angesichts der praktischen Manifestationen der alten Staaten während des Krieges besteht kein Zweifel mehr, daß auch in ihnen das christliche nur äußerlich war, da es zu ihrem machtstaatlichen Grundprinzip in unauflöslichem Widerspruch stand.

Die Religion wieder in ihre Rechte im öffentlichen Leben einzusetzen, ist somit eine unabsehbare folgenreiche und wichtige Angelegenheit. Aber es wäre wenig geleistet, diese Rechte bloß proklamiert und gleichsam institutionell anerkannt zu sehen. Um ihre Wirksamkeit im Staate zu begründen, muß man unten, nicht oben anfangen. Das ist ja das Verhängnis aller modernen Verfassungen, daß sie, von Abstraktionen ausgehend, das Glück den Menschen im Großen bringen wollen, bevor die Menschen verstehen, es durch eine richtige Verfassung schon im kleinsten Gemeinwesen zu verwirklichen. Das Urbild aller Staatlichkeit ist und bleibt die Familie. In ihr empfangen wir die früheste Schulung für alles das, was wir im öffentlichen Leben als Kunst des Zusammenlebens, der Friedensbewahrung, der Verständigung und Hilfsbereitschaft, des Herrschens und Dienens, der Freiheit und der selbstgewollten Ein- und Unterordnung brauchen und als unentbehrlich für die allgemeine Wohlfahrt ansehen. Ein Staatsmann, der es nicht vermöchte, in seinem eigenen Hause Ordnung und Eintracht durch Selbstbeherrschung, Liebe, Gerechtigkeit und die Kunst der Menschenbehandlung zu wahren, darf uns nie Vertrauen einflößen für eine Tätigkeit

im großen. So ist letzten Endes aller Streit um Verfassungen nur das ins Völkerleben projizierte Bild der Ordnung des Zwiespaltes menschlicher Rechte und Pflichten schon im menschlichen Herzen. Hier aber ist es, wo die Religion ihr Werk beginnen muß, soll sie zugleich im Gesellschaftsleben wieder zur wahren Schätzung gelangen. Diese so einfache und doch so große Wahrheit hat keiner eindringlicher verkündigt als Adam Müller, der Vorkämpfer einer politischen Restauration im Beginn des 19. Jahrhunderts, dem er sie als reifes Vermächtnis politischer Weisheit hinterließ. Er erklärt mit Recht alle politischen Diskussionen über die allgemeine Staatsform als ein ‚leeres Spiel und als eitlen Luxus hoffärtiger Vernunft' im Vergleich zu dem Ernst der höheren Verhandlung über die Formlosigkeit, in welche das häusliche Leben und selbst der einzelne verfallen sei, weil man das organisierende Prinzip der Religion ausgeschaltet hat. Und doch kann die Religion allein, wie Hermann Platz es ausdrückt, das ‚anthropozentrische Chaos in den theozentrischen Kosmos' verwandeln. Erst wenn diese Erkenntnis allgemein zu werden beginnt, dürfen wir Hoffnung schöpfen, inmitten der Wirbel dieser Zeit auch wieder jene terra firma zu finden, auf der sich allein das Glück der Völker und Staaten begründen läßt. Dann wird wahr werden die Verkündigung, mit der Adam Müller seine Betrachtung über den wahren Staat abschließt und womit auch wir hier schließen wollen, denn, wenn auch vor nahezu hundert Jahren gesprochen, gelten die folgenden Worte für unsere Zeit um so viel mehr, als wir ihrer Verwirklichung nähergerückt sind und die Leiden und Erfahrungen dieses Weltkrieges und die bittere Frucht, die er uns getragen, uns für ihr Verständnis reifer gemacht haben:

‚Wenn alle Wunden dieses Jahrhunderts verblutet und alle Leidenschaften, welche die Urteile verwirren, zur Ruhe gebracht sein werden, dann wird die spätere Nachwelt in den krampfhaften Bewegungen dieser Zeit nur das Erwachen der Religion wahrnehmen: sie wird das dumpfe Geschrei nach Verfassungen, welches alle ruhige politische Untersuchung übertäubt, verstehen; erkennen wird sie, daß es allerdings eine Konstitution, eine Verfassung gegolten hat, ein Hinaustreten zu jener ersten und einzigen politischen Verfassung, welche auf der Erde bestanden hat, der christlichen nämlich; ein dringendes, unwiderstehliches Verlangen nach jenem natürlichen, aber von einem gehorsamen Herzen für das unmittelbare Werk Gottes anerkannten Stande oder Staate der Menschheit, welchen die eitle Vernunft, eben weil sie überhaupt ihrer innersten Natur nach zu keiner Anerkennung irgendeiner Verfassung gelangen kann, niemals erschwingen wird.'

Volksstaat und Reich Gottes

Eine Weihnachtsbetrachtung von 1917

Von Eugen Rosenstock

Wenn im Kriege die Staaten den Letzten des Volkes aufbieten und in ihre Uniform stecken, um ihr Gebiet zu schützen und um die Runenschrift der Jahrhunderte in diesem Heimatboden an Straßen, Wäldern, Städten und Kulturen zu verteidigen — und wenn so Menschenblut für bloße Staatsgrenzen vergossen wird, empört sich der einzelne. Zuerst von der Wucht der Staatsmaschine überrannt, bäumt sich die nachsinnende Vernunft allmählich und immer lebhafter auf gegen ein Schicksal, das sie nicht billigt. Das hartnäckige Ringen um feste Grenzen muß sich doch wohl vermeiden lassen? Es muß ein Volk, es müssen alle Völker den letzten Rest ihrer staatlichen Eigenwilligkeit einschmelzen können in Volksfreiheit und Freiwilligkeit. Ein grenzenloser, fröhlicher Volksstaat, ein Ende aller Kriege außen, aller Grausamkeit innen, welch herrlicher Traum! Und wie gefühlloses Eis nimmt sich dagegen der begrenzte, nach außen feindselige Racker Staat, der Obrigkeitsstaat mit seinen Polizisten aus! Die Friedenssehnsucht träumt vom Volksstaat.

Ja, es ist wahr, der Staat ist wie Eis. Er ist das geronnene Volk, er ist seine Erstarrungsform. Denn Staat bedeutet Ordnung durch Voraussicht. In ihm nimmt jeder Tropfen eine *bestimmte*, *vorgeschriebene* Form und Funktion an. Der Staat ist daher eine kristallinische Bildung, in der jedes Amt, jedes Recht, jede Aufgabe abgegrenzt — Kante gegen Kante, Ecke gegen Ecke — lagern. Da sind alle Zuständigkeiten und alle Zustände und alle Stände säuberlich ineinander geordnet, eingeteilt, abgewogen. Der Staat trachtet Zwecke zu erfüllen und zweckmäßig zu verfahren. Das kann er nur, weil er sich auf Zwecke, auf *schon bekannte* Ziele einstellt.

Als Volk gehen die einzelnen Männer und Weiber ihren eigenen Aufgaben und Geschäften nach, wie das Bedürfnis und die Neigung sie vom Werk zur Ruhe, vom Haus zur Arbeit treiben. Ihr Treiben im großen, von außen gesehen, ist flüssig, unbestimmt, flüchtiger als Wind und Welle. Es ist willkürlich und bunt; durcheinander schwirren die Bestrebungen der Menschen eines Volkes. Deshalb ist das Volk im großen und kleinen unberechenbar. Volkes Gunst ist wie Glas, Volkes Meinung wie Nebel. Das Volk gehorcht keiner zweckmäßig bewußten Ordnung, sondern seinem dunklen Drange. Und wenn der es auf der rechten Bahn erhält, so weiß es doch nichts davon.

Die Volksglieder, die zu Staatsdienern werden, und alles Volk, soweit es im Staate gefangen ist als Staatsbürger, wird aus diesem fröhlichen, unvorhersehbaren Durcheinanderwogen herausgelöst und in eine Ordnung hingefügt. Der einzelne kann hier nicht säen, nicht zimmern, nicht handeln, kurz, er kann nicht das Nächste und Natürlichste tun, das ihm zur Hand

ist; sondern im Staat hängt er ab von der Anordnung, die an ihn ergeht. Er schafft nicht nach eigenem Bilde und Entwurf, sondern die Staatsordnung beherrscht sein Wirken. Ordnung aber ist Vorausbestimmung des Fernen und Nahen zugleich. Was unterscheidet den Kristall von seiner Flüssigkeit? Daß er berechenbar ist; die Flüssigkeit aber ist frei. So unterscheiden sich Staat und Volk.

Staat ist vorausbestimmtes Menschentum, Volk ist in die Welt neu und überraschend hineingeborenes Menschentum. Wie des Wassers Berechenbarkeit sich in seinen Eiskristallen niederschlägt, so offenbart sich in dem Versuch der vernünftigen Staatsordnung unsere Rationalität. Sie ist unsere Erfüllung und zugleich unsere Erstarrung. Der Staat vollendet uns, aber er kommt nicht los von seiner greisen Erfahrung und Voraussicht: jedes Erlebnis hält er in einem Brauch, einer Regel, einer Einrichtung fest. Also ist der Staat die höchste Ordnung aller sichtbaren Lebensformen des Menschen durch Vorausbestimmung, durch Rechtssätze, Amt, Verfassung und Polizei. Deshalb sorgt er dafür, daß er sichtbar wird. Er verkörpert sich in deutlichen Zeichen. Er legt uns Kleid und Uniform an, er bekleidet uns mit Ehren und Würden, wie er selbst sein Ansehen braucht. Er zäunt ein und ummauert und begrenzt die Erde. Alle Schranken und Grenzlinien sucht er sichtbar zu machen.

Die ewig wechselnden Tropfen des Volkes sind weder ansehnlich noch anschaulich. So wenig wie die Flut des Meeres läßt sich die Freiheit eines Volkes in festen Zeichen und Bildern festhalten. Sie ist nur durch einen andern Sinn zu begreifen; sie läßt sich nur hören. Das Recht, die sichtbare Ordnung macht den Staat; die Sprache, die hörbare Bewegung macht das Volk vernehmlich. Während die farbigen Bilder der äußeren Gestaltung der Welt den Gedanken entzünden, rührt der Klang das Herz wie ein elektrischer Schlag. Die Ordnung zeichnet die alten Dinge, die da sind, sichtbar aus, sondert und adelt sie. Die Sprache beschwört unaufhörlich neue Dinge herauf, beruft unausgesetzt neue Ereignisse, zaubert neue Klänge und Hoffnungen hervor.

Je rationeller also ein Staat das Volk macht, desto mehr verzehrt er es auch. Der Staat versucht ganz wach zu sein. Aber eben deshalb ist er nur der eine Gang im Gastmahl der Natur. Bietet ein Staat nun das ganze Volk auf, so kann er es nur zum Tode führen. Ein Volk, das ganz Staat wird, stirbt ohne Nachkommen. Es opfert sich für den Staat auf, indem es alle Unbestimmtheiten einer nicht voraussehbaren Zukunft preisgibt.

Das ist der Sinn der großen Mobilmachung im August 1914, daß die Völker den Staaten Freiheit und Leben restlos entgegentrugen und ihnen anboten, für sie — in den Tod zu gehen. Ganz Europa ist seitdem zu reiner, tödlicher Staatlichkeit geronnenes Volkstum. Zu den Männern sind Weiber, Kinder und Greise hinzugetreten in den Staatsdienst. Dieser Todeswille der Völker ist der Prüfstein für ihren Ernst und ihre Fähigkeit, vernünftige Staaten zu bilden.

Zu Eisbergen türmt sich das restlos im Staatsdienst geordnete Volk. Volk und Staat sind nur zu sehr eins geworden. Die Völker drohen daran zu sterben. Eine berufsständische Verfassung, wie sie heut vielfach gesucht oder angepriesen wird, wäre der treffende Ausdruck für diesen Zustand der tödlichen, chinesischen Erstarrung. Nein, das Volk muß immer wieder die gewaltigen Kristalle der Staaten zerschmelzen, zerstückeln. Es muß als Flut unter der Eisdecke regsam bleiben. Natürliches, freies Leben muß jeweils die Vernünftelei des Staates auflösen, um am Ende ein reineres, vollkommeneres Kristall hervorzubringen.*

So sind Volk und Staat die Pole menschlicher Verbindungsweise, wie Flut und Eis die äußersten Aggregatzustände des Wassers sind. Volk und Staat sind im buchstäblichsten Sinne die beiden ‚Aggregat'zustände der Menschheit, nämlich ihre Ansammlungsformen (von grex, aggregare, also wörtlich: Formen der Herdenbildung, der Vergesellschaftung).

Damit ist aber schon gesagt, daß keine von beiden als einzige Ausdrucksform der Menschheit zu gelten beanspruchen darf. Auch das Wesen des Wassers ist es, beides, flüssig und fest werden zu können und also selbst mehr zu sein als seine jeweilige Darstellungsform Tropfen oder Kristall.

Das Wesen des Menschen kann sich im Staat nicht erschöpfen; wir beobachten vielmehr Perioden, in denen die Aggregatzustände aufeinander folgen. Wie Volk und Staat durch Frieden und Krieg sich einseitig ausgestalten, so Eis und Flut durch die Jahreszeiten Winter und Sommer. Beide Jahreszeiten sind nötig: die strenge Ordnung und Ruhe, die den Acker des Lebens zu schonen und zu bestellen erlaubt; und die bunte Freiheit und Überraschung, in der die Welt im Sommer dasteht. Beide Gezeiten lösen einander in stetem Wechsel ab; und auf ihrem dauernden und gewissen Wechsel beruht alle Ordnung des Lebens in unsern Zonen.

Wie aber das Jahr der Erde Eines ist trotz seiner Gezeiten Winter und Sommer, so ist das Leben der Menschheit Eines trotz des Gegensatzes zwischen Volk und Staat!

Wenn im Winter alles hartgefroren in Eis und Schnee erstarrt und unter der undurchdringlichen weißen Decke der Boden still gesammelt ruht, wenn alles kahl und klanglos ausgestorben erscheint, dann empört sich ein frierendes, ein weichliches Gemüt und sehnt sich nach der Sonne des Südens, nach Wärme und Licht. Was ihm aber vor Augen steht, der strenge Winter, ist ihm nur Winter seines Mißvergnügens, ebenso trostlos wie entbehrlich.

Geh' in die Tropen, der du den Winter nicht erträgst! Dort findest du Wärme und Licht tagaus, tagein. Die Tropen kennen nicht Wasser und Eis, nicht Sommer und Winter als Gegenspieler. Geh' in die Tropen,

* Das Schmelzmittel, der Ausweg ins Freie, ist dem Volk vom Recht ausdrücklich eingeräumt gegen den Staat, und zwar im Fürstenamt! Der König soll das natürliche Glied in der leiblichen Geschlechterreihe des Volks sein, das täglich den Regelzwang der Staatsräson einschmilzt und so unschädlich macht.

der du den Staat nicht erträgst! Sie kennen auch nicht das Zwillingspaar geistiger Abwandlung: Staat und Volk. Dort im Süden findest du den Menschen im Naturzustande, jenseits des Gegensatzes von Staat und Volk, wachsend wie die Lotosblume als ahnungsloses Geschöpf des Gartens Eden. Aber eines findest du dort nicht: Gerade das nämlich, danach du im nordischen Winter, im nordischen Staate lechzest, ist am Äquator unbekannt: der echte Sommer und das freie Volk. Der Süden hat Wärme und Licht, pflanzenhaftes Wachstum und Fülle der Menschen. Aber der Auferstehungssturm im Frühling ist ihm unbekannt, und ebenso unbekannt ist ihm die Regung menschlicher Freiheit.

Dieses erhabene Gut europäischen Lebens ist nur im Wechsel der Jahreszeiten zu gewinnen. Erst jener Rhythmus, der dem ewig sonnigen Süden mangelt, zeugt das Zwillingspaar Sommer und Winter, Volk und Staat.

Wohl sehnt der Nordländer sich oft nach dem verlorenen Unschuldsstande des Paradieses. Aber wem die Bewegung eingeboren ist, die in der Zone des Maßes auf und nieder pulst, der ist diesem Paradies ewig verloren. Es gibt für ihn nur ein Vorwärts. Hineingerissen in den Herzschlag der Zeit, müssen wir uns mit dem polaren Gegensatz von Volk und Staat abfinden. Denn er ist der Gegensatz zwischen Kristall und Flüssigkeit, vielmehr zwischen Ordnung und Freiheit, der jedes einzelnen Europäers Leben durchwirkt. In uns selbst tragen wir alle diesen Riß, diesen Spalt, der den Rhythmus, die Spannung und die Melodie unseres Lebens erzeugt. Wir müssen beides wünschen, wollen und werden, Volk und Staat, ein jedes aber in selbständig sich vollendender Gestalt. Ein flüssiges Eis, eine starre Flut sind nicht zu haben auf Erden. Ein sommerlicher Winter, ein winterlicher Sommer bringen Seuche und Dürre über das Land. So verwildert und zersetzt bloße Volkshaftigkeit den Staat, und bloße Staatlichkeit tötet ein Volk. Verschärfung der Gegensätze und ihre Erhaltung — das allein ist Leben im Sinne Europas. Viel Vernunft und viel Unberechenbarkeit, viel Ordnung und viel Freiheit, viel Kirchentum und viel Christentum, viel Objektivität und viel Subjektivität, viel Sozialismus und viel Individualismus in deutlicher und reinlicher Entfaltung ist die Aufgabe der europäischen Kultur. Viel Volk und viel Staat ist der Widerspruch, durch den unser Leben seinen Reiz und seine Einzigartigkeit erhält.

Weil nur der Widerspruch zwischen Flüssigkeit und Starrheit uns trägt, muß der Volksstaat, in dem sich jeder eins fühlt mit seinem Staat, in dem Staat und Volk sich nicht aneinander reiben, in jenes Rousseausche Paradieseszeitalter der Unschuld verwiesen werden, dessen Nachhall er ist. Er ist ein Lobgesang auf die Sonne des Südens, eine Sage, den Menschen von Mund zu Mund weitergesagt, um den Widerspruch wegzuschmeicheln, unter dem unser Leben notwendig steht, und der allein alle Veränderung unseres Daseins erzeugt. Der Volksstaat oder das staatliche Volksreich ist ein Betäubungsmittel gegen die unserer Seele oft unerträgliche Spannung von

Eigenart und Vernunft, die in einem jeden Europäer entfesselt ist und zur Entscheidung drängt.

Freilich ist es schwer, ohne das Betäubungsmittel eines solchen Zukunftstraumes zu leben, wenn die Regel und die Ausnahme, wenn Staat und Volk scheinbar ohne höhere Einheit in unserer eigenen Brust sich bekriegen. Und mancher mag ohne irgend einen solchen Zukunftstraum vom Paradies auf Erden, ohne Utopie, das Leben nicht ertragen. Den Morphinisten wird niemand durch Vernunft bekehren, das vermag nur werktätige Liebe. Wer deshalb vom Volksstaat träumt, wird diesen Hang nicht ablegen um besserer Beweise willen. Aber er enthalte sich, von Wahrheit zu sprechen. Denn Wahrheit betäubt nicht. Das heißt, sie macht nicht taub gegen den gellenden Widerspruch der Wirklichkeit, sondern sie macht ihn im Gegenteil recht deutlich. Trotzdem kennt die Wahrheit hernach eine Lösung der Spannung, eine Heilung der Wunde, die uns der Widerspruch schlägt.

* * *

Im Sommer den Winter, im Winter den Sommer herbeiwünschen, in die Tropen flüchten vor der Kälte oder ans Nordkap eilen aus den Hundstagsgluten, ist nicht die einzige Rettung aus dem Jahreskreuzweg. Über den feindlichen Jahreszeiten steht das ganze Jahr. Über den beiden Hälften steht die Einheit des Erlebnisses. Erst der Mensch, der beide Hälften des Jahres zu erleben vermag, trägt Frucht. Erst eine Empfindung, die den Wechsel der Jahreszeiten in einem Herzen überdauert, ist wahr und reif. Auch das Zusammenleben der Menschen ist nur ein Unterfall dieses allgemeinen Gesetzes vom Jahreslauf. Nur wessen Herz gleichmäßig für den Staat und sein Recht, für das Volk und seine Freiheit, für die Einheit über beiden schlägt, ist ein guter Europäer.

So steht über dem Zweikampf von Volk und Staat der Mensch, der beiden Hälften angehört und der ja zugleich auch beide Hälften bildet und verkörpert. Es gibt für ihn nicht nur den Glauben an ein verlorenes Paradies, sondern auch zugleich die Hoffnung auf ein Reich in ihm selbst, das ihm dies Paradies ersetzt, indem es die Kluft zwischen Gesetz und Freiheit, indem es die ‚Welt' überwindet. Dies Reich steht nahe bevor, und dies Reich ist **in** uns.

Dies Reich gründet sich auf die Gewißheit des einzelnen, zu einem Jahrgange zu gehören, der durch beides, Winter und Sommer, hindurch muß in leidvollem Wechsel, um zu reifen. Ohne Ordnung kein stilles Aufkeimen des Samenkorns im Mutterboden, ohne überraschende Durchbrechung der Ordnung kein fröhliches Aufstreben zum Himmel. So ist der Mensch in einem Jahrgange begriffen, der vorausbestimmende Prägung und freie, selbständige Entfaltung — beide — enthält, beide aber — Schärfe gegen Schärfe — nebeneinander stellt. Staat und Volk scheinen beide, ein jedes zu seiner Zeit, allmächtig zu verfügen über den Menschen; dann wird diese Allmacht wieder zur Ohnmacht, scheint untergegangen und vergessen zu sein.

Als Hüter des Vaterlandes setzt der Mann rücksichtslos sein Leben ein; aber ebenso rückhaltlos opfert er alsdann sein Leben als Sohn des Volkes, als verachteter Prophet des Volkes in seinem Vaterlande. Kriege und Revolutionen, beide finden Männer, die für sie sterben. Zwischen dem Alten und zwischen dem Neuen, zwischen zweckmäßigem Alter und ziellos drängender Jugend kann der Mensch nicht einseitig wählen. Denn weder chinesische Greisenhaftigkeit noch indisches Kindeshoffen tut ihm Genüge, sondern ein Und umschlingt beides: Staat und Volk und schlingt ihn immer wieder durch beide hindurch.

Dieses Und, diese Einheit über den Gezeiten der Erstarrung und des Aufbruchs ist der Sinn und das Geheimnis der europäischen Kultur. Unverlierbar ist dieser Widerspruch als bewußtes Lebensgesetz ausgeprägt, seitdem es eine europäische Kultur gibt. Seine Mitteilung an die Menschen ist ja der Inhalt der großen Offenbarung, unter der Europa seit zweitausend Jahren sich entfaltet hat.

Seit dieser Offenbarung nehmen alle Jahrgänge des christlichen, christianisierten Europas denselben Verlauf. Sie alle empfangen seitdem durch ein großes Erziehungswerk die Anweisung, jenseits des sichtbaren Staates und des rauschenden Volkes, jenseits der Vorausbestimmung des Kopfes und der Überraschung des Herzens eine höhere Einheit zu erleben und zu verwirklichen: das Reich Gottes.

Nichts Sichtbares und nichts Hörbares hat seitdem Macht über den Menschen. Sondern ihm sind nun umgekehrt alle Geheimnisse der Schöpfung und des Geistes untertan. Bald muß dem wilden Getümmel der Natur, bald dem steifen Regelzwange des Geistes im Namen dieses Reiches widersprochen werden. Christentum ist nicht Herzlichkeit, und Christentum ist nicht Philosophie, sondern es ist das Reich, in dem beide Gestalten unseres Wesens, Taube und Schlange, um den Ausgleich, um unsere Seele ringen. Die sichtbare Ordnung oder der hörbare Drang des Willens können so beide zum Engel oder zum Teufel werden. Weder das bloß Denkbare noch das bloß Fühlbare darf je endgültig Recht behalten. Das Reich Gottes baut sich über diesem Widerspruch auf, über diesem Kreuz eines nie vollkommenen Ausgleichs von Volk und Staat im Sinnlichen: Immer ist es nahe, aber immer ist es auch ungewiß.

Seine Kraft, die den ‚realen' Zauber des Sichtbaren ebenso wie die ‚idealen' Zauberformeln der Worte bricht, wird uns nicht durch die bloße Rede oder abstrakte Belehrung aufgewiesen und eingeflößt. Es geschieht auch dem einzelnen Christianisierten in Europa selbst gegen seinen Willen, daß er an diesem Reiche mitwirken muß. Er kann sich um das Bewußtsein seiner Mitarbeit, um seine Seligkeit betrügen, aber seine Erfolge dienen trotzdem der Verherrlichung des Reiches. Seit neunzehnhundert Jahren erlebt nämlich jeder Europäer ein großes Schauspiel und durchwandelt im Erlebnis dieses Schauspiels seine beiden eigenen Erscheinungsformen.

In einer großen Form und Gestalt wird uns das Reich äußerlich offenbar, damit es eines jeden inneres Erlebnis erziehe und präge.

Diese große Erziehungsform ist das Kirchenjahr der christlichen Zeitrechnung.

Die Naturfeste der Heidenwelt suchen dunkel und halbbewußt den Wechsel der natürlichen Jahreszeiten auch für uns Menschen verbindlich zu machen, als sei unser Leben noch eins mit der Natur. Aber unser Jahrgang verläuft ja nicht mehr im natürlichen Wechsel des Erdlaufes um die Sonne. Wir nennen und betrachten unser eigenes Leben mit anderen Worten und Empfindungen als das der übrigen Natur. Die übrigen Geschöpfe sind uns entfremdet. Rhythmus und Gezeiten unseres Lebens auf Erden spiegeln sich mit nichten in den Saat- und Erntefesten oder in Frühlings- und Sonnenwendfeiern. Gegen das Naturgesetz haben wir uns verhärtet, sind wir unempfindlich geworden, seitdem wir uns nicht mehr nackt tragen wie die Tiere. Seitdem sind wir irre an der Ordnung, die für unser Leben gelte. Auch ist der Naturlauf an jedem Punkt der Erde anders abgeteilt, das Gesetz des Menschen aber ist das gleiche über alle Breiten- und Längengrade hinweg. So können wir nicht mit der Natur leben, weil sie stumm ist und weil sie zerstreut bleibt. Wir aber bedürfen der Sprache und der Vereinigung. So reizen die Feste der Natur unsere Teilnahme nur zufällig; ebenso oft enttäuschen und schmerzen sie. Wie Betäubte entbehren wir dadurch der Erklärung unseres rätselhaften, regelmäßigen und doch regellosen Daseins.

Die Leistung des Kirchenjahres ist es, den Menschen aus der Betäubung zu reißen, ihm sein eigenes Wesen zu offenbaren. Das Kirchenjahr enthüllt des Menschen Wesen, wie es sich in einzelnen äußeren Aggregatzuständen — Volk und Staat, frei und gebunden — darstellt, wie es aber doch immer hinter diesen Aggregatzuständen als ein Ganzes zurückbleibt. Es führt ihn zur Einsicht in seine Gezeiten: Freiheit und Gesetz, und offenbart ihm das Reich.

Das Jahr wird in zwei große Hälften zerfällt, aber nicht etwa in Winter und Sommer, sondern in zwei Hälften, die beide Anteil sowohl am Winter als am Sommer haben, sowohl am Gesetz als an der Freiheit. Beide Hälften enthalten also das ganze Geheimnis, aber beide bringen es in entgegengesetzter Weise zur Anschauung. Denn die eine Hälfte des Kirchenjahres umfaßt Christi, des Menschensohnes, Leben und Sterben, Leiden und Wirken von der Geburt bis zur Erfüllung, von Weihnachten bis Pfingsten und Dreifaltigkeit. Die andere Hälfte von Trinitatis bis Advent umfaßt das Leben der Kirche Christi in der Welt, ihren geduldigen, weltoffenen Gang durch die bunte Mannigfaltigkeit der Geschichte. Diese zweite Hälfte ist vom Marienleben ausgefüllt, das ist vom ruhigen Erfüllen und der stillen Entwicklung bis zur Ankunft des Erlösers.

Dem Wandel des Menschensohnes im ersten Halbjahre steht das Leben der Gottesmutter im zweiten Halbjahr gegenüber. Denn ist es an Gott das besondere und offenbarte, daß er sich herbeiläßt, Mensch zu werden, so ist es das Wunder und Unerhörte, daß ein Geschöpf gesegnet ist, den Herrn der Welt zu gebären. Dem handelnden, schaffenden, das Werden heraufbeschwörenden Wirken des Mannes begegnet das geduldige, empfan-

gende, erwartende des Weibes. Die Passion, das Hohelied von der vollkommenen Freiheit des Menschen unter der völligen Knechtschaft der Ordnung und des Gesetzes vereinigt sich mit dem geordneten Bau der durch diese Passion geschaffenen und befreiten Gemeinschaft der Kirche. Die Feiertage der Freiheit und überwältigenden Einzeltaten bis Trinitatis ziehen nach sich die wohlgepflegte bürgerliche Ordnung der Sonntage nach Trinitatis.

Der einzelne braucht von dieser kunstvollen Gliederung des Kirchenjahres keine bewußte Kenntnis zu besitzen. Ja, die Abschwächung kann so weit gehen, daß er sich absichtlich gegen sie verschließt. Er mag als Prediger und Kirchgänger sich nur an die einzelnen Schriftstellen halten oder als ungläubiger Rationalist und ruhiger Staatsbürger sich aller Kirchenordnung überhoben dünken: Es genügt, daß in jedes christianisierten Europäers Erinnerung das Bild des großen Doppeldramas, Christus und seine Kirche, der Wechsel der Sonntage und der Festtage haftet, um ihn mit einzubeziehen in die vom Kirchenjahr gewirkte Einheit von Ordnung und Freiheit, um ihm das Geheimnis des Reiches ins Blut zu schreiben: dies ist dein eigenes Leben. Das leidenschaftliche Herz schwelgt in den Überraschungen des Einzelschicksals der Passion und dem Überwinden des Gesetzes. Der Verstand behagt sich an dem klaren, gleichmäßigen Ablauf der kirchlich-bürgerlichen Wochenfolge, in der sich die einheitliche Arbeitsordnung der Völker immer erfolgreicher niederschlägt.

So arbeitet alles christianisierte Volk, jeder christianisierte Staat am Ausbau dieses Kirchenjahres, ohne es selbst zu wissen, und richtet sich auch wieder nach ihm. Der Protestantismus ist auf den Ruf: ‚Christus allein' gegründet, und so lebt er innerlich allein von dem Opfertod, dem Wandel, den Taten seines Heilandes, kurz von der Freiheit des Menschensohnes. Aber seltsam: nach außen verwirklicht er um so nachdrücklicher die streng gesetzliche Zeitfolge der anderen Jahreshälfte, nämlich den regelmäßigen, möglichst gleichförmigen Gang der Sonntage durch das Jahr. Obwohl der Protestant, obwohl der Engländer das erregende Schauspiel des freien Gottes in Knechtsgestalt, die Passion, als ihr Grunderlebnis herausgreifen, werden ihnen gleichwohl unvermerkt sozusagen alle Sonntage zu Sonntagen nach Trinitatis: Die Sonntagsruhe wird zum staatlichen Gesetz.

Der Katholizismus hingegen vermittelt dem einzelnen das Bild von der sichtbaren Kirche von Jugend auf. Die klare Rangordnung, die feste Hierarchie, die Vorausbestimmtheit der Plätze pflanzt er jedem Gläubigen ins Herz. Dafür verwirklicht er nach außen das bunteste, fröhlichste Bild zahlloser unregelmäßiger Feste, überraschender Wunder und besonderer Ereignisse. Der Protestantismus, der die ganze Fülle der Freiheit im Herzen trägt, setzt nach außen die widerspruchslose, reine Ordnung. Der Katholizismus, der die reine, lichte Ordnung im Herzen unbeugsam fordert und durchsetzt, erträgt außen den tollen Widerspruch unvereinbarer Gegensätze und Zufälle. Der Evangelische trägt das Schwert im Herzen und läßt in tosender Gärung sich von sich selbst überraschen. Draußen die Welt sucht

er korrekt mit angesammelter Willensenergie berufsmäßig und zweckmäßig zu ordnen. Der Katholik trägt den lichten Dom der Kirche im Herzen, deshalb sucht er sein Herz zu ordnen durch Beichte und Zucht, Weltflucht und Abtötung mit derselben Energie, die der Protestant auf die Ordnung der Außenwelt verwendet. Dafür ist dem Katholiken die Außenwelt ein tägliches Chaos, eine tägliche Verwirrung, der immer aufs neue die reinigende Offenbarung in der Messe entsteigt. Ihm ist die Außenwelt erfüllt von eben den Überraschungen, von eben der Unregelmäßigkeit und Unverstandenheit, die dem Evangelischen nur die eigene Seele zerschneiden.

Beide Bekenntnisse bauen auf dem Kreuz: der Protestant trägt das Kreuz des inneren Widerspruchs, der Zerrissenheit in sich, der Katholik das Kreuz des Kirchenschiffs, das Kreuz des klaren Grundrisses und der lichten Anordnung des Entgegengesetzten, scheinbar Getrennten.

Beider Herzensgeheimnis verrät uns die Kunst. Denn sie ist es, die des Herzens geheimstes Planen gestaltend ausspricht. Und siehe da: auf dem großen, gemeinchristlichen Grunde ist die künstlerische Ausprägung katholischer Sehnsucht der gotische Dom, die Offenbarung der evangelischen Jahrhunderte aber ist die deutsche Musik! An ihren Früchten lassen sie uns erkennen, woran ihr Herz hängt. Die Kirche greift zur Baukunst, der klaren, kühnen Bezwingung des Raumes, der Evangelische zur Kunst der raumentrückten, in der Zeit verrauschenden unsichtbaren Töne. Die Baukunst verkündet den inneren Drang, sich wie ein strahlender Tempel reich gegliedert und ohne Fehl oder Makel geschmückt aufzubauen, als Gottes Kristallgefäß. In Tönen der Musik entlädt sich die Sehnsucht, gottgleich alle Schranken niederzureißen, alle Mauern zu sprengen und in unendlichem Umfangen die Zerteilung des Wesens zu zerschmelzen. Jedes der Bekenntnisse widerspricht so mit seiner Kunstübung seinen Taten in der Welt, aber ergänzt erst dadurch die Offenbarung seines Wesens. Jedes beweist so, daß es in sich den Gegensatz der Aggregatzustände des Menschen restlos überwindet. Staat und Volk, oder wie immer dies Paar genannt worden ist: Alter und Neuer Bund, Gesetz und Liebe, Sozialismus und Individualismus, sie sind beide vorausgesetzt im Christentum und werden beide von ihm immer besser entwickelt.

Weil also die beiden Bekenntnisse dem Widerspruch gegen das Bestehende, dem Kreuze, treu sind, deshalb sind beide christlich. Das Herz voll Musik, belädt sich der Protestantismus mit wissenschaftlicher Beherrschung der gesetzmäßigen Natur. Das Herz voll Architektur, läßt sich der Katholizismus umströmen von all den Unzweckmäßigkeiten und dem Chaos einer unheimlichen, fremden, ängstigenden Welt. Dieser Widerspruch wurzelt ja in der Trennung der Glaubenselemente. Luther bindet den freien, vom Heiligen Geist getriebenen Christenmenschen an die starre, äußerliche Schrift der Lehre Christi; die Kirche löst den unfreien, verstockten Einzelmenschen durch die lebendige Person der Nachfolger Christi, Bischöfe und Priester. Jener beruft sich gegen ein Übermaß der Einzelseele

auf die Niederschrift der Predigt des Evangeliums, dieser gegen ein Übermaß der überlieferten Ordnung auf den lebendigen Verwalter des Glaubens.

So hat sich der Protestantismus 1517 nur äußerlich, gewaltsam und sichtbar vom Katholizismus losgerissen. Beide sind so alt wie das Christentum selbst; so wie Paulus und die Gemeinde zu Korinth, wie Konstantin und Augustin, wie Innozenz III. und Franz von Assisi, wie Kirche und Choral zusammengehören, so gehören die Weltflucht mittels der sichtbaren Kirche und die Weltordnung mittels der unsichtbaren Kirche zusammen, und beides gehört vom ersten Tage an zum Christentum. Das Kreuz, das auf unseren Heiligen Geist baut, und das Kreuz, das sich unseres unheiligen Geistes erinnert, sie sind immer beide nötig, weil wir erst auf dem Wege aus der Welt zu Christus sind. Es gibt kein Kreuz, welches das Christentum nicht ergreift in seinem Kampf gegen das Sinnliche. Das der Triebe im Innern, das der Pflichten im Äußern wird von ihm aufgenommen und geweiht. Denn jedes echte Kreuz erneuert das Leben, das von dem Überspringen widerstreitender Funken, vom Spannen und Lösen feindlicher Gegensätze allein sich erhält. —

Aus dem tropischen Eden der Unschuld vertrieben, irrt der Mensch der mittleren menschlichen Zone zwischen Geschöpflichkeit und Herrlichkeit, zwischen Willkür und Zwang. Ein jedes Zeitalter nennt diesen Zwiespalt anders. Wir Heutigen heißen ihn den zwischen Staat und Volk. Die europäische Kultur baut sich auf der Einheit dieser Zweiheit auf. Sie setzt, wie für Sommer und Winter das Jahr, so für Staat und Volk eine höhere Einheit voraus, die hinter dem Sichtbarwerden dieser Gegensätze unsichtbar bleibt. Wie der Weltlauf nur an der Sonnenzeitrechnung, so ist der menschliche Lebenslauf nur an der christlichen Zeitrechnung des Kirchenjahrs wiederzuerkennen. Die höhere Einheit über den schwankenden Aggregatzuständen der Menschen ist es, die das Jahr uns im erhabenen Schauspiel der Offenbarung durchwandeln läßt. Hinter Krieg und Frieden, Leben und Tod, Wirken und Leiden, Gemeinschaft und Einsamkeit, hinter Staat und Volk, und wären sie die vollkommensten, lebt das Reich Gottes und kann seine Stätte auf Erden nur haben in der einzelnen Menschen Brust. Dieses Reich kann auf jede Betäubung des Geistes durch Vermischung, Vertuschung und Verheimlichung der Gegensätze verzichten. Es macht keine Abstriche an dem Widerspruch, der alle Wirklichkeit durchzieht. Denn es überwindet ihn. Den Unerlösten, die sich an das Sichtbare klammern, muß der Traum vom Volksstaat, von einem flüssigen Eis, einer ruhenden Bewegung, die Zerrissenheit zudecken, unter deren peinigender Sinnlosigkeit sie leiden. Weil sie diesseits der Sinne bleiben wollen, so verlegen sie ihr Paradies in die sichtbare Zukunft als Volksstaat. Als Zukunftsstaat, der alle Staaten und Völkergrenzen dereinst überwinden wird, nennen sie ihn ebenfalls das Reich. Dies Weltreich, Kaiserreich, Friedensreich als die Vereinigung aller Länder der Erde wird immer sinnfälliger Ordnung sein, auf das Recht gegründet, durch die Sinne erhalten

und bekämpft, und so wird es den Menschen zerstückt lassen wie zuvor. Denn es läßt ihn aufgehängt im Zwischenreich zwischen dem Sonnenjahr der Natur und dem Jahr seiner Seele. Der Völkerbund ahnt nichts vom Geheimnis und von der Qual der Zeitlichkeit, wo der Mensch nicht mehr zum Sonnenjahr gehört und seinen eigenen Jahrgang noch nicht gefunden hat. Das Weltreich bleibt in der Zeit.

Am heiligen Abend aber senkt sich der Keim eines anderen Reiches hinunter auf die Erde. Das Himmelreich öffnet sich und wandelt offenbar unter uns. Gott selbst wird Mensch, und indem wir ihn herabsteigen sehen, gewinnen wir die Kraft, hinter das Sinnliche zu dringen. Die Weihnachtsbotschaft gibt uns den Mut, an das Göttliche zu glauben, weil sie uns sagt, daß wir selbst göttlich sind. Herausgehoben aus der Schöpfung und der Tierwelt, gewinnt der Mensch Teil an Gott durch Gottes Sohn. Das Unsichtbare ragt hinein in das Sichtbare durch keine andere Form oder Gestalt, es sei denn der Mensch. Das Unsichtbare, Gottes Wort, wird Mensch wie wir.

Hinter allen Dingen steht das Wesen der Dinge. Hinter allen Formen des Menschen, die er annimmt, beharrt sein unsterbliches Wesen. Nun ist dies Wesen offenbar als das immer fehlende, das immer andere, als der Widerspruch gegen das, was nur da ist, als Ergänzung und Heilung, als Christus und sein Kreuz.

Am Weihnachtsabend wird dieser Schatz uns ins Herz gelegt, damit wir ihn durch das Jahr hindurchtragen, durch Hitze der Volkswut, durch Kälte des Kaiserrechts, das Reich Gottes in uns irdenen Gefäßen.

Der Erbe / Roman von Firmin Coar

5. Kapitel.

Der befangene Gang.

Am nächsten Morgen sah Gerd im Spiegel sein aufgedunsenes Gesicht. Die hervorquellenden Augen mit den heißen Lidern darüber, mit kleinen Döppchen darunter. Gestern war er betrunken zu Bett gegangen. Jene andern Worte der Tante Thea fielen ihm ein: ‚Er gleicht seinem Vater.‘ Die Angst, daß er wie dieser in das Trinken fallen könnte, kurbelte in ihm auf. Er nahm sich vor, die nächsten Jahre kein Glas Wein, kein Gläschen Likör mehr zu sich zu nehmen.

Ein grauer Himmel drückte seine Wolkenglocke schwer auf Münster. Den Himmel zog es enger und enger nach der Erde. Von der Stadt aus führten alle Wege durch grauen Regendunst in blauschwarze Baumwandmassen, die der Himmelswolkenglocke als riesige Breitenpfeiler dienten. Dazwischen führten weit offene Pforten ins Nebelchaos. Die Stadt war eingemauert, vereinsamt. Die Bäume auf den Straßen und auf den öffentlichen Plätzen umhüllte grauer Dunst. Jeder Baum schien für sich allein da zu stehen; jeder Gipfel war mit seinen tausend Blätterspitzen gierig nach oben gerichtet. Er saugte sich aus den Wasserkelchen der Luft voll von Feuchtigkeit, voll von Rausch. Zwischen den Giebeln der Stadt schwebten Schleier, indem sie die gesellige Nachbarschaft trennten. Jedes Haus hatte mit sich zu tun und war umschauert von der anfröstelnden Herbe der Einsamkeit oder der abweisenden Stärke allein zu stehen. Die Straßen waren still, schwach belebt, schwarznaß. Erwachsene und Kinder gingen nur gezwungen und flüchtend darin um. Die Straßen hatten jetzt keinem etwas zu sagen. Das Licht war verstorben..

In der Nacht auf diesen Tag schlief Gerd schwer. Er roch den scharfen Geruch, der überall in der Stadt war, den gewalttätigen Atem der Erde, die nach Regen giert und still und ununterbrochen mit der Feuchtigkeit auch Frohsinn, Übermut und Freiheit einschluckt und nie genug davon bekommen kann. Der graue Dunst bildete vor seinen inneren Augen eine unendliche Fläche. Er starrte lange auf den Mittelpunkt. Dieser fing an zu schwingen, zu kreiseln, sich zu öffnen. Ein Schlitz. Durch ihn schaute er gebannt und gespannt in einen Spiegel, der schief stand und ein Bild zeigte, das in weiter Ferne sich bewegte. Was er sah, enttäuschte ihn. Es war ein ihm unbekannter Mensch: kleine magere Gestalt, Arme mit großen roten Händen, ein kleiner Kopf mit kurzem braunem Borstenhaar, ein rundes, lachendes Gesicht, ein dichter Schnurrbart, der den Mund verdeckte. Gerd starrte länger. Die Gestalt schien sich zu schälen. Auf

einmal erblickte er neben der unbekannten Figur seinen Vater, wie er ihn von Photographien und Bildern her kannte: groß, stark, grau, jovial. Beide waren im Jagdkleide und gingen über eine Waldlichtung. Mutters langhaariger Wachtelhund Sultan folgte schnüffelnd.

Die Männer sprachen sehr vertraut miteinander. War der Unbekannte ein Freund seines Vaters gewesen? Vater war sehr froh in der Gesellschaft des Unbekannten. Er schien ihn gern zu haben. Gerds Traumseele hatte die Empfindung, als ob ein großes Glück auf sie einbrause und sie umfange. Plötzlich sah er sich mit dem Unbekannten an einem Tische zusammen sitzen. Er sah, wie er ein Glas Kirsch mit dem Unbekannten trank. Er hörte sich selbst ohne Scheu über Vaters Vergangenheit reden. Gerd begriff nicht, wie er den Unbekannten so gut kennen gelernt habe. Er fühlte sich träumend und zugleich mit dem Fremden plaudernd. Der Gerd am Tische schien mit dem Fremden sehr glücklich zu sein. Gerd bemühte sich mit Anstrengung die Worte des Unbekannten zu verstehen. Aber anstatt die Worte besser zu hören, wurde das Traumgesicht blasser. Es verschwand. Aus der grauen Dunstscheibe, die er wieder vor sich sah, entstand ein Ausschnitt aus dem Garten des Assenweethischen Herrenhauses. Es war bei einem Nachtfeste. Papierlaternen glühten im Dämmern rot, blau, grün; Gerd ging Arm in Arm mit dem Unbekannten. Als ob er sein Freund wäre, sein guter Freund. Er sah sich befriedigt, sah sich lachen.

Gerd wußte am nächsten Morgen nichts von dem Traume. Seine Traumseele hatte die Bekanntschaft mit einem Menschen gemacht, der ihm fremd war. Er empfand nur, daß er im Bette schlafend eine Nacht verbracht hatte, als wäre er nicht zu Bette gegangen. Er war aufgerieben wie nach einer hingebungsvollen, langen Auseinandersetzung in Gesprächen mit Freunden.

Noch immer drückte der graue Himmel seine Wolkenglocke schwer auf die Stadt. Es regnete. Ein Regen ohne Glanz und ohne Wärme; ein grauer Regen ohne Schwung, ohne Sturm, ohne Orgelmusik.

Gerd war in schlechter Laune. Nichts fesselte ihn: kein Buch, kein Musikinstrument, kein Mensch. Der kleinste Widerstand reizte ihn. Er wußte nicht warum. Mißzufrieden mit sich, verachtete er sich. Die Vergangenheit seiner Eltern lag auf ihm wie der Wolkenhimmel auf der Stadt. Er konnte es bei Tisch der Mutter gegenüber nicht aushalten. Er klapperte unnötig viel mit dem Bestecke, ließ die Gläser aneinander klingen, sprach lärmend viel von der Lustigkeit der Zeiten vor dem Kriege. Die Mutter empfand dies als einen Vorwurf, es ihm jetzt nicht gut genug zu machen. Gerd ahnte an der Keilfalte auf der großen, eckigen Stirn der Mutter ihren Un-

willen. Er überschüttete sie mit wärmster Liebenswürdigkeit, blieb jedoch im Gemüte kalt zum Gefrieren.

Im Offizierskasino wollte ihn jemand zum Skat mit hohem Einsatze verleiten. Schon sagte er mit der nach Karten greifenden Hand zu; da dachte er plötzlich an seinen Vater. Er erwiderte, das Herz vor Angst gepreßt, er spiele nie um Geld. Das wäre sein Grundsatz.

Er suchte das Freie auf und strich gelangweilt durch die nassen, lichtstumpfen Straßen mit den einsamen Häuserstirnen. An einem Anschlagbrett am Buddenturm las er die Buchstaben von alten Verfügungen des Stellvertretenden Kommandierenden Generals betreffend Aufhebung des Verbots der Einfuhr von Modeblättern, Modezeichnungen, Modezeitschriften aus dem feindlichen Auslande; betreffend Ablieferung und Verteilung von Milch auch an Sonn- und Feiertagen; betreffend die Pflicht zur Schutzpockenimpfung; durcheinander las er.

Da fühlte er die Wärme eines Menschen neben sich. Angewidert trat er zurück und sah sich den Zudringling an: es war eine kleine magere Gestalt; sie hatte lange Arme, merkwürdig große rote Hände, die einen Regenschirm gefaßt hielten; sie hatte unter einem verbogenen Gockelhut ein rundes, aber mageres Gesicht, einen dichten braunen Schnurrbart, der von Nässe troff und den Mund bedeckte. Gerd war, als habe er diesen Menschen irgendwo gesehen. Er erinnerte sich nicht gleich. Ohne Ursache füllte sich seine Seele mit Angst, die sein ganzes Innere durchqualmend erfaßte, erschwerte. Es graute ihm vor dem Menschen. Und doch zog ihn etwas merkwürdig Süßes, quälend Sehnsüchtiges zu dem Manne hin. Er meinte, er müsse ihn wieder erkennen, blieb neben ihm, der ihn nicht zu bemerken schien, stehen, schielte ihn an, bemerkte an der nassen, fliehenden Stirn die Glätte faltenlos und grau wie straffe Fischhaut, sah den ungeheuren Schnurrbart tropfen, sah das kleine, frauenhaft runde Kinn, maß den ausgebuckelten Hinterkopf, die mageren Männeckenglieder des übrigen Körpers; in ein paar Augenblicken.

Er schlenderte fort, sein Gedächtnis weiter peinigend. Eine Weile. Eine Karawane Kriegsgefangener, beladen mit Kisten, Kasten, grauweißen Säcken, roten Bündeln, unförmlichen Päcken, trottete, schleppte, schlurfte, trampelte vorbei. Gerd sah sie und vergaß den fremden Mann nicht. Eine unerklärliche dumpfe Furcht gährte in ihm.

Feuchte, grau umdunstete Hecken an schwarzen Wegen; ein rotes Dach; eine schwarze Gänselinie von Frauen und alten Männern. Sie tragen Körbe und warten im Regengerinsel geduldig, daß man sie in die Gärtnerei lasse, wo sie Gemüse kaufen wollen. Ein Punkt ganz vorn in der Schlangenlinie bewegt sich, springt zurück. Eine bleiche

Frau im wirren, kleberigen Haar geberdet sich wie toll. Sie krächzt: ‚Sie wollen mir keinen Spinat geben; sagen Sie es doch rund heraus. Wissen Sie nicht, daß mein Mann auf Urlaub ist? Seit drei Jahren ist er an der Front. Er sorgt dafür, daß Sie hier ruhig Spinat verkaufen können. Nein, Sie wissen nicht, daß mein Mann auf Urlaub ist. Für ihn suche ich den ganzen Tag nach Spinat. Ich und meine Kinder, wir wollen keinen haben. Nein, das glauben Sie nicht. Und doch ist es wahr. Wir wollen keinen haben. Wir haben ja kein Geld. Wir müssen die Graupen essen, die uns die Stadt verkauft. Graupen und Kartoffeln. Nein, das glauben Sie nicht. Es ist aber wahr, daß wir so wenig Geld haben. Mein Mann ist ja nur ein Beamter; ein Briefträger war er nur. Jetzt ist er drei Jahre an der Front. Jetzt kann ich ihm noch nicht 'mal Spinat kochen; alle sagen, sie hätten keinen; bei dem kalten Wetter wüchse keiner. Es ist eine Lüge. Ich habe keine Brotmarken, die ich abgeben, ich habe keine Fleischmarken, die ich zum Preis dazu geben kann; deshalb bekomme ich keinen Spinat. Ich will nur zwei Pfund haben; aber niemand glaubt, daß ich sie nur für meinen Mann haben will. Niemand! . . . Ihr kennt den Krieg nicht. O, wie gleichgültig seid Ihr. O, der Krieg . . .‘

Arme, die wie gekreuzigt in der Luft hängen; eine schwarze Menschenmasse sackt kreischend zusammen; aus einem schwarzen, sich windenden Knäuel steigt ein Wimmern. Niemand aus der Gänselinie hilft dem armen Wesen. Wimmern durchschneidet pfeifend wie ein Schwert die dicke, nasse Luft. Ein Schatten aus der Gänselinie löst sich, geht auf den klagenden Klumpen los, schreit, den Kopf zurück gewandt: ‚Daß auch niemand ihr hilft! Sie könnte sterben. So bange seid ihr, euren Platz zu verlieren, kein Gemüse zu bekommen, so bange, so unmenschlich bange . . .‘

Gerd starrt. Er versteht nichts. Seine Vernunft ist wo anders. Seine aufgerissenen Augen sehen. Seine Ohren tun ihm weh vor dem Gekreisch; er versteht nichts. Er sieht zappelnde, schwarze Linien wie bei einem schwarzen Hampelmann, der hin und her gezappelt wird und schließlich zusammen klappt. Ein Kasperlschauspiel in grauer, dicker Regenluft. Er lacht kurz.

Er schob sich auf den Rücken der Kreuzschanze. Hier merkte er, daß es nach Erde roch, nach Regen und nach ausdünstendem Grün. So roch es, als er einmal beim Kreuzhofbauern war. Der Hof war matschig. Er hatte seine Stute Chrysa in den Stall gebracht. Er ging auf das Wohnhaus zu. Da sah er — und jetzt erinnerte er sich mit gläserner Deutlichkeit — ein kleines, mageres Männecken mit einem Gesicht, wie er es soeben vor dem Anschlagbrett am Buddenturm gesehen hatte. Damals fesselte ihn das Gesicht nicht. Der Kreuzhofbauer erzählte ihm zwar etwas von ihm: Er wäre

ein verkrachter Kriegslieferant, ein entlarvter Schleichhändler, ein Marmeladenfälscher, der ein Vermögen durch allzu große Kühnheit verloren hätte. Was war das besonderes! Der Kreuzhofbauer erzählte sogar mit hämischem Tone, wie dieser Gauner jetzt wieder angefangen habe, seine Familie zu ernähren. Er habe nach und nach in einigen zwanzig Zeitungen eine kleine Anzeige erlassen: Gegen Einsendung von drei Mark wird unwiderlegbar gelehrt, wie man in diesen schwierigen Zeiten ein Vermögen gewinnt. Den dummen Einsendern von drei Mark habe er ein Zettelchen geschickt mit den selbst gedruckten Worten darauf: Machen Sie es wie ich und suchen Sie einen Dümmeren, als Sie selbst sind, zu finden. Jetzt kaufe er von Städtern und Bauern erfrorene Kartoffeln, schlecht gewordene, zu lange versteckte Butter auf. Er wäre aber immer noch ein armer Schlucker. Er hätte kein Glück mehr. In seinen guten Zeiten habe er sogar mit der Gräfin Asseweeth Kommissionsgeschäfte gehabt. Jetzt sähe ihn niemand mehr an. Er triebe deshalb auch alles, womit man Geld verdienen könne; bei ihm sei er als Aushorcher für eine unbekannte Auskunftei gewesen. Er sei, so meinte der Kreuzhofbauer, ein Prinz auf dem Misthaufen. War das alles etwas Besonderes? Menschenabschaum! Hefe! Zum Anspucken! Vergessen hatte ihn Gerd. Und jetzt auf einmal . . . Er hieß Mayer. Das fiel ihm auch noch ein. Auch das verhieß nur allzu Gewöhnliches; ganz wie sein alltägliches Gesicht. Da auf einmal aber dachte er: Dieser Mensch könne ihm vielleicht über das Vorleben seiner Mutter jene Wahrheit verschaffen, die jeder brave und ehrliche Mensch vor ihm verstecke, wenn dieser sie kenne. Ein Schwindel faßte ihn. Er sank auf eine naße, weiße Bank, stemmte seine Arme weit aus auf die Kanten des Sitzes, starrte mit weit aufgerissenen, trüben Augen auf den runden, schwarzen Buddenturm, auf dessen Zinnen ein plumper, ungeheurer Wolkenleib lag, als ob er sich jeden Augenblick den Bauch aufschlitzen und Hagel und Regen herausprasseln würde.

Gerd stöhnte auf. Ein Rotschwänzchen schoß aus der grünen Laubverschlungenheit hinter ihm mit Angstgepiepse in die Geborgenheit der Blätterkrone eines Fuchsienbäumchens. Gerd meinte, das Vögelchen mit der blutroten Spur wäre seinetwegen erschreckt. Er riß sich auf, tappste, schwankte, torkelte weiter wieder in die Stadt. Kalter Schweiß preßte sich aus den Poren der Stirn, mischte sich mit der Nässe, die der Regen darauf nieder schlug. Er schüttelte sich; der Frost durchharkte ihm den Rücken. Die Zähne klapperten ihm. Er fühlte nur die Schwere des Grauens, die sich in ihm wälzte und ihn vorwärts trieb. Er begriff sich nicht mehr. Er war entsetzt vor dem, was in ihm geschah. Es war für ihn ganz ausgeschlossen, daß er jemals mit dem unbekannten Herrn Mayer einen

Gruß wechseln würde. Toll war es, auch nur zu denken, daß er ihn in sein teuerstes Geheimnis eindringen ließe. Woher nur die Angst, die ihn vorwärts trieb, die er nicht verstand, die er haßte, gegen die er ohnmächtig war.

Er stand neben der Lambertikirche. Ihre schwarze Turmspitze bohrte furchtbar drohend in die Wolkenleiber. Um ihn drängten sich schlängelnd Straßen. Ein kleiner Platz; drei Straßenbahnlinien gabelten sich dort. Ein eiserner Träger hielt die Leitungsdrähte zusammen. Vor dem eisernen Träger hing eine Holztafel, worauf der Tagesbericht der Obersten Heeresleitung angeschlagen war. Ein Menschenknäuel preßte sich darum, trotz des rieselnden, Kleider durchsickernden spitzen Regens. Erhobene Köpfe, weite Augen, verschlingende Blicke. Eine Stille ohne Atem. Jeder glaubte, allein zu sein, allein zu hören, wie Ungeheures heranwuchte und sich auftürme.

‚An der Aisne ist eine der größten Schlachten des gewaltigen Krieges und damit der Weltgeschichte im Gange,‘ so begann der Bericht der Heeresleitung: ‚Heute morgen ist der Kampf in der Champagne zwischen Prunay und Auberive entbrannt; das Schlachtfeld dehnt sich damit von der Oise bis in die Champagne aus! Die Truppe sieht den kommenden schweren Kämpfen voll Vertrauen entgegen.‘

‚Was das bedeutet, o . . .,‘ stöhnte einer. Die Augen verschlangen den Bericht wie eine Erscheinung vom Weltuntergange. Die Gesichter starrten, lasen und waren auf den rauchenden, bodenwankenden, trichteraufgurgelnden, Heere verschlingenden Walstätten dieses Krieges. Der Sturm der Völkerschicksale donnerte. Sie starrten, sie lasen, sie faßten es nicht. Sie fühlten sich klein, vereinsamt. Sie sehnten sich nach Hilfe. Ihre Seele folterte die Erwartung.

Zwei hatten sich losgezogen. ‚Jetzt hat Hindenburg wieder etwas zu tun,‘ schnaufte der eine. Das Wort ist wie eine Schaufel, womit er eine Last von sich wegschleudert. ‚Wir alle sind voll von Vertrauen zu ihm,‘ echote der andere auch erleichtert.

Gerd machte es wie alle und starrte. Er zwang sich zu verstehen. Er entzifferte die Buchstaben. Es gelang ihm nicht. Es war doch wohl ein gewöhnlicher Bericht, trotz seiner Länge ohne Bedeutung. Die dumpfe Angst in ihm hatte damit nichts zu tun. Die war so groß, viel größer als der Bericht.

Da fühlte er die Wärme eines Menschen neben sich. Angewidert schob er sich zurück und sah sich den Zudringling an: es war der Unbekannte!

Jetzt dreht er den Kopf und schaut Gerd an. Gerd begrüßt ihn höflich. ‚Herr Mayer, nicht wahr?‘ — ‚Herr Graf . . .‘ —

Gerd unterbricht ihn. ‚Verzeihen Sie, ich möchte‘ — er ist mit ihm aus dem Knäuel getreten — ‚ich möchte Sie um eine Auskunft bitten‘ — ‚o, nicht jetzt, vielleicht in der nächsten Woche, jetzt paßt es mir nicht recht gut. Vielleicht in zwei Tagen oder morgen.‘ Noch eine Minute und Gerd hat zu morgen eine Zusammenkunft mit Herrn Mayer in dessen Wohnung, Hollenbeckerstraße, abgemacht. Kurz, kordial, selbstverständlich, als kännte er ihn seit langem.

Als dann Herr Mayer von ihm wegging, glotzte Gerd ihm nach. Er war verblüfft. Langsam kam ihm zum Bewußtsein, was er getan hatte. Ihm ward leichter, fast wohlig zu Mute. Angst empfand er nicht mehr. Er überlegte: ‚Die Tat,‘ das ist es. Sie befreit! ‚Angst vor Gespenstern vertreibt man, indem man tapfer auf die Erscheinungen und Ursachen der Angst losgeht und sie entlarvt. Morgen werden wir weiter sehen. Ich werde ihn beauftragen, mir irgend etwas zu kaufen, ein bestimmtes, schwer zu erhaltendes Gemälde . . . irgend etwas. Er wird es nicht können. Schluß der Bekanntschaft. Ich werde froh sein; der Arzt wird sagen: eine Nervenempörung, beeinflußt vom Wetter, schlechtem Schlaf, von den Nachwehen der Krankheit aus der Front. Damit ist die Sache auch aufgeklärt, nachdem sie erledigt wurde.‘

Auf seinem Gesichte verbreitete sich ein Lächeln.

— — — — — — — — — — — — —

Eine Kleineleutstraße im Nordwestviertel der Stadt. Graue, alte Häuserchen, hie und da mit grünen Läden, hie und da mit Geranienblüten, in allen Farbentönungen des Rot — kleine Gärtchen, kleine Freudenzaubereien an den grauen Häuserwänden; alte, rote Ziegeldächer als Hüte auf den Häusern. Auf dem Pflaster und in den Gassen Zeitungsfetzen, Pferdeküttel, Strohhalme; in der Luft der Geruch nach Pfannkuchen, nicht so stark wie in Friedenszeiten, aber doch noch als leichtes, gaumenkitzelndes Geschwehle hie und da wehend. Kindertrubel, Kindergejodel! Eine Kleineleutstraße eben, doch nicht ganz eine solche: eins — zwei bessere Häuser, größere. Eines ist nicht nur alt, es ist auch schön, etwas derb, aber anmutig hoch und mit heiter gegliederten Fensterreihen, die grüne Läden schützen; eine schön geschnitzte weiße Tür in einem Steinrahmen mit einem Geschnörkel oben auf, einem stets hellschimmernden Messingknopf als Türklinke, eine alte, ausgetretene Treppe davor, ein schönes Haus im Barockstil, der Stolz der Kleineleutstraße, der Sammelpunkt ihrer Schönheitsbegierden.

Fast jede Kleineleutstraße der Stadt hat so etwas altes, ehrwürdiges, herzerweiterndes, einen Strahl von überdauernder Vornehmheit, von erhebender Würde in sorgenbehäufter Alltäglichkeit. Ist es kein Haus, so ist es eine alte Bildsäule in einer Mauer, einer der alten göttlichen Kirchtürme der Stadt, die herrliche Krone eines

Baumes, worunter schon die Väter und Großväter der Kinder von heute gespielt haben.

Der rauchblaue Wolkenhimmel lag wie ein zu schweres Dach auf den schmutziggrauen Wänden der Häuser. Es regnete nicht mehr. Die Geranienblüten flatterten im rauhen Winde; die Luft war nebelfrei, ohne Dunst, doch auch ohne leuchtendes Licht, sie war stumpf und frech, sie roch nach Frische und hatte einen leisen Duft von Grünzeug, von Schlamm.

Kinderschwärme spielten auf dem Pflaster. Ein Junge von 10 Jahren, in nackten Beinen, Holzsandalen an den Füßen, flog aus einem Hause, ließ die Tür hinter sich auf, winkte, schrie einem Jungen aus dem Haufen zu: ‚Job, Job!‘ Der Gerufene trollte ihm entgegen. ‚Was willst du, Fritz?‘

Sie standen wichtig zusammen. Fritz sprudelte: ‚Jetzt hab' ich etwas, was du nicht hast. Wir haben heute Spargel gegessen.‘

Job schürzte die Lippen: ‚Frischen Spargel? Weiter nichts? Den gibt's ja gar nicht bei dem kalten Wetter ...‘

Fritz blähte die Backen: ‚Gerade deshalb. Spargel ist selten, sagt Mama. Sie hat ihn so billig gekauft: nur 55 Pfennige das Pfund. Wir haben uns alle ganz warm satt gegessen. Was sagst du nun? Du hast keinen Spargel gegessen. Gesteh es nur!‘

Job brach aus: ‚Klotzig dumm bist du. Spargel für 55 Pfennige das Pfund ist schlecht. Das ist nur Holzspargel, das sagt *meine* Mama. Das kauft man nicht. Eßbarer Spargel kostet 1.25 Mark, mein Lieber. Du, du hast keine Ahnung.‘

‚Mama hat es gesagt.‘

‚Deine Mama hat gelogen. Sie hat dir etwas aufgebunden.‘

Fritz verzog das Gesicht. Durch sein Körperchen krampfte ein Reißen, denn auf seinen Geist schmetterte ein Schlag. Er rief: ‚Meine Mama hat gelogen?‘ Es ward dunkel in ihm. Erster wacher Zweifel an der Vollkommenheit seiner Mutter krallte sich in weiches, liebendes Gefühl. Lügen können nur die Kinder, niemals die Eltern, so empfand, so wußte er es; so war es. Er brüllte: ‚Job, du bist ein Hallunke. Du willst meine Mama schlecht machen.‘ Fäustlein ballten und hoben sich.

Da ... ein Leuchten in dem sich leidend regenden, lernenden Geiste: ‚Aber der Spargel hat uns gut geschmeckt; lecker, so warm wurde es im Magen, so voll; so lustig war es. Wir haben gelacht. Das kann kein Holzspargel gewesen sein; ich weiß doch, wie es schmeckt, wenn ich einen Holzstengel oder Tafelspargel lutsche, Tafelspargel, den kann ich beißen. *Meine* Mama kann eben Tafelspargel billig kaufen. *Deine* Mama ist eine Gans. Die hat wohl keine Beziehungen.‘ Lachend zeigte er die Zähne.

Aus der Gruppe einer Kinderstube an einem Eckhause schallte

eine herrische Knabenstimme: ‚Fritz, was willst du da mit Job? Komm her, dann bist du Elephant. Job hält die Stange. Er soll Menageriegehilfe sein.‘

Wettlaufend stürmten die beiden der Stimme nach.

Bunnemanns Tonius, der dreizehnjährige Sohn eines Tischlers, erhob sich mit seinen nackten Beinen auf dem wie eine Tonne gebogenen Rücken Fritzens. Fritz war so Elephant geworden. Mit der schmutzigen linken Hand umfaßte Bunnemanns Tonius eine schwarze Eisenstange, die Job mit der Rechten umklammerte, während er die linke Hand in die Hüfte stemmte. Job war Menageriegehilfe. Bunnemanns Tonius war der große Drillmeister, der auf einem Elephanten stand und vor die Fläche des blinden Fensters eines zweistöckigen Eckhauses schöne schwungvolle Buchstaben mit einem roten Farbenstifte schrieb.

In dem Hause wohnte Herr Mayer zur Miete.

Das Haus hatte eine unbestimmte graue Farbe auf den etwas gebuckelten Wänden mit weißen Fensterrahmen, die schmierig geworden waren. Vor dem Fenster trug es aber, wie Herr Mayer sich ausdrückte, keinen Blumenfirlefanz; kein besonderes hohes Dach, damit man sich nicht ärgere, viel zu wenig Wäsche zum Trocknen dafür zu haben, wie ebenfalls Herr Mayer zu sagen pflegte; keine Schmusereien in Stein, wie Herr Mayer Erker und Steinzierrate an den Fenstern benannte. Dadurch würde sein Haus nur auffallen. Nicht auffallen sei wie beim Militär so jetzt auch bei der Bürgerschaft eine wichtige Lebensregel. Sein Wohnkasten trüge, erörterte Herr Mayer weiter mit Ironie, um den grauen Leib nur einen Schmuck, den ihm das Leben gegeben hätte: einen herrlichen Fries von der Hand der Naturkünstler der Straße, den Lausebuben, kostenlos ausgeführt aus Begeisterung zu ihm, dem Wohnherrn. Der Fries bestände aus schönen roten, blauen und weißen Flußlinien. Ebenso bunte Kreise in phantasiereichen Formen unterbrächen die Einförmigkeit der Linien. Geheimnisvolle Zeichen besäten diesen Grundriß wie mit Hieroglyphen. An besonderen Stellen zwischen den Fenstern ständen Figuren im futuristischen Stil, den diese Jugend aus innerstem Drange betätige. Es wären Figuren Hindenburgischer Soldaten. Am häufigsten sei er selbst, wie sich das ja wohl verstehe, durch die Künstler verewigt worden: Mayer, der Millionär mit einer dicken Goldkette! der Schnapskartoffelmayer. Das wäre eine Bullenfigur nach dem mageren Modell, so voll wie eine Schneefigur mit einem riesigen runden Kopf, worunter als Widmung prange: Mayers Papa, als er viel Kartoffeln hatte. Nur der Kriegsanleihemayer, der er jetzt im vaterländischen Interesse sei, der sei noch nicht ‚gebildnisset‘. Der Lausbubenkünstler zöge das Geschichtliche vor. Seine Gegen-

wart werde von ihnen nicht ganz gerecht verstanden. Das wäre das einzige, was er an ihrem Eifer, ihn unsterblich zu machen, aussetzen müsse; seine Frau, die allerdings etwas empfindlich wäre, litte mehr darunter.

Bunnemanns Tonius ragte auf Fritzens Elephantenbuckel und schrieb und schrieb vor das blinde Mayerische Eckfenster. Fritz wippte mit seinem Rücken auf und ab, als wäre er ein wirklicher Elephant, der lebe, gehe und sich daher auch bewege. Jöbchen schwenkte mit der Eisenstange hin und her, um zu zeigen, daß seine Gehilfenaufgabe schwer sei. Bunnemanns Tonius aber balanzierte ruhig zwischen den widerstreitenden Bewegungen und malte und malte seine Schulbuchstaben. Straßengöhren klebten aneinander, waren wie Wellen, die hin und her trieben. Sie stellten das Publikum dar, das gaffte und gröhlte. Einige Schlingel zupften abwechselnd an dem bunten Hemdzipfel, der aus des Schreibers Hosenboden hing. Für Bunnemanns Tonius war das alles Stimmung, Anfeuerung, Schmeichelei. Erhaben stand er, sich fortwährend zurecht schaukelnd, auf Fritzens Rücken, hielt den Struwelpeterkopf stolz gereckt, funkelte mit den blauen Wasseraugen vor Schaffenslust und malte. Immer mehr wurde von seiner Kunst sichtbar. Das Göhrenpublikum wurde stiller, neugieriger. Die Spannung kam. Tonius hielt vor süßem Triumph den Atem in der Knabenbrust an. Glühend malte er schneller. Die flinkeren Mädchengeister fingen an zu raten. ‚Ich hab's, ich hab's,' jubelte eine vogelsüße Mädchenstimme, fing an etwas herzusagen, war vor Herzenseifer mit der Zunge nicht schnell genug, machte Wörterpurzelbäume, quietschte . . . Eine Bubenstimme trompetete: Es soll heißen:

‚Hier hält man tapfer durch im Krieg,
Erfochten wird mancher Hindenburg-Sieg,
Hier führt man Ochsen zum Heldentod
Für Deutschlands große Hungersnot.'

Bunnemanns Tonius bricht im Schreiben ab, wendet sich zornglühend um, so heftig, daß er von Fritzens Buckel herabgestürzt wäre, wenn Jöbchen, der Stangenhalter, nicht seine Pflicht getan hätte. Tonius, der Künstler, ist von seinem Publikum mißverstanden.

‚Ihr habt es nicht erraten, ihr Ochsen,' brüllt er. ‚Mit den Ochsen im Verse sind keine gewöhnlichen Ochsen gemeint. Ist Mayers Papa denn ein Schlächter? Mein Papa sagt: Mayers Papa wäre so einer, der die anderen Leute auspowert. Das bedeutet Geld aus der Tasche ziehen. Er lügt ihnen vor, das sei fürs Vaterland, für die Kriegsanleihe, er behält es aber für sich; er ist der Schlauberger, die anderen sind die Ochsen. Die sollen . . .'

Gekreische, Gejöhle, Auseinanderstürmen. Eine Stimme: ‚Mayers Hans, Mayers Hans!'

Die Stange fällt; Fritzens Rücken weicht. Tonius liegt heulend am Boden.

Mayers Hans, ein fünfzehnjähriges Kerlchen, haut keuchend und prustend auf ihn ein. Ein Fenster im Mayerischen Hause öffnet sich. Aus einem Mädchengesicht, rot wie eine Himbeere, rattern die Worte: ‚Willst du den Tonius in Ruh' lassen, Hans! Ich hab' ihm das Gedicht geschenkt, Hans. In Papas Zimmer lag es, Hans. Laß ihn doch in Ruh', Hans. Ich hab' es ihm geschenkt, Hans!' — ‚O, du dumme Schlange,' kreischt Hans, schießt wie ein Pfeil ins Haus, in die Wohnstube, wo seine Schwester ihm eine lange Nase schneidet.

Tigersprünge des Hans nach der Schwester; ein Schnappen an Zöpfen, Zischen, Greifen, ein Poltern über Stühle, den Tisch. ‚Ich krieg dich, Verräterin! Alle Stühle können kaput gehen. Ich krieg dich!'

Die dünne Stimme eines bleichen händeringenden Frauchens will beschwören. Das Frauchen läuft fort: ‚O, die mißratenen Kinder! Berta, Berta! trenne sie doch, du bist stärker als ich!' Eine tiefe Magdstimme lacht. Da geht die Tür auf. Mayers Papa tritt ein. Das Schwesterchen federt zur anderen Tür hinaus. Hans steht verlümmelt da und rüstet sich, dem drohenden Ungewitter zu begegnen. Es blitzt in seinem durchzausten Kopf auf, daß er Papas Liebling sei.

Herr Mayer war nicht böse, Herr Mayer fragte nicht und schimpfte nicht. Herr Mayer erblickte heute hinter seinem Elend einen goldenen Hintergrund. Der Sohn der reichsten Gräfin hier zu Lande wollte ihn um Geld anpumpen. Daß der junge Herr anderer Dinge wegen ihn aufsuchen könne, fiel ihm nicht ein. Er rechnete schon aus, wie er ihm die ersten 20 000 Mark zu verschaffen vermöchte. 15 000 Mark würde er ihm liefern können, wenn der Herr Graf ihm Gelegenheit gäbe, für 5000 Mark Schinken, Wurst, Eier und dergleichen unerschwingliche Dinge zu kaufen. Herr Mayer sah in dem Besuch des jungen Grafen den Anfang zu neuem Aufstieg seines Glückes. Er war nicht böse auf seinen Lausbuben. Er sagte nur: ‚Schnell aufräumen, Hans! Wer Unordnung macht, muß auch wieder für Ordnung sorgen.'

Hans warf sich auf Stühle, die er aufstellte, auf den Teppich, den er gerade zog, auf die Tischdecke, die er auf den Tisch ausbreitete, auf die Glasvase, die wunderbarer Weise heil geblieben war, und die er mit den Papiernelken wieder in die Tischmitte zum thronen brachte. Er glühte vor Dankbarkeit, keine Hiebe bekommen zu haben. Er war überzeugt, daß Papa seinen Kampf für des Hauses Ehre verstanden und gebilligt hatte.

Papa zog aus der Tasche ein Büchlein: die Fahrt der ‚Deutschland‘ von Kapitän König. Zur Feier der Wiedergeburt seines Glückes hat er dies Büchlein über das große Unterseeboot seinem Jungen gekauft. ‚Da setz‘ dich an den Tisch!‘ sagte er. ‚Lies! dies! Ich kriege hohen Besuch. Da soll es hier nicht aussehen wie in einer Banditenhöhle.‘ Er umfaßte mit seinen beiden fettigen, roten Händen das kleine, vom durchfochtenen Kampf noch heiße Gesicht seines Rackers. Er steckt ihm dabei mit den Fingern ein Schleckerklümpchen in das schwellende Mäulchen. Der Junge schnalzte dankend, rieb schmeichelnd die Wangen an Vaters Händen und verging in den Buchstaben der Erzählung über die Unterseebootfahrt.

Herr Mayer rief indessen: ‚Die Mutter muß auch her. Sie muß mal flicken, und Effi muß ihre Schularbeiten machen. Wir sind hier in einem ordentlichen Hause, will ich meinen und will es haben.‘

Als Graf Gerd dann hinter Herrn Mayer durch das Zimmer schritt, roch er nur eine muffige Luft, sah aber nichts von der einträchtigen Familie. Er folgte Herrn Mayer in dessen Arbeitszimmer. Er mußte sich in ein altes krachendes Sofa, das aus einem Leihgeschäft stammte, setzen. Die rauchbesudelte Decke der Stube wollte sich auf ihn stürzen, die Wände engten ihn ein. Die Luft roch auch hier nach alten Kleidern, nach Staub, Moschus und beißendem Pfeifentabak, der kein Tabak war, sondern Kriegstabak aus trockenen Hopfenblüten und Nußbaumblättern.

Gerd zog seine Zigarettentasche hervor, forderte Herrn Mayer auf, sich zu bedienen, atmete auf, als er den Rauch seiner echten türkischen Zigarette roch, ließ eine Gönnermiene sich auf seinem Gesicht ausbreiten und sagte, was er als selbstverständlich angenommen hatte, nicht zu sagen. Nachlässig sprach er von seiner Mutter.

Die altmodige, aus einer Versteigerung herrührende Schwarzwälderuhr tickte: Feigling, Feigling! Dumpfes, graues Licht schlug an die Fenster. Einen Blick hindurch und man sah ein moosbekrumeltes, rotfleckiges Dach mit einem harten, unerbittlich geraden Firste.

‚Formulieren ist alles,‘ schoß es Gerd durch den Kopf. Er war voller Herrenruhe. Er gab Herrn Mayer zu verstehen, daß er von einem Standesgenossen aus armem Adel kürzlich beleidigt worden wäre. Dieser hätte ihm, dem Asseweeth, vorgeworfen, daß das Vermögen seiner Mutter unredlich erworben sei. Dieser Neidling und gemeine Wicht wäre zwar ins Feld gerückt und vorläufig nicht faßbar. Doch er entgehe ihm nicht. Er lege indessen Wert darauf, zu erfahren, was diesen Kunden veranlaßt haben könne, ihm Frechheit als Wahrheit ins Gesicht zu werfen. Da-

hinter stecke ein Gerücht vielleicht oder ein verzerrter Prozeß seiner Frau Gräfin Mutter. Eine mißverstandene beneidete Geldverschiebung in Köln. Ob Herr Mayer ihm, der die hiesigen Verhältnisse als Neuling noch nicht gut kenne, gegen diese Anschuldigungen Waffen geben könne. Seine Mutter wolle er damit nicht belästigen. Diese fürchte dann schon im voraus das kommende Duell und quäle sich höchst unnötig.

Gerd wog die Worte ab. Er war überzeugt, seinen Plänen zu dienen, ohne seine Scham zu entblößen. Er glaubte, daß ihm das gut gelänge. Deshalb fühlte er sich frei und wohl in der einengenden Dürftigkeit der Stube. ‚Formulieren ist alles!'

Herr Mayer überlegte ebenfalls, spitzte das Gesicht und antwortete tastend: ‚Das wäre die schwierigste Aufgabe, die man ihm bisher anvertraut habe. Dunklen Verbrechen nachspüren, sie aufdecken, wäre leichter als die großartige Redlichkeit genialer Geschäftsunternehmungen, die der Neid unfähiger Menschen bekleffe, nachzuweisen. Er bäte sich die in Geschäften übliche Bedenkzeit aus. Wenn er einmal einen Auftrag auf sein Konto nehme, müßte er auch bombenfest dafür bürgen können, ihn blendend auszuführen.'

Etwas Erdrosselndes flog aus dieser Rede und schwoll in Gerd. Schwindliche Bitternis wirbelte ihm zu Kopf. Die schwere Hand der Verantwortung drückte auf seine Schultern. Er zog heftig an seiner Zigarette und hüllte sich in einen Rauchmantel. Da hindurch sah er Mayers rundes Biedermannsgesicht. Etwas darin ekelte ihn an. Er roch durch den Zigarettenduft hindurch die einschnürende Muffigkeit der Stube. Ihm fielen die Geschichten ein, die der Kreuzhofbauer von Mayer, dem Prinzen auf dem Miste, erzählte. Etwas drängte ihn, aufzustehen, sich zu bedanken für die Bereitwilligkeit . . . Etwas hielt ihn lastend zurück. Er klebte auf dem Stuhl. Ein Gedankenblitz. Er lächelte. Er sagte sehr ruhig: ‚Gut. Er könne nur einen durchaus ergebenen, verschwiegenen und zugleich erfolgreichen Menschen in dieser Ehrensache gebrauchen. Er gönne Herrn Mayer die in Geschäften übliche Bedenkzeit. Bis dahin sei Herr Mayer, wie er selbst, nicht gebunden.'

Nicht gebunden! Er würde alles noch rückgängig machen können. Der Gedanke erlöste Gerd. ‚Formulieren ist alles,' wiederholte er sich. Nicht gebunden! Dies Wort tänzelte um ihn, breitete Licht, Duft, Freude um ihn aus. Wie eine Putte führte ihn das Wort, Blumen vor ihm herstreuend, aus dem Hause, das ihn gefangen nehmen wollte.

Die Beine übereinander gelegt, die Hände gefaltet auf dem hohlen Bauche, die rötlich weißen Lider vor die Augen geschlagen, wippte stoßweise Herr Mayer in seinem verschlissenen Schaukelstuhl und sann darüber nach, was für Gründe der junge Asseweeth haben

könnte, wegen der Vergangenheit der Frau Gräfin Mutter sich zu ihm in die Hollenbecker Straße zu bemühen. Eine Beleidigungssache schien nicht allein dahinter zu stecken. Ein Duell auch nicht. Herr Mayer kraufste die fliehende Stirn. Die Vergangenheit, seine Vergangenheit, rollte in einem Knäuel aus schlafender Finsternis ins Licht. Eine Wirrheit wurde lebendig und wickelte sich ab. Gesichter tauchten auf, Worte schwirrten. Lachen schrillte, kicherte, dröhnte; Gerüchte flogen auf, Verleumdungen knoteten sich, Begierden knüpften Gewebe. Nach und nach beruhigte sich Herr Mayer; seine Stirn glättete sich. Ein schmales Lächeln dunstete auf seinen Backen und auf seinen Lidern. Der goldene Hintergrund für sein gegenwärtiges Elend fing allmächtig an zu strahlen. Herr Mayer entschlummerte. Sein Geist zog sich zurück in die Luftschlösser seiner Träume.

Draußen auf der Hollenbecker Straße plärrte juxend ein auf- und abtrampelnder Bubenchor:

Hier führt man Ochsen zum Heldentod
Für Deutschlands große Hungersnot.

6. Kapitel.

Das Laubenfest.

Feste und Vergnügen lösen starre Spannungen der Seele; die Frostigkeiten der Vereinsamung beleben sie mit der Wärme der Geselligkeit; versunkene Hoffnungen graben sie auf; dem Willen zum Leben geben sie die festruhige Stirn und schmücken diese mit Blumen.

In Deutschland waren Feste und Fröhlichkeit während des Krieges lange Zeit verboten. Das öffentliche Gewissen, das die Dinge immer nur einseitig, immer nur plump im Blick sieht, verpönte sie. Bis daß neben dem öffentlichen Gewissen, das öffentliche Bedürfnis in den Fesseln des Leidens nach Aufmunterung, nach der Freiheit des Vergnügens begehrte. Da drängte alles nach den Theaterbühnen mit den prangenden Welten der Seele, nach den Konzertsälen mit den brausenden Seligkeiten der Töne, nach den Vortragsabenden mit den Wandelgärten für den Geist. Vor dem Grauen der Kriegsöde wurde alles, was der Mensch berührte, zum Fest. Fröhlichsein hieß den Tod, der überall furchtbarer als jemals in einer Seuche lauerte, überwinden.

Die Gräfin Asseweeth veranstaltete zu Wohltätigkeitszwecken ein Basarfest in ihrem Herrenhause in der Neubrückenstraße.

Geplant war im großen Stil ein Anreiz zu der Sammlung von Geldern, womit Stadtkindern und Kriegerfrauen eine bessere geistige und leibliche Pflege, mehr Leben und Stärke, mehr Zukunft geschenkt

werden sollte. Geplant waren Tee-, Kaffee-, Weinstuben, Biertische. Für ein Fäßlein und Krüglein duftigen Getränkes sollten die phantastischen Preise der Wohltätigkeit gegeben werden. Geplant waren Auslagen, wo Blumen wie Juwelen bezahlt wurden. Vereine, Ausschüsse, Behörden der Stadt ließen sich dafür gewinnen.

Geplant war die Beteiligung aller Stände: des Adels, der Universität, der Beamten, des Handels, des Handwerks, der Arbeiterschaft. Geplant war die Beteiligung aller religiösen Bekenntnisse. Geplant war, allen Stadtbewohnern Gelegenheit zur Ausgabe von Geld und zum Austausch von Gedanken zu geben. Geplant war eine Sammlung und Kraftsteigerung aller politischen Kräfte. Die Behörden nahmen sich der Sache an, als wäre der Plan von ihnen selbst ausgegangen. Immer besseres Durchhalten wurde das Stichwort.

Geplant war, den Ruf, den Glanz, den Reichtum, den ehrbaren Adel des Hauses Assewceth zu entfalten — nicht für die Welt — sondern für den Sohn.

Geplant war seine Ablenkung von den tödlichen Zweifeln an seinem Geschlechte.

Geplant war Gerds großartige Einführung in die Gesellschaft.

All dies war von der Knüppelgräfin geplant; das letzte durch das erste. Dies waren die Richtlinien ihres Willens, gerade, klare, feste Linien.

Die Charaktere, die Stimmungen, die Sonderbegierden der vielen, die den Grundriß ausführen halfen, verschoben die Linien; das Zusammenspiel der Hunderte von Menschen verwirbelte die Linien. Neue seltsame Formen entstanden; stille glitzernde Linien von Flächen, die Abgründe bedecken; Zick-zack-Keile von Leidenschaften; Linien, die zu den Horizonten großer Aufgaben auslaufen oder anschwellen; Schaumlinien, die aus der Dämmerung bisher verhaltener Begierden ins Licht des Willens geboren werden. Dazwischen das Linienkrauswerk übermütiger Tollheiten, das losgelassene Bandwerk von lächerlichen Niedrigkeiten, das kringelnde, knisternde Goldnetzwerk der Höflichkeiten. In Winkeln das liebliche Geschlengel von Liebeseinfällen.

— — — — — — — — — — — — — —

Ein weißer Saal. An den Wänden aufgeteilte, von Gold umschnörkelte Felder. Die Wandfelder scheinen Türen, Fenster, Ausblicke zu Gängen, die in duftende Gärten, in entzückende Landschaften führen. Die Perspektive ist täuschend. Im Zwielicht glaubt man, es führten unzählige Zauberwege aus diesem Saale in Paradiesgärten. Deshalb heißt er der Zaubersaal. Es sind aber barocke

Wandmalereien, ein köstliches Spiel mit Wünschen und Begierden, ein spielender Schein.

Der Saal hat ein prächtiges Stockwerk. Durch Säulenrunde öffnen sich über den Wänden himmlische Räume in den majestätischen Farben des Blau, des Grün, des Goldes, des Purpurs. Duftende Rosengirlanden schweben um den kühlen Marmor. Eine Lust ohne Ende, ohne Enttäuschung, ohne Bitternis. Eine Lust, die sich ins Unendliche verflüchtet, alles umfassend wie Wellen brausender, verschwimmender Musik, deren Nachhall ewig nachzittert, sich irgendwo findet und deren Echo noch Seligkeit ist: eine Wunderdecke, ein Versprechen, eine Offenbarung, eine Verzauberung. Eine Decke mit Hintergründen.

Der Parkettboden ist ein dunkler kribbelnder und lärmender Menschenstrudel. Tropfen aus himmelblau, resedagrün, samtrot, perlengrau, elfenbeingelb, narzissenblau, nelkenbraun, ein schwermütiges Farbengeflimmer. Dazwischen schlägt und gähnt Finsternis in Flächen, in Gründen, in Wellen; tauchen empor schimmernde Flecken rosiger Frauenschultern, blitzen Funken aus den silbernen und goldenen Achselstücken der Offiziere, werfen Feuerstrahlen Diamanten, glühen Rubinen.

Gesichter heben sich zum Paradies der Decke, das im Lichtmeer gleißt, offenbart, verzaubert, Leben aus den Herzen da unten im Wirbelflimmer aufschäumen und aufträumen läßt. Gesichter heben sich zur Paradiesdecke. Sie lächeln. Ihr Lächeln ist wie Blüten, die auf dem Menschenstrudel auftauchen, untertauchen, schwimmen.

Worte schwirren wie Pfeile, nesteln sich fest wie Dornen. Worte schweben auf wie Dunstschwaden, der die Sinne bedrückt, Worte greifen wie Arme zum Angriff, zum Verrat. Worte, Worte!

Ein Name ist wie ein Magnet, der alle Geister anzieht. Ein Name ist wie ein Juwel, worin sich tausend Lichter brechen.

‚Die Knüppelgräfin als Redner des Festes. Wir kannten sie nur als Großbauer, als Fabrikherrn, als Dame, die jagt. Jetzt jagt sie nach Worten!'

‚Diese Gräfin ist ein Problem für die Frauenfrage. Sie ist ein Mannweib.'

‚Sie fällt aus der Tradition unseres Landes. Auch der Freiherr von Beewern veranstaltete nach dem 1870er Kriege ein Fest. Aber das blieb unter uns, ging nicht unter den Pöbel. Er gab es auch nicht während des Krieges. Die Asseweeth veramerikanern, verberlinern sich.'

‚Sie ist eine moderne Frau. Die einzige vom Adel, die nicht in der Vergangenheit lebt.'

‚Sie ist keine Gräfin; sie ist eine Frauenrechtlerin; sie ist ein Männerfeind.'

‚Sie ist eine toll verliebte Mutter. Dies Fest ist nur ihres Sohnes wegen da.‘

‚Durch dies Fest wird ihr Sohn niemals mehr kriegsverwendungsfähig. Sie wissen ja, k.-v. heißt keine Verbindungen haben, g.-v. heißt gute Verbindungen und a.-v. heißt ausgezeichnete Verbindungen haben.‘

‚Dies Fest ist eine geschäftliche Unternehmung zum Nutzen der Veranstalterin. Sie wird ihre Mehl- und Spiritusindustrieen durch einige zufällige Begegnungen, einige Minuten geschickter Rede gewinnbringender einrichten.‘

‚Es ist eine Schande, liebste Thea, daß sie jetzt unter die Redner geht. Ein Glas Wasser neben sich, den Kneifer auf der Nase, Papierblätter vor sich, ganz wie einer, der sich sein Brot durch die Zunge verdienen muß. Pas comme il faut; pas du tout. Das läuft nicht gut ab. Glauben Sie es mir!‘

‚Sie ist Preußenfreundin; sie hat den Kulturkampf vergessen.‘

‚Sie ist eine große Frau; sie versteht sogar die Armen.‘

‚Sie erfaßt den Krieg als großen Reiz. Sie schminkt sich damit. Nie sah ich frechere Weiblichkeit.‘

‚Sie ist eine Trompete, diese Frau; sie schmettert die Miesmacher und Flaumacher nieder.‘

‚Sie soll für eine Rose, die ihr das Fräulein von Spiegelberg für den Vortrag anbot, 50 000 Mark gezahlt haben.‘

‚Das hat etwas zu bedeuten.‘

‚Sie soll 200 000 Mark so ausgegeben haben. Das Basarfest wird mindestens eine Million erreichen. Statt Geld sollten an die Armen Eier, Butter, Milch, Kartoffeln geliefert werden.‘

‚Seht ihr hinten auf der kleinen Bühne vor dem grauen Tisch, umgeben von einem Lorbeerkranze, die Büsten von Hindenburg und Ludendorff? Davor will sie sich stellen und reden. Die stummen Mienen dieser Heerführer könnten mächtiger sein als ihre Worte. Weiß sie das nicht? Sie hat keine Witterung für Lächerlichkeiten. Sie hat eine Pöbelseele.‘

Worte! Worte! Kindliche, falsche, giftige, verleumderische, phantastische Worte! Ein Pfeilgeschwirre von Worten! Wie Blütenregen fallende Worte, gerichtet auf einen Namen.

Gerd wagte sich hinein! Er wollte die Menschen begrüßen wie verehrte Gäste. Voll von Eifer war er; voller Bereitschaft. Gerd trat hinein in den Hagel von Wortpfeilen. Er lachte und tat, als ob er nichts davon empfinde. Er sprach viel, andauernd, eilte von einem zum andern, hielt seine Beredsamkeit wie einen Schild vor sich. Nichts hören, nichts hören!

Musikwellen ergießen sich über die Gesichter, glättend, sänf-

tigend, umschmeichelnd: Vorbereitung, Einstimmung. Beethovensche Geigen warben um die Seelen.

Gerd saß neben hohen Gästen und tat sehr freundlich, sehr ergeben, etwas adelig blasiert. Er trug eine Maske. Er war aufgeregt, er war wütend. Wie konnte seine Mutter sich diesen pöbelhaften Geistern preisgeben! Alle waren ihre Feinde. Seine Mutter war verblendet. Warum hörte sie nicht auf ihn, da er abriet? Sie tat alles gegen ihn. Sie war eitel, nach Ehren begierig; sie prunkte mit ihrem Einfluß. Er wünschte ihr fast einen Mißerfolg. Sie war ihm jetzt zweifellos zu allem fähig. Mit Wollust gedachte er seines Ganges zu Mayer. Er wird Mayer zu seinem Detektiv erwählen. Er erklärte sich jetzt zum Feinde seiner Mutter. Warum wollte sie nicht auf ihn hören? Ohnmächtiger Haß brodelte hinter der Maske, die er höflich trug.

Eine Stille. Sie fing an zu reden.

Wieder Worte. Worte, die sich zum Gruße neigen, die sich aneinander schmiegen zu Sätzen; Sätze, die sich zum Empfange von Gästen winden wie Kränze.

Worte, die Gedanken wie Fackeln tragen: ‚Der Reiche, der Wohlhabende, der an Arme oder für Arme gibt, um ihre Not zu lindern, ihre Schwäche aufzurichten, ihre Schmach zu erheben, der nimmt teil am Leben der Armen, bebaut es, bereichert es, und des Armen Ernte ist seine Schöpferfreude.‘

Kühne Worte, die wie Bogen sind, zum Tragen von schweren Lasten: ‚Geld, das an Werkzeugen für diesen grausamen Krieg verdient worden ist, aber wieder ausgegeben wird zur Heilung der Kriegswunden, solches Geld wirkt auf die Geber, wie die Buße auf den Sünder wirkt.‘

Ein ganzes Arbeiterheer von Worten, die nichts als Bauzeug heranschleppen: statistische Zahlen, Vergleiche, Berechnungen über die Handwerke, die der Krieg vernichtet hat, die Beamtenstände, die er ausgesaugt hat, über die Familien, die verarmt sind, über die Wirkung der Unterernährung auf die Frauen und die Kinder, über das wachsende Sinken der Geburten, über die drohende Vermehrung von Lungenkrankheiten, die Verrohung der Erwachsenen und die Verziehung der Kinder, über die Gefahren, die daraus entstehen für die Freude an gesunder vaterländischer Arbeit, über den Niedergang, der daraus der Rasse droht, denn die Geistesbildung behüte die Völker vor leiblichen und geistigen Krankheiten und Verstockungen.

Ein Arbeiterheer von Worten; graue, einförmige Gesellen ohne Glanz, ohne Prunk, doch voll von Behendigkeit, voll von Rastlosigkeit, voll vom Gerassel der Arbeit aufzubauen, was niedergerissen wurde. Die Fürsorge erscheint in großen Massen in Stellenvermittelungen, in der Bemutterung der verwahrlosten Kinder, in

Erholungsheimen auf dem Lande, in der Einquartierung bei guten Familien, in der Ausstattung der Wohnungen, in der Wöchnerinnenpflege.

Die Charitas, die wunderbare Barmherzigkeit, wäre der Nährboden für die Erhaltung, Kräftigung und Veredelung der Rasse. Die Zukunft Deutschlands hänge davon ab. Die Charitas wäre die Lust, das Schicksal der Menschen zu verbessern und es dadurch gewissermaßen zu formen und zu meistern. Die Charitas wäre ein Eroberungsmittel für Seelen. Sei lieb zu deinem Nächsten, hilf ihm, daß er sich dabei nicht als Bettler niedergedrückt fühlt, sondern wie ein Kaufmann, der ein Pfand entleiht, um daraus zweie zu machen. Unterstütze liebend und du erwirbst dir Einfluß, Freundschaft, Anhänger, Macht, seelische Macht.

Das war eine neue Klarheit. Barmherzigkeit, Liebe, Güte zur Verhinderung von Gewaltsamkeiten, Zwisten. Güte aus Ichsucht, aus Sorge zum eigenen, immer feineren Wohlergehen. Das war ein Wort, das Knoten löste, Härten schmolz. Das war ein Wort mit einer weiten Aussicht in die Zukunft. Statt der politischen Anwendung von Gewaltmitteln boten sich zum Schutze der Rasse Mittel der Milde an, statt blutiger Kriege ein Wettkampf in der Geschicklichkeit, Seelen zu erobern.

Niemanden fiel es auf, daß es nur Schein sein könnte. Niemand hörte aus der Rede den Übermut der Sprecherin, mit Gedanken auf so neue Weise herrschen zu können. Jeden ergriff der neue Gebrauch der Ichsucht; keinen ließ die heftige, fast spöttische Tonart der Rede ahnen, daß die Verfeinerung der Ichsucht nur gefeiert werde, um die feinen Gewissen zum Wahne gegen die größere Möglichkeit höchster Sittlichkeit zu berauschen.

Es war eine Rede mit einem Hintergrunde schön und rosig wie die himmlischen Hintergründe der wunderbaren Saaldecke.

Ein Klatschen, ein Trampeln, ein Augenblitzen. Ein Strudeln, Aufknallen von tausend Bravorufen.

Der scharfe kantige Umriß einer Herrschermaske erhob sich. Eine dröhnende, kurze, befehlende Stimme sprach Worte. Worte, die danken und grüßen, wie ein Offizier grüßt: blitzend im Neigen seines nackten Schwertes.

‚Diese Rede hat die Versammlung auf eine bedeutende geistige Höhe gehoben. Wir haben eine Rede gehört, die wie eine Tat war, jenen Widerstand zu stärken, den unser Hindenburg jetzt an der Westfront dem Anprall der Millionenheere des Feindes entgegenrammelt,' so schließt der Stellvertretende Kommandierende General.

Ein Aufspringen von tausend Hurrarufen, schwer wie von Ketten sich losrasselnd, teils herzlich, teils gewollt, schwer, fest, derb.

Waren das noch dieselben Menschen, die seine Mutter be-

spöttelten? Waren sie nicht verwandelt? Gerd hielt sich mühsam vor diesen anstürmenden Gedanken. Sein Herz flammte. Was war das doch für eine Frau seine Mutter? Hatte sie nicht die vielen sonderbaren Menschen bekehrt? Und hatte er nicht geglaubt, seine Mutter wäre ihres Namens nicht würdig? Was war das doch für eine Frau! Hatte sie nicht den Gedanken gehabt, durch Barmherzigkeit Seelen zu erobern? Seine Mutter, die er für kapitalistisch ungerecht verdächtigte, pries das Gesetz der Gerechtigkeit und Liebe.

Gerd wollte durchdenken, wollte weiter zweifeln, wollte seinen Zweifeln zum Durchbruche verhelfen, er wollte sie rechtfertigen. Aber es berauschte so, seine Mutter gefeiert zu sehen, die Mutter, die er so sehr liebte, daß er sich ihretwegen verzehrte. Der Taumel riß ihn hin. Seine Augen versenkten sich in die lodernde Augenglut seiner Mutter. Mutters Augen redeten und warben strahlend. ‚Für dich sprach ich, aus dir heraus dachte ich.' Zwei Seelen, die ineinander flammen, zwei Seelen in der Umarmung.

Mutter und Sohn fanden sich abermals.

Ein Hoch auf den Kaiser. Gerd schmetterte es herrlich mit. Er meinte, es wäre ein Hoch auf seine Mutter. Musik bog Wände um, öffnete Decken: der Himmel! der Himmel!

Seligkeiten orgelten, trompeteten, geigten — ah . . .! Der Abgrund zwischen ihm und seiner Mutter war jetzt mit Rosen zugeworfen; im tiefsten Hintergrunde seines Seins war das Gastmahl auf Uhlenbrock, war der schmutzige Gang zu Mayer versunken. Gerd hatte es vergessen. Wieder einmal . . .

— — — — — — — — — — — — — — —

Am frühen Morgen des Festtages rauschte ein warmer Regen hernieder, dann blaute ein herrlicher Tag auf. Sonne lag wie bleicher Goldstaub auf Dächern, Straßen, Baumwipfeln. Gegen Abend hing ein riesenhafter Purpursonnenballen verglühend in den westlichen Bäumen.

— — — — — — — — — — — — — — —

Zwei Lindenbaumgänge liefen hinter dem Asseweethischen Hause von ihm aus links und rechts gerade auf eine haushohe Eibenhecke zu, vor deren dunklem Grün am Ende jeder der Baumgänge eine weiße Bildsäule stand. Die Bildsäulen paßten nicht zu der barocken Anlage des Gartens. Die Frau Gräfin hatte sie von einem jungen Bildhauer, der in Geldnöten war, ziemlich wahllos ausführen lassen: Die eine war eine Nachahmung in Marmor des Bogen spannenden Jünglings vom Nürnberger Meister Hans Fischer; die andere war eine Nachahmung in Marmor des erwachenden Jünglings vom französischen Meister August Rodin. Nun erhoben sie sich am Ende eines Ganges von Lindenbäumen vor dem Grün der Eibenhecken

und glänzten. Die Lindengänge hoch, prächtig, stramm dastehend, wie Soldatenreihen in Paradestellung, waren nicht sehr lang; sie bildeten einen Stumpf von Allee. An einer Hecke floß die Aa vorbei, was keiner, der es nicht wußte, merkte.

Zwischen beiden Lindengängen ein großes Stück Parkrasen in Wellen- und Kuppelform. Schwer bewipfelte Ulmen, Kastanien und Platanen standen da und dort entgegen jeder Ordnung barocker Gartenbaukunst mächtig lebensfroh. Heute lehnten sich an ihre dicken, alten Stämme Lauben aus Holzlatten, die mit Girlanden, gebildet aus schwarzweißem Band, weißen Vergißmeinnicht und herzlich roten Marienblümchen vaterländisch umwunden waren. Als Decke streckten sich über diesen Lauben Laubzweige grüßend, schützend aus.

Diese Blumenlauben waren die Tee-, die Kaffee-, die Weinstuben. Es gab welche, wo es Biere, und andere wo es Blumen, und etliche, wo es Festandenken, und wieder andere, wo es alles dies zusammen zu kaufen gab.

In den Gängen, auf den Stegen, in den Lauben wogen Ströme von Menschen, dunkle Ströme; glitzernd springen schimmernde Uniformen, Helme, Achselstücke auf. Von den Festkleidern der Damen huschen und schießen tausend bunte Farbenflächen und Tupfen leuchtend, verwirrend, prickelnd. Dazwischen duften Haarfrisuren, lassen feine Duftspuren in dem Geruch der Blumen, der Laubendickichte, der Grashalme, der Erde.

Es springen die Tore zur Lebenslust auf. Von einem blumenbehängten Platze, den niemand sieht, weht Musik her; Klänge, die zum Reigen; Reigen, die zu Tänzen werden. Musik von Geigen, Celli, Flöten. Das Plätschern vieler Stimmen, die Bewegung silbernen, dumpfen, feisten Gelächters. Jubel! Rausch! Bei Asseweeth feiert man . . .

— — — — — — — — — — — — — —

Fürst Karotschin, der müde Mann mit dem starren Blick in den Augen, den schlaffen, naschhaften Lippen und elegantem Anzug, Fürst Karotschin, der in Friedenszeit stets auf Reisen in Italien, Frankreich, England war, sich in den internationalen Bade- und Spielplätzen aufgehalten hat, schob sich Arm in Arm mit Gerd zwischen den bunten Lauben in einem der Lindengänge durch die dort spazierenden, sich spreizenden Gäste.

„Ach, Ihre Mutter langweilt einen nie. Sie hat immer etwas neues. Tiptop, töfftöff ist die Idee! Blumennischen und Lauben für einen Basar einzurichten ist an sich nicht neu, nicht 'mal für Münster. Reichspatriotisch ist es zwar der Farben wegen. Ist aber lokalpatriotisch wegen der — quoi! — der Einteilung. Ja! Diese

Lauben sind verschwiegen. In sie kann der Adel sich zurückziehen und unter sich sein; das Militär kann fast wie im Kasino kräftig und doch verhalten eine Messe auftun. Die von der Geistlichkeit können Zirkel bilden; die blauen und schwarzen Universitätskreise können nebeneinander und doch unbefangen ihre Lichter tanzen lassen. Beamte, Krämer, Handwerker dürfen sich wie an ihren Stammtischen sauwohl fühlen; sogar die Dienerschaft, Beamtenschaft Ihrer Frau Mutter darf mittun. Jeder kann sich unbehelligt unter seinesgleichen fühlen. Er kann trotzdem mit jenem Journalisten da, der nicht weiß, daß sein Frack schlecht sitzt, der aber über das Fest zu schreiben versteht, mit diesem fähigen Menschen kann jeder der Gäste sagen: Es gab auf dem Wohltätigkeitsbasar der Frau Gräfin Asseweeth keine Klassen, keine Parteien mehr. In vaterländischer Einigkeit fanden sich alle. Dies vollbrachte die Laubenidee, die alle versöhnte, indem sie jeden absonderte.'

— — — — — — — — — — — — — —

‚Plumps, da sitzen wir! Den Vortrag über den Frauenverein haben wir überstanden. Du, Spiekshagen, hast zwar schlummern können, selbst beim letzten Donnergeklatsche. Wir beneiden dich um deine Nerven. Aber wir andern haben jetzt Ruhe verdient. Still! Du auch Spiekshagen, nachdem du an Papiergeld doppelt so viel wie wir für die allgemeine Wohltätigkeit dir abgeknipst hast. Deshalb sitzen wir auch in dieser Blumengrotte. Wenn's nicht so zerbrechlich aussähe und nicht so ein Firlefanz darum wäre, wär's wie eine Laube in Kommerzienrats Leisenherzens Garten; ja, bei dir, Freund Leisenherz. Uff!'

Großkaufmann Hasselbrink spricht's. Er kneift der Tochter seines Freundes Spiekshagen, die aufwartet, in die Arme. Der dicke Terhagen, Manufakturwarenhändler, lächelt. Alle drei trällern den weißen Mädchen, ihren Töchtern, zu:

‚Bier her ... Bier her ... oder ...'

Alle drei trommeln mit den Fingern auf den Tisch, worauf eine weiße Decke liegt und dunkle Rosen ungenossen duften. Dann fangen sie an Skat zu dreschen. Ihre Töchter bedienen sie und schauen sehnsüchtig in den bunten Menschenstrom, schäkern, lachen und warten auf etwas, ohne es sich zu gestehen.

— — — — — — — — — — — — — —

Ein Schatten steht neben dem alten Baron Bibi, wie man ihn scherzhaft nennt. Der junge Graf Westernkotten ist's. Er fragt: ‚Baron Bibi, gibt es bald Frieden?' Er tappst ihm auf die Schulter; Baron Bibi hört nicht. Westernkotten setzt sich. Baron Bibi rümpft die Nase. Er hat die Ohren voll vom Gezwitscher heller, frischer Mädchenstimmen. Westernkotten beharrt:

‚Gibt es bald Frieden, lieber Baron? Ich habe seit drei Monaten ein Interesse daran. Ich muß meine russischen Aktien verkaufen, ehe wir durch einen gescheiten Frieden die in Deutschland befindlichen russischen Papiere sichergestellt haben.' Baron Bibi hört nicht. Er saugt mit den Augen in sich hinein den strotzenden Goldschimmer der dichten, üppigen, kaum gebändigten Haarwellen, die über dem bernsteinleuchtenden Nacken eines Mädchens hängen.

‚Hören Sie denn nicht? Gibt es bald Frieden?'

‚Ach, Sie sind's, Westernkotten? Frieden? Sind Sie verrückt geworden? Sie erwecken mir mit diesem Ton einen glücklicherweise vergangenen Zustand. Frieden! Stumpfe, träge Masse. Der Krieg blies hinein, Feuer züngelte. Das Leben funkelte. Sehen Sie die Menschen an, wie begierig sie nach dem Leben sind. Nichts hält sie mehr wie in Friedenszeiten zurück. Die Männer nicht, weil sie jederzeit ins Feld rücken müssen, weil sie ins Gras ihres eigenen Leichenhügels beißen können; die Frauen nicht, weil sie zu kurz zu kommen fürchten. Unter ihrer Züchtigkeit schweelt die Lust zu tausend Unmöglichkeiten. Der Krieg läßt das Leben zusammenströmen und ausspritzen. War man je tüchtiger, todesverächtlicher und lustiger als im Kriege? Aus dem dümmsten Hirn wird durch den Lebensbraus, der durch die Nation geht, ein Funken, eine Idee zu einer vorwärtsbringenden Handreichung erpreßt; das trägste Fleisch wird an der Lebenshitze, die die Nation durchflammt, einmal heiß und erlebt seine Blüte. Ich proklamiere den Krieg als Dauerzustand. Wir werden eine Kriegernation. Soldat sein wird Lebensberuf. Unsere Wirtschaft wird Kriegswirtschaft. Macht sie nicht glänzende Geschäfte? Nie stand der Arbeiter sich besser. Abends trägt er Zylinder und trinkt Wein. Die teuersten Seiden leistet sich jetzt die Arbeiterfrau. Selbst die Wissenschaft ist als lebensnotwendig anerkannt. Wie alt sind Sie? 22 Jahre? Und sind noch nicht an der Front gewesen?'

‚Er ist böse, daß er selbst nicht mehr so jung ist,' denkt Westernkotten. Er verschwindet, wie er gekommen ist. Baron Bibi lächelt.

— — — — — — — — — — — — — — —

‚Gibt es bald Frieden?' fragt der Schreinermeister Tobias Nesselkötter, der eine Wohltätigkeitsrose gekauft hat und sie am Knopfloch trägt, an einem der unteren Knöpfe, gerade auf dem Bauche, wo sie wie ein großer Scharlachklecks auf seinem zugeknöpften schwarzen Gehrock klebt. Der Schlossermeister Johannes Uppenhoog versichert ihm, daß die Offensive, die jetzt im Westen eingesetzt habe, die letzte feindliche sei. Die Franzosen und Engländer werden sich nochmals die Köpfe blutig rennen. Dann werden sie vom Blutrausch ernüchtert werden, und dann wird die Vernunft bei

ihnen obsiegen. Sie müssen dann einsehen, daß alles weitere Opfern Wahnsinn, Selbstmord ist. Tobias Nesselkötter nickt. Er glaubt auch so etwas. Auf den Frieden leeren sie in einem Zuge ein Glas Bier. Dann faltet er die schwieligen Hände und sagt, daß die Rede der Gräfin ihm ganz den Kopf verdreht habe. Er müsse immer an eine gewisse Sache denken. Nur wäre das nicht die Rede der Gräfin, sondern gewissermaßen seine eigene Sache. Nur hätte er noch nie darüber zu sprechen gewagt. Jetzt bedränge es ihn aber. Und das wäre so seit der Rede der Gräfin. Er könne nicht verstehen, was das mit der Rede zu tun habe. Aber seit der Rede denke er nur an seine Gedanken. Ganz heiß wäre ihm der Kopf davon. Aber es hinge mit einem Buch zusammen, das er gelesen hätte. Und da wären ihm beim Lesen Ansichten aufgegangen. Es wäre ein wunderbares Buch. Nie hätte er das vorher von einem politischen Buche für möglich gehalten. Es wäre das Buch, wovon man neulich in der Stadtverordnetensitzung gesprochen hätte (beide sind Stadtverordnete). Rechtsanwalt Sandhage hätte es erwähnt. Das Buch ist Naumanns Mitteleuropa. Tobias erzählt in großen Sprüngen, hie und da verweilend, sich im Kleinkram verlierend, immer ruhig, schwer, als diktiere er seinen letzten Willen, immer die Hände gefaltet. Ein einziger Reichsverband werde von der Nordsee bis hinten in die asiatische Türkei aus diesem Kriege entstehen; ein Reich der Mitte; das Herz der Welt. Als Schutz gewaltige Schützengräben ganz herum. Sich selbst genügsam für Landwirtschaft, Industrie, für alles. Ein neues China. Sozialisiert, verstaatlicht alles. Sich selbst genügsam. Diese Idee, die nicht im Buche selbst steht, die er da hinein ersehnt, geträumt hat, begeistert ihn. Sich selbst genügsam, heißt keinen Handel mit fremden Völkern treiben, heißt keinen Neid wecken, heißt keinen Schutz mitteleuropäischer Interessen in fremden Ländern brauchen, heißt keine Schiffe zum Schutze des Außenhandels ausrüsten, heißt keine Streitigkeiten mit fremden Regierungen haben, heißt keine Kriege herauf beschwören. Sich selbst genügen, das ist die Bedingung zum dauernden Frieden. Über dem Scharlachfleck an seinem schwarzen Gehrock in der Mitte seines Bauches hat er die Hände gefaltet. Er sieht aus, als bete er.

— — — — — — — — — — — — —

Die beiden Lauben, worin sich die Blauen (die Protestanten) und die Schwarzen (die Katholiken) der Universität getroffen haben, liegen zufällig neben einander.

In der blauen Laube zischt, brummt, grollt, spöttelt es: ‚Die Rede war pathetisch aber zu weiblich — weichlich — trotzdem die Knüppelgräfin sie hielt. Sie soll eine Konzession an den Geschmack des Sohnes sein. Sie hatte einen sozialistisch klingenden Schluß.‘

‚Merkwürdig! Wenn der Adel feierlich wird, berührt er sich mit dem Sozialismus.‘

‚Bitte, denken Sie an die Rolle des Adels im Reichstag und im Herrenhause. Wer erkennt da den Wankelmut der Regierung? Wer wittert da die Schwäche der sogenannten demokratischen Parteien gegen einen Verständigungsfrieden? Die Junker!‘

‚Wir alle wollen Frieden! Die Linken wollen aber einen Mäßigungsfrieden.‘

‚Holla! einen Lumpenfrieden wollen sie.‘

‚Ja, der uns wirtschaftlich arm aus dem Kriege hervorgehen läßt. Das ist's! Sie sagen, daß sie sich mit einem solchen Frieden begnügen, weil sie dadurch zur politischen Macht kommen wollen. Ihre Menschlichkeit, die sie gegen uns ausspielen, ist verkappter Machthunger. Der Kanzler läßt sich davon betören. Wir müssen den Kanzler davor bewahren, Deutschland in Unglück zu bringen.‘

‚Ja, so ist's!‘

‚Darum . . .‘

‚Ach ja, ja, darum müssen wir ihn einladen, seinen Lebensabend zu retten, indem er sein Amt niederlegt.‘

‚Bravo! Bravo!‘

Händeklatschen! Klatschen von vielen kleinen, weißen Frauenhänden. Man ißt Törtchen, schlürft Tee . . .

In der schwarzen Laube zischt, brummt, grollt, spöttelt es: ‚Die Rede der Gräfin war voll guter Gesinnung, aber doch etwas zu frei, zu leicht, zu salonmäßig!‘

‚Aber die Zahlen! Die trockenen Zahlen.‘

‚Das sind Toilettenzahlen!‘

‚Was? — Wie?‘

‚Ja, Toilettenzahlen! Man gebraucht jetzt statistische Zahlen, reiht sie aneinander, um sich den Anschein echter Wissenschaftlichkeit zu geben. Man kokettiert mit der Wissenschaft, weil diese jetzt modern ist.‘

‚Ah! —‘ Gelächter.

‚Ah! Ja, ja!‘

‚Aber sie hat durch dies Fest über eine Million für die Kasse der Armen . . .‘

‚Ein Sensenschmiedmeister zahlte für ein Seidel Bier einen Hundertmarkschein.‘

‚Diese Rede mit dem utopistischen Schluß! Sie hat die Kriegsgewinnler zum Zahlen gereizt, ja.‘

‚Aber die Idee der Rede! Barmherzigkeit aus Ichsucht! Gut sein aus Lust zum eignen Wohlergehen! Auf Politik angewandt!‘

‚Angelesen!‘

‚Will der Kanzler nicht eine Verständigung? Nun, das ist etwas Ähnliches. Übereinkommen durch Entgegenkommen. Die Gräfin setzt sich in Gegensatz zum übrigen Adel. Niemand teilt da des Kanzlers Gesinnung. Wer Verständigung mit unseren Feinden erhofft, kennt diese Feinde nicht. Die Feinde legen jeden solchen Versuch als Schwäche aus, jeden! Sie glauben, wir wollten Frieden aus Schwäche, nicht aus Stärke und aus Güte. Aus Barmherzigkeit!'

‚Hahaha!'

‚Es fehlt uns an Einsicht in den Seelenzustand der Feinde. Wir setzen beim Feinde voraus, was wir haben. Barmherzigkeit!'

‚Hahaha!'

‚Der Feind kann nicht anders als wie uns hassen. Verständigt man sich, während das Messer des Gegners einem an der Kehle sitzt? Wer es dennoch tut, der gibt sich eine Blöße.'

‚Der Gegner gebraucht die Zeit, sich zu neuer Wehr zu rüsten.'

‚Ja, das ist wahre Psychologie! Unser Kanzler kennt sie nicht — darum . . .'

‚Ach ja, ja, ja!'

‚Darum müssen wir ihn einladen, sich nicht mit einer Todsünde am deutschen Volke . . .'

‚Aber nebenan? Die Blauen? Aber sie sagen ja dasselbe!'

Ein gelbgrün beschienenes Gesicht mit einer kühn nach unten gebrochenen Nase, einem schwarzen Spitzbärtchen und einem schlau zugreifend lächelnden, rot aufgeschlitzten Munde unter schwarzem Lippenbart neigt sich der Laubenwand zu. Graugrün betupfte Hände biegen die grünen Blätter auseinander. Das Gesicht wird hineingesteckt. ‚Ach, da ist ja . . . Guten Abend! Sie sprechen auch —'

Hüben und drüben: rufen, lachen, schwören, beteueren: ‚Das Eine, das Eine!'

Sie unterhalten sich durch die löcherdurchbrochene künstliche Laubenwand über die Notwendigkeit der Befreiung des Baltenlandes, alten deutschen Siedelungsgebietes; sie sprechen über die Notwendigkeit der Sicherung Deutschlands durch Besetzung der Einfalltore der Engländer und Franzosen: Flandern . . .

— — — — — — — — — — — — —

Zwei der Herren stehlen sich fort. Einer sagt: ‚Alles wird Politik. Ich halte es nicht mehr aus. Diese Politiker mißachten die Qualen der Seele; sie kennen nicht das Grauen, das das Gemüt jener erfüllt, die am meisten opfern. Sie verstehen nicht die zurückgehaltenen Schreie nach Frieden; sie verstehen nicht die Größe dieser Leute, die dennoch weiter opfern, opfern, opfern für ihren

Traum von einem friedsamen Deutschland. Wer ist der wahrste Deutsche?'

Der andere befangen, etwas unsicher, aber voll Zärtlichkeit in der Stimme: ‚Auch jene, die lärmten, sie denken an das Furchtbare, sprechen auch . . .'

‚Nie!'

‚Doch! Ich glaube es gewiß. Nur tuen sie es nicht, wenn sie zusammen sind, nur nicht laut.'

‚Ah . . .'

— — — — — — — — — — — — —

Eine quellenweiche Stimme; ihr eintöniger Schall fällt in eine glühende, aufsaugende Stille. Eine schwarze Priestergestalt neigt den Kopf dem Tische zu. Sie steht aufrecht, den linken Arm in die Hüfte gestemmt, so eckig, so scharf eckig, so ungescheut spitz den Ellenbogen; der rechte Arm hängt herunter. Die Finger der Hand spielen, als ob sie ein Blatt mit Notizen hielten, es befühlten, auf- und abhöben; sie fassen aber nur weiche Abendluft.

‚Wenn ich nach Münster komme in die Altstadt, ist es mir, als ob ich Sauerampfer schmecke. Wenn ich die Leute hier sehe, ihr Treiben, so meine ich, auf Wellen von Wassern zu sehen, die vom Grund festgehalten werden; der Grund ist dunkel unsichtbar starr. Manchmal ist Münster ein müßiger dicker Mann, der im Grase liegt und in die Sonne blinzelt.

In den großen Städten des Ruhrkohlenbezirks fiebert die neue Zeit, weht der heiße, rauchige Atem der Arbeiter der Zukunft; tragen gewaltige Hände das Schicksal des Krieges in die Sonne. Auch in Berlin ist es so, in Köln, in Frankfurt, in München. Man hört die Ideen wachsen unter dem Sternenhimmel, der die Zukunft verbirgt. Man hört die Ideen zu Kriegern werden. Man hört das Rasseln ihrer Wehr, sieht das Blitzen ihrer Augen. Und ist doch ein Kräfteschwellen nach dem Frieden, nach dem neuen Haus des deutschen Volkes. Überall Jugend, Jugend, Jugend.

Die alte Zeit war protestantisch gerichtet; das heißt zu persönlich. Der Protestantismus läßt die Menschen alles mit sich allein abmachen. Müssen die protestantischen Menschen nicht selbst entscheiden, ob etwas Sünde ist oder nicht? Da sie keine Ohrenbeichte haben, kann niemand beurteilen, niemand begründen, niemand beleuchten, was der Seele heilsam oder gefährlich ist, niemand anders kann es, wie das Beichtkind selbst in der Zwiesprache mit seinem Gott. Sein Gottesglaube ist deshalb alles. Glauben ist Charakterstärke, ist Wille; Glauben ist aber auch eine persönliche Ansicht. Er erzieht die Menschen zu großen Persönlichkeiten, zu klaren, scharfen Köpfen, zu unbeugsamen Tatmenschen.

Dieser Glaube erzieht zu ununterbrochener Beobachtung, Arbeit, Anspornung. Er ist ruhelos gewaltig. Er macht die Pflicht zu einer Lebensfrage des einzelnen, Pflicht deckt sich meist mit Beruf. Er hat die Zeit vor dem Kriege gemacht. Er hat uns die Riesenkraft gegeben, die eiserne Stirn, die ruhelosen Hände.

Der Katholik ist unpersönlicher. Seine Religion ist ein fester Rahmen, der seinem Seelenleben Halt gibt. Er hat nicht selbständig zu entscheiden, was Fehler, was Pflicht ist. Die Gemeinschaft der Kirche nimmt ihm diese Sorge ab. Die Gemeinschaft der Kirche ist die gesammelte Erfahrung vieler Jahrhunderte seelischen Lebens. Sie erspart dem Menschen teure Experimente. Sie gibt ihm dagegen mehr Ruhe, mehr Sicherheit, mehr Sorglosigkeit. Sie schenkt ihm die Heiterkeit des Wissenden; die Gemütlichkeit des Besitzenden. Sie verleitet oft auch zu ironischer Passivität dem wichtig tuenden Treiben der Menschlein gegenüber. Seine Sorglosigkeit macht ihn milder, nachsichtiger, gefälliger im Umgang. Er kann weniger gut organisieren; was er darin leistet, hat er von Berlin gelernt; er kann nicht so gut wirtschaftliche Anordnungen treffen, die ganze Menschenketten erfassen und für ein Ziel einsetzen; er ist selbst nicht so sachlich, hat noch viel Liebe zum blühenden Rankwerk der Dinge, zu Pomp und Schwung. Aber er kann das Gemüt bezaubern. Er kann Seelen erobern. Den richtigen, den vollkommenen katholischen Menschen meine ich. Den Katholiken, wie er noch nicht ist, aber wie er sein könnte. Unsere Aufgabe ist, in dieser Richtung uns zu entwickeln, Liebe unter die Menschen zu streuen wie ein Sämann Saatkörner. Hart ist das Erdreich, steinig, aschig, das der Krieg hinterläßt. Liebe! Liebe! schreien die Völker. Mehr Vertrauen! Mehr Barmherzigkeit! Mehr Genügsamkeit! Das vermeidet uns harte Zusammenstöße; es behütet uns davor, in solchen Zusammenstößen Gut und Blut zu verlieren. Es kommt uns deshalb selbst zu Nutzen. Richtige Güte und Milde ist die feinste Ichsucht. Wir haben es im Vortrage der Gräfin Asseweeth schon gehört. Das war ein Vortrag aus katholischem Geiste heraus. Bilden wir diese unsere Anlage weiter! Wir können sie für die neue Zeit gebrauchen. Im Verkehr zwischen den deutschen Volksstämmen, zur Anweisung der Klassen im Handel und Wandel mit dem Feinde, auch überall in der Diplomatie, in der Erziehung der Jugend, in der Gesetzgebung, im Versammlungssaal, im Kaffeehause, in der Zeitung, überall. Das ist die Gabe, die wir dem neuen Reiche bringen wollen, wir katholisch erneuerten Katholiken. Der Berliner Geist gab uns Rückgrat, der südliche Geist mag uns mehr Gelenkigkeit geben, mehr heitere Sicherheit. Gibt nicht jeder Volksstamm sein Eigenstes, sein Bestes, sein Tiefstes zum Bau des deutschen Tempels!

Wir wollen mehr Ewigkeitsschimmer in seine Herrlichkeit bringen. Ist es nicht unsere Pflicht? 20 000 katholische Studenten saugen sich voll vom Feuer dieser Ideen.'

Eine quellenweiche Stimme fließt eintönig über das Geröll der Hindernisse, staut sich. Eine schwarze Priestergestalt reißt die Schultern empor, die eine höher als die andere, schnellt den Ellenbogen an den Leib, ballt die Hände: heftige, sehnsüchtige Ansammlung der Seele. Finger schnellen, der Handteller öffnet sich herrlich zum Darreichen. Schultern fallen und lassen ein glühendes Gesicht auferstehen. Große Augen leuchten Zukunft.

,Ja, das sollen uns die neuen Studenten bieten; die zukünftigen Lehrer, Beamten, Offiziere, Ingenieure, Kaufleute . . .

Und da muß auch Münster seine Seele hergeben.'

Eine Masse von Köpfen, aus der blauen Laube, aus der schwarzen Laube, junge, alte von überall her, auch schön geschmückte weibliche, drängen sich, neigen sich. Geister greifen wie mit Armen nach dem Licht dieser Rede, schwer, oft vergebens, erraffen, sind dann stumm, verblüfft, verdauen, ringen nach Erkenntnis, brechen dann plötzlich los, heftig wie gestochen. Oder spinnen langsam ihren Faden — spotten, greifen an, fallen mit einem Witz dazwischen — atmen auf — im Licht, das im Dunst aufgeht, blendet, herausfordert und noch im Winkelchen als Stümpchen strahlt.

— — — — — — — — — — — — —

Auf den weißen Fußwegen zwischen den bunten Blumenlauben knirschen die Tritte von schwarzen, schweren und hellfarbigen lichten Menschen. Sie streichen herum, suchen Augen. Blicke hängen an blühenden Lippen und kosen schimmernde Haare. Der Atem der Sehnsucht weht heiß, unruhig, wehmütig. Flackernd springt die Süßigkeit der Geigentöne. Auf Riesenflügeln ruhig ausgebreitet liegen im blaßblauen Himmel weiße Wolkenvögel, einer neben dem andern in langen Reihen, trinken die brandgelbe Brunst des ungeheuren Horizontes, trinken und trinken. Die Stadt liegt in den allmächtig ausgebreiteten Armen eines goldenen Abends.

— — — — — — — — — — — — —

Gläser klirren lauter, Gelächter steigen, verspritzen wie unerschöpfliche Springbrunnen.

Herr Mayer strich von Laube zu Laube, ließ sich erkennen, spielte bescheiden den großen Mann, den das Glück wieder auf seine Fittiche genommen habe, ließ sich von der Festlichkeit rotglühender Herren drängen, ein Glas Bier zu trinken, stöhnte, daß er nur wenig zu sich nehmen dürfe wegen seines schweren Herzleidens. Sein Herz schlüge gleich nach einem Seidel Malthäserbräu sehr stark. Es erinnere ihn daran, daß er nur ein armseliger, schwacher Mensch

sei, verhindert jetzt an der Front zu sein. Er lächelte wehmütig, machte es in jeder Laube so und schlug sich so viele Seidel Bieres über den unersättlichen Gaumen wie seit langer Zeit nicht.

Jeder Frage nach seinen Geschäften kam er zuvor, indem er eine Appelei erzählte. Es war überall dieselbe.

Herr Mayer hatte überall die Lacher auf seiner Seite und jedem etwas zum Nacherzählen gegeben. Herr Mayer war wieder auf der Höhe. In dieser und jener Laube schloß er an seine Posserei aus der Vergangenheit der großen Gräfin Asseweeth allerlei merkwürdige Drolligkeiten und Gewaltstreiche, die fremde Zungen zum Widerspruch oder zum Enthüllen reizten und tote Geister auferweckten. Er strahlte. Sein Gesicht hatte sich, seit Graf Gerd bei ihm gewesen war, etwas mehr gerundet; die Backen waren straffer geworden. Man merkte, daß sie früher dick gefüllt waren. Herr Mayer hatte auch einen neuen Gehrock an, er hielt ihn offen, denn er trug eine goldene Uhrkette. Er stellte etwas vor; er stellte wieder etwas vor.

Da kam die Frau Gräfin durch den Gang geschritten; an ihrer Seite Graf Gerd, ihr Sohn, hinter ihr stolz trippelnd ihr Wachtelhund Sultan. An ihr sah man nur die strahlende Glätte der Stirn und das herrische Wohlgefallen der Augen, bei ihrem Sohne die leicht wie schlürfend geöffneten Lippen. Sie horchte da und dorthin, grüßte da und dorthin gnädig und aufmunternd mit einem Schimmer von Dankbarkeit über all das Treiben, Leben, Scherzen, Geben. Er horchte da und dorthin, grüßte da und dorthin, und sein Gruß war noch wie ein Becher, womit er ein neues Lächeln, ein neues Wörtchen einnippte. Er ging durch das Fest, und sein Wesen war wie ein Netz, das der Fischer durch die Flut des Meeres zieht; er fühlte die Schwere seiner Beute wachsen, und die Schwere machte ihn fast trunken vor Freude des seelischen Auseinandergehens, des weiter Umfassenden, der saftigen Lebenssteigerung.

Herr Mayer begrüßte Gerds Mutter. Diese wollte Herrn Mayer wieder begrüßen. Kurz vorher streifte Herr Mayer den Grafen Gerd vertraulich mit den Augen. Der Blick Mayers war für Gerd ein Riß in seine rauschenden Lebensschläuche. Mayers Gegenwart bewarf seine schwellende Seele mit Schmutz. Gerd schluckte, er hatte einen Brechreiz. Zwischen seinen Augenbrauen klemmte sich ein Keil. Er übersah Herrn Mayer. Er ging großen Schrittes etwas laut, etwas überlaut grüßend, auf einen Herrn zu, dessen Bekanntschaft er erst seit gestern bei seiner Mutter gemacht hatte. Die Frau Gräfin zerschnitt die grüßende Gebärde gegen Mayer; in unbesorgter Wendung folgte sie der heftigen und rücksichtslosen Grußbewegung ihres Sohnes.

Herr Mayer erfaßte die Lage. Aus Verdutzung, aus sich

ballender Wut schoß eine jähe Freude: ‚Mein Angesicht ist ihm nicht gleichgültig. Es ist ihm zuwider. Er verträgt mich nicht mehr: so sehr habe ich eingeschlagen. Er wird bald von selber wieder meine Hilfe suchen. Er sah, wie die Frau Gräfin mich wieder erkannte. Ich habe so tief eingeschlagen, daß er schreien möchte vor Schmerz. Ich werde ihn nicht loslassen, weil ihn seine fixe Idee nicht losläßt. Er wird wieder zu mir kommen.‘

— — — — — — — — — — — — —

In einer der Adelslauben sitzt junges Volk.

Seit kurzer Zeit war auch Gerd darunter.

Anni von Spiegelberg hat heimlich gehofft, Gerd würde viel viel eher sich einfinden, wo sie sich aufhielt, viel viel eher zu ihr kommen, um von ihr zu nehmen und ihr zu geben. Da es so spät geschieht, ist sie enttäuscht. Sie hatte sich das Nehmen und Geben ganz anders gedacht; Himmelsgeigengetön darum herum und Wonne im Herzen. Sie hatte goldene Träume über das Nehmen und Geben gesponnen, goldene Mädchenträume. Nun kam er so spät. Es war so traurig. Sie tat aber, als ob ihr das nichts mache; sie benahm sich sehr lustig, seitdem Gerd sich endlich zu ihr bemüht hatte. Gerd bemerkte es betroffen.

Staunen riß Vorhänge von seiner Seele. Er erblickte Anni, wie er sie damals während des Gewitters zum erstenmal in ihrem sehnenden Eigensinn, ihrem trotzigen Jubel beim Geigenspiel erkannt hatte. Die Augenlider schlug er oft auf und ab, so groß war sein Staunen, so sehr brannten ihm die Augen.

Was war das für eine Stimmung! Der Himmel bauschte sich in einem seidenweichen Lilaglanze. Graue Schleier schwebten unter ihm über die tausend Winkelchen und Gärten der Stadt. Bei Asseweeths hingen in diesen Schleiern große Papiermonde, Papierglocken, Papiersterne. Vom Innern waren sie erleuchtet. Es waren ihrer viele Hundert. Von ihnen glitten zitternd durch die einmummelnden Schwebeschleier kleine und große Tupfen und Striche in goldgelb, in blutrot, in perlenweiß, in saphirgrün, in hyazinthenviolett, in türkisenblau: lockende, erheiternde, glühende Farbenseelchen auf die schwarzen Wege, die dämmergrünen Gebüsche, die bunten Blumenlauben, die dunklen Männer, die hellen Mädchen und Frauen.

Ein Rauschen, Knistern, ein Auseinanderbreiten der Dämmerung; ein Zerklüften des Gelächters, eine tastende, begreifende Stille . . .

Ein schäbiger Gummimantel fällt knickend zu Boden. Ein Flitterkleid aus allerlei grünen, roten, gelben und viel schwarzen Seidenflecken in drei Lagen aufeinandergelegt. Aus schwarzem

Sammetkragen hebt sich ein Köpfchen mit einer Halbmaske vor den Augen. Als Kopfschmuck in den Nacken fallendes Haar, gelb wie reifes Korn mit einem sonderbaren, heftig fuchsigen Glanze an den Spitzen. Die gelben Beine stehen jungenhaft stark; die Lackschuhe stemmen sich in den Boden aus verknittertem Rasen; auf dem grauen Mund und den sehnsüchtig roten Lippen fliegt hin und her ein Lächeln, frech mit verlegenem Ausdrucke. Das Gesicht mit diesem Munde und mit der Halbmaske, schwarz wie ein fliegender Vogel, neigt sich von Schulter zu Schulter, schwerfällig, als ob der Kopf in Fesseln liege. Die Hände spielen wie weiße Falter auf dem Seidenflickenkleid, heben sich zum Fortflattern, fallen müdig süß.

Verse springen wie junge Füllen:

Bruder ist so weit im Krieg,
Keine Freud' ist mehr zu Hausen,
Seit so jung sein Blut verblich,
Ach, es war ein Grausen!
Tralala!

Für ein schönes Ringelein
Und ein Lächeln voller Schimmer
Gibt es hin ihr Herzelein,
Lieb' bereuet nimmer.
Tralala!

Doch die böse Mutter jagt
Weg das Mädchen auf die Gassen.
Wenn mich nun auch Hunger plagt,
Kann die Lieb' nicht lassen.
Tralala!

Auf dem grauen Mündchen fliegt hin und her ein Lächeln, frech mit verlegenem Ausdrucke. Die Hände spielen wie weiße Falter auf dem Seidenflitterkleidchen . . .

Die Herren klatschen; Augen zwinkern, Lippen lachen.

‚Sag uns deinen Kosenamen, du aus dem Abendschaum Geborene . . .,' picken Gerds Worte die Erscheinung an.

‚Puck, wenn Ihr mich lieb habt.'

‚Ein Name zum Verwundern. Puck ist männlich,' schneidet Fürst Karotschin in die heitere Spannung ein.

‚Puck ist sächlich,' ruft Achterhuisen gutmütig.

‚Puck ist neutral,' ruft aufgestachelt Anni.

‚Puck?' stichelt Gerd. ‚Puck ist eine Flamme.'

Heiße Hände klatschen, Blicke fliegen wie Funken. Anni schmollt.

Puck spricht großartig wie ein Verschwender: ‚Ich bringe jede Couleur.‘ Er schaut an sich herunter. Er dreht im blauroten Papierlaternenlicht seine bunten Seidenflitter. Feste, stramme Jungenbeine lösen sich von der Fessel des Bodens, stoßen den schäbigen Gummimantel, der ihn umkränzt, weg, schwenken drollig, eckig. Sein Arm knackt an den Körper, sein Unterarm pfeilt los, seine geballte Hand läßt durch die schnellenden Finger etwas entflattern, unsichtbar wie ein Geheimnis:

Wenn mich auch der Hunger plagt,
Kann die Lieb' nicht lassen.
Tralala!

Fürst Karotschins Blicke gehen wie Erkenntnis über Puck. Fürst Karotschin lächelt für sich. Er fragt: ‚Puck, aus welchem Zauberlande bist du eigentlich? Ich glaube, du bist ein loser Knabenschlingel.‘

Puck erwidert schnippisch: ‚Der alte Herr ist zu neugierig. Zur Strafe sollst du den jungen Mädchen im Schloßgarten ein Maskenfest geben. Du sollst dich verlieben. Geschniegelt, gebügelt, Perücke auf dem alten Kopp. Gepudert, rot, frisch, zum Schein ein Jüngling. Mädchen lassen sich von so viel Schneid bezaubern. Wenn du dann voller Liebesfreude bist, wenn dein kaltes Blut heiß wird, wenn du der Erwählten die Maske abnehmen willst, um sie zu küssen, dann sollst du dich geirrt haben; statt Mädchenlippen soll dir ein Luderjunge eine lange Nase drehen, verliebter, alter Herr.‘

Bravorufe umspringen und hätscheln Puck; Gelächter bespritzt den alten Herrn mit Spott.

Fürst Karotschins alte Augen sprühen im Phosphor der Wut, sein ledernes Gesicht verzerrt Empörung zu Grimassen; seine Stimme knackt aus: ‚Das sollst du büßen.‘

Jubelndes Klatschen. Aufstachelnde Rufe: Famos! Famos! Jeder glaubt, Fürst Karotschin erhöhe den Ulk. Fürst Karotschin verschwindet in der weichen Mädchenspukdämmerung.

‚Das sollst du büßen,‘ flattert es hinter ihm her wie ein Nachtvogel.

Gelächter schäumt. Puck muß sich zu Gerd setzen, Wein nippen und Makronen knuspern. Fürst Karotschin schickt aber einen Diener zu seinem Hausverwalter. Der Hausverwalter ist der Vater Pucks. Puck ist ein sechzehnjähriger, frühreifer Junge, ein Gymnasiast, ein Phantast und ein Bengel. Puck hat sich an dem Brotherrn seines Vaters vergriffen, ihn als verliebten, alten Herrn bespöttelt . . . Fürst Karotschin wird sich an ihm rächen.

Puck aber schluckt roten Wein, knabbert Makronen, blinzelt durch die Halbmaske Gerd an und trällert:

Für ein schönes Ringelein
Und ein Lächeln voller Schimmer
Gibt es hin ihr Herzelein,
Lieb' bereuet nimmer.
Tralala!

Gerd tappst ihm auf die weißen Händchen mit dem jugendroten Schmelze. Zart sind sie, feingliederig. ‚Puck ist Femininum,' sprudelt er. Gerd läßt sich von der Fülle der Übermütigkeit schaukeln. Seine Augen sind groß im Glanze des Rausches, groß, dunkel mit dem feuchten Geblinzel der Schelmerei.

Anni windet die Händchen; die Muskeln in ihrem Gesichtlein werden so krampfig, die Augen so trüb, so schwer . . . Ihre Zunge schmeckt Bitternis. Trotzdem lächeln ihre Lippen Puck und Gerd an.

Puck durchsieht die beiden und steckt ein Lausbubenlächeln auf. Gerd scherzt; ‚du bist unbezahlbar, Puck, tanze uns was vor!'

Gerds Worte haben einen Nebenton. Der ist an Anni gerichtet, der schießt ihr ins Herz und trifft ins Schwarze: ‚Puck ist süßeres, wilderes Blut; Puck ist die Liebe, die beglückt. Pucks Liebe quält nicht. Es lebe Puck.'

‚Puck, tanze,' wiederholt werbend Gerd und er schaut schief nach Anni.

Annis Augen sind naß. Ihre Lippen lächeln jedoch; sie sollen alle Bitternis weglächeln; doch nur schwerer wird ihr Herz. ‚Ja, Puck, zeig 'mal, ob du tanzen kannst,' sagt sie, denn Gerd allein soll Puck nicht haben.

‚Zu dem Dreimäderlhaus, was die Geigen des Festes gerade jodeln, soll ich tanzen?' fragt Puck, steht da und macht seine frech herausfordernden, lustigen Gebärden zu der Reimerei aus der Modeoperette:

Ich schnitt es gern in alle Rinden ein,
Ich grüb es gern in jeden Kieselstein,
Ich möcht es säen in jedes frische Beet
Mit Kressensamen, der es schnell verrät,
Auf jeden weißen Zettel möcht ich's schreiben:
Dein ist mein Herz, dein ist mein Herz
Und soll es ewig, ewig bleiben.

Puck schaut dabei fortwährend Gerd an; er versendet Blicke wie Amorpfeile.

Neben Komteß Anni sitzt Komteß Issy. Achterhuisen unterhielt sich mit ihr wie mit einem zerbrechlichen Spielzeug. Komteß Issy ist streng erzogen. Sie hat ein bleiches sammetweiches Stubengesicht. Sie hat große, träumerische, ernste Augen. Sie hat einen Körper fein wie ein Nippfigürchen. Sie hat aber Charakter. Ihre Augen träumen zwar nach Leben mit der wehen Sehnsucht

jener, die im Gefängnisse sitzen und für welche die frische, freie Luft im Märchenzauberlande liegt. Sie hat aber Charakter. Was Puck singt und tanzt, was Graf Gerd sagt und lacht, wirft Straßenstaub auf ihre Freude, ist shocking, gehört sich nicht, ist verboten. Ihrer Augen Traum durchzittert zwar ein Staunen, ein Ahnen. Unruhig süß klopft das Herz. Sie ist noch bleicher im Gesicht, ein violetter Schatten liegt darauf und will nicht fort. Sie quält sich. Achterhuisen klatscht zu dem losen Redegift Beifall. Das kann sie nicht verstehen, es tut ihr weh. Freiherr von Beevern, der Onkel Annis, lehnt auch an der Laube im behaglichen Ergötzen. Das ist ihr bitter. Anni, ihre starke Freundin, die so viel Willenskraft hat, ist verwandelt; das verwirrt sie. Sie erkennt Anni nicht mehr. Schwer ist es Charakter zu zeigen. Sie zittert im Verdämmern von Recht und Unrecht.

'Dein ist mein Herz . . .'

gröhlt diese ironische, anspringende Stimme Pucks. Isy hat die schreckliche Empfindung, als zerre ihr jemand an den Kleidern.

Sie erhebt sich. Da gerade sieht sie die Freundin Anni an. Annis Augen blitzen. Anni zieht Isy zu sich, merkt Isys Erregung aber nicht. Isy hört nur, daß Anni Puck und Gerd und die ganzen verzogenen Männer strafen will. Sie atmet auf. Ihre Beklemmung, ihr Zittern verfliegt in einem höflichen Lächeln.

Puck endigt in einem Jauchzer:

'Dein ist mein Herz und soll es ewig, ewig bleiben,'

und wirft Gerd dies Ende wie eine leuchtende Schlinge zu. Und Gerd lacht und strahlt und hat Anni ganz vergessen und verschlingt Puck.

Anni hat Isy umschlungen. Sie schmettert mit ihrer Altstimme Gerd etwas klug Errafftes aus der Czardasfürstin zu, auch etwas aus einer Modeoperettenschmarre:

'Wenn ein Münsteraner Mädel sich in dich verliebt,
Nicht zum Spielen, nicht zum Scherzen sie ihr Herz dir gibt.
Willst du dir die Zeit vertreiben, such' ein anderes Schätzelein.

Bist du mein, mußt mein du bleiben,
Mußt mir deine Seel' verschreiben,
Muß ich Himmel dir und Hölle sein.'

Sie blitzt Gerd an und lacht.

Gerd sieht, hört und begreift vollkommen. Aber es ärgert ihn nicht. Sein Herz ist im Gegenteil frech, töricht, trunken.

Anni merkt es ganz. Anni ist aber wundersam anmutig, wie Puck eckig war, ist anmutig aus Herabgelassenheit. Im Innern ist Anni indessen empört über Gerds ausgelassene Fröhlichkeit. Sie

wirft ein verächtliches Lächeln in Gerds Augen, in deren Lichtfülle hinein, aus der ironische Funken aufspritzen . . . schlingt Jsy wie eine Ranke um sich. Beide tauchen in das gütige Dämmern unter. Eine weiße Lichtspur verhaucht hinter ihnen.

Puck hebt das Glas nach Gerds voll lachendem Gesicht. Er kichert: ‚Graf, das war ein strategischer Rückzug meiner Nebenbuhlerinnen;‘ er setzt an das grüne Glas, trinkt, mit der linken Hand Gerd eine Rose hinreichend; er trinkt; auf dem grauen Mündchen flattert sein Bubenlächeln.

Da rollt ein Wortgeholper durch die weiche, neckische Stimmung: ‚Ausreißer, Satansjunge, da find' ich dich!‘

Grobe, braune Hände fahren in Pucks blonde Haartracht, rucken, zerren, wühlen, reißen an seinem Flitterstaat. Puck steht ohne Haarkrone da, Pucks Halbmaske liegt am Boden; stumpfschwarze, grobe Männerschuhe zertrampeln sie in tappsiger Wut. Pucks Flitterkleid soll zerrissen, zerzaust werden; zerfliegen soll es unter heiserer, schluchzender, pfeifender Schimpferei: ‚Möppel, Flaps, Muttersöhnchen, Kappeskopf, Phantast, ich will dich! Ratzekahl reiße ich dich; warte, wenn wir zu Hause sind, lahm schlag' ich dich; deine Beine sollen dich mir nicht mehr ins Unglück tragen; hab' ich dich so erzogen, kannst du die Hiebe zählen, die ich . . . Die Mutter, die Mutter, umsonst ist sie nicht in dich vernarrt; ich schneide dir die Nase ab, dann findet sie dich häßlich, dann ist sie streng . . . einen Stock, deine Schweinsöhrchen, du Appelfritze; was soll seine gütige Durchlaucht denken, ich wäre ein schlechter Vater — du hier, Nichtsnutz, Tagedieb, Racker, Hiebefresser, Lasterflegel, Fratzendieb.‘

Ein röchelndes Happsen nach Luft. Ein Zittern der Glieder. Ein rotes Gesicht mit zuckenden Muskeln; ein breiter Mund, woraus der Geifer der Empörung fließt; Augen, die wie glühende, graue Glaskugeln hervortreten, springen wollen vor Hitze des Zorns. Vereinzelte Haare stehen aufrecht auf der roten Riesenkuppel der Glatze. Sie zittern. Schweiß trieft von der Stirn, der Nase, über die langen Schwammenwangen, versickert in die Falten des Doppelkinns, des Halses. Ein Verschnaufen, ausgefüllt mit Katzenbuckel nach links und rechts zu den Herrschaften: ‚Tausendmal Verzeihung für den Lasterbuben; seine Strafe . . .‘ Ein neues Wutschnauben . . . seine Arme versteifen sich, seine Hände erstarren. ‚Lieber Gott, er bringt mich um, der Junge. Und immer sagt er noch nichts! Sag' doch etwas! Schrei doch! Brülle doch — du bringst mich um . . .‘

Seine Härchen standen steil und zitterten, seine Augen weinten, seine dicke Hand versuchte verstohlen Tabak aus den Rockfalten zu schuppsen . . .

Kreideweißen Gesichtes hat Puck jetzt nur einen Lausbubenkopf mit strohgelbem Stoppelkurzhaar. Er steht unberührt. Fiebernde Blicke saugen sich in das Feuergelb fest, das aus der Papierkugel eines fernen Baumes fließt. Er öffnet die Lippen; eintönig murmelt er frech:

Für ein schönes Ringelein,
Tralala!
Lieb' bereuet nimmer!
Tralala!

Der Papa ist starr; die Gesellschaft lacht; Fürst Karotschin läßt sich nicht sehen.

Gerd flüstert mit Achterhuisen. Achterhuisen lädt den Papa Pucks zu einem Glase Wein ein. Gerd verschwindet. Puck steht im Stolz einer mißachteten und geschändeten Größe.

— — — — — — — — — — — — — —

Gerd sucht Anni auf. Er weiß, daß sie bei den Alten ist, besinnig lacht, sich heimlich grämt und mit geschwollenem Herzen an ihn denkt. Keinen Gang fand er leichter; nie fand er die Luft milder, nie den Himmel so voll Güte.

Er hat sie aus der Gesellschaft herausgelotset. Sie ist ihm gefolgt mit schäckernden Worten auf den Lippen, aber mit der schweren Ahnung im Herzen, jetzt in den Himmel einzugehen.

Sie haben nur ein paar Schritte zur Laube von Pucks Lausbubenheldentat. Sie machen viele, viele Schritte; sie schlagen zweifellos einen falschen Weg ein; sie haben beide aber die steigende Sicherheit, den allein richtigen Weg zu wandeln. In Gesellschaft hat sie von Worten übergesprudelt; jetzt sind ihre Lippen stumm. Und doch schwollen ihre Lippen nie mehr von Fülle als jetzt. Es sieht aus, als wären die zwei Menschen verlegen, als schmollten sie sich. Und doch wollen sie zerspringen vor Gutsein, vor Liebkosung . . .

Sie wollen in die bunte Laube zu Puck und stehen auf einmal im grauen, einsamen Schatten eines Gebüsches. Sie merken, wie sehr sie sich verlaufen haben. Sie haucht: ‚Wir sind am Wasser — an der Aa — noch einen Schritt und . . .' Gerd flüstert Buchstaben, Silben. Ein Rauschen umstrudelt sie und schlägt sie beide zusammen. Gerd bebt, stottert, jubelt die Wortfetzen in ihr Ohr, auf ihre Lippen, über ihre Augen: ‚Noch einen Schritt nach diesem Schritt — Anni, wir Anni, wir — nach diesem Schritt — es ist das Glück — ah . . .'

— — — — — — — — — — — — — —

Gerd stolziert mit Anni in die Laube der Lausbubenherrlichkeit. Puck steht noch als ein Märtyrer da. Gerd zeigt auf ihn und sagt: ‚Komteß Anni, ich stelle . . .'

Ein Staunen, ein Händeschlagen, ein Kichern, ein Rufen: ‚Isy, Isy!‘

Isy ist da, Isy staunt auch. Anni ruft verwunderlich:

‚Das ist unser Nebenbuhler.‘

Beide rufen aus: ‚Ein Knabe!‘

Anni mit listigem Seitenfunkelblick zu Gerd: ‚Ein Schlingel!‘ Isy empört: ‚Ein Taugenichts!‘

Pucks bleiches Knabengesicht wird rot vor Scham; jetzt erst wird es rot vor Scham; tief verbeugt er sich, Komteß Anni flehendlich anguckend. Alle Haltung hat er verloren.

‚Saubengel,‘ platzt der Vater wieder los — und dann geknickt, stotternd zu dem jungen Fräulein: ‚Saubengel, das sollte nur er hören . . . Seine Mutter . . .‘

‚Ich will nicht, daß du meine Mutter herunter machst — ich will jetzt fort.‘ Puck ist hart wie ein Mann geworden.

Die Herren besänftigen den durchwetterten Alten; die Damen winken ihm ab. Der Alte nimmt Puck in den Schraubstock seiner Hand. Bücklinge, Entschuldigungen . . . Puck ohne Larve mit einem Jungengesicht und am strammen Leibe ein Flitterballettkostüm zieht ab, eine Schande, eine Scham, ein Skandal für Haus und Schule. Der Vater knirscht mit den Zähnen. Der Junge, mit einem letzten Blicke nach Annis Lichtgestalt schmachtend, leiert leise:

‚Ich schnitt es gern in alle Rinden ein,
. . . . . .
Auf jeden weißen Zettel möcht ich's schreiben:
Dein ist mein Herz . . .
Dein . . .‘

Der Papa klappt ihm den Mund zu, läßt die Hand nicht los von den heißen Bubenlippen und so, ihn vor sich herschiebend, kommt er ohne neue große Zwischenfälle fort.

— — — — — — — — — — — — — — —

Die Frau Gräfin sah, wie Gerds Blicke Anni umschlangen. Sie erkannte daran ein neues Zusammensein, erhaben über alles Körperliche. Sie empfand einen Schmerz, der sie durchriß wie der Schmerz in jener Stunde, da sie das Kind Gerd gebar, wie der Schmerz in jener Stunde, da sie den Knaben von sich gab, um ihn in der Fremde erziehen zu lassen; wie der Schmerz in jener Stunde, da sie den aus der Fremde zurückgekehrten jungen Mann wieder voll Zweifel, voll ungewisser Liebe zu ihr erkannte. Im heftigen Schmerze aber dachte sie: ‚Dies Fest sollte die Zweifel und Hirnverbohrtheit meines Sohnes heilen helfen; dies Fest brachte mir dazu noch eine Schwiegertochter. Die Leidenschaft zu Anni ent-

führt mir nun doch den Sohn, schenkt mir aber auch seine Mutterliebe wieder.'

— — — — — — — — — — — — — —

Eine Weile lang sprach man in jeder Laube von der bevorstehenden Verlobung Gerds mit der Komteß von Spiegelberg. Als das Gerücht zu Herrn Mayer kam, erschrak er. Er empfand es als eine Loslösung Gerds von ihm, als eine Versöhnung Gerds mit seiner Mutter. Er schrumpfte zusammen und wurde klein. Er zog sich geräuschlos aus dem Lärme zurück. Er knöpfte seinen neuen Gehrock fest zu, drückte sich den Zylinderhut zu tief in die Stirn, schob das Kinn in den Halskragen, versenkte seine Hände bis auf den Grund der Hosentaschen und stampfte auf den Schuhabsätzen nach Haus in die Hollenbecker Straße. Er sah aus wie nach einer Niederlage, für die er mit allen Kräften nach Rache sann.

— — — — — — — — — — — — — —

In einer Blumennische saßen zwei Freunde bei der Durchsichtigkeit ihrer Freundschaft wunderbar zusammen. Sie blickten auf des Festes Gäste, die einzeln, zu Paaren, zu Knäueln, zu Reihen im aufzuckenden Lichte eines bläulichen sterbenden Papierlaternenlichtes an ihnen vorbei schwebten, schuppsten, fielen, aufgingen.

Der eine: ‚Jedes Gesicht ist anders geformt, erscheint anders in der märchenhaften Beleuchtung. Noch nie sah ich so scharf verschieden geschnittene Gesichter. Hinter jedem Auge verbergen sich andere Träume; hinter jeder Stirn arbeiten andere Gedanken. Diesen seelischen Reichtum fassen, gestalten! In einem Romane zum Beispiel: welch ein Schaffen.'

Der andere: ‚Ein undankbares Schaffen; jeder von hier, der das Werk liest, wird sagen: Er hat uns nicht verstanden.'

Und der erste: ‚Das ist es ja eben. Eben deswegen möchte ich es so sehr.'

‚Eben deswegen? Ich begreife wohl nicht ganz . . .'

‚Doch, doch! Du begreifst vollkommen. Du beweist mir ja nur, was ich sagte. Jeder ist anders. Nur der würde meine Arbeit verstehen, der sich, gerade sich darin wieder erkännte. Und dann auch dann dürften ihn die Erlebnisse nicht schon knorriger, hohler, sehniger, nebelig zarter gebildet haben, als er war, da ich ihn erfaßte und nachformte. Wenig Typisches ist hier, fast nichts, was die Menschen hier außer ihren Berufsnotwendigkeiten mit einander gemeinsam hätten. Wie still, wie tief ruhig ist es hier während der Gewaltsamkeiten und der Welten umwälzenden Geschehnisse dieses Krieges! Nicht die Stadt als Seelengemeinschaft nimmt hier mitlebend, mitfiebernd, mitgährend, neu werdend teil

am Kriege. Hier hat jeder nur sein Sonderschicksal im Lavastrome des heftigsten . . .'

,Still . . . Hörst du nebenan?'

Aus der Nachbarslaube fällt eine zerbrechende Frauenstimme: ,Ich habe sie selbst gesehen. Von Laube zu Laube ging sie; durch alle Gänge. Ganz schwarz gekleidet. Sie schrie nicht. Sie hatte eine weiße Hand an den Schläfen. In der andern hielt sie ein Bildchen. Sie schrie nicht. Sie wisperte nur so. Schrecklich! Schrecklich! Man verstand es. Fürchterlich! „Mein Kind, mein Kind, wer gibt mir mein Kind wieder? Ihr kauft Blumen, Tee, Wein zu Wohltätigkeiten . . . ach, das sichert nicht gegen den Tod eurer Söhne. Ich schenkte ihm dies geweihte Heiligenbild, seinen Schutzpatron — es half nichts; nicht mal das half! Tot — tot — tot. Kauft die Rede des Franziskanerpaters aus Warendorf, kauft, was er schreibt, was er geweissagt hat!" Und dazwischen schluchzte sie: „Ihr könnt Feste feiern, wo die Kinder sterben? Mein Kind! Ihr feiert Feste, wo die Völker der Welt euch hassen. Ihr jauchzet und seid Gezeichnete. Habt ihr nicht gehört, was der Warendorfer Franziskanerpater geweissagt hat? Ihm ward die Offenbarung, daß der Krieg ein grauenhaftes Ende nehme; bald, bald! In einigen kurzen Monaten. Städte versinken im Feuermeer. Das weiße Kreuz! Er sah das weiße Kreuz über der Stadt. Ihr feiert Feste, wo eure Knaben sterben, wo die ganze Welt euch verfolgt! Mein Kind! Mein Kind . . .!" „Sie ist verrückt," sagten alle. „Schafft sie fort." Aber niemand wurde ihrer habhaft. Sie schien nicht da zu sein. Sie haben sie aber alle gesehen. Einige meinen, es wäre ein Gespenst . . . Seht — wie sie alle nach Hause gehen; sie drängen sich. „Es fröstelt uns, es wird kalt," sagen die einen. „Man wird müde," sagen die andern. Die Luft wird schwül. Die Nacht steigt in den Himmel. Die Wetterwolken kommen. Solch ein schönes Fest darf nicht verregnen, während wir dabei sind. Einer sagte sogar: „Diese Scheinheiligen können nichts aushalten; kein Fest so wie im Frieden feiern: sie haben kaum angefangen und doch schon zu viel getrunken, zu viel gesungen, zu viel gequasselt. Um schneller nach Haus gehen zu können, quarren sie nun bange, daß das Feiern sich nicht schicke; daß es eine Kränkung der Frontsoldaten wäre." Der so sprach, ging auch fort. Sie gehen alle. Aber seht ihr etwa, daß das Wetter sich verändert hätte? Und dennoch . . . O, das schöne, friedliche Fest!'

(Fortsetzung folgt.)

Lebensbilder* / Von Edna

hena war eine wunderliche alter Jungfer, so alt und verwittert, daß man hätte meinen können, sie sei aus Urgroßmutters Tagen übrig geblieben und bilde einen Bestandteil des alten Hauses und der alten Erinnerungen und der alten Anschauungen, in denen sich seit Jahrzehnten ihr stilles Leben abspielte. Seit undenklichen Zeiten bewohnte sie einen Seitenflügel des alten Palastes, der ihr Elternhaus gewesen. Jeden Winter hatte sie auf dieselbe schmale, sonnenlose, dunkle Seitengasse heruntergeschaut. Jeden Spätherbst hatte die Sonne an einem gewissen Tage von dieser kleinen dunkeln Gasse Abschied genommen; jeden März hatte sie erst zögernd, schüchtern einen flüchtigen Strahl zu Rhenas Fenster gesendet und hatte dann allmählich mehr und mehr alle Winterdämmerung aus der kleinen Gasse vertrieben und den Blumen vor Rhenas Fenstern vom kommenden Frühling erzählt. Jeden Frühling in den längst vergangenen Tagen, wo Rhena jung gewesen, da zog dann auch sie mit ihrem Vater hinaus aufs Land, in den uralten Herrensitz, von dem jedes Jahr Rhena mit neuer Wonne Besitz ergriff. Große Wälder, weite Wiesenstrecken bildeten den grünen Horizont. — Rhenas Vater, ein etwas grimmig aussehender alter Soldat, wollte keine Gartenanlagen, keine wohlgepflegten Rabatten vor seinen Fenstern. Er brauchte freien Tummelplatz für Hunde und Pferde; er braucht den weiten Schloßhof nach lustigen Jagdtagen als Platz für die Strecke; wenn im hellen Fackelschein die großartigen Umrisse des alten Schlosses plastisch hervortraten, neben ihm Rhena im knapp anliegenden Jagdkleide, den grünen Jagdhut auf den braunen Locken, von der aufgeregten Meute umringt, — das war ein Bild, das seinem alten Herzen wohltat. Wo Rhena war, schien seine Sonne; ob sie mit ihm durch die Wälder ritt, ob sie an der Jagdtafel mit lieblicher Würde und Zurückhaltung präsidierte, ob sie im Übermut ihrer Jugend durch die weiten Räume des Schlosses tanzte, ob sie am Flügel saß und alte Melodien spielte. Am traulichsten waren wohl die stillen Abende in dem großen Jagdsalon, in dem sie sich beide am liebsten aufhielten. Es war ein wundervoller Raum mit tiefdunkeln Boiserien, einem schwer geschnitzten Plafond, tiefen Fensternischen, schweren Möbeln. Graf R.s bequemer Fauteuil stand vor dem weiten Kamin; das flackernde Feuer warf warme Lichter und spielende Schatten bis in die fernsten dunkeln Ecken und auf das reizende Frauenbild über seinem Ruheplatz. Dieses Bild und sein Kind, das war alles, was ihm von seinem späten kurzen Glück geblieben. Dieses zarte, elfenartige junge Mädchen mit träumendem Blick hatte er nur einige kurze Jahre sein eigen genannt. Die Napoleonischen Kriege hatten ihm in seiner Jugend keine Zeit gelassen zu freien; plötzlich, nachdem er sein Schwert durch halb Europa getragen, war der Friede gekommen, und mit dem Frieden trat eine große späte Leidenschaft

* Vgl. ‚Lebensbilder' im Oktoberheft S. 85.

in sein Leben; kraftvoll wie er war, innerlich jung und unverbraucht, errang er sich trotz des großen Altersunterschiedes seine kleine Elfenfrau. Sie war gestorben, ohne ihm den ersehnten Sohn zu bringen, und sie konnte Rhena nichts hinterlassen, nur ihre Feenhände und ihren wundervollen Anschlag. Rhena wußte, daß sie dereinst keinen Anspruch haben würde an Geld und Gut; sie wußte, daß das geliebte Home dereinst an einem dunkeln Tag, an den sie nicht denken wollte, einer andern Linie des uralten Geschlechtes zufallen würde; aber das machte ihr keine Sorge, sie war jung und vor allem war sie ein Kind ihrer Zeit, das in strengen Familientraditionen aufgewachsen, kein Auflehnen kannte gegen die Autorität der Familie, gegen die Pietät, die man festgewurzelten Begriffen schuldete. Der einzelne war damals nicht die ‚Persönlichkeit' von heute. Er war nur ein kleiner Zweig des stolzen Baumes, dessen Wurzeln in vergangene Jahrhunderte zurückreichten. Das Interesse des Stammes, das Fortblühen der Familie, das war damals jedem einzelnen wichtig, auch wenn es manchmal bittere Opfer verlangte. Das Verlangen, ‚sich auszuleben', das im 20. Jahrhundert so wunderliche Blüten treibt, kannte man damals kaum dem Namen nach, ebensowenig wie das, was man heutzutage unter schrankenloser Freiheit versteht:

‚In der Beschränkung zeigt sich erst der Meister,
Und das Gesetz nur kann uns die Freiheit geben,'

schrieb Goethe wie ein passendes Motto für eine Zeit, die die Entfesselung der französischen Revolution schaudernd miterlebt hatte.

In dieser merkwürdigen Welt kenne ich wenig schönere Dinge als das Verhältnis, wie es zwischen Vater und Tochter bestehen kann, wenn ihnen das Bindeglied, die Mutter, fehlt: der Vater, der die Mutter zu ersetzen trachtet, und das Kind, das in seiner Liebe alles vereint findet. Nichts ist rührender in seiner Zartheit als die chevalereske Fürsorge des gereiften Mannes für das junge Wesen, dessen kindliche Reinheit und Unberührtheit ihn mit fast ehrfürchtiger Scheu erfüllt, nichts reizender als das ehrfürchtige Hinaufschauen der Tochter, welches sich schon sehr früh in echt frauenhafter Weise mit einer gewissen hausfraulichen Fürsorge vermischt. — Das Wort ‚Ehrfurcht', das ich über alle Türen, in alle Herzen schreiben möchte, ist das einzige, was dieser doppeltfürsorglichen Liebe nur annähernd entspricht. Warum schaut es die heutige Generation so fremd an? Wir hatten Ehrfurcht vor den Eltern, vor der Tradition, vor den Standesgesetzen, vor der Autorität, vor der Vergangenheit, vor den Gebräuchen und Sitten unserer Vorfahren, vor der Pietät, vor dem Heimathaus, vor, ach, so vielen Dingen, um die ein Nimbus lag wie ein feiner, zarter Hauch, den man mit rauhen Händen nicht anfassen konnte. Es war etwas Rührendes in diesem Kultus der Vergangenheit, in diesem Heilighalten dessen, was den Eltern und Voreltern heilig gewesen, und es war auch rührend, sobald es von Herzen kam. Es konnte aber auch zu starrem Gesetz versteinern und dem jung aufstrebenden Leben sich wie Zentnerlast auf die Flügel legen. Es durfte nicht zu einer ‚erblichen Belastung) werden. — Wir haben vielleicht zu viel zurückgesehen,

die Jugend des 20. Jahrhunderts lebt vielleicht zu viel nur in der Gegenwart. Sie sieht mit hellen Augen grad auf ihren Weg und mit einer unbewußten, fast naiven Zuversicht packt sie das Leben mit ihren starken, jungen Händen kräftig an, ohne Handschuhe, — ohne Schleier; wir hatten so viel Handschuhe und so viele Schleier! — Darin liegt vor allem der große Unterschied zwischen sonst und jetzt. — In unserem Zurückschauen lag aber keine Weichlichkeit, in unserem Kultus der Vergangenheit keine Verminderung heiteren Lebensgenusses. Würden die jungen Mädchen von heute stundenlang im offenen Schlitten fahren, in Pelze gehüllt, durch Masken vor der Kälte geschützt, nur um in einem benachbarten Schloß eine kleinere Tanzerei zu finden? Man wurde damals nicht zu weichlichem Genießen erzogen; bei aller Großartigkeit der äußern Umgebung, dem soliden Luxus von schönen Räumen, schönen Dingen, schönen Pferden, guter Küche, der zahlreichen Dienerschaft herrschte eine nahezu spartanische Einfachheit im Leben der Jugend. Wie erstaunt wären die Kinder des 20. Jahrhunderts über die schmalen, harten, eisernen Betten, die geraden, mit Kretonne überzogenen Sessel und Kanapees, die gescheuerten Holzböden eines damaligen Komtessenzimmers. Ein paar Stiche in einfachen Holzrahmen an den Wänden, ein paar einfache Tische, vielleicht ein Schreibtisch mit einigen Kindererinnerungen geschmückt, das war die Umgebung, in der ein frisches, widerstandsfähiges, kräftiges Geschlecht aufwuchs, dem früh eine gewisse Nichtachtung für Weichlichkeit eingeprägt wurde. Weichlicher Luxus war damals ein Name, der für vieles Häßliche im Kalender stand, was zu dem Stolz der Rasse und der Tradition nicht paßte. Und auf diesem gesunden, nüchternen Boden blühte die ‚blaue Blume' der Romantik! — Rhenas vielbeschäftigte Tage, ganz ihrem Vater gewidmet, von frohem Weidwerk und ihrer Musikpassion ausgefüllt, von geselligem Verkehr mit der Nachbarschaft angenehm unterbrochen, hatten nicht viel müßige Augenblicke, um der ‚blauen Blume' zu pflegen, aber in ihrem Herzen war ein verträumtes Eckchen Poesie. Für Rhena webte ein ganz eigener Zauber über einem abgelegenen, vernachlässigten, kleinen Schloßgarten, der wohl längst der ordnenden Hand des Obergärtners verfallen wäre, wenn Rhenas Bitten nicht als oberstes Gesetz bei ihrem Vater gegolten hätten. Von einer verwitterten, hohen, weißen Mauer eingefaßt, halb verfallene, mit Moos bedeckte Statuen, verwilderte Taxushecken, dazwischen wuchernd Zentifolien in unberührter Schönheit, auf die ein schützender Wall hoher Bäume leichte, zitternde Schatten warf. Wenn der warme Juniwind leise über die Rosen hinüberstrich, der Duft der Zentifolien die ganze Luft erfüllte, da saß Rhena gern auf einer der Steinbänke, die den Jahrhunderten getrotzt, und träumte. — Sie wußte wohl kaum, daß ihrem Leben etwas fehlte; es war ein heiteres gesundes Leben, von der zärtlichen Sorgfalt ihres Vaters wohltuend behütet, — und zu Großmutters Zeiten kannte man das Verlangen nach Nervenreiz noch nicht, nicht die komplizierte Unruhe der heutigen frühreifen Generation — aber die Zentifolien flüsterten und der

Abendwind sang uralte Weisen. — Graf R., der Welterfahrene, sorgte sich um das ‚Träumen'. Er sorgte sich nicht so sehr um Geld und Gut, das er Rhena nicht hinterlassen konnte, ‚sein tapferes stolzes Mädel' würde auch in kleineren Verhältnissen unbekümmert ihren Weg finden. Er sorgte sich um das leidenschaftliche Herz, das jetzt noch so ruhig schlug; er sorgte sich um die Tage, in denen seine schützende Liebe Rhena nicht mehr umgeben würde. ‚Habe ich sie doch zu egoistisch geliebt?' fragte er sich immer sorgenvoller, je näher er sein Ende heranrücken sah. ‚War es recht, sie so ganz an mich zu fesseln?' Es war ein stolzes Glück gewesen, Rhenas Herz und Geist so ausfüllen zu können, daß sie nach niemand anderem Verlangen trug. Aber war es klug? Er hatte ihr die Mutter ersetzen wollen. War es seine Schuld, daß sie so ganz in ihm aufging? Mit den vorrückenden Jahren trachtete er mehr und mehr junge Leute heranzuziehen, Rhenas Gefallen an ihnen zu wecken. Rhena lachte über ihre Kurmacher und wiederholte immer: ‚Vater, keiner kommt dir gleich, sie sind alle langweilig; warum willst du mich los werden?' — Da antwortete Graf R. manchmal ernst werdend: ‚Kind, du wirst mich nicht immer um dich haben, und ohne mich bist du ganz allein.' — ‚Tausendmal lieber allein, als mit jemand, der dir nicht gleicht,' antwortete Rhena leidenschaftlich. ‚Ich fürchte mich nicht vor dem Leben, ich fürchte mich nur, dich zu verlieren.' — Mit einem traurigen Lächeln erwiderte Graf R.: ‚Du kennst das Leben nicht, weißt nicht, welche Überraschungen es bringen kann; aber zwingen kann ich dich nicht, dich zu versorgen; das Wort versorgen allein bringt ja schon mein stolzes Mädel aus Rand und Band!'

Rhena war 30 Jahre alt, als ihr Vater starb. Sie dachte daran, wie er sie immer sein tapferes Mädel genannt, und tapfer nahm sie die Bürde des Lebens auf ihre Schultern. Es war so leer, so nichtssagend geworden, ohne die große Liebe, ohne das geistige Zusammenklingen. Aber in unendlicher Dankbarkeit erkannte sie, wie reich es gewesen, wie unverdient köstlich; und sie trachtete, in ihres Vaters Sinn weiterzuleben, an den goldenen Fäden weiterspinnend, die sie mit dem geliebten Toten verbanden.

Es gibt manchmal Abschnitte im Leben, von denen wir glauben, sie seien ein Abschluß; in Wirklichkeit sind sie aber nur eine Haltestelle, und die neue Biegung des Weges bringt neue Anforderungen, führt zu neuen Entwicklungsphasen. Die Vollreife des Glücks und des Schmerzes hatte Rhena noch nicht erreicht.

Auch nach dem Tode ihres Vaters brachte Rhena manche Sommermonate in dem alten Heimatschloß zu, wo sie bei den neuen Besitzern warmen Willkomm gefunden, und lebte trotz ihrem Hang zur Einsamkeit das Familienleben gerne mit; da war oft die Rede von dem berühmten Vetter Felix, der sich auf einer Weltreise befand, von der man ihn bald zurückerwartete, und der seit Jahren die unterhaltendsten Berichte aus den verschiedensten Ländern sandte. Das Unterhaltendste war, wie er all die verschiedenen Weltteile, Klimas und Menschen, hauptsächlich als Folie für

seine lustigen Abenteuer betrachtete. ‚See the conquering hero comes' war der Refrain seiner Briefe; aber so drollig naiv und doch so liebenswürdig klang die Überzeugung seiner Unwiderstehlichkeit durch alles hindurch, daß man sie nicht tragisch nehmen konnte, und selbst Rhena, die in den letzten Jahren sehr ernst geworden, hörte mit vergnügtem Lächeln zu. ‚Blond war sein Haupt, leicht war sein Sinn.' So hatte sie den ganz jungen Felix in Erinnerung, der ihr dereinst in glücklicheren Tagen ein reizender Gefährte gewesen. — Eines Tages saß sie wie so oft in dem lieben, alten, verfallenen Garten und träumte. Da rief plötzlich eine fröhliche, helle Stimme: ‚Rhena, Rhena!' und Felix stand vor ihr. Gebräunt von der tropischen Sonne, kräftiger, schöner, aber mit all dem Reiz seiner Jugendfrische. War es der Frühling, den er mitgebracht? Der warme, einschmeichelnde Frühlingszauber nahm plötzlich Rhenas stolzes Herz gefangen, als hätte etwas in ihr während ihres ganzen vergangenen Lebens auf dieses Erwachen gewartet. — In den kommenden Tagen saßen sie viel auf der alten Steinbank; wenn der Abendwind die roten Rosen küßte, da gab es kein Träumen mehr, nur reiches, heißpulsierendes Leben. —

‚Der Sommer ging zur Rüste.' Wie die Herbststürme über das Land dahinbrausten und in den großen Kaminen des Schlosses ihr monotones Klagelied sangen, da kam eine Tante zu Rhena. Rhena wußte, was die Tante ihr brachte und sie kam ihr halbwegs entgegen, denn Rhena hatte diese Stunde immer vorausgesehen und das zwingende Muß erkannt. Eine Heirat zwischen ihr und Felix war aus Familien- und Geldrücksichten unmöglich. Wie sie ihr kurzes, heißes Glück ans Herz genommen, wußte sie, daß es den Morgen nicht erleben würde. Sie wußte noch mehr. Ihre Liebe hatte klares, tiefes Erkennen. Felix war nicht der Mann, es mit den Schwierigkeiten des Lebens aufzunehmen. Er hatte seine Jugend unter Rosen vertändelt, war eine künstlerisch veranlagte Natur mit unendlichem Schönheitsbedürfnis. Er verlangte nach Freiheit des Genießens; er brauchte die Bühne der großen Welt für seine brillante Persönlichkeit. Er würde es ihr dereinst danken, daß ihre Liebe großherzig genug gewesen, ihm alles zu geben und ihm jedes Opfer zu ersparen.

An einem trüben Novembertag nahm Rhena noch einmal den blonden Kopf in ihre beiden Hände mit einer fast mütterlichen Zärtlichkeit — dann schloß sich die Tür, und sie war allein. Die 12-Uhr-Glocken der großen Stadt fingen zu läuten an; die vielen Kirchtürme nahmen nach und nach einer nach dem andern denselben Refrain auf, die letzten Töne vibrierten noch lange, lange nach, und noch immer stand Rhena regungslos und starrte auf die Tür, die sich über Jugend und Frühling geschlossen hatte. —

Jahrzehnte vergingen. Wie das Moos, das sich an altes Gemäuer anschmiegend schließlich fast einen Teil der Mauer zu bilden scheint, so schien Rhena in ihrem gleichförmigen Dasein mehr und mehr mit der Vergangenheit zu verwachsen. Tag für Tag ging sie dieselben Wege, sah sie dieselben Menschen, machte sie dieselben Feste mit, Tag für Tag legte sich der Staub

des Lebens mehr und mehr auf die schlanke, biegsame Gestalt, auf die braunen Locken. Große Hauben, lose Jacken, immer derselbe Schritt wurden die Tagesordnung. Doch blieb ihr Gang elastisch, ihre Haltung tadellos; nie habe ich Tante Rhena sich anlehnen sehen. In Haltung und Mode blieb sie bei den vierziger Jahren stehen. Die revolutionären Ideen und Bestrebungen, welche ihre alte Welt umzugestalten drohten, bildeten eine Grenze, die sie nicht überschreiten wollte. — Sie brummte in drolliger Weise über die neue Zeit, über neue Lebensgewohnheiten und veränderte Lebensmöglichkeiten. Eisenbahnen waren ihr ein Greuel. So viel ich mich erinnere, hat sie sich nie zu einer längeren Eisenbahnfahrt entschlossen. Sie brummte über uns Junge, über unsere Moden, über unsere freieren Allüren, über unser Tanzen: ‚Wir sind übers Parkett geglitten,' sagte sie, ‚Ihr hopst herum wie junge Lämmer.' Aber wir hörten das ganz vergnüglich an, denn wir kannten das goldene Herz, das sich unter der brummenden Art verbarg. Und wer von uns in ihrem Interieur Aufnahme gefunden, der ahnte, daß ein reiches, inneres Leben unter der Hülle der wunderlichen alten Jungfer verborgen war. Es war so traulich in den Räumen, in denen lebenswarmes Erinnern herrschte. Unter den schönen, großen Bildern der Eltern hing eine kleine Miniatur der jungen Rhena, ihre feine Gestalt in eine lange Echarpe drapiert, ein Bild, das ihr Vater so sehr geliebt. Seine Kriegstrophäen, Waffen und Orden nahmen den Ehrenplatz über dem Klavier ein, und alle diese alten Dinge sprachen eine so lebendige Sprache. Am meisten aber sagten mir die alten Melodien, wenn ihre alten Hände, die immer noch schön waren, leise über die Tasten glitten. Da brachen die geheimen Quellen auf, da rauschte der Wald, da flüsterten die Rosen, da brannte die heiße Sommersonne, da jubelte und schluchzte es von Lust und Leid, und durch alles hindurch klang es wie der starke Flügelschlag siegreichen Überwindens.

Niemand hat je erfahren, wie Rhena nach der Katastrophe ihrer Jugend wieder ins Leben zurückgefunden und in ein nutzbringendes Leben — und was ihr überwinden half. Ich glaube, es war ihre Güte; es war die selbstlose Güte, die warm alles mit empfand, was andere zu ertragen hatten, die sich auch selbstlos über das Glück der andern zu freuen vermochte; es war die Güte, die sie vor der inneren Vereinsamung und Verknöcherung schützte; es war die Güte, die ihr inneres Leben so reich machte. ‚A certaines épreuves le coeur s'ouvre large et tendre, ou se ferme à jamais.'

In den Anfängen des 19. Jahrhunderts stand man in Österreich noch sehr unter dem Einfluß der Josefinischen Periode. Viele Menschen, viele Familien hatten den warmen Anschluß, das lebendige Mitleben mit der Kirche verloren. Eine etwas wässerige, verschwommene Gefühlsrichtung ersetzte das starke, innige Glaubensleben; man war von dem geraden, einfachen Weg etwas abgekommen, um sich in Seitenwegen zu verlieren, die teils zu unklarer Schwärmerei, teils zu Gleichgültigkeit oder Rationalismus führten. Statt der Liturgie zu folgen, hatte man Andachtsbücher von sehr

persönlicher Färbung; man nahm es mit ziemlich wichtigen Dingen nicht mehr recht genau, weil es auch teilweise am richtigen Unterricht gefehlt hatte. Ich habe in meiner Jugend noch Katholiken gekannt, die sich erst im vorgerückten Alter firmen ließen. Rhena war in einem solchen Milieu aufgewachsen, und die schweren Kämpfe ihrer Jugend brachten ihr darin keine Entwicklung; sie blieb bis zu einem gewissen Grad an der Vorhalle des Heiligtums stehen; aber wenn sie dadurch auch manchen Trostes entbehrte, so diente sie ihrem Herrn doch in Liebe und Güte alle Tage ihres langen, einsamen Lebens.

Tante Rhena hat fast alles überlebt, was ihr einst nah gestanden; als sie starb, wurden nur einige offizielle Kränze geschickt, aber tausend und abertausend Dankesblüten umdrängten den Sarg der ‚wunderlichen alten Jungfer'.

Hiob / Von Reinhard Johannes Sorge*

Dichter: Was kauert dort in meiner Straße auf
Tief in der Nacht? Ein Schatten! Ist's ein Hund?
Ein Bettler? Hu! Es zuckt, es wankt gewaltsam.
Wer bist du da?
Hiob: Ein Armer.
Dichter: Hier am Weg
So nächtig? Warum gehst du nicht ins nächste
Gebirgsdorf? Wenig Schritte um den Wald
Hier siehst du seine Lichter.
Hiob: Was ist Dorf?
Dichter: Bist du von Sinnen? Narr!
Hiob (ängstlich): Ich komme weit.
Dichter: Von wo?
Hiob (zum Himmel weisend):
Grad von dort oben, Herr!
Dichter: Vom Himmel?
Hiob (jammernd):
Ja! Ja! Vom Stern. Von jenem Stern, mein Herr,
Der blinzelnd dort hoch oben in die Nacht sticht.
Dichter: Du lügst.
Hiob: Ich lüge nicht, ich lüge nicht!
Vor ganz geringer Zeit war ich dort oben:
Der Arme strahlend, der Bettler gewaltig,
Der Wunde heil . . .
Dichter: Bist du denn wund?
Hiob: Herr, sieh!
(Er schlägt seinen Mantel zurück.)
Sieh, gänzlich eiternd. Immer rinnt das Gelbe
Aus dem versteckten Schoß ins offene Auge.
Dichter: Du wärest heil gewesen vor geringer
Stunde?
Hiob: So wahr Gott lebt! So wahr Gott lebt!
Ich war ganz heil, rein weißes Fleisch. Nicht eine
Wunde ringsum.
Dichter: Wie ward dir diese Krankheit?
Hiob: Ich stürzte durch die Himmel. Stieß an Sterne
Die schlenkernden Gliedmaßen, wirbelte
Hinunter in die Ohnmacht, ließ zurück
Nur Wimmern, nicht einmal den langgezognen
Leuchtenden Schweif, wenn Sterne stürzen.

---

* Des Zyklus „Mystische Zwiesprache" letztes, bisher unveröffentlichtes Stück.

Dichter: Stießest
Du dich an Sternen kantig?
Hiob: Ja, an Sternen.
Seht, ihr versteht mich schon.
Dichter: O armer Hiob!
Hiob: Herr, Herr, ich saß auf einem gold'nen Stuhl
Von Sternenlicht, der Schemel war aus weißem,
Lichtweißem Elfenbein. Ich musizierte,
Mit süßer Harfe Ihn verherrlichend,
Der mich gebildet, meinen Sitz gerichtet
Auf jenem Stern zwischen den Lichtern. Nun
Das Elend Nacht! Ich wußte nicht, daß Nacht
Sein könnte diesen Augen. Oh ein Glanz,
Ein Glanz mit goldenen Geschenken schob sich
Stets meinen Augen vor, sie hold verwöhnend.
Dichter: Hast du denn Gott beleidigt?
Hiob: Wie? Den Süßen?
Dichter: Wie stürzte Er dich also in das Elend
Von Nacht und Erde?
Hiob: Oh, dies weiß ich nicht.
Genug, Er stürzte. Stürzend schlug Er mich
Mit Beulen. Zwang mich stürzend in die Nacht.
Dichter: Den Grund, den Sinn, das Ende?
Hiob: Es ist gut.
Er tat es, also ist es gut. Denn alles,
Was Er nur tut, ist gut.
Dichter: O Hiob! Hiob!
Ist's gut, was jammerst du, daß mir die Ohren
Gellen?
Hiob: Ich jammere, ich seufze auf,
Weil es gar weh tut, auf der Erde sein.
Ich jammre nicht über Gott, ich jammre
Zu Gott hin, ist dies sündhaft?
Dichter: Nein, du Guter!
Hiob: Ich bin nicht gut. Ich jammere aus tiefem
Furchtbarem Jammer furchtbar auf zu Gott.
Ich brüll' vor Schmerzen, daß die Rippen mir
Fast bersten. Seht, ich rufe nutzlos nicht!
Dichter: Du, auf der Erde Einsamer, was rufst du?
Hiob: Ich weiß, daß mein Erlöser lebt! Ich weiß es!
Dichter: O Hiob, Hiob, diese Erd' ist finster!
Ich weiß, daß, wenn ich schrei aus Herzensängsten,
Aus Herzenskräften, mit des todbereiten,

Bangenden Blutes letzter Kraft, dann kommt Er;
Denn Christus ist nicht taub. Dem wir auf unsrem
Sterne die Harfen schlagen süß in Wohllaut;
Er hört noch eher jammerhafte Laute
Zeriss'nen Menschenherzens.

Dichter: Doch, wo kommt Er?

Hiob: Genug! Genug! Kam Er noch nicht bis heute,
So schrie ich noch nicht mit dem letzten Tropfen
Des eingeschaffnen Bluts. Mir ist, in dieser
Sternenvollen Nacht sei mir besonders wehe,
Wie niemals in den zweiundzwanzig Jahren.

Dichter: Bist du irrsinnig, zweiundzwanzig Jahre?

Hiob: Ein ganz geraumer Zeitraum.

Dichter: Sagtest eben
Du nicht, dein Dasein auf der Erde wäre
Aus wenig Augenblicken erst?

Hiob: Je nun.
Mein Herr, ich redete mit Sternenmaßen.

Dichter: So bist du zweiundzwanzig Jahre hier?

Hiob: Acht Tage fehlen noch an zweiundzwanzig.
Wär ich ein Mensch geboren, würde ich
Ein Jüngling sein, der hoffnungsfroh an beiden
Händen die sechzig abzählt, die ihn von
Den achtzig seines Todes weit noch trennen.

Dichter: Du spottest.

Hiob: Ist es nicht erlaubt, zu spotten?

Dichter: Vergiß darüber nicht des Christus.

Hiob: Christus
Kommt heute.

Dichter: Du, belüg' dich nicht!

Hiob: Nein, Herr!
Indem ich spottend Antwort gab, seh' ich
Ihn schon zu Häupten jenes Busches schimmern
Im weißen Licht, das anzeigt Seine Nähe.

Dichter: Ich seh' Ihn nicht.

Hiob: Ihr seid ein Mensch und arm.
Ich seh' Ihn aber.

(Zu Christus:)

Würden meine siechen
Gebeine, süßer Herr, es mir gestatten,
Kniet ich vor Dir ununterbrochen. Doch
Du siehst mein Herz, das kniet. Bist Du gekommen,

Oh allzeit weh Ersehnter, heimzuholen
Den Armen?

Die Stimme Christi:

Hiob, dir, dem Dulder,
Erlösung und des früheren Besitzes
An Licht und Jubel, Harfenschlag und hohem
Thronsessel zwischen gottgewiegten Sternen
Das Doppelte. Drum: sangst du zehn — nun zwanzig,
War dein Licht fünfzig — hundert nun; dein Sessel
Fünfhundert — tausend sei nun seine Zahl.
Auch folge Mir zur Stunde!

Dichter:

Wo ist Hiob?

Der wirtschaftliche Wiederaufbau und W. Rathenaus ‚neue Wirtschaft'

Von Josef Graßl

Nur zögernd folge ich der Einladung des Herrn Herausgebers, die neue Arbeit Walther Rathenaus ‚Die neue Wirtschaft'* zu besprechen. Ich glaube, es fehlt mir die Aktivlegitimation. Diesen Umstand möge man bei jeder Äußerung subjektiver Färbung nicht außer acht lassen.**

Bei der Beurteilung der wirtschaftlichen Frage nach dem Feldzug müssen wir genau unterscheiden zwischen den Finanzen des Staates und der wirtschaftlichen Lage des Volkes. Dieser gegenwärtige Krieg ist auf ganz moderner wirtschaftlicher Basis geführt worden, nämlich auf Pump. Während die Kriege des Mittelalters und des Altertums von der kriegführenden Generation bezahlt werden mußten, trifft die Hauptlast der Kriegsunkosten bei dem Weltkrieg die Bürger nach Wiedereintritt des friedlichen Zustandes. Wieviel Schulden Deutschland als Staat nach dem Kriege haben wird, ist wesentlich von der Dauer des Krieges abhängig. Als Kriegsschuld muß auch die Versorgung der Verwundeten und der Angehörigen der Gefallenen in Rechnung gezogen werden. Nach dem gegenwärtigen Stand der Dinge werden wir der Wirklichkeit wohl nahekommen, wenn wir als Jahreszinsen der gesamten Staatsverpflichtungen, die aus dem Kriege erwuchsen, zwölf Milliarden annehmen.

Diese zwölf Milliarden Kriegsjahresausgaben sind der fixe Punkt, dem sich die Leistungen der Bürger anzufügen haben.

Wie bei der Staatsschuld, ist auch bei der Besprechung der Volkswirtschaftslage größte Offenheit am Platze, denn nur eine gewissenhafte Bilanz kann eine Sanierung ermöglichen. Vor allem müssen wir wissen: Was und wieviel haben wir verloren?

Abschreiben müssen wir von unserem Volksreichtum die Vorräte nahezu aller Fabrikate, deren Rohstoffe wir vom Ausland bezogen: also insbesonders die Baumwollfabrikate, Gummi-, Leder-, viele Metallartikel usf. Durch die Umstellung unserer Industrie teils zum Zwecke der Kriegslieferungen, teils zur Bearbeitung einheimischer Rohstoffe als Ersatz für ausländische haben wir unsere Maschinen stark abgenützt. Diese Überabnützung müssen wir als Verlust buchen. Der Rückgang in der Ertragsfähigkeit der Landwirtschaft belastet unser Verlustkonto. Unsere Wohnhäuser sind vielfach der Reparatur bedürftig, und diese Schäden sind Verlustposten. Die Kriegsinstrumente sowie die Schiffe, die Bahnen sind vielfach teils verloren, teils schwer geschädigt. Unsere ausländischen Guthaben werden nur

* Walther Rathenau, Die neue Wirtschaft, Berlin, S. Fischer, 1918.

** Der Artikel war vor der Revolution niedergeschrieben und druckreif. Der Verfasser.

teilweise mehr eingehen; einen Gutteil dürfen wir abschreiben. Unsere bisherigen Verbündeten werden mit Rückzahlung der ihnen gegebenen Vorschüsse sehr saumselig sein. Sehr in die Wage des Verlustes fällt der Sturz unserer Valuta.

Als verloren müssen wir die kapitalisierte Arbeitskraft unserer Helden betrachten, sowohl der Gefallenen als auch die Minderleistungsfähigkeit unserer Verwundeten. Ein Teil unserer Feldzugssoldaten wird später vorzeitig altern, was wir als Ausfall in der Volkswirtschaft in Rechnung stellen müssen. Unsere Frauen und Kinder leisteten vielfach in nicht hoch genug zu schätzender Weise Arbeiten, die über das Normalmaß hinausgehen. Ihre Überabnützung wird sich später geltend machen. Unter der Einwirkung des Krieges fiel die Erzeugung der Nachkommenschaft. In 15—20 Jahren wird das einen nicht unbeträchtlichen Ausfall von Arbeitshänden vorstellen.

Ein Teil der Feldzugssoldaten wird arbeitsunlustig zum heimischen Herd zurückkehren; ihre Leistungen werden das Verlustkonto beschweren. Auch ein — allerdings kleiner — Teil der Angehörigen der Krieger hat sich daran gewöhnt, von der Allgemeinheit ernährt zu werden; auch dies bedeutet einen Ausfall im Wirtschaftsleben.

Unsere studierende Jugend, unser Nachwuchs von Industrie und Handel und auch der Landwirtschaft sind in der Ausbildung jahrelang stehen geblieben. Die Nachholung ist als verlorener Posten zu buchen. Die Entschädigungssumme an Belgien wird bedeutend werden. Wir sehen also auf allen Gebieten entweder einen direkten Ausfall an dinglichen Sachen oder einen solchen an Intelligenzreichtum. Nicht in Rechnung gestellt sei der ausgefallene Gewinnzuwachs. Diesem Verluste stehen nur geringe aktive Posten gegenüber. Durch den Krieg haben wir etwa zwei Millionen ausländische Saisonarbeiter zum Verlassen des Landes gezwungen. Die Ernährung und Entlohnung derselben können wir als Gewinst in Rechnung stellen. Dieser Gewinst wird allerdings bloß dann effektiv werden, wenn es uns gelingt, deren Leistungen durch einheimische Hände zu ersetzen. Auch die Ernährung der Gefallenen, der Ausfall der Geburtenzahl ist als verminderte Ausgabe als Haben zu bezeichnen. Einige Industrien sind unter den Kriegsverhältnissen verbessert, vermehrt worden, was einen aktiven Gewinn bedeutet.

Bedeutend größer sind unsere Gewinste auf geistigem Gebiete. Zwar hat auch in Deutschland eine erschreckend hohe Zahl von Mitbürgern die äußere Hülle der Mimikry-Kultur abgeworfen und hat sich in der häßlichen Nacktheit ihres Wuchergeistes gezeigt, aber gerade diese Brutalität hat der Mehrheit der Bürger die Augen geöffnet. Es ist Rathenau zuzustimmen, daß der innere Respekt, den wir in übergroßer Menge vor dem Kriege vor dem Reichtum hatten, in der Hauptsache geknickt ist. Nicht hoch genug können wir die Notlehre einschätzen, daß zum menschlichen Leben eine ganz bedeutende Zahl jener Anforderungen nicht notwendig ist, ohne die wir

vor dem Kriege ein Sklavenleben zu führen vermeinten. Auf dem Gebiete der Ernährung, der Bekleidung, der Erholung, des Genusses sind wir entschieden anspruchsloser geworden. Die Folgen werden sich wirtschaftlich als werbende Kraft geltend machen. Auch eine geringe Erhöhung des Willens zur Familienbildung bei manchem Schützengrabensoldaten macht sich geltend, und Familie und Wirtschaft bedingen sich gegenseitig.

Es ist allgemein üblich geworden, alle menschlichen Vorgänge in Geldwert zu beurteilen. So wenig dieses Verfahren im allgemeinen anspricht, so notwendig ist es bei der Frage des wirtschaftlichen Wiederaufbaues. Nun hat sich aber der Geldwert seit Beginn des Krieges vervielfacht, und es entsteht somit die Frage: Soll man den Ausfall nach dem Werte vom August 1914 berechnen oder nach der Kaufkraft, die voraussichtlich nach dem Friedensschluß vorhanden sein wird? Wie wird aber diese Kaufkraft sich gestalten?

Bisher hat jede kriegerische Aktion den Wert des Geldes herabgesetzt. Je verheerender der Krieg wirkte, desto mehr verlor die Photographie des Dinges — und das ist ja im eigentlichen Sinne das Geld — die Austauschfähigkeit, den Wert, und desto mehr ging man wieder zum alten Tauschhandel der Dinge zurück unter Verzichtleistung auf die Vermittlung durch das Geld. Die Erfahrung spricht daher dagegen, daß die Kaufkraft des Geldes nach dem Kriege schnell steigen wird. Dazu kommt noch der sehr gewichtige Umstand, daß fast die ganze gebildete Welt in diesen Krieg verwickelt wurde. Die hauptsächlichste Ursache des Fallens und des Steigens des Preises eines Gegenstandes ist die Menge der Bewegung, die zwischen Produktion und Konsum in diesem Gegenstand stattfindet. Findet eine starke Produktion eines Handelsgegenstandes statt, so drängt dieser Gegenstand zur Entleerung und sucht diese Entleerung durch Heruntergehen des Preises unter die allgemeine Preislage des betreffenden Gegenstandes zu fördern; der Preis sinkt und zugleich wirkt die Preissenkung des einen Gegenstandes, sofern er Lebensbedarfsartikel ist, auf die Preislage der übrigen Bedarfsartikel drückend. Der allgemeine Geldwert steigt. Der Warenwert fällt. Entgegengesetzt wirkt Mangel wie ein leerer Raum anziehend, verteuernd nicht bloß auf den bewegten Gegenstand, sondern auch auf die benachbarten Artikel. Voraussetzung einer Preissenkung ist also immer ein Überfluß an irgend einer Stelle, und dieser Überfluß muß unter der allgemein üblichen Preislage erzeugt worden sein. Nun herrscht aber nahezu auf der ganzen Erde in fast allen Handelsartikeln Mangel. Wir lesen ebenso sehr von der Teuerung in Nordamerika wie in England und Deutschland, in Rußland und in Japan. Auf allen Produkten liegen hohe Produktionskosten. Selbst Artikel aus Überfluß-Rohstoffen erfordern höhere Umarbeitungskosten als früher. Ein anderer Weg zur Preisänderung ist das Hineinwerfen von bisher stabilen Besitztümern in den Verkehrsstrom. Unter dem Einflusse des Krieges haben wir in Deutschland bisher starre oder halbstarre Gegenstände mobil gemacht, insbesonders ländliches Eigen-

tum wechselte den Besitzer. Die dritte Hauptquelle der Preishöhe ist die Menge der zur Verfügung stehenden körperlichen und geistigen Kräfte. Wir mußten viele Millionen Hände der größten Arbeitsfähigkeit aus unserem Wirtschaftsleben herausreißen und zur Verteidigung des Vaterlandes verwenden. Der Ersatz war naturgemäß minderwertig und deshalb schon teuer und drückte den Lohn in die Höhe und verursachte eine allgemeine Preissteigerung. Durch die Kriegsindustrie wurden die Familien zerrissen. Die Auflockerung und Zerstückelung der Familie hat aber stets eine Verteuerung der Lebensführung und damit das Steigen der Preise herbeigeführt. Auch die Demokratisierung der politischen Verhältnisse ist stets mit Preissteigerung verbunden. Mit Recht weist Rathenau darauf hin, daß wir während des Krieges eine nie gesehene Hochkonjunktur erlebten. Ein Meer von flüssigem Geld ergoß sich auf die Bürger, dem Staate wurde dieses entzogen. Diesem Geldstrom zeigte sich die moralische Kraft des deutschen Volkes wenig gewachsen. Der Fluch des Reichtums lastete auf den Bürgern, deren sittliche Kraft korrumpierend.

Gleichen Verhältnissen, das dürfen wir mit Sicherheit annehmen, sind die übrigen kriegführenden Staaten unterworfen. — Nach dem Kriege wird ein großer Teil des im Strome des Wirtschaftslebens schwimmenden Eigentums wieder festen Boden gewinnen, wird sich verankern; mit dem Frieden werden wieder Millionen Soldaten zu ihrem alten Berufe zurückkehren. Beide Umstände werden eine Preissenkung herbeiführen. Bedenken wir aber, daß 25 Millionen Menschen unwiederbringlich durch den Tod dem Wetterwerbsleben entzogen bleiben, daß überall die Befriedigung der hochgehenden Bedürfnisse nur sehr langsam vor sich gehen wird, daß überall Materialmangel herrscht, so dürfen wir Preise, wie sie vor dem Kriege vorhanden waren, wohl nie mehr erwarten. Dazu kommt noch ein anderer, nicht unbeträchtlicher preissteigernder Umstand. Die Ententemächte haben zur Niederringung der deutschen Kraft nicht bloß zivilisierte Völker benutzt, sondern sind tief in die Reihe der Naturvölker hinabgestiegen. Nun ist es von jeher so gewesen und wird es in alle Ewigkeit so bleiben, daß die Kulturvölker zur Erhöhung ihrer Zivilisation die Arbeitsfrüchte tieferstehender Völker und Volksteile an sich ziehen und dadurch die eigene Lebenssucht verbilligen. Die zur ‚Verteidigung‘ der Zivilisation verwendeten Naturvölker werden nach dem Kriege ihre wirtschaftlichen Ansprüche erhöhen und die Abgabe ihrer Arbeitsfrüchte an ihre bisherigen Herren verringern. Die Demokratisierung der Wirtschaftsverhältnisse ist vor den Naturvölkern nicht stehen geblieben. Neben den physiologischen Gründen zum Fortbestehen hoher Preise bestehen noch pathologische. Der Wuchergeist hat alle Völkerschaften ergriffen, alle künstliche Hemmungen niedergerissen. Er wird aus dem Volke herauszubringen suchen, was nur irgend wie möglich ist. Engländer, Amerikaner, Deutsche, Franzosen, Japaner werden ohne jede Verabredung sich darin finden, ‚die Konjunktur auszunützen‘.

Diese Umstände dürfen wir nicht außer acht lassen, wenn wir zum

Wiederaufbau unseres wirtschaftlichen Lebens übergehen. Wir dürfen die Höhe unseres Verlustes nicht nach dem Erstehungspreise bemessen, sondern nach dem Wiederersetzungspreis. Wir müssen aber bei der Gegenüberstellung der Verlusthöhe zum nationalen Eigentum auch dieses nicht nach dem Werte vor dem Kriege, sondern nach dem nach dem Kriege einsetzen. Das von Rathenau gegebene Beispiel über die Widersinnigkeit der erhöhten Einschätzung halte ich für verfehlt. (Die neue Wirtschaft, Seite 9). Das nationale Eigentum hat sich nominell nahezu verdoppelt und diese enorme Steigerung wird mit der Schuldenlast, die als fixer Punkt zu betrachten ist, in ein Verhältnis gebracht werden müssen. Wurde der Wert unseres Nationaleigentums vor dem Kriege annähernd auf 3—400 Milliarden angegeben, so dürfen wir im inneren Verkehr dieses nahezu auf 700 Milliarden schätzen, und selbst im zwischenstaatlichen Wirtschaftsleben wird infolge der Steigerung der Preise bei den deutschen Gegnern diese fiktive Erhöhung des nationalen Eigentums Deutschlands noch gewaltig wirksam sein. Die Höhe unseres Verlustes von diesem Gesichtswinkel aus betrachtet auch nur annähernd zu bestimmen, ist immer ein Wagnis. Immerhin glaube ich, daß der Verlust 100 Milliarden erreichen wird. Unter normalen wirtschaftlich-physiologischen Verhältnissen sollten die Schulden des Deutschen Reiches, die durch den Krieg uns erwuchsen, sich auf dieser Höhe bewegen. Was darüber hinausgeht, ist wesentlich die Folge der wirtschaftlichen Kriegserkrankung, der pathologischen Verhältnisse während des Krieges; auf gut deutsch: mehr oder minder Kriegsverdienst. Zur Tilgung der Schulden hat man die größere Heranziehung der Kriegsgewinste vorgeschlagen. Rathenau zweifelt an dem ausschlaggebenden Erfolg einer solchen Maßregel, und dieser Zweifel erscheint vollständig berechtigt. Geld ist wie das Quecksilber. Fällt eine größere Menge Quecksilber auf eine glatte Fläche, so zerteilt es sich in hunderte und tausende kleiner Körnchen und kleinster Tröpfchen. Hebt man die Platte, so sammelt sich das Quecksilber wieder zu einem Klumpen. Ein sehr beträchtlicher Teil des Kriegsgeldes hat sich in kleine Kanäle und Gräben verteilt, und von diesen aus wird es im Laufe der Zeit, oft lange nach dem Krieg, in ein gemeinsames Sammelbecken geleitet. Prägnante Zeichen und Merkmale des übermäßigen Gewinstes durch den Krieg sind entweder selten vorhanden oder aber sie können von den Besitzern leicht verdeckt werden. Rathenau schätzt, daß höchstens 30 Milliarden von der allgemeinen Staatsschuld auf diesem Wege abgeschrieben werden können, selbst wenn man die Abschreibung nicht auf den Kriegsgewinn beschränkt, sondern sich tief in das Eigentum hinein ausdehnt; eine allerdings beträchtliche Summe, aber nicht groß genug, um diesen Zwangsabgleich zu rechtfertigen. Mit der Abschüttelung von 30 Milliarden auf dem Wege der einfachen Streichung streichen wir die gleiche Summe im bürgerlichen Leben, wo sie innerhandelspolitisch voll wirksam, außenhandelspolitisch zum mindesten teilweise wirksam ist.

Hier muß die Frage erörtert werden, ob es für das Deutsche Reich

vorteilhaft wäre, wenn durch Abschreibung einer größeren Schuld die Lebensführung der deutschen Bürger erheblich verbilligt würde. Deutschland hat weder die natürlichen Schätze des Bodens, die es wie Nordamerika rücksichtslos zugunsten der jeweiligen Generation ausnützen könnte, noch hat es die Hilfsvölker wie Engländer, um durch deren Hände Arbeit besser leben zu können, noch den alten, erbgesessenen Geldreichtum Frankreichs, um durch Bezug der Zinsen von anderen Völkern die Lebenshaltung zu erhöhen; Deutschland ist vielmehr wesentlich auf die Ergebnisse der Arbeit seiner Hände und seines Kopfes angewiesen, Deutschland ist, wie Rathenau mit Recht sagt, der Lohnarbeiter der Welt. Von diesem Gesichtswinkel aus müssen wir die vorliegende Frage beantworten. Sind die Lebensbedürfnisse teurer als in den übrigen Staaten, mit denen wir auch nach dem Kriege im Warenaustausch bleiben wollen und müssen, so wird die Verarbeitung der Rohprodukte, die wir vom Ausland beziehen, durch die erhöhten Preise des Lohnes verteuert, und unsere Konkurrenzfähigkeit leidet; ist unser Leben wohlfeiler, so ist zu befürchten, daß fremdländisches Kapital nach Deutschland einwandert und daß man uns die Früchte unserer Arbeit auf kapitalistischem Wege entzieht. Der von Rathenau vorgeschlagene Weg der Beschränkung der Niederlassung ausländischen Kapitals läßt die unbegrenzte Anpassungsfähigkeit des Kapitals außer acht und wirkt wenig. Wir werden nach dem Feldzuge am besten fahren, wenn unsere Preislage sich der allgemeinen Weltpreislage möglichst rasch anpaßt, und die wird nach allen Vermutungen eine erhöhte bleiben, wenn auch abgeminderte gegenüber der Kriegspreislage.

Mit Recht erwähnt ferner Rathenau die Gefahren einer ungünstigen Valuta. Solange diese ihren Einfluß auf den Entzug künstlerischer und anderer mehr oder minder Luxusprodukte beschränkt, die wir selbst produzieren und an denen wir gewissermaßen gesättigt sind, so lange ist das Übergewicht der Valuta noch erträglich. Sobald aber das internationale Geld seine Hände auf unsere Lebensbedürfnisse ausstreckt, geht es gegen die Existenz des Volkes.

Die Hochfinanz soll sich dem Vernehmen nach mit dem Gedanken tragen, die Schulden Deutschlands gewissermaßen als Generalpächter zur Tilgung auf ihre Schulter zu übernehmen. Eine derartige Einrichtung würde das deutsche Volk auf Jahrhunderte in die Zinshörigkeit des Großkapitals bringen. Ihre Verwirklichung würde die Aufhäufung von Zündstoff zur nächsten sozialen Revolution geben, die zweifellos auf das politische Gebiet übergreifen wird. Volk und Staat müssen souverän bleiben.

Welche Mittel stehen nun dem deutschen Volke zu Gebote, seine wirtschaftliche Existenz zu sichern? Schon im ersten Kriegsjahr habe ich — auch in dieser Zeitschrift — darauf hingewiesen, daß es nur zwei durchschlagende Mittel gibt: Sparen und Arbeiten, damit man Steuer zahlen kann. Und der Praktiker Rathenau kennt auch nichts anderes. Wir müssen wieder bäuerlich zu denken lernen. Das wird manchem unmöglich oder doch

entwürdigend vorkommen, und man wird auf den, der diesen Rat gibt, den Vorwurf der Rückständigkeit und aller anderen schönen Eigenschaften erheben, so daß man sich gezwungen sieht, Eideshelfer heranzuziehen. Und ich führe als gleichen Gesinnungsgenossen das M. d. R. Martin Faßbender* an. Die Unrast des Handels, die so preissteigernd wirkt, indem sie Mittel vertauscht, die nicht vorhanden sind, wird dadurch einem geordneten Verkehr weichen müssen. Ein Gutteil unserer Geschäftsgewohnheiten des Krieges, die den Eindruck des Wuchers machen, sind ausgelöst durch die Kriegshysterie. Dem gegenüber müssen wir dem Grundsatz wieder Geltung verschaffen: Was nicht gegen Hitze und Kälte, Hunger und Durst geht, hat wenig Wert, und endlich muß alle unsere Lebensauffassung beherrschen der Satz: Wer nicht arbeitet, soll auch nicht essen. Wir werden also unsere Lebensauffassung um fünfzig Jahre zurückversetzen müssen, in einen Zeitabschnitt des deutschen Wirtschaftslebens, in dem diese drei Sätze mehr Bedeutung hatten als jetzt. Rathenau erhebt im Grunde genommen die gleichen Anforderungen. Mit anderen Worten: Wir müssen das deutsche Wirtschaftsleben auf eine gesündere Basis stellen, als es vor dem Kriege und erst recht während des Krieges gestanden hat. Gerade diese ungesunde Grundlage des deutschen Volkes wie der anderen Kulturnationen war ja schuld am Kriege.

Auch in diesen Heften habe ich schon darauf hingewiesen, daß der Handel mit ländlichen Grundstücken, namentlich der Übergang des Eigentums am Ackerlande auf die Städter, eine produktionshemmende Rechtsordnung ist. Hier müssen Mittel und Wege gefunden werden, das Land dem Bauern zu erhalten. Die Bedeutung dieser Frage wird gerade von den Städtern unterschätzt, und selbst Rathenau betont sie zu wenig. Das Rückgrat alles Eigenstaatslebens ist die Landwirtschaft. Sie wird, wie schon so oft, die Quelle unserer Wiedergeburt werden. Alle antiagrarischen Theorien brechen vor der Not zusammen.

Die Sparforderung dehnt Rathenau auf zwei Richtungen aus: Wir müssen sparen an Material und an Menschen. Den Luxus müssen wir mit starker Hand einschränken, und vor allem müssen wir Artikel, die wir vom Ausland einführen und in Deutschland verbrauchen, auf das geringste Maß der Möglichkeit herabsetzen. Wir haben im Frieden eine Unmasse Verbrauchsgüter eingeführt, die lediglich unserem Sinnenkitzel dienten. Die Deutschen waren, wie ein Staatswirtschaftslehrer mit Recht anführte, das genußfreudigste und genußbedürftigste Volk der Erde geworden. Von den ausländischen Genußartikeln, die hauptsächlich die Männerwelt treffen, ist der Tabak in erster Linie stehend. Wir blasen alle Jahre Milliarden in die Luft. Kleiderluxus, vom Auslande bezogen, also insbesonders Seide und Pelze und andere Gewebe, wird mehr von der Frau Entsagung fordern. Daß wir ohne Tee und Kaffee und andere chemische Reizstoffe leben

* Der Kulturwert des Landes, in ‚Deutschland und der Katholizismus'. Herder, Freiburg, 1918.

können und im Grunde genommen ebenso gut wie mit diesen, hat uns der eiserne Zwang gezeigt. Viele unter der Flagge Nahrungsmittel segelnde Kolonialprodukte dienen mehr der Zunge als dem Magen. Durch systematische Bodenbebauung können wir sie wenigstens teilweise ersetzen. Im Inland wird die starke Eindämmung des Alkoholes notwendig werden. Seitdem die Betrunkenen das Straßenbild der Städte und das Dorfbild nicht mehr stören, leben wir ruhiger und arbeiten wir mehr. Die in den Luxusgewerben investierten Kapitalien werden allerdings Schaden leiden. Aber wenn wir nicht den Mut haben, kranke Teile abzustoßen, wird unsere Regeneration nicht gelingen. Das Siechtum der Teile wird auf den ganzen Körper sich ausdehnen. Materialverschwendung ist jeder Luxuskonsum, und mit Recht weist Rathenau darauf hin, daß Verschwendung nicht mehr in dem Belieben des einzelnen liegt, daß es eine Volks- und Nationalangelegenheit wurde.

Abstrakt genommen können wir mindestens die Hälfte der Zinsenschuld aus dem Kriege durch Einsparung an Luxusartikeln aus dem Ausland aufbringen. Die Wirklichkeit wird aber doch anders werden. Auch das Ausland wird gezwungen sein, einfacher zu leben, den Luxus einzuschränken; auch das Ausland wird auf Luxusartikel, die wir erzeugen, schwere Lasten legen. Wer mehr die notwendigen Lebensbedürfnisartikel liefert, wird Vorsprung haben.

Wären wir dem Rate mancher Wirtschaftslehrer (L. Brentano) gefolgt, die unsere Industrie dazu verleiten wollten, sich auf die Verfeinerung der Ausfuhrprodukte hauptsächlich einzustellen, so stünden wir jetzt vor einer Katastrophe. Ich habe immer darauf hingewiesen, daß in Zeiten der Not primäre Völker, das sind solche, die hauptsächlich ihre eigenen Produkte verarbeiten, sich als die lebensfähigeren erweisen, daß sekundäre Völker, die die Rohprodukte von anderen Ländern beziehen, mit der Entfernung von der Lebensnotwendigkeit der gelieferten Artikel auch ihre eigene Lebensgrundlage gefährden, daß tertiäre Völker, also Handels-, Renten- und Luxusindustrievölker, von dem Gedeihen anderer Völker ausschließlich abhängen, daß diese letzteren es sind, die bei einer allgemeinen Lebensnot am meisten getroffen werden. W. Rathenau sieht offenbar ähnliches vor. Der Handelsverkehr zwischen den Völkern wird nach seiner Auffassung nach dem Kriege ein beschränkter sein, und zwar nicht bloß wegen Raummangel der Transportmittel, sondern wegen der Notwendigkeit der inneren Konsolidierung.

Auch im Verbrauch der Materialien innerhalb Deutschlands überwogen die vom Manne konsumierten Artikel an Menge und Bedeutung die von der Frau verbrauchten. Hier steht der Zwillingsbruder des Tabakes, der Alkohol, in erster Reihe. Der Krieg hat den Antialkoholisten Recht gegeben. Alle Einwände von dem Nahrungs- und Sparwerte des Alkohols sind vor der eisernen Notwendigkeit, die Nahrungsmittel nicht erst nach weitgehender Zersetzung dem menschlichen Körper zuzuführen, sondern diese in hoch-

wertigen Verbindungen zu genießen, vor dem Bedürfnisse der Sättigung zusammengebrochen. Wir modernen Zivilisationsmenschen haben die Fähigkeit unseres Körpers dazu wenig ausgenützt. Wir verlegten die Verdauung in den Kochtopf und hatten dadurch eine Unmasse Abfälle; die höchste Kunst und Wissenschaft erreicht auch nicht annähernd die Kraft und Füsigkeit der Natur. In Kleidung und Wohnung haben wir uns einen unglaublichen Luxus gewährt und haben Material in Menge verschwendet. Rathenau weist darauf hin, was der Halsschmuck einer Dame oder der Pelz derselben der deutschen Nation an Arbeitsleistungen kostet. Sparen müssen wir an Menschenhänden und Menschenköpfen. Eine halbe Million und mehr bisher in den Kasernen brachliegender junger Leute müssen wir in den lebendigen Strom der Gütererzeugung einführen. Der Militarismus ist an der Übertreibung seines an sich richtigen Prinzips gestorben, wie jedes Prinzip stirbt, wenn es sich in der Welt der Relationen als absolutes Gutes hält und die Umwelt sich ohne Rücksicht unterordnen will. Wir haben im Frieden nahezu zwei Millionen Menschen in der Saison aus fremder, niederer stehender Nachbarschaft als Handarbeiter herbeigezogen, diese ernährt, bekleidet und gegen Krankheit und Alter gesichert. Wenn man diesen Fremdarbeitern den Eintritt verwehrt, wie es einst die Ägypter bei den Juden getan haben, wenn man deren Arbeitsleistungen selbst verrichtet, so können wir alljährlich 1—2 Milliarden ersparen. Und diese Möglichkeit besteht. Die Unmasse von Luxusgewerben muß, wie Rathenau hellsehend ankündigt, Opfer bringen, d. h. zugrunde gehen, deren Arbeiterschaft muß in die von den Fremdarbeitern entblößten Arbeitsplätze einrücken. Die Unmasse von Leuten, die dem geschäftigen Nichtstun huldigen, Bürger, Beamte, Arbeiter, müssen unter dem Drucke der Not Vollarbeit leisten. Die ‚Luxusweiber‘, wie Rathenau sie nennt, müssen nicht bloß den Haushalt ‚leiten‘, sondern selbst werktätig Hand anlegen. Je mehr durch zentrale Einrichtungen, Beheizung, Belichtung, Wasserleitungen, durch Angebote aller Materialien in nächster Nähe die Arbeit in der Familie fiel, desto größer wurde bisher die Zahl der Dienstboten zur häuslichen Bedienung. In Großstädten häuften sich die Dienstboten unverhältnismäßig an. Mit Recht sagt Rathenau, die Dienstbotenfrage ist reformbedürftig, und die Reform kann nur in der Einschränkung bestehen. Hier ist das ‚Luxusweib‘ Rathenaus die Quelle allen Übels; aber auch der Junggeselle, der für seine Einzelperson eine eigene Person in Anspruch nimmt, die womöglich wieder Hülfspersonen hat, treibt unverantwortliche Verschwendung. ‚Sie ist gesund und kräftig und hält sich eine Magd‘ muß als Beschimpfung gelten und nicht als gesellschaftliche Auszeichnung. Mindestens eine halbe Million Dienstboten haben wir zuviel. Der Mittelstand, einschließlich der der Beamten, wird dann zu retten sein, wenn er seine Frauen zur werktätigen Arbeit heranzieht. Das so verderbliche Wegdrängen der Erbtöchter aus der Produktion zum Konsum wird nur auf dem Wege der Dienstbotenregelung eingedämmt werden. Wir können diese Unmasse von Schmarotzern und Halbschmarotzern nicht mehr

ernähren und müssen sie in heißer Drohnenschlacht aus dem Bienenkorb hinauswerfen. Der deutsche Boden verlangt angestrengte, andauernde Arbeit. Das Leben in unserem Vaterland gleicht einem Baum, der in derber, harter Rinde wächst; und diese Rinde ist die restlose Erfüllung der täglichen Berufspflicht, der schweren angestrengten Geistes- und Händearbeit. Und diese rauhe Rinde hält den Saft zusammen, führt ihn zur Krone und ermöglicht die Frucht.

Sparen müssen wir an unserem Geiste, an der Anlage wie an der Ausbildung und Abnützung. Der geistig Führenden sind zu viel geworden und haben das in ihnen aufgespeicherte Nationaleigentum an Geist egoistischer Zwecke halber verschwendet; wir haben in Luxusbildung geschwelgt. Aber es war keine Umwandlung der Konstitution, es war lediglich ein schön schimmerndes Kleid, das wir zu Markte trugen. Das Land der Dichter und Denker hat sich auf einige Inseln gerettet, die Mehrzahl schwimmt im Meere der Mimikry-Zivilisation, die teuer war und Ansprüche erweckte und wenig leistete. ‚Freie Bahn dem Tüchtigen' — wenn er amtlich abgestempelt war, das war die Losung. Eine Rückkehr und Umwandlung wird die Not bringen.

Sparen müssen wir in unseren Vergnügungen. Gab es irgendwo im Allgäu einen Käsehändler, der nicht im eigenen Auto zum Vergnügen durch das Land raste, so galt er als nicht vollwertig. Und anderswo wird es ähnlich gewesen sein. Kinder führte man zur Belohnung für ein gutes Semestralzeugnis von den Alpen zur Wasserkante, um ihren Blick durch das Schauen der Schiffe zu weiten. Aufmachung, Schaumschlägerei herrscht überall. Und der Staat tat alles, um das Volk zu entwurzeln. Auch hier müssen wir mit scharfem Messer allen Luxus abschneiden. Nachdem Deutschland durch den Verbrauch der Früchte der Zukunft für Tilgung der augenblicklichen Not auf Jahrhunderte vorgenossen hat, nachdem es eine Schuldenlast auf sich genommen hat, die ein Jahrhundert vorher als der Wert der gesamten Erdschätze galt, gibt es nur zwei Wege mehr: ein Bettlervolk zu werden und zu verbluten oder der Lohnarbeiter der Welt zu werden und durch Arbeit und Sparsamkeit die Schulden abzuzahlen und den Zusammenbruch zu verhindern. Wir waren ja, wie Rathenau bemerkt, ehedem auch der Lohnarbeiter der Welt, und ein Volk, das die Zerstörungen des Dreißigjährigen Krieges restlos überwand, wird auch diese Last abtragen. Dabei dürfen wir auch mit der Hilfe der Zeit rechnen. Der Wert des Geldes ist in ununterbrochenem Fallen begriffen, wenn auch im wellenförmigen Abfall. In 100 Jahren werden unsere Schulden nicht mehr die Bedeutung für das nationale Leben wie gegenwärtig haben, selbst wenn wir nichts abbezahlten. Als das Städtchen N. in Niederbayern 1806 gezwungen war, 6000 Gulden aufzunehmen, um die Ansprüche der napoleonischen Heere zu befriedigen, glaubte es, es müßte zusammenbrechen — heute noch ist von diesen 6000 Gulden kein Pfennig abbezahlt, die Zinsen haben für den Etat des Städtchens gegenwärtig jede Bedeutung verloren. Aber die Zinsen allein, die der

Krieg uns kostet, lasten schwer und jahrhundertlang auf uns. Und die Vorschuß-Inanspruchnahme können wir nur durch Vorratsbildung abmindern. Mit anderen Worten: Schuldkapital und Schuldzinsen können wir nur durch gesteigerte Produktion erträglich machen.

Hier setzt Walter Rathenau am schärfsten ein.

Rathenau geht von der Beobachtung aus, daß industrielle Unternehmungen, wie z. B. die Glasfabrikation, anfänglich da gegründet wurden, wo eine Wasserkraft als Arbeitskraft zur Verfügung stand. Nun ist aber die Wasserkraft längst durch Dampf ersetzt und die Fabrik steht noch immer an diesem Orte, der anfänglich zweckmäßig, jetzt zweckwidrig ist. Diese falsche Lage kostet viel Material und Kraft und Menschen und muß korrigiert werden durch Verlegung der Fabrik an den Ort der Produktion des Betriebsmateriales. Das Belassen am ursprünglichen Platz wirkt sich in dem nationalen Besitztum aus. Diese Beobachtung ist richtig und wird durch die tägliche Erfahrung bestätigt. Fabriken, die es versäumt haben, der Kraftquelle nachzugehen, arbeiten viel zu teuer und müssen aufgegeben werden. Das war bisher schon so und die natürliche Auslese des Konkurrenzkampfes genügt, eine Stagnation der Industrie zu verhindern. Wegen dieser Beobachtung allein hätte Rathenau wohl keine Veranlassung gehabt, ein eigenes System der zukünftigen Wirtschaft aufzustellen.

Der Kern von Rathenaus Anschauung besteht darin, daß die gleichartigen Industrien sich zu einem Verband zusammenschließen, daß dieser Verband nahezu souveräne Rechte über seine Mitglieder bekommt, namentlich das Recht der zwangsweisen Auflösung. Also im Grunde genommen eine Auflösung des Staates mit Rückkehr zu dem mittelalterlichen Zunftwesen. Eine weitgehende und unzweckmäßige Typenbildung herrscht nach Rathenau in unserer Industrie; trotzdem stehe sie technisch höher als die englische, französische oder belgische. Der bloße Kohlenverbrauch Deutschlands könne durch zweckmäßiges Zusammenfassen auf die Hälfte verringert werden; die moderne Gütererzeugung beruhe auf der Grundlage der Massenproduktion; in England und Amerika hat die Gruppenerzeugung weitesten Fortschritt gemacht. Um diese in Deutschland einzuführen, brauche es zwar noch ein Menschenalter, aber kommen müsse sie. Wir hätten in Deutschland einen viel zu weitgehenden Individualismus. Trachten, Wohnungen, Straßen, Gebrauchsgegenstände nehmen eine unerträgliche Vielgestaltigkeit an, die an Eigensinn grenzt und die Material und Menschenkraft verschwendet. Die Konkurrenz zwingt zu unnötigen Ausgaben und zum Wettlauf um die Gunst des Augenblickes. Die Zwischenprodukte werden durch unnötigen Zwischenhandel verteuert, ein Zickzackkurs in der Handelswirtschaft trete auf. Der ganze deutsche Industrialismus und Handel müsse zielbewußt eingestellt werden. Produkte, die aus deutschem Material angefertigt werden können, dürften nicht von ausländischem Material verfertigt werden. Zur Durchführung müßten sich zwei Verbandsarten

gründen: Berufsverbände und Gewerbsverbände. Alle gleichartigen Betriebe des Handwerks, der Industrie und des Handels, z. B. der Baumwollspinnerei, müßten zusammengefaßt werden, müßten in ein Wechselverhältnis mit der vorbereitenden und nachbearbeitenden Industrie treten. Staat und Arbeiter sollten bestimmte Rechte der Beaufsichtigung und des Mitgenusses haben. Auch hier kommt Rathenau wieder auf die alte These zurück: Nur die Allgemeinheit, der Staat darf unbegrenzt reich sein, der einzelne habe seinen Privatreichtum zu beschränken. Rathenau will also höchste Konzentration der Leitung und größte Detaillierung der Herstellung. Die Berufsverbände hätten zu regeln: ordentliche Geschäftsführung, Organisation und Handhabung des Verkaufes und der Ausfuhr, Erweiterung des Absatzgebietes, Beschaffung und notfalls Einfuhr der Rohstoffe und Hilfsmaterials unter Mitwirkung des Handels; Einfuhr des Fabrikates, soweit und solange die inländische Erzeugung nicht hinreicht. Beschaffung von Frachtraum und Zahlungsmitteln an zentraler Stelle, solange die frühere Auskömmlichkeit nicht wieder hergestellt ist. Hebung und Verbilligung der Produktion durch Ausbreitung technischer Erfahrung, Verbesserung und Einrichtung der Werkstätten, Stillegung unwirtschaftlicher Betriebe, Ankauf widerstrebender oder schlecht geleiteter, notfalls Errichtung und Betrieb eigener Musterfabrikation, Erweiterung, nötigenfalls Finanzierung gut gelegener und wirtschaftlich betriebener Anlagen; Ausarbeitung und Durchführung des großangelegten und wissenschaftlich durchdachten Planes der Arbeitsteilung von Werk zu Werk, Bezirk zu Bezirk; Einführung einheitlicher Typen; Verhandlung mit benachbarten Verbänden. Rathenau fühlt selbst, daß alles dies zur Bürokratisierung, zur Vernichtung der freien Konkurrenz, zur Verknöcherung führen kann, und erhofft — oft recht optimistisch — durch den Geist, der im Ganzen herrscht, diese Gefahr zu überwinden. Diesen Geist ‚von kommenden Dingen‘ hat er geistreich und großzügig bereits behandelt. Er ist der letzte Beweggrund aller Dinge, die letzte Quelle der Erneuerung des Menschengeschlechtes; von ihm erhofft er noch nach zeitweiligem Aufblühen des Nationalismus ein Wirtschaftsleben, eine allbeglückende, allumfassende Weltwirtschaft.

Versucht man die hochfliegenden Ideen Rathenaus auf die rauhe Wirklichkeit, geleitet von einem mehr konservativen, zugestanden sogar spießbürgerlichen Sinne, geführt aber auch von der auch im Wirtschaftsleben, wie es in der Hauptsache gegenwärtig sich darstellt, zum Ausdruck kommenden Zusammengehörigkeit von Leib und Seele, zurückzuführen, so kommt man zu Erwägungen, die teilweise wesentlich von Rathenau abweichen. Die Bezeichnung ‚Industrie‘ ist anfänglich nicht prägnant gewesen. Das Wesen der älteren Industrie bestand darin, die menschliche Kraft zur Herstellung von Produkten durch außermenschliche Bewegungskräfte zu ersetzen, sei es tierische, sei es physikalische, namentlich der des Wassers und später des Dampfes. Die Herstellungseinheit des Produktes

war im großen ganzen immer noch erhalten. Immer mehr aber vervielfältigten und verfeinerten sich die Herstellungsmaschinen, ihre Anwendungsmöglichkeit aber verengte sich. Damit war die Spezialisierung der die Maschine bedienenden Arbeiter von selbst gegeben. Die Grundfläche des Wirtschaftskegels Industrie, die Handanlegung, wurde immer breiter, und ein Ende der Verbreiterung ist noch nicht erreicht. Der Arbeiter wurde dadurch selbst zur Maschine, er verband sich während seiner ganzen Tätigkeit mit ihr. Die Herstellung der Arbeitsmaschinen aber erforderte immer mehr Sachkenntnisse, immer mehr geistige Arbeit. Die ursprüngliche Arbeitseinheit teilte sich in eine körperliche und geistige Tätigkeit; aber sie bleiben immer noch verbunden durch das Band des gleichen Endzieles, und beide blieben mehr oder minder in dem Bereiche des Fachmannes. Das Kapital blieb auf gelegentliche Einflüsse beschränkt. Die zweite Stufe der Industrie war die Spezialisierung des Endproduktes. Die Erfindungen eines klugen Kopfes wurden der Gegenstand der Ausbeute, die so lange fortgesetzt wurde, bis eine andere Erfindung die bearbeitete verdrängte. Dadurch kam die Industrie in die Hand des Kapitals, die nicht bloß die Arbeitshände, sondern auch die zur Ausbeute nötigen Einrichtungen rein mechanisch verwendete. Die Seele der Industrie, der Fachmann, trat in der Bedeutung zurück. Bei dem Ankauf der Erfindungen und Patente blieb man aber nicht stehen. Die Gefahr der Überflügelung zwang zur Weiterentwicklung in dem Industriewerke selbst. Es kam die Zeit der Fabriklaboratorien, die den Sachkenner wieder auf den alten Platz zurückführte.

Aber auch mit der Einrichtung des Fabriklaboratoriums war die höchste Stufe noch nicht erreicht. Das ganze Werk trat als lebendiger Körper auf. Das Experiment im großen wurde gewagt und wurde zur Lösung neuer Probleme herangezogen. Die Luft galt es mit der Fliegerkunst, das Wasser durch die Tauchboote, die Ortsentfernung durch die Elektrizität zu überwinden. Das Genie löste das Talent ab, wie dieses den Fleiß verdrängt hatte. Der Industriekegel wuchs also nicht bloß in die Breite mit seiner Grundfläche: Arbeiter, sondern auch in die Höhe mit seinem Endziel. Als Zwischenglied schob sich immer mehr die alte, solide Fachkenntnis ein, die zum Fabrikbeamtentum führte. Die deutsche Industrie hatte in diesem Wachstum in die Breite noch mehr als in die Höhe die englische, französische und belgische Industrie überholt und stellte sich gleichwertig an Seite der amerikanischen. Wachstum, Ausbreitung ist aber der Lebenskern der Industrie, und damit ist von selbst die Entwicklungsrichtung nach der Vereinheitlichung gegeben. Rathenau schildert diese Verhältnisse überzeugend.*

Nach alledem, wie sich die Lage gegenwärtig ansieht, wird Rathenau im großen ganzen recht bekommen. Aber ein Glück für das deutsche Volk kann ich darin nicht erblicken, selbst dann nicht, wenn es uns gelänge, mit Hilfe dieser Einrichtung der drohenden wirtschaftlichen Kalamität Herr

---

* Walther Rathenau, Vom Aktienwesen, Berlin, Fischer, 1917.

zu werden. Rathenau will, um die Massenproduktion im Materialverbrauch verlustärmer, in der Aufwendung menschlicher und bei gleicher Arbeitskraft weniger anspruchsvoll zu gestalten, eine Uniformierung unserer sämtlichen Gebrauchsgegenstände. Das Schreibzeug eines Fabrikdirektors in Berlin soll nach Form und Material gleich sein dem Tintenfaß eines Landbürgermeisters; der Rock des Millionärs soll an Stoff und Schnitt dem Kittel des Arbeiters entsprechen. Die Gleichheit der Gegenstände ist zum mindesten teilweise die Voraussetzung der Mechanisierung der Industrie. Es entstehen wohl berechtigte Zweifel, ob die deutsche Bevölkerung diese extremste Uniformierung, die weit über den Militarismus hinausgeht, zu dessen Beugung das Volk sich zusammengetan hat, sich gefallen lassen wird. Und selbst wenn es gelänge, den ganzen Bedarf des deutschen Volkes zu vereinheitlichen, die außerdeutschen Völker, mit denen wir Handelsaustausch pflegen wollen und müssen, würden sich unseren Verordnungen nicht fügen. Im Gegenteil, der Stempel des Germanismus würde sicher in der schwierigsten Zeit, in der Übergangszeit, uns hemmen und nicht fördern. Die Vielfältigkeit der deutschen Industrie ist nicht willkürlich, sondern ist als ein Anpassungsprozeß an die zu beliefernden Völker zu betrachten. Wir können aber unser Wesen nicht teilen. Wir können nicht nach innen puritanisch einfach, nach außen luxuriös vielfach sein. Die Tugend des Puritanismus im Innern zehrt die Lieferungsfähigkeit nach außen auf.

Diese Mechanisierung des Produktes halte ich für die Gegenstände des täglichen Verbrauches, der familiären und individuellen Benützung, nicht für nützlich. Etwas anderes mag die Vereinheitlichung gewisser Maschinen und anderer Betriebsmittel sein, obwohl die Gefahr der Erstarrung darin nicht gering ist. Rathenau fürchtet diese Verzopfung selbst, kommt aber mit wenigen Worten darüber weg. Ich fürchte überhaupt aus einer so straffen Zentralisierung eine Gefährdung des Individuums, die zur Bindung und zur Aufgabe aller Errungenschaften führen könnte, die wir mit vielem Bürgerblut uns erobert haben. Auch in Amerika hat diese Methode die Wolkenkratzerkultur hervorgerufen. Und doch ist Amerika mit Recht das Land der unbegrenzten Möglichkeit, d. h. das Land ohne alle traditionelle Kultur, das Land ohne kongeniale Bevölkerung, das Land, dessen Väter oder Großväter die Alte Welt verlassen haben, weil ihnen die dort herrschende Ordnung nicht paßte, dessen Bürger also die Selbständigkeit und Unruhe im elterlichen Blute ererbt haben. Ganz anders das deutsche Volk. Wir denken ‚folgerichtig‘, unser Wollen ist in einem Schachtelsystem wohlverwahrt. Unsere Art zu gehorchen widert die Amerikaner geradezu an. Was also in der Union noch erträglich ist, ist noch lange nicht für die Deutschen ersprießlich. Wir Deutsche würden viel zu schnell chinesisches Leben annehmen.

Rathenau schreibt es hauptsächlich der höchsten Entwicklungsstufe der deutschen Industrie, den schöpferischen Großtaten zu, daß sie die Weltgeltung erlangte, die sie hat. Aber diese Höchstentwicklung haben doch nur ganz wenige industrielle Anlagen erreicht; die Mehrzahl der deutschen

Industrieanlagen befindet sich auf einer minder hohen Stufe der Entwicklung, und doch haben auch sie Anerkennung und Erfolg aufzuweisen. Es drängt sich daher der Gedanke auf, daß zur Blüte der deutschen Industrie vor dem Kriege mindestens andere Faktoren noch mitgewirkt haben müssen neben der in der Industrieanlage steckenden Intelligenzaufspeicherung. Neben der Höhe des Industriekegels ist auch die Grundfläche maßgebend, der Vollzug. Wie in England die Hochblüte der Industrie mit der Möglichkeit, bäuerliche Hände des eigenen Landes als Arbeitsfaktor heranzuziehen, zusammenfällt, so stieß auch die deutsche Industrie auf einen blühenden Landwirtsstand. Dem Bauern aber ist die Gesamtentwicklung des Menschen, die seelische und körperliche Harmonie, besonders eigen, verbunden mit großer Anspruchslosigkeit an das Leben und großem Arbeitswillen. Es ist nicht abzuweisen, daß der Zuzug vom flachen Lande eine Hauptquelle der deutschen Industrieblüte war. Daraus würden sich für die ‚neue Wirtschaft‘ durchschlagende Anforderungen ergeben. Dazu kommt noch, daß der Bauernstand der Ernährer der Handwerker und der Kleinindustrie ist. Diese aber sind die Lieferungsquelle der gelernten Fabrikarbeiter. Alle Soziologen stimmen darin überein, daß die gelernten Arbeiter, die sich der Massenproduktion in der Fabrik widmen, die Qualitätsarbeiter sind, daß diese mehr Selbstvertrauen haben, daß ihre Lebenshaltung durchwegs eine gehobenere ist, daß ihre Ausdauer die der ungelernten weit übertrifft. Demgemäß waren also Handwerk und Kleinindustrie die Ernährer der Großindustrie, was Qualitätsarbeiter betrifft. Diese Überlegung warnt vor einer allzu großen Konzentration der Erfindung und einer allzu großen Verteilung der Ausführung. Das Nebeneinanderbestehen der verschiedenen Entwicklungsstufen ist in der Industrie nach meiner Auffassung ebenso notwendig wie in der Kultur überhaupt.

Das, was aber trotz des hohen Fluges der Idee Rathenaus hauptsächlich Bedenken erregt, ist der Umstand, den er selbst zugesteht, daß sich seine Reform erst in langer Zeit verwirklichen lassen wird. Wir brauchen aber zum Ausbau des neuen Reiches augenblickliche Hilfe. Als solche Hilfe benennen anscheinend Realpolitiker das In-den-Betrieb-Setzen des Schwungrades aller inneren Produktion, des Baues. Aber dieses Schwungrad wird bald leer laufen müssen, wenn es nicht mit anderen Produktionen gespeist werden kann. Private und kommunale Notbauten haben nur für eine begrenzte Zeit abhelfende Wirkung.

Das deutsche Volk wird voraussichtlich zu einer Neuordnung der Arbeit, nicht bloß der Arbeiter schreiten.

Im Januarheft 1917/18 dieser Zeitschrift habe ich unter der Überschrift ‚Äußere und innere Kämpfe‘ auf die kommende Demokratie hingewiesen. Mein Ausspruch, daß die allgemeine Wehrpflicht, besonders wie sie diesmal praktisch zur Durchführung kommt, unbedingt zur Demokratisierung der Verfassung führen muß, hat vielfach Widerspruch erlitten. Namentlich hat man mir erwidert, daß der preußische Staat unter der

Herrschaft des mehr oder minder absoluten Königtums im Verein mit der bevorzugten Stellung einzelner Gesellschaftsklassen groß geworden sei und daß der Widerstand der Konservativen gegen die Demokratisierung erklärlich und verzeihlich sei. Erklärlich war der Widerstand vollständig, denn die Begründung des Widerstandes ist richtig; verzeihlich ist er nicht, denn die führenden Männer mußten so viel politische Einsicht haben, daß Politik überhaupt keine logische Wissenschaft ist, sondern intuitives Gefühl für die Anforderung des Tages.* Und es war nicht schwer, diese Tagesanforderung zu fühlen. Zur rechten Zeit Rückzug ist ein relativer Sieg. Das hat man versäumt. Die gegenwärtige Bereitwilligkeit, die demokratische Grundlage des allgemeinen Wahlrechts zu gewähren, machte keinen Eindruck mehr. Der Wagen läuft weiter. Der zweite Teil meiner Erwartung wird nicht lange auf sich warten lassen. Ich habe ihn also zusammengefaßt: ‚Mit der politischen Freiheit allein ist keinem Volke auf die Dauer gedient. Es verlangt alsbald wirtschaftliche Freiheit, zum mindesten wirtschaftliche Angleichung.' Diese Angleichsbestrebungen werden den Kernpunkt der nächsten Zukunft Deutschlands im Innern um so mehr bilden, als nur durch gründliche Neuordnung der wirtschaftlichen Verhältnisse das Volk über die schwere Zeit hinüberkommen kann. Wie bei jeder Neuordnung wird dem einen Teil gegeben, dem anderen genommen werden. Die Hoffnung einzelner, daß nur oder größtenteils gegeben, nicht genommen wird, ist so gegen alle Naturgesetze, daß man nicht darüber zu sprechen bräuchte, wenn nicht einzelne Staatswissenschaftsprofessoren diesem Aberglauben huldigen würden und diesen Aberglauben dadurch zum Ausdruck bringen, daß sie zwar die Forderung erheben, daß der eine Teil gehoben wird, dagegen nicht die Ergänzungsforderung, daß der andere Teil abgibt. Diese Staatswirtschaftslehrer glauben noch immer, daß die Hebung des Arbeiterstandes Deutschlands hauptsächlich auf Kosten des Auslandes stattfinden werde. Den Hauptanteil der innerpolitischen wirtschaftlichen Ausgleichshandlung wird der geistig und wirtschaftlich Besitzende in Deutschland selbst tragen müssen. Die Frage wird nur die sein: Haben die Fordernden jene Selbsteinsicht, die notwendig ist, um die Grenze und damit sich selbst nicht zu zerstören, und haben die Besitzenden genug Selbstverleugnung, um der Zeitforderung Rechnung zu tragen? Wenn ich die geringe politische Einsicht in dem Widerstand gegen das allgemeine Wahlrecht als Maßstab für die wirtschaftliche Opferwilligkeit nehme, so sind die Aussichten auf eine schiedlich-friedliche Auseinandersetzung gering. Aber die Größe der Aufgabe, die Rettung des deutschen Volkes vor dem Untergang, wird doch die endliche Einigung herbeiführen. ‚So notwendig die äußere Kraftentwicklung ist und sein wird, ihr Stützpunkt wird stets die innere Gesundung des Volkes

* Das logische Denken, das Bemühen, alles folgerichtig zu machen, ist dem Deutschen eigen und hindert ihn an großzügigem, politischem Denken. Insofern kann der preußische Konservative sich auf deutsche Eigenart berufen.

sein,' und: ‚Nie ist ein großes Volk durch das Schwert zugrunde gegangen, immer durch die eigenen Fehler,' diese Selbsterkenntnis, die ich im zweiten Kriegsjahr dem deutschen Volke zurief, wird der Ausgang neuer Kraft werden.

Rathenau behauptet, daß große Vermögen entweder auf dem Wege des Zusammenballens durch Erbschaft oder durch rücksichtslose Ausnützung des wirtschaftlichen Übergewichtes, also wohl durch eine an Wucher grenzende Konjunkturausnützung, zustande kommen. Arbeit, weder geistige noch viel weniger körperliche, brächten selbst bei Gunst des Schicksales nur eine geringe Summe ein, die über die Bedürfnisse des Lebens hinaus erspart werden könne. Die Anhäufung großer Kapitalien ist also sittlich bedenklich und erinnert etwas an den alten sozialdemokratischen Grundsatz: Eigentum ist Diebstahl. Der Staat hat keine Veranlassung, daß einzelne seiner Bürger ein derartig schweres Übergewicht über die Mitbürger erlangen, zumal da, wie Rathenau ausführt, der unbeschränkte Reichtum des Staates erwünscht, der des Bürgers unerwünscht ist. Rathenau tritt daher für eine weitgehende Erbschaftssteuer ein, um die Großkapitalsbildung einzuschränken. Nach meiner Auffassung kann die Erbschaftssteuer nur dann gerecht und auch für die wirtschaftliche Lage Deutschlands abmildernd wirksam sein, wenn sie vom bevölkerungspolitischen Grundsatze beherrscht wird. Wir erleben gegenwärtig die Folgen der Einwanderung und Seßhaftmachung fremder Völkerschaften durch Abrücken von Gebietsteilen, die ursprünglich dem alten Staate der Urbewohner gehörten. Ich habe auf diese Gefahr wiederholt hingewiesen, zuletzt im ‚Hochland': ‚Der Einfluß der Arbeit auf die völkische Entwicklung'. Diesmal wird Deutschland noch mit einem blauen Auge als Entgelt für die Heranziehung fremder Völker wegkommen; das nächstemal kann es an das Leben gehen. Diese Gefahr muß vermieden werden und kann nur durch Vergrößerung der Kinderzahl vermieden werden. Der Staat muß dem Individuum die Aussicht, durch Kleinhalten der Familie die Kinder vor angestrengter Arbeit zu schützen, gründlich zerstören. Das kann lediglich auf dem Wege der Besteuerung, bis zur Konfiskation des Vermögens gehend, geschehen. Jeder Junggeselle hat als Vorleistung jene Summe als jährliche Staatssteuer abzugeben, die sein Standesgenosse für die Erziehung seiner Kinder auszugeben gezwungen ist. Jeder Kaufmann-Junggeselle mit 30 Jahren mit einem Jahreseinkommen von 5000 Mark hätte demnach jährlich etwa 1000 Mark mehr Steuern zu leisten, weil sein Berufsgenosse im gleichen Alter und mit gleichem Verdienst diese Summe zur Erziehung seiner Kinder ausgeben muß, und dann zu diesen 1000 Mark Vorsteuer noch jene Steuer, die der kinderbegabte Berufsgenosse zahlen muß.

Bei dem Erbgange wird dann ein ähnlicher Gesichtspunkt anzulegen sein. Man wird sagen, daß Erbmasse bis zu einer gewissen Höhe abgabefrei ist. Jede größere Erbmasse, in absteigender Linie fortgeerbt, muß in so viel Teile zerlegt werden, als das Normalkinderzahlmaß angibt. Hiebei wird man von dem Grundsatze ausgehen müssen, daß ärmeren Leuten weniger

Kinder, reicheren mehr Kinder zuzumuten sind. Beträgt also die Hinterlassenschaft etwa 50 000 Mark und der Erblasser hat bloß zwei Leibeserben, so tritt der Staat als dritter Leibeserbe auf; bei 100 000 Mark sind vier Leibeserben normal, bei 1 Million und darüber fünf. Ein Mann mit einer Million und mit einem Kind könnte dem Kinde bloß den fünften Teil seines Vermögens, also 200 000 Mark, hinterlassen; alles andere fällt dem Staate anheim. Diese in den Augen der Besitzenden geradezu als unerhört sich darstellende Anforderung allein wird die sonst unvermeidliche allgemeine Teilabschreibung mit ihren chaotischen Folgen verhindern können. Sie würde hauptsächlich jene Kreise treffen, die durch kluge Vorsicht mit ihrem Blut durch Einsparung der Erzeugung gespart haben, die der Blutsteuer, der schwersten aller Steuern, sich entzogen. Ein im Kriege gefallener Sohn mag dann als halber Erbe gelten, sofern er nicht Nachkommen hinterläßt, und dieses Erbe kann seinen Geschwistern gutgeschrieben werden.

Namentlich unser Bauernstand würde durch eine derartig gestaffelte Erbschaftssteuer wenig belastet werden. Am meisten würde beschwert werden der Kriegswucher, der sich gewöhnlich mit kleiner Kinderzahl vergesellschaftet.

So müssen wir mit den Schmarotzern aufräumen. Berufslos dürfen nur mehr sein Kinder und Alte und Kranke. Alle andern, ohne Rücksicht auf Geschlecht und Abstammung, haben sich einen Beruf zu wählen und diesen Beruf auszuüben. Unter Beruf ist die Ausübung der täglich anfallenden Arbeit zu verstehen. Einen Beruf zu haben ist ebenso sehr Staatsangelegenheit wie das Sparen mit Materialien. Beruf ist also die Tätigkeit einer Hausfrau, wenn sie die Hausarbeit selbst verrichtet; kein Beruf ist die bloße Leitung der Familienarbeiten. Beruf ist die Leitung einer Landwirtschaft, nicht aber der bloße Besitz; auch nicht der eines Hauses in der Stadt. Solche Viertelberufe sollen für Dreiviertelkranke aufbewahrt bleiben. ‚Als Hausbesitzer bezeichnen wir denjenigen, dem hinter einer ersten und meistens einer zweiten Hypothek der Restwert eines Hauses zusteht und der bei aller Freiheit im Umbauen und Vermieten doch in vielen Fällen nichts anderes ist als der Verwalter seiner Hypothekengläubiger. . . .‘ So beschreibt Rathenau gut beobachtend den modernen Hausbesitzer der Großstädte. Und dieses Eintreiben des Mietzinses ist die Lebensbeschäftigung eines gesunden Mannes, und diese Beschäftigung soll eine ganze Familie gut nähren! Ich verstehe Rathenau nicht, wenn er offenbar mit der Bedrängnis dieser Klasse des Mittelstandes tiefes Mitleid hat, während er ohne jedes Mitgefühl den Untergang des kleinen Geschäftsmannes als notwendig hinstellt.

Durch schwere Besteuerung können wir die Grundlage des Schmarotzertums wegräumen, ohne das Privateigentum prinzipiell zu verneinen und ohne dadurch den Aufstieg einzelner Individuen und einzelner Familien unmöglich zu machen. Verhindert werden soll, daß entartete Söhne tüch-

tiger Väter zu lange im Genusse der Früchte der Tüchtigkeit ihrer Eltern bleiben; verhindert werden soll, daß ein planmäßiger Raubzug in die Taschen der Bürger genügen soll, um Jahrzehnte hindurch nicht nur den Ausbeuter, sondern auch dessen Kinder und Kindeskinder vor der Pflicht zu arbeiten zu schützen. Zwei pathognomische Zeichen innerer Erkrankung lassen auch den Blödesten die Krankheit erkennen: der entsetzliche Wucher während des Krieges bei dem Manne und die Schaumschlägerei bei dem Weibe. Schon lange vor dem Kriege sind wir in eine falsche Erklärung des Begriffes Bildung gekommen. Wir sahen alles für Bildung an, was ermöglichte, das Leben uns angenehmer zu machen; wir verwechselten Bildung mit Besitz und kamen dadurch zum Klassenstaat. Der körperlich Arbeitende stand außerhalb der gesellschaftlichen Ordnung; er fühlte sich verachtet und sein ganzes Bestreben war demgemäß, aus dieser Masse herauszukommen. Während ich dies niederschreibe, höre ich das Krachen des Einsturzes des bisherigen Klassenstaates. Unser Bestreben muß sein, den Arbeiter zu einem Stande zusammenzufassen, diesem Stande volle Gleichberechtigung zu geben und in die Staatsordnung einzupassen. Mit der Hochschätzung der körperlichen Arbeit beginnt die Grundlegung zur Selbstachtung der Arbeiter. Von jeher habe ich diesen Standpunkt eingenommen und in Schriften vertreten, auch in dieser Zeitschrift. Was wir, die Oberschichten, zu rechter Zeit langsam zu tun versäumt haben, holt der Krieg und seine Folgen, der Erneuerer und Förderer, in gewaltsamer Änderung nach. Gerade der Mittelstand hat Veranlassung zur Neuorientierung. Bisher sah er mit Andacht zur Hochfinanz empor, die ihn nur widerwillig mitkommen ließ; gegen den Stand der körperlich Arbeitenden, den Bauern und den Fabrikarbeitern, aus denen er größtenteils selbst hervorgegangen war, zog er sich mit Schaudern zurück. Es gibt eine ganze Klasse, einen ganzen Stand, der dazu diente, Halb- und Viertelschmarotzertum zu erermöglichen, dessen Existenz erst dem Wucher der Männer Sinn gibt und dessen Dasein die hohle Schaumschlägerei der Frauen ermöglicht. Dieser Stand ist der Dienstbotenstand. 1 200 000 Dienstboten der Hauswirtschaft gab es vor dem Kriege in Deutschland. Und die Dienstboten des häuslichen Lebens traten da am gehäuftesten auf, wo zentrale Einrichtungen: Licht, Wasserleitung, selbst Beheizung, Wäschereinigung außerhalb der Familie usw. die Dienstboten am entbehrlichsten machten; wo die Anhäufung kochfertiger Nahrung in nächster Nähe lag. Die häuslichen Dienstboten konzentrierten sich in Großstädten, in den Häusern der Finanzleute, der Beamten und Offiziere, kurz, überall da, wo die Frau ihr Hauswesen ‚leitet' und sie selbst Schaumschlägerei trieb. Das Wegfallen von Berufsaufgaben und der Erfolg des Frauenberufes durch Sprechdamen-Beschäftigung habe ich in der Kontroverse mit Elisabeth Gnauck-Kühne in dieser Zeitschrift aufgedeckt. Eine derartige Schaumblase habe ich damals aufgestochen; Dutzende sind seitdem an deren Stelle getreten. Auch sie werden platzen. Das Verderbliche aber ist, daß diese Seifen-

bläschen tief in die Poren der Hauswirtschaft eindringen, daß sie uns den Rest der deutschen Hausfrau wegdisputieren. Alle diese Damen, die dafür die Dienstboten regieren lassen, haben gar keine oder eine ganz geringe Kinderzahl. Die Kinderzahl fällt mit der Zahl der Dienstboten, verhält sich also geradezu naturwidrig, und jetzt eben genießen wir die Früchte dieser Naturwidrigkeit. Mindestens die Hälfte der Dienstboten ist ein Luxus, ist überflüssig. Auch hier muß der Hebel der Sanierung des Volkes eingesetzt werden.

Eine Mutter, die ihr Kind selbst pflegen muß, merkt bald den großen Unterschied in der Gesundheit und damit auch in dem geringeren Pflegebedürfnis des gestillten Kindes gegenüber dem Flaschenkind. Selbstpflegen und -stillen gehören unzertrennbar zusammen. Das Flaschenkind bleibt sein Lebtag ein zartes Geschöpf. Trotz der besten Pflege sterben bei Flaschenkindern 15 Prozent ab, bei schlechter Pflege 30 Prozent; bei den Brustkindern sinkt die Sterblichkeit auf 7¹/₂ Prozent herab. Die Versagung der Brust kostet dem deutschen Volke alle Jahr hunderte Millionen. Die Verschwendung der ‚Kunst'ernährung kann sich nur ein sehr reiches Volk leisten; das aber sind wir nicht mehr und werden es Jahrzehnte lang nicht mehr werden. Die in den Häusern der Vornehmen beschäftigten Dienstboten nehmen viel eher und viel anhaltender die Laster ihrer Dienstherren an als die Tugenden derselben. Und wenn man immer wieder über die geringe Zufriedenheit der unteren Volksschichten klagen hört, ja, wer hat ihnen die Begehrlichkeit mit Gewalt beigebracht? Wir, der Mittelstand. Häusliche Dienstboten sollen nurmehr halten dürfen die Kranken, die Gebrechlichen und die Kinderreichen. Auch die Pseudofamilie der Junggesellen muß verschwinden, sie absorbiert nutzlos viel zu viel Volkskräfte. Die Hagestolze mögen sich wiederum einer Familie angliedern. Das Halten von häuslichen Dienstboten bei Gesunden muß mit der Summe als Extra-Steuer belegt werden, die dem Lohn der Dienstboten gleich ist.

Etwa fünf Millionen Arbeitspersonen, einschließlich des Ausfalles fremder Hilfspersonen, hat Deutschland durch den Krieg eingebüßt; einen großen Teil können wir durch Einsparung überflüssiger häuslicher Dienstboten national-ökonomisch ersetzen. Das ist eine um so ausschlaggebendere Summe als die Schuldenlast des Volkes rasend sich vervielfältigte.

Die gleiche Summe von Arbeiterhänden werden wir durch die Herabsetzung des Standes unseres Heeres ersparen. Die anscheinend endlose Schraube der Soldatenvermehrung ist gewaltsam auf einige Gewindetouren zurückgedreht worden.

Mit der Heranziehung des Soldaten, des ‚Privatiers', und der Damen zur Arbeit dürften die Hauptquellen noch nicht erschöpft sein. — Eine sehr beträchtliche Menge von Arbeitskräften können wir aus den Scheinberufen herausziehen, namentlich aus dem Handel. Auf den Pseudoberuf ‚Hausbesitzer' habe ich schon hingewiesen. Rathenau beschreibt genügend überzeugend den Mißstand in unserem Handelsgewerbe, in dem

einer dem andern nachlauft und ihn zu verdrängen sucht. Wir, die wir vom Lande stammen, haben uns längst schon über die Unmasse von Unter- und Zwischenhändlern, über die große Zahl der ‚Reisenden' gewundert.

Das Schmusen war früher die Beschäftigung kränklicher oder alter Leute, heute ist es Hauptberuf der strammsten Burschen geworden. Eine geradezu verhängnisvolle Umwandlung beobachte ich seit Jahrzehnten bei den Kleinkaufleuten der Kleinstädte. Früher hatte so ein Krämer einen Laden, den die Frau besorgte. Der Mann war ‚Ökonomiebürger', fuhr mit Kühen. Der Krämer rückte zum ‚Kaufmann' auf, ohne daß sich aber die wirtschaftliche Grundlage änderte. Der ‚Kaufmann' kann aber unmöglich Dünger ausfahren. Die Landwirtschaft wurde verkauft, und der Mann ging ‚Kundschaft trinken'. Der früher in geordneten Verhältnissen lebende Kleinbürger ging zurück und klagte alle möglichen Dinge, nur nicht sich selbst, als Schuld hiefür an. Natürlich wurde das Fräulein Tochter in das Institut zur Ausbildung geschickt. Man nannte das ‚kapillaren Aufstieg', in Wirklichkeit war es gesellschaftlicher Selbstbetrug. Während des Krieges sind dann manchen die Augen aufgegangen. Ebenso machten es die Gastwirtschaftspächter usw. Sie alle müssen wieder zu einem wirklichen, die Tätigkeit eines Mannes wohl absorbierenden Berufe zurückkehren.

Rathenau bereitet auf den Untergang vieler Luxusgewerbe vor. Die dort frei werdenden Hände müssen produktiv verwertet werden.

Eine sehr beträchtliche Menge Arbeitskräfte können wir aus unserer Jugend herausziehen.

Unser Volk litt vor dem Krieg an der Krankheit der Verschulung. Alles, was nur immer didaktisch zusammengefaßt werden konnte, wurde Gegenstand schulmäßiger Traktate. Dabei wurde die Schule immer mehr Selbstzweck. Ein unglaubliches Wortwissen wurde von seiten des Staates gefördert, und die Bevölkerung nahm den amtlich abgestempelten Grad der Schulkenntnisse sich selbst täuschend als den Maßstab der praktischen Kenntnisse. Wie sehr das Wortwissen in der Hochachtung stieg, beweist das immer stärker werdende Bestreben gewisser Erwerbszweige nicht nach Verlängerung und Vertiefung des Fachstudiums, sondern nach Verlängerung der Mittelschulen. Pharmazeuten, Tierärzte, Landwirte, Kaufleute, alle wollen den Juristen gleich gelten und verlangen neun Klassen Mittelschule. Ich habe auf diese Übelstände auch in dieser Zeitschrift hingewiesen und würde in einer Verkürzung des Mittelschulstudiums um 2 Jahre lediglich eine Schädigung der Gymnasialprofessoren erblicken; alle übrigen würden gewinnen. Ein erschreckend großes Kapital von Arbeitskräften liegt durch die mangelhafte Organisationskraft unserer Schulleitung brach. Das kann nicht länger so bleiben. Man bedenke, daß die schulmäßige Rationalisierung unseres Lebens eine innere Grenze hat und daß wir diese Grenze vor dem Kriege längst überschritten hatten.

Dann haben wir zuviel Offiziere; ihre Zahl wird nur mehr Prozente

der vorkriegerischen Zeit betragen. Eine Anzahl von Ärzten mißbraucht ihr Wissen zur Förderung der weiblichen Unzucht; diese Pluszahl müssen wir abschneiden. Der Rechtsanwälte sind ebenfalls zuviele; einige verdrehen nicht bloß die Gesetze, sondern auch das Rechtsbewußtsein des Volkes. Über die Staatsbeamten wollen wir noch reden. Privatbeamte, Agenten aller möglichen Unternehmungen mehren sich ohne objektives Bedürfnis. Und infolge dieser nicht genügenden Beschäftigung die ewige Unruhe, die ‚Aufklärung'. ‚Das typische Schicksal des Wirtschaftsmenschen der Zukunft ist das Arbeitertum, d. h. der Einsatz von Persönlichkeit, Zeit, Vorbildung, Kraft für den Erwerb von Existenzmitteln. . . . Nicht bloß die Kunst, auch die Begabung geht nach Brot.'*

Damit dürften die Hauptquellen, für den Fünf-Millionen-Ausfall Ersatzkräfte zu finden, im allgemeinen erschöpft sein. Mit Hilfe dieser Arbeiterquellen werden wir sicher über die Hälfte, vielleicht zwei Drittel des Ausfalles hereinbringen. Der Rest muß durch Arbeitsintensität gedeckt werden.

Die Hauptwucht der Arbeitsintensität fällt naturgemäß auf die bisherige Hauptmasse, auf jene, die wir bisher unter dem Begriff ‚Arbeiter' zusammenfaßten.

Diese Bezeichnung ‚Arbeiter' ist allerdings die schwerste Beleidigung für uns, die Kopfarbeiter. Auch wir werden hungrig und durstig, müde und abgespannt, auch wir brauchen Kleidung, Wohnung und Nahrung. Wir ‚arbeiten' ebenso wie die Fabrikarbeiter, ja vielfach länger, intensiver, aufregender, abquälender. Aber den Erfolg unserer Arbeit kann man nicht mit den Sinnen wahrnehmen. Wir brauchen uns daher vor den körperlich Arbeitenden nicht zu demütigen, nicht vor ihnen zu kriechen. Sie brauchen uns, und wir brauchen sie. Die Zukunft Deutschlands hängt davon ab, ob die Deutschen, ob reich oder arm, ob alt oder jung, das Bewußtsein erlangen und dieses Bewußtsein in die Tat übersetzen, daß wir alle arbeiten müssen und daß wir gegenseitig aufeinander angewiesen sind.

In der Gesellschaft für soziale Reform in München hielt Professor Dr. L. Brentano vor kurzem einen Vortrag über ‚Arbeitslohn und Arbeitszeit nach dem Kriege'. Die Ausführungen Brentanos fassen die ‚Münchener Neuesten Nachrichten' Nr. 523, Jahr 1918, also zusammen:

Seit August 1914 sind die Löhne bedeutend gestiegen. Es gibt Löhne, die im Vergleich zu dem, was die Arbeiter früher verdient haben, nur in den Kriegsgewinnen ihr Gegenstück haben, die gewisse Betriebe einheimsen. Aber ebensowenig wie alle Unternehmer solche Gewinne einziehen, ebensowenig darf man die Lage der Arbeiter nach außerordentlichen Bezügen beurteilen. Zudem herrschen selbst über die Löhne, die am meisten gestiegen sind, ganz übertriebene Vorstellungen. Der Vortragende führte zum Be-

* Alois Fischer, Über Beruf, Berufswerk und Berufsberatung, Leipzig, Verlag von Quelle & Meyer, 1918. Seite 17.

weise dessen die Ergebnisse einer Umfrage des Deutschen Metallarbeiterverbandes unter den Rüstungsarbeitern und Feststellungen des Kaiserlichen Statistischen Amtes an. Nach diesen Feststellungen stieg der Durchschnittstaglohn eines Arbeiters der Industrie von 5,10 Mark im Jahre 1914 auf 10.79 Mark im Jahre 1917 (109 v. H.), der Arbeiterin von 2.29 Mark auf 4.87 Mark (113 v. H.). Dies bedeutet eine beträchtliche Steigerung des Geldlohnes. Dabei ist aber zu bemerken, daß der Taglohn der Arbeiterin noch immer nicht die Höhe des Taglohnes des Arbeiters bei Kriegsbeginn erreicht hat. Die Löhne der Arbeiterin sind heute im Gegensatz zur Zeit vor dem Kriege von ausschlaggebender Bedeutung für die Lebenshaltung der Arbeiterbevölkerung. Doch abgesehen davon, nicht auf die Höhe des Geldlohnes kommt es an, sondern darauf, was man damit beschaffen kann. Es ist zweifelhaft, ob jene Arbeiter, die heute hohe Löhne beziehen, besser daran sind wie im Frieden; mag es ihnen auch vielfach besser gehen wie Gelehrten, Beamten, Künstlern usw., so können doch weite Kreise der Arbeiterschaft nur unter Entbehrungen leben. So steht es mit den Löhnen.

Auch die Grenzen des Arbeitstages sind stark verrückt worden. Es galt, viel zu erzeugen, und dieses Ziel konnte vorübergehend durch eine Verlängerung der Arbeitszeit erreicht werden. Die Durchführung des Arbeiterschutzgesetzes ist ganz außer Rand und Band geraten. Daß Löhne und Dauer der Arbeitszeit, so wie sie augenblicklich sind, nach dem Kriege nicht bleiben können, liegt auf der Hand. Aber von welchen Gesichtspunkten soll die Neuordnung geleitet sein? Schon werden Stimmen laut, die einfach eine Herabsetzung der Löhne ohne Rücksicht auf die Leistungsfähigkeit fordern. Dagegen wollen dieselben Stimmen von einer Rückkehr zur früheren Arbeitsdauer nichts wissen. Die Organisation der Arbeiter ist durch den Krieg geschwächt worden. Die Arbeitgeber halten den Tag für gekommen, nach dem Kriege manches zurückzuerobern, was die Arbeiterorganisation ihnen vor dem Kriege abgerungen hat. Das läßt mit Schrecken an die Wirtschaftskämpfe denken, die folgen müssen. Wie wenig wird unser Volk solche Kämpfe zu ertragen imstande sein! Wir haben im Kriege unsere Vorräte aufgebraucht und haben nur Wertvernichtung produziert. Nach dem Kriege gilt es, das Versäumte nachzuholen, wieder aufzubauen. Wir werden drei Millionen Arbeitskräfte weniger zur Verfügung haben und haben Milliarden an Kapital verloren. Eine Verschlechterung der Lebenshaltung der Arbeiter ist nicht der Weg, um eine Steigerung und Verdoppelung der Produktion zu erzielen. Arbeiterausstände werden die Folge sein und damit das Gegenteil herbeiführen.

Professor Dr. Brentano erläuterte hierauf auf Grund der Urteile und Forschungen der Wissenschaft die Frage, welche Lohnhöhe und Dauer der Arbeitszeit die größtmöglichste Produktivität erwarten läßt. In eingehenden Ausführungen betonte er den Grundsatz, daß hoher Lohn und kurze Arbeitszeit die größte Leistungsfähigkeit gewährleisten: Allerdings die Steigerung des Lohnes und die Verkürzung der Arbeitszeit haben ihre Grenzen. Nicht

jede Lohnerhöhung und nicht jede Verkürzung des Arbeitstages führt zu einer Steigerung der Arbeitsleistung. Diese Steigerung tritt nicht ein, sobald der Lohn den Bedürfnissen des Arbeiters nicht entspricht. Der Redner zeigte dann, wie hoher Lohn und kurze Arbeitszeit zu einer verbesserten Technik führen und ein schlechter Lohn und lange Arbeitsdauer zur Ursache des Zurückbleibens der technischen Entwicklung eines Volkes werden.

Der Krieg hat uns unzählige Arbeitskräfte genommen oder sie der Arbeit entwöhnt. Die Wiederbeschaffung einer Arbeiterbevölkerung so zahlreich und so leistungsfähig wie die alte ist die wichtigste volkswirtschaftliche Aufgabe nach dem Kriege. Das Dringendste, was not tut, ist eine gesteigerte Menschenökonomie. Das einzige, was das heruntergebrachte Europa aufrichten kann, ist die Erzielung eines Menschenschlages rüstiger Arbeit und dies allein ist imstande, eine neue Generation ins Leben zu rufen. Und dazu ist die Festsetzung eines Arbeitslohnes und einer Arbeitszeit nötig, bei denen die größte Leistungsfähigkeit der Bevölkerung dauernd erzielt wird. Dies wird dann möglich sein, wenn die systematische Arbeitsmethode des Taylorsystems durch eine ebenso wissenschaftlich aufgebaute Methode der Festsetzung des Lohnes und der übrigen Arbeitsbedingungen ergänzt wird. Die Möglichkeit dieser Festsetzung hat die Wissenschaft bereits gezeigt. Es kommt darauf an, für jedes Gewerbe festzustellen, was der Arbeiter an Nahrung, Kleidung und Wohnung benötigt, um seine im Gewerbe verbrauchte Arbeitskraft wieder zu ersetzen. Bei der Bemessung des Geldlohnes müsse noch in Rechnung gestellt werden ein Posten, den der Arbeiter nötig hat, um eine Familie zu begründen und zu erhalten, ein Posten, der ihn in die Lage versetzt, an den kulturellen Errungenschaften und am politischen Leben des Volkes teilzunehmen, und schließlich ein Posten, den er sich zurücklegen kann und der ihm die Aussicht eröffnet, sein Los zu verbessern. Die Löhne und Arbeitsbedingungen müßten durch die Organisationen der Arbeitgeber und Arbeitnehmer in Tarifverträgen festgelegt werden, und das so in Kollektivverträgen Festgesetzte müßte rechtsverbindliche Kraft haben für sämtliche im betreffenden Berufszweige tätigen Arbeiter. Damit schwindet die Gefahr, daß unser Vaterland durch Arbeitseinstellungen und Arbeitsaussperrungen vollständig zerrüttet wird. Um dieses Ziel zu erreichen, ist es notwendig, daß der Absatz 2 des § 152 der Gewerbeordnung beseitigt wird. Die Männer, die heute am Ruder sind, sind, wie der Vortragende auf Grund persönlicher Kenntnis mitteilte, alle für diesen Plan eingenommen. Mit dieser Versicherung schloß Professor Dr. Brentano seine zweistündigen Ausführungen.

Mit Brentanos Ausführungen muß man völlig einverstanden sein; nur vergißt Brentano hinzuzusetzen, woher wir den Plusaufwand nehmen sollen. Das müssen sich auch die Arbeiter immer wieder in das Gedächtnis rufen, daß die goldene Zeit vor dem Kriege unwiederbringlich auf Jahrzehnte vorbei ist und daß der Maßstab der Anforderung im allgemeinen, also auch

bei vielen Ausgaben bei den Arbeitern, herabgesetzt werden muß. Woher soll der Mehrbedarf für die Arbeiter kommen? Der Taylorismus, auf den Brentano zurückgreift, erforscht die Sinnestätigkeit im Zusammenhang mit der Reizbeantwortung, frägt darnach, welche Höchstleistung ein Arbeiter bei der einzelnen Hantierung oder Verrichtung noch erzielen kann, und zwar in der kürzesten Zeit; er zieht dann aus dieser Beobachtung die Schlüsse, gibt dem Arbeiter ein Tagespensum, das über den Durchschnitt ist, aber die Höchstgrenze doch nicht erreicht, verlangt also eine intensive Inanspruchnahme des Geistes und des Körpers. In bestimmten Grenzen gehalten, fördert der Taylorismus die Produktion; überschreitet er aber diese Grenze, so tritt vorzeitige Abnützung und Vermehrung der Unfälle ein. Der Taylorismus führt zur Abkürzung der Arbeitszeit und dadurch zur Befreiung des Arbeiters von der Knechtschaft der Maschine und ist zweifellos die Arbeitsmethode der Zukunft.

Über die zukünftige Arbeitsmethode des Mittelstandes möchte ich nur das eine bemerken: Erzählungen vom Frühschoppen und blauen Montag werden märchenhaft klingen.

Eine Besprechung für sich beansprucht der Beamtenstand. Der deutsche Beamtenstand gleicht in mancher Beziehung der katholischen Kirche. Er hat die Fähigkeit der geistigen Fortpflanzung, ja die Selbstregierung, die bisher die einzige Möglichkeit war, deutscher Beamter zu werden. Drei Jahre spezielle Volksschule, neun Jahre Mittelschule, eigens für den zukünftigen Staatsbeamten geschaffen und nach dieser Richtung geleitet, vier Jahre Hochschulstudium mit möglichst exklusivem Umgang, dann noch mehrere Jahre praktische Einführung in das Referat, also zwanzig Jahre mindestens Pressung nach der Form muß der deutsche Staatsbeamte hinter sich haben, um auf die unterste Stufe des sog. höheren Beamtentums zu gelangen. Und dann beginnt erst die Qualifikation, d. h. der Zwang, so zu denken oder doch wenigstens so zu sprechen, wie die Vorgesetzten es wollen. Namentlich bei jeder gehobenen Stelle ist die Vorfrage: Paßt der Bewerber ins Kollegium hinein? Kopf und Rückgrat des Staatsbeamtentums sind die Juristen. Sie leiten alles, sie entscheiden alles, sie nehmen alle Ehren in Anspruch, sie haben allein das Recht, bei Mißlingen die Fachmänner als den schuldigen Teil hinzustellen. Kein Staat der Welt wohl hat einen Beamtenstand, der gewissenhafter, treuer, ergebener die Ressortarbeiten erledigt wie Deutschland.

Die ganze Staatsmaschinerie schien wohl geordnet und gut geschmiert zu sein. Nur ab und zu deutete ein leises Reiben an, daß das Öl auszugehen drohe. Plötzlich sprang ein Rad aus. Der Krieg, diese wilde Katze, biß dem Staatsbeamtentum den Kopf ab. Die Leitung der Staatsgeschäfte ging auf nichtressortmäßig vorgebildete Personen über. Im Grunde genommen ist die Demokratisierung nichts anderes als eine Auflehnung der Allgemeinbildung, des sog. Hausverstandes gegen die Herrschaft der Schule, wie sie bei den Juristen schroff zum Ausdruck kam.

Wird sich der neue Glaube, daß zum Regieren des Staates allgemeine Kenntnisse nützlicher sind als juristisches Spezialstudium, durchsetzen? Im Grunde genommen geht der demokratische Ansturm lediglich gegen den Juristenstaat. Wir Techniker waren immer in zweiter Linie und werden es auch in der neuen Leitung bleiben. Selbst in der wildesten Zeit der athenischen Demokratie, als man die — juristischen — Ämter nach dem Ergebnisse der Würfel verteilte, wagte man nicht, Staatsstellen, die spezifische Kenntnisse verlangen, an Laien zu vergeben. Der Juristenstaat und die Staatsjuristen haben den Anschluß an die neue Zeit versäumt. Das war die Folge ihrer exklusiven Kastenselbsterzeugung, die durch keine Gegenmaßregel in ihrer Schärfe eingedämmt wurde. Vor Jahren schon gab ich den Staatsleitern den Rat, die Vorbildung der zukünftigen Staatsbeamten breiter zu gestalten, den Blick der zukünftigen Staatsleiter durch Einfügung in das Volk während der Vorbildung zu erweitern, indem man vollbrachte körperliche Arbeit als Vorbedingung der Aufnahme in die Bewerberliste aufstelle: diese Forderung wurde einfach als undiskutabel erklärt. Vielleicht hätte ein derartig vorgebildetes Staatsbeamtentum den von jedermann vorausgesehenen Lauf des Wagens nach links sicherer lenken können. Das Staatsbeamtentum muß mehr Fühlung mit dem Volke bekommen, und der sichtlich erlahmende Führergeist der Beamten muß wieder gehoben werden. Nicht mehr Ressortbeamter, sondern Staatsbeamter im wirklichen Sinne des Wortes muß er werden; nicht mehr die Schreibstube, sondern das große Vaterland ist sein Wirkungskreis. Die immer mehr überhandnehmende Forderung, daß der Staatsbeamte Lohnarbeiter ist, der nach dem Schlage der Stunde arbeitet, erzeugt keinen Mucius Scävola, den wir so notwendig brauchen. Die Hauptanforderung an den Staatsbeamten der Zukunft ist die Verbreiterung ohne Verflachung. Das mehrt seine Aufgabe, das mehrt aber auch seine Bedeutung. Ich habe schon darauf hingewiesen, daß Vorbildung, Wissen und persönliche Eigenschaften des demokratischen Staatsbeamten tiefer sein müssen als die des reinen Beamtenstaates. Wenn ich den Staatsbeamten der Zukunft rate, ihren Blick zu erweitern, so will ich damit nicht die öde Vereinsmeierei empfehlen. Früher erhob man eine Rundfrage, wenn man eine Frage nicht lösen wollte; heute gründet der Staat einen Verein. Viele Vereine muten an, als ob sie bloß die Ablegestücke und die Rednerbühne für selbstberäuchertes, zur Entladung drängendes Spannungsgefühl wären. Die Frauenwelt ist gegenwärtig davon arg ergriffen. Eine Unmasse von Zeit, Kraft und Geld wird durch Vereinsmacherei verschwendet. Das ändert sich wohl von selbst, wenn Mann und Frau ihren Beruf haben. Aus dem Berufszwang erhoffe ich nur eine solide Basis für die neue Gesellschaftsordnung.

Eine Neugestaltung bedarf auch das Verhältnis der Männer- zur Frauenarbeit. Der Mann drängte sich im Frieden in alle Aufgaben der Frau ein, warf diese in seiner gewohnten Brutalität aus allen Berufen heraus und erhob dann lebhafte Anklage, wenn eine Frau auch ihren An-

teil an dem ursprünglichen Frauenarbeitberuf verlangte. Auch hier hat der Krieg schaffend gewirkt. Was jahrzehntelanger Arbeit und Bestrebungen der Frauen im Frieden nicht geglückt ist, haben einige Kriegsnotjahre herbeigeführt.

Der Krieg hat auf allen Gebieten seine vorwärtsstrebende, seine fördernde Kraft geoffenbart. Diese Kraft liegt mehr auf dem Gebiet des Geistes und des Willens, während sein Zerstörungstrieb auf der realen Basis der Wirtschaftlichkeit sich auswirkte. Ich rechne es dem Krieg hoch an, daß er uns unsere kranken Eigenschaften zum Bewußtsein gebracht hat. Der Einwand, daß der Krieg Wucher bei den Männern und Luxus und Spielerei bei den Frauen gebracht hat, ist nicht richtig. Er hat die in unserer Seele schlummernden Kräfte, also auch die bösen, lediglich gezeitigt; der Krieg ist eine Erkrankung, aber keine Krankheit der Völker. Dringt ein schädlicher Fremdkörper in den Leib eines Individuums ein, so sucht sich das Individuum dieser Gefahr zu erledigen. Er nimmt alle seine Kräfte zusammen und konzentriert sie auf den Angriffspunkt. Kurzsichtige sprechen dann von der Krankheit Lungenentzündung und Fieber; der Fachmann weiß, daß diese Krankheiten nur der sichtbare Ausdruck der Heiltendenz ist, des Bestrebens, die in der Lunge haftenden Fremdkörper zu vernichten. So ist es auch im Völkerleben. Auch hier mutet vieles als Krankheit an, was nur Heilungstendenz ist, und wie im Einzelindividuum die konstitutionelle Schwäche sich in der Krankheit zeigt und zur Kräftigung nach der Genesung auffordert, so auch im Völkerleben. Der Aufbau, die weltbedeutende Geltung der Völker beginnt erst nach dem Kriege. Schon nach hundert Jahren wird niemand darnach fragen, wer den Krieg gewann, sondern wer den Frieden gewann.

Und den Frieden werden wir gewinnen, weil wir den Krieg verloren haben und dadurch zur größeren Einsicht in unsere Schwäche gekommen sind, und weil wir durch die Folgen des verlorenen Krieges unseren Schwächen nicht mehr neue Nahrung zuführen können. Das Leben der Nationen und der Völker bemißt sich nicht nach Jahrzehnten, sondern nach Jahrhunderten. ‚Noch nie ist ein großes Volk durch das Schwert zugrunde gegangen; immer durch die eigene Schwäche‘, rief ich vorahnend bei Beginn des Krieges den Deutschen zu. — Wir werden's machen. Wir Älteren haben ja genossen, wir müssen uns damit trösten, daß wir unerhört gute Tage gehabt haben; die Jüngeren dürfen mit Zuversicht auf einen ruhmvollen und sorgenfreien Abend hoffen. Wenn sie am Abend ihres Lebens sich sagen können, daß sie das darniederliegende Vaterland durch die Arbeit eines einzigen Menschenalters aufgerichtet haben, so haben sie mehr getan als wir. Über der Kriegerkrone steht die Bürgerkrone.

Nachschrift nach der Revolution.

Ein Drama ist zu Ende, hoch und hehr, wie es keine menschliche Phantasie zu erdenken vermocht hätte. 80 Millionen Deutsche — Reichsdeutsche und Deutsch-Österreicher; die anderen ‚Bundesgenossen' waren mehr Hindernis als Nutzen — kämpften 50 Monate lang gegen eine mehr als zehnfache Übermacht. Nur der unendliche Raum mit seinen Bodenschätzen hat unsere Kriegsmacht überwunden. Und der leitende Gedanke, der diese Wunder vollbrachte, war der nämliche, der in Etzels Speisesaal ihre Vorfahren in den Tod trieb: die Personentreue, die Hingabe von Leib und Seele für einen anderen. Diese echt deutsche Tugend war 3000 Jahr lang das Leitmotiv des völkischen Handelns. Was wir ihr verdanken, werden wir erst erkennen, wenn wir ihre Auswirkungen nicht mehr in uns haben. Die persönlichen Träger dieses Prinzipes waren die Fürsten und in ihrer Folge das Militär. Mit dem Auftakte der trotz aller Vorwürfe unserer Gegner doch in Wahrheit bestehenden Notwehr und des Schutzes des gemeinsamen Vaterlandes begann das Endspiel. Die Nibelungenrecken verblassen gegen die Helden des Weltkrieges. Ein dankbares Andenken wird das deutsche Volk ihnen bewahren. Ein Kranz von Sagen wird sich um sie bilden, ihre Fehler werden verblassen, ihre Tugenden werden in Liedern verherrlicht werden. Die homerische Beschimpfung des gefallenen Helden ist nicht mehr Sitte gebildeter Völker. Aber wo viel Licht, da ist auch viel Schatten. Die neuzeitliche Gier nach Lebensgütern des Genusses, das Anzeichen bürgerlicher Krankheit, hatte auch ihre Seele ergriffen.

Nicht die blinde Schicksalsgottheit, die Moira, schnitt den Faden ab. Ein Sittlichkeitsdrama war es, in dem der untergehende Held, persönlich nahezu schuldlos, für die nachwirkende Schuld seiner Vorgänger büßt. Und der siegreiche Gegenspieler ist die abstrakte Idee, die als solche Treue fordert. Scheinbar war es ein Weltwitz, daß nicht die Vertreter des Intellektes die regelrechten Vertreter der Vergeistigung, die menschlichen Träger der neuen Idee waren, sondern die Männer der Faust, die Konkreten. Aber der Weltwitz ist bloß scheinbar. In Wirklichkeit befand sich in der Schar der Personentreuen eine unendliche Menge von Mitläufern, die ebenso schnell der neuen Sonne sich zuneigten, wie sie sich von der untergehenden abwandten. Und von jeher war die Hand opferwilliger als der Kopf. Der Übergang vom Konkreten zum Abstrakten war schon lange vorbereitet, lag zum Greifen nahe in der Luft. Er wäre auch ohne den Krieg gekommen, aber bunter und mit Bruderblut besudelt. Auch hier erwies sich also der Krieg nicht bloß als Zerstörer, sondern auch als Erbauer, als Förderer. Und in dem er das zur Geburt nötige Blut in der Verteidigung der Allgemeinheit vergossen darstellte, hat er es verherrlicht, heroisiert. Aber zum Erfassen des Abstrakten, des Idealen, ist unser Volk noch lange nicht reif; ja es hat noch nie ein Volk gegeben, das fähig gewesen wäre, abstrakt zu denken und zu fühlen, zu handeln. Immer noch bedarf die abstrakte Idee

der konkreten Person als Träger, und so entsteht die Gefahr, daß lediglich ein Personentausch und keine Sachwandlung stattfand. Die Gefahr liegt um so näher, als die Neuordnung die andere Hälfte der Menschheit, die bisher politisch entrechtet war, die Frauen, plötzlich in das Staatsleben einbezieht, die Frauen mit ihrem konkreten, ihrem individuell begründeten Denken und Handeln. Die Gefahr der überwundenen Klassenregierung taucht in verschärfter Weise auf. Und schon stehen hinter den Unabhängigen, die doch mindestens den Schein des Klassenregimentes vermeiden wollen, die noch Radikaleren mit ihrer ausgesprochenen Klassengewalt, geschoben von dem bösen Prinzip der Zertrümmerung um der Zerstörung willen. Die Stimmen mehren sich und werden immer lauter, die die Schuld und die Schulden der Vergangenheit den Besitzenden allein zuschieben, die die erhöhten Rechte und verminderte Pflichten in Anspruch nehmen, die weniger arbeiten und mehr genießen wollen. Und leider sind diese Stimmen nicht bloß auf die Sozialdemokraten beschränkt, sondern auch linksstehende bürgerliche Parteigänger versprechen zur Gewinnung von Anhängern Unmögliches. Wir wissen noch gar nicht die Geldforderung unserer Gegner; wir wissen aber, daß unsere inneren Schulden die Hälfte des Nationalvermögens betragen. Und da wagt man schon das Hineintragen von Kunst und Wohlleben in das Volk vorzuspiegeln? Die kaum verlassene Wagenspur, die ins Unglück führte, die wahrheitwidrige Schönfärberei, wird von neuem befahren. Eine andere Gefahr für das Wirtschaftsleben ist in Rathenaus Vorschlägen der Vertrustung, des Großkapitalsregimentes enthalten und durch die Revolution entschieden nähergerückt.

Daß mit der Ausscheidung der Treue zur menschlichen Person auch die Treue zum persönlichen Gott gefährdet wird, ist naheliegend. Religiöse Kämpfe aber haben noch stets die Wirtschaftsentwicklung niedergehalten.

Nur wenn alle Opfer bringen, der eine mehr, der andere weniger, nur wenn alle ihre Arbeitsleistungen erhöhen, werden wir wieder als mitbestimmendes Volk in den Völkerkreis eintreten; nur so war der Heldenkampf keine Etzelschlacht, sondern eine Götterdämmerung; nur so wird der Geist von oben und nicht der aus den Tiefen das neue Deutschland leiten.

Entwicklungsziele der katholischen Literatur
Von C. Th. Kaempf

Die begriffliche Sonderstellung der katholischen Literatur innerhalb der deutschen Nationalliteratur kann nur durch kunstkritische Erkenntnisse bedingt sein. Allerdings wurde in den letzten Jahrzehnten das literarische Schaffen katholisch-religiöser Dichter mit der Konfession verquickt. Das war naheliegend, da die betreffenden Künstler natürlich die Daseinsauffassung ihres Bekenntnisses in den Werken zum Ausdruck brachten. Aber im wesentlichen war diese Begriffsetzung zum wenigsten irreführend, denn die Künstler gestalteten nicht nach den Gesetzen ihrer Konfession, die überhaupt keine Schönheitssatzungen aufstellen kann, sondern aus einer Weltanschauung heraus, die allerdings im Katholizismus gipfelt.* Aber das Entscheidende ist doch die Lebensüberzeugung, aus der heraus die dichterischen Gesichte Gestalt annehmen. Es wird heute keinem beifallen, die mittelalterliche deutsche Kunst, die uns die ersten und tiefsten Fassungen der Parzival- und Faustsage, die unerreichte Fülle an Epen- und Märchendichtungen schenkte und endlich unsere Volkskunst bestimmte — als ‚katholisch' zu bezeichnen. Trotzdem aber lebt und webt in ihr der Weltgeist des Katholizismus, d. h. die sich im Katholizismus konzentrierende Weltauffassung. Wie diese eigentlich doch ebenfalls ‚katholische' Literatur damals Gemeingut ward, so sollte und könnte auch die neuere katholische Dichtkunst Allgemeinwertung finden. Zum Teil ist das auch der Fall. Es braucht nur an die Namen Hansjakob, Handel-Mazzetti und an den reifsten Sänger unserer gegenwärtigen Kriegszeit Heinrich Lersch erinnert zu werden. Aber diese über den engeren Kreis hinaus Anerkannten sind im Verhältnis zu den weiterhin Berufenen in der verschwindenden Minderheit. Vollends wird das Mißverhältnis der in berechtigter Geltung Stehenden offenbar, wenn die Fülle der in der sogenannten ‚modernen' deutschen Literatur vollkommen zu Unrecht überlaut herausgestellten Nichtigkeiten mit in Betracht gezogen werden. Es ist im letzten Jahrzehnt tatsächlich dahin gekommen, daß eine nebensächliche Anfängerin durch die willkürlich tonangebende Großstadtkultur schneller ihren Weg in die Menge finden kann als ein heimatverwachsener bewährter Dichter von Ruf.

Die äußere Ursache liegt klar zu Tage. Der Zeitwille des modernen Menschen begnügte sich in künstlerischer Hinsicht mit einem rein formalen Ästhetizismus, der lediglich einer verblüffend gehandhabten Technik den Vorrang einräumte. An die innere Wertigkeit dachte niemand. Sie war in Vergessenheit geraten und verschwand umsomehr aus der Berücksichtigung durch die Tageskritik, wie diese zunehmend von der gleichen unbesonnenen Lässigkeit ergriffen wurde. Wo fußte in den letzten Jahren

* Wir halten es nicht für wertlos zu betonen, daß der Verfasser dieses Aufsatzes kein Katholik ist. Seine vortrefflichen Ausführungen werden darum nur um so gewichtiger. D. Red.

die zünftige Kritik noch auf einer festen Weltanschauung? Eigentlich nirgends. Sie ging vielmehr liebedienend gleichen Schritt mit den auf- und niederwallenden Strömungen des Sozialismus, Naturalismus, Impressionismus etc. Nur zwei Gruppen hielten diesen Modezufälligkeiten bewußt stand. Die auf dem Materialismus gründende Urteilsfassung der intellektuellen sozialdemokratischen Gruppen und die von der volksentsprechend religiösen Lebensauffassung bedingte katholische Kunstkritik.

Diese letztere konnte von jeher für sich geltend machen, daß sie im Grunde jene Kunstwerte forderte, die in dem Kunstschaffen des Mittelalters geborgen lagen. Sie war in nichts von den idealen Absichten, von der Heiligkeit der künstlerischen Auffassung und der Volkstümlichkeit abgewichen, die den Schöpfungen der romanischen und gotischen Blütezeit deutscher Kunst entsprachen. Die Tatsache aber, daß wir in aller späteren Kunstübung nie mehr ein Gleichbedeutendes an Wert zu gestalten vermochten, bezeugt die Gültigkeit der sich in diesen Werken verkörpernden Grundsätze und Grundgesetze.

Das tendenziöse Schlagwort, daß jene Bindungen für die ‚Moderne' nicht mehr maßgebend sein könnten, ist hinfällig. Kunst ist außerzeitlich. In ihren Gesetzen und Bildungen. Tatsächlich erfuhr denn auch die katholische kunstkritische Überzeugung gerade durch die Jetztzeit ihre glänzendste Rechtfertigung. Die Umwertung, die der waltende Krieg überall vornahm, betraf sie in keinem Punkt. Im Gegenteil! Alles was die katholische Wertsetzung in kunstkultureller Hinsicht als allein entscheidend, trotz aller Anfeindungen, immer hochhielt, ward plötzlich zur Allgemeinforderung des Tages und des endlich zur innerlichen Besinnung auf das Ewiggeltende, überzeitlich Wesentliche gezwungenen Deutschtums.

Das darf nie mehr vergessen werden!

Es hat dann zu einer verschärften Herausprägung der entsprechenden Erkenntnisse zu führen. Klar und eindeutig müssen sie formuliert, mit verdoppelter Gewissenhaftigkeit beachtet werden.

Die Idee unseres Lebenszieles verdichtet sich uns in der Weltanschauung. Ihre Verwirklichung im geistig-seelischen und sinnlich schöpferischen Leben geschieht durch die Religion und Kunst. So betrachtet, ist das Wort von der gottesdienstlichen Berufung der Dichtung keine hohle Phrase. Wie denn auch die bei jedem Volke wenigstens einmal vorhandene Blütezeit der Nationalkunst Ziele verfolgte, die sich aus dem reinmenschlichen, religiösen Erlebnis ergaben. Aus ihm heraus keimt allein alles wahrhaft künstlerisch Wertige. Stellt es doch jene notwendige Bindung mit dem Ewigdauernden, Außerzeitlichen her, dessen verinnerlichter Besitz uns erst das Leben wert des Lebens macht. Das äußerliche Bekenntnis aber an eine Religion genügt dieser Anforderung nicht. Das Wort vom ‚Dienen' ist nicht im Sinne von ‚dienstbar', sondern ‚dienstfähig' zu gebrauchen. Das war das zeitweise Verhängnis, daß dieser Unterschied nicht immer beachtet wurde.

Vor gerade einem Jahrhundert nahm die Kunstgestaltungswelt aus katholischer Lebensauffassung mit Wackenroder den Anlauf, sich die alte Größe und Geltung wieder zu gewinnen. Aber die Romantiker waren keine philosophischen Geister. Sie blieben Schwärmer, denen jeglicher höhere Zug, jeder geniale Schwung fehlte. So konnte sich an ihnen die Tragik vollziehen, daß sie wohl empfanden und es auch laut bekannten, wie die sogenannte zweite Blüteperiode der neuhochdeutschen Dichtung nicht vom geistigen Willen des Volksganzen ausging, noch von dessen seelischem Empfinden getragen wurde, ohne imstande zu sein, die Entwicklung auf richtig erkannten Wegen zur Vollendung zu bringen. Sie suchten eben die Kunst zur äußerlichen Dienerin der Religion zu machen, statt in ihr selbst schon ein Ergebnis ‚aus dem persönlichen Glauben und die Erinnerung des Menschen in der Zeit an die Ewigkeit zu sehen'. Deutinger, der diese letzte Forderung aufstellte, charakterisierte das Verkehrte ihres Unterfangens treffend mit den Worten: ‚Nicht die Religion sollte die Poesie, sondern die Poesie das Wunder und die Religion erneuern.' Das Bekennen war ihr Ziel, nicht aber das religiöse Erkennen.

Ein einziger hatte die Kraft, sich bis zum Entscheidenden durchzuringen: Joseph von Görres. Er allein trachtete danach, die gesamte Kunstübung über die Wirkung des sich bald verflüchtigenden Schönheitsreizes, über die religiöse Gesinnungstreue hinaus zum Ausdrucksmittel eines gestaltwerdenden transzendentalen Erlösungsbedürfnisses zu erheben. Wie energisch begegnet er in den bezüglichen Überzeugungsäußerungen Schlegel, der seinem weitdringenden Blick nicht zu folgen vermag. Es war weiter kein Zufall, daß gerade Görres sich als der einzige zur Zeit der Romantiker ernsthaft und hingebend in die Welt der deutschen Mystiker versenkte. In ihr sprach sich das geistige Sehnen des Menschen mit unvergleichlich inbrünstiger Macht aus; sie war es, die das persönliche Ich zum erdbefreiten Gefäß Gottes machte und den Glauben an die Göttlichkeit der Seele nährte. Mit dieser Auffassung aber trat zugleich eine Verklärung in jenem Geist getätigten Schaffens, vor allem der Kunst ein. Sie gab ihr Tiefe und Gewalt, Innigkeit und Zartheit, Gesetz und Ewigkeitsbedeutung. Kein Wunder, daß sich hier Görres mit den Wünschen eines der tüchtigsten Köpfe der Folgezeit, eben jenem schon erwähnten Martin Deutinger berührt. Wie denn auch beide gleicherweise verurteilt waren, in ihren grundlegenden Hinweisen von der zeitgenössischen Mitwelt unverstanden zu bleiben.

Heute wissen wir sie zu werten. Jetzt ist uns die hohe Kunst nicht mehr denkbar ohne den seelisch-geistigen Gehalt des religiösen Erlebnisses. Nur insofern sie Aussprache dieser innersten Erschütterungen und Glückseligkeiten ist, gilt sie uns als wertig. Mögen diese Lebenserkenntnisse in der dramatischen Kunst oder der lyrischen Stimmungsschilderung, in der Versinnlichung eines tragischen Ringens oder einer still zufriedenen Daseinsfreude zum Ausdruck gebracht werden. Es kommt

nur darauf an, daß der auf das Göttliche in uns gerichtete Geist und das ins Überirdische verlangende Sehnen unseres Herzens sich in den ihnen gemäßen Formen äußern.

Diese damit verbundene tiefe Ursprünglichkeit des Schaffens schaltet naturnotwendig jede nur intellektuelle oder bloß ästhetisierende Kunstfertigkeit aus. Das Schaffen in jenem an die letzten Dinge greifenden Sinne muß durchaus volkstümlich sein. Denn wo immer wir im Schaffensprozeß der Menschheit ein Gestalten aus dem Sinnlichen nach dem Übersinnlichen sehen, vollzieht es sich in so leidenschaftlicher und monumentaler Form, so stark und so einfältig, daß es eine Allgemeingültigkeit des Erlebens in sich trägt. Nur aus dem Persönlichen kann das Überpersönliche erwachsen und das persönliche Erlebnis allein kann vollgültiger Träger der göttlichen Erkenntnis sein. Jede Person aber steht in der Anlage, im Werden und Sein gebunden an das Volksmäßige. Daher kann sie auch nur in eine kunstformende Erörterung jener Einsichten und Probleme treten, die, aus dem Volkseigenen geboren, die Volksallgemeinheit bewegen. An erster Stelle steht hier wieder die Auseinandersetzung des Außerweltlichen mit dem Natürlichen, d. h. das Sichausweiten des Menschlichen nach dem Göttlichen hin. Dann aber auch kommt die Fülle der Beziehungen des Menschen zu seiner Umwelt, zur Mitwelt, zur Heimat zu Worte. Daran anknüpfend wieder das Mannigfache der Wechselwirkungen von Mensch zu Mensch, wie sie das Zusammenleben, das Stehen unter den gleichen Geboten, der Daseinskampf und das Verlangen der Persönlichkeitsbehauptung mit sich bringt. Hierunter fällt auch als eines der vielen sich ergebenden Themen das Verhältnis vom Mann zum Weib, das leider in den letzten Entwicklungsperioden der Dichtkunst, aber auch der bildenden Kunst, ganz zu unrecht sich in den Vordergrund gestellt hat. Dieses dadurch gegebene Mißverhältnis allein beleuchtet in ausgiebiger Weise die Verwirrung, die in unser Kunstschaffen einreißen konnte.

Wenn so die Kunst wieder Ergebnis eines aus dem Born gültiger Lebensauffassung unmittelbar hervorbrechenden, immanenten Sehnens nach Höherem ist, und die Äußerung im Sinne der volklichen Veranlagung geschieht, wird sie auch formal die entsprechende würdige Eigenprägung aufweisen. Aus der umfassenderen Ursprünglichkeit des Kunstschaffens erwächst auch immer der diesem entsprechende besondere Formwille. Das Bewußtsein und den Stolz, einen solchen zu besitzen und fähig zu sein, ihn in die Erscheinung treten zu lassen, hatten wir in der allgemeinen Kunstverlotterung verloren. Wurzellos und wesensentfremdet wie der innere Gehalt der Kunst war auch die Art der Kunstgestaltung. Einzig das Formkönnen stand in Geltung. Das aber war die Ursache, daß alle Kunstbetätigung in Künstelei entartete. Den Inhalt bestimmte eben ein hohler, schemenhafter Ästhetizismus, die Form eine leere, an fremden Schönheitsbildungen geschulte, raffiniert gesteigerte Fertigkeit. Einzig in der Volks-

kunst, vollkommen abseits aller Tagesentwicklung, hat sich ein im deutschen Volkstum gründendes Formwollen erhalten. Es wird immer ein rühmliches und sprechendes Ehrenblatt in der Geschichte der katholischen Dichtkunst bleiben, daß sie, über alle Strömungen hinfort, stets der Volkskunst treu blieb, auf sie hinwies, selbst von ihr aus wiederholt eine Neugeburt der deutschen Poesie anstrebte und sie endlich für sich als die notwendige Grundlage bezeichnete. Daher auch mußte sie von jeher in schroffer Gegnerschaft zur Oberflächenkultur der sogenannten ‚schönen‘ Form, zu aller Geziertheit und Gespreiztheit stehen.

Der deutsche Formwille fordert eine restlose Durchgeistigung des Stofflichen. Er durcharbeitet die Motive oder Motivreihen mit der ganzen Kraft seines Geistes, bringt bis zum bewegend Organischen und rückt so die Vorlagen in eine Welt reinster Natürlichkeit, die, von allen Zufälligkeitserscheinungen und Augenblicksreizen frei, der Großartigkeit der Allschöpfung am nächsten kommt. Zuweilen geschieht dies derart erschöpfend, daß die Kunstformulierung Symbolwert erhält. Das wäre dann allerdings die letztmögliche Veredlung, die für uns eigentlich allein die Bezeichnung ‚vorbildlich‘ verdient. Sie stellt zugleich die gültigste Verschmelzung der inneren Werte mit den formalen Werten zu einer Einheit dar. Die aber ist dann nach Inhalt und Form monumental. Das gesamte dichterische Kunstschaffen des gothischen Mittelalters hat solche Leistungen gezeitigt. Seine Lebensepen haben Ewigkeitsgröße, und seine Lyrik ist voll der an überirdischem Verlangen geläuterten Empfindungen.

Das auch war es, was die katholische Literatur immer verlangte und erstrebte. Darauf hin zielte die Kritik ab. Was durch dieses so gestellte kritische Sieb fiel, konnte ihr nie zugerechnet werden. Daran ändert auch die Tatsache nichts, daß mitunter ein Jahrzehnt überhaupt kein in dieser Hinsicht stichhaltiges Werk hervorbrachte. Wir vergessen zu leicht, daß die Blütezeit mittelalterlicher Dichtung eine Spanne von zwei bis drei Jahrhunderten umschließt und daß so betrachtet auch dort nur jeder Generation ein Wurf von Dauergeltung gelang. Aber das darf auf der anderen Seite uns nicht davon abhalten, das kritische Maß des Notwendigen streng und unnachsichtig einzuhalten. Wenn nun unsere gegenwärtige Zeit im Wunsch nach tiefer Verinnerlichung, nach sachlicher Wertigkeit und Dauerbedeutung in ihren Urteilen einen gleichen Standpunkt einnehmen wird, muß sie erkennen, daß die umgrenzende Bezeichnung ‚katholische‘ Literatur nicht voll berechtigt ist. Gegenüber der formalen Fremdtümelei, der aus fremden Einflüssen hervorgegangenen, gänzlich volkswidrigen Themen, ist sie fast allein für eine hergebrachte, volksgebundene Kunstart eingetreten. Nicht aus religiösen Bedenken heraus, wehrte sich der hereinbrechenden Unarten, sondern religiöse Erkenntnisse hielten in ihr das Empfinden für das Vollgültige, für die wahre Kunst wach. Daher sind diese Einsichten nicht schlechthin religiöser, sondern vielmehr objektiv kunsttheoretischer Natur.

Kritik

Neue religiöse Lyrik / Von Peter Bauer

Das religiöse Gedicht erhebt, überwältigt mehr als jede andere Lyrik, weil es der Seele Tiefstes, Ahnungen und Witterungen des Unendlichen ausstrahlt. Dichter von so tiefer religiöser Leidenschaft wie die folgenden, mit denen uns das gleiche katholische Bekenntnis, das gleiche Gott- und Weltgefühl eint, werden uns um so mächtiger erschüttern, je tiefer sie in der Stunde der Begnadung geschaut haben und je erschöpfender sie das Erlebnis wiederzugeben vermögen. Es kommt also für den Dichter weniger auf eine große formale Fertigkeit an, als vielmehr darauf, die Form zu finden, die seinem Erlebnis lebendigsten Ausdruck verleiht.

M. Herbert* hat zum Inhalt ihrer Gedichte die hl. Messe genommen, womit sie also schon rein stofflich auch bei nüchterner objektiver Schilderung der heiligen Handlungen einer gewissen Wirkung sicher ist. Aber obschon sie sich eng an die liturgischen Gebete anlehnt, gelingt es ihr doch, wenn auch nicht immer mit gleichem Glücke, sie in ihren Versen zu neuen Wirkungen zu vertiefen und zu bereichern. Formal bewegt sie sich im Herkömmlichen und versucht weder in neuen Wortknüpfungen noch kühnen Bildern und Rhythmen Außerordentliches zu geben. Manchmal wird die Reinheit ihrer schlichten Ausdrucksweise durch leere Begriffe, verbrauchte Erinnerungen (Anklänge an Kirchenlieder) getrübt. Aber im allgemeinen werden die Gedichte, die eine zarte Innigkeit und demütige Hingabe ausdrücken, — wenn auch nicht gerade die anspruchsvollen — die gläubigen Gemüter erwärmen und erheben. — Ilse von Stach** benutzt in ihren Versen den gleichen Stoff und versucht ihm wie Herbert durch Eingießen ihres Eigenerlebnisses neue Tiefen zu geben. Am besten erreicht sie das im ‚Credo', wo sie an ihre Konversion rührend ein aus tiefster Gläubigkeit strömendes Bekenntnis ablegt. Formal geht sie andere Wege als Maria Herbert. Ihre Verse tragen moderneres Gepränge: glänzendere und klangvollere Worte und eine reichere Bildhaftigkeit. Auch rhythmisch wird oft die strophische Form aufgegeben und der frei flutende Vers bevorzugt. Dabei versinkt allerdings manches Erlebnis im Strom der Worte anstatt durch eine zuchtvolle Bändigung der Sprache zu größerer Eindringlichkeit emporzuwachsen. Wo die Dichterin einmal schlicht bleibt, wie in ‚Consecration', verfällt sie in den Fehler allzu großer Objektivität — sie gibt die evangeliumgetreue Prosa von der Einsetzung des Abendmahls — und vermag dadurch natürlich keine Steigerung und Anwendung der Gefühlseinstellung in uns zu wecken. Mir scheint, daß beide Dichterinnen, Maria Herbert sowohl wie Ilse von Stach, noch zu objektiv geblieben sind und den Stoff — mit einigen guten Ausnahmen — noch zu wenig mit eigner Empfindung durchglüht und durchblutet haben. Der unbestreitbar in ‚Missa poetica' sich geltend machende Kunstwille der Ilse von Stach zeigt sich gereifter und fortgeschritten in ‚Requiem'.*** Die Sprache ist noch

* Marie Herbert, Meßgebete (Sekretariat sozialer Studentenarbeit M.-Gladbach) 1917.

** Ilse von Stach, Missa poetica (Jos. Kösel Kempten) 2. Aufl.

*** Ilse von Stach, Requiem (Jos. Kösel Kempten) 1918.

gewählter, die Bilder von stärkerer Eindringlichkeit und Anschauungskraft. Auch Abstraktes weiß sie, wie die folgende Strophe beweist, zu lebensvoller Gestaltung zu wecken:

,Wie zwei Wolken schwarz am Himmelsbogen,
die sich zäh in stummer Leidenschaft umwogen,
stehen Menschenschuld und Gotteszorn — —
Sei gesegnet heil'ger Blitz — mit scharfer Schneide
teilst du die Verschlung'nen — und zerstieben beide
Und es rieselt der Entsühnung Born.'

Die Höhepunkte der Dichtung bilden die von zarter Innigkeit und Inbrunst getragenen Wechselgesänge ,Dies irae', ,Benedictus' und ,Communio', in denen die heimkehrende Seele zuerst mit den ,Stimmen der Tiefe, dann mit den Stimmen der Gnade und zuletzt mit der ,Stimme Christi' wundervolle Zwiesprache hält. Was Ilse von Stach in ,Missa poetica' noch nicht gelungen ist: das restlose Auflösen des Stoffes im Erlebnis und seine Neugestaltung, hat sie hier mit gereifterem Können vollbracht und so mit ,Requiem' eine starke, schöne Dichtung geschaffen, die man neben unsere beste religiöse Lyrik stellen kann. — Im Gegensatz zu der kindlichen Hingabe, der demütigen Gläubigkeit, die die Verse der Herbert und von Stach ausstrahlen, offenbart sich in den Sonetten des Richard Knies* eine weniger naive, grüblerische Natur. Man ahnt fast aus jeder Zeile der Gottgedichte die Kämpfe, die er führen mußte, um sein Erlebnis mit dem Glauben ans Dogma im Einklang zu bringen. Deshalb sind seine Verse so hart, so gehämmert. Deshalb drängte es ihn, in der starken Form des Sonetts sich zu offenbaren. Andererseits muß man sich fragen, ob es immer restlos gelingen wird, die Größe einer Vision, die Gewalt einer Leidenschaft ungeschwächt in 14 Reimzeilen zu sperren.** Das empfindet aber der Dichter selbst, wenn er sagt:

,so wie in meiner Kunst noch Sprüng' und Risse,
im Willen zu der Form viel Bitternisse.'

Daß er noch nicht mit sich zufrieden ist, daß sein starker Formwille noch nach einer seinem Erleben adäquaten Ausdrucksform ringt, verraten uns folgende Zeilen:

,Wie rastlos giert mein Wunsch, daß ein Gedicht
Dir auferstehe einem Tempel gleich
aus Lilienmarmor, Elfenbein und Gold.'

Bewundernswert ist die ungebrochene Kraft, die den Gedichten trotz der Sonettform innewohnt. Nicht allein den Gottgedichten, die den Abschnitt ,Tempel der Inwendigkeit' füllen, sondern auch den Sonetten zu Weib, Kind und Freunden. Wie sich ihm in der Glut seines Gottgefühls alle irdischen Regungen läutern, zeigen Gedichte wie ,Adam und Eva', wo über die lodernde Leidenschaft hinaus ,die Seele dürstet, fragt und sehnt'. Auch die kleinsten Dinge des Alltags weiß Knies auf den religiösen Grundton abzustimmen. So widmet er dem Wein, den er mit franziskanischer Inbrunst Bruder nennt, einige Sonette, die mächtig ausklingen

* Richard Knies. Die feierliche Zelle. Sonette (Hausen Saarlouis) 1917.
** Vgl. ,Moderne deutsche Lyrik' von M. F. Cyprian, ,Hochland' Sept. 1917/18 S. 645 ff.

in das große Geheimnis des heiligen Abendmahls. Wir sind nach dieser starken Gabe auf das kommende Werk des Dichters gespannt. — Innerlich nahe steht Knies der Tiroler Josef Georg Oberkofler,* der seine Offenbarungen gleichfalls in Sonette preßt. Ich las von ihm zum erstenmal einige Sonette in der tapferen, mit Ausbruch des Krieges eingegangenen Tiroler Zeitschrift ‚Der Brenner' betitelt: ‚Biblische Gedichte'. Dann wurde er irgendwohin an die italienische Front verschlagen und man begegnete seinem Namen nicht mehr. Durch den Abdruck seiner Erzählung ‚Die Knappen von Prettau' machte ihm das ‚Hochland' von neuem den Weg in die Literatur frei. Oberkofler ist wie Knies eine tief inspirierte Natur. Aber während der Letztere durchgeistigte, fast kristallklare Gedichte formt, blühen die Sonette des Tirolers in glutvoller, farbensatter Üppigkeit. Seine Worte sind voll Glanz und Klang, und überreich quillt die Fülle seiner Bilder. Seine starke sinnliche Anschaulichkeit, die in der Verwendung von Klang und Farbe manchmal an Däubler erinnert, führt allerdings oft zu einer Überladung, die die Ausdruckskraft, die Leidenschaft seiner Empfindung zu ersticken scheint. So werden sprachlich fein abgetönte Verse oft nur Musik und Rausch für Ohr und Auge. Das Herzblut gerät nicht in Wallung. Wir bewundern, anstatt bewältigt zu werden. Wir fühlen eine Unterbrechung in dem Stromkreis Dichterseele, Gedicht, Leserseele. Es fehlt die Unmittelbarkeit, der sprühende Funke, der das Erlebnis in uns neu entzündet. Vielleicht ist auch nur die Strenge der Sonettform im Wege, hinter deren Gittern sich die Leidenschaft zahm ausnimmt, weil ihr die Möglichkeit genommen ist, auszubrechen. Oder sollte Oberkoflers Seele sich bewußt in allzu großer Herbheit und scheuen Zurückhaltung hinter dem festen Gefüge des Sonetts verbergen? Stofflich ist das Buch ganz aus der Tragik dieser Zeit geboren. Schon die Gedichte des ersten Abschnitts ‚Der Heilandgott', in dem der Dichter in kühner Zusammenfassung das Schöpfungswerk mit dem Erlösungswerk verknüpft (den sieben Schöpferworten die sieben Heilandsworte als Echo gibt), sind mehr symbolisch aufzufassen. Dem Opfertod Christi folgt in dem Abschnitt ‚Stimmen der Wüste' die ergreifende Darstellung des Opfertods der Menschheit in diesem Kriege. (Freilich ist es gerade hier mehr das uns allen lebendige Erlebnis, als sein mitunter fast mit kühler Objektivität gestalteter Ausdruck, von dem die Wirkung ausströmt.) Verschüttet von den furchtbaren Ereignissen dieses blutigsten Völkerringens bäumt sich die Seele des Dichters in qualvollen Aufschreien ‚De profundis' empor und ringt sich schließlich nach Ausbrüchen der Verzweiflung in ‚Untergang' zur beseligenden Erkenntnis durch: ‚Gott erlöst. Der Tod befreit.' In welch ungeheurem Kontrast Oberkoflers Empfinden zu dem leidvollen Zeitgeschehen steht, bezeugen die von inbrünstiger Menschenliebe stammelnden Sonette: ‚Die Stimme des Friedens', ‚die Stimme der Menschheit', ‚die Stimme des Heilandes'. Das letztere Gedicht mag hier folgend mehr als viele Worte die Schönheiten der Oberkoflerschen Lyrik, aber auch ihre Schwächen bekunden:

‚Ich ließ die Mutter am verlöschten Herde,
das Weib von Magda, Kanans Hochzeitsfreude,
Um euch zu suchen auf verstürmter Weide,
daß euch ein Hirt in der Bedrängnis werde.

---

* Josef Georg Oberkofler, Stimmen aus der Wüste, Sonette (Verlagsanstalt Tyrolia Innsbruck) 1918.

Doch angetan mit einem Spötterkleide
verstoßt ihr mich. Verankert in der Erde
erdulde ich des Opfertods Beschwerde,
zugleich erhöht, daß nichts vom Himmel scheide.

Sieh, du bist gut, mein Vater, ohne Ende.
So gibst du die Verirrten mir zu eigen:
Das Kreuz erhebt sich an die Sonnenwende.

Wie Jakobs Leiter aus der Wüste Schweigen.
Du nimmst es hoch in deine Vaterhände,
daß, die wir lieben, auf- und niedersteigen.

Ein neuer Augustinusfund*

Von Joseph Mausbach

Als ein Friedensdokument von seltener Art und Schönheit inmitten des Weltkrieges muß unter verschiedenen Gesichtspunkten begrüßt werden die Sammlung neu entdeckter Predigten des hl. Augustinus, die der unermüdliche französische Forscher Dom Germain Morin in einem deutschen Verlage (Kösel, Kempten und München) hat erscheinen lassen. Das tiefste und wichtigste Einigungsmoment, das in diesem Buche zum Ausdruck kommt, spricht Morin selbst am Schluß seiner gelehrten Vorrede aus: ‚Es gibt also auch während des schreckenvollsten, über alle Länder sich ausbreitenden Krieges noch eine sichere Burg, in der edlere Geister, ja alle, die sich als Brüder in Christus erkennen, des weltlichen Haders vergessen und einmütig im heiligen Dienste der Wahrheit und Schönheit sich zusammenfinden!‘ Doch auch die Persönlichkeit des Herausgebers selbst erscheint nach allem, was wir erlebt haben, als ein ebenso seltenes wie leuchtendes Beispiel der gleichen Friedensstimmung, dieses ‚catholicissimus sensus‘, um ein von ihm zitiertes Wort des heiligen Cäsarius von Arles zu gebrauchen; die Namen seiner Münchener Gönner und Freunde, des erlauchten Vorsitzenden der Görres-Gesellschaft, dem das Werk gewidmet ist, der Herren Karl Muth und Joseph Denk und anderer deutscher Gelehrten, sie weisen auf die gleiche ideale Geistes- und Arbeitsgemeinschaft hin; und endlich die unbeirrbare und liebevolle Kleinarbeit, die wir auf jeder Seite bewundern, erinnert so gar nicht an die unstäte Hast und Unruhe der Kriegszeit, wie das auserlesene und prächtige Gewand des Buches nichts erraten läßt von der Verlegernot und Papierknappheit des vierten Kriegsjahres.

Eine wie große Überraschung, einen wie reichen Gewinn der Inhalt des Werkes allen Freunden des afrikanischen Kirchenlehrers und des christlichen Altertums bereitet hat, das wird auch Fernestehenden einleuchten, wenn sie hören, daß der wichtige, dem neunten Jahrhundert entstammende Wolfenbütteler Kodex unter seinen 96 Traktaten 32 echte Predigten Augustins bewahrt hat, die bis

* J. Aurelii Augustini tractatus sive sermones inediti. Ex Codice Guelferbytano 4096. Detexit adiectisque commentariis criticis primus edidit Germanus Morin O. S. B. ... Campoduni et Monaci ex typographia Koeseliana 1917.

heute ganz oder teilweise verschollen waren; daneben ebenso viele Reden Augustins, die zwar bekannt sind, nun aber textkritisch bestätigt oder beleuchtet werden; überdies auch eine Reihe sonstiger wertvoller Proben aus der altkirchlichen Homiletik. Dem Feingefühl und der hervorragenden Kennerschaft Dom Morins ist es gelungen, die auf die Autorschaft und andere literargeschichtliche Punkte sich beziehenden Fragen in völlig überzeugender Weise zu lösen. Ein besonderes Lob über die Sorgfalt und Zuverlässigkeit des beigefügten kritischen Apparates ist überflüssig.

Der Schatz augustinischer ‚Wahrheit und Schönheit', der in den bisherigen Ausgaben der Kanzelreden des Meisters vorlag, wird zwar durch diesen neuesten Fund kaum eine das Gesamtbild verändernde Bereicherung erfahren; jedoch schon bei flüchtigem Durcharbeiten stößt man auf interessante Belege und Parallelen zu bekannten Stellen, auf neue Ausprägungen und herrliche bildliche Einkleidungen typischer Gedankengänge, so daß ein eindringendes Studium zweifellos noch weit bedeutsamere Ausbeute zutage fördern wird. An dieser Stelle mag nur ein Seufzer aus dem glühenden Herzen des genialen Denkers, nur ein Trostwort für bedrängte Seelen und Zeiten Platz finden. ‚Die Liebe zu Christus, den wir in euch lieben, die Liebe zu Christus, den ihr gleichermaßen in uns liebet, sie wird uns unter Versuchungen, unter Mühen, unter Schweißtropfen, unter Sorgen, unter Armseligkeiten, unter Seufzern dorthin emporgeleiten, wo es keine Mühe mehr gibt, keine Armseligkeit, kein Stöhnen, keinen Seufzer, keine Beschwerde; wo niemand mehr geboren wird und niemand mehr stirbt, wo keiner den Zorn eines Mächtigen zu fürchten hat, weil jeder ganz versunken ist in die Anschauung des Allmächtigen!' (Sermo 16 n. 3).

Rundschau

Zeitgeschichte

Ludendorff – Hindenburg. Eine Betrachtung aus der Ferne. Ludendorff stürzt, Hindenburg steht und wird ragen und dauern. Das hat Sinn, nur Sinn aber befriedigt den Geist, der sich an Tatsachen nicht genügen läßt, sondern Zusammenhang schaut und das Gesetz erkennen will.

Hindenburg ist der Held dieses um Ludendorffs willen so schrecklich endenden deutschen Krieges, des Aufstands von Deutschlands Bestem, seines wehrhaften Geistes gegen die bewaffnete Übermacht seiner Widersacher. Auch diesmal wie 1813 ist es ein Freiheitskampf gewesen. Damals hatte sich Deutschland wider seinen Unterdrücker erhoben, den von der Revolution gekrönten Kaiser der Gloire, 1914 ist es aufgestanden, die Umzingelung zu durchbrechen, die zusammenzuschweißen der Tochter der versehrten Gloire, der Revanche der dritten Republik, gelungen war. Deutschlands Politik war schlecht gewesen, schlechter als schlecht: schwach; auch seiner Erhebung gegen den Ring seiner Feinde hatte Staatskunst, die Voraussicht ist, gemangelt. Aber als es sich auf den Ruf seines Kaisers wie ein Mann erhob, war es schön und groß, und die Leidenschaft seiner Kampflust war erhaben und erhebend. Abgefallen war damals von Kaiser und Reich, was bis dahin an beiden tadelnswert und häßlich hatte gescholten werden müssen: ein einiger, ein heiliger Wille verjüngte und adelte den gewaltigen Körper vom Haupt bis in die Fersen.

Damals trat aus dem Dunkel seines Schicksals ein Mann ins Licht der gottgegebenen Stunde: Hindenburg. Sein Sieg bei Tannenberg war nicht einer von den vielen Siegen dieses ungeheuern Krieges, sondern wie für den Mann Erfüllung einer Sendung, so für das Volk glorreiche Selbstbestätigung. Deshalb, dem zwiefachen Sinn dieses Sieges gemäß, ward Hindenburg zum Helden, zum Symbol von Deutschlands Weltkrieg, mochte auch, so wie er von dort politisch seinen Ausgang genommen hatte, der Westen als das Kampffeld der Entscheidung gelten. Rußland, was immer noch zu tun übrig blieb, war bei Tannenberg Hindenburg erlegen. Die Masurenschlacht ist Hindenburgs Idee, die Erfüllung seines Schicksals, und Deutschland hat in Hindenburg den Gipfel seines Kriegs erstürmt. Alles andere ist politische und Kriegsgeschichte, nicht Symbolik des Weltgeschehens, das sich in Menschenschicksalen spiegelt. Marathon und Salamis, nicht der Peloponnesische Krieg, sind Griechenlands kriegerischer Ewigkeitswert, Miltiades und Themistokles seine Helden. Weil er den symbolischen Höhepunkt des Deutschen Krieges verkörpert, die Idee, die zugleich die Erfüllung seines Schicksals bedeutet, deshalb ist Hindenburg der Heros von 1914 und wird es bleiben.

Von der unbewußten Sicherheit der Idee, von Hindenburg ist Deutschland zum P l a n ‚fortgeschritten', zur Berechnung, zum großen Rechner Ludendorff. Auch darin ist Schicksal. Es ist die tragische Ironie seines Fortschritts überhaupt, der Wandlung, nicht Entwicklung des von Deutschland träumenden Deutschtums zur Verwirklichung des Deutschen Reiches, des Wegs von der Idee zur Erscheinung, vom Wesen zur Formel, vom Kern zum Umfang, von der sendungschwangern Sehnsucht — der innern — zur äußern Sicherheit, jener

Sicherheit, die Macbeths Hexen der Menschen Erbfeind nennen.

Ludendorff verkörpert diese gefährliche, die innerlich gefährdete Sicherheit, die Sicherheit der Überhebung. Darum hat er fallen müssen, und mit Bedauern nur über den Verlust einer gewaltigen Kraft, nicht mit dem die Seele ergreifenden Schmerz über den Untergang seines Helden sieht ihn Deutschland verschwinden. Er hat sein groß angelegtes Werk, das von Erfolgen in den Mißerfolg umschlug, umschlagen hatte müssen, vernichtet, es ist wie nicht getan. Denn eine Aufgabe muß gelöst werden, ihr Ergebnis muß stimmen, sonst ist nichts geschehen. Einer Idee kann die Verwirklichung versagt bleiben, Ideen können des Erfolges entraten, trotzdem sind sie. Pläne aber dürfen nicht fehlschlagen.

Hindenburg hat sich in seiner Idee vergeistigt, die Idee von Hindenburg ist unsterblich, er wird sie verkörpernd dauern wie Hermann der Cherusker die Idee von 9 verkörpert, in der er sich zum Symbol der Befreiung Deutschlands vom römischen Joch vergeistigt hat. Ludendorff aber, der berechnende Taktiker, der allzukluge Intellekt, hat sich verrechnet. Die Kriegsgeschichte wird ihn zu den größten Feldherren zählen, niemals wird er als Ausdruck von Deutschland gelten, niemals sich Deutschlands Heroen anreihen (die auch unterliegen dürfen wie Schill). Wohl aber wird er das Deutsche Reich vertreten als Verkörperung seines ‚Militarismus‘, dessen, was wir in diesem Kriege bewundert haben, ohne es zu lieben, der straffen Organisation, der klappenden Technik seiner Maschinerie, und insofern auch das Deutsche Reich als Staatlichkeit, als dieser Militarismus sein Kriegsgesicht ist. Ludendorff war ein Organisator und ein Taktiker, ein Befehlshaber und ein Heerführer, nicht aber, so herrisch er der vom Militarismus gefesselten Politik gebot, ein Herrscher, höchstens im Sinne des Direktors eines der großen neuzeitlichen Bank- und Industrieunternehmen, eines zum Mechanismus entseelten anonymen Zusammenwirkens. Ein solches Unternehmen hat keine Idee in sich, sondern einen außer ihm liegenden erreichbaren Zweck. Aber es muß ihn erreichen. Bricht es an einem Fehler in seiner Berechnung zusammen, so liegt es in Trümmern.

Ludendorff hatte seinem Riesenunternehmen: Kriegsbetrieb mit dem Ziel Gewaltfrieden die Staatlichkeit Deutschlands einverleibt, als harter Machtmensch hatte er Deutschlands Politik von Erfolg zu Erfolg getrieben. Sind es wirklich auch nur Erfolge gewesen? Erfolg ist an sich wenig, ethisch inhaltslos. Aber sind es Erfolge gewesen? Es waren Gewalttaten, die immer wieder durch Gewalttaten hatten gesichert werden müssen. Macbeths Erfolge, Macbeths ‚Sicherheit‘.

Ist dieses Schicksal tragisch? Macbeths Tragik ist in seiner Seele, deren Gewissen dem Ehrgeiz unterliegt. Aber Ehrgeiz, der scheitert, ist darum noch nicht tragisch. Tragisch ist Wallenstein, jedoch nicht deshalb, weil sich sein Ehrgeiz verrechnete, sondern weil er sündigt. Er spielte, schwankend zwischen Verantwortlichkeit und Rache, mit dem Verrate, bis das Spiel mit ihm selbst spielte, bis er verspielt hatte. Ludendorff ist kein Spieler wie Napoleon III. Er hat nicht etwa seines Volkes Geschick auf eine Karte gesetzt, die umschlug. Das wäre verrucht gewesen, aber großartig. Er war kein Spieler, sondern ein Rechner, also sozusagen das Gegenteil. Er hatte eine Berechnung aufgestellt, der die Tatsachen nicht gehorchen wollten. Er berechnete den Vernichtungskampf, setzte aber — wie schon bei dem unseligen Unterseebootkrieg — die Gegenzüge falsch ein, da er sie in seiner Überhebung auf das Minimum veranschlagte, während sie als das Maximum seine Züge zuschanden machen mußten. Hierin war der kalte Rechner in merkwürdiger Verblendung denen gleich, die, ob ihres

macht- und gewinnsüchtigen vaterländischen Überschwangs von den leidenschaftlichen Bekämpfern des Kriegswillens als Kriegshetzer verleumdet und geschmäht, auf der Bahn der Erfolge nicht Maß noch Einsehen über sich vermochten. Sicherlich ist Deutschlands moralischer Zusammenbruch, das heißt die Überwindung des nationalen Macht- und Siegeswillens durch den mit der doktrinären westlichen Zivilisation empfindenden Intellektualismus der ‚Defaitisten', das Ergebnis seiner in den Mißerfolg verwandelten Politik der planmäßigen Erfolge, also zuletzt Ludendorffs Schuld. Das Gegenteil, der Sieg, wäre Ludendorffs Verdienst gewesen. (Freilich hätte sich das wahre deutsche Wesen, das von Macht träumt, aber sie nicht zu halten vermag, im Rausche des ‚Siegfriedens' unter Ludendorffs Herrschaft an die Gewalt verloren, nicht wäre, wie es die Träumer von deutscher Macht so schön und gläubig singen, daran die Welt genesen, sondern ebenso seelisch-geistig verödet, wie das Deutsche Reich selbst bis zur läuternden Erhebung von 1914 seelisch-geistig verödet war.)

Aus dem jammernswürdigen Verfall des Deutschtums, dessen unwürdige Gebärde die eines sich vor mitleidlosen Henkern Stück für Stück seine Kroninsignien vom zitternden Leibe reißenden Tyrannen ist, könnte es nur ein Held befreien, zu sich emporreißen, ein einfältiger, an sich und seine Sendung glaubender Held, Hindenburg.

Der Generalfeldmarschall v. Hindenburg ist vielleicht ein alter Soldat, wie man sich ihn, die Tabakspfeife im Mundwinkel, einem alten Förster gegenüber, schweigend beide, am Stammtisch vorstellt. Aber solche Vorstellungen, mögen sie auch den Tatsachen nahekommen, sind kein ‚Einwand' gegen das Genie. Auch Wilhelm Busch, den mächtigsten Spötter über deutsche Armseligkeit, kann man sich schweigend am Stammtisch vorstellen, dem Förster, dem Apotheker gegenüber. Alle rauchen, einer davon aber ist Wilhelm Busch. Sicherlich nicht Ludendorff. Man vergegenwärtige sich seine eherne Büste mit den eingedrehten Schnurrbartenden, seine menschliche Erscheinung im strammen militärischen Schlußrock, das tot starrende Monokel vor dem Auge: der moderne Mensch, der Techniker, der Mann der Bilanz. Tadellos funktionierend, aber ohne den Mittelpunkt, der ‚Phoeb' Apollen entgegenglüht', das Herz.

Hindenburg kann man auch nach Deutschlands Besiegung noch lieben, Ludendorff muß man hassen wegen dieser fluchwürdigen Verrechnung. Und deshalb fällt Ludendorff, und Hindenburg steht und wird dauern.

Richard von Schaukal.

Literatur

‚Die Troërinnen des Euripides' in Werfels Nachdichtung. Unter den drei großen Tragikern der Griechen hat der zeitlich jüngste im letzten Jahrhundert mehr kritischen Tadel als liebevolles Verständnis gefunden. Während man vor den Tragödien des Aischylos und des Sophokles nicht umhin konnte, bewundernde Ehrfurcht zu bekennen, hat man den Euripides meist nicht mehr wert erachtet, als gleichbürtiger Dritter im Bunde der alten Tragiker zu gelten. August Wilhelm Schlegels ‚Vorlesungen über dramatische Kunst und Literatur' (Wien 1808) sind wohl in dieser Beurteilung richtunggebend geworden. Gegenüber der tiefen Künstlerschaft der beiden anderen Tragiker sah Schlegel in Euripides nur einen virtuosen Artisten, dem der erhabene Ernst und die künstlerische Weisheit seiner Vorgänger gebrach, der ‚immer nur zu gefallen strebte, gleichviel durch welche Mittel'. Euripides hat, so behauptet Schlegel, die Idee des Schicksals aus der Region des Unendlichen herabgezogen, und die unentfliehbare Notwendigkeit

artet bei ihm nicht selten in den Eigensinn des Zufalls aus. Er hat das innere Wesen der Tragödie aufgehoben und in ihrem äußeren Bau das schöne Ebenmaß verletzt. Er opfert meist das Ganze den Teilen auf, und in diesen sucht er wiederum mehr fremde Reize als echte poetische Schönheit. Er arbeitet auf die Wirkung in einem Grade, wie es auch dem dramatischen Dichter nicht verstattet werden kann. Seine Behandlung übernommener Stoffe artet in ‚ungebundene Willkür' aus; sein Stil ist übersteigert und hat ‚weder die Würde und den Nachdruck des äschylischen, noch die keusche Anmut des sophokleischen Stils'. Schlegel geht schließlich in seiner Abneigung gegen Euripides so weit, sich ganz mit der Satire des Aristophanes einverstanden zu erklären, welcher ‚die sophistische Spitzfindigkeit, die rhetorischen und philosophischen Anmaßungen, die Unsittlichkeit und verführerische Weichlichkeit, die bloß sinnlichen Rührungen, mit unermeßlichem Verstande und nie versiegendem Witz dargelegt' habe.

Diese ästhetische Kritik des Euripides durch Schlegel hat dann Friedrich Nietzsche in seinem Jugendwerk ‚Die Geburt der Tragödie' (Leipzig 1872) vertieft und weitergeführt: sein Einfluß hat die gegenwärtige Geringschätzung des dritten großen griechischen Tragikers wohl am meisten verschuldet. Den Vorwurf Schlegels, daß Euripides nur zu gefallen trachtete und nach Publikumseffekten strebte, weist Nietzsche allerdings zurück: ‚In Wahrheit hat kein griechischer Künstler mit größerer Verwegenheit und Selbstgenügsamkeit sein Publikum durch ein langes Leben hindurch behandelt als Euripides.... Wenn dieser Genius die geringste Ehrfurcht vor dem Pandämonium des Publikums gehabt hätte, so wäre er unter den Keulenschlägen seiner Mißerfolge längst vor der Mitte seiner Laufbahn zusammengebrochen.' Die eigenwillige Echtheit des Euripides zweifelt also Nietzsche nicht im mindesten an; dennoch nimmt er mit neuen Argumenten die Behauptung Schlegels auf, daß Euripides der Totengräber der griechischen Tragödie sei. Euripides ersetzte, so sucht Nietzsche darzutun, die naive dionysische Seelengewalt der Tragödie des Aischylos und des Sophokles durch sein unnaives Grüblertum. ‚Euripides ist der Schauspieler mit dem klopfenden Herzen, mit den zu Berge stehenden Haaren; als sokratischer Denker entwirft er den Plan, als leidenschaftlicher Schauspieler führt er ihn aus. Reiner Künstler ist er weder im Entwerfen noch im Ausführen. So ist das Euripideische Drama ein zugleich kühles und feuriges Ding, zum Erstarren und Verbrennen gleich befähigt; es ist ihm unmöglich, die apollinische Wirkung des Epos zu erreichen, während er anderseits sich von den dionysischen Elementen möglichst gelöst hat und jetzt, um überhaupt zu wirken, neuere Erregungsmittel braucht, die nun nicht mehr innerhalb der beiden einzelnen Kunsttriebe, des apollinischen und des dionysischen, liegen können. Diese Erregungsmittel sind kühle paradoxe Gedanken — an Stelle der apollinischen Anschauungen — und feurige Affekte — an Stelle der dionysischen Entzückungen, und zwar höchst realistisch nachgemachte, keineswegs in den Äther der Kunst getauchte Gedanken und Affekte.'

Gegenüber dieser zur Mode gewordenen Geringschätzung des Euripides zeugt es von Selbständigkeit und Urteil, daß Franz Werfel Zeit und Kraft seines reichen dichterischen Talentes an die deutsche Nachdichtung eines Stückes von Euripides wandte.* Allerdings könnte sich Werfel für seine Euripides-Begeisterung auf ein Wort des alten Goethe** berufen, daß alle Nationen seit Euripides keinen Dramatiker hervorgebracht haben, der wert wäre, ihm den Pantoffel zu

* Die Troerinnen des Euripides. In deutscher Bearbeitung von Franz Werfel. Leipzig, Kurt Wolff.

** Tagebuch vom 22. November 1831.

reichen. Auch unter den modernen Gelehrten hat es ferner einige Stimmen gegeben, die der modischen Ablehnung zum Trotz für die eigenartige künstlerische Bedeutung des Euripides eingetreten sind; Ulrich von Wilamowitz-Möllendorff, der nicht weniger als sieben seiner Stücke in deutsche Verse übertrug, rühmt von Euripides, daß er im Geschick Stoffe zu finden und in der Kühnheit sie zu gestalten selbst Shakespeare überlegen sei.* Eine nachdrückliche, aber nicht gerade sehr glückliche ‚Rettung' des Euripides hat jüngst auch Hugo Steiger in seinem Buch über dessen Dichtung und Persönlichkeit** versucht: er betrachtet Euripides als einen Problemdichter vom Schlage Ibsens und will das Schaffen des antiken und des modernen Künstlers weitgehend parallelisieren. Weit tiefer hat Kurt Breysig, ein Historiker von ungewöhnlich reichem künstlerischen Empfinden, im zweiten Einleitungsband seiner ‚Kulturgeschichte der Neuzeit' (Berlin 1901) die verkannte dichterische Kraft des Euripides gewürdigt. Er erblickt in dem letzten großen Tragöden der Griechen eine gewaltige, wenn auch im Innersten zerklüftete Persönlichkeit: ‚kein Zweifel, seine Kunst reckt sich weit höher zu dem Gipfel der äschyleischen Dramatik hinauf als die des Sophokles, und wenn sie ihrer Größe auch gewiß nicht gleich oder auch nur ganz nahe kommt, sie ist ihr an geistiger Wucht . . . wahlverwandt.' Gerade an dem Vergleich zwischen Euripides und Sophokles, so meint Breysig, könne die Literarhistorie lernen, daß es die rauhen und schroffen, nicht die glatteren Naturen sind, welchen die tiefere ästhetische Wirkung gelingt. ‚Der fackeltragende Entdecker im dunklen Land der Menschenseele' gehört ihm zu den ‚großen Menschen, denen ein Zuviel ihres geistigen Besitzes die Wirkung ihres Lebenswerkes verkürzt hat'.

Ähnlich hat auch Franz Werfel die tragische Größe des Euripides empfunden. In der schönen ‚Vorbemerkung' zu seiner Nachdichtung bekämpft er ‚die alltägliche Meinung, die Euripides für einen reinen Nihilisten ausgibt'. Denn wenn auch seine Helden den Widersinn der bestehenden Welt leidend empfinden, so empfinden sie ihn doch nur aus dem einen Sinn heraus, den sie unerschütterlich in sich tragen, nämlich aus ihrer Tugend. Sie macht dem Menschen Trotz gegen den unmenschlichen Lauf der Welt zur Pflicht und weckt den Glauben an das Mittlertum der Menschheit, die da sei, ihren Sinn der Welt zu leihen. ‚Vorbote des Glaubens zu sein, ist das Schicksal des Skeptikers; denn die letzte historische Konsequenz der Skepsis ist die Moral, die zugleich die erste Dämmerung des Glaubens ist.' So würdigt Werfel den verrufenen Atheisten Euripides ‚als Vorboten, Verkünder, als frühe Taube des Christentums'.

Gerade die ‚Troerinnen', die Werfel sich zur Verdeutschung auswählte, haben bisher als eines der schwächsten Stücke des Euripides gegolten: ‚ziemlich arm an wirklicher Handlung und echt dramatischer Entwicklung — ein wahres tragisches Potpourri, das uns abermals die alte Wahrheit nahelegt, daß alle Ingredienzen der Tragik in einen Topf zusammengeworfen, noch lange kein tragisches Kunstwerk abgeben' — so hatte es einst ein anderer deutscher Übersetzer beurteilt.* Werfel aber hat wohl gerade aus dem namenlosen Weh des Weltkriegs die erschütternde Kriegstragödie der Troerinnen mit elementarer Gewalt nacherlebt; der Selbstvernich-

* Wilamowitz, Die griechische Literatur und Sprache. 3. A. Leipzig, B. G. Teubner, S. 81.

** Leipzig, Dieterich'sche Verlagsbuchhandlung.

* Euripides, Die Troerinnen deutsch von Wilhelm Binder. 2. A. bes. v. O. Güthling (Berlin-Schöneberg, Langenscheidtsche Verlagsbuchhandlung.)

tungskampf begehrender Gewalten, den unsere Gegenwart erleidet, füllte die mahnenden Worte des euripideischen Poseidon mit neuer Anschauung:

‚O Mensch, du Tor, du stürzst in eitler Kraft
Altar und Mal der Toten, frevelhaft,
Indes dein eigen Grab am Wege klafft.‘

Aus dem verzweifelten Jammer dieser Zeit, die über Millionen Unschuldige schwerstes Leid häuft, wurde der tragische Aufschrei der unseligen Hekuba wiederum Erlebnis:

‚Besessen ist das Schicksal. An Verrücktheit
Gleicht's nur dem Menschen selbst; denn es springt um,
Ein wankelmütiger Wind, und nimmerdar
Ist einer glücklich, der es einmal war.‘

Diesem zermalmenden Geschick gegenüber — darin gerade erweist sich Euripides allen verständnislosen Anklagen zum Trotz als gewaltiger Tragiker — steht Hekuba in ungebrochenem Heroismus da. Sie trägt nicht ergeben die willkürliche Fügung der Götter wie der Ödipus des Sophokles, sie bäumt sich gegen die Menschenwillkür der Olympier auf wie der gefesselte Prometheus des Äschylos. Sie darf nicht den Tod in den Flammen Trojas suchen, der ihrem übermenschlichen Schmerze Balsam wäre, sie muß ihre höhere Tugend bewähren, indem sie ihren Dornenweg tapfer bis zu Ende schreitet. So überlebt sie den Zusammenbruch aller ihrer Lebenshoffnungen und schreitet erhobenen Hauptes zu den Schiffen, die sie schmählicher Gefangenschaft in Feindesland entgegenführen:

‚Ihr alten, zitternden Füße, geht den Weg,
Wie er vor euch liegt; denn hier ist nicht mehr
Ein Recht zum Tod. Seht her, so nehme ich
Mein Leben an die Brust und trag's zu Ende!‘

Diese große tragische Dichtung einer aus wahlverwandtem Erleben wieder aufnahmebereiten Zeit in freier und kühner Verdeutschung neu geschenkt zu haben, sei als literarisches Verdienst Werfels gerühmt. Werfel vollzog den nicht unbedenklichen Verzicht auf eine treue Nachbildung des griechischen Versmaßes — selbst den dem antiken Rhythmus widerstrebenden Reim scheute er sich nicht mehrmals anzuwenden. Aber gerade durch die freie Nachschöpfung, durch die nicht lakaienhaft beschränkte, sondern frei schöpferische Nachformung seiner Bilder und Rhythmen gab er eine von persönlicher Kraft getragene Neudichtung der euripideischen ‚Troerinnen‘ — ähnlich wie sie uns Friedrich Schiller einst von der euripideischen ‚Iphigenie auf Aulis‘ gab.

Um die dichterische Bedeutung der Werfelschen ‚Troerinnen‘ ermessen zu können, sei eine Stelle in den drei mir bekannten Verdeutschungen dieses euripideischen Dramas wiedergegeben. Der Wunsch des Chores, es möge ein Blitz des Menelaos Schiff treffen, lautet in der nach Wörtlichkeit strebenden, aber künstlerisch ungenießbaren Verdeutschung Wilhelm Binders:

‚Wenn durch die Mitte des Meeres
Des Menelaos Schiff fährt,
Dann treff' ein heil'ger zwiegespaltener Blitzstrahl
In dem Ägäermeer die Seit' ihm.‘

Deutscher, inhaltlich klarer und formal anmutender hört sich diese Stelle in Ulrich von Wilamowitz-Moellendorffs glättender Übersetzung an:

‚Mitten im Meer,
wenn Menelaos' Kiel
furcht die Ägäische See,
fahre das zackige Feuer des Himmels
niederflammend grad auf das Deck.‘

Lebensvolles Dichterwort aber vernehmen wir nur bei Werfel:

,Wenn dein Kiel durch die Mitte des Meeres schäumt,
König! Dann zucke der Himmel den Blitz wie ein Schwert,
Daß er splitternd dem Schiff in die Weichen fährt,
Und zu Tode verwundet der Bord sich bäumt.'

Solche Nachdichtungen, wie sie Werfel uns von den Troerinnen des Euripides gab, sind das beste — nein: das einzig wirkungsvolle Mittel, die antike Poesie auch in unserer Zeit lebendig zu halten. Möge das schöne Beispiel bald Nachfolge finden! M. F. Cyprian.

Paul Kornfelds ,Legende'. Wenn man in den Versuchen der Jüngsten wieder Ansätze sieht aus überfeinerter Differenziertheit zurückzufinden zu schlichter Einfalt, zu den Urkräften des Dichterischen, so wird man in dem Prosawerk Paul Kornfelds eine der überzeugendsten Belege für diese Einsicht erkennen. Der junge Dichter, der sich in seiner Tragödie ,Die Verführung' noch ganz als deutscher Epigone Strindbergs zeigte, ist in seiner ,Legende' (Berlin, S. Fischer Verlag, 1917) auf dem tastenden, doch zukunftsreichen Wege nach einer neuen Form deutscher Erzählung.

Wenn diese Erzählung von dem böhmischen Grafen und seinem Diener nicht eine Novelle genannt wird, sondern eine Legende, so geschieht es deshalb, weil die Darstellung nicht in den Möglichkeiten der unabsoluten empirischen Welt befangen bleibt, sondern die Regungen der Menschenseele sich in Erscheinung umsetzen bis zur letzten Konsequenz, bis zur absolutesten abstrakten Möglichkeit. So opfert die Erzählung die äußere psychologische Wahrheit, um zur inneren symbolischen Wahrheit vorzudringen. Die Legende hat nicht den Zweck, naturalistisch wiederzugeben, wie Menschen in dieser unzulänglichen Welt leben, sondern sie stellt die Forderungen, wie Menschen leben sollen, dar, als episch gestaltetes Leben. Durch dieses Prinzip gewinnt die Legende eine ethisch-religiöse Kraft, welche sie über die Selbstbefangenheit der ,l'art pour l'art' erhebt und ihr einen erbaulichen Gehalt schenkt.

So sind auch in der Dichtung Kornfelds die Schranken der äußeren Möglichkeiten gefallen, die Wunder der inneren Möglichkeiten weit ausgebreitet. Aus der treuen, selbstlosen Freundschaft, die den böhmischen Grafen Wratislaw und seinen Diener Wladislaw verbindet, entwickelt sich Zug um Zug das sonderbare Schicksal, wie der Graf mehr und mehr verarmt, der Diener zu Reichtum kommt, mit dem er schließlich seinem Herrn in der Not beistehen muß. Nun entwickelt sich der schauerliche Kampf der Hingabe zwischen zwei Menschen — die Sehnsucht des Grafen, Diener Wladislaws zu werden, von dessen Gnade er ja lebt, und das Streben des Dieners, seiner angestammten Pflicht getreu, Graf Wratislaws dienstbereiter Untergebene zu bleiben. So zermürbt qualvoll die beiden Menschen selbstbezwingende Demut, bis schließlich sie einen Ausweg finden aus dem sinnlosen Kampf: das Gut unter die Bauern verteilen und zwei gleiche und getreue Freunde in die Welt ziehen, arm und heimatlos. Ohne Wunsch und Begierde, so berichtet der Legendendichter, von keiner Leidenschaft gehetzt, weil ihre einzige die war, einander Freund zu sein, verbrachten sie ihr Leben in ruhigem Glück. ,Ihre Haut war dunkler geworden, üppiger blühte ihr Bart, und ihre Augen, groß und klar wie die eines Kindes, spiegelten kein Schicksal; ihr Blick, still und gelassen, war der eines Unwissenden, eines nicht Ahnenden, eines wahrhaft beruhigten Menschen. Dahingleitend auf dem Strom ihres unbewegten Daseins, durchtränkt von der Zufriedenheit, die, wie jene des Schlafes, sich selbst nicht ahnt, ließen sie sich von Ort zu Ort, von Land zu Land, von einem Jahr ins andere

tragen, und ihr Leben war das eines stillen Tieres oder Baumes, als hätte jener Strom nicht Quelle und nicht Mündung.'

Mit dieser Flucht aus der durch Reichtum und Armut, Herrschaft und Dienst qualvoll gehetzten materiellen Welt in die Zeitlosigkeit heiter schauenden Lebens, erreicht die legendäre Dichtung Kornfelds ihre höchste und religiös ergreifendste Steigerung. Wie die mittelalterlichen Legenden sich in Gehalt, Symbol und Fabel anlehnten an die dogmatischen Unterweisungen der Kirche, so ist Gehalt, Symbol und Fabel der Kornfeldschen Legende gestaltet im Sinne der religiösen Lehren Tolstois. Und so wie das Denken Tolstoi's gegenüber dem mittelalterlichen Christentum arm ist an spezifisch übersinnlichen Elementen, aber dennoch ganz durchflutet von der Wärme einer religiös getönten Menschlichkeit — so entbehrt auch die Legende Kornfelds der Gnadenwunder und der ekstatischen Läuterungen, aber sie führt in mildem Aufstieg aus dem Wirrwarr begehrender Leidenschaften zu der begierdelosen Reinheit selbstloser Menschenliebe.

Nun aber hat der Dichter im zweiten Teil seiner Legende einen Versuch unternommen, der das Wesen der Legende zersprengt und die erbauliche Stimmung, die er bisher zu erwecken vermochte, in ironischen Relativismus auflöst. Wratislaw und Wladislaw sind in ihr böhmisches Dorf zurückgekehrt, und dieses Dorf hat auch die heitere Beschaulichkeit ihres Wesens angenommen. Leider versucht der Dichter von hier aus eine Satire der modernen Welt mit ihrer nervösen Hast, ihrer Befangenheit in der Zeit, ihrem Glauben an Wissenschaft und Fortschritt. Er läßt Menschen dieser modernen Welt eindringen in die verklärte Seligkeit des verborgenen Dorfes, mit unkeuscher Wißbegier das Geheimnis erlösten Lebens betasten, mit bewußtem Kritizismus die Unberührtheit unbewußten Lebens zerstören. Hätte Kornfeld diese modernen Menschen hereinbrechen lassen mit der elementaren Zerstörungskraft einer teuflischen Gewalt — vielleicht hätte er dann noch vermocht, den Stil der Legende zu wahren. Aber die Satire verführte ihn, dem freien, zeitlosen Stil der Legende zu entgleiten, in zeitliche und lokale Anspielungen sich zu verlieren. So aber wurde der reine Ton der Dichtung zerrissen: durch das Gift des Kritizismus nicht nur der Frieden des Dorfes, sondern auch die gläubige Unbefangenheit des Lesers zerstört. Die einfache Monumentalität löst sich auf in zerfetzte Schemen, die wohltuend einfache Erzählung erhält eine groteske Schlußarabeske.

So hat Paul Kornfeld sich noch nicht ganz zu der Monumentalität eines neuen Legendenstils durchzuringen vermocht, für dessen allmähliche Entwicklung seine Dichtung bahnbrechend bleiben wird. Wenn der Dichter die Kraft gewinnt, das Zerrissene und Überbewußte in seinem Wesen zu überwinden, ganz dem reinsten und gläubigsten Zug seines Herzens zu folgen — wenn seine Sprache, der eine ursprüngliche bildnerische Kraft inne ist, ganz vom Angelernten und Affektierten sich lösend, zu schlichter Größe durchbricht — dann werden wir Paul Kornfeld den Ehrennamen eines großen Dichters geben dürfen. Max Fischer.

Richard Wagner und das geistige Spanien Es war ein geistreicher Gedanke, im Anschluß an das Leben und die Studien Goethes eine Einführung in die Weltliteratur zu schreiben. Zu den wenigen universal veranlagten Künstlern, bei denen dies in ähnlicher Weise möglich wäre, gehört auch Richard Wagner, der durch den Scharfblick des Künstlers und Denkers wie durch die Erfahrungen seiner vielen Reisen und mannigfachen Bekanntschaften eine Fülle von Kenntnissen in den geistigen und literarischen Leistungen fremder Völker besaß. Schon mehrfach sind die Beziehungen des Bay-

reuther Künstlers zu fremden Literaturen untersucht worden, seltsamerweise ist dabei Spanien meist etwas stiefmütterlich weggekommen, obwohl die spanische Literatur im Leben und Schaffen Richard Wagners eine bedeutende Rolle spielte und durch ihren Charakter seinem Wesen besonders nahe stand.

‚An einem schönen Sonntagmorgen', im Herbst 1856, erhielt Richard Wagner von der befreundeten Familie Wesendonk aus Paris eine ‚Madonna' von Murillo zum Geschenk. Mag nun dies oder ein anderes die Anregung gegeben haben, jedenfalls in den beiden nächsten Jahren beschäftigt sich Wagner eifrig mit der spanischen Literatur. Calderon, Lope de Vega, Cervantes lösen einander ab; aus seinem Briefwechsel können wir genauer sein Studium verfolgen; auch das Buch kennen wir, das Wagner die erste Einführung in die spanische Geisteswelt vermittelte, das treffliche, damals in neuer Auflage erschienene Werk des Grafen Schack: ‚Geschichte der dramatischen Literatur und Kunst in Spanien'.

Und wie es im Leben oft vorkommt, daß Zufall, Erlebnis und Veranlagung zusammentreffen, so auch hier. Ein im innern Wesen Wagners wurzelnder Pessimismus war geweckt worden durch das Studium der Schopenhauerschen Philosophie, durch die Beschäftigung mit der indischen Geisteswelt, und nun kam das tiefste Erlebnis seiner Seele hinzu, die entsagungsvolle, reine, an tragischen Erschütterungen reiche Liebe zu einer hochbegabten Frau: Mathilde Wesendonk.

In diesem Augenblick tritt dem großen Künstler der bedeutungsvolle Zug der Entsagung in den Werken Calderons entgegen. Die Wirkung ist außerordentlich. ‚Ich bin nahe daran, den Calderon einzig hochzustellen,' schreibt er an seinen Freund Liszt; ‚durch ihn hat sich mir auch die Bedeutung des spanischen Wesens erschlossen: eine unerhörte, unvergleichliche Blüte, mit solcher Schnelle der Entwickelung, daß sie bald beim Tode der Materie und — zur Weltverneinung gelangen mußte. Das Wesen der eigentlichen ‚Welt' konnte nie einen schärferen, blendenderen, beherrschenderen — und zugleich vernichtenderen, entsetzlicheren Ausdruck erhalten.' Daneben kommt der feine und tief leidenschaftliche Sinn der Nation mit seiner Ritterlichkeit und seinem Ehrgefühl zum Ausdruck; denn ‚die ergreifendsten Darstellungen des Dichters haben den Konflikt der Ehre mit dem tief menschlichen Mitgefühl zum Vorwurf; die Ehre bestimmt die Handlungen, welche von der Welt anerkannt, gerühmt werden; das verletzte Mitgefühl flüchtet sich in eine fast unausgesprochene, aber desto tiefer erfassende, erhabene Melancholie, in der wir das Wesen der Welt als furchtbar und nichtig erkennen. Dieses wunderbar ergreifende Bewußtsein ist es nun, was in Calderon so bezaubernd, schöpferisch gestaltend uns entgegentritt, und kein Dichter der Welt steht ihm hierin gleich'. Zum Verständnis des Calderonschen Kunstwerkes, zur Analyse seines Dramas ist aber noch ein drittes Element von größter Wichtigkeit. ‚Die katholische Religion', fährt Richard Wagner fort, ‚ist es nun, welche den tiefen Zwiespalt zu vermitteln eintritt, und nirgends konnte sie eine solche Bedeutung gewinnen als einzig hier, wo der Gegensatz der Welt und des Mitgefühles sich so prägnant, scharf und plastisch ausbildete, wie bei keiner anderen Nation es der Fall war.' Dann folgen die zusammenfassenden Worte wundervoll-tiefen Verständnisses. ‚Wie bezeichnend ist es nun auch, daß fast alle großen spanischen Dichter in der zweiten Hälfte ihres Lebens sich in den geistlichen Stand zurückzogen. Wie einzig aber ist es, daß von hier aus, nach vollkommener ideeller Überwindung des Lebens, diese Dichter dann dasselbe Leben wieder mit einer Sicherheit, Reinheit, Wärme und Deutlichkeit schildern konnten wie nie vorher, da sie im Leben standen; ja, die graziösesten, launigsten Schöpfungen sich aus jener geistlichen

Zurückgezogenheit zu Tage brachten! Mir kommt, dieser wundervoll bedeutenden Erscheinung gegenüber, jede andere Nationalliteratur höchst bedeutungslos vor.'

Mit dem religiösen Element auf das engste verknüpft ist das Rein-Menschliche. Dieses tritt bei Calderon in besonderer Reinheit in die Erscheinung, indem dieser ‚Meister' sich ‚aller Gegenstände der Darstellung der Welt und der Menschen bemächtigte'. Damit rückt Calderon neben die größten Künstler der Menschheit, neben Dante, Shakespeare und Goethe, neben die großen Meister der italienischen und niederländischen Malerei. Eine außerordentliche Hochschätzung vonseiten Richard Wagners!

Die rasche Ausbildung der Form, die nach Wagner die spanische Literatur auszeichnet, kam neben Calderon auch dem großen Prosaiker Cervantes zugute, der ‚zwischen willkürlichem Phantasiegespiele hindurch den gespaltenen Kern der altdichterischen Weltseele gewahrte, und den erkannten Zwiespalt uns durch zwei traumhaft erlebte Gestalten als eine unleugbare Tatsache in greifbar lebendigen Handlungen vorführt'. Bei der Arbeit an ‚Tristan und Isolde', jenem Nacht- und Todeshymnus der Liebe, war Cervantes mit seinem weltüberwindenden Humor ihm ein treuer Tröster gewesen, nur ein Wunsch noch erfüllte sein in den stürmischen Leiden jener Tage bewegtes Herz: die Aufführung seines Werkes, und gerne will er ‚sich dann zu Meister Cervantes schlafen' legen.

Neben Calderon und Cervantes tritt als der dritte große Vertreter der spanischen Literatur: Lope de Vega; bedeutungsvoll nach Wagner vor allem durch seine historische Stellung. Er entsagte dem Ruhm, ‚ein klassischer Kunstdichter zu sein und schuf uns das moderne Drama'. Das ist sein unsterbliches Verdienst. ‚Aus dem eigentlichen Volksgeiste entwickelte er das moderne Schauspiel, nachdem die antikisierende Richtung der gelehrten Dichter sich zu einer lebhaften Einwirkung auf die Nation unfähig erwiesen hatte. Erst von der Grundlage dieser realistischen Sphäre aus, in welcher Lope de Vega sich so übermütig produktiv bewährt hatte, leitete bei den Spaniern Calderon das Drama derjenigen idealisierenden Tendenz zu, für welche er sich mit den Italienern in der Weise berührte, daß wir vielen seiner Stücke bereits den Charakter des Opernhaften zusprechen müssen.' Dieser Charakter des Opernhaften aber bewirkte, daß ‚die schönere Zeit, wo das spanische Auto die erhabensten Mysterien des christlichen Dogma von der Bühne herab im dramatischen Gleichnisse dem Volke vorführte', so rasch dem Niedergange verfiel; bei dem Opernhaften als etwas Verwandtem konnte der demoralisierende Einfluß der französischen Oper und Operette mit ihren unkünstlerischen ‚Spekulationen' einsetzen, und die Autos, der Stolz des alten Spanien, mit ihrer nationalen und eigentümlichen Selbständigkeit, hatten allein nicht die Kraft, sich dem fremden Einflusse gegenüber zu behaupten und durchsetzen zu können.

Wie so oft, war es auch hier der Deutsche, welcher, nach Wagner, der Menschheit das Alte, Echte, Gute bewahrte und erhielt. ‚Im deutschen Dichter lebten die großen Spanier fort, als sie von der Bühne ihrer Heimat durch den französischen Einfluß verdrängt worden', und vor allem gilt dies nach Wagner für Cervantes, denn ‚was Cervantes als Don Quixote und Sancho Pansa ersehen hatte, ging Goethes tiefem Weltblicke als Faust und Mephistopheles auf'.

Dr. Arthur Kießling.

Theater

Reinhard Goering ‚Der Erste'. In Reinhardts Kammerspielen ging dieses zweite Drama von Goering in Szene. Wohnt man einer derartigen Aufführung bei, so fragt man sich unwillkürlich: Welche Arbeiten unserer Jüngsten, die sich

immerfort über Zurücksetzung beklagen, werden denn eigentlich abgelehnt, wenn man diese zur Aufführung bringt? — Gewiß, sie verrät die Spuren der Originalität, eigenen Denkens und Schauens, die unbedingte Zugehörigkeit zu jener jungen Gruppe, die am Wege baut, der in die Zukunft führen soll. Aber diese Umstände genügen doch nicht. — Es gibt Werke, die man grundsätzlich ablehnt, aufs schärfste bekämpft, ja haßt — die von Sternheim gehören dazu — und von denen man doch sagen muß, daß sie talentvoll gearbeitet sind. Hier liegt es umgekehrt. Ein im Grunde sympathisches Wollen wird in seinen Neigungen unreif vorgetragen. — Wie einst der Naturalismus sich bruchstückartig an die Außenwelt hielt, so diese Jüngsten an den Geist; aber was ist Geist ohne Natur — eine Pflanze ohne Erdreich —, was Gestalt ohne Individualisierung! Und gerade wenn diese, wie bei Schiller, aus dem Rein-Gedanklichen stammen soll, so ist sie um so schwieriger durchzuführen, verlangt um so schärfer nach Gründlichkeit, setzt echte, ja höchste Genialität voraus, die wir heute vermissen. — Die Jungen, die heute am Werke sind, erinnern uns lebhaft an den Sturm- und Drangkreis, aus dem Schiller und Goethe sich emporhoben; doch ihre Arbeiten scheinen an Reife hinter denen der Lenz und Klinger zurückzubleiben; es ist nicht wahrscheinlich, daß man sie nach hundert Jahren ausgräbt, und so läßt vielleicht der neue Goethe und Schiller ganz und gar auf sich warten. — Doch gedulden wir uns mit der Zeit, die große Dinge im Schoße trägt, sollten wir auch ihre Entfaltung nicht mehr erleben. — Bei Goering, dem Verfasser der viel umstrittenen ‚Seeschlacht' — wir konnten ihrer einmaligen Aufführung im vergangenen Winter leider nicht beiwohnen — handelt es sich in diesem Stück, das allgemein als ein empfindlicher Rückschritt empfunden wird, um einen Priester, der als Einsiedler lebt, sich in ein junges Weib verliebt, das er in einer Nacht aus dem Wasser zieht — warum sie hineingegangen, erfährt man nicht — sie schließlich mordet, um wieder seiner Mission ungehemmt leben zu können, aber am Ende an den Gewissensqualen zugrunde geht, nachdem er den ‚ersten' Geliebten, den Fährmannssohn, der Tat beschuldigt. Es bleibt in dem Stück, wie gesagt, vieles, wenn nicht alles im Dunkeln. — Wir erfahren nicht, warum Paula, ‚das Weib', ins Wasser ging, nicht, woher sie kam, wer sie ist; wir erleben nicht deutlich genug, aus welchem Grunde zwischen dem Weib und dem Priester, das diesem in seiner Einsiedlerklause Besuche abstattet, sich dieses kleine Strindberg-Intermezzo sentenziösen Geplänkels abspielt, und werden zuletzt nicht eindringlich genug über das Wesen des inneren Zwiespaltes aufgeklärt, in dem sich dieser Seelenhirt als Mann verstrickt fühlt, zumal dieser Zustand vom Dichter als ein für uns alle vorbildlich sein sollender angedeutet wird. Es wird uns immer wieder versichert, daß wir in ‚Einbildungen' leben, aus denen wir am Ende jäh gerissen werden. Das Stück bewegt sich in einer Folge von Bildern, teils gefühlsmäßig geschaut, teils abstrakt erläutert. Wir betonten schon einmal, daß uns derartige Versuche nicht weit über Maeterlincks erste, feine Stimmungsdramen, trotz ihrer gedanklichen Abstraktion-Arabesken, hinauszuweisen schienen, ja, daß der rein bildlich geschaute Gehalt im Verhältnis zu jenen hier eher erkaltet und erstarrt. — So hört man einem derartigen Stück ohne Wärme und ohne Widerspruch wie einer nicht gerade hinreißenden Vorlesung zu; sich höchstens hier und da erinnernd, daß der eine oder andere Zug nicht unoriginell und neu gesehen ist; im letzten jedoch, ohne von etwas Starkem und Lebenskräftigem überzeugt worden zu sein. — Die Inszenierung bot manches farbige Bild, zumal das der mittelalterlichen Henkerszene; die Schauspieler, Wegner

und die Eysoldt, vermochten an diesen schemenhaften Gestalten ihr Bestes nicht flüssig zu machen, weil Gedanken, die keine eigentlichen Gedanken sind, selbst die Geste ertöten, während das rein Gefühlsmäßige sie belebt: so erinnern wir uns als einer der gelungensten Rollen der Eysoldt gerade einer Maeterlinckschen.

Rudolf Klein Diepold.

Musik

Eine heitere Ilsebill-Oper. Die vielen Verehrer Friedrich Kloses und seiner ‚Ilsebill' wird es interessieren, zu hören, daß die Dresdener Hofoper unlängst ein heiteres Seitenstück zu diesem Werk herausgebracht hat. Otto Ernst war schon im Jahre 1906 mit einer Märchenkomödie ‚Ilsebill und Ortrun' hervorgetreten, die damals freilich nicht viel Eindruck machte. In neuer Bearbeitung unter dem Titel ‚Mantje Timpe Te' ist dieses Stück nun von dem Mainzer Kapellmeister Otto Naumann komponiert und in Dresden uraufgeführt worden. In dem Werk erscheint das Märchen vom ‚Fischer und seiner Frau' mit andern Grimmschen Geschichten — etwa nach Siegfried Wagners Art — verquickt. Der Zauberfisch ist ein verwunschener Prinz, der durch die Fischerstochter Ortrun erlöst wird, so daß die Motive vom ‚Froschkönig', vom ‚Rumpelstilzchen' und — etwas weit hergeholt — die Sage von der ‚Versunkenen Stadt' anklingen. Otto Ernsts trockener nordischer Humor, der allerdings für die Bühne und zumal in musikalischer Einkleidung oft etwas zu behaglich breit wird, hat der Fabel ganz nette Wirkungen abgenommen. Da diesen aber doch auch gebührendes sentimentales Erlösungspathos zur Seite geht, zersplittert das Ganze, das für Kinder zu wenig naiv, für Erwachsene zu wenig gehaltvoll ist, in zwei Ausdruckswelten, die schon äußerlich sich durch das seltsame Nebeneinander von beschwingten fünffüßigen Jamben und plattdeutscher Prosa abheben.

Diese Zweiteilung des Ausdrucks greift auch auf die Musik von Otto Naumann über. Auch hier ist das lustige Element das zunächst Ansprechende. Neu sind ja die als gehobene Operette wirkenden Orchesterscherze nach Art von ‚Rosenkavalier' und ‚Ariadne' nicht mehr, aber Spaß machen sie schließlich immer wieder. Und Naumann hat das derbe Platt seiner Helden ganz geschickt in musikalische Perioden umzugießen gewußt. Allerdings zerfließt dabei naturgemäß alles in kleinphrasierten Sprachgesang ohne melodische Linie. Eine solche wird dagegen wenigstens angestrebt in den ernsten lyrischen Partien. Aber da zeigt sich leider nun, daß für solche hochgesteckte Ziele wieder die Erfindungskraft des Komponisten nicht ausreicht. So gehen weite Strecken, z. B. die ganze erste Hälfte des zweiten Aktes, in ermüdender neudeutscher Kapellmeistermusik unter. Nur in besonders glücklichen Augenblicken, wie in der von wirklichem Märchenhauch durchwehten Szene in der versunkenen Stadt im dritten Akt, kommt es zu nachhaltigeren Eindrücken. An sich erscheint die Partitur recht sauber gearbeitet, ohne hypermoderne Entgleisungen, wennschon in der Instrumentation manchmal etwas dick. Szenisch ist das Werk — in dieser Hinsicht ein rechtes ‚Ausstattungsstück' — ungemein anspruchsvoll. Schon dies wird seiner Verbreitung über die Bühnen im Wege stehen.

Eugen Schmitz.

Neues vom Büchermarkt

Religiöse Literatur

Die Einheit des philosophisch-theologischen Denkens, des sozialen-politischen Handelns und des ganz intimen persönlichsten Innenlebens in der Grundkraft der Religion, mit andern Worten: die zentrale Stellung des religiösen Erlebnisses im Aufbau und in der Auswirkung des ganzen Menschen war zu keiner Zeit und in niemand so voll verwirklicht, wie bei den Kirchenvätern der ersten christlichen Jahrhunderte. Die „**Bibliothek der Kirchenväter**" (Kösel, Kempten, 60 Bde., Subskriptionspreis geb. in L. je 3,50 M., in Halbg. 4.— M.) bildet darum gerade für den modernen Menschen eine der wichtigsten und unerschöpflichsten Quellen zur Belebung und Vertiefung des nach Universalität, Harmonie und Sicherheit zielenden religiösen Strebens. Die neuen Bände der Jahre 1917/18 (Nr. 29—33), die trotz der fast unüberwindlichen Schwierigkeiten des Krieges in altbewährter Güte herausgegeben werden konnten, legen besonders diese Seite des großzügig angelegten Unternehmens nahe. Die beiden ersten Bände geben Augustins ausgewählte Briefe von Dr. Alfred Hoffmann. Im Gegensatz zu altem und neuem Mißbrauch, die Briefform für wissenschaftliche Abhandlungen zu verwenden, sind alle Briefe Augustins direkten Anfragen oder persönlichen Pflichten des Seelenhirten entwachsen und lassen die Individualität des Verfassers unmittelbarer als alle anderen Schriften, die Bekenntnisse nicht ausgenommen, hervortreten. Es ist geradezu erstaunlich, mit welch intimer Seelensorge er sich in die Lage jedes einzelnen Adressaten hineinversetzt und trotz äußerster Anspannung der Kräfte für wissenschaftliche Arbeiten jedem in einer Ruhe und Breite Bescheid gibt, als ob er sonst nichts zu tun hätte. Breiten Raum widmet er auch in diesen Schreiben der Behandlung dogmatischer Fragen, besonders der Gnadenlehre und den Streitigkeiten mit Donatisten, Pelagianern usw., einer Kontroverse mit Hieronymus, den er wegen der Auslegung von Galater 2,11 ziemlich derb am Ohrläppchen faßt. Berühmt ist der ehrfurchtsvolle und doch so selbstbewußte Brief an Papst Innozenz I. über die Gnadenfrage. Kurz, der Theologe wird besonders in diesen Briefen ein kaum erreichtes Muster persönlichster, hingebendster Gebildetenseelsorge finden, deren es nach dem Kriege mit in erster Linie bedarf, und für klare, ehrliche Behandlung der Gegenwartsprobleme unendlich viel daraus lernen können. Der Laie wird vor allem den religiösen Schriftsteller und unübertrefflichen Lehrer des Gebets- und Glaubenslebens lieb gewinnen und nebenbei auch den geistvollen, schlagfertigen Plauderer und Stilisten genießen. Leider ist es in der Übersetzung nicht möglich, den einzigartigen Glanz und die gedämpften Schlaglichter der Sprache Augustins wiederzugeben, die die laute Bewunderung der Klassizisten (z. B. E. Norden: die antike Kunstprosa II/², S. 621) hervorgerufen hat, und man hätte vielleicht wünschen können, daß der Bearbeiter sich von dem Buchstaben etwas freier machte, um die Gestaltung der Ideen in deutschem Sprachgefühl unmittelbarer miterleben zu lassen; er hätte sich dabei auf keinen geringern als den Meister der altchristlichen Übersetzungskunst, Hieronymus, (Briefe Migné P. L. 856) berufen können. Über die Auswahl selbst, die stets von subjektiven Gesichtspunkten abhängig sein wird, läßt sich nicht wohl streiten; die Hauptsache ist jedoch in der vorliegenden Sammlung enthalten. Nur hätten wir neben der Weite und Milde des augustinischen Geistes auch seine Härte und Enge wenigstens an einigen Briefen, so in der Empfehlung von Zwangsmaßregeln und Körperstrafen für die Häretiker, die allerdings nur mit Wehmut gelesen werden können, belegt gefunden. Zu dem ganzen Charakterbild des Mannes, der einzig an Paulus gemessen werden kann, gehören auch sie. — Nr. 31 enthält „**Des heiligen Athanasius Schriften**" II, von Stegmann und Mertel, gegen die Heiden, über die Menschwerdung und die Vita Antonii, sowie als Anhang und Seitenstück zu der letzteren das lange Zeit Athanasius zugeschriebene Leben des hl. Pachomius von einem unbekannten Verfasser. Dieser Band verlangt eine eindringliche Vertiefung in die dogmengeschichtliche Entwicklung der urchristlichen Gottes- und Erlösungslehre, zeigt aber auch einem weiteren Kreis den Feuergeist von Nicaea in seiner lebendigen Auswirkung und divinatorischen Treffsicherheit der Orthodoxie, eine Gestalt von Stahl und Eisen, die im Feuer der Prüfungen und Kämpfe erst recht gehärtet wird und trotz ihrer persönlichen Schärfe wie kaum eine zweite des christlichen Altertums begeistert und entflammt. Kein geringerer als Görres hat sich in den Kirchenwirren seiner Zeit an ihr entzündet, und einige Jahrzehnte später hat unser edler Möhler seine theologische Kraft an ihr erweckt. Wie die Erquickung einer Feuerpause nach dem

Kampfeslärm der beiden ersten Schriften wirken die beiden Viten des hl. Antonius und Pachomius, die in das intime Christenleben der ersten Jahrhunderte einführen und die eingangs erwähnte Einheit von Lehre und Leben in liebenswürdiger Weise hervortreten lassen. Eine tiefgreifendere und erbaulichere geistliche Lesung läßt sich nicht denken; sie darf Priestern und Laien mit gleicher Eindringlichkeit empfohlen werden. Beide Übersetzer, Stegmann und Mertel, haben durchweg einen mustergültigen Text geliefert; jedoch hätte die Einleitung in die dogmatischen Schriften etwas ausführlicher sein dürfen, damit auch Nicht-Fachtheologen über den Stand der dogmengeschichtlichen Fragen und die persönliche Note des hl. Athanasius von vornherein unterrichtet würden — auch die Bedeutung der beiden Jugendwerke scheint mir überschätzt und nicht in die rechte Perspektive eingerückt. —

Mit dem 32. Band der Bibliothek erhalten wir den dritten der ausgewählten Schriften des **hl. Ambrosius von Mailand**. Er umfaßt die in Anlehnung an Ciceros Abhandlung De officiis geschriebene, aber in der christlichen Motivierung und auch sonst weit über das heidnische Vorbild hinausgehende Pflichtenlehre, die als das bekannteste Werk dieses Kirchenvaters gilt. Hier vor allem erkennt man, ein wie unvergängliches Erbgut christlicher Weisheit wir in den Schriften der Kirchenväter haben. Ciceros Forderung eines natur- und vernunftgemäßen Lebens wird bejaht, aber zugleich erweitert, indem die beiden Begriffe in den höheren Kategorien der übernatürlich vervollkommneten Natur und der göttlich erleuchteten Vernunft aufgehen. Die Frage des Verhältnisses des Nützlichen zum sittlich Guten wird in einer tieferen Erfassung des Nützlichen dahin entschieden, daß nur das sittlich Gute nützlich und das wahrhaft Nützliche sittlich gut sein kann. Zu einer auch für unsere Zeit sehr gemäßen Darlegung dieses Verhältnisses wird als Beispiel die Unklugheit jeglicher Preistreiberei und Lebensmittelhinterziehung in der Zeit der Not und Teuerung gewählt. Nach der Pflichtenlehre enthält der Band noch die kleine Schrift über die Mysterien, die aus Katechesen hervorging, durch die der Heilige die Neophyten tiefer in das Wesen der Taufe, der Firmung und der Eucharistie einführte. Hieran schließt sich eine aszetisch-monastische Abhandlung ‚Über die Jungfrauen' und die Trauerrede auf den Kaiser Theodosius.

Der 33. Band gibt des heiligen Philosophen und Märtyrers **Justinus Dialog mit dem Juden Tryphon**, dem des Pseudo-Justinus Mahnrede an die Hellenen angehängt ist. Dieser Dialog, das erste erhaltene christliche Werk, das diese Form der antiken Literatur entlehnt, hat neuerdings wieder größere Beachtung gefunden und ist deshalb nachträglich noch in die ‚Bibliothek' aufgenommen worden, nachdem des gleichen Autors Apologien in dem ersten Bande der ‚frühchristlichen Apologeten' schon gedruckt wurden. Justin verteidigt darin die christliche Lehre und hält den Juden einen Spiegel vor, indem er u. a. behauptet, die Juden seien schlimmer als die übrigen Völker, weil sie nicht nur für ihre eigenen Sünden, sondern für die Ungerechtigkeit der Menschheit überhaupt verantwortlich seien. Die pseudo-justinische Schrift im Anhang verfolgt den Zweck, zu zeigen, daß auf religiösem Gebiet den von Gott inspirierten Propheten des Alten Bundes, nicht aber den Dichtern und Philosophen der Hellenen Autorität zukommt. Es gilt heute als entschieden, daß Justin der Verfasser nicht sein kann, da der Kerngedanke, warum die Heiden zur religiösen Wahrheit durchgedrungen seien, in Justins Apologien eine verschiedene Fassung hat.

An den Schriften der Väter springt besonders die souveräne Beherrschung der Bibel hervor. Sie lebten in Wahrheit aus dem Glauben und zehrten täglich von Gottes Wort. So wird auch in der Gegenwart und Zukunft eine Neugeburt der Predigt, der Seelsorge und des religiösen Lebens nur möglich sein, wenn Priester und Laien sich wieder in ganz persönlicher Weise der Lesung und dem Studium der hl. Schrift widmen und sie als ihr tägliches Lesebuch betrachten. Aus diesem Gesichtspunkt heraus hat es Prof. Dr. Fritz Tillmann in Bonn unternommen, **‚Die sonntäglichen Evangelien'** I, vom 1. Adventssonntag bis Palmsonntag (L. Schwann, Düsseldorf 1917, VIII und 390 S., brosch. 7.— Mk., geb. 8.20 Mk.) exegetisch und homiletisch für weitere Kreise zu behandeln und die Sonntagsbetrachtung für Priester und Volk in unmittelbaren Anschluß an die Schrift und die Homilien der Väter zu bringen. Das Buch ist ohne Zweifel das beste religiöse des Jahres und kann in jeder Hinsicht empfohlen werden. Die exegetische Erklärung ist vollendet und wird sowohl nach den wissenschaftlichen wie nach den sprachlichen Anforderungen nicht leicht überboten werden. Wer die Sonntagsevangelien in Kirche oder Schule zu erklären hat, wird nunmehr zu keinem andern Buche greifen. Etwas besser möchten wir die

asketisch-religiöse Seite der Texte herausgearbeitet sehen. Der Verfasser hat das Werk zwar in erster Linie im Dienste der Predigt angelegt und darum das homiletische Moment besonders hervortreten lassen. Aber einmal ist zu beachten, daß gerade die Betonung des spezifisch Religiösen und die Darbietung tiefgründigen Betrachtungsstoffes mit den Beziehungen zum persönlichen Innenleben auch für die Kanzel von allergrößter Bedeutung ist; und zweitens würde dadurch das Werk mehr noch als bisher zu einer Lektüre für die gebildete Laienwelt werden, in dem sie die Sonntagspredigt in individueller Weise vertieft oder — sich Ersatz für eine mangelhafte verschaffen kann. — Bei dieser Gelegenheit darf auch an das kleine, aber feine Gebetbüchlein **‚Aus Gottes Wort‘**, kurze Schriftlesungen für jeden Tag, ausgewählt von Dr. Fritz Tillmann (Bonn 1915, Hanstein, 261 S., geb. M. 1.50), erinnert werden. — Inzwischen liegt auch Meyenbergs großes homiletisches Werk oder wenigstens die series thematica des Ergänzungswerkes zu den homiletischen und katechetischen Studien **‚Religiöse Grundfragen‘**, von der die erste Lieferung (XII und 656 S., gr. 8°, brosch. Fr. 9.50) im vorletzten Jahre erschienen war, nunmehr vollständig vor (1490 S., Luzern 1917, Räber, brosch. Fr. 25.—, geb. in einem Band Fr. 28.50, mit getrennt gebundenem Sachregister, 270 S., gr. 8° Fr. 29.50). Das Gesamtwerk wurde anfangs, als der Verfasser noch auf großen Tagungen als Konferenzredner auftrat, mit heller Begeisterung und später mit ebensoviel Kritik aufgenommen. Das Ergänzungswerk leidet noch mehr als das Hauptwerk an unmethodischer Breite und Weitschweifigkeit, die sowohl Freude als Brauchbarkeit in der Benützung beeinträchtigen (z. B. der Abdruck seitenlanger Partien aus Goethes ‚Wahrheit und Dichtung‘ über die Sakramente, die jeder in seiner Bibliothek findet und die nur unter ganz bestimmter biographisch-ästhetischer Würdigung von Wert sind). Auch scheinen uns über die religiösen Wahrheiten zu viel tönende Worte gemacht, die wir gerade in der neueren Predigt bekämpfen und durch diskrete, tiefeindringende ersetzt sehen möchten. An praktischem Wert steht das Werk zweifellos hinter dem Tillmanns zurück. Aber es darf auch nicht verschwiegen werden, daß es ausgezeichnete Anregungen und wertvolle Gedankengänge enthält, die dem Prediger von größtem Nutzen wären, wenn er sie nur einmal aus dem Oratorischen herausgeschält hätte. Ein hingebungsvolles, eindringendes Studium des Werkes kann gewiß zur Wiederbelebung der Predigt Erhebliches beitragen.

Geschichte und Kirchengeschichte

Beharrung und Veränderung sind wesentliche Faktoren der Geschichte; sie bedingen auch den Charakter der Geschichtschreibung. Kein Geschichtswerk kann außer durch die Form, insofern diese an der Zeitlosigkeit des Künstlerischen teil hat, Anspruch auf immer gleiche Geltung machen, und allen Geschichtswerken, den jüngsten wie den ältesten, wird doch immer ein Unveränderliches gemeinsam sein. So wird kein mit wahrhaft geschichtlichem Sinn geschriebenes Geschichtsbuch je ganz seinen Wert verlieren und doch werden immer neue Darstellungen nötig und mit Recht eine Forderung jeder Generation, ja jeder Epoche sein. Wenn je ein Zeitabschnitt in der menschlichen Geschichte zu historischer Betrachtung und Besinnung aufforderte, so ist es der gegenwärtige. Wir hören viel von der politischen Erziehung der Massen. Soll das mehr heißen, als ein Volk in dem technischen Betrieb des politischen Handwerks heimisch machen, so geht es dabei ohne geschichtliche Bildung nicht ab. Politik im weitesten Sinne ist geschichtliches Leben in voller Aktivität, ist gegenwärtige Geschichte. Geschichte aber kann nicht wie das Denken jederzeit von vorne anfangen. Nur Katastrophenpolitiker pflegen sich über Lehren der Vergangenheit erhaben zu dünken. Wie der Weltkrieg zur Weltbetrachtung nötigt, so leitet die Ära der Weltpolitik zum Studium der Weltgeschichte an. Unter den heute noch lesbaren deutschen Werken universalgeschichtlichen Charakters ist es vor allem eines, das besondere Beachtung verdient, weil es neuester Zeit ist: Die **‚Weltgeschichte seit der Völkerwanderung‘** von Theodor Lindner (9 Bde., Cotta, Stuttgart 1910). Seit Ranke ist sie der jüngste Versuch eines einzelnen, eine Weltgeschichte in größerem Ausmaß zu schreiben. Es ist kein Zufall, daß der Verfasser in Ranke seinen Meister verehrt. Wie bei diesem, so ist auch Prof. Lindners ‚Darstellung der Weltgeschichte von Ideen beherrscht, die darauf ausgehen, von dem Ganzen ein Bild zu gewinnen‘. Das kann nie durch Arbeitsteilung erreicht werden. Andererseits muß sich die Betrachtung gewisse Grenzen ziehen, da das Ganze sonst nicht überschaubar bleibt. Mit dem Abschluß der Völkerwanderung beginnt eine neue Weltordnung, die der christlich-germanischen Völker. Man wird

einst in dem gegenwärtig zum Abschluß drängenden Weltkrieg ein gleich großes Ereignis sehen, wie in der Auseinandersetzung der germanischen Stämme mit dem römischen Weltimperium und die zwischen beiden Umwälzungen liegende Menschheitsepoche ebenso, trotz aller sich darin auswirkenden Gegensätze, als eine einheitliche betrachten lernen wie das Altertum. Erst unter den Donnerschlägen dieses Krieges ist das feudal-christliche Europa in seinen letzten Ausläufern zu Grabe gegangen, und so stellen sich die 1500 Jahre, die die Lindnersche Weltgeschichte umfaßt, als ein großes menschheitliches Drama dar, dessen Sinn sich erst jetzt unserer Betrachtung wird erschließen lassen. Was wir vor allem an der Lindnerschen Weltgeschichte schätzen, ist die übersichtliche Gruppierung des Stoffes und seine Bewältigung in neun Bänden, von denen der einzelne den Umfang eines Romanbandes kaum übersteigt. Die Darstellung ist von einfacher Schönheit, man spürt, daß sie aus der Schule Rankes stammt. Aber auch in der Abgewogenheit und Ruhe der Urteile ist Rankes Geist wirksam. Ein wahrhaft historischer Sinn bekundet sich in dem Streben des Verfassers, auch solchen Erscheinungen mit unverkennbarer Liebe ihr Recht werden zu lassen, die seiner persönlichen Weltanschauung ferne stehen. Es ist wie eine künstlerische Freude an großen und charaktervollen Gestalten, die es dem protestantischen Verfasser ermöglicht, nicht bloß die mittelalterlichen Päpste in ihren überragenden Vertretern, sondern auch die umstrittenen Persönlichkeiten der Reformation und Gegenreformation so zu zeichnen, daß der Leser nicht einseitig und auf den ersten Blick für oder wider sie eingenommen wird. Es ist ihm die Möglichkeit gegeben, sie in ihren Eigentümlichkeiten zu verstehen und auch dort noch Größe der Charaktere zu fühlen, wo er die Richtung ihres Willens ablehnt. Ranke ist gewiß frömmer und dem positiven Christentum ergebener als dieser Nachfahre, denn diesem ist nicht wie dem älteren Meister die christliche Religion eine absolute Erscheinung, aber dieser Standpunkt kommt doch nur beiläufig und mehr in der von der ‚Weltgeschichte‘ getrennt veröffentlichten ‚Geschichtsphilosophie‘ des Verfassers zum Ausdruck als in dem geschichtlichen Werk selber, das der Religion und dem Christentum auch in seinen kirchlichen Formen einen hohen Rang anweist. Die Darstellung geht bis in die Gegenwart, denn die Vorgeschichte des Weltkrieges ist noch hineinbezogen, ein Zugeständnis an den Aktualitätswert dieser ‚Weltgeschichte‘, das sie entbehren konnte, um so mehr als sich schon in kurzem herausstellen wird, wie sehr dieser im Verhältnis zum Ganzen noch recht breit geratene Schluß wird umgearbeitet werden müssen, nicht bloß in bezug auf die Form, sondern vor allem in bezug auf die Auffassung der Ursachen, die zu diesem Krieg geführt haben.

Leopold von Ranke, dessen Werke während des Krieges zum Nachdruck frei wurden, ist kurz zuvor in einer wohlfeilen Ausgabe seiner ‚Meisterwerke‘ durch den Verlag Duncker & Humblot weiteren Kreisen zugänglich gemacht worden (vgl. Hochland Dez. 1914 S. 375). Dieser Auswahl geschlossener Werke ist im Jahre 1917 eine solche in Form von systematisch geordneten Lesestücken gefolgt unter dem Titel: **‚Leopold von Ranke, Männer und Zeiten der Weltgeschichte‘.** Eingeleitet und herausgegeben von Dr. Rud. Schulze (3 Bde., Bachem, Köln). Diese drei Bände stellen ein historisches Lesebuch edelster Art für unsere heranreifende Jugend und solche gebildeten Erwachsene dar, denen Beruf und andere Umstände es unmöglich machen, den größten neuzeitlichen Geschichtschreiber im Zusammenhang kennen zu lernen. Die Auswahl ist, den drei Bänden entsprechend in die Gruppen Altertum, Mittelalter und Reformation (1. Bd.), der Aufstieg der Westmächte (Frankreich und England) (2. Bd.) und deutscher Aufstieg 1740—1871 (3. Bd.) verteilt. Vom Standpunkt der jüngsten Ereignisse wird man manches mit sehr geteilten Empfindungen lesen. So groß Ranke in der Erkenntnis der Vergangenheit war, bei der neudeutschen Entwicklung verläßt ihn die Ruhe der Objektivität, was selbst in dieser Auslese sichtbar wird, die man im allgemeinen als gut bezeichnen kann. Dem Verdeutschungseifer der Kriegszeit sind darin alle Fremdwörter, die Ranke reichlich gebraucht, zum Opfer gefallen, eine, wie uns dünkt, etwas pedantische Maßnahme.

Die **‚Webersche Weltgeschichte in zwei Bänden‘**, die seit 1846 zwanzig Auflagen erlebt hatte und sich neben der vielbändigen ‚Weltgeschichte‘ des gleichen Verfassers in der Gunst des liberalen Bürgertums um so leichter behaupten konnte, als sie alle Vorzüge der Darstellung des großen Werkes bei äußerster Prägnanz des Stoffes enthielt, liegt nunmehr ‚vollständig neubearbeitet‘ von Ludwig Rieß in ihrem ersten, Altertum und Mittelalter umfassenden Band vor. Der zweite Band soll noch rechtzeitig für Weihnachten erscheinen. Der Bearbeiter hat sich seine

Aufgabe nicht leicht gemacht. Schon ein flüchtiger Vergleich zeigt, daß er nicht nur nach Maßgabe neuester Erkenntnisse berichtigte und ergänzte, sondern große Abschnitte völlig neu schrieb. So ist in vieler Hinsicht ein Werk entstanden, das zwar den Grundcharakter des alten nicht preisgibt, aber doch eine vielfach weniger parteipolitisch zugespitzte Haltung zeigt, worüber der noch ausstehende zweite Band genaueren Aufschluß geben wird. Immerhin ist es für den Standpunkt des Werkes auch in diesem ersten Band bezeichnend, daß das Altertum eine bei weitem eingehendere Behandlung erfährt als die mittlere Zeit, die für das Verständnis speziell des deutschen Wesens und der weltorganisatorischen Berufung des römisch-deutschen Kaisertums auch hinsichtlich unserer Mission in der modernen Welt so grundlegend ist, daß es auch für das liberale Bürgertum hoch an der Zeit wäre, sich damit auseinanderzusetzen. Im selben Maße, als man begreift, was die wahre Größe des mittelalterlichen Universalismus ausmacht, wird man auch die verhängnisvolle Einwirkung der Glaubensspaltung auf die Beziehung der Völker zueinander und auf die Bildung der Nationalstaaten verstehen lernen. Unter diesem Gesichtspunkt wird **‚Jansens Geschichte des deutschen Volkes seit dem Ausgang des Mittelalters'** immer eine Fundgrube echter Einsichten bleiben. Der kürzlich neu erschienene dritte Band: Allgemeine Zustände des deutschen Volkes seit dem Ausgang der sozialen Revolution bis zum sogenannten Augsburger Religionsfrieden von 1555 (20., vielfach verbesserte und vermehrte Auflage, besorgt durch Ludwig Freiherrn von Pastor, Herder 1917) behandelt die politisch-kirchliche Revolution der Fürsten und der Städte und ihre Folgen für Volk und Reich innerhalb des genannten Zeitabschnittes. Der Band ist abermals tüchtig angeschwollen, aber Janssens Werk wird durch diese Erweiterungen gewiß nicht lesbarer. Um so mehr empfindet man den Mangel einer historischen Darstellung dieser Art und Richtung, die, anstatt ihn zu erweitern, den Stoff zusammendrängt und in Gestalten und Bildern auskristallisieren läßt. Der 1870 verstorbene Historiker Karl Eduard Vehse war kein zuverlässiger Forscher, aber wenn man in dem Buch **‚Deutsche Charaktere und Begebenheiten'**, von Jakob Wassermann (Fischer, Berlin 1915), worin mit feiner Hand zwölf Geschichtsbilder aus deutscher Vergangenheit geboten sind, von denen acht den Werken Vehses entnommen sind, liest, so wird einem unmittelbar klar, was Kunst historischer Schilderung und Darstellung ist. So breit auch Janssen-Pastor den Schmalkaldischen Krieg behandeln, ein Bild von der Persönlichkeit des Moritz von Sachsen geben sie nicht auch nur entfernt so fest, bestimmt und unvergeßlich wie die von Wassermann ausgegebenen paar Seiten von Vehse. Auch die anderen Charakterbilder haben Schmiß und Farbe: Ziethen, Wallenstein, Rudolf II., Danckelmann, Friedrich Wilhelm I. von Preußen, Karl August von Weimar u. a. Das gut geschriebene Vorwort von 1915 kann auch jetzt noch etwas bedeuten.

Alexander v. Gleichen-Rußwurm hat sich die Aufgabe gestellt, die ‚Geselligkeit der vornehmen europäischen Welt' nach Zeitaltern in kulturgeschichtlichen Darstellungen für die Gegenwart wieder lebendig zu machen. Den Bänden ‚Das galante Europa, Geselligkeit der großen Welt 1600—1789' und ‚Geselligkeit, Sitten und Gebräuche der europäischen Welt 1789—1900' folgt jetzt, nach rückwärts ergänzend, **‚Der Ritterspiegel, Geschichte der vornehmen Welt im romanischen Mittelalter'** (Julius Hoffmann, Stuttgart 1918). Völlig verschieden von der gewohnten Art, uns mit der Vergangenheit kulturgeschichtlich bekannt zu machen, die meist auf typische Zusammenfassung ausgeht, wird hier vielmehr das Individuelle in seiner ganzen abwechslungsreichen Mannigfaltigkeit ausgebreitet und so ein Kranz von Geschichten, Märchen, Sagen, Anekdoten, Schilderungen, Schnurren und Schwänken geflochten, durch den wir uns ganz unmittelbar mit der Vergangenheit verbunden fühlen. Für jede politische Geschichte jener Zeiten wird somit gleichsam die Atmosphäre geschaffen, in der erst das große geschichtliche Leben sich plastisch rundet und Fülle und Farbe gewinnt. Ein historischer Roman aus jenen Zeiten des Rittertums müßte schon ein Meisterwerk von großem Wurf sein, wenn er einem Buch wie diesem, das keine künstlerischen Prätensionen hat, vorgezogen werden dürfte. Mit Recht erinnert der Verfasser im Vorwort an des sterbenden Schiller Verlangen nach Märchen und Rittergeschichten, da in ihnen der Stoff zu allem Schönen und Großen liege, und in der Tat, es ist eine im Grunde hohe und edle Welt, die, mag sie uns Heutige, denen gesellige Form fehlt, auch spielerisch anmuten, sich hier darstellt. Gerade einem demokratischen Zeitalter kann es nicht schaden, sich seiner

Formlosigkeit im Anblick menschlich größerer Epochen bewußt zu werden und zu empfinden, was der Verfasser so ausdrückt: ‚Wir haben uns ebenso bemüht, die Erde zu entseelen, wie jene sich bemühten, sie zu beseelen; wir haben uns alles dessen geschämt, was jene stolz machte, möglichst zerstört, was jene bauten, möglichst verhöhnt, was sie verehrten, zerrissen, was sie zu vereinen getrachtet, und erhoben, was ihnen niedrig dünkte.'

Im rechten Zeitpunkt ist es dem Herderschen Verlag geglückt, den Schlußband des von Prof. Joh. P. Kirsch neu bearbeiteten **‚Handbuchs der allgemeinen Kirchengeschichte'** von Joseph Kardinal Hergenröther herauszubringen, das damit in 5. Auflage vollständig in vier starken Bänden vorliegt. Im rechten Zeitpunkt sagen wir deshalb, weil dieser Schlußband die Kirche zeigt in ihrer Stellung gegenüber der staatlichen Übermacht und der Revolution und im Kampf gegen die ungläubige Weltanschauung. Wer Trost und Ermutigung sucht in schweren Tagen und Jahren, denen unser kirchliches Leben entgegengeht, dem wird sie in Fülle geboten in diesem monumentalen Werk, dessen Schlußband das vierte Zeitalter der Kirche umschließt, das vom westfälischen Frieden (1648) sich bis in die Gegenwart erstreckt. Obwohl es nicht nur die Geschichte der katholischen Kirche ist, die hier an unserem geistigen Auge vorüberzieht, indem der Protestantismus und dessen Sektenbildungen ebenso wie die orientalischen Kirchen in den Rahmen der Darstellung einbezogen sind, so stellt doch vornehmlich ihr Kampf gegen die Bedrückungen durch den fürstlichen Absolutismus und gegen die Revolution das erhebende Moment in dem gewaltigen Ringen dar. Indem der Bearbeiter in einer Schlußbetrachtung noch einmal in gedrängter Übersicht dieses Ringen vorführt, macht er es zugleich deutlich, wie dieser Weltkrieg, dessen schreckliche Nachwirkungen wir jetzt erfahren, nur die natürliche Folge ist ‚des ganzen gottentfremdeten, nur auf das Irdische gerichteten Strebens, das die Völker ergriffen hatte'. — In einen kleinen Abschnitt dieser Kämpfe führen die unterhaltend zu lesenden ‚Erinnerungen eines römischen Kanoniers aus den Jahren 1868 bis 1870' ein, die der ehemalige päpstliche Offizier Klemens August Eickholt unter dem Titel **‚Roms letzte Tage unter der Tiara'** (Herder, Freiburg 1917) in einem mit acht Bildern geschmückten Bändchen herausgibt. Der Verfasser will nur ein Bild geben vom Soldatenleben im Dienst des Hl. Vaters, aber er bietet damit zugleich recht dramatische Szenen der Verteidigung Roms gegen eine revolutionäre Übermacht, eine Verteidigung, die nach der Weisung Pius' IX. ‚nur bestehen darf in einer Verwahrung mit bewaffneter Hand, um die erlittene Gewalt festzustellen; mehr nicht'. Sobald die Mauer durchbrochen sei, hätten die Verhandlungen über die Übergabe der Stadt zu beginnen. Wie es in der Verlagsankündigung mit Recht heißt, kann es ‚nicht ohne Eindruck bleiben in dem Augenblick, da ganz Europa blutet unter dem furchtbarsten aller Kriege, der je gewesen ist, mit solcher Klarheit und Unmittelbarkeit hingewiesen zu werden auf das große Verbrechen Europas an der legitimsten, friedlichsten und friedenseifrigsten Macht, die es bis zum 20. September 1870 in seiner Mitte gehegt hatte'.

Im Jubiläumsjahr der ‚Reformation' lag es nahe, von katholischer Seite auf die vielen Schriften, die zur Verherrlichung der Glaubensspaltung erschienen, mit Schriften zu antworten, die die Schattenseiten dieser Spaltung des Christentums herausarbeiteten und auf diese Weise so manchen Angriffen mit ähnlicher Münze heimzahlten. Es hat sich jedoch keine irgendwie namhafte Feder in den Dienst einer solchen Polemik gestellt. Wohl aber ist um diese Zeit in der Schweiz im Auftrag eines vorbereitenden Ausschusses durch Prof. Dr. Joseph Scheuber unter Mitwirkung tüchtiger Autoren das Werk **‚Kirche und Reformation'** Aufblühendes katholisches Leben im 16. und 17. Jahrhundert' (Benziger & Co., Einsiedeln) erschienen, das als eine positive Vindicatio dasteht. Kein Geringerer als Ludwig von Pastor leitet das Ganze ein mit einem großzügig geschriebenen historischen Aufriß der Geschichte der Gegenreformation, die man richtiger mit dem positiven Namen der katholischen Restauration bezeichnet und die bereits vor der Abfallsbewegung begonnen hatte, wenn auch bei deren Ausbruch noch zu schwach, um sie hintanhalten zu können. Was in diesem Aufriß des Geschichtschreibers der Päpste an wichtigen Reformen auf den verschiedenen Gebieten der kath. Lehre, der Beziehungen von Kirche und Staat, des Ordenslebens, der Seelsorge, Missionen, Armen- und Krankenpflege, Schule und Erziehung und Predigtwesen höchstens angedeutet werden konnte oder was wie die Gebiete der Kunst, Dichtung und Musik außer acht bleiben mußte, das wird dann

in einzelnen Abhandlungen nachgeholt und in den meisten derselben so geschickt und unterrichtend ausgeführt, daß der Leser ein ziemlich geschlossenes Bild der großen katholischen Kultur dieser nachreformatorischen Zeit empfängt. So stellt sich das Unternehmen als ein durchaus friedliches Propagandawerk dar, das viele Vorurteile und unzureichendes Wissen selbst bei Katholiken zu beseitigen imstande ist.

Literaturgeschichte und Dichtung

Unter den mancherlei Neuausgaben von Erzählern verdient keine mehr Beifall als das kühn und groß angelegte Unternehmen, das uns zum erstenmal **Jeremias Gotthelfs Sämtliche Werke in 24 Bänden** (Eugen Rentsch im Delphin-Verlag München) auf Grund der Erstdrucke und der Handschriften darbietet. Eine Reihe namhafter Gotthelf-Kenner haben sich den beiden Herausgebern Prof. Dr. Hunziker und Dr. Bloesch zur Verfügung gestellt, um das von der Familie Bitzius, den Nachkommen des großen Epikers, freigegebene Gotthelf-Archiv, das noch eine große Zahl ungehobener Schätze bergen soll, auszubeuten. Bis jetzt liegen vier Bände vor; sie sind von stattlichem Großoktav und so monumentalem Charakter, wie man es nur bei Klassikerausgaben gewohnt ist. Aber wenn einer unter den neueren Erzählern, so verdient Gotthelf diese Ehrung, denn er ist ein Epiker ganz großen Stils, und ihn nicht zu kennen, während man unzählige Bücher neuester Erzähler liest, um auf der Höhe zu sein, ist für den, der auf literarische Bildung Anspruch macht, eine Schande. An Gotthelf könnte sich wahrlich eine Erzählergeneration bilden, die dem ungeheuren epischen Geschehen der letzten Jahre gewachsen wäre. Der ruhige, klare Wirklichkeitssinn, der Blick für alles Nahe und doch der Zug ins Große, Volkshafte und darüber hinaus ins Ewige, Zeitlose, das ist's, was fast allen modernen Erzählern fehlt. Gotthelf hat es in so hohem Maße, daß Ludwig Richter ihn einmal in einem Atemzug mit der Bibel und Goethe nennt. Bis jetzt waren allerhand Neudrucke im Umlauf. Aber wer es weiß, in welch entstelltem Zustande der Text darin ist, der wird es begreifen, wie hoch an der Zeit es war, endlich eine mit kritischer Umsicht geleitete Ausgabe herzustellen. In wie mustergültiger Weise das geschieht, dafür ist auch der jüngste Band Zeuge. Er ist der neunte, der des Handwerksburschen ‚Jakobs Wanderungen durch die Schweiz' enthält. Man hat es ein tendenziöses Werk genannt, aber es ist Tendenz in ganz großem Stil darin wie überall bei Gotthelf. Das hängt damit zusammen, daß des Pfarrherrn von Lützelflüh Künstlernatur, wie Hunziker es ausdrückt, nach ethischen, nicht nach ästhetischen Prinzipien orientiert war. ‚Ihm bedeutete stets die Sache, die zu sagen das Feuer seines lodernden Temperaments ihn zwang, das Wesentliche.' Jakobs Wanderungen sind ein Buch für unsere in sozialistischen Schwärmereien lebende Welt wie geschaffen. Man kann nur wünschen, daß, wie der ganze Gotthelf, so dieses Buch einzeln recht aufmerksam und besinnlich gelesen werde. Wer es kann, ist um der guten Sache willen, die bei dieser Ausgabe auf dem Spiele steht, verpflichtet, sie zu fördern, indem er sich die Bände, die mit Pausen erscheinen, kauft.

Peter Rosegger, der am 26 Juni verstorbene steierische Poet, hat die Freude erleben können, seine Werke in einer wohlfeilen und doch mustergültig schönen und handlichen Ausgabe von vierzig Bänden gedruckt zu sehen: **‚Gesammelte Werke'** (Staackmann, Leipzig). Nicht jeder Autor selbst großen Namens ist so glücklich; einem Raabe z. B. war es nicht beschieden, denn die hübsche einheitliche Ausgabe, die heute sein Werk zu überschauen gestattet, ist erst nach seinem Tode unternommen worden, und von allen seinen Schöpfungen ist keiner zu des Dichters Lebzeiten die Ehre einer buchtechnisch auch nur einigermaßen überragenden, würdigen Einkleidung zuteil geworden. Der ‚gesammelte' Rosegger ist aber überdies mehr als nur ein geordneter Neudruck, er ist eine Ausgabe letzter Hand. Der Verfasser selbst sammelte seine Arbeiten unter zum Teil neuen Gesichtspunkten und rechtfertigte in eigens für die einzelnen Bände geschriebenen Einleitungen Anordnung wie Titelwahl. Diese Einleitungen sind wichtige Beiträge zum Charakterbild des Verfassers, zu seinem sozialen Denken und Empfinden und auch zu besserer Beurteilung der Werke selbst. Die Schicksale der einzelnen Bücher waren sehr ungleich. Die höchste Auflagenziffer erreichten die drei Teile der autobiographischen Erzählung ‚Als ich noch Waldbauernbub war'; dann kommen mit 115 000 Exemplaren ‚Die Schriften des Waldschulmeisters' und als an dritter Stelle erfolgreichste ‚I. N. R. I.' mit 79 Auflagen. Eines der schönsten, sonnigsten, reinsten Werke, die zwei Bände ‚Waldheimat', die des Dichters fromme, poesieverklärte Jugend erzählen, steht seltsamerweise erst an siebter Stelle. Unter den eigent-

lichen Romanen steht der Priesterroman ‚Das ewige Licht‘ obenan, was wohl vornehmlich auf das Konto seiner Tendenz zu schreiben ist, denn literarisch sind Romane wie ‚Heidepeters Gabriel‘ und ‚Jakob der Letzte‘ größere Würfe. Schon mit den Schriften des Waldschulmeisters beginnt Rosegger sein ‚Volkschristentum‘ im Gegensatz zur Lehre und Übung der Kirche zu predigen. Je älter er wurde, je mehr fühlte er sich zur Aussprache über religiöse Fragen gedrängt. Seine frommen Jugendeindrücke ist er niemals los geworden und er hat immer mit Pietät von diesen Erlebnissen gesprochen. Er war überhaupt eine fromme Natur. Seine Irenik hat ihn jedoch zu einem sehr verdünnten und verwaschenen Begriff der christlichen Erlösungsreligion geführt und ihm eine Abneigung gegen alles Kirchliche eingeflößt. Sein Buch ‚Mein Himmelreich‘, das er ein Glaubensbekenntniß nennt, enthält Proben von ebenso liebenswürdiger Naivität wie grimmiger Ignoranz. Er reformiert darin schlankweg im Stil des modernen liberalen Gemütsmenschen die katholische Kirche und meint, wenn er etwa nach hundert Jahren wieder aufstehen und fragen könnte, wie es mit der katholischen Kirche stehe, so würde er manches von dem hier Gedachten verwirklicht finden. Einer solchen Naivität kann man nicht bös sein, und doch wirkt sie wahrscheinlich auf ähnlich veranlagte Gemüter sehr ernsthaft. Das Reformertum Roseggers läßt sich richten mit seinen eigenen Worten, die er in einem ganz reizenden Zwiegespräch von Leo XIII. und Emil Zola im Himmel dem Papst in den Mund legt: „Und das nennt ihr eine Reform der katholischen Kirche? Das erinnert daran, wie vor hundert Jahren bei euch in Paris die Jakobiner das Königtum ‚reformiert‘ haben.“ Die Bücher des alternden Rosegger werden, wie etwa ‚Das Buch von den Kleinen‘, immer sonniger. ‚Heimgärtners Tagebuch‘ enthält viel Liebes und Gutes neben Absonderlichem, das aber auch lieb und gut sein kann. Die persönlichen Erinnerungen des Siebzigjährigen an berühmte und beliebte Zeitgenossen, die unter dem Titel ‚Gute Kameraden‘ im 36. Band sich finden, wirken als Vorspiel zu den Erinnerungen ‚Mein Weltleben‘, die die Bände 39 und 40 füllen. Es sind Plaudereien über des Dichters Leben, die manches Bekannte wiederholen, dies aber, mit neuen Tatsachen und Reflexionen zusammen, in so frischem und natürlichem Ton, daß man die Wiederholungen nicht allzusehr empfindet. Am Schluß des Bandes kommt Rosegger auf die unter seiner Mitwirkung gebaute Mürzzuschlager protestantische Heilandskirche und den Wiederaufbau der katholischen Kirche St. Kathrein am Hauenstein zu sprechen und verteidigt von neuem seinen Interkonfessionalismus. Rein gefühlsmäßig natürlich; — man kennt das ja längst. Wie weit diese Stimmungen und Gesinnungen in Roseggers Leben zurückreichen, kann uns ein als literarhistorische Arbeit ausgezeichnetes, weil gründliches Buch eines Franzosen: ‚Peter Rosegger‘. ‚Sein Leben und seine Werke‘ von A. Vulliod. Deutsch von Dr. Moritz Necker (Staackmann 1913; M. 6.—) lehren, der sich bemüht, im Rahmen eines sehr beachtenswerten Gesamtbildes auch Roseggers religiöse Meinungen und Anschauungen (er spricht einmal von Roseggers ‚Freiluftreligion‘ und setzt ihn in Paralelle mit Tolstoi) richtig, wenngleich mit Hinneigung zu dem Standpunkt Roseggers, darzustellen. Der letzte Band von Roseggers ‚Gesammelten Werken‘ enthält einen ‚Schlüssel‘, der das Auffinden einzelner Stücke nach Stichworten möglich macht.

In **‚Hansjakob‘** treibt, ähnlich wie bei Rosegger, die Sehnsucht nach dem Glück der Jugendtage immer neue Erinnerungen ans Tageslicht. Und so findet man die Neuauflagen seiner ‚Wilden Kirschen‘ (Bonz; illustr. Ausg. geb. M. 4.80), ‚Dürren Blätter‘ (desgl. M. 4.—) und namentlich den köstlichen, bereits zur zehnten Auflage fortgeschrittenen Band ‚Aus meiner Jugendzeit‘ (desgl. M. 4.80) durch viele neue und fesselnde Episoden bereichert. Dagegen läßt sich in seinen letzten Schriften, in denen er sich ‚geistige Not und leibliche Bedrängnis‘ vom Herzen schreibt, ein Überhandnehmen verbitterter Stimmungen und unfruchtbarer Beschwerden leider nicht verkennen. Wer aber den ganzen und originalen Hansjakob kennt und liebt, wird doch auch in ‚Allerseelentage‘ (Bonz; brosch. M. 4.80) und ‚Allerlei Leute und allerlei Gedanken‘ (Bonz; brosch. M. 2.50) gar manche Züge entdecken, die man im Gesamtbild nicht missen möchte. Als ein verwandter Charakter erweist sich der österreichische Prälat und Volksmann Joseph Scheicher. Im letzten Bande seiner **‚Erlebnisse und Erinnerungen‘** (Karl Fromme; brosch. Kr. 4.—), der die politischen Lebensschicksale zum Abschluß führt, droht trotz aller demokratischen Grundgesinnung der pessimistische Überdruß an der Zerfahrenheit der Wiener Parlamentszustände überhand zu nehmen. Aber am Ende erheben sich seine Schilderungen

der politischen Charaktertypen doch immer wieder zu überlegen verstehendem Humor; und es kann einen am allerbesten wieder vom Pessimismus kurieren, daß es solche Pessimisten gibt.

Das Freiwerden Friedrich Theodor Vischers für den Nachdruck hat nicht nur verschiedene wohlfeile Ausgaben des komischen Romans ‚Auch Einer' gezeitigt, sondern den ursprünglichen Verleger, die Deutsche Verlagsanstalt in Stuttgart, zu einer dreibändigen Auswahl veranlaßt, die unter dem Titel: **‚Ausgewählte Werke'** herausgegeben von Dr. Gustav Keyßer, erschienen ist. Dem mittleren Band ‚Auch Einer' geht ein Band mit einer Versauswahl voraus: ‚Lyrische Gänge und andere poetische Werke' und folgt ein dritter mit ‚Prosaschriften'. Vischer ist einer der urwüchsigsten deutschen Schriftsteller. Seine Anschauungen sind von einer Eigenwilligkeit, die gerade in Zeitläuften, wo durch die Tagespresse eine geistige Uniformierung der Öffentlichkeit bewirkt wird, erfrischend wohl tut. Unter den Gedichten ist das Witzige, Parodistische ausgeprägter als das Lyrische. Der Radikalismus seines Denkens tritt scharf hervor. Pfaffen und Jesuiten müssen tüchtig herhalten. Einen heiter-gemütvollen Abschluß macht das schwäbische Lustspiel ‚Nicht I, a'. — Über den Roman im zweiten Band ist kein Wort zu verlieren. Man weiß, daß er hingebungsvolle Leser und gute Nerven verlangt. Nach der ästhetischen Seite darf man ihn nicht überschätzen. Der liberale Radikalismus feiert Orgien darin. Es ist eine barocke Art von Humor, der alles, nur nicht kurzweilig ist. Aber wo Vischer seine sarkastische Ader gegen Modeverkehrtheiten und Philisterstumpfsinn sprudeln läßt, leistet man ihm gerne Gefolgschaft. Der dritte Band gibt Aufsätze: Biographisches und Autobiographisches und nicht zuletzt Kunstkritisches. Der große Ästhetiker tritt darin glänzend in die Erscheinung. Die Essays über Hebbel, Uhland, Mörike, Keller und nicht zuletzt die sprach-ästhetischen Beiträge zur Schätzung Goethes haben nichts von der üblichen Schablone. Es ist gedankliches Urgestein in scharfkantigen Blöcken. Man nimmt manche tiefe Einsicht in das Wesen des Künstlerischen in Bild und sprachlichem Ausdruck mit fort.

Länderkunde

Zwar sind die Länder heute in nie gewesenem Maße Beute der Kriege und der Greuel, aber der Geist findet in der Unruhe der Gegenwart kaum eine befreiendere Ablenkung als von der körperlichen Gefangenschaft in den Kriegs- und Landesgrenzen über die Erde hinzudenken und in dem menschlichen Element zu leben, das unabhängig von den jähen Wechseln der Geschichte den Ländern und ihren Bewohnern die unauslöschlichen Züge gibt. Während alles wechselt, ist hier überall fast unerschütterliche Dauer, Sitte und Tradition. Die Flucht zu Ländern und Menschen ist für manches Gemüt eine beruhigende Einkehr zu sich selbst. Der Krieg hat uns eine Menge Bücher gebracht über die Länder, die Objekte des Streites sind. Die dauernd liebsten werden uns die sein, die in erster Absicht uns mit Land und Leuten, mit dem was war und ist, bekannt machen. Auch unsere Heimat hat davon Nutzen bekommen. Sie ist uns nähergerückt.

Während der Krieg hauptsächlich Bücher gebracht hat, die auf die alten einheimischen Kunstgüter hinweisen, sei noch auf ein Buch verwiesen, das in der beschaulichen Ruhe der Vorkriegszeit entstand und möglich war. Es ist das aus dem eigenartigen Sport Marie von Bunsens entstandene **‚Im Ruderboot durch Deutschland'** (Berlin, S. Fischer). Die Weltreisende hat hier ihren Kiel durch die Gewässer der Havel, Werra, Weser und Oder ziehen lassen und in frischen Eindrücken geschrieben was sie sah, so kurz wie sie es sah, ohne tiefen Gedankengang, aber mit Liebe zu geschichtlichen Erscheinungen und mit dem Genuß der Sinne. So liest man es mit, angeregt über Vergangenheit und Gegenwart und von der Poesie berührt, die sie mit Rilkes Versen sagt von den Städten, die ‚kommen wie auf Flügelschlägen der feierlichen Fahrt entgegen'. Kleine Bilder in dem Buche sammeln die Eindrücke um einzelne Punkte. — Es konnte nicht fehlen, daß auch der alte Rhein sein neues Buch bekam, nicht aus sportlicher neuer Auskundschaftung, sondern nach alter Weise in Sammlung von historischen und biographischen Einzelzügen, Geschichten, Legenden, Dichtungen, alten und neuen Eindrücken, gesehen, gedichtet und erzählt von alten und neuen Verfassern. Karl d'Ester hat sie gesammelt mit eigener Mitarbeit und so ein Heimatbuch **‚Die Rheinlande'** herausgegeben (Leipzig, Friedrich Brandstetter). Es ist geeignet für die weitesten Kreise und führt den Leser vom goldenen Mainz zum heiligen Köln, an den Niederrhein, zu den Industrien, in die Nebentäler und auf die begleitenden

Höhen. Auch hier wären Photographien, die oft trotz allem noch wie Entdeckungen sein können, besser gewesen als die Zeichnungen. — Bestimmteres Mitgehen des Lesers braucht es wieder bei dem Buche **‚Städte und Schlösser'** von Wilhelm von Scholz (Gotha, Fr. A. Perthes), das eigenwilliger in Kritik und Stimmung aufgeht, die in verschiedenen Reisen und Einkehren erlebt sind, das aber auch in der Schilderung der weltlichen ‚Klostergemeinschaft' Johannes Müllers im Schloß Elmau erkennen läßt, daß geistige Dinge, wie der tiefe alte Klostergedanke eben doch nicht in stimmungsmäßiger Reisebeschau eingefangen werden können.

Mit der Kriegsfanfare und dem unverjährlichen Wunsch der deutschen Balten beginnt des Balten A. Freih. von Engelhardt Werk über **‚Die deutschen Ostseeprovinzen Rußlands,** ihre politische und wirtschaftliche Entwicklung' (München, Gg. Müller). Ob seit dem Erscheinen des Buches 1916 die Wünsche in Erfüllung gegangen sind, oder ob die Würfel wieder anders rollen werden, das ist eine Frage, die äußerlich vom Kriegsschicksal abhängt. Aber ein starkes Volkstum ändert sich nicht: die Richtung bleibt bestehen. Das Buch beginnt mit dem Kolonistentalent und dem Sinn für große Politik des mittelalterlichen Deutschtums, mit der Darstellung der Geschichte der Ostseeprovinzen und zeichnet dann Land, Besitz, Bewohner, nationale Verhältnisse immer unter dem Gesichtspunkt dieser einen Richtung. Es ist also nicht beschaulich und kriegsfern, so wenig wie die alte baltische Geschichte, aber eine ruhige Darlegung der Verhältnisse, die eine Dauerlösung verlangen. Den Schluß macht ein zuerst im ‚Hochland' veröffentlichter Abschnitt ‚Bemerkungen über baltische Dichtung' von Joh. von Guenther. — Eine Sicherung und Erweiterung der Gesichtspunkte, besonders in den kirchlichen Verhältnissen bringt das Buch **‚Kurland und Litauen'** von Johannes Wronka, das durch seine Aufschlüsse über das immer zu sehr im Hintergrund bleibende Litauen sowie überhaupt als Ausdruck katholischer Anteilnahme an der Lösung der dortigen Frage wertvoll ist. (Freiburg, Herder).

Die Länder, die nach Osten und auf dem Balkan durch den Krieg in Fluß gekommen sind, schneller und anders als die Verfasser der während des Krieges darüber entstandenen Bücher voraussehen konnten, werden darum für den deutschen Leser im allgemeinen kaum ein wesentlich anderes Gesicht abnehmen, so wie sich auch im neuen Frieden die alten Völkerverbindungen vielfach wieder langsam zusammen finden werden. Vielleicht bleibt die Frage der deutschen Sammlung die umfassendste. Über Ungarn sei zunächst die Geschichtsstudie **‚Der Staat Ungarn'** von J. Szekfü erwähnt, in der die Betonung der Tatsache von der ursprünglichen Verbindung Ungarns mit der christlich-germanischen Kulturgemeinschaft in die Zukunft weist (Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt). Ein weiteres Buch von Joseph Aug. Lux, das sich schlagwortartig **‚Ungarn,** eine mitteleuropäische Entdeckung' betitelt, entfaltet dagegen einen außerordentlich vielseitigen Inhalt an Aufschlüssen und Eindrücken, etwas zu geschickt und zu vielseitig, um mehr als lesenswert zu sein; indessen der Verfasser erreicht was er will, nämlich der ‚seelischen Annäherung' zu dienen, wenn das Wort Seele nicht gerade tiefer genommen werden soll als im Sinn eines schweifenden und auch weitschweifigen Feuilletons (München, C. H. Beck). — Als 1. Schrift eines dankenswerten Unternehmens der Gesellschaft für Erforschung des Deutschtums im Ausland ist ein umfangreiches Buch über **‚Die Siebenbürger Sachsen** in Vergangenheit und Gegenwart' von Fr. Teutsch, dem evangelischen Bischof in Hermannstadt, erschienen. Der Ausgang des Krieges stört das Arbeitsgebiet der Forschungsgesellschaft nicht, denn ‚ihr vornehmstes Ziel ist das alte, rein wissenschaftliche'. So ist auch die vorliegende Geschichte eines alten Kolonistenvolkes eine neue selbständige wissenschaftliche Darstellung der bald tausendjährigen Schicksale dieser sich in der Fremde hartnäckig erhaltenden Kolonie, ihrer Geschicke durch Mittelalter, Reformation und die neue Zeit des Bürgertums unter und zwischen den Staatsgewalten. Einen breiten Raum nimmt die Schilderung der gegenwärtigen Verhältnisse ein. Als Endeindruck ist und bleibt es erstaunlich, wie hier eine eigene deutsche Rasse unvermischt zusammengewachsen ist und dauert (Leipzig, K. F. Koehler). — Angesichts der Befreiung Galiziens ist A. von Guttrys Buch **‚Galizien.** Land und Leute' erschienen, auch mit einem Überblick über Geschichte und Verfassung des Landes, die eben jetzt um neue blutige Blätter bereichert werden, aber in seinem Inhalt fern dem Kriege, ein Führer durch ein landschaftlich schönes, kulturaltes und an ursprünglichem Volksleben reiches Land; 74 Bildbeilagen veranschaulichen diese Seiten. Das Buch ist sehr geeignet, die unbestimmten Begriffe über dieses zu sehr aus dem Blick gerückte

Völkergebiet mit seinem malerischen Rasseleben zu erweitern und zu vertiefen (München, Gg. Müller). — Das rechte Reisebuch für die weitesten Kreise durch **‚Die Balkanstaaten und ihre Völker'** ist das so betitelte des allbekannten, unlängst verstorbenen Weltreisenden Ernst von Hesse-Wartegg, der den Leser, vom Eisernen Tor ausgehend, durch Serbien, Rumänien, Bulgarien, die Europäische Türkei, am Ägäischen Meere hin und durch die Küstenländer der Adria führt. Die Bagdadbahn macht den Schluß. Der Verfasser betont, daß er Neuland der Touristik erschließt. Die beigegebenen Abbildungen sind fremd und lockend genug, um sich zu seinen gewandten Schilderungen gerne einladen zu lassen (Regensburg, F. Pustet). — Aus Verbindungen und Plänen, die in der Mitte des Krieges hoffnungsfreudiger aussahen als an seinem Ende, ist die Bulgarische Bibliothek entstanden, in deren ersten beiden sehr billigen kleinen Bänden A. Tschirkoff **‚Bulgarien, Land und Leute'** behandelt, nach den geographischen, wirtschaftlichen und anthropologischen Grundlagen (Leipzig, Verlag Parlapanoff). In einem ähnlich gerichteten kleinen Band in Perthes kleiner Völker- und Länderkunde behandelt O. Frhr. v. Dungern **‚Rumänien'** (Gotha, Perthes). Beide Veröffentlichungen, zur Vorbereitung für Reisen, für wirtschaftliche und politische Kenntnisse und Nutzungen in erster Linie wertvoll, behalten auch ein rein geistiges Interesse für Bildung und Genuß. Bulgarien bringt auch bildliche Eindrücke, die durch den fremdartigen Reiz von menschlichen Verhältnissen und Naturformen anziehen.

Unsere Kunstbeilagen

Rembrandts ‚Anbetung der Könige' vom Jahre 1657, eines der schon zu seinen Lebenszeiten höchst geschätzten Werke, von dem wir den Ausschnitt der Hauptgruppe bringen, zeigt den Charakter der eigentümlichen, ganz persönlich seelischen, ganz in der eigenen stummen Versunkenheit gründenden Frömmigkeit seiner religiösen Darstellungen in besonderer Deutlichkeit. Es ist das Gefühl einer Mitempfindung für die heilige Szene, das sich von den Gestalten ganz trennt und im Betrachter lebendig wird, und das doch eben dadurch auch in den Gestalten so tief empfunden wird, daß sie ihre zufällige Typik verlieren, oder vielmehr daß ihre zufällige Typik das allgemeine, gleiche feierliche Andachtsgefühl noch verstärkt. Je weniger absichtliche Formen, Gestalten, Köpfe, feierliche Haltungen gewählt sind, um so mehr entsteht doch durch Rembrandts Kraft der Verinnerlichung eine in sich geschlossene Welt. Durch die Stärke der Frömmigkeit wird der Glaube an das Geheimnis der Menschwerdung geweckt und dem verheißenen Kinde königlich erhaben gehuldigt. Jedes Gesicht lohnt in seiner Selbstlosigkeit des Ausdrucks eingehendste Betrachtung.

Herausgeber und Hauptredakteur: Professor Karl Muth, München-Solln
Mitglieder der Redaktion: Konrad Weiß München Univ.-Prof. Dr. Eugen Schmitz Dresden, Marienstraße 38/40 und Dr Max Fischer, München, Leopoldstr. 33.
Für Anzeigen und Prospektbeilagen verantwortlich: Emma Schreiter München
Für Österreich-Ungarn Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: Georg Schöpperl in Wien IV, Favoritenstraße 35.
Verlag und Druck der Jos. Kösel'schen Buchhandlung, Kempten, Bayern.
Alle Einsendungen an: Redaktion des Hochland, München, Bayerstraße 57/59

Cimabue/Der hl. Franziskus





Sechzehnter Jahrgang Januar 1919

Des deutschen Volkes Wille zum Leben

Von Raymund Frhr. von Waha

Unter diesem Titel hat der Reichs- und Landtagsabgeordnete Geh. Reg.-Rat Prof. Dr. Martin Faßbender ein großangelegtes Sammelwerk über das Bevölkerungsproblem der Gegenwart im Deutschen Reiche herausgegeben, das nach wenigen Monaten schon in zweiter Auflage erscheinen konnte und große Beachtung gefunden hat.* Von der wissenschaftlichen, volkswirtschaftlichen Kritik wurde es teils überaus beifällig aufgenommen, so von Geh. Rat Richard Ehrenberg-Rostock, Präsident Zahn-München u. a., teils entschieden zurückgewiesen, so von Paul Hirsch in H. Brauns Annalen für soziale Politik und Gesetzgebung (Bd. VI, S. 199). Die wärmste Zustimmung fand das Werk wohl in katholischen und evangelischen Theologenkreisen (Noppel S. J., Geh. Rat Seeberg-Berlin u. a.).

M. Faßbenders Mitarbeiterkreis rekrutiert sich aus hervorragenden Männern und Frauen der Praxis und Wissenschaft, Fachleuten der verschiedensten Gebiete, in welche die Bevölkerungsfrage hineinragt: Nationalökonomie, Statistik, Ethik, Moraltheologie, Biologie, Medizin, Hygiene, Volkspädagogik, Rechtswissenschaft. Einheitliche Richtschnur aller Mitarbeiter war, aus christlicher und deutscher Überzeugung heraus zu schreiben, dabei wissenschaftliche Behandlung des Stoffes mit gemeinverständlicher Form zu verbinden.

* Freiburg i. Br., Herder 1917, Mk. 15.—.

Das Werk umfaßt 21 Abhandlungen, die eine reiche Fülle von wertvollem Material und im einzelnen recht viele umsichtige, gründliche, gediegene Ausführungen von unbestreitbarem wissenschaftlichen und auch praktischen Wert bieten. Durch die Zusammenfassung dieser, Wissensstoff und Gesichtspunkte der genannten, zahlreichen Disziplinen zur Darstellung bringenden Abhandlungen wollte der Herausgeber ‚eine Erkenntnisquelle und Fundgrube für Führer des Volkes und Volkserzieher zu Vorträgen und Erörterungen' schaffen, aber auch ‚als Wegbereiter dienend Anregungen geben zu erzieherischen, gesetzgeberischen und Verwaltungsmaßnahmen'. Es war ihm darum zu tun, daß in zusammenfassender Darstellung das ‚Quantitäts- und ebenso das Qualitätsproblem' behandelt werde; es sollte ein Kompendium geboten werden, das alle mit der Bevölkerungsfrage in Beziehung stehenden Unterfragen übersichtlich vorführe, und ‚eine psychologische Lösung des Problems von innen heraus zugleich mit Vorschlägen gesetzgeberischer Maßnahmen, durch innige Verbindung von Bevölkerungspolitik und Volkspädagogik', biete.

In einer längeren Einleitung setzt sich der Herausgeber mit den Tatsachen und Ursachen der Bevölkerungsentwicklung in Deutschland auseinander. Als ‚grundlegende Erörterungen' folgen: ‚Sexualethische Probleme der Bevölkerungsfrage', von Theologieprofessor Franz Walter-München; ‚Biologische Grundlagen' vom Jesuiten H. Muckermann; ‚Medizinisch-hygienische Richtlinien für die Maßnahmen der Bevölkerungspolitik', von Oberstabsarzt Sanitätsrat Chr. Faßbender-Berlin; ‚Bevölkerungspolitik und Lebensreform', von Dr. med. Kleinschrod-München. Eine besondere Gruppe bilden weiter die beiden Aufsätze: H. A. Krose S. J. in Berlin, ‚Geburtenrückgang und Konfession', und Univ.-Prof. G. Schreiber-Münster ‚Kirchliche Maßnahmen bevölkerungspolitischer Natur in Vergangenheit und Gegenwart'. Dann folgt der Hauptteil unter der Sammelrubrik ‚Einzelmaßnahmen zur Bekämpfung des Geburtenrückganges und zur körperlichen und sittlichen Ertüchtigung des deutschen Volkes'. Wie die Volkspädagogik gegen den Geburtenrückgang in die Schranken treten soll, zeigen: A. Heinen-M.-Gladbach, ‚Einwirkung auf die Volksgesamtheit', Schulrat J. J. Wolff, ‚Die Aufgabe der Volksschule im Kampf gegen den Geburtenrückgang', und Pfarrer Dr. E. Kruchen-Köln, ‚Zielbewußte Erziehung der schulentlassenen Jugend zu einem gesunden und glücklichen Familienleben'. Wirtschafts- und sozialpolitische Seiten des Bevölkerungsproblems behandeln: Schriftleiter J. Joos-M.-Gladbach, ‚Industrielle Arbeiterfrage und Bevölkerungsfrage'; Professor B. Schmittmann-Köln, ‚Das Bevölkerungsproblem auf dem Lande'; Geh. Oberregierungsrat A. Düttmann-Oldenburg, ‚Die Lohn- und Wohnfrage'; Geh. Regierungsrat Dr. A. Schmedding-Münster, ‚Steuer-, Versicherungs- und Besoldungsfragen'; Hedwig Dransfeld, ‚Bevölkerungsfrage und Frauenfrage'; mit starkem medizinisch-sozialhygienischen Einschlag Medizinalrat Dr. J. Graßl-Kempten, ‚Säuglings- und Mutterschutz'; sozialpolitisch-juristischen Charakters ist

die längere Arbeit von Wirkl. Geh. Oberregierungsrat Dr. B. Wuermeling-Berlin, ‚Fürsorge für uneheliche Kinder'; Medizin und Sozialhygiene beherrschen das Feld bei Professor Dr. K. Stern-Düsseldorf, ‚Der Kampf gegen die Geschlechtskrankheiten', und Professor J. Gonser-Berlin, ‚Der Kampf gegen die Alkoholschäden'. Die Mittel im ‚Kampf gegen die öffentliche Unsittlichkeit' bespricht und wertet Landgerichtsrat K. Rupprecht-München. Eigene Wege, und zwar Höhenpfade, geht die Schlußabhandlung ‚Christliche Ehe und christliche Familie als Hort und Jungbrunnen der Volkskraft' von Theologieprofessor A. Rademacher-Bonn.

Außer Frage ist zunächst, daß alle Abhandlungen von hohem sittlichen Ernst getragen sind. Gemeinsam ist auch nahezu allen Mitarbeitern der mehr oder weniger ausgesprochene Optimismus, daß es vereinten, zielbewußten Anstrengungen gelingen werde, den Geburtenrückgang einzudämmen und ein ferneres starkes Wachstum der deutschen Bevölkerungszahl zu erreichen. Nur der Verfasser der Schlußabhandlung, Professor Rademacher, geht in etwa die überlieferten Wege der auf Malthus fußenden Bevölkerungslehre des 19. Jahrhunderts. Als einziger faßt er ernstlich neben einer Gefahr der Entvölkerung eine solche der Übervölkerung ins Auge, weist auf den von Malthus gelehrten dritten Weg der Abwehr hin, den der Enthaltsamkeit und Selbstzucht, verklärt ihn aber durch eine herbe, aristokratische Sexualethik, durch eine durchgeistigte, in erhabene Höhen hinaufsteigende Auffassung vom christlichen Eheleben.

Nimmt man die Beiträge, aus denen sich das groß angelegte Werk zusammensetzt, einzeln, einen jeden für sich, so wird man der je vermittelten Menge gediegener wissenschaftlicher Erkenntnisse seine Anerkennung nicht versagen können. Kein Gebildeter, auch kein Berufsgelehrter beherrscht alle zu Wort kommenden Teilgebiete des Bevölkerungsproblems gleich vollkommen; es kann darum ein jeder aus dieser reichen Fundgrube vielfältigen, gediegenen Wissens manches lernen. Dennoch vermag das Werk als Ganzes den Mann der Wissenschaft nicht so recht zu befriedigen.

Es liegt dies wohl in der Hauptsache an dem Herausgeber. In seiner das Werk einleitenden Abhandlung entwickelt er eine nicht genügende, ja sogar den Widerspruch herausfordernde Grundlegung. Von dieser ausgehend schlägt er die Richtung auf allseitige, konzentrische Bekämpfung des Geburtenrückganges der Gegenwart ein und gibt so dem Ganzen eine scharf ausgeprägte Orientierung, die auch für viele der Mitarbeiter im einzelnen maß- und richtunggebend wird. Obwohl man der Ansicht sein kann, daß die Umbiegung zu einer Zweck- und Kampfschrift dem Charakter strenger Wissenschaftlichkeit, auf den das Werk Anspruch erhebt, nicht förderlich ist, so liegt doch der größere Mangel in der Tatsache, daß eine an sich in gewissen Grenzen berechtigte und löbliche Zielsetzung in einer Weise begründet wird, die sie selbst zu kompromittieren geeignet ist.

Sehen wir uns die Sache näher an.

Friedrich List formulierte die Voraussetzung einer jeden Bevölkerungs-

politik dahin, daß jeder Wirtschaftszustand eine bestimmte Fassungskraft für die Bevölkerung hat. Sieht man nun, wie M. Faßbender, in einer starken Bevölkerungsvermehrung eine Notwendigkeit für Deutschlands zukünftige Wohlfahrt — ein Satz, den er ohne hinreichende Begründung einführt —, so muß man, der Feststellung Lists entsprechend, die Frage aufwerfen, ob die deutsche Volkswirtschaft voraussichtlich auch nach dem Kriege für eine starke Bevölkerungszunahme tragfähig sein wird. M. Faßbender wirft denn auch die Frage nach dem Nahrungsspielraum auf, beleuchtet die voraussichtlichen Schwierigkeiten der Lebenshaltung nach dem Kriege durch ein längeres Zitat aus einem Aufsatz des früheren Reichskanzlers Michaelis und betont dann die Notwendigkeit, alle Maßnahmen in die Wege zu leiten, die auf eine Vergrößerung des Nahrungsspielraumes hinzielen. Als solche nennt er einerseits: weitere Steigerung des Ertrags der Landwirtschaft durch Vergrößerung der Anbaufläche und möglichst intensive Bebauung des Bodens; anderseits: Bekämpfung einer übertriebenen und unwirtschaftlichen Steigerung der Lebenshaltung durch Gesinnungspflege, Willensbildung, Volkserziehung. Man kann dieser Programmsetzung mit dem Verstand und mit dem Herzen zustimmen und dennoch der Ansicht sein, daß mit einer solchen allgemeinen Formulierung zweier Postulate die grundlegende Vorfrage des Nahrungsspielraumes nicht gelöst ist.

Bleiben wir bei der unmittelbaren Gegenwart, so wäre doch eine, wenn auch nur in wenigen, großen Zügen skizzierte Erörterung über die quantitative Wirkungsfähigkeit der beiden genannten Mittel im Verhältnis zu dem aufgestellten Ziel am Platze; dann aber gewiß auch eine, wenn auch nur kurze Auseinandersetzung mit anderen, unausweichlichen Komponenten des zukünftigen Nahrungsspielraumes, wie z. B. Gegenwirkungen von Preissteigerungen der Lebensmittel, die bei Ertragssteigerungen der Landwirtschaft unvermeidlich sind; Wirkungen, die von dem Wirtschaftskrieg der Ententestaaten, der doch wohl nach Friedensschluß mit Sicherheit in der einen oder anderen Form kommen wird, der von den Engländern in der Neuorganisation ihres Konsularwesens und noch auf andere Weise in umsichtigster und detaillierter Weise vorbereitet wird, zu erwarten sind u. a. m.

Beleuchten wir vollends M. Faßbenders grundlegende Stellungnahme bezüglich des Nahrungsspielraumes an dem Fluß des historischen Geschehens, stellen wir sie in die Perspektive der Geschichte, so wird noch deutlicher, daß sie nicht zu befriedigen vermag.

Jul. Wolf hat in seiner ‚Volkswirtschaft der Gegenwart und Zukunft' und neuerdings wieder in einer Abhandlung ‚Nahrungsspielraum und Menschenzahl (Stuttgart 1917)' die Aufmerksamkeit der Zeitgenossen auf die unsere Gegenwart und die kommende Zeit beherrschende Tatsache hingelenkt, daß ‚in den großen entscheidenden Dingen, wo es sich um des Lebens Notdurft handelt, die Fortschrittsrate im Rückgang begriffen' ist, die Unterhaltsmittel sich nur mehr in abgeschwächt arithmetischer Reihe vermehren können, ‚das Signal überall auf langsame Fahrt gestellt ist'. Ja mehr noch:

‚je weiter wir kommen,' sagt Wolf (a. a. O. S. 30), ‚desto langsamer dürfte — bei gleichzeitig immer größerer Häufung der Teilerfolge — das Tempo des gesamten Fortschritts sein.'

Diese geschichtliche Entwicklungstendenz von weittragendster Bedeutung ist den im Wirtschaftsleben sich geltend machenden Gesetzen der Fortschrittshemmung zu verdanken. In der Landwirtschaft, im Bergbau und in der Fischerei, auch vielfach in der Industrie, soweit sie organische Materien verarbeitet, gilt das Gesetz des sinkenden Bodenertrages oder richtiger: der sinkenden Produktivität von Kapital und Arbeit. Mit jeder weiteren Einheit von aufgewendeter Kapital- und Arbeitsmenge wird das auf sie entfallende Produktionsergebnis geringer. Ein anderes Gesetz der Fortschrittshemmung ist das der technisch-ökonomischen Entwicklungsgrenze. Es hat die Tatsache zum Inhalt, daß der Fortschritt der Vergangenheit dem Fortschritt der Zukunft den Weg versperrt, d. h. es verbleibt für den Fortschritt der Zukunft unter Umständen ein Entwicklungsspielraum, der nur ein Bruchteil, vielleicht nur ein kleiner Bruchteil des Fortschritts von früher ist. Je höher es auf Grund der Vertiefung der agrikulturchemischen Kenntnisse bereits gelang, den Hektarertrag des landwirtschaftlich nutzbaren Bodens in Deutschland zu steigern, desto geringer ist der für weitere Steigerungen verbleibende Spielraum.

Auf den wichtigsten Gebieten stehen wir begrenzten Mengen und Vorräten an Produktionsmitteln gegenüber. In den gemäßigten Zonen ist z. B. an landwirtschaftlich aufschließbarem Neuland nicht mehr viel zu haben. Durch künstliche Bewässerung könnte allerdings die Pflanzenproduktion eine bedeutende Erweiterung erfahren. Das würde aber eine starke Steigerung ihrer Erzeugungskosten und damit eine empfindliche Einbuße an Einkommen für die beteiligten Volkswirtschaften bedeuten.

Das Tempo des technischen Fortschritts in der Güterproduktion hat seit der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts eine ganz gewaltige Steigerung erfahren und heute den Höhepunkt überschritten. Im 19. Jahrhundert wurde an technischem Fortschritt ein Weg durchmessen, größer als der, der in allen früheren Jahrhunderten zusammengenommen gemacht worden ist. Je weiter wir zurückschauen, desto langsamer wird das Fortschrittstempo der Produktion.

Dieser Entwicklung der Gütererzeugung läuft die Entwicklung der Bevölkerung durchaus parallel. Je weiter wir in die Geschichte hinaufblicken, desto länger werden die Verdoppelungsperioden der Bevölkerung. Das 19. Jahrhundert aber erlebte, gleichlaufend mit den überwältigenden Fortschritten in Technik und ökonomischer Organisation, ganz enorme Zuwachsverhältnisse der Bevölkerung. Vor einem Jahrhundert soll die Volkszahl Europas etwa 175 Millionen betragen haben; nach den Internationalen Übersichten des Statistischen Jahrbuchs für das Deutsche Reich betrug zu Beginn des 20. Jahrhunderts die Bevölkerung Europas und der Länder mit Bevölkerung überwiegend europäischen Ursprungs rund 540 Millionen. Davon ist mehr

als ein Viertel im letzten Viertel des 19. Jahrhunderts hinzugekommen. An diesem gewaltigen Zuwachs ist das deutsche Volk wie an dem Fortschritt der Technik der Gütererzeugung hervorragend beteiligt. Bei den Völkern dagegen, bei denen kein oder nur ein ungenügender Fortschritt in der Technik der Güterproduktion und in der ökonomischen Organisation stattgefunden hat, bei denen jeder, der neu hinzukommt, nur in dem Maß Platz hat, als der bisherige Inhaber eines Platzes ihn frei macht, da hat naturgemäß die Bevölkerung nicht oder nur wenig zugenommen (Brentano). Anderseits hat allenthalben bei den bezüglich der Technik der Gütererzeugung und der wirtschaftlichen Organisation hoch entwickelten Völkern das Wachstum der Volkszahl zugleich mit dem Tempo jener beiden sich seit einigen Jahrzehnten zunehmend verlangsamt.

M. Faßbender unterläßt es leider, die deutschen Bevölkerungsverhältnisse der Gegenwart mit denen der Vergangenheit zu vergleichen und in Zusammenhang mit der geschichtlich parallel laufenden Entwicklung des Nahrungsspielraums zu bringen. Darum übersieht er die von den geschichtlichen Entwicklungslinien des Nahrungsspielraums gezeigten und bedingten Möglichkeiten und der Mangel einer hinreichenden Begründung seines Ausgangspostulates, für Deutschlands zukünftige Wohlfahrt sei eine starke Bevölkerungsvermehrung eine Notwendigkeit, tritt hervor. Das geschieht noch mehr, wenn wir die die Bevölkerungsverhältnisse Deutschlands in der letzten Zeit vor dem Kriege kennzeichnende und beherrschende Tatsache vielfacher (relativer) Übervölkerung ins Auge fassen.

Der Bevölkerungsdruck innerhalb der deutschen Grenzen, die vielfache Überfüllung kaufmännischer, industrieller und Beamtenberufe, das zunehmende Überquellen deutscher Auswanderer in schweizerische und belgische Städte, nach Paris und an viele andere Orte des Auslandes hat doch gewiß nicht zu Deutschlands Wohlfahrt beigetragen.

Ist M. Faßbender wirklich überzeugt, daß eine starke Vermehrung des Bevölkerungsdrucks in Deutschland nach dem Krieg eine Notwendigkeit für des Deutschen Reiches und Volkes Wohlfahrt ist? Ganz anders denkt ein glühender ungarischer Patriot, Arnold Daniel, der einen soeben in Jaffés Archiv (45. I, S. 133 ff.) veröffentlichten Aufsatz über ‚Die Möglichkeiten der ungarischen Landwirtschaft und ihre Bedeutung für Mitteleuropa' mit Erwägungen wie die folgenden schließt: ‚Es ist theoretisch gut nachweisbar, daß die Ursache expansiver, kriegerischer Tendenzen in letzter Instanz im Bevölkerungsdruck zu suchen ist, der die Lebensmöglichkeiten des einzelnen Menschen einengt, ihn von anderen abhängig macht . . . und zu gleicher Zeit sowohl die sozialen Voraussetzungen als die natürlichen Zielsetzungen des Imperialismus schafft. Die Mittelmächte waren auch vor dem Kriege weniger imperialistisch in ihrer Politik als andere Großmächte Europas. Würden aber auf ihrem . . . Boden durch einen landwirtschaftlichen Aufschwung neue Rohstoffquellen eröffnet, so würde dies den Bevölkerungsdruck im Innern dieser Staaten herabsetzen und somit die friedlichen Tendenzen in

ihrer Politik noch ganz besonders kräftigen.' ,Der landwirtschaftliche Aufschwung wirkt notwendigerweise stark herabsetzend auf alle expansiven Tendenzen seitens der Mittelmächte.' Auch mir will scheinen, daß, wenn nach Kriegsende die Millionen von der Front und Etappe in die Heimat zurückkehren, Deutschlands Wohlfahrt in erster Linie eine mit allen Mitteln betriebene Erweiterung des Nahrungsspielraums für seine so wie so stetig wachsende Bevölkerung erheischen wird. Wir sahen, daß die großen Gesetze der geschichtlichen Entwicklung für diese Erweiterung im großen und ganzen ,das Signal auf langsame Fahrt' stellen und damit auch nur für eine mäßige Bevölkerungsvermehrung Raum lassen. Deutschlands Wohlfahrt dürfte aber kaum an Notwendigkeiten hängen, die mit den ehernen Gesetzen der Menschheitsentwicklung in Widerspruch stehen.

Von den Mitarbeitern am Faßbenderschen Werke ist, soviel ich sehe, Rademacher der einzige, der der Übervölkerungstatsache Rechnung trägt und dem Bevölkerungsproblem der Gegenwart in seiner vollen Tragweite ins Auge schaut und es richtig wertet. Auch Hedwig Dransfeld schreckt an einer Stelle zurück vor denen, die in imperialistischem Denken befangen, Deutschlands Wohlfahrt an eine stark gemehrte Volkszahl knüpfen wollen: ,Erscheint es doch wie ein wilder Hohn auf allerzarteste Mutterempfindungen, wenn Leben geweckt und gehegt und gepflegt werden soll, damit es sich dereinst einmal im Schlachtentode in der grausamsten Weise verbluten könne' (S. 532).

M. Faßbenders Grundlegung hat noch weitere Mängel. Er wählt als Ausgangs- und Angriffspunkt die Erscheinung des Geburtenrückgangs in der Gegenwart, den ,Geburtenabsturz', wie er sagt. Nun ist aber die Geburtenhäufigkeit eines bestimmten Zeitabschnitts, selbst wenn man sie durch die entsprechende Reihe der Sterblichkeitsziffern ergänzen würde, was Faßbender nicht tut, nach dem — ich darf wohl sagen: übereinstimmenden — Urteil aller Kundigen ein unzutreffender und irreführender Maßstab zur Messung und Wertung der tatsächlichen Entwicklung einer Bevölkerung.

Um die Mitte des vorigen Jahrhunderts, 1851—1860, waren in Deutschland auf 1000 Einwohner im jährlichen Durchschnitt rund 35 Lebendgeborene zu zählen. Im folgenden Jahrzehnt stieg diese Zahl auf annähernd 37. Sie erreichte ihren Höhepunkt in der auf den deutsch-französischen Krieg folgenden Gründungsperiode, und zwar 1876 mit 41 Geburten auf 1000 Einwohner. 1880 waren es 37,6, im Jahrzehnt 1881—1890 durchschnittlich 36,8, im Jahrzehnt 1891—1900 36,1, im Jahrzehnt 1901—1910 32,9, im letzten Jahr vor Ausbruch des großen Krieges 27 (Faßbender, S. 17). Man kann etwa sagen, daß sich in den letzten Jahrzehnten des 19. Jahrhunderts in Deutschland ein schwacher relativer Geburtenrückgang einstellte, der sich in den ersten Jahrfünften des 20. Jahrhunderts verschärfte. Dem gegenüber: in dem Zeitraum 1901—1914, das sind 13 Jahre scharfen Geburtenrückgangs, ist die Bevölkerung Deutschlands um 11 Millionen gewachsen; in der gleich langen, unmittelbar voraufgegangenen

Periode von 1888—1901, 13 Jahre geringen Geburtenabfalls und gleichzeitigen starken Rückgangs der Sterblichkeit der Personen, die das erste Lebensjahr überschritten, betrug der Zuwachs nur 8½ Millionen. Dabei kann von nennenswerter Einwanderung in der späteren Periode nicht die Rede sein. Im Gegenteil: die Auswanderung nahm zu. Mehr noch: in der Zeit zwischen den beiden letzten Volkszählungen betrug die jährliche Vermehrung auf 1000 Einwohner in Deutschland 13,6, in Österreich-Ungarn und Großbritannien 8,7, in Rußland 11,4, in Italien 6,3, in Frankreich 1,8. In bezug auf die Vermehrungsrate der Bevölkerung steht also das Deutsche Reich in der Zeit des ‚Geburtenabsturzes' an der Spitze der europäischen Großmächte! Und das bei gleichzeitiger Verlangsamung des Sinkens der Sterblichkeit der Erwachsenen und einer immer noch recht ungünstigen Säuglingssterblichkeit. Die Zahlen der absoluten jährlichen Volkszunahme Deutschlands in der Zeit des ‚Geburtenabsturzes' sind niemals vorher übertroffen worden. Sie betrugen im Durchschnitt der Jahre 1871—1880 510 000, 1891—1910 866 000, im einzelnen: 1900/1901 830 000, 1901/02 890 000, 1902/03 860 000, 1903/04 750 000, 1904/05 840 000, 1905/06 840 000, 1906/07 860 000, 1907/08 850 000, 1908/09 860 000, 1909/10 850 000, 1910/11 790 000, 1911/12 790 000, 1912/13 830 000, 1913/14 834 000 (Würzburger, Rückblick auf die Literatur des Geburtenrückgangs, in ‚Soziale Praxis', 24. Febr. 1916, S. 485, und J. Wolf, Die Bevölkerungspolitik der Gegenwart, Leipzig 1918, S. 6).

Aus diesen wenigen Ziffern ersieht schon der Laie, daß die Geburtenzahlen einen unrichtigen und irreführenden Maßstab zur Messung und Beurteilung der Bevölkerungsbewegung abgeben. Der sächsische Statistiker Geh.-Rat Würzburger (a. a. O. S. 481 ff. sowie in dem Aufsatz ‚Der Geburtenrückgang und seine Statistik' in Schmollers Jahrbuch 1914, 38, II, S. 1259 ff.), der Breslauer Nationalökonom Prof. Ad. Weber (Nachtrag zur 25. Aufl. von W. Roschers Grundlagen der Nationalökonomie, Stuttgart 1918, S. 922) und auch einer der Mitarbeiter des vorliegenden Werkes, Medizinalrat Dr. J. Graßl, weisen mit Recht darauf hin, daß entscheidend für den künftigen Volksbestand die Aufwuchsziffern, nicht die Geburtsziffern sind. Das menschliche Leben, sagt Würzburger, ist vor und nach der Geburt stark gefährdet. Die Zahl derer, die diese Gefährdung überstehen, wird durch die Aufwuchsziffer ausgedrückt. Fällt der Schwerpunkt der Gefährdung nach der Geburt, wie früher in Deutschland, so wird durch sie die Geburtenziffer nicht vermindert; fällt er vor die Geburt, wird durch sie die Geburtenziffer kleiner. Der Erfolg der Bevölkerungsentwicklung kann in beiden Fällen der nämliche sein. Die jährliche Aufwuchsziffer, für deren Feststellung etwa der Eintritt ins siebente Lebensjahr zur Grundlage dienen kann, gibt in Verbindung mit der Ziffer der über diesem Alter jährlich Sterbenden die Veränderung desjenigen Volksbestandes an, der praktisch für die Zukunft allein in Betracht kommt. Die Aufwuchsziffer hat sich nun in der

Zeit des Geburtenrückgangs nicht vermindert, sondern soweit Nachweise vorliegen, wie z. B. für das Königreich Sachsen mit seinem besonders scharfen Geburtenrückgang, sogar vermehrt. Sachsen hatte 1909 12 000 Geburten weniger als 1903, aber 1909 1000 Kinder mehr, die das dritte Lebensjahr erreichten, als 1903.

Es ist gewiß zuzugeben, daß es M. Faßbender nicht möglich gewesen wäre, Aufwuchsziffern für ganz Deutschland zugrunde zu legen, da an solchen zurzeit nur ungleichartige, nicht auf einen gemeinsamen Nenner zu bringende, und zwar nur für Teilgebiete, zur Verfügung stehen. Damit ist aber noch nicht gerechtfertigt, daß er diesen allein zur Messung und Wertung der Bevölkerungsbewegung geeigneten Maßstab nicht beachtet und statt dessen mit Geburtenziffern operiert, die ein offensichtlich falsches Bild von der Entwicklung der Bevölkerung geben.

Man kann es ferner unmöglich billigen, daß sich M. Faßbender nur flüchtig mit den möglichen und tatsächlichen Ursachen des Geburtenrückganges auseinandersetzt. Eine gründliche Durchforschung der in Betracht kommenden psychologischen und wirtschaftlichen Ursachen hätte doch wohl zur Erkenntnis geführt, daß eine Bevölkerungspolitik, die sich eine weitere starke Vermehrung der Bevölkerung zum Ziel setzt, zu einem Mißerfolg führen muß und geeignet ist, die Faktoren, die sie mit Hochdruck für ein historisch, psychologisch und wirtschaftlich unmögliches Ziel einsetzt, zu schädigen.

Auf Momente, wie verringerte Möglichkeit, den Nahrungsspielraum zu erweitern, vorhandene Übervölkerung, wurde schon hingewiesen. Einer von Faßbenders Mitarbeitern, der Münchener Theologieprofessor Fr. Walter, sagt ganz zutreffend: ‚Nur wenn die wirtschaftlichen Verhältnisse keine allzu starken Hindernisse bilden, kann auch die Einwirkung auf die Moral des Volkes mit Hoffnung auf Erfolg einsetzen‘ (S. 86). Ein weiteres einschlägiges Moment veranschaulicht Brentano (Die Malthussche Lehre und die Bevölkerungsbewegung der letzten Dezennien, in: Abhandlungen der historischen Klasse der K. B. Akademie der Wissenschaften, 24, III, S. 621 ff.). Er geht aus von Momberts Studien zur Bevölkerungsbewegung in Deutschland und erblickt mit diesem die wichtigste Ursache des Geburtenrückgangs in steigendem Wohlstand und höherer Bildung, ein Argument, das nicht etwa die hemmende Wirkung der Erschwerung des Lebensunterhalts, des Mißverhältnisses zwischen Einkommen und Erziehungsaufwand, ausschließt, sondern in sich begreift. Völker, die sich — wie das deutsche — als Herrenvölker fühlen, führt Brentano aus, ‚pflegen an der hohen Lebenshaltung, die sie erreicht haben, festzuhalten, auch wenn an die Stelle der aufsteigenden Welle, die sie emporgetragen hat, eine sinkende Welle tritt. Sie wollen auf die Bedürfnisse, die sie sich angewöhnt haben, nicht wieder verzichten, lieber gehen sie unter. Dies heißt, daß sie auch bei Verschlechterung ihrer Lebensbedingungen nicht mehr zu einer höheren Geburtenziffer zurückkehren. . . . Die übergroße Mehrzahl, wenn sie auch

für ihr Vaterland zu sterben bereit ist, entschließt sich doch nicht, für es unter den Entbehrungen zu leben, wie sie eine große Geburtenzahl für sie und die Ihren mit sich bringt, und je enger die Verhältnisse sind, unter denen die Klassen, auf welche es für die Volksvermehrung vor allem ankommt, den Kampf ums Dasein zu kämpfen haben, um so weniger dürften sie sich zu solcher Beeinträchtigung ihres Lebensglücks bereit finden lassen, wo immer sie einmal Geschmack an den anderen Genüssen gefunden haben, auf die zu verzichten sie bei großer Geburtenzahl gezwungen würden. . . . Die steigende Kultur bringt fortwährend neue Bedürfnisse,' die in Konkurrenz mit dem Geschlechtstrieb treten.

In gleicher Richtung liegt eine von Mitarbeitern des vorliegenden Werkes mehrfach geäußerte Erwägung, die beispielsweise J. Joos-M.-Gladbach in folgende Worte kleidet: ‚Der nationale Gesichtspunkt (durch den zu größerer Kinderzahl angespornt werden soll) wird für die Kreise, auf die er berechnet ist, so gut wie unwirksam bleiben (S. 404).'

Der Sache, für die M. Faßbender in die Schranken tritt, der Bekämpfung des Geburtenrückganges und der Förderung von Deutschlands Wohlfahrt in puncto Volkszahl, wäre wirkungsvoller und erfolgversprechender gedient gewesen, wenn er die Fragen des Nahrungsspielraumes und seiner Entwicklungsmöglichkeiten, dann die tatsächliche Gestaltung und Entwicklung der Bevölkerungsverhältnisse: Übervölkerung und hohe Zuwachsrate, endlich die Ursachen des Geburtenrückgangs gründlich und allseitig durchforscht und festgestellt hätte. Auf diese Weise hätte er einen soliden, realen Boden gewonnen, auf dem dann eine mäßigere und sicher fundamentierte Zielsetzung der Bevölkerungspolitik, eine Zielsetzung, die im Einklang stünde mit den Entwicklungsmöglichkeiten, und Deutschlands wie der Menschheit Wohlfahrt wirklich förderlich wäre, hätte aufgebaut werden können.

Der Kampf gegen den unsittlichen Gebrauch von Präventiv- und Abortivmitteln zur Geburtenverhütung, gegen die großen Volksseuchen, insbesondere die Geschlechtskrankheiten, das Eintreten für die körperliche und geistige Ertüchtigung des deutschen Volkes, für die M. Faßbender und seine Mitarbeiter Wege zeigen und Waffen schmieden wollen, werden gewiß die ungeteilte Zustimmung aller Rechtdenkenden finden. Wohl nicht zunächst mit Rücksicht auf deren quantitative bevölkerungspolitische Tragweite, sondern vor allem im Hinblick auf die verletzte christliche Sittenordnung und das gräßliche Elend, das aus der Welt geschafft werden soll. Auch in erster Linie qualitativ, im Hinblick auf die Ertüchtigung des kommenden Geschlechts, ist die von drei medizinischen Mitarbeitern Faßbenders vorgetragene Bekämpfung des Alkoholismus zu werten. Quantitativ dürfte deren Wirkung auch im besten Fall eine geringfügige sein, denn, wie Brentano bemerkt (a. a. O. S. 601, Fußnote 5), ‚der Alkoholismus kann nicht als Ursache einer geminderten Geburten- und Fruchtbarkeitsziffer geltend gemacht werden, da er in der Periode des Geburtenrückganges — seit den siebziger Jahren des vorigen Jahrhunderts — eher ab- als zugenommen hat.'

Über die fachwissenschaftlichen Ausführungen biologischer, moraltheologischer, volkspädagogischer, medizinischer Natur, die das Faßbendersche Werk enthält, wird sich der Schreiber dieser Zeilen als Volkswirt ein Urteil nicht anmaßen. Er bekennt aber gern, daß er vieles davon mit größtem Interesse gelesen hat. Insbesondere hat ihm die umsichtige Methode und der erhabene Inhalt der Schlußabhandlung aus der Feder des Bonner Theologieprofessors Rademacher Stunden edelsten geistigen Genusses bereitet.

Bezüglich der empfohlenen seelsorgerischen und volkspädagogischen Aktion zur Bekämpfung des Geburtenrückgangs sei jedoch auch dem Laien gestattet, ein Bedenken zu äußern. Die Verhältnisse bezüglich des Nahrungsspielraumes und seiner Entwicklungsmöglichkeiten, die vorhandene Bevölkerungsgröße und deren fortwirkende Vermehrungsrate, die moderne Gewöhnung und Notwendigkeit rechnerischen Denkens in allen Dingen bedeuten starke Hemmnisse für eine Vermehrung der Geburten. Der Seelsorger, der im Sinne des Faßbenderschen Werkes tätig sein soll, wird zweifellos viel Takt, Zurückhaltung und Diskretion aufwenden müssen, soll er nicht durch deutsche Gründlichkeit und Forschheit im Kampf mit der rauhen Wirklichkeit erreichen, daß die Menschen sich von der Religion überhaupt abwenden. Der im Zölibat lebende katholische Seelsorger ist vollends ungünstig gestellt, um die Kindervermehrung zu verlangen. Die Erfahrungen der Geschichte und die gesamten Verhältnisse der Gegenwart sprechen nicht dafür, daß denen, die dem Volke in dem vorliegenden Punkte Moral zu predigen unternehmen, ein großer Erfolg beschieden sein soll. Was gesetzgeberische Mittel angeht, wie z. B. das Verbot der Anpreisung und des Verkaufs präservativer und antikonzeptioneller Mittel, so dürfte der Züricher Professor Feer recht behalten, wenn er meint, zur Vermehrung der Geburten sei ‚damit höchstens ein vorübergehender Erfolg zu erwarten. Denn‘, sagt er, ‚das Zweikindersystem der französischen Bauern kennt diese Mittel nicht‘ (E. Feer, Bevölkerungsprobleme der Zukunft, Zürich 1918, S. 19). Die gleiche Ansicht äußert Geh.-Rat A. Düttmann in seinem Beitrag zu Faßbenders Werk S. 458—459.

Den relativ größten Erfolg hat die sittlich-religiöse Beeinflussung der Menschen in Sachen der Kindererzeugung, ähnlich wie die Predigt der Missionäre bei den heidnischen Völkern, dort zu erwarten, wo sie sich eng mit großzügigen wirtschafts- und sozialpolitischen Aktionen verbindet. Jede Bevölkerungspolitik, die erfolgreich sein will, muß nun einmal Wirtschaftspolitik sein, ‚Wirtschaftspolitik, eingestellt auf bevölkerungspolitische Ziele‘ (Mombert).‘ In diesem Sinne schreibt auch Geh.-Rat A. Düttmann ganz zutreffend in dem Faßbenderschen Buch: ‚Die auf sittlichem Gebiete liegenden Beweggründe können unter den gegenwärtigen Verhältnissen eine nachhaltige Wirkung nur ausüben, wenn sie gestützt werden durch Maßregeln, die eine Hebung der wirtschaftlichen Lage der kinderreichen Familien verbürgen‘ (S. 462). Darum auch noch einige Worte über die Abhandlungen wirtschafts- und sozialpolitischen Inhalts, die ‚Des deutschen Volkes Wille zum Leben‘ umschließt.

überaus reich an beachtenswerten Gesichtspunkten und trefflichen Anregungen ist zunächst die Abhandlung des früheren Landesrats und jetzigen Kölner Hochschulprofessors B. Schmittmann.

Der Hauptanteil an der Menschen- wie an der Nahrungserzeugung — führt Schmittmann aus — fällt dem Lande zu. Die Frauen des Landes scheuen die Geburten weniger und leiden weniger darunter; der Verstand der Landleute hat deren natürliche Empfindungen noch nicht überwuchert; die Kinder sind auf dem Lande leichter aufzuziehen, schon im Aufwachsen sind sie Gehilfen im eigenen Betrieb der Eltern; in der Landwirtschaft überwiegen die selbständigen Existenzen, die erfahrungsgemäß die kinderreicheren sind; auf dem Lande sind bisher die Geschlechtskrankheiten selten; endlich werden die einmal geborenen Menschenleben auf dem Lande durch die gesündere Lebenshaltung wirksamer gestaltet. Dagegen sind die Gesundheitsverhältnisse und die gesundheitliche Versorgung des Landes ungenügend. Die Sterblichkeit, insbesondere die der Frauen und Säuglinge, ist auf dem Lande noch fast genau so hoch wie vor 50 Jahren. Eindringlich und mit der gründlichen Detailkenntnis des erfahrenen Praktikers weist Schmittmann nach, wie die großen Hilfsmittel, welche die soziale Versicherungsgesetzgebung bietet, für die Gesundheitspflege auf dem Lande in weit höherem Maße dienstbar gemacht werden könnten: Heilverfahren zur Bekämpfung der heute auf dem Lande stärker als in den Städten verbreiteten Tuberkulose, Invalidenhauspflege, bessere Organisation der Fürsorge für Mutter und Kind, bessere Fürsorge für die tuberkulös gefährdete Jugend, bessere Zugänglichmachung der Wohlfahrtsdarlehen für das Land und vieles andere, ganz besonders aber eine soziale Fürsorge für den Landarbeiter, daß es etwas Erstrebenswertes wird, Landarbeiter zu sein. Schmittmann hat goldene Worte über die Notwendigkeit, endlich den Landarbeiter mit dem Industriearbeiter bezüglich der Rechte gleichzustellen, die für diesen längst etwas Selbstverständliches sind, und jene andere, dem Landarbeiter die Aussicht des sozialen Aufstiegs sicher zu stellen. Damit ist die Frage der Innenkolonisation und des Siedlungswesens angeschnitten. ‚Das Ringen um das Heim für den Landbewohner ist der Angelpunkt des Problems' (S. 435). In einer späteren Auflage wird die große Frage der Innenkolonisation gewiß noch mehr Relief gewinnen durch Verwertung der inzwischen erschienenen Arbeiten von Felix Somary, Die finanzielle Durchführung einer einmaligen Vermögensabgabe, und Edgar Jaffé, Grundsätzliches zur Frage Kriegskostendeckung und Steuerreform, beide in dem von H. Herkner herausgegebenen 156. Bande der Schriften des Vereins für Sozialpolitik (Die Neuordnung der deutschen Finanzwirtschaft, München 1918), sowie anderer Veröffentlichungen von E. Jaffé u. a., in denen praktische Wege gezeigt werden, wie Ansiedelungsland in großer Menge durch Naturalzahlung einer einmaligen Vermögensabgabe zur Tilgung eines größeren Teiles der Kriegsschulden gewonnen werden kann.

Zur Bekämpfung der Gefahr, die den zahlreichen durch den Krieg ver-

waisten Bauerngütern droht, von kapitalkräftigen Grundbesitzern oder Händlern aufgekauft und dem Großgrundbesitz zugeführt zu werden, empfiehlt Schmittmann, außer einem Vorkaufsrecht für Staat, Kommunalverbände und landwirtschaftliche Körperschaften, daß diesen das Recht eingeräumt und die Pflicht auferlegt werde, die verwaisten Höfe für die heranwachsenden Kinder bis zur Mündigkeit zu bewirtschaften. Endlich weist er auf die Bedeutung der kulturellen und ethischen Hebung für das Landvolk hin, zu dessen Ertüchtigung sowohl wie zur Bekämpfung der Landflucht, und verlangt: Pflichtfortbildungsunterricht, Unterricht über Ernährung und Pflege der Säuglinge und kleinen Kinder, Schullastenausgleich, Verwendung der besten Lehrer auf dem Lande, Pflege der Volksfeste usw.

Eine Schwierigkeit möchte ich unterstreichen, bezüglich derer übrigens Schmittmann durchaus mit mir übereinstimmen wird. Sanitätsrat Dr. Graßl weist S. 557 ff. des Faßbenderschen Werkes meiner Ansicht nach mit Recht darauf hin, daß eine Besserung in den Sterblichkeitsverhältnissen der Frauen und Säuglinge und eine bessere Säuglings- und Kinderpflege nur zu erreichen sind, wenn es gelingt, die auf der Bäuerin ruhende Arbeitslast — insbesondere bei zu großem Bodenbesitz und bei Körnerbau — zu verringern und zu regeln. ‚Geordnete Arbeit der Bauersfrau ist wichtiger und segensreicher als finanzielle Unterstützung' (S. 559). Graßls Forderung, der Bäuerin die Stallarbeit abzunehmen, hat wohl keine Aussicht auf allgemeine Erfüllung. Zudem wird eine befriedigende Gestaltung der Dinge durch den mit Sicherheit auch nach dem Krieg zu erwartenden Arbeiter- und Dienstbotenmangel recht erschwert.

Einen tiefen Einblick in die Psyche des industriellen Arbeiters und der Mütter vieler Kinder vermittelt Schriftleiter Jos. Joos-M.-Gladbach in dem Aufsatze ‚Industrielle Arbeiterfrage und Bevölkerungsfrage'. Er legt weniger Gewicht auf die materiellen Bedrängnisse der kinderreichen Arbeiterfamilien als auf den Umstand, daß sie unter dem Druck einer kinderunlustigen, ja kinderfeindlichen öffentlichen Meinung stehen. Die kinderreiche Familie wird verlacht, verspottet und verachtet. Der kinderreichen Familie stellt sich eine rücksichtslos feindliche, öffentliche Meinung entgegen bei Versuchen, ihre Einkommensverhältnisse zu verbessern, Unterstützungen zu erlangen oder eine Wohnung zu finden. Joos ist der Ansicht, daß eine Besserung durch Zusammenwirken vieler Mittel möglich ist. Er empfiehlt Milderung der wirtschaftlich-materiellen Schwierigkeiten für junge Eheleute und wirksame Erleichterung der Lebensbedingungen kinderreicher Familien. Mittel: Beihilfe im Augenblick der Eheschließung, Wöchnerinnen- und Kinderbeihilfen, alles im Wege einer besonderen, öffentlich-rechtlichen Zwangsversicherung, die tunlichst alle im Deutschen Reich vorhandenen Familien umfassen sollte. Auch könnte man einen Sparzwang der Jugendlichen für den Zukunftszweck der Familiengründung in die Versicherung einbeziehen. Ferner: Schaffung von Genossenschaften zum Bezug von Hausrat, Kinderzulagen bei Reich, Bundesstaat, Kommunen, Kinderprivileg bei der Einkommensteuer; Besei-

tigung der Bedingung der Kinderlosigkeit beim Arbeitsvertrag und des Vorbehalts von Stellen für Ledige; Abschaffung der Heiratsbeschränkung für Offiziere, Militär- und Zivilbeamte; desgleichen der langen Wartezeit auf Anstellung; Unterordnung des Vereinslebens unter die Erfordernisse des Familienlebens; Bereitstellung von Wohnungen für kinderreiche Familien, und zwar vornehmlich Kleinsiedlung mit ausreichenden Gärten (S. 410: ‚Die Mittel zur Verbesserung des Wohnwesens sind gleichzusetzen den Ausgaben für militärische Rüstungen'); gutes Beispiel der wohlhabenden und höheren Beamtenfamilien, deren Fruchtbarkeit allgemein eine geringe ist; Erziehung zur Ehrfurcht vor der Mutter, insbesondere durch die religiös-kirchlichen Standesvereine, bei den Erziehern aber tut Kunst in der Menschenbehandlung not.

Die ‚Lohn- und Wohnfrage' behandelt eingehender Geh.-Rat Aug. Düttmann-Oldenburg. Wenn alsbald großen Massen geholfen werden soll, führt er aus, muß — zunächst wenigstens — neben der Herstellung neuer Wohnungen eine durchgreifende Verbesserung der bereits vorhandenen getätigt werden. Die besten sind alsdann den kinderreichen Familien einzuräumen. Zunächst ist für die der Arbeiterversicherung unterworfene Bevölkerung zu fordern:

1. ein Ersatz der fehlenden Abstufung des Arbeitsverdienstes nach der Zahl der darauf angewiesenen Personen im Wege der Versicherung;
2. im Anschluß an die allgemeine Einführung einer Wohnungsaufsicht und Wohnungspflege eine gesetzlich geregelte Wohnungsfürsorge der Gemeinde für kinderreiche Familien, mit Hilfe von Reich, Staat und Arbeitgeber.

Das Reich muß die sofortige Einführung der Wohnungsaufsicht vorschreiben. Die unbefriedigende Lage der Wohnungsfrage ist in erster Linie darauf zurückzuführen, daß die Gesetzgebung die Entwicklung während der letzten 40 Jahre unbeachtet gelassen und es bislang versäumt hat, die Aufgaben, die hier zu lösen sind, auf die verschiedenen Beteiligten zu verteilen. Reich, Staat, Gemeinde, Arbeitgeber schieben sich gegenseitig die Last zu. Eine bestimmte Verteilung der Lasten ist unentbehrlich für eine Regelung der Frage. Zweckentsprechend wird es sein, Kinderrenten durch den Ausbau der Invaliden- und Hinterbliebenenversicherung zu erzielen; einmalige Kapitalaufwendungen zur Herstellung neuer und Verbesserung vorhandener Wohnungen zu beschaffen, indem das Reich die Träger der Sozialversicherung, die privaten Versicherungsanstalten, die Sparkassen und Genossenschaften verpflichtet, einen angemessenen Teil der in jedem Jahre zur Anlage bestimmten Gelder für den Wohnungsbau zur Verfügung zu stellen; für die Bereitstellung von Grund und Boden eine Unterstützung durch den Bundesstaat vorzusehen, der entweder ihm gehörende Flächen zu einem dem bisherigen Nutzwert entsprechenden Preise abtreten muß — vorzugsweise bei der weiträumigen Ansiedlungsweise in Heimstätten —, oder, wo das nicht angeht, einen angemessenen Beitrag zu den Grunderwerbskosten beisteuern muß; den Gemeinden, Gemeindeverbänden und eventuellen Zweckverbänden gleichartige Verpflichtungen

aufzuerlegen; endlich zur Deckung der den kinderreichen Familien zu zahlenden Mietzuschüsse die Arbeitgeber heranzuziehen. Düttmann hofft, daß durch die Verwirklichung der vorgeschriebenen Mittel die Scheu vor dem dritten Kinde überwunden werden wird.

Geh. Rat Dr. Ad. Schmedding betont in der Abhandlung ‚Steuer-, Versicherungs- und Besoldungsfragen' die Pflicht des Staatsbürgers zur Familiengründung als Gegenleistung, nebst angemessenen Steuern, für Schutz von Person und Eigentum durch den Staat. Er befürwortet eine allgemeine Kinderlosensteuer für Junggesellen, kinderlose Ehepaare, Jungfrauen und Witwen. Deren Ertrag soll zur Gewährung von Erziehungsbeihilfen an Kinder besitzende Ehepaare verwendet werden; es sollen an sie Jahresrenten ausbezahlt werden, auf die sie mit Sicherheit rechnen können und die den größten Teil von Unterhalt und Erziehung der Kinder decken.

Vielleicht darf im Zusammenhang damit darauf hingewiesen werden, daß Geh.-Rat K. Oldenberg-Göttingen diesen Gedanken, den Ledigen und Kinderlosen einen ausreichenden Teil ihres Einkommens abzuziehen und ihn den Familienvätern nach dem Maßstab ihrer Familienlasten zu geben, also m. a. W. den Vorschlag eines Ausgleichs der Familienlasten geradezu unter dem Gesichtspunkt einer ‚bevölkerungspolitischen Neuverteilung der Einkommen' in seinen jüngsten Aufsätzen ‚Neue Wege der Bevölkerungspolitik' (Schmollers Jahrbuch, 1917, 41, I, S. 813 ff., 41, II, S. 1471 ff.) anschaulich und gründlich beleuchtet. Es ist außer Zweifel, daß eine so einschneidende Steuermaßnahme nicht ohne erhebliche Wirkung bliebe.

Eine feine, scharfsinnige Studie ist die des Wirkl. Geh. Oberregierungsrats Dr. B. Wuermeling über ‚Fürsorge für uneheliche Kinder'.

Leitmotiv ist der Gedanke: der vollen Schuldlosigkeit des unehelichen Kindes an seiner Lage muß man nach Möglichkeit Rechnung tragen; es würde namentlich verfehlt sein, ein solches Kind deshalb persönlich geringer zu schätzen und demgemäß zu behandeln. Andererseits dürfen das Mitleid mit dem unehelichen Kinde und die berechtigte und pflichtgemäße Sorge für sein Wohl nicht dazu führen, die Hochhaltung von Ehe, Familie und Sittlichkeit in der Gesellschafts- und Staatsordnung und in der Volksauffassung zu erschüttern.

Wuermeling stellt die fortschreitende Entwicklung des Privatrechtes zugunsten der besseren Fürsorge für das uneheliche Kind mit Befriedigung fest und macht verschiedene Vorschläge im Sinne weiterer Durchsetzung der zwei obigen Gesichtspunkte. Das Wesentliche und Durchschlagende für ihn ist, daß überwiegende Interessen der Sittlichkeit und das dringende Interesse der Fürsorge für das uneheliche Kind eine rechtlich-wirksame Verantwortlichkeit der Konkumbenten aus der Empfängniszeit und eine Pflicht zur Fürsorge für das Kind begründen müssen, sofern nicht die Vaterschaft einer bestimmten Person festgestellt ist, aus der dann die besonderen Pflichten der Vaterschaft erwachsen. Jene Pflicht des Konkumbenten aus der Tatsache des Beischlafs heraus muß grundsätzlich eine Unterhaltspflicht gegenüber

dem Kinde sein. Auf dem Gebiete der öffentlich-rechtlichen Fürsorge für das uneheliche Kind verwirft Wuermeling grundsätzlich eine unterschiedslose Mutterschaftsversicherung für uneheliche wie eheliche Mütter, die den Versicherungsfall lediglich auf die Mutterschaft abstellte und auf Zwangsbeiträgen der verheirateten wie der unverehelichten weiblichen Personen beruhte. Wenn überhaupt Zwangsversicherung für Mutterschaft, dann nur eine solche zugunsten der Ehefrau und der ehelichen Kinder. Das Schlagwort von der Gleichstellung der unehelichen Kinder mit den ehelichen bedarf keiner wesentlichen Widerlegung, weil es völlig von dem natürlichen Unterschiede des im Gehege einer geordneten Familiengemeinschaft lebenden ehelichen Kindes und des einer derartigen Familiengemeinschaft entbehrenden unehelichen Kindes absieht und zugleich den im allgemeinen Interesse notwendigen Vorrang der legitimen Ehe und Familie und den Schutz der Sittlichkeit außer acht läßt.

Mögen diese kurzen Auszüge aus dem Inhalt der Abhandlungen, die aus dem Faßbenderschen Werke herausgegriffen wurden, dem geneigten Leser eine Vorstellung von der reichen Fülle von Material und Anregungen vermitteln, die das Werk bietet. Trotz aller zur Grundlegung und prinzipiellen Stellungnahme des Herausgebers geäußerten Bedenken seien der stattlichen Anzahl von tüchtigen Beiträgen achtungsvolle Anerkennung und Lob gerne gezollt.

Der Erbe / Roman von Firmin Coar

7. Kapitel.

Contra malas linguas!

In der Stadt läuteten die Glocken. Niemand konnte sich erklären, warum die Glocken heute so läuteten. Einer fragte den andern nach der Ursache. Das war merkwürdig; in Friedenszeiten ist man nicht so aufgeregt gewesen, wenn alle Glocken läuteten. Einer fragte jetzt den andern nach der Ursache.

Ein neuer großer Sieg, sagten viele. Aber man las im Tagesberichte der Obersten Heeresleitung nur, daß die Anstürme der Gegner abgewiesen worden wären. Die gewaltige Abwehrschlacht wütete noch. Nichts deutete darauf hin, daß ein Sieg erfochten wäre, dessentwegen die Glocken in Bewegung gesetzt werden mußten. Das Glockenspiel der Kirchtürme hörte man seit mehr als einem Jahre nur in ganz außergewöhnlichen Fällen.

Heute aber wollte das Glockengeläute nicht aufhören; es schien immer mehr anzuschwellen. Alle Glocken nahmen daran teil wie zu einem brausenden Erzklangspiel, auch die Glocken der evangelischen Gemeinden. Noch immer kannte niemand die Ursache. Wohl erzählte einer: ‚Die Glocken sollten bald aus ihren steinernen Stühlen geholt und zu Kanonen für den Krieg umgegossen werden. Nun sängen sie nochmals ihr Lied von der Ewigkeit, bevor sie schieden, um bald darauf Gewalt und Haß der Menschen zu donnern.‘

Niemand jedoch glaubt an diese Ursache; selbst der Erzähler nicht. Das Glockenspiel klingt immer noch. Es rollt, reiget, braust, dröhnt, verschwingt, verhallt, verklingt über die roten Giebeldächer, die Gartenhäuschen hinaus in die Felder, ins Weite. Es ist innig wie ein Gebet, jubelnd wie ein Fest, feierlich wie eine Danksagung; es ist zauberisch wie ein Geheimnis.

Man hält es im Hause nicht mehr aus; man läßt sich auf die Straßen und Plätze treiben. Man fragt, man spricht, man rät. Man telephoniert nach den Zeitungen, den öffentlichen Ämtern. Immer braust, singt, jubelt das Geheimnis des Glockenspiels hoch oben in den graublauen Lüften. Plötzlich bricht das Geheimnis aus. Wie eine Kapsel von Duft zerbricht es. In Riesenwellen ergießt es sich über die Menschen, bis daß die Stadt berauschend duftet von dem, was eben noch Geheimnis war.

Die furchtbarste Offensive der Feinde ist abgeschlagen; der Feind zurückgeworfen, vernichtet. Er weicht. Hindenburg hebt an zum furchtbarsten Schlage. Die Feinde zaudern, erkennen ihren Untergang. Rußland kann ihnen nicht mehr helfen. Amerikas Hilfe ist unberechenbar weit. Da bitten sie um Frieden. England hat ein Friedensangebot gemacht. Schon ruhen die Waffen. Man

weiß es ganz bestimmt. Vom Großen Hauptquartiere gelangte die Nachricht durch Fernsprecher hierher zum Generalkommando. Das Generalkommando hat die Nachricht vertraulich schon im voraus bekannt werden lassen. Es ist kein Zweifel mehr. Der Friede kommt. Er kommt endlich. Frieden, Frieden dröhnen, brausen, jubeln die Glocken.

Was die gesetzten Bürger sonst nur auf eine Bekanntgabe der Zeitung hin tun, das tun sie jetzt aus eigenem Drange: jugendlich, verständnisvoll, begeistert, stürmisch. Fahnen heraus! Bald sind die grauen Häuserleiber aller Straßen bunt beflaggt und bewimpelt. Die Hausfrauen leiden nicht mehr darunter, daß es an Kartoffeln fehlt. Sie kochen gern dicke Graupen, die sie heute nicht alte graue Weiber schimpfen; sie kochen sie gern, trotzdem sie sie gestern, vorgestern, vorvorgestern gekocht haben. Heute schmecken sie wie ein Göttergericht. In der Stadt laufen die Menschen erregt hin und her. Die Straßen sind voll; in den Kaffeehäusern am Servatieplatz spielt die Musik vaterländische Lieder. Man läßt den Kaiser hochleben.

Deutschland hat in dem ungeheuersten aller Kriege gesiegt. Welch eine unabsehbare Zukunft bietet das! Welche Möglichkeiten für die Arbeit! Welche Aussichten zum Erwerbe von Reichtümern! Fabelhaft! O Gnade, o Rausch, diesen Tag zu erleben!

— — — — — — — — — — — — — —

Es war ein wundervoller Spätnachmittag; kein von Sonnengold besprenkelter, blau leuchtender. Ganz leichte, zarte, feine Silbernebel schwebten kaum sichtbar in blaßblauer Luft. Sie legten sich den alten säulenstämmigen Patrizierhäusern um die kühnen prunkvollen Stufengiebel und kränzten sie mit mildem Glanze. Sie schwangen um die Spitzgiebel, um die Satteldächer, über die Kuppeln, die Helmspitzen der Kirchen; sie schmiegten sich ihnen an; sie ließen sie in ihrer Zärtlichkeit schlank und fein erscheinen. Sie schwebten in silbernen Schleiern auf die zahlreichen Sträucher und Bäume nieder. Sie hauchten das drohend Schweigsame, das gewaltig Stämmige von ihnen hinweg; die mächtigste Baumkrone erschien in einem Umrisse, der träumerisch weich war. Die Luft war zauberhaft beweglich. Wunder schienen möglich. Der blaugraue Himmel lächelte verheißungsvoll. Und nun hatten die Glocken ein Geheimnis offenbart.

— — — — — — — — — — — — — —

Graf Gerd sah an diesem Zaubertage Komteß Anni zweimal.

Das erste Mal war es am Morgen. Er holte sie aus dem Lazarett ab, wo sie Nachtdienst gehabt hatte. Er war Zeuge, wie sein Anblick ihr ermüdetes Antlitz morgenfrisch umwandelte. Das Er-

staunen darüber wuchs zu einem Glückstaumel. Schweigend begleitete er sie nach Hause. Sie gingen wie in einem Strahlenkranze. Sie konnten sich nicht fassen vor dem Unsagbaren. Sie horchten nur auf das Singen ihrer Liebe.

Nachher glättete sich die süße Erregung zu einer wundersamen Ruhe, die ihn wie Flügel hob. Alles wurde ihm leicht und froh. Zum ersten Male seit seiner Rückkehr aus der Front arbeitete er, ohne seine Tätigkeit innerlich zu belächeln. Es war in der landwirtschaftlichen Versuchsstation, wo er sich Erfahrungen darlegen ließ über die Verwandlung der Heide in Ackerland; er dachte nicht sprungweise mit, er verarbeitete die Darlegungen ohne Langweiligkeit, ohne den Stachel zu zweideutigen Fragen und bissigen Bemerkungen zu spüren. Er saugte sich voll von Gedanken, voll von Arbeit, wie seine Lungen sich voll von Luft saugten. Er arbeitete und vergaß die Zeit, den Ort, er vergaß den Oberrentmeister Pinnenkamp, der ihn begleitete und stets dazwischen sprach, er vergaß sich selbst. Als es vorbei war, erfüllte ihn eine große Dankbarkeit und Demut.

Das zweite Mal sah Graf Gerd Anni am Spätnachmittage. Die Stadt duftete im Friedensrausche. Er wollte sie nach dem Lazarette, wo sie abermals Nachtdienst übernommen hatte, zurückbegleiten.

Vorher ging er mit ihr in den Dom, unter dessen breit sich hinwölbenden Bogenhallen so manche Menschenwirrsal seit Jahrhunderten sich in Gottesfrieden aufgelöst hatte. Sie beteten zusammen. Es war das erste Mal, daß sie zusammen beteten, sich vor Gott, im Hauche der Ewigkeit zusammenfanden. Er hatte ihr nicht erklärt, wie wunderbar es ihm ergangen war. Er hatte es auch nicht nötig. Er fühlte, daß sie es ahnte, es wußte. Er sah eine Träne in ihrem Auge vor Glück.

Beide beteten für den Frieden. Es war so natürlich für sie. Nie wird Gerd diesen Tag vergessen.

— — — — — — — — — — — — — —

Auch Herr Mayer wird diesen Tag nicht vergessen. Auch er glaubte, daß jetzt bald, sehr bald der Friede komme. Er glaubte es innerlich. Äußerlich im Gespräche zog er die Friedensjünger als Phantasten auf. Äußerlich bewies er jedem, den er antraf, der Friede könne nicht so plötzlich wie eine Sternschnuppe in der Nacht vom Himmel fallen. Innerlich aber nagte die Angst vor dem Frieden. Die Frage: Was fange ich an, wenn jetzt der Friede kommt? Die Antwort: Ich muß alle meine Pläne unvollendet liegen lassen, ich muß neue entwerfen, ich bin ruiniert und muß innerhalb weniger Wochen wieder im Sattel sitzen. Sonst falle ich so tief, daß ich nur als Lump wieder aufstehen kann.

Dies Hin und Her von Frage und Antwort wühlte ihn heftig auf, fraß an seiner Nervenkraft, reizte seine Erfindungskraft, stachelte seinen Willen an.

Während Graf Gerd und Komteß Anni in das Schweigen des Domes eintraten, entfloh Herr Mayer dem Brande des Friedens und suchte die Einsamkeit seiner besten Stube auf. Vorher hatte er seinen Rangen leidenschaftlich stark umarmt, fröhlich lachend ... In seiner besten Stube fiel die Heiterkeit wie ein schlecht aufgeflickter Lappen von seiner Blöße, er wurde ernst. Die Wolken seiner Sorge traten ihm auf die Stirn. Er setzte sich und schwitzte.

Er hatte den nächsten Plan zur Versorgung seiner Geldkasse längst fertig. Bevor er ihn aber ausführte, mußte er stöhnen, wie sehr er gezwungen sei, ihn auszuführen. ‚Der Friede, der alle meine ehrbaren Projekte über den Haufen wirft, ist schuld, daß ich diesmal keine Nachsicht üben kann. Warum mußte der Friede auch wie ein Dieb kommen! Der junge Herr Graf hätte sich ja ganz von selbst wieder bei mir eingestellt. Zwar nicht sofort. Nun gebe ich ihm einen kleinen Schups, und es geht schneller. Werden Sie mich dann auch so anblicken, Herr Graf von Asseweeth-Böddinghausen, wie Sie mich auf dem Wohltätigkeitsbasar Ihrer Frau Gräfin Mutter anblickten? Damals war ihr Blick wie ein Fußtritt, Herr Graf. Ihr nächster Blick wird ein Hundebetteln sein. Doch der Adel des Kaufmanns zeigt sich im Vergessen unrentabler Vorgänge.‘

‚Anonyme Briefe schreiben ist allerdings kein würdiges Reklamemittel. Es ist nicht ganz standesgemäß. Dienstboten, verdorrte Jungfrauen und Kleinstädter schicken anonyme Briefe. Doch ich bin immer daran gescheitert, daß ich zur falschen Zeit zu sehr Kavalier war. Ich wäre es auch diesmal. Ich wartete ja von mir aus gern, bis daß der junge Herr sich von alleine in der Hollenbecker Straße einfände. Der verdammte Friede!‘

So schwitzte Herr Mayer an schwülen Gedanken. Er murmelte sie unverständlich vor sich hin; sie summten schwer. Er hatte aber währenddes Papier und Feder geholt, sich eingerichtet, und nun schrieb er.

Er schrieb einen Brief an den Freund Gerds, an Peter Freiherrn von Achterhuisen-Klabold. Es sollte ein Brief mit unleserlicher, verschnörkelter Unterschrift sein. Der Brief sollte den Schein erwecken, daß ihn eine Frau, und zwar eine Frau vom Adel geschrieben habe. Deshalb gab sich Mayer beim Schreiben auch so furchtbar viel Mühe. Er ahmte die Handschrift von übergroßen, schiefen Schriftzügen gleichmäßigen dicken Druckes nach. Das Muster, ein an ihn gerichteter Geschäftsbrief aus früheren Zeiten, lag vor ihm.

Seine Mühe, die dicke, hohe Unbekümmerniselegranz der Schrift nachzumalen, war lange vergebens. Ihm wurde heißer dabei als vorher bei seinem Denken. Herr Mayer mußte manchen Buchstaben bereuen, manches Blatt zerreißen. Seine starke Hand, seine dicken roten Finger widerstritten förmlich, bevor sie sich seinem adeligen Wunsche fügen mochten.

Nach fast dreistündigen Strichübungen machte er eine Pause, aß etwas Stärkendes und schrieb dann endlich den Brief.

Als er den gemalten Brief dann fertig hatte, legte Herr Mayer sein Werk hin, schlug die Hände vor ihm zusammen, nahm es wieder auf, studierte hier eine adelige Gleichgültigkeit, dort eine adelige Krümmung, legte es wieder weg, rieb sich die fetten Hände. Seine grauen Augen wurden dunkel und groß vor Glück. Ein Glanz reinster Heiterkeit strahlte auf seinem schwülstigen Rundgesichte. Herr Mayer ward schön.

Dann philosophierte er wieder: ‚Der Achterhuisen wird perplex sein! Zuerst mein famoser Gedanke, dem Achterhuisen vorzuspinnen, daß man sich erzähle, er als Krüppel sei in Komteß Anni von Spiegelberg verliebt, weil sein schöner Freund Gerd sich mit ihr verloben werde.‘

‚Das ist Stil, ist Geklatsch dieser großen Welt, ist die Luft dieser Kreise. Das ist das echte Milieu, ist die Dokumentierung für meinen eigentlichen Gedanken im zweiten Teil des Briefes.‘

‚Dieser zielt darauf, dem Achterhuisen einzublasen, daß er Komteß Anni von Spiegelberg dadurch am leichtesten seiner Liebe gewinne, indem er dieser armen Adeligen zu verstehen gebe, daß das Vermögen der Assewееth aus einer Kölner Spielhölle stamme. Diese Wahrheit sagen hieße Annis ehrbaren Stolz vor späteren Entdeckungen und Ehekrisen behüten, hieße wahrhaft adelig verliebt sich benehmen und wie ein grandioser Kavalier handeln.‘

Herr Mayer staunte vor dem Inhalt seines Briefes wie soeben vor seiner äußeren Form.

‚Großartig, herrlich, prima, superfein lobte er sich.‘

‚Achterhuisen wird über den wunderbaren Brief schimpfen; er wird ihn verächtlich zerreißen, ihn in den Papierkorb werfen. Er wird aber davon sprechen, irgendwie, wenn auch nur um seine Verachtung gegen den Autor des Briefes zu zeigen, er wird zu Graf Gerd sprechen, nur um sich zu rechtfertigen, daß er keinen Herzenskonnex mit Anni von Spiegelberg habe. So oder so, er wird nicht schweigen können, weil er jung ist, das Parlieren liebt und sich ärgert, daß er mit seinem vertrackten Körpergestell als Liebhaber zum Närrchen gehalten wird. Mein Brief wird wirken. Die Beleidigung, die der Graf Gerd mir auf dem Basarfeste seiner famosen Frau Mutter zufügte, ist gesühnt. Wir sind wieder Freunde. Der

Fried: Hat mich wenigstens gut ausführen lassen, was er mir nicht ersparen konnte,' schloß er bescheiden.

— — — — — — — — — — — — —

Am nächsten Morgen war der Fieberrausch der Stadt verschlafen. Die Menschen ergriffen ängstlich ihre Zeitung. Sie fanden darin keine Silbe von Friedensverhandlungen. Sie lasen, daß das Glockengeläute von gestern in dieser Kirche ein Missionsfest, in jener Kirche eine feierliche Hochzeit, in einer andern ein Totengeläut, in einer Ordenskirche den Ruf zur Vesper, wieder in einer andern den Ruf zum immerwährenden Gebete bedeutet hätte. Einige Glokken waren allerdings des Friedens wegen erschallt, so eine bestimmte Donnerglocke, aber nur weil die von der Friedenstrunkenheit irre geleiteten Menschen es so begehrt hätten. Sie lasen, daß die Friedensgerüchte von englischen und französischen Agenten stammten. Flaumacher hätten sie aufgenommen, verdichtet und weiter getragen. Das wäre eine Schande für den gesunden Sinn, der mit Recht als kühl besonnen bezeichneten Bürgerschaft.

Sie lasen großen Auges von neuen, furchtbaren Stoßstürmen des Feindes und der atemlosen Widerstandsnotwendigkeit für die Deutschen. Sie lasen von neuen Ausmusterungen, hörten von neuen Rekruteneinziehungen.

Sie waren ernüchtert. Das Brot war wieder teigig, schmeckte wieder muffig. Die Arbeit war wieder schwer, als hinge ein Unglück daran. Man beunruhigte sich, wenn man den Briefträger Briefe aus der Front überreichen sah. Die Menschen bissen die Lippen im trotzigen Widerstandsentschlusse zusammen. Sie trugen schamumflorte Stirnen über die Schwäche von gestern.

Dieser Tag der Ernüchterung war kühl vom Gewitterregen einer dunklen Nacht. Es war aber ein blauer Tag mit viel gelber Sonne. Die roten Dächer leuchteten. Das fette Grün der üppig aus alten Höfen, Plätzen, Straßen, Promenaden flammenden Wipfel glänzte.

Am Spätnachmittag ereignete sich in der Luft die landschaftliche Merkwürdigkeit der Gegend. Im Westen, am Horizonte des parkähnlichen Landes, erhoben sich Gebirge voll schimmernder Gletscher, schneeigen Kuppeln, glasigen Zacken, dräuenden Schluchten. In gewaltigen Massen ragten sie in der Eisesruhe der Riesen des Hochgebirges stumm und geisterhaft aus grüner Frühlingspracht, ein Zauberbild für die Bewohner der buschigen Ebene, ein Fernblick in die Möglichkeiten, Gefährlichkeiten, Herrlichkeiten der Weite.

Tatsächlich war es nur eine phantastische Ausschweifung im Zuge eines gegen Abend lagernden Wolkenheeres.

— — — — — — — — — — — — —

Auf Graf Gerd hatte die Nüchternheit der Stadt keinen Einfluß. Er bemerkte sie nicht. Er war innerlich voll Weihe. Er war überzeugt, durch seine Liebe ein neuer Mensch zu werden. Seine Nerven reizten ihn weniger; er fühlte sich nicht mehr wie aufgepeitscht, auch nicht mehr so schlaff. Seine Stimmung war nicht mehr wie ein ausgerissenes junges Pferd, jetzt rennend, dann ruhig weidend, immer mißtrauisch wachend, zu jedem Seitensprung, zu jedem Galopp bereit. Ruhige Seligkeit bemächtigte sich wie ein Kraft bringender Strom seines Wesens. Graf Gerd fühlte die Überwindung des Krieges in sich kreisen. Die Gesundheit nahte. Er war befeuert wie Moses, als dieser das gelobte Land erblickte.

Graf Gerd saß unter Offizieren im Kasino am Neuplatz und stritt mit ihnen über die neue Taktik Hindenburgs, der beweglichen Heereswand, die dem zu starken Druck elastisch weiche und den schwachen Widerstand mit vernichtender Macht eindrücke. Die Taktik der stärksten Wirkung mit den knappsten Mitteln; die verzwickteste Taktik, die es bisher gab, aufgebaut auf die vollkommene Arbeit der Nachrichtentruppen, der Pioniere, der Eisenbahner, auf das vollkommene Ineinandergreifen dieser Sonderarbeitsleistungen, auf die großartige Benutzung der Ergebnisse.

Gerd widersprach oft absichtlich, um alles Wissen und Denken aus den erfahrenen Offizieren herauszulocken; er befand sich in einer seltenen geistigen Spiellaune. Er spaßte, trieb Ulk, unterhielt sich dabei über sehr ernste, bedeutende Sachen.

Da humpelte sein Freund Pitt Achterhuisen herein.

Achterhuisen kam mit Baron Schwanebrügge, einem ernsten, älteren Manne, der einen prächtigen blonden Vollbart trug und Stabsoffizier war. Den seltenen Vollbart, der sein Gesicht so verschönte, verdankte er seinem Halsleiden, weswegen der Arzt ihm den Bart verordnet hatte. Mit Schwanebrügge hatte Pitt vorher über den anonymen Brief Mayers gesprochen.

Beide Herren dachten nicht an die Möglichkeit, daß die Verleumdung im Briefe einen Funken Wahrheit enthalten könne. Das Vermögen der Asseweeth war zu groß und zu sehr gesichert, um öffentlich noch angegriffen zu werden. Das alte Geschlecht war daran gewöhnt und das junge wußte kaum, daß die Asseweeth einmal vor dem Ruine gestanden hatten.

Auf Pitt wirkte aus dem Briefe nur das Geschreibse über seine angeblich allbekannte Verliebtheit zu Anni von Spiegelberg. Er fand das lustig, zumal da er sich sein Spiegelbild vorstellte. Er dachte sich nichts Reizvolleres, als diese Lust mit Gerd, seinem besten Freunde, zu teilen. Der Gedanke, Gerd könne an seine Verliebtheit glauben und es könne dadurch eine Wolke des Mißverständnisses in ihre

Freundschaft geraten, kam ihm nicht. Zu sehr empfand er den Brief Mayers als spassiges Geflirre eines verdrehten Hirnes.

Schwanebrügge erfaßte von dem Briefe mehr den Versuch zur Verleumdung. Für so falsch und so plump er ihn auch hielt, so wußte er, daß auch der plumpste und verlogenste Angriff auf die Ehre doch noch einen häßlichen Schatten in den Seelenspiegel eines Ehrenmannes werfe.

Zu Pitts Plan, Gerd davon zu erzählen, meinte er: ‚Anonyme Briefe müßten durch den Scheiterhaufen mit Vergessenheit bestraft werden.‘ Dann sprachen sie von etwas anderem.

Pitt vergaß den Brief in seiner Brieftasche.

Als er jetzt Gerd vom Speisetische aufstehen und ihn in heiterster Stimmung auf sich zutreten sah, dachte er plötzlich wieder an den Brief; er fühlte nach seiner Tasche. Kaum saßen sie beieinander, kaum stockte mal ein bißchen das Springen der Unterhaltung, da warf er in die Leere als großen Anreger den Brief auf den Tisch.

Schwanebrügge hielt es für klug ihn aufzufangen. Er schickte sich an, das Unverfänglichste daraus vorzulesen. Er fand sich aber nicht schnell zurecht in dem Schreiben; er fing zögernd, suchend an zu lesen. Seine Stimme war erst herausfordernd drollig, dann stockte sie infolge des Suchens. So zögernd wie er den Sinn entzifferte, sprach er auch. Es war langweilig, ihm zuzuhören. Der große überrumpelnde Schwung fehlte.

Pitt befürchtete, daß die Wirkung verfliege. ‚So etwas muß unmittelbar in das Bewußtsein fallen und dort platzen wie eine Bombe, ganz wie bei mir,‘ rief er, indem er den Brief dem Schwanebrügge entriß und Gerd zuwarf: ‚Da, lies du selbst, Gerd! Es handelt sich um dich.‘ Und zu dem verdutzten Schwanebrügge sich wendend: ‚Wir zwei geben jetzt acht und studieren auf dem Gesichte Assewegths die Entstehung des Lachens.‘

Schwanebrügge, der als älterer Mann und besserer Seelenkenner die wahre Wirkung ahnte, schickte sich nicht ohne jede Beklemmung darein, die Entstehung der Wirkung auf Gerds Gesichtszügen zu beobachten. Achterhuisen zu Gefallen stellte er sich heiter wie in Erwartung eines Spaßes.

Gerd, aufgelegt zum Zuhören wie zum Redestreite, zu Gelehrsamkeiten wie zu Possen, überflog neugierig ahnungslos als guter Junge den Brief, stutzte, überlas eine Stelle ein-, zweimal, begriff, verstand.

Sein Gefühl wurde zum Brausen. Seine Augen starrten und sahen nur den Sturm in sich selber. Seine Gedanken verfetzten sich; er fühlte sich zerschlagen und war im härtesten Ringen mit Gedanken. ‚Was ist das doch nur, was jetzt über mich kommt!‘

Der Wirbel entriß ihm den Gedanken, wenn er ihn kaum

am Zipfel hielt. ‚Was ist das doch nur? Unruhe, Qual, Krankheit, Schwäche, Hinterlist, Angriff, Anklage, Drohung! Das Schicksal? Das Schicksal!‘ Es ward ihm klar! Man wußte von der Unehrbarkeit seiner Mutter. Alle wußten es. Jetzt schrieb es einer für alle in einem Brief. Jetzt rächte sich einer für alle. Jetzt, wo er anfing ruhig, still, zufrieden zu werden. Sein Liebesglück forderte das Schicksal heraus. Das Schicksal gönnte ihm nicht Anni, die Wunderanni!

Es war still um ihn, wie um einen plötzlich Zusammenbrechenden. Die Stille wurde stark, so stark, daß sie den Sturm in Gerds Gemüt überdröhnte. Er kam zu sich, sah, wie er die ‚Frankfurter Zeitung‘, die vor ihm lag, zerknüllt in Händen hielt, errötete, erfaßte die Lage, sah Pitts Augen in lauter schmerzlicher Selbstanklage auf sich gerichtet, begriff, daß Pitt die Tücke des Briefes nicht geahnt hatte, daß Pitt nicht im geringsten geglaubt hatte, den Brief könne er ernst nehmen, schämte sich in neuem Gefühlsaufwirbel, daß er sich von einem Schreiben habe zu Boden werfen lassen, klammerte sich an das Wort, das Schwanebrügge jetzt schnell hinwarf: ‚Ein anonymer Brief! Schwindel! Wir wollten uns einen Ulk daraus machen. Aber selbst dazu taugt solch ein Zeug nicht.‘

Gerd richtete sich an dem Worte auf, besinnt sich, es fliegt ihm ein Einfall zu. Er lacht vor Entspannung. Er schleudert ein Verslein, das er vom Kreuzhofbauern her kannte, aus sich heraus; auf platt sogar:

‚Schicke di in de Welt
Un schwieg met Klagen stille,
Se richtet sick in de Farwe
Ganz nao diner Brille.‘

‚Ganz nao diner Brille,‘ wiederholte er lachend und fast froh, daß ihm die Reime des Kreuzhofbauern zu so rechter Zeit eingefallen waren, daß er sie so gut auf platt hatte vorbringen können. Er zwinkerte Pitt mit den Augen an, klappste ihm auf die Schulter, fuhr fort, um die Beklommenheit ganz wegzuscheuchen: ‚So im Nu der Wut dachte ich daran, nach dem Schreiber des Briefes zu forschen, ihn herauszufinden, ihn vor die Klinge zu fordern. Wenn sich als der Schreiber dann mein Kammerdiener entpuppte, der weißhaarige Junge, der mir ganz gut den Buckel und die Hose abbürstet, Schuhe aber nicht wichsen kann und jedesmal, wenn er die schlechtgeputzten Schuhe bringt, ein Gesicht zum sterben macht! Diesen guten Jungen zum Duell gefordert zu haben in Gedanken ...‘ Gerd brach in einen neuen Stoß Gelächters aus.

‚Oder es ist die Zofe der Gräfin Windshagen,‘ nahm Schwanebrügge geistesflink den Scherz auf. ‚Sie wissen ja: tel maître, tel valet; telle maîtresse, telle servante. Wie die Herrin, so die Dienerin.

Die Windshagen läuft von Haus zu Haus. Sie flickt zerrissene Freundschaften und Ehen wieder zusammen. Wenn ihre Zofe Heilsbriefe zugunsten verkannter Liebschaften schriebe, anonyme Heilsbriefe ... telle maîtresse, telle servante. Ist der Brief nicht mit Weihwasser besprengelt? Sie hätte sich nur etwas in den Mitteln vergriffen. Asseweeth, wenn Sie nun solches Huhn vor die Klinge kriegten?'

‚Es würde vor Angst alle Federn verlieren,' fiel Pitt in auflebender Fröhlichkeit ein.

Pitt riet seinerseits, wer der Schreiber des Briefes sein könnte. Er bemühte sich, eine recht ironisch wirkende Person zu erfinden.

So ging es eine ganze Weile fort. Einer nach dem andern riet, malte aus, erfand, witzelte. Einer wollte den andern überbieten. Sämtliche ihnen bekannte Dienstboten und Beamte der Adelshäuser traten als Zerrbilder auf, schließlich wurden auch die Herrschaften selbst nicht verschont. Jedesmal erstand ein Schreiber des Briefes, den vor die Klinge zu fordern höchst lächerlich sein würde.

Gerds Laune schien ausgelassen. Die schlechte Wirkung des Briefes schien verraucht. Er war so natürlich aufgeheitert. Selbst Schwanebrügge ließ sich täuschen. Dadurch wurde die Heiterkeit bei Gerd ganz frei, was aufs beste wieder der Geselligkeit zu Nutzen kam. Gerd freute sich, wie der Sturm sich in die ungefährlichen Wellen des Spasses verlor. Das sprudelnde Erfinden neuer Einfälle tat ihm wohl. Er trank dabei.

Es wurde spät. Sie waren allein.

Feierlich verbrannten sie den anonymen Brief; Pitt hielt eine silberne Platte; Schwanebrügge hielt darüber den blauen Brief; Gerd verbrannte ihn mit der gelb flackernden Flamme seines Feuerzeuges. Die Asche streute man in alle Windrichtungen durch das Fenster. Alles unter magischen furchtbaren Beschwörungsformeln, womit man im Mittelalter Hexen zum Feuertode verdammte, Formeln, die Gerd kannte und mit furchtbarstem Ernste daherleierte.

Gerd trank Wein. Ganz entgegen seinem Vorsatze, nie mehr Wein zu trinken. Er trank viel, obwohl er durch das Schallen des Gelächters hindurch die gläsern klingende Stimme Tante Theas hörte: ‚Er kommt ganz auf seinen Vater heraus.' Trotzdem trank er weiter. Er lobte, er pries, er feierte den Geist des Weines. Dieser Geist wecke das Vornehmste im Menschen, er entfache Geistreichstes. Er sei der spiritus rector der Seele. Das Schwerste mache er leicht. Gram, Sorge, Not, Ärger verwandele er in Paradieseslust. Er zaubere in die Menschenseele den Sonnenglanz, den die Rebe vorher inbrünstig vom Himmel eingesogen habe.

Alle drei schwangen die Römer und sangen.

Gerd singt am lautesten; er fängt aus dem Stegreif des Rausches an zu bänkeln und zu trillern:

Als wir zum ersten mündlichen Examen
Vor die gestrengen Professoren kamen,
Trat bei mir auf ein Floh,
Stach an geheimer Stell' mich so . . .
Stach so . . . so . . . so . . .

— — — — — — — — — — — — —

Gerd brachte etwas spät Pitt heim. Dann steuerte er selber nach Hause. Unterwegs hielt er an. Es war beim Spiekerhof. Hinter ihm ragte aus grünen Baumwipfeln das Schiff der Überwasserkirche hoch, still aus Finsternissen; in Umrissen dahinter die Turmkrone der Kirche, alles vom Mondenschein umblinkt. Gerd stand da, wo die kleine Aa unter der Straße, die nicht wie eine Brücke aussah, tief in der warmen Erde in einen Spalt zwischen den Häusern der Straßenflucht lautlos hineinkroch. Vor dem Spalte zwischen den Häusern erhob sich etwas eingeklemmt, zurückliegend, ein Denkmal. Dieses versperrte den freien Blick in den Häuserspalt. Man verlor die kleine Aa aus den Augen; man glaubte, sie wäre auch verloren. Man sah nur das Denkmal, das zur Ermahnung aufgestellt schien, in Wassersnot den heiligen Johann Nepomuk anzurufen. Gerd fand es bedeutungsvoll, daß gerade über diesem kleinsten Arm der kleinen, muckenlosen Aa ein solches Denkmal errichtet ward.

Angeregt näherte er sich ihm. Auf breitem, hohen Steinsockel links und rechts ruhten zwei sitzende sinnbildliche Nebenfiguren. Dazwischen etwas höher stand der Heilige, in den Händen ein Kruzifix, ergriffen vom leidenschaftlichsten Gebete. Er betete für einen verleumderischen König, dem er nicht sagen wollte, was ihm dessen Gemahlin gebeichtet hatte. Er betete für ihn, weil er von ihm für sein priesterliches Schweigen im Wasser ertränkt werden würde. Vor schmerzlich süßer Aufregung wogten an der Figur Gewand und Glieder dem strahlenden Märtyrertode entgegen.

Auf dem Sockel standen allerlei Worte geritzt, zum Teile vom Staube der Straße geschwärzt, von Luft zerfressen, von Regen verwaschen. Für Gerd war es ein Vergnügen, sich zu zwingen, von diesen Sprüchen etwas zu entziffern, obgleich es ihn vor Müdigkeit nach dem Schlafe verlangte. Im geisterhaften Mondenlicht erkannte er einen Buchstaben, erriet einen andern, las, flickte, stellte als ersten Spruch fest:

Tutor, protector et vindex contra malas linguas.

Beschützer und Retter vor bösen Zungen!

Ein Gedankenblitz reißt ihn auf. ‚Böse Zungen, böse Zungen,' flüstert er. Er sieht mit erregtem Blicke das Wehen des Heiligen. Er sieht es, obschon er schon wieder am Fortbummeln ist. Der Hei-

lige scheint sich zu verändern, seine Gebärde schmerzlichen Triumphes steigt. Gerd ist geblendet, ganz von ihm erfüllt, obschon er ihn nicht mehr vor sich hat. In seinem Geiste ist der Heilige riesenhaft. Seine Gebärde umfaßt die ganze Stadt und ihren Schwindel, ihren Strudel an Verleumdungen, Lügen, an Blendworten, an Irrtümern. Alles, was daher kommt, aller Haß, alle Rache, alles Leid, all das Märtyrertum schäumt auf. Davon brandet die ganze Welt in diesem Kriege.

Die bescheidenen Maße des Heiligen sind ins Ungeheure gedehnt; sie umspannen Horizonte.

Gerd faßte ein Erschauern, das ihm die Seele aufschlitzte. Ein Erfassen, ein Ruck, ein Zerreißen. Eine Vision!

So war's.

Dann hat ihn die Molligkeit des Weinrausches wieder. ‚Contra malas linguas,' wiederholt er, Wort vor Wort mit Anstrengung, als wolle er einen besonderen Sinn daraus reißen. ‚Wie sich heute alles gegen mich verbündete! Selbst die Steine gönnen mir keine Ruhe. Sie wollen mich tiefer in mein Geschick stoßen. Diese Steine auf dem Aabrücklein beim Spiekerhof; die stummen, toten Steine.'

8. Kapitel.

Die Uhr.

Furchtbar waren für Gerd die Schrecken der Nacht, die auf die erzwungene Lustigkeit des Abends im Kasino folgten.

Der erste Schlaf war tief und stumm wie ein Schlund.

Dann war es, als ob sein Schlummer Feuer finge. Aus den Dachstühlen, aus den Fenstern einer Häuserreihe züngelten und barsten rauchschwelend in blutroten Massen Flammen. Die gelben Flammenzungen vereinigten sich mit den Flammenzungen des Feuermeers von der gegenüberliegenden Häuserseite. Sie bildeten aus Flammenpfeilern und Flammengräten einen Glutendom. Unter dieser Feuerwölbung marschierten Soldaten im Trupp. Das Gewehr fest im Handballen, triefend vor staubigem Schweiß, die Gesichter gepeitscht von Rauchschwaden, die Augen abwechselnd zugekniffen und aufgerissen im Entsetzen; sie hielten den Atem an aus Furcht vor dem Ersticken. Eine verdorrende Stimme rief: ‚Durch! Wir kommen durch!' Dann hörte man nichts wie das Hallen der Soldatenstiefel auf heißem Straßenpflaster, ein Hallen, das vom Flammengeknister gefressen wurde. Sonst herrschte eine grauenhafte Stille. Die Stille des brennenden Todes. Die Stille Gottes in den Flammen. Die Soldaten marschierten, Gewehr angezogen, die Augen im Ent-

setzen aufgerissen. Einer schrie auf. Da fing eine Stimme an zu beten, flüsternd vor Atemnot.

Plötzlich stürzte Gerd aus einer zusammenbrechenden Seitengasse und heulte sinnlos: ‚Mein Vater ist verschüttet! Jetzt soll auch meine Mutter untergehen!'

Gerd tauchte aus diesem Traume auf. Zwischen halb aufgerissenen Lidern starrte er in die Nacht, schrie gurgelnd etwas und wurde in einen heißen Wirbel gezogen.

Das Lachen seiner Mutter riß ihn herauf in die Grauenhaftigkeit des Bewußtseins. Er meinte gesehen zu haben, wie die Mutter sich freute über den Tod des Vaters: ‚Gut, daß du endlich tot bist; du hast mich zu Sünden verleitet. Gut, daß du endlich tot bist und ich ehrbar leben kann.'

Es schauerte ihn. Es fror ihn. Gleich darauf wollte er vor Hitze schmilzen. Seine Fußgelenke schienen nicht mehr aus Knochen, sondern aus kleinen feinen Nadeln zu bestehen. Bei der geringsten Bewegung flammten die Füße in stechenden Schmerzen auf. In der Hand, namentlich an dem steifen linken Unterarm, waren die Nerven ebenfalls nichts wie stechende Nadelspitzen. Im Kopfe lasteten Riesenkurbeln, die sich im schmerzenden Sausen drehten.

Er stöhnte: ‚Mutter, Mutter!'

Er duselte und machte schweißtriefende Ritte durch nebelige Weiten der Lüfte. Er deklamierte schluchzend:

‚Ach, wäre doch ein Zaubermantel mein . . .'

Und wußte von allem wieder nichts.

Plötzlich lag er halberwacht auf dem Rücken wie gekreuzigt. Er fand sich beim Nachdenken, ohne zu wissen, wie es angefangen hatte.

Wie ist es möglich, daß der lächerliche Brief eines Unbekannten, eines Niedrigen, eines Gemeinen mich aufregt? Ist seit diesem Briefe etwas in der Welt verändert? Selbst, wenn ich nach diesem Briefe glaube, daß über die Vergangenheit meiner Mutter mehr in der Stadt bekannt ist, als ich früher angenommen habe, so ist das nur Furcht, nicht Tatsache. Pitt Achterhuisen und Baron Schwanebrügge waren sehr unbefangen lieb zu mir. Das wären sie als Ehrenleute nicht, wenn der Ruf Mutters so schlecht wäre. Oder ist ihre unbefangene Freundschaft Trug? Trug, weil die Asseweeths reich sind?

Ein Schwindel erfaßte ihn. Jeder Halt entglitt. Woran sollte er sich halten, wenn er sich an die Wärme keines Blickes, an die Herzlichkeit keines Wortes halten konnte?

Die Leere sah ihn mit glühenden Augen an. Furcht marterte ihn. Willenlos lag er einige Zeit, ließ sich quälen, als wäre sein Leib, sein Geist, seine Seele eine fremde böse Sache.

Eine frische Brise kam zugeweht. Sie brachte den Duft von Narzissen weicher Frühlingsnächte. Sein Geist fing wieder von neuem an zu denken, zu überlegen, zu richten, zu rechtfertigen, zu verurteilen. Er lief auf eine Frage wie auf ein strudelndes Wasser zu, das ihn verschlingen will.

Einerlei, sagte er sich, ob mein Name schlecht oder gut berufen ist, einerlei, ob der Brief mich aufstachelt, Tatsache bleibt, daß meine Zweifel zur Zeit, als ich den Inhalt des Briefes erfuhr, eingeschlafen waren. Warum? Weil ich einen Beweis erhalten hatte, daß sie grundlos gewesen seien? Nur weil ich mich betören ließ durch den Glanz des Festes, worin der Name Asseweeth so blank erschien; nur weil der Beifall, den man meiner Mutter spendete, mir schmeichelte; nur weil die Liebe zu Anni kam und mein wundes Herz ausfüllte, meinen Geist erfrischte. Die Ehre meines Namens schien mir weniger wichtig, seitdem es mir persönlich besser ging. Ich liebte. Ich hatte eine Leidenschaft. Diese überschüttete mich mit den Reichtümern eines Himmels. Sie nahm mich ganz und gewaltig in Anspruch. Jeden Platz in meinem Geiste besetzte ich mit einem Opferflämmchen meiner Liebe. Ich liebte. Bin ich, nur um besser lieben zu können, weniger empfindlich gegen Ehre und Gerechtigkeit, gegen Lüge und Betrug, gegen Sünde und Verbrechen geworden?

Es regte ihn so furchtbar auf, daß er das Bewußtsein verlor.

Lange Zeit lag er erschöpft, unbeweglich, ohne Leben. Sein wächsern Antlitz war wie tot. Sein Mund war geöffnet. Die Unterlippe verzog sich scharf nach links, verächtlich, höhnisch. Dann schlief er traumlos, wunschlos, qualenlos in gesunder Ruhe.

Draußen tagte es. Aus grauen Schleiern hauchte, glitt, strahlte ein gelbrosiges Licht. So zart, wie keine Frauenfinger es vermögen, schob diese Morgenröte die grauen Nachtgespinste in den Himmelsweiten beiseite, reinigte von jeder düsteren Falte das Antlitz des Himmels, so daß es Gottes vertrauliche Heiterkeit über die Erde ausstrahlte.

Gerd sah in dieses Antlitz des Morgens. Von der Kraft seines reinen Blickes ließ er sich erfrischen und klären. Aller Nachtspuk ward weggespült. Seine Seele glättete sich, sie spiegelte den Himmel wieder. Sein Geist wurde willensvoll und zielsicher.

Er entschloß sich, nach Uhlenbrock zu seiner Mutter zu reiten, um mit ihr offen über seine Zweifel zu sprechen. Herrn Mayers Hilfe in Anspruch zu nehmen, widerstrebte ihm beim Lichte dieses Morgens. Auch würde Herr Mayer ihm doch wohl keine unwiderleglichen Beweise für oder gegen seine Mutter vorlegen können. Sonst hätte er es schon gewiß getan. Eine Aussprache mit seiner Mutter, die seine Zweifel ahnen mußte, vielleicht begriff, vielleicht sogar darunter litt, hielt er für unabwendbar.

Eine Mutter ist keine Frau, der man aus dem Wege gehen kann, keine Frau, die man nur liebt oder haßt, die man einfach verlassen kann, oder die man nur treu zu behüten hat. Sie ist mehr als eine Geliebte und mehr als eine Gattin. Die Mutter ist das Geheimnis unseres Daseins. Ihr Leib ist das Gefäß, worin sie von Gott unsere Seele empfing. In ihr lagen unsere Form und unsere Eigenschaften und Leidenschaften. Unsere Tugenden und Sünden mußten in Qual und in Frohlocken durch ihren Leib schauern, bevor sie in uns knospen konnten. Die Mutter ist unser Erdreich. Ist ihr Leben stark und rein, so ist es eine Gnade für uns.

Man verdächtigte Gerds Mutter. Gerd wollte mit ihr selbst Auge in Auge Zwiesprache halten.

Der Entschluß beruhigte ihn. Die bevorstehende Auseinandersetzung wälzte ihm nicht vorher Angstwolken auf die Seele. Es war ihm ganz fest und wach zu Mute wie im Anfang des Krieges, wenn es zu einer gefährlichen und kühnen Unternehmung ging. Da empfand er, sobald das Ziel gestellt war, keine Unsicherheit, da war sein ganzes Wesen Anspannung, helle, tätige, wohlig in den Muskeln und Sinnen federnde Kraft. Heute war es ihm wieder so. Sein Körper hatte sich stark genug erwiesen, den Sturm von gestern abend und der Nacht zu überwinden. Das zickzackige Empfinden hatte er abgeworfen. Er war doch wieder gesund!

Während des Rittes nach Uhlenbrock dachte er nicht an seine Aufgabe. Er fühlt sich frei, freute sich des edlen Kopfes und des feinen Halses seiner Stute, umschlang mit den Beinen ihre in Galoppsprüngen zitternden Flanken, jauchzte ihr zu, schickte seine Blicke in Büsche, die er durchritt, erfaßte die knorrige Gewalt einzelner alter Baumriesen, streifte im Fluge ihr Rauschen aus Jahrhunderten, ritt an den Hecken, die zartgrüne Spitzen hatten, vorbei, sah dahinter Blumenteppiche auf grünen Kämpen, worauf bunte Kühe in der Größe der Ruhe grasten, trabte wieder durch Büsche, Brombeerranken, durch Wollgras mit silbrigen Kätzchen, sah das Flüßchen der Werse in anmutiger Lässigkeit sich schlängeln, bewegungslos wie ein Spiegel grün schillern, blickte nach Kotten, Bauernhäusern, grüßte im Geiste arbeitende Jungen, Frauen, alte Männer, die mit Gefangenen die Felder bestellten, trappste wieder durch die grüne Wildnis satt wuchernden Buschwerks, machte sich ein Vergnügen daraus an den Vogelrufen die Vögel zu erkennen und für ihre Stimmen Worte zu finden; er hörte den Wachtelkönig aus dem jungen Roggen eigentümlich quarrig schlagen, was in ihm eine seltsame Unruhe erregte; in der Nähe eines Hofes hörte er eine Elster hell schackern und er nannte es diebisch; er hörte die lustige Zähigkeit im Gepoche des Schwarzspechtes; er vernahm dazwischen das treue Locken des Kreuzschnabels; er hörte das quirrige und

piepsige Tonnetzwerk der Finken flattern, hörte über allem Vogelsang Windharfensaiten wehen, riß im Fluge ein flaumiges Blattknöspchen vom Zweige einer Nußstaude, preßt es an die heißen Lippen, warf es einer steigenden Lerche zu mit dem einen, all sein Glück zusammenfassenden Ruf: Anni!

— — — — — — — — — — — — —

Abends. Gerd sitzt mit seiner Mutter beim Nachtische der Abendmahlzeit. Durch die geöffneten Fenster sieht er im golddurchfluteten Dämmern eines Rotbuchenwipfels eine Schwarzdrossel den gelben Schnabel wetzen, sich aufrichten, den Hals aufschwellen und eine Reihe runder Flötentöne weh hervorschmelzen. Neben diesem schönen Buchenwipfel ist die Gräfte, dahinter starren alte Eichen im hellgrünen Riesenblätterwerk. Dazwischen ein schmaler Durchblick; Roggenhalme stehen wie unzählige silbergraugrüne stramme Striche vor dunkelgrüner Dichte einer Weißdornhecke.

Gerd starrt dies Bild an und denkt an die erwartete Aussprache mit seiner Mutter.

Die Frau Gräfin hat gemerkt, daß ihr Sohn nur so plötzlich zu ihr hinaus auf Uhlenbrock geritten wäre, um etwas Vertrauliches mit ihr zu besprechen. Sie glaubt bestimmt, daß es seine Liebe beträfe. Sie freut sich über seine vertrauliche Regung. ‚Er hat mich auch nicht vergessen in seinem Glück. Es gibt etwas, wo er nur zu mir kommen mag. Seine Nähe ist mir wärmste Liebkosung.‘ Sie fragt ihn nicht, sie spielt auch nicht darauf an; sie tut nichts, um ihn zum Sprechen zu verlocken; sie genießt nur seine Nähe.

Gerd sieht, wie glücklich sie ist, wie ihre Blicke leuchten, ihre Gebärden süß sind vor Aufmerksamkeiten. Er denkt an das, worüber er mit ihr sprechen will.

Er befürchtet, daß dies ihre Freude zerstören werde, denn er muß ihr einen häßlich zweifelnden Sohn zeigen, an dem gemeine Gedanken wie Unreinigkeiten hängen.

Das Herz wird ihm schwer. Er denkt befangen. Auf einmal ist es ihm unmöglich, den Gang seiner inneren Zweifel so zu erzählen, wie er geschehen ist. Er hat sich zu kleinlich, zu widerstandslos den Zweifeln hingegeben, auch ohne tiefen, ernsten, stichhaltigen Grund. Die nackte Wahrheit wird seine Mutter zu sehr beleidigen. Er würde ihre Ironie herausfordern. Sie würde mit Recht seinen sonst so bewährten Scharfsinn spöttelnd bedauern.

Auf einmal war Gerd am Erzählen. Er sprach von einem Wicht, der ihm aus Neid, aus Eifersucht, doch dies wäre nicht wichtig, beim Redewechsel zu verstehen gegeben habe, daß er keine Ursache habe, stolz auf sein Vermögen zu sein, denn das rühre aus der Kloake einer Kölner Spielhölle her.

Aus einem Hinterhalte ein Schlag, der den Frieden zerreißt. Das wohlige Aneinanderfühlen ist verjagt. Sturm! Weh! Aufregung! ‚Nimm dich zusammen, Knüppelgräfin!' Sie hat kein Ohr mehr für Feinheiten. Sie ahnt nicht aus dem jäh zustechenden Gerede Gerds, aus den übertriebenen Worten, die er verwendet, wie schmerzlich er sich die Sprache aus dem Herzen reißt.

‚Und von falschen Prozessen soll ein anderer Teil unseres Vermögens herrühren. Die ersparten Pfennige Armer, an denen der Schweiß ihrer Arbeit, ihrer Sorgen ...' Er bricht ab. Er würgt. Blutröte flammt ihm aus dem Gesicht. Vor Entsetzen ist ihm die Zunge wie gelähmt. Die ausgesprochenen Worte verwandeln sich. Sie waren anders geworden wie seine bisher nur gedachten Worte, sie wuchsen zu Ungeheuern, sie schwollen in dem Raum, hallten an den Wänden, sie wuchteten auf ihn wieder nieder.

Die Mutter saß da, hart, wachsweiß, düstere Falten zwischen den Augen, an den Mundwinkeln. Das Licht ihrer Blicke erlosch. Aber sie behielt ihren Sohn im Auge. Seine seelische Zerschmetterung fühlte sie, ertastete sie durch die eigene Aufregung hindurch, langsam, mühsam, immer darauf bedacht, Haltung zu wahren, Klarheit zu bekommen, den Sturm der Wut, der sie durchrüttelte, zurückzudrücken. Allmählich überzeugte sie sich, daß Gerd vom furchtbaren Greuel seiner Worte selbst ohnmächtig war, das erfrischte, stärkte, erneuerte sie. Ein Lächeln erblühte auf dem erbleichten Munde. Sie stand auf, breitete die Arme um Gerd, belebte, liebkoste ihn und sprach leise und eintönig mit einer großen Traurigkeit in der Stimme, daß sie etwas von seinen Krisen geahnt habe. Und nun sei es doch viel furchtbarer. Aber es wäre gut, daß er gesprochen hätte. Diese Zweifelgespinste hätten ihm das Leben vergiften können.

Sie meinte, alles käme aus Gerds falscher Ansicht der Dinge her. Und sie redete kluge, geschickte Worte von dem Zwielicht, worin jeder stehe, der ein Geschäft mache. Gehe er seinem Vorteil nicht nach, so verdiene er nichts. Verdiene er etwas, so mache er es andern nicht recht und es heiße dann gleich, er übervorteile und betrüge. Nur müsse man ihm als ihrem Sohn noch ganz etwas anders vorgeworfen haben. Aber darfst du kein Geld in ein Bergwerk tun, damit es hohe Zinsen bringe, nur weil in dem Bergwerk Menschen arbeiten, die leiden? Darfst du keinen Prozeß führen, weil du fürchtest, einen andern unglücklich zu machen, indem du ihm den Prozeß abgewinnst? Das ist ja nicht ganz deine Frage, armer Gerd. Dir warf man Fürchterliches vor. Aber bedenke, die Klagen desjenigen, der einen Prozeß führt, sind nicht immer Beweise der Gerechtigkeit einer Sache ...

So wickelte sie ihn ein, weich, zärtlich, voll von List und Liebe.

Gerd ließ es widerstandslos über sich ergehen. Er suchte nach Worten. Er suchte nach dem, was er eigentlich wollte; er versuchte es; es war so schwer; die Mutter redete an dem Kern der Dinge herum. Sie wollte ihn ablenken, wie damals während des Gastmahls auf Uhlenbrock. Ablenken! Sie will dich ablenken. Dies Wort weckte den Sturm in ihm auf.

‚Ich verzeihe dir, lieber Junge, es ist furchtbar, was du mich fragtest, aber es ist besser, daß es geschehen ist.'

Sie hatte etwas Trockenes im Ton, das sich nicht mit Gefühl füllen ließ; es blieb leer, es war gewollt, gemacht . . . Gerd merkte es. Er schob die Mutter beiseite.

‚Ich möchte Antwort haben, ich muß Antwort haben. Ich stellte doch Fragen. Es ist mir jetzt leichter. Ich frage klar und bestimmt: Wie ist das mit Vater? Dieser Mann! Mach nicht so ein Gesicht, als ob du mich auf einmal hassen müßtest! Rede nicht, höre mich erst! Du willst mein Glück, meine Ruhe, meine Zukunft. So sagst du es immer. Du mußt es auf meine Art wollen, sonst bewirkst du mein Unglück. Sonst meine ich immer, du wolltest mir deine Auffassung vom Glück aufpropfen. Ja, was wollte ich noch . . . Nicht zuviel reden, nichts Unnützes. Die Wahrheit, die Wahrheit!'

Er beobachtete, wie zerrissen, polternd, schreiend, wie achtungslos er sprach. Er raffte sich in Schamhaftigkeit empor. Mit seiner lodernden Zähigkeit spannte er sich in größerer Züchtigkeit. Ruhiger, fester sprach er. Die Flammen blieben nach innen gekehrt.

Die Mutter glaubte ihn versöhnlicher, zugänglicher gestimmt. Mit verzweiflungsvoller Gebärde beschwor sie ihn, aufzuhören, denn er mache sich krank. Er lehnte ab, er stürzte sich mit selbstquälerischer Lust in die Erfahrungen über seinen Vater, sie aus dem Dunkel seiner Seele hebend. Er erzählte erst weniger Verfängliches. Vater habe den Likör so geliebt, daß die Lust danach ihn überkam, sobald etwas Nasses nur seine Lippen berührte. Er konnte keinen Tee trinken, ohne daß Durst nach Likör in ihm entbrannte. Er gewann sich einen Diener, der ihm die Teetasse heimlich erst mit Likör füllte und darauf zum Schein etwas Tee goß — alles unter den Augen der Gräfin, die den Vater zur Enthaltsamkeit erziehen wollte. Vater habe das Wetten nie aufgegeben, trotz ungeheurer Verluste. Auf dem Krankenbette habe er einmal das Rennen im Grunewald verfolgt, auf sein Pferd hartnäckig gesetzt, selbst dann noch das Schicksal des Tieres verfolgt, als er sich tagelang nur durch Zeichen mit seinem Gewährsmann, der ihn betrog, verständigen konnte. Das alles hätte er, der Sohn, erfahren. Auch daß er als Junge von vier Jahren vom Vater zum Rauchen gezwungen worden wäre, solange bis daß er . . .

Sie unterbrach ihn, befahl ihm, zu schweigen. Sie wurde grob, wie sie zu widerspenstigen Knechten zu sein pflegte. „Deine Sprache ist ein Dreckspott,' schrie sie. ‚Werde nicht wie ein Lümmel!' Die Beruhigung ihres Sohnes dauerte ihr zu lange. List und Liebe waren ihr zu milde. „Jetzt muß das Donnerwetter ihn in Schach halten,' dachte sie.

Gerd biß sich die Lippen blutig. Aber er wollte sich nicht vom Gedankenwege abstoßen lassen. Durch nichts!

Er wäre der Erbe der Asseweeth, erwiderte er. Nicht nur der Erbe ihrer Gelder, auch ihrer geistigen Schätze und seelischen Schulden. Seines Vaters Fehler zu kennen, fuhr er mit grausamer Festigkeit fort, gewähre dem Sohne die Möglichkeit, sich davor zu hüten. Er hätte ein Recht, eine Pflicht, die ganze Wahrheit zu erfahren.

‚Du bist von der modernen Irrlehre über die Macht der Vererbung befallen,' erwiderte sie, wider Willen gezwungen auf seine Gründe eingehend. ‚Du bist zu unerfahren, um die Seichtheit der Irrlehre zu erkennen. Größer als die Vererbung ist die Macht der Umgebung und des guten Beispiels.'

‚Du willst rechtfertigen, daß du mich fern von Haus hast erziehen lassen? Rechtfertige erst das Wichtigere! Ist es wahr, daß Vater so gelebt hat? Ist es wahr, daß er unser Vermögen verspielt hat, bis daß du . . .'

Es kochte in ihr. Er führte das Gespräch; er zwang sie zur Rede. Unerhört!

‚Vater ist in den Krieg an die Front gegangen,' unterbrach sie ihn, ‚Vater ist an den Folgen einer Verschüttung gestorben. Vater hat gebüßt, wenn er etwas gefehlt hat. Sein Sohn darf ihn nur verehren.'

‚Ich bin nach der Heimat gekommen, um ihn lieb zu gewinnen. Ich wollte seine Ehre wieder herstellen. Aber ich fand, daß man nicht über seine Ehre sprechen durfte. Seine Ehre konnte nur mehr der liebe Gott in Schutz nehmen. Du hast ihn gezwungen, in den Krieg zu gehen.'

‚Gerd,' rief sie außer sich, drohend. Sie hätte sich auf ihn stürzen mögen.

Klüfte tun sich auf. Unheilbares geschieht.

‚Ist es wahr,' wälzte er unbeirrt stierköpfig seine Worte weiter hervor, mit einer äußeren Ruhe, die vor innerem Brand zerspringen zu wollen drohte. ‚Ist es wahr, daß Vater unser Vermögen verspielt hat? Ist es wahr, daß du dies Vermögen wieder ganz neu erarbeitet hast?'

‚Es war meine Pflicht,' sagte sie.

‚Ah,' machte er sich Luft. Und dann bohrender: ‚Durch Spekulationen hast du das Vermögen so schnell wieder bekommen? Sage mir noch das eine. Mehr will ich nicht. Sage das eine, Mutter, und du bist mir ein Erlöser. Man gönnt mir dich nicht. Man gönnt mir eine so herrliche Mutter, wie du bist, nicht. Die Menschen müssen alles Große, Geniale verdächtigen. Sag', hast du ...?'

‚Wer gönnt dir das nicht, wer verdächtigt, wer hat gewagt?'

In ihrem Schrei sind Angst um Gerd und Wut über die Demütigung ihres Namens.

Gerds Gedankensturm stockt. Eine quälende, aufreißende Erkenntnis ist da. Wer hat die Mutter verdächtigt? Außer ein anonymer Briefschreiber, außer Fetzen von herumwirbelnden Gerüchten, außer ein loses Wort von Tante Thea nur er selbst, der Sohn! Ohnmacht, Verlegenheit, Scham krümmen sich und wühlen im Herzfleische. Eigensinnigkeit stochert auf. ‚Die Wahrheit, die Wahrheit,' schreit es in ihm.

Hart und unberirrt fährt er fort: ‚Wer dich verleumdete, den erledige ich allein, den schmettere ich nieder, daß er nie mehr falsch zeugen wird. Erweise mir die Gnade, antworte: Hast du es nötig gehabt, in Köln großkapitalistischen Unternehmungen zur Ausbeutung menschlicher Leidenschaften ...'

Er unterbricht sich jäh und sagt: ‚Ich frage auch einer anderen wegen, Annis wegen. Ihrer will ich mich nie zu schämen haben. Sie soll nicht an meiner Herkunft leiden. Ich frage für eine reine Zukunft.'

‚Für die Anni von Spiegelberg ist es eine Ehre,' brach sie aus ...

‚Haben wir unser Vermögen durch ungerechten Gewinn erworben?'

‚Nein!' Hart und hochmütig flog es ihr aus dem zuckenden Mund. Sie sah ihn durchdringend an. Ihre Blicke durchflammten ihn. Sie war ganz Bereitschaft, Kampf, Stärke. Es ward ihr klar, daß es jetzt um alles ginge. Sie würde ihren Sohn auf ewig verlieren, wenn nur eine Schwäche oder ein Zaudern sie anwandelte. Sie hätte alles für ihn getan. Sie wäre für ihn in den Tod gegangen. Deshalb bezeugte sie alles.

Als er jetzt atemlos mit Augen, worin eine ungeheure Erwartung leuchtete, fragte: ‚Ist es nun Wahrheit, daß du an den Gewinnen aus einer Spielhölle in Köln mit beteiligt bist,' da sagte sie ohne irgendwo mehr zu zucken mit klarster Stimme fast mitleidig gütig eine Lüge; sie erwiderte: ‚Nein!'

Schweigen.

Im Zimmer dämmerte es langsam. Es war, als ob das Nein

der Gräfin in der Dämmerung sich ausdehne und zu einem ungeheuren Echo anschwölle.

Schweigen.

Gerd erlitt eine sichtbare Entspannung. Seine Knie, seine Hände zitterten. Seine Stirn wollte vor Kopfschmerzen zerspringen.

Zu seinem Entsetzen erkannte er, daß er enttäuscht war, daß er eigentlich darauf gefaßt war, das Gegenteil des Gehörten als Wahrheit zu vernehmen. Nun stand die Unschuld seiner Mutter vor ihm auf, wuchs, wuchs und drohte auf einmal. Was hatte die Mutter an seinen Fragen nicht ausstehen müssen. Nicht auszudenken war das. Ihre Grobheiten vergaß er. Er empfand nur, daß sie sich zusammenhielt, wo er jedes Maß verlor. Was war seine Mutter doch für eine Frau! Was war er doch ein nichtiger, quälerischer, kranker, entarteter Mensch! War das des Vaters Blut in ihm, sein rasender, andachtloser Geist? Seine höhnische Ironie, die vor nichts zurückbebte. . . . Diese Leidenschaft, seinen Willen zu haben. . .

Schweigen.

Gerd winselte ohne es zu wissen. Das Grauen schlang und schob an ihm. Er hielt es vor Zerknirschung und Angst nicht mehr aus. Er mußte sich sammeln, sich irgendwo erst verkriechen, sich besinnen. Ungeheuerlich war ihm. Er starrte seine Mutter an. Er ging rückwärts zur Tür. Er schluchzte laut. Er verneigte sich sinnlos viele Male. Seine Augen glühten durch das Halbdunkel wie die Augen eines Irren.

Die Gräfin ließ ihn fortgehen: ‚Er muß es allein durchmachen; dann durchwächst es ihn und er wird ein Mann,' dachte sie.

Ruhig beendete sie im Halbdämmern die Abendmahlzeit, trank ihren kalten Tee aus. Dem Dankgebet verknüpfte sie den Vorsatz: ‚Heiligste Maria, ich will alle Güter in Köln preisgeben; halte ihn fern von unwürdigen Zweifeln, tauche ihn in die Scham der Reue, heile ihn. Erhalte ihn mir, denn ohne ihn und seine Zukunft kann ich nicht leben. Ich will dir zu Ehren ein Bethaus am Kreuzwege zu Uhlenbrock errichten. Da, wo man unseren schönsten Landbesitz erblickt. Gebenedeit bist du unter den Weibern, und du hast mehr gelitten, als jede von uns im einzelnen erleiden kann. Heiligste Maria bitte für mich.'

Auf ihr Klingelzeichen kam die Magd. Sie machte das elektrische Licht an und räumte ab.

Die Knüppelgräfin blieb in Gedanken auf ihrem Platze sitzen. Das niedrig hängende, unbarmherzig krasse elektrische Licht warf den Schatten ihrer Person auf die nüchterne getünchte Wand. Der Schatten fiel neben die Nachbildung des Gemäldes von Rembrandt: Die Jünger zu Emmaus.

Die Jünger haben einen Gast in die Herberge mitgenommen und

wissen nicht, daß es der Heiland ist. Die Jünger sehen ihn das Brot brechen und segnen. Jesus, der für die Welt Gekreuzigte, gibt jetzt auch den Jüngern die Gnade seines Erbes, seine Aufopferung. Diese strahlt aus seinem Gesicht im himmlischen Farbenglanze zauberisch sanft in die Dämmerung, worin die drei sich befinden. Schon ahnen die Jünger ihr Wonnelicht; Erstaunen, Begreifen, Seligkeit bricht aus ihrem erschütterten Gesichte. Das Wunder, die Einkehr Jesu in ihre Seelen, bereitet sich vor. Erdendämmerung wird weichen, Himmelslicht wird strahlen. Halleluja! Der Segen der größten Erbschaft orgelt brausend aus den Höhen.

Das war Rembrandts Bild noch in der farbenhellen Nachmalung, wie sie im Speisesaal auf Uhlenbrock an einer nüchtern geweißten Wand hing.

Die Knüppelgräfin saß auf ihrem Platze in Gedanken brütend. Das niedrig hängende, unbarmherzig krasse elektrische Licht warf den Schatten ihrer Person klobig, riesenhaft und finster neben das Bildnis von Jesu Opfermahl.

— — — — — — — — — — — — — —

An demselben wunderbaren Morgen als Graf Gerd nach Uhlenbrock hinausritt, passierte der alten Frau Stiene etwas Auffälliges. Im Auftrage der Gräfin Assenweeth wollte sie nach der Frühmesse, die sie jeden Morgen besuchte, einen Gang zu einer kranken Frau mit vielen Kindern machen und dieser Eier bringen. Sie mußte an der Martinikirche vorbei an dem viereckig stämmigen Turm, der eine gewaltige Dachhaube wie ein Riesenlandsknecht aus dem alten Mittelalter trägt. Sie ging schon im Schatten der sechs gewaltigen Linden, die wie sechs ungeheure himmelragende Portalsäulen vor der Kirche im goldbepuderten Laubschmuck stehen. Plötzlich erbleichte ihr rötliches Puppengesichtlein, die dunklen Pupillen ihrer wasserblauen Augen wurden ganz groß. Sie stieß einen schwachen Schrei aus, wankte, griff mit den Armen in die Luft nach Halt, schlug knallig zusammen auf das feine Pflaster. Der blanke Strohkorb kollerte ihr fort, öffnete sich, und die schönen runden Eier rollten heraus unter ihre Kleider und darunter wieder hervor. Die Porzellanhülle vieler zerbrach. Ihr weiches, gelbes Dotterleben zerfloß. Frau Stiene war schnell wieder aufgesprungen. Sie strich ihre Kleider zurecht und schlich sich schnell verschämt fort, gebrochene und heile Eier im Stich lassend. „Herrjeh, Frau Stiene,‘ rief man zu Haus, ‚Sie sind ja ganz grau im Gesicht.‘ ‚Ja, ja, ich werde alt,‘ sagte sie und lächelte.

Dann schickte sie Gerds Kammerdiener zu Heinz Potthoff, dem Freunde Gerds. Der Kammerdiener mußte ein Briefchen von Stiene abgeben. Darin stand in großen, schief und zittrig laufen-

den Buchstaben nichts wie: ‚Komen sie Här Dokter heute zu mihr bitte. Stihne.‘

Danach wartete sie auf Heinz Potthoff und hielt sich in ihrem Dachstübchen auf. Das hatte sandweiße Dielen, weiße Kalkwände, ein lilienweißes Bett, eine kirschrote Kommode mit einer weißen gehäkelten Decke. Auf der Kommode stand eine hölzerne Mutter Gottes mit dem Kindchen. Sie trug ein Gewändlein aus blauer Seide mit vielen goldenen Sternlein. Die Mutter Gottes stand innerhalb eines Kranzes aus feinen weißen Papierrosen. Diesen erneuerte Frau Stiene jedes Jahr zu Mariä Himmelfahrt mit eigenen Händen auf das sorgfältigste und eifersüchtigste. Um die heilige Mutter drängten sich vergilbte Photographien der Frau Gräfin, des jungen Herrn Grafen, von Stienes früh verstorbenem Manne in Försterkleidung und Photographien aus ihrer eigenen Jugend, als sie noch hübsche Reifkleider trug und ein schönes Gesicht hatte. An der Wand hinter der heiligen Bildsäule hingen bunte Bilderchen ihrer liebsten Heiligen. Sie waren in großen Halbkreisen ganz regelmäßig fest geheftet. Der junge Job, der Kammerdiener, hatte dies vollbracht. Dafür bedankte sich seinerzeit Frau Stiene auch, indem sie sagte, daß er weiter nichts wie das Anheften von Heiligenbildern verstehe. In Stienes Stübchen roch es wundersam nach frischer Wäsche, nach Buxbaum, der in starkem Bündel hinter dem Kruzifix über ihrem Bette steckte, und nach Goldlack, der am Fenster stand.

Frau Stiene war die alte Amme Gerds und die frühere Kammerfrau der Gräfin. Sie hatte den jungen Gerd auf diese Welt kommen sehen, sie hatte die Laster seines Vaters die Familie bedrängen, sie hatte den Ruin der Asseweeth hereinbrechen sehen und wie ein Erdbeben miterlebt. Sie hatte erfahren, wie die Frau Gräfin die Zügel der Herrschaft wie ein Mann ergriff, sodaß alles vor ihr zitterte und die Asseweeth wieder reich wurden.

Niemand kannte wie Frau Stiene die Größe der Gräfin; niemand verehrte sie eifersüchtiger. Frau Stiene war die zweite Mutter von Gerd, obschon sich dieser ihrer kaum erinnerte, aber niemand liebte ihn so wie sie, selbst die Frau Gräfin Mutter nicht. Frau Stiene barg ein Bildnis von ihm in den Falten ihrer Wäschestücke. Es zeigte ihn als Paderborner Husaren an der russischen Front. Die Gräfin hatte es ihr geschenkt. Als ihre größte Sünde beichtete sie eines Samstags dem Priester, daß sie an dies Bildnis häufiger dächte als an das Bild des heiligen Antonius; auch wäre es ihr beim Anblick dieses weltlichen Bildes oft viel süßer und feierlicher im Gemüte.

Als Heinz Potthoff nachmittags schwer atmend vom Steigen der vielen Treppen und mit schmerzender Brust zu ihr trat, er-

schrak er. Auch ihm fiel ihr graues Gesichtlein auf. Er erkundigte sich hastig, ob etwas Besonderes vorgefallen wäre. Da sagte sie, daß sie dasselbe ihn zu fragen gedächte.

‚Ob sie denn eine Ursache habe,‘ fragte Heinz Potthoff weiter. ‚Nein, das gar nicht,‘ erwiderte sie, setzte aber stotternd hinzu: ‚Doch, doch! Er sei der beste Freund Gerds und erführe alle seine Geheimnisse. Das wäre die Ursache.‘

‚Das wohl nicht,‘ sagte Heinz Potthoff etwas bitter, aber nicht unfreundlich. ‚Auf das Laubenfest habe ich nicht gehen können, weil es mir nicht zum besten war. Ich litt an den Nachwehen meiner Lungentuberkulose. Tags zuvor mußten wir mit den Schulen zum Sammeln von Nesseln in die Felder gehen. Die Nesseln sollen die Baumwolle, die uns so sehr fehlt, ersetzen. Von Gerds Verlobung habe ich nur durch Fremde erzählen hören. Der junge Herr war seitdem noch nicht wieder bei mir. Er ist sehr in Anspruch genommen.‘

‚Ist das wahr?‘ fragte sie mit aufgerissenen Augen. Heinz Potthoff lächelte. Frau Stiene schwieg. Sie wußte auf einmal nichts mehr zu sagen. Sie hatte doch so viel mit ihm besprechen wollen. Jetzt schwieg sie und bewegte nur fortwährend wie kauend den eingefallenen, welken Mund. Sie war bedrückt, daß sie dem Herrn Doktor geschrieben hatte, zu ihr, der alten Kammerfrau, zu kommen. Sie wollte sprechen und konnte keine Worte finden. Sie sagte: ‚Ich trenne Wollgarn auf von meinen Hochzeitsstrümpfen. Es gibt kein Wollgarn mehr. Man kann keine Strümpfe mehr stopfen. Jetzt trenne ich die alten Hochzeitsstrümpfe auf. Das Garn will ich färben.‘ Plötzlich ließ sie den langen Strumpf fallen und fiel selbst wie eine Puppe, die das Gleichgewicht verliert, um.

Es gelang Heinz Potthoff sie aufzufangen, wieder gerade zu setzen; er befeuchtete mit Wasser ihre grauen, eingelochten Schläfen, ihre Augenlider. Er gab ihr etwas zu trinken. Da richtete sie ihre weichen, zerfließenden Augen auf ihn. ‚Sagen Sie nichts!‘ flehten ihre Blicke. So verstand es Heinz Potthoff.

‚Ist denn doch etwas geschehen, Frau Stiene?‘

‚Nein, nein! Der junge Herr war lustig heute morgen, ist pfeifend auf seiner Chrysa fort nach Uhlenbrock geritten.‘

‚Sind Sie denn krank, Frau Stiene?‘

‚Nein, nein!‘

‚Sie wollen wohl allein sein,‘ sagte er verlegen. ‚Ich will Ihnen jemand von unten herauf schicken.‘

‚Tun Sie das nicht!‘ rief sie. ‚Ich will es ja auch sagen. Ich schäme mich nur so. Sie dürfen nur nichts verraten. Großer, lieber Gott . . .‘

Heinz Potthoff schaute sie an, wagte nichts zu erwidern. So seltsam berührte ihn das Gebahren der alten, treuen, grauen Person,

die er kennen gelernt hatte, als er mit dem Knaben Gerd in eine österreichische Erziehungsanstalt zog. Er schwieg beklommen und wartete in Stille.

‚Ich habe ein Gesicht gehabt,' hauchte Frau Stiene dann. Man hörte es kaum. Es klang wie das Geständnis einer schweren Sünde. Es rang sich aus ihrer Brust hervor. Sie keuchte. Sie starrte erschreckt Heinz Potthoff an.

Dieser schlug die Augen nieder. Er wußte gleich, was gemeint war. Er sammelte sich. Er war ratlos.

‚Es ist wahr,' stammelte sie, ‚niemand weiß etwas davon. Verraten Sie nichts! Es ist so schrecklich, furchtbar! Ich habe wieder ein Gesicht gehabt.'

‚Als ich es das erste Mal hatte, sah ich den dicken, grünen Wald bei Horstmar. Da war mein Vater Förster. Die Wälder da herum gehörten damals den Affeweeths. Da sah ich den dicken Wald und den Weg, der da durchführt. Es war im Mondschein. Bauern kamen mit einem Leiterwagen auf dem Weg gefahren. Zwischen den Speichen der Leiter hing eine Hand heraus. Die blutete. Da sah ich schärfer hin. Der Wagen kam auch klappernd näher. Und da erkenne ich durch die Speichen das Gesicht meines Vaters, rot vor Blut. Das war so deutlich! Ich hatte es gleich am andern Morgen der Mutter gesagt. Die schlug mich gleich darauf mit dem Handtuch, mit dem sie Tassen abtrocknete, um die Ohren. Sie schrie dabei: „Bist wohl unwies geworden! Und wenn du das erzählst, jage ich dich aus dem Hause!" Dies rief sie und schlug mich immer mehr mit dem nassen Tuch in das Gesicht hinein. Ich schrie und jammerte. Sie rief: „Ich will kein spökenkiekerisch Kind haben, und alles ist Lüge. Wirst sehen, es trifft nicht ein. Marsch, in die Schule, Göhre! Ohne Kaffee, mit leerem Magen, fort, hinaus! Ich will dich nicht sehen! Du machst mich unglücklich." Dann traf es jedoch genau so ein, wie ich es gesehen hatte. Acht Tage, vielleicht auch zehn Tage später kann es wohl passiert sein. Da wurde mein Vater von einem Wilddieb erschossen; es können auch mehrere gewesen sein. Und da kriegte ich wieder Schläge von Mutter. Immer rief sie dabei: „Du hast den Vater umgebracht, du Teufelsblage, du hast den Vater umgebracht!' Sie weinte dabei, und ihre Augen wollten mich auffressen. Großer, lieber Gott, und ich war doch unschuldig. Vierzehn Jahre war ich damals alt. Ich kam bald nachher aus der Schule und mußte sofort aus dem Hause und auf Gut Kerstenhagen Dienst nehmen. Gut Kerstenhagen gehörte auch den Affeweeth. Ich hatte aber immer so große Angst auf dem Herzen wegen des Todes von Vater. Ich war nicht mehr fröhlich. Ich vergaß nicht, daß Mutter mir vorgeworfen, ich wäre schuld daran, ich wäre eine Teufelsblage. Ich meinte, ich hätte eine Todsünde getan.

Es ließ mir nie Ruhe. Da ging ich zu unserem alten Pfarrer; er ist jetzt längst tot. Bei dem beichtete ich alles und ließ nichts aus. Der sagte mir: Ob es von Gott oder vom Teufel kommt, weiß ich auch nicht. Aber sei immer brav und lebe wie die Heiligen. Die litten auch viel Unrecht. Erzählen brauchst du nie, was du siehst. Die Leute machen dir das Leben dann doch nur schwer. Komm zu mir, wenn es dich wieder heimgesucht hat. Dann wollen wir zusammen beten und überlegen, ob man jemandem etwas davon sagen soll. Wenn es kommt, und wenn es dich morgens oder nachts beim Mondenschein aus dem Zimmer treiben will, dann mußt du nicht nachgeben und wenn es noch so in dir drängt und dich ins Freie stößt. Bete und bleibe im Zimmer. Wenn du das jedesmal tust, läßt es nach. Schließlich hast du für immer Ruhe. Das tat ich auch so. Ich bekam dann auch Ruhe. Ich war schon ein Jahr verheiratet und trug ein Kind unter dem Herzen. Da kam es wieder und ließ nicht nach und wurde immer stärker. Da ging ich morgens hinaus, und da sah ich ein Haus brennen, mein seliger Mann lief in die Flammen, beide Arme hatte er erhoben. Es standen viel Leute herum, die konnte ich aber vor lauter Rauch nicht erkennen. Das Gesicht war nicht sehr deutlich. Der alte Pfarrer war tot. Mein neuer Beichtvater war nicht älter als ich. Ich hatte Angst, es ihm zu sagen. Ich wollte kein Spökenkieker sein, ich wollte es nicht, nein, nein, Gott ist mein Zeuge, daß ich glaubte, die Geschichten kämen vom Teufel. Diesmal dauerte es vier Wochen. Ich glaubte schon, mein Ferngesicht wäre nur ein böser Traum gewesen. Mein Mann war lustig und ganz gesund. Ich freute mich schon, daß nichts eintraf. Oh — oh .... Eines Morgens, da rief es draußen im Dorf: „Es brennt, es brennt!" Der kleine Kotten von Jungemanns brannte. Mein seliger Mann lief in die Flammen hinein. Er wollte die Kindchen retten, die noch in den Bettchen lagen. Aber mein seliger Mann und die Kinder, sogar die zwei Kühe kamen um. Mein seliger Mann hatte nicht gebeichtet vorher und nicht den Heiland empfangen. Er ist so, wie er war, aus dem Alltag in die Ewigkeit gegangen. Gott sei ihm gnädig! Gott sei uns gnädig! Aber hab' ich nicht deshalb das Gesicht gehabt, um ihm zu sagen, sich auf den Tod vorzubereiten! Gott sei mir gnädig! Ich habe es nicht getan!'

Frau Stiene sank in sich zusammen und schluchzte und weinte, als ob es gestern geschehen wäre. Plötzlich lispelte sie: ‚Herr Doktor, Herr Doktor, wenn ich jetzt das Gesicht von der Frau Gräfin gehabt hätte, um sie vor dem Tod zu warnen. Muß ich es nicht sagen? Sie kann sich ja sonst nicht auf ein seliges Ende vorbereiten!'

‚Gute, treue Stiene, braves Stienchen,' sagte Heinz Potthoff. Er streichelte ihr über den grauen Kopf. ‚Beruhigen Sie sich. . . . Haben Sie denn jetzt wieder etwas vorhergesehen?'

‚Heute morgen: Ich war auf einem Ausgange. Ich hatte vorher mit Frau König gesprochen. Als ich dann weiter ging, kam es ganz plötzlich.‘

‚Aber was sahen Sie denn?‘

‚Die Fronleichnamsprozession sah ich. Die Frau Gräfin ging mitten darin. Der junge Herr Graf stürzte aus dem Hause und rief: Mutter, Mutter! als wäre ein großes Unglück geschehen, als wäre die Frau Gräfin gestorben. Sehr deutlich hörte ich es, sah ich es.‘

‚Aber das ist ja Unsinn,‘ rief Heinz Potthoff böse aus.

‚Ich weiß es nicht,‘ jammerte Frau Stiene wie besessen. ‚Er stürzte aus dem Haus, sie ging mit der Prozession. Ich weiß es nicht anders. Ich meine, es wäre so. Vielleicht bedeutet es nichts. Ich werde alt. Sagen Sie nichts, Herr Doktor! Auch dem lieben jungen Herrn Grafen nicht. Verraten Sie nichts! Es war doch gut, daß ich es Ihnen bekannte. Mir ist jetzt viel besser zu Mute. Ich glaube selbst, es war nur ein Spuk, der einen foppt.‘

Sie lächelte. Sie zwang sich zum lächeln. Sie versteckte ihr Geheimnis hinter ihr Lächeln. Heinz Potthoff war ihr zu rauh. Sie hatte Furcht vor ihm und seinem Besserwissen.

Als Heinz Potthoff wieder bei sich zu Hause war und Aufsatzhefte seiner Schüler durchsehen mußte, konnte er es nicht. Er dachte an Frau Stienes Vorgeschichte. Er vermochte nicht daran zu glauben. Frau Stiene erschien ihm hysterisch. Und doch ging ihm die Seele schwer wie eine Tiefe. Nebel wallten und zerrissen, Mondlicht breitete ein Leichentuch aus. Merkwürdige Prophezeiungen treuer, einfältiger Menschen betreffend große, reiche Herrschaften, oder nahe Verwandte und Lieben erschreckten ihn, ohne ihn zu überzeugen. Er sann über die Ursache nach. Dunkle, unfaßbare Gedanken über den Einfluß der Seelen untereinander umschauerten ihn wie feuchtes Nachtwehen. Mit Mühe erhielt er ein Gedankenbild:

Die Seelen hängen innig voneinander ab. Der Sohn vom Schicksal der Mutter, die Mutter von der Zukunft des Sohnes. Die Brüder und Schwestern voneinander infolge ihrer Blutsverwandtschaft, ihrer Eigenschaften und Neigungen; die Freunde voneinander infolge ihrer Zuneigungen und der Schicksale ihres Blutes. Der Arme ist an seinen Brotherrn durch die Not und durch die Treue gekettet. Was für seelische Beziehungen, Einflüsse, Hemmungen, Störungen übt nicht ein großer und bedeutender Mensch wie die Frau Gräfin aus! Wie viele Seelen sind nicht in den Kreis ihrer Berührung gestellt!‘

Heinz Potthoff verdeutlichte sich diesen Seelenkreis unter unendlich vielen Kugeln, zart und fein, wie aus geblasenem Stahlschaum; sie liegen alle aneinander, verbunden durch ihr Schicksal,

ihre Zuneigung, ihre Nöten. Eine jede ist nach ihrer seelischen Kraft und nach ihrem seelischen Einfluß verschieden groß. Wenn nun die stärkste eine Erschütterung erfährt, so berührt diese Erschütterung jede Kugel. Jene, die am empfindlichsten ist, erlebt das Schicksal der stärkeren am meisten mit. Wenn so nun die Seele der Gräfin eine Erschütterung erführe, die bis zur Seele ihrer alten Kammerfrau dränge ...

Heinz Potthoffs gegenständlicher, Tatsachen heischender Lehrergeist bebte zurück. Er phantasierte ja. Und doch gab es in seiner liebedürstigen Seele etwas, das gern glauben möchte, die Seelen seien durch Neigung und Verwandtschaft untereinander geheimnisvoll verbunden und von überirdischen Gemeinschaftsregeln geleitet. Die Menschen fühlten sich trotzdem nur miteinander verbunden in Gesellschaft, wenn sie ihre Begierden befriedigen können. Sonst sind sie einsam, verlassen, öde.

Seine eigene Einsamkeit schwoll ihm zur Bedrängnis. Seine Freundschaft zu Gerd lastete wie eine schwere Fessel auf ihm. Frau Stiene hörte er stöhnen und schluchzen. Die Dämmerung kam und schlug alle Räume, alles Heimelnde, Nahe, Frohe nieder. Die Unendlichkeir der Nacht spannte sich verschlingend aus.

Vor Ratlosigkeit nahm er seine Flöte zur Hand. Er blies. Er blies eine alte Hirtenweise von Sehnsucht und Sterben, eine traurige, eine wehe Hirtenweise. Zart und heiß blies er sie vom offenen Fenster in seinen dunkelnden Garten.

— — — — — — — — — — — — —

Von Uhlenbrock telephonierte Frau Gräfin zu ihrem Hausmeister nach Münster, ließ Frau Stiene ans Telephon kommen und fragte diese, wie es dem jungen Herrn ginge. Frau Stiene verstand erst nichts und trotzdem sie keineswegs unbekannt mit den Geheimnissen des Fernsprechers war, so ward ihr doch jedes Wort der Frau Gräfin zum Gebrumme. Ihr Persönchen stand vor Aufregung auf den Zehen, obschon das Sprachrohr keineswegs zu hoch hing. Sie hatte ein hochrotes Gesichtlein und lispelte fortwährend: ‚Frau Gräfin, Frau Gräfin ...‘ Schließlich verstand sie und stockend gab sie Auskunft: Graf Gerd wäre mitten in der Nacht wieder angeritten gekommen. An seiner Chrysa wäre der Schweiß wie Regenwasser herunter gelaufen. Er hätte gar nicht darauf geachtet. Er hätte die Stute nicht selbst in den Stall gebracht, getrocknet und eingewärmt. Er hätte sie diesmal dem Stallknecht Anton überlassen. Er wäre gleich in sein Zimmer gelaufen. Am Morgen wäre die Stute tot gewesen. Sie hätte ja immer Lungenpfeifen gehabt. Graf Gerd hätte Anton aus dem Hause gejagt. Er hätte sich auf Chrysas Kadaver geworfen und damit getan wie

mit einem toten Menschen. Sie hätte noch nie Graf Gerd weinen sehen. Auch als Junge hätte er trotzig eher die Tränen verschluckt als sie gezeigt. Jetzt hätte die Wäschemagd den jungen Herrn heulen hören können. Und dann hätte er sich auf seinem Zimmer eingeschlossen. Seinen Job ließe er nicht zu sich. Niemand ließe er zu sich. Er hätte noch nichts gegessen. Er spiele immer nur Klavier. Die junge Magd meinte, es wären Tänze. Ob die Frau Gräfin nicht sofort nach Münster kommen wolle?

Die Frau Gräfin ging auf diese Frage vor Frau Stiene nicht ein. Vor sich selbst überlegte sie die Frage später. Da fand sie, daß es besser für ihren Sohn wäre, wenn sie nicht nach Münster, sondern nach Köln führe.

— — — — — — — — — — — — —

Der alte Fischmarkt ist eine der alten Straßen Münsters, worin jedes Haus anders ist. Das eine hat einen treppenstufigen, das andere einen muschelstufigen, dieses kleine Haus hat einen dreieckigen, jenes große stolze einen halbkreisgebogenen Giebel. Es gibt in dieser Straße Häuser, die einen gebrechlichen Bau und ein schiefes gefurchtes Greisenantlitz haben. Einige gibt es, die sind frisch geschniegelt und lackiert, wie junge Gecken trotz ihres Alters. Viele tragen Blumenlocken vor den Butzenscheiben. Einige von diesen steinernen Hauskörpern schieben sich anmaßend bis nahe an den Fahrdamm; ein paar sehr eigensinnige kehren der Straße ihren langweiligen Rücken zu. Sie zeigen ihre schönste Seite einem kleinen Gärtchen, das nach hinten liegt.

In einem dieser Häuser, wovon jedes im Laufe der Zeiten eine Fülle sonderbarer und bedeutsamer Geschichtchen erlebt hat, wohnte ein Uhrmacher. Das Häuschen war schmal, stand wie mit aufgezogenen Schultern zwischen zwei stolz aufragenden Nachbarn geklemmt. Vor Enge schien es kaum frei atmen zu können. Trotzdem wohnten seine Mieter schon seit langem in ihm, während in den Nachbarhäusern eigentlich ständig jemand am Umziehen war. Der Uhrmacher wohnte aber am längsten dort. Er war in dem schmalbrüstigen Hause aufgewachsen. Auch sein Vater hatte in keinem andern Gebäude gewohnt. Deshalb nannten sie es auch ‚ihr' Haus mit keinem anderen Rechte, wie mit dem der Gewohnheit und der Liebe.

Im Erdgeschoß, an den beiden Fenstern aus Butzenscheiben, waren am unteren Teil zwei Drahtschnüre gezogen. Daran hingen Taschenuhren und Uhrenketten, meist versilberte und vernickelte, viel blauschwarze stählerne, keine goldenen. Dazwischen waren die verschiedensten Gegenstände aus Silber, Zink, rotem Holz und gelbem

Elfenbein befestigt: Schweinchen, Eicheln, Tannenzäpfe, Stehaufmännecken, Hampelmännlein, Heiligenfiguren, Püppchen, Kruzifixe: alles Verlocken für Uhrketten. Die Uhren und Ketten trugen Zettelchen mit Namen ihrer Besitzer und waren alle nach einer Richtung befestigt. Die Figuren trugen keine Zettelchen, dafür aber ihr schönstes Gesicht der Straße zugekehrt.

Das war die Reklame, die der Uhrmacher Düchting sich leistete.

Hinter dem Fenster im engen Lädchen, wo ein Schrank mit lauter tickenden Uhren stand und ein anderer Schrank mit Büchern, worunter Schillers und Goethes, Novalis und Brentanos Werke waren, saß der Vater des Uhrmachers, ein alt gedienter Postbeamter. Er war im Begriffe, Adressen zu schreiben für eine Reklame: eine neue Ersatzseife, die sein Erfinder Hindenburgseife nannte.

Er hatte im Schreiben aufgehört, da Herr Mayer zu ihm eingetreten war und nach goldenen Uhren fragte. Der alte Düchting sagte erst mit großer Bestimmtheit, sein Sohn hätte keine goldene Uhr. Dann sagte er etwas zaghaft hinterher: ‚Er wäre auch nicht ganz sicher, vielleicht . . .‘

Herr Mayer entschloß sich, auf den Sohn zu warten. Herr Mayer begann sein Gespräch über die Schwere der Zeit. Da geschah es, daß er dadurch den Alten an seine eigene Schwere erinnerte.

Der alte Düchting hustete, stöhnte und erzählte, daß ihm vier Jungen im Kriege gefallen wären. Sein silbergrau gestoppeltes Gesicht zuckte; seine Augenlider röteten sich. Er schaute auf seine verkrümmten Hände.

Herr Mayer mußte trösten. Er tat den Mund auf, und indem er das Wort des Dichters Lersch als das eigene ausgab, sagte er großartig in seinem schönsten Baß: ‚Deutschland muß leben, und wenn wir sterben müssen.‘

Diese Antwort Mayers wirkte, wie noch nie eine Antwort von ihm gewirkt hatte. Der alte Düchting erwiderte zwar nur: ‚Ja, ja, das ist wahr.‘ Er sagte es sogar noch ein wenig zögernd. Alle Wehmut war aber aus seinem Gesichte gewichen. Dieses erschien wie durch Verzauberung auf den Backen rosig und auf der alten mürben Stirn jugendlich glatt. Von nun an tröstete der alte Postbeamte jeden, der ihm sein Leid klagte, und deren waren es viele, mit den Worten: ‚Deutschland muß leben, und wenn wir sterben müssen.‘ Dabei sah er den Leidenden so durchdringend an, wie auch Herr Mayer ihn angesehen hatte. In seinen alten Augen leuchtete es jedoch so strahlend, wie Mayers Augen selbst nicht in der Kinderzeit zu leuchten vermochten.

‚Ich glaube, da kommt der junge Herr Düchting,‘ sagte Herr Mayer, der sich langweilte. ‚Nein, nein,‘ versicherte der Alte be-

stimmt. ‚Er ist fort und holt eine Uhr. Jetzt kann er . . . freilich, ganz sicher bin ich . . .'

Die Tür ging auf. Der junge Herr Düchting trat ein. Er schritt, ohne jemand zu beachten, schnell nach dem kleinen Tisch, wickelte aus einem Paket ein kleines weißes Marmortempelchen. Darin hing golden eine Uhr. Er stellte das Uhrwerk vor sich auf, sah es an und strahlte. Er blickte auf, bemerkte Herrn Mayer, trippelte auf ihn zu, schüttelte ihm die Hand und fragte mit frischer Stimme, wie es ihm ginge. Er zog dabei einen Hörer aus Nickel aus der Brusttasche, denn er war schwerhörig.

Das war Herr Düchting junior, Georg mit Vornamen, Uhrmacher und ein Kenner von Schiller, Novalis und Brentanos Dichtungen. Er hatte immer so gern in den Krieg gewollt, ganz wie seine andern Brüder, immer hatte der Arzt es ihm abgeschlagen. Schließlich schrieb ein Kinderarzt ihn auf sein Drängen versuchsweise felddienstfähig. Er wurde eingezogen, erreichte es, an die Front zu kommen, erlebte eine Schlacht und wurde zurückgeschickt. Sein Gehör hatte sich verschlechtert, daß es oft wie taub war. Er war so stolz darauf wie auf einen Orden.

Herr Mayer brachte seinen Wunsch vor, alte goldene Uhren anzukaufen, was Herrn Düchting gelegen kommen dürfte, sonst käme der Staat und beschlagnahme sie, dann kriege er sie schlecht bezahlt. Herr Mayer mußte die Worte wiederholen und in den Schalltrichter hineinsprechen. ‚Er wolle mal nachsehen,' meinte Herr Düchting, den Hörer am Ohr weiter haltend.

Er sprach laut, als höre auch sein Gegenüber so schlecht wie er. Da trat eine alte Frau in das Lädchen und fragte, ob ihre Weckuhr wieder hergestellt wäre. ‚Ja,' sagte der junge Düchting, der erriet, was die alte Frau wünschte, ‚es war nur Staub darin, aber der Staub hinderte das Lungenrädchen am Atmen.'

‚Sie drücken sich aber sehr poetisch aus,' rief Herr Mayer in den Schalltrichter. Er sagte es sehr höflich und wollte sich dadurch den Meister gefügig machen, leichter auf seine Ankaufspläne einzugehen. Das Gegenteil war der Fall.

Kaum hörte Meister Düchting das Lob, als es in seinem Gesicht aufglänzte. Er sagte, während er seine Kundin mit einem Kopfnicken verabschiedete, zu Herrn Mayer: ‚Sie verstehen etwas von Uhren? Nicht wahr, die Uhren sind wunderbar?' Ohne auf eine Einsprache zu hören, entlud sich ein Wortstrom aus dem Munde des jungen Meisters, wohl weil er infolge seiner Schwerhörigkeit selten Gelegenheit und noch seltener willige Freunde zu Gesprächen fand. Lustig wie ein Bächlein sprang seine Zunge, überschlug sich im Eifer, verschluckte im Schaum der Begeisterung Buchstaben und Endsilben.

Plötzlich trat eine Pause ein. Man glaubte, er höre auf. Er horchte mit dem Hörer in Gedanken versunken auf eine Schwarzwälderuhr, die an der Wand hing und lauter als andere tickte. Herr Mayer rief etwas in den Schalltrichter und sprach von seinen Geschäften. Der Meister kam zwar zu sich, aber nur um den Redestrom von neuem über seine Lippen fließen zu lassen.

Herr Mayer erkannte in ihm einen Menschen, der sich an seinen Uhren einen Narren gefressen hatte. Das verwunderte ihn bei dem tollen fortwährenden Geticke der Uhren nicht weiter. Er wußte aber auch, daß man mit solchen Herren zwar schwer, aber wenn einmal, dann auch erfolgreich Geschäfte mache. Deshalb ließ er still den Redestrom über sich ergehen. Er lächelte süßlich zu manchen Stellen, dabei meist an etwas anderes denkend oder dabei wünschend, daß der Strom sich bald erschöpfe, denn vorher, so wußte er, würden die Redeströme seiner eigenen Zunge keine geeignete Aufnahme finden.

‚Dieser Mensch hat einen Uhrenrappel,' dachte Herr Mayer und schaute auf die Straße den Fußgängern zu. Da hörte er plötzlich den Namen Asseweeth. Er horchte auf. Wie kam der Name hierher? Er bat den Meister, seine letzten goldenen Gedanken zu wiederholen. Der Meister erklärte ihm bereitwillig, daß er nur die Gräfin Asseweeth von seiner Klage ausnehme; diese Frau kenne die Bedeutung der Uhr und schätze die Kunst des Uhrmachers.

Er holte die kleine Standuhr heran, deren goldenes Uhrwerk wie eine Glocke in einem kleinen Tempel aus schimmernden weißen Marmorsäulchen hing. Die Uhr wäre ein Wunderwerk des 18. Jahrhunderts. Die Frau Gräfin könne sich nicht von ihm trennen. Man habe sie heimlich aus Uhlenbrock hergeschickt, die Frau Gräfin wäre für einige Tage nach Köln gefahren. Dort wollte sie für den jungen Herrn Grafen ein neues Reitpferd kaufen. Sein altes hatte der junge Graf totgeritten. Da hätte ihm seine Braut, die als Köchin bei den Asseweeths wäre, schnell dieses Meisterwerk gebracht. Er müsse es heimlich wieder in Gang bringen. Sonst schimpfe die Gräfin. Auch ihr Sohn dürfte nichts von ihrer Reise wissen. Sie wollte den Sohn mit dem Reitpferd überraschen, und die Hausdame auf Uhlenbrock wollte die Gräfin mit der Uhr überraschen.

Der Meister blickte zärtlich auf den weißen Marmor, horchte glücklich auf das unendlich feine und doch durchdringende Atmen der Uhr. ‚Geben Sie acht,' rief er plötzlich, voll von freudiger Spannung, ‚sie schlägt gleich; es gibt keine schönere Musik.'

In der Tat schlug die Uhr zehn volle Töne reinsten Wohllauts. In Silberklängen zitterte es wehmütig nach. ‚Ich kann diese herrliche Uhr nicht schlagen hören, ohne daß ich an eine ähnliche Uhr denken muß. Ich sah sie im Pariser Louvremuseum. Es war zu der Zeit, als ich in Paris in Stellung war. Zwei Jahre habe ich

dort gearbeitet. In der rue de la Paix. Diese Uhr im Louvremuseum gehörte dem Königsgeschlecht der Bourbonen. In der Minute, wo dem letzten König dieses Hauses von seinen aufrührerischen Untertanen das Haupt abgeschlagen wurde, gerade in dieser Minute blieb die Uhr stehen. Die Bemühungen der größten Uhrmacher haben seitdem diese Uhr nicht mehr zum Gehen bringen können. Das war eine große und treue Uhr. Sie war das Gewissen der Bourbonen, wie diese Uhr, die vor Ihnen steht, das Gewissen eines münsterischen adeligen Geschlechtes ist.'

Herr Mayer war wieder im Bilde. ‚Sie sind ein Original, Herr Düchting. Sie haben mich gelehrt, was wir alles an den Uhren und an Ihnen haben.'

Das rief er in den Hörer des Schalltrichters hinein. In seinem Kopfe aber keimte der Gedanke: Sollte es nicht etwas bedeuten, daß die Frau Gräfin nach Köln fährt? Sollte ich daraus nicht etwas machen können? Wenn auch nur einen Faden, um mit dem jungen Herrn wieder anzubändeln? Merkwürdig, daß ich gerade heute den Einfall hatte, gerade diesen Kauz von Uhrmacher aufzusuchen! Weshalb hatte ich die Geduld, diesem Dichterling zuzuhören? Wollte das Schicksal mich durch Meister Düchting wissen lassen, daß meine Rolle noch nicht ausgespielt sei? Dann wäre dieser Uhrmacher meine Spieluhr. Ich selber muß mir dann wie so ein Lenker des Schicksals der Asseweeth vorkommen. Mehr als dieses Räderwerk im marmornen Gehäuse bin ich die Uhr dieses Geschlechtes. Nur werde ich nicht stille stehen, wenn es über den eigenen Sünden zusammenbricht! Jedem das Seine. Das tickt für mich die schöne Uhr.'

Dem Meister aber bot er eine dicke, mit einem Leibbindchen versehene Zigarre an, rief ihm ins Hörrohr hinein, daß es noch reinste Friedensware wäre, daß er aber jetzt gehen müsse und sich vorbehalte, in einigen Tagen seines Geschäftes wegen wieder zu kommen. Lachend verabschiedete er sich sowohl von dem jungen wie von dem alten Düchting.

Der letztere hatte während der ganzen Unterredung die Reklamezettel für die Hindenburg-Ersatz-Fettseife in die Briefumschläge gefaltet. Jetzt als Herr Mayer fortgegangen war, hub er zu sprechen an. Ebenso ausgiebig tat er es wie eben der Sohn, nur nicht so schwärmerisch, sondern nüchtern, ohne seine Arbeit merklich zu unterbrechen. Stoßweise warf er dem Sohne vor, daß er, statt Geschäfte mit Herrn Mayer zu machen, die Zeit vertrödelt habe, indem er Unsinn erzählte. Jetzt wäre der große Kommissionär Mayer auf Nimmerwiedersehen gegangen. Immer verdürbe er sich die Kundschaft durch sein Gehör. Damit verstehe er alles falsch. Es geschähe auch durch seine Zunge. Damit rede er sich den besten Freund zum Feinde.

An den Bettelstab käme er bestimmt, zwar . . . ganz so sicher . . . Wovon die Familie jetzt, wo alles zehnfach so teuer wäre wie früher und ständig im Preise stiege, leben sollte? Sie müßten auch für die Kinder seiner Brüder zum Teil mitsorgen. Ob er das vergäße? Ja, wovon man leben sollte . . .'

Der junge Meister verstand ihn, ohne den Hörer an das Ohr nehmen zu müssen. Schweigend setzte er sich an den Arbeitstisch. Eben noch erschien ihm das Leben rein und schön, jetzt war er nicht mehr so sicher, daß sein Standpunkt wirklich richtig sei. Er nahm sich die herrliche Uhr der Asseweeth vor. Während er nach der Ursache ihrer augenblicklichen Unregelmäßigkeit im Gange suchte, knüpfte er hinter der gerunzelten Stirn verwickelte Gedanken über seine Pflichten auf. Das Herz drückte ihn dabei; seine Hand war schwer; seine Finger bebten und waren ungeschickt.

(Fortsetzung folgt.)

Franz von Assisi und die Kunst
Von Karl Muth

Ob der hl. Franz v. Assisi für die bildende Kunst seiner Zeit ein Auge und Teilnahme gehabt hat, wissen wir nicht. Daß ihm der Wiederaufbau und die Ausschmückung verwahrloster Kirchlein und Kapellen aus Eifer für das Haus Gottes eine Herzensangelegenheit war, ist geschichtlich beglaubigt, und daß er einmal sogar einen Altarvorsatz mit allerhand Getier und Blumenwerk nach seinen Angaben ausschmücken ließ, wird nicht unglaubhaft berichtet. Für den Einfluß des hl. Franziskus auf die Kunst ist dies alles jedoch ganz belanglos. Eine Tatsache, die wir immer wieder bei ungewöhnlichen Menschen beobachten, tritt bei Franz von Assisi in besonders großartiger Weise in Erscheinung. Er hat Wirkungen auf seine Zeit und auf eine ferne Nachwelt ausgeübt, die weit über die Ziele hinausgehen, die er sich selbst gesteckt hat. Ja, diese Wirkungen liegen so wenig in der Richtung seines bewußten Tuns und Denkens, daß sie mit diesem Tun und Denken vielmehr im Widerspruch zu stehen scheinen. Denn wie können Schönheit und Kunst da einen Boden finden, wo Entsagung, Askese und Liebe zur Armut das Lebensideal mitbestimmen? Wie sollen Menschen, die die Sinneslust ertöten, fähig sein, Kunst zu genießen? Wie kann, wer sich die Armut als Braut erwählte, künstlerischen Reichtum hervorbringen? Dieser Widerspruch scheint offenbar. Nichtsdestoweniger ist von diesem armen Manne, der selbst jeder Kunstfertigkeit bar war, die größte Wirkung auf die Kunst ausgegangen; denn es ist eine unleugbare Tatsache, daß dem Auftreten des hl. Franziskus und seiner Jünger eine Blüte des Kunstlebens folgte, wie sie nie gesehen worden ist. Und diese Kunstblüte stand mit der franziskanischen Bewegung nicht bloß in dem äußerlichen Zusammenhang der historischen Folge. Sie verhält sich zu ihr vielmehr wie die Wirkung zur Ursache. Ohne den hl. Franziskus wäre sie vielleicht niemals in dieser Weise hervorgetreten. Das will ich, soweit dies in einem Vortrag möglich ist, darzustellen versuchen.* Ich werde zeigen, wie aus der durch Franziskus geschaffenen schöpferischen Gemütslage seiner Zeit für die Kunst nicht nur ganz neue Erlebnisse aufkamen, sondern auch neue Formen, und ich will ferner zeigen, daß das innige und gefühlsstarke Leben, das sich schon bald in den bildenden Künsten wie in der Dichtung regte, auf die wunderbare Persönlichkeit des Mannes zurückgeht, der in den Fußstapfen des Heilandes eine neue Liebessaat über die Welt ausgestreut hat.

* * *

Bevor ich jedoch zum Hauptthema dieses Vortrags übergehe und darstelle, aus welchen tieferen Ursachen das arme und niedere Leben des Mannes von Assisi so erstaunlich auf den künstlerischen Sinn und die Kunst

* Dieser Vortrag wurde zum ersten Mal 1915 in der Literarischen Gesellschaft in Köln, sodann in Dresden, Leipzig und Aachen gehalten.

der nachfolgenden Geschlechter gewirkt hat, muß ich zunächst in großen Zügen ein Bild der von Franziskus noch unbeeinflußten Kunst seiner Zeit entwerfen, um dann den überraschenden Wandel, der durch seine Erscheinung im Schaffen der Künstler hervorgerufen worden ist, in um so helleres Licht stellen zu können.

Als im Jahre 1182 Francesco Bernadone, der spätere Heilige, in Assisi geboren wurde, stand die europäische Welt bereits im Frühschein einer lichten und heiteren Kunstübung. Wie eine junge Sonne war diese Kunst soeben über den Rand der Zeiten in strahlender Herrlichkeit emporgestiegen. Die byzantinische Kunstübung war im Versinken; das gotische Zeitalter hatte begonnen.

An einem der erstaunlichsten Werke dieses Zeitalters, dem Dom zu Chartres, schufen in dem denkwürdigen Jahre der Geburt des Heiligen bereits Tausende von Herzen und Händen, bis der Bau im Jahre 1260, nach 150jähriger Ausdauer, konnte eingeweiht werden. Die meisten anderen großen gotischen Kathedralen folgten sich alle in ganz geringen Zeitabständen. 1212 begann man den Bau des Schiffes der Kathedrale von Durham in England, drei Jahre darnach die Kathedrale von Auxerre, fünf Jahre später die von Salisbury, nach abermals drei Jahren die Turmseite von Notre Dame in Paris; im Jahre 1226, dem Todesjahr des hl. Franziskus, St. Gudula in Brüssel, zwei Jahre darnach den Dom von Amiens, vier Jahre später den von Reims, 1248 den Kölner Dom, dem sich wenige Jahrzehnte später die Münster von Straßburg und Freiburg anschlossen. Wie die Kunst, eine Morgengabe an die Völker, älter als die Wissenschaft ist, so hat auch die gotische Baukunst den Gedanken der Universalität, wie er sich später in den Summen und Weltspiegeln der Gelehrsamkeit und des Sammelfleißes ausspricht, in den großen Kathedralen vorweg genommen. Bevor Thomas von Aquin das theologische, Vinzent von Beauvais das profane Wissen ihrer Zeit summierten, und Jakobus von Voragine in seiner ‚Legenda aurea' die Summe der Legenden, Wilhelm Durandus die Summe der Liturgien schufen, hatten die Stein gewordenen Summen der Kathedralen die große Gedankenharmonie verwirklicht, die das Ideal dieser auf Ordnung, Klarheit und symbolischen Tiefsinn gerichteten Zeit waren.

Im Lande des hl. Franziskus hat die gotische Bauweise zwar nie einen ihr günstigen Boden gefunden; dennoch lebten die Ideen der Zeit, aus der die Gotik entstanden war, nicht minder in Italien und brachten auch dort jene symbolische und universelle Geistesrichtung hervor, die die Genialität dieses Zeitalters ausmacht. Wohl nie gab es in der Geschichte der Menschheit eine Epoche, die tiefer, leidenschaftlicher an den Geist glaubte als das 13. Jahrhundert, nie eine, die den Geist so in ihren Werken zu inkarnieren, so aus allem Geschaffenen herauszudeuten, in jede Beziehung einzukleiden, kurz, sich mit ihm auf Schritt und Tritt, in Brauch, Beten und Bilden zu umgeben verstand. Alles, was diese Zeit schuf, leuchtete und funkelte in den Feuern dieses geistigen Lichts.

Mochte auch das Innere der Kathedralen, in das die wirkliche Sonne nur im Kleide der Farben eingehen durfte, das taghelle Auge des Eintretenden mit mystischen Schauern der Dämmerung umfangen, sein geistiges Auge konnte überall in dem Glanze einer symbolischen Sonne schwelgen. Wohin es auch schaute, allenthalben sprach die Umgebung, hier durch Raum- und Zahlenverhältnisse, dort durch Bilder von einem Sinn, der jenseits der sichtbaren Dinge liegt, überall wurde die Erscheinung zur Offenbarung eines verborgenen Seins. Der Beschauer fand sich von einer sakralen Schrift umgeben. Mit Recht hat man die gotische Kathedrale des Mittelalters die wahre Biblia pauperum genannt. In einer Bildersprache, wie sie in gleichem Maße, in gleicher Schönheit und Tiefsinnigkeit nie war ausgebildet worden, redet diese Kathedrale zum Volke. Und das Volk verstand die Sprache, denn es war durchaus zu einer geistigen Erfassung der Welt erzogen. Ein symbolischer Sinn und Verstand war im Volke geweckt, genährt und herangebildet durch die kirchliche Liturgie, wie sie in der hl. Messe, in den tiefsinnigen Zeremonien der Karwoche und der Osterfeier ihm vor Augen trat. Wie das Volk hier lernte, einer jeden Handlung, ja einem jeden Kleidungsstück und Zierat einen verborgenen Sinn, eine tiefere Bedeutung unterzulegen, so wuchs es notwendig in die Überzeugung hinein, daß auch die Geschichte und Natur selber in bezug auf unsere letzte Bestimmung nur symbolische Bedeutung haben. Deshalb verstand es auch die symbolische Kunst an seinen Kathedralen, an der wir heute mit so stumpfem Blick vorübergehen. Schon im Grundriß trat ihm eine symbolische Geometrie und Arithmetik entgegen. Vielleicht in keinem Bauwerk ist diese symbolische Geometrie und Arithmetik übersichtlicher als im Kölner Dom, doch liegt sie fast allen Bauwerken dieser Art zugrunde. Aber was weiß selbst der andächtige Besucher dieser Gotteshäuser heute noch davon?

Was besagen ihm noch, um nur ein Beispiel zu nennen, die Formen des Quadrats, des Kreises und des Dreiecks, die das Bild des Grundrisses in so wunderbarer Weise bestimmen! Weiß er überhaupt noch, daß das Quadrat das Sinnbild des Erd- und Naturlebens ist, während Kreis und Dreieck die Zeichen des Mysteriums sind? Wüßte er's, so verstände er auch, warum gerade das Quadrat den Eingang zur Kirche beherrscht, warum es die Grundform der Türme und die Gestaltung des Langhauses bestimmt; denn durch das Erd- und Naturleben dringen wir zum Geiste und zur Übernatur vor; er verstände auch, warum der Kreis und das Dreieck gerade dem Grundriß des Chores mit dem Altar zukommen; denn Kreis und Dreieck sind die Sinnbilder der Ewigkeit und des Dreieinigen Gottes und der Chor mit dem Altar der Sitz des Geheimnisses. Daß die Grundform dieses Domes ein Kreuz bildet, das ist dem Besucher von heute allenfalls noch bekannt, aber daß dieses Kreuz, welches in der Mitte des Grundrisses erscheint, aus vier Quadraten im Längsbalken und drei im Querbalken besteht, das entzieht sich bereits unserem Wissen. Daß gar diese Zahlenverhältnisse einen tieferen Sinn haben, so zwar, daß die Drei

die Trinität und zugleich die menschliche Seele vorstellt, die Vier aber das Symbol des Leibes und der materiellen Dinge ist, daß das Produkt aus drei und vier mit der Zwölf die Zahl der universellen Kirche ergibt, ihre Summe aber mit der Zahl sieben das Symbol des Menschen, nach welcher Zahl denn auch alles geordnet ist, was sich auf den Menschen und sein Heil bezieht: die sieben Sakramente, die sieben Geistesgaben, die sieben Tugenden, die sieben Laster, die sieben Bitten des Vaterunsers usw., das alles und vieles ähnliche ist unserem Bewußtsein entschwunden. Für die Menschen jener frühen Zeit lag darin eine stete Aufforderung, nicht gedankenlos in der sinnlichen Gegenwart, sondern in der höheren Welt des Geistes zu leben, ja in dieser höheren Welt die eigentliche Bestimmung, den letzten Sinn des Daseins zu sehen. Nicht minder offenbart sich der gleichnisartige Charakter dieser Kunst in der Aufstellung der Figuren an den Portalen, ganz zu schweigen von tausend Einzelheiten, die an diesen Figuren selber wieder eine Sprache für sich reden. Haben doch sogar die Himmelsrichtungen dort eine feststehende Deutung: Die kalte Region des Nordens gehört dem alten Bunde, den Patriarchen und Propheten. Das jüngste Gericht liegt stets nach Westen, der Seite des Niedergangs. Die Mittagsseite als Symbol der Liebe ist dem neuen Bunde, den Aposteln vorbehalten.

Ich kann hier nur andeuten, nicht ausführen, sonst müßte ich dartun, wie sinnvoll die Einzelheiten aufeinander bezogen sind, wie die Symmetrie als Ausdruck einer geheimnisvollen Harmonie verwendet ist, wie eine hierarchische Ordnung der Personen und Dinge auf das strengste eingehalten wird. Hier aber kommt es nur auf eine flüchtige Charakterisierung der christlichen Kunst an, wie sie im 13. Jahrhundert aussah, als der hl. Franziskus noch nicht auf sie eingewirkt hatte, um den Gegensatz fühlbar zu machen zu jener späteren Kunst, die unter dem Einfluß des Heiligen in so leidenschaftlicher und bewegter Weise hervorgetreten ist.

Von dieser Erregung und Leidenschaft kennt die frühchristliche Kunst unserer Kathedralen noch nichts. Denn sie stellt die Gedanken der christlichen Offenbarung noch fast ausschließlich in ihrer beglückenden Allgemeingültigkeit dar, in ihrer trostreichen Kraft und Heiterkeit, in einer alle Unruhe des Gemütes beschwichtigenden Sicherheit und Zuversichtlichkeit. Sie predigt aus allen Himmelsrichtungen, aus der Höhe wie aus der Tiefe die große Wahrheit, daß Christus der Schlüssel zu allen Geheimnissen unseres Lebens ist, und daß wir durch Erfüllung seines Gesetzes auch hienieden schon glücklich und heiter leben können. Es ist eine große, sich vorwiegend an den vernünftigen Teil im Menschen wendende Lehre, die hier die Künstler in engster Verbindung mit den Theologen dem christlichen Volke geben. Und diese Lehre bleibt auf keine wichtige Frage des Lebens die Antwort schuldig. Wir erfahren, wie die Welt entstanden ist und wie sie endigen wird. Wir sehen die Weltalter in symbolischen Figuren an unserem geistigen Auge vorüberziehen. Alles, was unser ewiges Heil angeht, wird uns in engster Anlehnung an das Dogma vorgeführt. Daß

unser Leben ein ununterbrochener und doch nicht sinnloser Kampf ist, erfahren wir aus den Bilderreihen, die, vom Kampf gegen die Natur beginnend, den Kampf schildern gegen uns selbst, gegen die Welt, gegen die bösen Geister bis zum glücklichen Sieg, wo dann die Engel Kränze aus der Höhe reichen. Es bleibt kein Raum für einen Zweifel, für eine Unruhe. Ikonographisch betrachtet, erstreckt sich das darstellende Bemühen dieser Künstler wohl auch auf die Szenen der Leiden, von der ärmlichen Menschwerdung des Erlösers angefangen, bis zu seinem schmerzhaften Kreuzestod. Aber auch diese Bildwerke sprechen doch mehr zu unserer Einsicht als zu unserem Gefühl; sie sind mehr Symbole der großen Heilstatsachen als individuell empfundene, von Mitgefühl eingegebene Schöpfungen. Noch tritt uns die Kunst hier nach einem treffenden Wort Emile Mâles als das reine Licht entgegen, bevor es in sein Farbenspektrum zerlegt wurde.

Dieser Prozeß der Zerlegung des gotischen Frühlichts in seine Farben vollzieht sich in der merkwürdigen und so lange rätselhaft gebliebenen Erscheinung der leidenschaftlichen, schmerzlichen, tief menschlichen und tragischen Kunst des 14. und 15. Jahrhunderts. Auch auf diese Kunst wollen wir schnell noch einen flüchtigen Blick werfen, bevor wir uns den Ursachen zuwenden, die bei dieser überraschenden Umwandlung wirkten, Ursachen, unter denen der hl. Franziskus eine nur selten richtig gewürdigte hohe und bedeutsame Stelle einnimmt.*

Auch die Kunst des 14. Jahrhunderts wahrt den universalistischen, ökumenischen Charakter, den die Kunst des 13. Jahrhunderts bis in die Mitte des 14. Jahrhunderts so überwältigend zur Schau getragen hat. Auch der Symbolismus bleibt zunächst noch in voller Geltung. Aber die Wirklichkeit und die Geschichte drängen sich schon mit ihrer größeren Lebensfülle dazwischen. Dadurch ändert sich die Ikonographie plötzlich, und zwar ziemlich gleichzeitig durch die ganze christliche Welt. Hatte man vorher fast nur die dogmatischen Szenen in bezug auf ihre heilsgeschichtliche Bedeutung dargestellt, so wird jetzt der Phantasie Spielraum gelassen für jedwede das Gemüt ergreifende Ausmalung. Das künstlerische Szenarium wird ungemein reich und mannigfaltig. Die Kunst des 13. Jahrhunderts gab ein Spiegelbild des Universums: jetzt stellt sie meist nur dar, was sich auf den Menschen bezieht, auf sein Geschick, den Tod, die Strafen und Belohnungen, und dies alles mit neuer Kraft und Ursprünglichkeit. Vor allem das Erdenwallen Christi und seiner Jünger ist es, was dem religiösen Künstler den Stoff für seine Werke liefert.

Giotto, der die neue Kunstrichtung heraufführt, war z. B. in der Darstellung von Christi Geburt noch der alten Auffassung gefolgt, nach

---

* Emile Mâle, dem wir manche Anregung verdanken, hat in zwei bedeutenden Werken: 'L'art religieux du treizième siècle en France' und 'L'art religieux de la fin du moyen-âge en France' an der Hand eingehender ikonographischer Betrachtungen den hier berührten Gegensatz sehr einleuchtend herausgearbeitet.

der das Kind nicht in einem Stall auf Stroh oder in einer Krippe, sondern symbolisch auf einem Altar liegt. Schon Gentile da Fabriano bricht als erster mit dieser Tradition, und Fra Filippo Lippi weiß schon gar nicht mehr anders. Wir werden Zeugen der Familiaritäten des Stalles von Bethlehem: der Zärtlichkeit der Hirten, der Courtoisie und Liebe der Weisen aus dem Morgenlande, der fürsorglichen Geschäftigkeit des hl. Nährvaters und solcher gemütvoller Einzelheiten mehr. Mit welcher Inbrunst wendet die Kunst ihre ganze Erfindungskraft aber erst der Passion zu! Der Ecce-Homo kommt auf und jene Mitleidsfigur des auf seinen Tod wartenden Heilandes.

Die Kreuzigung wird nicht mehr bloß als der vollendete Akt vor Augen geführt, sondern in ihren erschütternden Einzelheiten. Gegen 1400 kommt zum erstenmal die Darstellung auf, wie Christus am Boden auf das Kreuz genagelt wird. Auch andere Kreuzigungsarten werden darzustellen versucht. Die Kreuzabnahme und die Grablegung werden zu ganz neuen Themen der bildenden Künste. Neben der Passion des Herrn beginnt das christliche Liebesgefühl die Passion seiner Mutter sich auszumalen. Es entsteht ein ganzes künstlerisches Stabat mater in Bildern. Die Pietà wird das Gegenstück zu dem Ecce-Homo und dem Bild des Mannes der Schmerzen. Und diese tränenreiche Kunst kann sich nicht genugtun in der Ausmalung. Der Erfindungsreichtum erscheint unerschöpflich, die Empfindung bis zur höchsten Ergriffenheit oder zu vernichtendem Schmerze gesteigert. Denken Sie an jene Szenen unter dem Kreuze, wo die hl. Jungfrau fast entseelt den Leichnam ihres so namenlos entstellten Sohnes im Schoße hält; rufen Sie sich die Grablegungen ins Gedächtnis, auf denen die heiligen Personen, Magdalena voraus, dem wildesten Schmerze oder der noch fürchterlicheren schmerzerstarrten Ruhe hingegeben sind.

Scheint es nicht, als ob die christliche Menschheit von neuem zum unmittelbaren Zeugen des schmerzensreichen Dramas geworden wäre, das sich einst im hl. Lande abgespielt hat? Was hat sie erlebt, daß sie plötzlich zu so großer Leidenschaft der Empfindung, zu einer so tief erregten Kunst sich hingerissen fühlt? Der Historiker verweist uns u. a. auf die Kreuzzüge und die Wirkung ihres enttäuschenden Ausgangs auf die Gemüter. Keine Frage, diese Wirkung war groß. Weltuntergangsstimmungen, unerhörte Bußübungen, Geißlerfahrten und große häretische Bewegungen, wahre religiöse Revolutionen, kennzeichnen das Bild jener Tage. Aber mehr als Empfänglichkeit für einen neuen Geist vorbereiten, vermögen geschichtliche Ereignisse nicht. Der neue Geist ist niemals ein Produkt der Umstände; er ist immer die Frucht individuellen Erlebens. Die genannten Ereignisse verraten denn auch lediglich eine Unruhe in der damaligen Christenheit und die Sehnsucht nach einem neuen großen religiösen Erlebnis. Das aber kam, wie wir sehen werden, mit dem Heiligen von Assisi.

Zunächst fand die Tatsache seines Auftretens einen äußeren Niederschlag in Predigt und Literatur. Eine damals sehr verbreitete Schrift, die

man lange Zeit dem hl. Franziskanermönch und Kirchenvater Bonaventura zugeschrieben hat, waren die berühmten Meditationen über das Leben und Leiden Christi. Darin lesen wir die bezeichnenden Worte: ‚Für den, der in der Tiefe seines Herzens und aus dem Innersten der Seele das Leiden des Erlösers durchforscht, sind viele ganz unerwartete Ereignisse vorhanden, aus welchen er ein ganz neues Mitleiden, eine ganz neue Liebe, ganz neue Tröstungen empfangen kann.' Wir sehen mit einem Mal eine tief menschliche Betrachtungsweise in bezug auf das Erdenwallen Christi aufkommen. Die Phantasie der Gläubigen wird kühn und beflügelt. Man fängt an, sich nach dem Beispiel des Mannes v. Assisi das Leben und Leiden des Erlösers auszumalen. Und diese lebendige Anschaulichkeit hat sich auf allen Gebieten fühlbar gemacht; mehr äußerlich vielleicht auf der christlichen Bühne, bei den sogenannten Mysterienspielen, die damals in Schwang kamen, mehr innerlich bei den Predigern und Dichtern und am augenfälligsten in der bildenden Kunst. Die Wirkung der genannten Meditationen auf die Künstler war so groß, daß wir tatsächlich manche Beschreibung der poetisch-meditierten Umstände des Lebens Christi auf der Bühne und in vielen malerischen Werken der folgenden Zeiten mit fast allen Einzelheiten wiederfinden. So ist z. B. die zwiefache Art der Kreuzigung des Herrn mit allen ihren so oft im Bilde geschauten Nebenumständen, ich meine die Kreuzigung einerseits an dem schon aufgerichteten Stamme mit Hilfe von Leitern, andererseits an dem auf der Erde liegenden Kreuz in den Meditationen geschildert, bevor sich die Künstler dieser beiden Vorstellungsarten bemächtigen. Auch Szenen aus dem Marienleben, wie z. B. der Besuch Mariens bei Elisabeth, das Spiel der Kinder Jesus und Johannes bis zu den mütterlichen Vertraulichkeiten der Raffaelschen Madonnen, wurden in den Meditationen neu ausgeschmückt. Daß die volkstümlichen Prediger, die durch die franziskanische Bewegung eigentlich erst hervorgerufen worden sind, an der Ausbreitung dieser Vorstellungsweisen mitgewirkt haben, leuchtet ein.

Eine Bewegung wie die franziskanische, die so tief in der Poesie wurzelt, mußte sich notwendig auch in poetischer Form äußern. Der Orden weist tatsächlich eine Anzahl von Dichtern auf, deren Schöpfungen heute noch lebendig sind. Ein protestantischer deutscher Literarhistoriker konnte daher mit gutem Recht sagen: ‚Wer von den Vorgängern Dantes spricht, spricht auch von der Herrlichkeit und Keimkräftigkeit dieser Franziskanerdichtung.' Das ergreifende ‚Stabat mater' von Jacopone da Todi, das erschütternde ‚Dies irae' von Thomas von Celano, die gedankenreichen Hymnen des hl. Bonaventura, man braucht sie bloß zu nennen, um eine ganze Fülle von Eindrücken wachzurufen. Der größte Poet der Schule war natürlich der hl. Franziskus selber. Wir werden ihn als solchen noch kennen lernen.

Auch der Legendendichtung müssen wir flüchtig gedenken. Die heute fast in allen Sprachen der Welt verbreiteten Fioretti oder Blümlein

des hl. Franziskus haben zusammen mit den Lebensbeschreibungen den Stoff geliefert für die malerische Verherrlichung des Armen von Assisi, wie sie besonders in den Fresken der Unter- und Oberkirche von Assisi in die Erscheinung tritt. Es ist die bekannteste Seite, von der aus das Leben des hl. Franziskus mit dem Aufschwung der Malerei in Italien zusammenhängt. Die kunstgeschichtliche Literatur über diese Zusammenhänge ist so reich und so verbreitet, daß es mich nicht locken kann, ein Mehreres hierüber zu sagen. Alle diese und andere mittelbare Ursachen der Beeinflussung des Kunstlebens durch den hl. Franziskus hat die Forschung der Reihe nach zur Geltung gebracht. Sie hat damit entwicklungsgeschichtlich gewiß wertvolle Aufschlüsse geboten, aber die letzte, die aufschlußreichste, die tiefste Frage, die Frage darnach, wie denn eigentlich wieder diese mittelbaren Ursachen mit dem Auftreten des Mannes von Assisi zusammenhängen, wie es denn kommen konnte, daß die heitere, geistig so beruhigte, rein symbolische Kunst des 13. Jahrhunderts plötzlich in eine so ganz vom menschlichen Gefühl aus inspirierte ruhelose Kunst übergeht, wie das künstlerische Schaffen nun mit einemmal den individuellen Schöpferdrang weckt und zur Höhe führt, wie die Dichtung der Mysterienspiele kühn und lebendig werden konnte, die Meditationen phantasievoll, die Liebe erfinderisch, diese Frage hat jene kunstgeschichtliche Untersuchung unbeantwortet gelassen. Und doch hängt mit ihr allein zusammen, was das Leben des Heiligen von Assisi auch heute noch an schöpferisch machenden Kräften für unsere Menschheit haben könnte; denn wie es Verhältnisse, Seelen- und Körperstimmungen gibt, die den einzelnen als Künstler unfruchtbar machen, so gibt es umgekehrt und für ganze Völker auch materielle, moralische und geistige Zustände, die den schöpferischen Trieb aufs höchste begünstigen und frei machen. Solche begünstigenden Zustände wurden vor allem bewirkt durch die zwei Hauptideen des seraphischen Heiligen, nämlich die Idee der selbsterwählten Armut und die Idee der allumfassenden, Schöpfer wie Geschöpf, die bewußte wie die unbewußte Natur in hierarchisch gestufter Ordnung umschließenden Liebe.

* * *

Legende, Dichtung und bildende Kunst haben die Idee der Vermählung des hl. Franziskus mit der Armut oft und mit ergreifender Anschaulichkeit dargestellt. Giottos herrliche Allegorie in der Unterkirche zu Assisi und Dantes berühmte Stelle im elften Gesang des Paradieses, wem wären sie nicht bekannt? So groß und nachhaltig war der Eindruck, den gerade die Tugend der Armut bei diesem Heiligen machte, daß ihn das Volk kurzerhand nur den Poverello nannte. Und in der Tat hat er ja auch mit dieser Tugend der Lossagung von allen Erdengütern sein neues Leben begonnen, nachdem er zuvor durch seine Prunkliebe aller Augen auf sich gezogen hatte. Einst, so wird erzählt, war er mit seinen Freunden zu einem reichen Mahle versammelt, und schon freuten sich diese, daß Francesco der Melancholie, die sie seit einiger Zeit an ihm bemerkt hatten, wieder entronnen wäre, als er

plötzlich in eine seltsame Schwermut und tränenreiche Versunkenheit verfiel und die Freunde von neuem an sich irre machte. ‚Was fehlt dir denn?‘ riefen sie, um ihn diesem Zustand zu entreißen, und einer bemerkte scherzend: ‚Seht ihr denn nicht, daß er darauf sinnt, eine Frau zu nehmen?‘ ‚Ja wohl,‘ antwortete Francesco mit einem vielsagenden Lächeln, ‚ja wohl, ihr sprecht die Wahrheit; ich sinne darauf, eine Braut zu nehmen, die schöner, reicher, reiner ist, als ihr sie euch vorstellen könnt.‘ Und er ließ seine Umgebung nicht lange über diese Rätselworte im unklaren. Wie er sich bald darnach zurückzieht, den Bettlern und Aussätzigen seine Liebe zuwendet, für sie Almosen erbittet, vor dem Bischof dem ihn verklagenden Vater auch die letzten Kleider zu Füßen legt, sich später in Rom unter die Kirchenbettler setzt, um die Bitterkeit des Loses dieser Armen kennen zu lernen, und wie von nun an die Armutspredigt durch Wort und Beispiel ein Hauptzug seines Lebens wird, das alles ist so bekannt, daß ich mich im einzelnen nicht dabei aufhalte. Nur einem Irrtum möchte ich hier gleich entgegentreten, der sich leider oft findet und sich in dem hin und wieder gebrauchten Ausdruck ‚Der Bettler von Assisi‘ befestigt hat, dem Irrtum, als ob wirklich ein arbeitsscheues Bettlertum Franzens Ideal gewesen wäre. Franziskus wollte wohl arm sein, aber nie mit seiner Armut anderen lästig fallen. Er war deshalb stets bemüht, durch Dienstleistungen seinen kärglichen Unterhalt selber zu verdienen. Er forderte auch von seinen Jüngern, daß sie arbeiteten; nur in Ausnahmfällen sollten sie das äußerst Notwendige sich von anderen erbitten als Übung in Demut und Selbstentäußerung. Wie Franziskus das Armsein verstand, darüber haben wir einige Äußerungen von ihm, worin er mit genialem Tiefblick die ganze Tragik des Eigentumproblems in schlichten Worten andeutet. Als ihm der Bischof von Assisi einmal seine Bedenken über den Verzicht auf allen Besitz aussprach, gab ihm der Heilige zur Antwort: ‚Herr, hätten wir Güter, so brauchten wir Waffen, sie zu verteidigen; denn sie allein sind die Quellen aller Zwistigkeiten und Prozesse, und oft genug kommt dabei die Liebe zu Gott und zum Nächsten zu kurz; deshalb wollen wir keine irdischen Güter.‘ Wie hier ganz elementar die Habsucht als die Ursache aller kriegerischen Verwicklungen bezeichnet wird, so ein andermal die Freude am Besitzen als die Wurzel des Herrenmenschentums. Einst sagte ein Novize zum hl. Franziskus: ‚Vater, es wäre mir ein großer Trost, wenn ich einen Psalter mein eigen nennen könnte; aber wenn mir gleich unser General meinen Wunsch gewährt, so möchte ich doch gerne auch deine Einwilligung haben.‘ Franziskus schickte ihn das erstemal mit einer ablenkenden Antwort fort. Da aber der Novize wieder und dringlicher kam, beschied er ihn mit den Worten: ‚Wenn du deinen Psalter haben wirst, wirst du nach einem Brevier verlangen, und wenn du ein Brevier haben wirst, so wirst du dich wie ein großer Prälat in einen Stuhl setzen und deinem Bruder winken: Bringe mir mein Brevier!‘ Aber auch der Liebe soll der Besitz nicht im Wege stehen. Als die arme Mutter eines Ordens-

bruders einst in der Portiunkula um ein Almosen bat, und man dem Heiligen berichtete, es sei gar nichts mehr da als ein Neues Testament, in dem man morgens zu lesen pflege, versetzte Franziskus: ‚Geh, und gib unserer Mutter das Neue Testament, denn das wird Gott mehr gefallen, als wenn wir darin lesen.' — Vor allem verlangt er, daß die Armut heiter getragen werde. Sogar in seiner Regel rät er den Brüdern ein freudiges Wesen an. Sie sollen sich sehr hüten, nach außen traurig, umwölkt und sauertöpfig zu erscheinen; sie sollen sich vielmehr als im Herrn frohlockend, heiter und allzeit dankbar zeigen. Will er auch nicht, daß sie besitzen, so verbietet er ihnen doch nicht, zu genießen. Ist doch besitzen und genießen etwas in sich ganz verschiedenes. Ist nicht gerade bei den erlesensten Genüssen, die wir haben, der Besitz naturgemäß ausgeschlossen? Wie sagt doch unser größter Dichter an wenig bekannter Stelle?

Die allerhöchste Freude
Gewähren jene Güter, die uns allen
Gemein sind, die wir nicht veräußern, nicht
Vertauschen können, die uns niemand raubt,
An die uns eine gütige Natur
Ein gleiches Recht gegeben, und dies Recht
Mit stiller Macht und Allgewalt bewahrt.

Ist nicht alles, was der Allgemeinheit gehört, uns ebenso und ungetrübter von Sorgen, zum Genusse dargeboten, als wenn wir es zu eigen hätten? Gibt es nicht beglückende Dinge der Kunst und Natur in Menge, die zu besitzen uns nie einfallen wird? Und was kommt gar den Genüssen gleich, die uns die großen Schauspiele der Natur, der Sternenhimmel, das Meer, das Hochgebirge, die Herrlichkeit der Sonnenauf- und -untergänge, die Zauber der Mondnächte bereiten? Und sprechen wir nicht von einem Glück der Armut, das darin besteht, sich über tausend Dinge inniger und echter freuen zu können, als der Reiche je vermag? Und ist diese Freude nicht Freude im eigentlichen und letzten Sinne, weil sie ganz geistig, ganz interesselos, völlig frei von jedem Erdenrest schnöder Gier und Eigensucht ist? Sie sehen, ich komme schon ganz ungewollt nahe an Begriffsbestimmungen heran, wie sie uns aus der modernen Kunstlehre über das Wesen des Ästhetischen geläufig sind. Aber ehe ich auf diesem Pfad weitergehe, muß ich noch einer anderen Betrachtung hier Raum geben.

Wenn wir von der Armut sprechen, so wollen wir uns vor allem nicht darüber täuschen, daß uns das moderne Leben gar nicht gelehrt hat, gar nicht lehren kann, was Armut im Sinne des hl. Franziskus ist. Niemand von uns kennt ja die Armut, weder aus eigener Erfahrung, noch aus Erfahrung an anderen. Wir haben sie nie erlebt, vielleicht nie gesehen; denn was sich unseren Augen als Armut darbietet, ist ja im Grunde

bloß Elend. Elend aber ist Armut mit Leiden, Armut als Entbehrung, Armut als leidvoll empfundenes Schicksal, als Enterbtsein. Die wahre Armut im Sinne des hl. Franziskus ist das gerade Gegenteil hiervon: Armut aus Freude; Armut mit Inbrunst, Armut als Freisein von aller Sorge des Besitzens. Wahrhaft glücklich kann der Mensch nur im Gefühl seiner Freiheit sein. Der freie Gebrauch unserer Kräfte ist das herrlichste und erhebendste Gefühl. Besitzen mit Lust, mit Begier macht aber unfrei, ja unglücklich. Es bindet uns nicht nur an die Dinge, die wir besitzen, es bindet uns auch in bezug auf unser Verhältnis zu anderen Menschen. Wir stehen den Dingen der Welt begehrend gegenüber. Sie haben uns mehr in ihrer Gewalt, als wir sie beherrschen. So ist auch keine wahre und reine Freude an den Dingen möglich. Müssen wir doch stets fürchten, sie zu verlieren, oder in ihrem Besitze geschmälert zu werden. Wenn der Goethesche Faust sagt: ‚Genießen macht gemein', so könnte man dies in einem viel ursprünglicheren Sinne vom Besitzen sagen. Aus der Besitzgier ist alles Unheil der Welt entstanden. Besitz und Macht sind Zwillingsbrüder mit dem Kainszeichen auf der Stirne. Sobald der Mensch in den Bannkreis der gesellschaftlichen Vorstellungen tritt, unterliegt er auch diesen beiden Mächten, der Besitz- und der Machtgier. Nur wer die Not des Irdischen von sich zu werfen versteht, wird davon frei. Niemand hat dafür mehr Verständnis und Fähigkeit des Mitempfindens als der echte Künstler und Dichter.

Man hat zwar den Überfluß die Mutter der Künste genannt; aber das ist eine Halbwahrheit, die durch Wiederholung an Wert keineswegs gewinnt. Daß die Kunst nicht dort gedeiht, wo Elend und Not zu Hause sind und wo die Armut herrscht im Sinne des Mangels, darüber kann kein Zweifel bestehen. Wie unter den Waffen, so schweigen die Musen auch im harten Kampf ums Dasein. Denn der Kampf ist eine Sache des Willens, und wo der Wille waltet, da kommen die höheren, die anschauenden künstlerischen Kräfte des Menschen nicht zu ihrem Rechte. Diese aber sind es, die allein zum Künstler befähigen. Somit kann der Überfluß eine kunstfördernde Wirkung nur dann haben, wenn er den Menschen von der Knechtschaft des Wollens und der Dinge befreit; denn nur wo der Wille schweigt, kann der Mensch in der reinen Anschauung selig und somit ganz ruhigen Herzens werden. Die Ruhe des Herzens ist der Lohn der niedergekämpften Triebe, Leidenschaften, Wünsche. ‚Das ledige Gemüt vermag alle Dinge', heißt es bei dem Mystiker Eckardt. Deshalb wird auch, wie der hl. Bernhard von Clairvaux sagt, den Armen im Geiste das Himmelreich nicht sowohl verheißen, als schon auf Erden gegeben in den Worten: Selig die Armen im Geist; denn ihrer ist das Himmelreich. Das ist die große Lehre, die die Welt um Franziskus durch ihn und weiterhin durch seine Jünger erhalten hat. Besitzen, als ob man nicht besäße! Nicht anders wird die Kulturmenschheit dem Ideal nahekommen, das sich in der von den niederen Kräften des Begehrens völlig frei gewordenen Seele des hl. Fran-

ziskus ihr offenbarte. Es ist keine Frage, daß wir Heutigen eine wirkliche Kunst nicht oder im einzelnen nur dort haben, wo der künstlerische Mensch sich unseren tatsächlichen Zuständen zum Trotz als ein Märtyrer seines Strebens zu behaupten vermag. Das Mittelalter kannte die tragischen Erscheinungen unseres modernen Künstlertums nicht oder doch nicht in diesem Maße. Nur in einer Gesellschaft, wo eine reich gewordene Bourgeoisie den Ton angibt, konnte sich das herausbilden, was unsere Literaten den Gegensatz zwischen dem Bürger und dem Künstler nennen. Die wahre Kunst liebt das reichgewordene Parvenutum nicht. Ein geistvoller Schriftsteller spricht die Überzeugung aller Einsichtigen aus, wenn er sagt: ‚Die Kunst, die feine Aristokratin, weigert hartnäckig ihre Dienste den Reichen; sie gesellt sich nur Fürsten oder Armen. Niemals wird das reiche England mit seinen Millionen eine Kunst haben, die dieses Namens würdig ist. Die Kunst ist die Tochter einer erhabenen Welt, die der Ehre und dem Ideal lebt. Sie fühlt sich nur heimisch in freien Gemeinwesen, in dem fürstlichen Lebenskreis einer sozusagen souveränen Aristokratie und in klösterlichen Gemeinschaften, weil hier das Leben freigebig und gemeinnützig schaltet. Was die Könige, die Freistaaten, die Fürsten, der Adel, die Mönche und die Armen für die Kultur geleistet haben, das sehe ich wohl; was aber eine auf dem Schachergeist des individuellen Besitzes gegründete Gesellschaft wahrhaft Großes hervorbringen könnte, kann ich mir nicht vorstellen. Ich fürchte, und damit schließt der Ausspruch Renans, ich fürchte, das Ende vom Lied solcher Gesellschaften wird nichts sein als eine klägliche Mittelmäßigkeit.‘

Was ist der Sinn überragender Menschenerscheinungen, wenn nicht der, daß sie uns aus der Bahn der Mittelmäßigkeit, auf der das Schwergewicht unserer Natur uns festhält, herausreißen und auf das Ideal verweisen? Solche Menschen sind wahrhaft das Salz der Erde. Indem sie in ihrem Leben das schier Unmögliche verwirklichen, erweitern sie die Grenzen der Menschheit und flößen uns Zutrauen in Kräfte ein, die uns bisher unbekannt waren. Unser Jahrhundert, geneigt, die Dinge nur nach ihrer materiellen Zuträglichkeit oder Unzuträglichkeit zu beurteilen, hat für diesen unbedingten Idealismus leider keinen Sinn mehr. Ja, für diesen Idealismus scheint, um mit Goethe zu reden, keine Duldung, keine Nachsicht in der Welt zu sein. ‚Dennoch‘, so fährt Goethe fort, ‚sind die Menschen außer uns, was die Ideale im Innern sind, Vorbilder, nicht zum Nachahmen, sondern zum Nachstreben.‘ Nur eine Zeit, die da glaubte, ‚große Dinge ohne moralische Größe‘ vollbringen zu können, mochte sich solchen Erscheinungen verschließen. Wir, die wir im Begriffe stehen, umzulernen, werden ihnen nicht nur Gerechtigkeit widerfahren lassen, nein, wir werden ihnen Bewunderung zollen. Bewunderung aber verpflichtet zum Nachstreben. Wie haben die Zeitgenossen den hl. Franziskus bewundert, wie haben noch die folgenden Jahrhunderte sein Bild im Herzen getragen! Seine Legende wurde der schier unerschöpf-

liche Born künstlerischer Inspiration. Die Künstler sind gewiß nicht alle Minoriten oder auch nur Tertiarier geworden, aber sie haben aus dem franziskanischen Geiste gelebt, der weite Kreise der damaligen Welt erfüllte, und dieser Geist hat ihnen jene innere Freiheit gegeben, die allein die zum Künstlertum befähigende Objektivität des Schauens hervorbringen kann. Diese innere Freiheit ist auch eine der ursprünglichsten Forderungen unseres klassischen Zeitalters! Aber wie hat unser Jahrhundert sie verkannt! Nur allzu oberflächlich verwechselte es geistige Freiheit mit Willkür im Denken, ja mit intellektueller Zuchtlosigkeit. Das war eben die notwendige Folge davon, daß wir seelisch unter die Diktatur der Außendinge gerieten. Vor dieser Gefahr sah sich das Mittelalter immer wieder gewarnt, sowohl durch das heroische Beispiel derer, die um Christi willen die Armut freiwillig auf sich nahmen, als auch durch die Predigt, die sich an dem Beispiel des Heiligen von Assisi immer wieder neu begeisterte. ‚Die oberste Weisheit', so rief der Minorit Berthold von Regensburg den Tausenden zu, die an seinen Lippen hingen, ‚die oberste Weisheit ist, die Seele bewahren. Etliche Meister kennen die Sterne, andere wissen von den Pflanzen, welche Kraft sie haben an dem Samen, an dem Kraut, an der Wurzel, Geschmack und an anderen Kräften. So wissen wieder andere von der edelen Steine Kraft und ihren Farben. So kennen die dies, so kennen die das. Es sei diese Kunst oder jene Kunst, was immer sie kennen in aller Welt: Kennen sie die Kunst nicht, damit man die Seele bewahren kann, so sind sie eitel Toren und äffen ihre Seele.' — Aber ist nicht die gleiche Mahnung, wenngleich in der Sprache eines ganz anderen Jahrhunderts, ich meine das Jahrhundert Goethes und Schillers, auch an uns ergangen? Wir alle wissen, wie der Entsagungsgedanke die reifste Zeit Goethes beherrschte, und dies nicht etwa im Sinne einer verzweifelnden Resignation. Ihn hatte ein langes Künstlerdasein gelehrt, daß den schöpferischen Kräften nichts abträglicher ist, als sich in die ‚Gewalt der Dinge' zu begeben.

Von der Gewalt, die alle Wesen bindet,
Befreit der Mensch sich, der sich überwindet.

Das ist das, wie Goethe sagt, ‚schwer verstandene Wort', in dem eine seiner größten Lebensanschauungen gipfelt. Daß Schiller in dieser Idee lebte und webte, das ist uns allen geläufig; aber daß er diese Idee durch die tiefe Einsicht erweiterte, die wir ganz konkret aus der Betrachtung des Lebens des Armen von Assisi schöpfen können, durch die Einsicht nämlich, daß der Mensch um so liebefähiger wird, je selbstloser er wird, diese Vorstellung ist uns vielleicht in diesem Zusammenhang weniger geläufig. Aber Schiller spricht sie deutlich aus, wo er, vom Künstler redend, die große dichterische Klimax seines Aufstiegs mit den Worten schließt:

Je schwächer wird des Schicksals blinde Macht,
Je höher streben seine Triebe,

Je kleiner wird er selbst,
Je größer seine Liebe.

Es gab eine Zeit — ich hoffe, sie ist vorüber, — wo man Liebe und Kunst nicht in einem Atemzug nennen durfte, ohne daß die schulgebildete Mittelmäßigkeit an die trivialste aller Verbindungen dachte. Aber auch dort, wo man sich zu einer höheren Auffassung gestimmt weiß, ist noch nicht immer die Erkenntnis lebendig, daß die Liebe in ihrem weitesten Begriff nicht bloß eine die künstlerische Tätigkeit fördernde Seelenstimmung, sondern daß sie schlechthin das Zeugungselement aller wahren und großen Kunst ist. Nur eine Epoche, die in der geistigen Liebe lebt, kann auch eine künstlerische Epoche sein. Ein kritisches, skeptisches, ungläubiges Zeitalter ist immer auch unkünstlerisch. Liebe ist die positivste Kraft, die in die Dinge eindringt, wie es denn ohne Liebe gar kein Verstehen geben kann. Wir verstehen nur, was wir lieben; aber wir machen uns auch nur dort verständlich, wo wir liebend geben. Dem Liebenden antwortet die Welt mit vorher nie vernommenen Stimmen, und selbst die stumme Kreatur gewinnt für ihn Sprache und redet sich gleichsam in sein Herz hinein. Es ist einer der poetischsten Züge im Leben des seraphischen Heiligen, daß er mit der stummen Kreatur redete, von ihr verstanden wurde und sie verstand. Aber mit einer rein poetischen Auffassung würden wir diesem seltsamen Liebesgeheimnis nicht auf den Grund kommen. Es walten hier höhere Realitäten, die mit den Tatsachen der Uroffenbarung, der Völkerahnung des Sündenfalls und der Rückkehr des erlösten Menschen in den Stand der Schuldlosigkeit zusammenhängen. Wie es ganz gewiß nicht bloß eine nur poetische Redeweise ist, wenn die Propheten von dem Seufzen aller Kreatur nach Erlösung sprechen, ebenso wirklich kann der im Brandofen der Liebe geläuterte Mensch der niederen Natur ein Erlöser werden. Das Leben unseres Heiligen bietet eine große Reihe gut beglaubigter Tatsachen dar, wie die stumme Kreatur sich bei ihm geborgen fühlte und wie er seinen Brüdern und Schwestern, den Vögeln, den Hasen und anderen Tieren des Feldes, auch den Fischen, ja sogar den Würmern und Wölfen mit Liebe und tiefstem Mitleiden begegnete. Ein durch seine ursprüngliche Naivität ganz besonders bezeichnender Zug wird in dem ‚Speculum St. Francisci' berichtet. Der Heilige erklärte eines Tages: ‚Wenn ich den Kaiser spreche, werde ich ihn anflehen, Gott und mir zuliebe ein Gesetz zu erlassen, daß niemand meine Schwestern, die Lerchen, fange oder töte, noch ihnen sonst ein Leid tue. Auch daß am Tage der Geburt des Herrn alle Ortschaften für die Lerchen und die anderen Vögel Sorge tragen. Und wer einen Ochsen und Esel hat, soll in der hl. Nacht ihn besonders gut halten. Auch daß an diesem Feste alle Armen vom Tische der Reichen mit guten Speisen gesättigt werden.' — Man hat nicht selten in dieser Zuneigung des Heiligen zur Natur, in diesem Sicheinsfühlen mit ihr, ein Vorwegnehmen, wo nicht monistischer Unklarheiten unserer Tage, so doch mindestens pantheistischer Ideen sehen wollen. Man glaubt in dem Ver-

halten des hl. Franz nicht nur äußere Ähnlichkeiten, sondern eine tiefe innere Verwandtschaft zu gewissen Lehren des Buddhismus zu finden, aber man übersieht dabei, daß gerade durch eine solche Verleugnung der zentralen und übernatürlich geistigen Stellung des Menschen in der Natur der Mensch nur tiefer in den Bann der Naturgebundenheit hineingeraten muß, und daß dadurch jedes liebende und erlösende Herabsteigen zur unerlösten Kreatur unmöglich wird. Wir können alles Niedere nur lieben um eines Höheren willen, das in dem Niederen offenbar wird. Nur die in den Dingen hypostasierte Idee ist es, die unsere Liebe zu gewinnen vermag. Lieben wir doch auch unseren Nächsten im tiefsten Grunde nicht deshalb, weil er unseresgleichen ist; denn wir hätten eher Grund, ihn deshalb zu meiden, wenn nicht zu hassen. Wir lieben ihn vielmehr um seiner höheren Bestimmung willen, die auch wir, ein jeder von uns für sich selber, empfindet. Nur solche geistigen Beziehungen können Liebe im höheren Sinne wecken. Die Liebe ist, sobald sie sich über den Trieb erhebt, ein geistiges Band, das die Wesen bindet, und wächst aus der Erkenntnis und Einsicht in das Gefühl hinein. Das liebende Empfinden ist nur die Antwort auf jenes Schauen der Dinge im Lichte der Idee, das aller tieferen und letzten Erkenntnis zugrunde liegt. Ein bloßes Gefühl der Verbundenheit zum gleichen Schicksal, wie es allem Irdischen zubereitet ist, wird niemals ausreichen, den einzelnen vom Banne seiner Selbstliebe zu befreien und ihm so die Kraft zu geben, sich aus Liebe zu den andern selbst zu verleugnen. Nur da, wo eine geistige Macht ins Leben herabgestiegen ist, Schranken der Zeitlichkeit aus unserem Gesichtsfelde hinweggerückt hat, nur da kann eine auch die Schranken des Individuums übersteigende Empfindung entstehen, wie sie opferbereite Liebe darstellt. Das Große und Neue im Lieben des hl. Franziskus war, daß er diese rein religiös begründete Liebe fern von allem reflektierenden Wesen, rein naiv betätigte. Er liebte in den Dingen nicht nur den Gedanken des ursächlichen Zusammenhanges der Dinge mit Gott, sondern er liebte das Geschaffene, weil er in ihm ein Stück der Ebenbildlichkeit Gottes und somit Gott selber ergriff. Es wird von ihm erzählt, er habe Geschriebenes stets mit großer Ehrfurcht vom Boden aufgelesen und, darüber zur Rede gestellt, erklärt, auch selbst einzelne Schriftzeichen seien etwas Heiliges; denn man könne mit ihnen die göttlichen Namen zusammensetzen. Welch ein tiefes Gefühl für das Mysterium des Wortes spricht aus solchen Zügen! Hier haben wir jenen Geisteszustand, der in den Urgrund der Dinge sieht, dessen Blick nicht in den Erscheinungen hängen bleibt, sondern bis zum Wesen vordringt. ‚Und wie er die Dinge nannte, so war ihr Name‘, sagt die Schrift vom paradiesischen Menschen. Der Name ist nichts Willkürliches, sondern den Dingen immanent. Hier, und hier allein wurzelt auch die Bedeutung des Heiligen von Assisi als Dichter. Wir haben nur ein mit Sicherheit verbürgtes Gedicht von ihm, den sog. Sonnengesang. Ein moderner Freidenker nennt ihn das ‚schönste Stück religiöser Poesie seit den Evangelien‘. Der Mensch von heute, der Mensch des Zeitalters der Zeitungen,

der nur das entseelte, das ausgeschwächte Wort noch kennt und liebt, er wird ratlos vor diesen einfachen und schlichten Worten stehen. Der echte Dichter hat sie allezeit verstanden und bewundert. Vielleicht ist die Zeit nicht fern, wo auch wir wieder zu einer Dichtung kommen, der das Wort heilig ist, weil sie aufhört, Worte zu machen. So aber beginnt der Sonnengesang:

Höchster, allmächtiger, gütiger Herr, dein ist der Preis,
die Herrlichkeit und die Ehre
Und jegliche Benedeiung:
Dir allein gebühren sie;
Und kein Mensch ist würdig, dich zu nennen:

Gepriesen seist du Gott, mein Herr, mit allen deinen
Geschöpfen, vornehmlich mit dem edlen Bruder Sonne,
Welcher den Tag wirkt und uns leuchtet durch sein Licht:
Und schön ist er und strahlend in großem Glanze:
Von dir, o Herr, ist er das Sinnbild.

Und nun fährt der Heilige fort, den Mond, die Sterne, den Wind, die Luft, das Wasser zu preisen, das er demütig, köstlich und keusch nennt.

Soweit ist vermutlich der Gesang in einer Begeisterung entstanden. Nun findet Franziskus, wie der echte Dichter, aus dem unmittelbaren glühenden Erlebnis heraus von Zeit zu Zeit eine Strophe hinzu. — Infolge vielen Weinens über das Leiden des Herrn war sein Augenlicht fast bis zur Blindheit geschwächt worden. Auf Drängen seiner Freunde unterzieht er sich zwei Jahre vor seinem Tode einer Kur im Stile seiner Zeit. Der berühmteste Augenarzt brennt ihm mit zwei glühenden Eisen rechts und links die Schläfen. Der zarte, überempfindliche Körper erschauert schon bei der Vorstellung der Schmerzen. Aber Franziskus ermannt sich, dichtet die Strophe auf seinen Bruder ‚Feuer' und erduldet die Prozedur wie ein Lamm. — Auch ‚unserer Mutter Erde' singt er eine Strophe. Und als später zwischen dem Bischof von Assisi und dem Podestà eine ärgerliche Fehde ausbricht, die sich auf die bürgerlichen Parteien zu erstrecken droht, da läßt er durch seine Brüder vor dem bischöflichen Palast den Sonnengesang singend vortragen und fügt eine weitere Strophe hinzu, die den Herrn um derer willen preist, die aus Liebe Verzeihung gewähren und in Frieden dulden. Er hatte das Glück, die Streitenden zu versöhnen. Im September 1226 erklärt der Arzt den Gesundheitszustand des Heiligen für hoffnungslos, und dieses Erlebnis gibt der letzten Strophe, die dem ‚Bruder Tod' gewidmet ist, ihre Entstehung. Bald darnach, am 3. Oktober 1226, stirbt Franziskus.

Mehr als durch dieses einzelne Gedicht, hat Franziskus durch sein ganzes Wesen auf alles Künstlerische in seiner Zeit gewirkt. Ich habe die Bedeutung erwähnt, welche der religiösen Bühne, den sog. Mysterienspielen, für die

bildenden Künste des 14. und 15. Jahrhunderts zukam. Daß diese Spiele so volkstümlich wurden, daß sie vor allem einen so innigen, liebewarmen, natürlichen Zug gewannen, auch dafür finden wir die Keime in dem schöpferischen Wesen des Mannes von Assisi. — In seiner Jugend hatte er sich gerne in den Formen, Empfindungen und Sitten der Troubadours bewegt. Dieser Hinneigung zu einer Zeitmode hat man besonders in unserer Zeit bei der Beurteilung seines Wesens m. E. viel zu große Bedeutung beigelegt. Was bei ihm später an diese Welt einer sehr irdischen und gekünstelten Troubadourpoesie erinnert, das sind rein äußerliche Anklänge; denn eine tief lyrische Natur und eine so bildkräftige ursprüngliche Phantasie wie die seine, bedürfen wahrlich keiner modischen Anregungen, um überwogende Empfindungen in Ton, Wort und Bewegung zu gestalten. Sein ganzes Wesen war voller Melodie und Rhythmus. Man hat ihn fast bei allen wichtigen Anlässen seines Lebens singen hören, und noch auf seinem Sterbelager sang er so laut, daß der weltlich gesinnte Bruder Elias besorgt wurde, es möchte das draußen harrende Volk Anstoß daran nehmen und es ihm verwiesen hat. Franziskus nannte seine Brüder in Anlehnung an die Troubadourmode Giullari di Dio, Joculatores Domini, ‚Spielleute des Herrn' und hatte damit doch nur die letzte Form seiner eigenen Empfindung ausgesprochen. Wo ihn die Liebe erfaßte, da hüpfte sein Herz und flogen seine Glieder im Rhythmus der inneren Erregung mit. Schon bei seinen Predigten sprach er mit solcher Lebendigkeit und zierlich bewegten Eleganz der feinen Hände und Füße, daß er oft förmlich zu tanzen schien, und Thomas von Celano erzählt in seiner Legenda secunda, wie Franziskus oft ein Stück Holz gegen die linke Schulter stemmte, mit einem anderen als Bogen darüber hinstrich und so wie in Verzückung und Überschwang des Gefühls singend und tanzend seiner Liebesfülle Luft machte, bis die Erregung ihn überwältigte und er vor innerem Glück in Tränen ausbrach.

Aber dann kamen auch Zeiten, wo ihm die Predigt, Gesang und Tanz nicht mehr genügten, weil sich ihm das innere Schauen nach echter Künstlerart nach außen drängte und er sich in seiner kindlichen Weise zur Darstellung getrieben fand. Als er in Greccio, der Einsiedelei im Tale von Rieti, in der Dezembernacht das hl. Geheimnis der menschgewordenen Gottesliebe feiern will, baut er mit Erlaubnis des Papstes die erste Krippe. Dieser scheinbar kleine Zug aus dem Gemütsleben der Kirche, sagt ein neuerer Maler, ist sehr groß. Die Christnacht ist der Grund, die Ursache, die Weihe aller darstellenden Kunst, weil sie der Inbegriff und die Sichtbarkeit aller irdischen und himmlischen Schönheit ist. St. Francisci Krippenfeier, sie hat in kirchlichen Ländern, seit sie im Tale von Rieti stattfand, nicht mehr aufgehört; Millionen einfacher Landleute und Handwerker hat sie zu Poeten und Künstlern gemacht. — Giotto hat in der Oberkirche von Assisi gemalt, wie der seraphische Heilige bei dieser Krippenfeier auf den Boden niederkniet und das Kindlein der Krippe gleich einem der frommen Hirten auf seine Arme nimmt und inbrünstig an sein Herz drückt. Mit dieser naiven,

nur dem unbedingten Gefühl möglichen Handlungsweise war der Bann der Konvention gebrochen, nach der, wie wir früher sahen, nur die dogmatisch inspirierte Symbolik sich der Geburt des Herrn in der Kunst zu bemächtigen wagte. Von jetzt ab wird die Volksphantasie rege, das Gefühl gelöst, die Erfindungskraft ermutigt. Die christliche Bühne wiederholt zu den kirchlichen Festzeiten den ursprünglichen Vorgang im Tale von Rieti, indem sie ihn auch auf andere Ereignisse der christlichen Heilsgeschichte überträgt, und die Künstler schöpfen ihrerseits aus den Eindrücken des Spiels, wobei nicht nur die äußere Stellung und Gruppierung, nicht nur der Faltenwurf der oft kostbaren Stoffe, sondern auch der physiognomische Ausdruck im Dienste psychologischer Charakteristik Verwendung findet. Was aber das künstlerische Gefühl in seinen letzten Tiefen erregte, den Schöpferdrang mit ganz neuen Kräften begabte, das war doch nur der Liebesrausch, der mit Franziskus durch die Welt zog. Aus dem Streit und Hader der Faktionen und Familien war er in Verbindung mit einer tiefen Friedenssehnsucht so elementar hervorgebrochen, daß das italienische Volk bei einer kirchlichen Feier, dem ‚großen Alleluja' im Jahre 1233, sieben Jahre nach dem Tode des Franziskus, von religiöser Begeisterung hingerissen, über alle Staatsraison hinweg den Frieden verlangte und erhielt.

So groß ist die Macht der wahren Liebe, daß eine ganze Welt durch einen einzigen Menschen umgestaltet werden kann. Aber das ist ja ihre Natur, daß sie wie ein Feuer um sich greift. Liebe ist wahrhaft ein Kontagium: sie steckt an. Sie wird von Mensch zu Mensch übertragen, nicht durch verstandesmäßige Lehre, nur durch Berührung, Beispiel, begeisterte Verkündigung. Selbst die echte Begeisterung des Dichters wirkt dies Wunder der Ansteckung. Besser als wir Heutigen, wußten das die Alten, wußte es Plato: ‚Höre', so sagt er zu einem Dichter und Rezitator, ‚höre! Was dir deine schönen Worte über Homer in den Mund legt, ist nicht etwa deine Kunst, o nein, Jon: eine göttliche Kraft bewegt dich hier, eine göttliche Kraft lebt dann in dir, ganz wie in jenem Steine, den Euripides Magnet nennt und die Leute den Stein aus Herakleia heißen. Denn dieser Stein zieht nicht nur die eisernen Ringe an, sondern teilt auch seine Kraft diesen Ringen mit, so daß alle nun die eigene Tugend des Magneten besitzen, andere Ringe an sich zu ziehen und sich auf solche Art oft eine lange Kette bildet, aus vielen, vielen Ringen und Gliedern. Aber in alle Ringe ist die Kraft und Tugend aus jenem einzigen, ursprünglichen Steine gekommen und so, Jon, teilt auch Euch zuerst die einzige, ursprüngliche Muse selbst den Gott mit, aber an diese Ergriffenen schließen sich in gleicher Kette die vielen, die aus Euch, den Nächsten die Kraft nehmen. Alle die edlen Dichter der Sagen schreiben ihre erhabenen Gesänge nicht als Künstler nieder, sondern von Gott ergriffen, von Gott besessen; und gleich wie die Korybanten nicht aus eitler Vernunft tanzen, so singen auch die Dichter die schönen Lieder nicht, weil sie besonnen wären, nein, nein, Jon! Auch sie schwärmen nur, sie schwärmen entzückt, so oft ihre Seele sich mit der Gottheit verbunden fühlt und sie gleichsam den Schritt ihres Gottes treten.'

Wenn wir die Kunst und Dichtung der letzten Generationen betrachten, so haben wir alle das Gefühl, daß ihnen nichts mehr fehlte, als eine ungelogene, herzgeborene Begeisterung und göttliche Lebensfreude. Die Dichtung insbesondere war in ihrem allgemeinen Charakter dürr, schwunglos, lebensfremd, unfroh, abstrakt, moralisierend. Viele Thyrsusschwinger, aber wenig Backchen! Was auch immer der einzelne an Herzenswärme und persönlicher Ergriffenheit aufbrachte, es pflanzte sich nicht fort; denn unsere Seelen waren nicht gelockert und empfänglich, um die geistigen Schwingungen in gleichgestimmter Liebe aufzunehmen und auf andere zu übertragen. Nun haben die Erlebnisse der letzten Jahre bei vielen den harten Seelengrund aufgewühlt, und ist eine geistige Unruhe und Erwartung über uns gekommen, wie sie großen Ereignissen voraufgehen. In den Herzen der Besten unseres Volkes ist Adventstimmung eingekehrt. Starke Kräfte, Liebeskräfte sind auch in unserer Zeit am Werke. Ihrer eine hat im Jahre 1916 die Treue für Volkstum und Vaterland durch den Tod besiegelt.

Ich rede von einem Dichter, der, noch jung an Jahren, an der Somme gefallen ist. Aber es ist mein tiefer Glaube, daß Reinhard Johannes Sorge für unsere Dichtung nicht umsonst gelebt hat. In seiner reinen Kindlichkeit, Liebesinbrunst und unbedingten Entschlossenheit zum Höchsten war er der franziskanischste Mensch, den ich in meinem Leben kennen gelernt habe. Wie war er vom Leben und Lieben des Armen von Assisi ergriffen! Wie hat seitdem all sein Tun und Dichten im Zeichen dieser Ergriffenheit gestanden! Darum konnte er es auch seiner Zeit nicht verzeihen, daß sie ihn lange Jahre hindurch über diesen seltenen Mann so gut wie in Unwissenheit gelassen hatte, und er rief ihr zu: ‚Warum hört man in euren Schulen nur von dem einen und nicht auch von dem andern? O ihr Heuchler! Die Kräfte der Physik und die Zahlen der Geschichte geben eurer Jugend das Zeugnis ihrer Reife, aber der Name des Heiligen von Assisi ist nicht an mein Ohr gedrungen. Falle auf euch die Schuld, wenn ihr Steine bietet, aber den Hunger nach Brot legte uns Gott ins Herz.‘ — Der so sprach, ist in all seiner Liebesfülle dahingegangen. Aber es werden andere kommen und dem Hunger dieser Zeit genugtun. Wie einst das Europa der Kreuzzüge aus der schier übermenschlichen Geburtsarbeit seiner Kriegsfahrten mit einem neuen und nie dagewesenen Vergeistigungsdrang zu seinen engeren Aufgaben zurückkehrte, so, ja mehr noch, wird auch das neue Europa aus diesem Kriege mit einem wahren Heißhunger nach Verinnerlichung und Seelenwärme hervorgehen. Möchte dann auch unserer Zeit ein Genius beschieden sein, er sei Prophet, Heiliger oder Dichter, der uns den Weg zum Rechten weist, damit das in der Liebe neu gewordene Leben sich auch in der Kunst bewähre durch jene von Dante besungene göttliche Liebe:

‚die da die Sonne rollt und andere Sterne‘.

Zwei Legenden / Von Max Fischer

I. Die heilige Klausnerin Wiborada

Wilde Angst brach fiebernd ein in die Klosterstille von Sankt Gallen. Durch die sanfte Andacht der Gebete schlug das Pochen der großen Beklommenheit. Düsterer als je hatte im Jahre des Heils 926 der April eingesetzt: Nur schwache Strahlen der Sonne tasteten zuweilen in den letzten Stunden des Abends durch das dichtgeballte Regengewölk. Wie Finsternis und Bange der Weltenwende hatte es sich über die Herzen der Menschen gesenkt: grimmiger denn je peinigte Satanas die Seelen der Frommen mit quälenden Versuchungen. Es war, als sei die Lieblichkeit aus der Kirche und den Klostergängen gesogen, als verblasse der golden leuchtende Schein um die Häupter der Heiligen, als habe selbst das Angesicht der allerseligsten Gottesmutter einen herberen, strengeren Ausdruck angenommen. Der sanfte Schritt des Evangelisten Johannes schwebte nicht mehr durch die klösterlichen Räume; dumpf und lastend senkten sich die schweren Traumgesichte des Daniel herab und die schaurigen Visionen der Apokalypse. In der friedlichen Geborgenheit der Zelle wich der sanfte Ausdruck der schlafenden Mönche, banges Stöhnen riß sich empor aus dem Schlummer der Einsamen.

Vieles Volk strömte jetzt trotz Nebeln und Stürmen aus den umgebenden Dörfern zu der Klosterkirche Sankt Gallen. Immer näher, immer schreckhafter schwoll die Kunde heran von den anstürmenden Feinden. Immer drohender, immer deutlicher zeigten sich Triumphe der höllischen Macht. Das Vieh schien behext: statt der fetten gelben Milch gab es eine saure, stinkende Flüssigkeit. Aus schlummernden Geborgenheiten war die Habsucht schamlos erwacht, Söhne schlugen frevelnd nach ihren Vätern, Brüder entschwollen in dem verruchten Hasse des Kain.

Die heilige Stätte von Sankt Gallen füllte sich mit der bangen Not der Betenden. Aus geängsteten Herzen rauschte die Bitte zum Himmel empor, Gott möge das strenge Gericht von ihnen abwenden, möge sie bewahren vor dem wildbrausenden Ansturm der ungarischen Scharen.

Schwere Falten hatten sich eingefurcht in die hohe Stirne des Abtes Engilbert. Dem klugen, weitsichtigen Herrn war es bewußt, daß in wenigen Tagen die Ungarn in das Tal von Sankt Gallen dringen mußten, und das ungeschützte Kloster ihrer habgierigen Brandschatzung und ihrem mörderischen Frevel preisgegeben sei. Der Abt fühlte, welche bange Entscheidung die schicksalsschwere Stunde auf seine Schultern geworfen hatte. Sollte er den frommen Dienst und die heilige Wissenschaft von Sankt Gallen der Vernichtung durch Barbarenhände überlassen? Durfte blinde Zerstörungswut

gottloser Feinde den frommen Fleiß und den gottergebenen Scharfsinn der Jahrhunderte vernichten?

In schweren Gebeten rang der Abt um erleuchtende Erkenntnis. Verantwortung seines christlichen Erzieheramtes und Wonne eines glorreichen Martyrtodes fochten qualvollen Kampf. Doch an einem Morgen, vor dem streitbaren Bildnis des Apostels Petrus, ward dem Abte offenbar, daß er die christlichen Schätze, die seiner Obhut anvertraut waren, nicht wehrlos der Zerstörung des Feindes preisgeben durfte, daß er sie schützen müsse um der Heiligung der künftigen Geschlechter willen. Und, während schon gehetzte Flüchtlinge die Kunde ausbreiteten von dem Herannahen mordender Ungarnscharen, traf Abt Engilbert mit eifriger Umsicht alle Vorkehrungen: ließ die wertvollen Bücher und Bilder in Reichenau bergen, sandte die Greise und die Klosterschüler nach der seeumschirmten Wasserburg am Bodensee, ließ die Waffen instand setzen, um von einem besser geschützten Orte sich und die Seinen wider den Ansturm der wilden Feinde verteidigen zu können, vertrauend auf des dreieinigen Gottes wunderbare Hilfe.

Aber bevor der Abt mit den Seinen das Tal von Sankt Gallen verließ, hatte er noch einen Weg zu gehen, der ihm heiß auf der Seele brannte. Durch den feuchten Morgennebel schritt der hohe Geistliche zu dem Kirchlein von Sankt Mang empor. Mit innerer Besorgnis dachte er an die schwesterliche Seele, die sieben Jahre lang schon eingeschlossen lebte, entsagend der Welt und ihren rauschenden Freuden, in der grauenhaften Einsamkeit ihrer engen Klause alle leidenschaftlichen Kräfte ihrer Seele zu Gott sammelnd, nach dem sie rang, in Seufzern der Menschennot und in Gebeten der Inbrunst.

In ehrfürchtiger Andacht trat Abt Engilbert in das kleine Kirchlein von Sankt Mang. Noch umhüllte Dunkelheit den heiligen Raum, vor dessen Altare sieghaft das ewige Licht leuchtete, zuweilen sich scheu zusammenraffend, als wolle es der suchenden Seele hoffnungslos entschwinden, zuweilen hell aufflammend in jubelnder Verheißung. Wie still und innig es in diesem Kirchlein war. Nichts von dem Prunk und den vollendeten Zeremonien Sankt Gallens, und doch: auch hier in der schlichten Geborgenheit war der gekreuzigte Gottessohn lebendig, war der heilige Geist ausgegossen, der milde Tröster der erlösungsbangen Menschen. Vor dem Altare kniete der Abt, faltete in demütiger Einfalt die Hände zum Gebete, senkte seine Seele in Gott und bat ihn, der über alle Geschicke gebietet, über Tod und Leben, über Verdammnis und Erlösung, daß er ihm und den seiner Obhut anvertrauten Seelen ein milder und barmherziger Richter sei, daß er die heilige Stätte von Sankt Gallen schützen möge vor unheiliger Verwüstung, daß er sich auch

annehmen möge der frommen Klausnerin, die in unstillbarer Gottesliebe sich zu dem Dreieinen emporrang, überwindend die Schwächen ihres Geschlechtes und die engen Schranken der sündigen Menschenkreatur.

Als der Abt Engilbert seine Seele durch das Gebet gestärkt hatte, schritt er zu dem kleinen Gitterfenster, das die einzige Verbindung darstellte zwischen der Kirche und der ummauerten Klause der frommen Einsiedlerin. Durch dieses Fenster empfing sie die kärglichen Speisen, deren ihr fastengeübter Leib bedurfte, empfing sie, an den Tagen des Herrn, die heilige Seelenspeise, empfing sie tröstend zusprechendes Wort und Absolution ihres geistlichen Führers.

Milden Gruß entsandte der Abt der einsamen Schwester in Christo. Sein Ohr lehnte am Fenster, lauschte auf die geheimnisvolle Stimme, die ihm bei jedem seiner Besuche immer klarer und heller, immer freudiger und entlöster schien, als steige sie empor aus der verquollenen Umnachtung der sündigen Kreatur zu den reinen Höhen der seligen Geister. Welche seltenen Wege mochte die Seele dieser eigenen Frau ersteigen in heiliger Einsamkeit? Wohl wußte der Abt aus den Beichten der früheren Jahre, daß die Lockungen der Welt und die grausen Versuchungen des Teufels selbst durch die schirmenden Mauern der engen Zelle sich Eingang verschafft und die nach Gott ringende Seele versucht hatten. Aber immer mehr schien die gottergebene Seele der frommen Frau umhüllt zu werden mit dem seligen Schein der Gnade, gefeit zu werden wider die Versuchungen der bösen Mächte, erlöst zu werden aus den verengenden Schranken der sündigen Kreatur zu der reinen Schau paradiesischer Gefilde.

So klang an diesem Tage, lauterer noch denn je, die selige Stimme der Klausnerin, jubelte von Wonne des Himmels und von der beglückenden Nähe des gnadevollen Erlösers. War es noch ein menschliches Wesen, so fragte sich bange der Abt, das so frohlockte wie reinste Glocken, war nicht vielleicht in diesem siebenjährigen Heiligenleben die Gewandung des Körpers überwunden worden, und ein verklärter Geist schwebte in der engen Klause? Nur mit Scheu vermochte es der Abt, hier von den Dingen des Erdentages zu reden, die selbst in den Räumen des Klosters Sorge und Beklommenheit verbreitet hatten, von der brutalen Not feindlichen Ansturms, von dem Heranrücken der wilden Ungarnscharen. Aber die schützende Sorge um die fromme Frau gab ihm die Kraft zu Worten der Warnung: fliehen solle sie auf die seeumschirmte Wasserburg, daß sie geschützt sei gegen die Ruchlosigkeit der anziehenden Feinde, daß sie davor bewahrt bleibe, wenn frevelnde Hände das Kirchlein anzündeten, lebendigen Leibes versengt zu werden von züngelnden Flammen.

Aber kein Klang von scheuer Erdenfurcht um das menschliche Leben tönte aus der Stimme, welche wie raumlos schwebend dem Abte ins Ohr klang. Gott sei ihr Leben geweiht, und nimmer wolle sie die heilige Klause verlassen, welche sie die ringenden Jahre hindurch bewahrt habe vor dem eitlen Schaum der weltlichen Erregungen. Eitel sei es, der Gefahr feige entfliehen zu wollen, denn der Tod des Leibes treffe, wenn Gottes allmächtige Vorsehung ihn bestimmt hat. Nicht den irdischen Tod brauche zu fürchten, der die Seele bereitet, daß sie die Finsternis der Nacht überwinde und aufzusteigen vermag zum ewigen Leben. So habe der Heiland es uns gelehrt in der Entscheidensschwere seiner unantastbaren Worte: ‚Wer sein Leben lieb hat, der wird es verlieren; und wer sein Leben auf dieser Welt gering achtet, der wird es bewahren zum ewigen Leben.'

Demütig beugte Abt Engilbert seine warnende Sorge vor dem wankellosen Gottvertrauen dieser heiligen Frau. Er fühlte: hier hatte der Tod nicht Schrecken wie für die erdbefangene Kreatur, wie für den bangen Sünder, hier war der Tod die ersehnte Eingangspforte aus der unzulänglichen Form des sündigen Erdenlebens in die verklärte Auferstehung eines paradiesischen Lebens. Er fühlte voll Scham, wieviel mehr er selbst, der mit hoher geistlicher Würde umkleidete Priester, noch an die vergänglichen Werte dieses Lebens sich klammerte, und er erbat sich bei Gott die fromme Ergebenheit dieser heiligen Frau als Vorbild und Fürsprecherin. Dann gab er tief ergriffen der Klausnerin den priesterlichen Segen, empfahl ihre geläuterte Seele der Gnade des Allmächtigen.

Blaugrauer Morgen leuchtete dem Abte entgegen, als er den grünen Wiesenhügel hinabstieg. Eine neue Freudigkeit schwebte um seine sorgenentlastete Stirne. So geschahen doch noch auf dieser Erde die strahlenden Wunder der göttlichen Gnade, so gab es doch über den wirren Kämpfen der Menschen, über dem vergänglichen Wechsel der Meinungen, über dem ewigen Vergehen und Zeugen die *eine* unantastbare Wahrheit: den Weg der Nachfolge Christi, welcher hienieden schon die Seele weitet über die Mauern kreatürlicher Umfangenheit und sie erfüllt mit dem Vorgeschmack ewiger Seligkeiten.

Als die Nebel gewichen waren und die Sonne ihr Mittagslicht über das Tal von Sankt Gallen ausgoß, waren die Menschen längst auf die Inseln im Bodensee oder in die schützenden Berge entflohen. Vierundzwanzig Stunden lag so das Land, von Menschen verlassen und bange atmend vor der Ahnung schweren Schicksals: nur in stiller ummauerter Klause leuchtete die keusche Seele der heiligen Wiborada zu Gott empor.

War die Erfüllung endlich gekommen? Sollte sie nun endlich aufspringen die bange Pforte, welche noch trennte von dem Leben

in Gott? Ihn hatte sie gesucht seit den frühen Ahnungen der Kindheit, er war verheißende Zuversicht ihrer jungen Träume gewesen. Aber lockend hatten die Wirrnisse dieser Welt sie umflittert, hatten sie hineingewirbelt in den eitlen Tanz ihrer glitzernden Täuschungen, hatten gezehrt an ihrem Hoffen und Sehnen und hatten sie dennoch zurückgelassen, schal, ernüchtert, enttäuscht. Da war der Jungfrau Wiborada die frohe Erkenntnis offenbar geworden, daß es nicht in den Banden des schrankenumhegten Erdenlebens das Glück und die Vollendung zu suchen galt: zur Vollkommenheit Gottes jauchzte ihre Seele in drängendem Verlangen empor. Nun gab es nur noch ein Ziel, nur noch eine vermessene Sehnsucht. Mochten die bösen Geister schaurig wirren mit schweren Träumen und scheußlichen Lüsten, mochte das strahlende Goldhaar verbleichen in der engen ummauerten Klause, wenn nur die tastende Seele den Gnadenpfad empor fand zu der Reinheit Gottes.

Auf wilden Hengsten tobten die Ungarn über das grünende Land. Drangen ein in das Kloster Sankt Gallen, fluchten der Entwichenen, warfen das heilige Gerät wild durcheinander, bezechten sich an der köstlichen Süße des alten Klosterweines.

Des Trunkes und des Spieles müde, suchten drei ungarische Reiter Gegenstand habgieriger Plünderung. Vom Wiesenhügel leuchtete ihnen das Kirchlein Sankt Mang. Doch vergebens wühlten sie nach Schätzen in der schmucklosen Innigkeit des stillen Kirchleins. Ein Kruzifix, zwei Marienbilder — das war alles, was ihre frevelnden Hände errafften.

Als sie Verwünschungen ausstoßend aus dem dürftigen Kirchlein traten, wies einer der Ungarn auf den kleinen ummauerten Raum. Kein Zweifel: hier mußten die Schätze des Kirchleins geborgen sein. In wilder Habgier kletterten die Ungarn die niedrige Mauer hinauf, versuchten das leichte Dach abzutragen. Doch als sie das erste Stück des Daches abgedeckt hatten und ihre golddürstenden Augen nach den ersehnten Schätzen spähten, bot seltsamer Anblick sich dar: an einem kleinen Altar kniete betend eine hohe, schlanke Frau. Ergrauendes Blondhaar wallte über ihre Schultern hernieder. Das bleiche, leidengefurchte Antlitz senkte sich über die schmalen Beterhände, ein Glanz unnennbarer Seligkeit entstrahlte den leuchtenden Augen.

Als sie die dürftige Armut der schätzelosen Klausnerin erkannten, überkam teuflische Wut die wilden ungarischen Kriegsgesellen. Einer von ihnen nahm zornerfüllt sein Schwert, schleuderte es herab auf die betende Klausnerin. In der Mitte des heiligen Hauptes senkte es sich ein, durchdrang das schützende Haar: purpurnes Martyrblut quoll rauschend empor.

Eine wilde, entsetzliche Angst war über die drei ungarischen Reiter gekommen. Durch die Zelle, in der das Blut der gemordeten Heiligen tropfte, tönte der seltsame Klang einer fremden Melodie: es war, als ziehe das geheimnisvolle Flüstern einer anderen Welt bebend über die verirrte Erde.

II. Die Hexe

Warum wirre ich den Frieden der Menschen? Trage Unfrieden hin, wo Frieden gewesen; säe die Zwietracht, wo lautere Reinheit blühte? Manchmal möchte ich weinen wie eine zerbrochene Lilie, wie ein Regen an milden Märzabenden. Und kann doch mein Blut nicht stillstehen machen. Es ist so schaurig-schön, wie sie alle tanzen nach meinem Rhythmus, wie ich sie verwirbele und verquirle, wie sie entgleiten dem geraden Pfade und um Satanas jubeln.

Bruder Hieronymus hat so harte Hände, hat so starre Augen. Manchmal aber ist Glanz in ihnen wie in Sternen der Sommernächte. Bruder Hieronymus geht einen steilen Weg, und meine Blicke machen seinen Weg nicht wanken. Bruder Hieronymus ist mein Feind. Sein Weg geht über mich hinweg, seine Zuversicht peitscht mich, seine Demut vernichtet mich. Ich möchte wohl wissen, ob Bruder Hieronymus nie vom Teufel versucht wird. Einmal an einem Abend waren seine Lippen so sehnend weit geworden und seine Augen trunken wie süßer Wein. Aber es war nur einen Pulsschlag lang, dann wurde sein Antlitz hart wie unerbittliche Mauer und seine Augen hatten nur noch e i n e Glut. Ich weiß nicht, starrten sie nach innen oder sehnten sie fort in unendliche Fernen. Bruder Hieronymus küßt keine Frauen. Seine Lippen berühren nur den gekreuzigten Christ. Manchmal will es mir scheinen, Bruder Hieronymus sei ein heiliger Mann. Dann hat sein Antlitz keine Furchen mehr, und ein milder Glanz schimmert um sein Haupt. Es soll nicht sein, daß es heilige Männer gibt. Heilige Männer entrücken sich, und bange sehnen wir nach ihnen in unerlösten Qualen. Es darf nicht sein, daß man von der Brunst hinwegläuft: das Tier ist nicht böse, es ist süß und wonnig, es hat große, scharfe Zähne, es hat glutrunkene Nächte. Bruder Hieronymus ist mein Feind. Einer wird zerbrechen müssen: die Erde duldet nicht uns beide.

Nun ist Walpurgisnacht. Nun ist Nacht der Freude. Führe mich durch die Lüfte Satanas, mein Gebieter, führe mich hin, daß ich schwebe zum Berge deiner heiligen Wollust. Wie du mir Kraft gibst, du Gebieter, du Geliebter, du Anbetungswürdiger: über die blaugrauen Städte schwebe ich im rotbrandenden Hexenmantel. Über die sanft betenden Frühlingsberge brause ich, getragen von den

brausenden Fittichen deiner Allmacht. Erlöse mich aus meiner Sehnsucht, Satanas, du Herr der Übermaße, gib mir deine rauschende Kraft als unverlierbaren Schatz in meine dürstenden Einsamkeiten.

Seid ihr schon da, ihr, meine süßen Freundinnen, meine lieben Hexenschwesterchen, meine Schwesterchen? Laßt uns die wärmenden Gliederchen süß aneinanderschmiegen, bis er kommt, der Gebieter, der Herr, der Herrliche. Der uns erlöst aus den kalten Wehen und den bangen Traurigkeiten.

Er naht, er naht. Laßt uns ihm entgegenjauchzen, meine lieben Schwesterchen, meine lieben Teufelsschwesterchen: es schreitet heran der Gewaltige, der stolze König allen Fleisches. Vor seiner Glut weicht der Frost, vor seiner Lohe entdunkelt die Nacht. Laßt uns tanzen und jubeln um unseren Herrn, laßt uns die Reigen der süßen Wollust vollführen, laßt uns im Tanze der Satansbräute taumeln, ihr, meine lieben Hexenschwesterchen, meine lieben Schwesterchen.

Gib mir zu trinken von deiner rauschenden Urmacht, Satanas, mein Geliebter. Du träufelst in meinen lustzitternden Schoß die Gewalt deiner Allmacht. Du berauschst mein Blut mit der Süße der seligen Hexenkraft. Heimlich will ich deine Zaubermacht tragen in bleicher Narbe: will dir dienen, Satanas, du Schöner, du Glutbär, du Höllenmeteor, will die Seelen zuführen deinem Reiche der Lüste und Köstlichkeiten. Will dir fronen ewiglich. O Satanas, mein Geliebter . . .

Ich werde dich nicht verraten, Satanas, mein Geliebter, wie auch die Menschen mich zwingen wollen mit grausen Foltern. Nennen es ein Delictum atrocissimum et occultum, daß du mir so lieb und so süß bist, du rauschendste Kraft, du strömender Quell aller Weltmacht. Wie sie mein Blut pressen in Daumenschrauben und spanischen Stiefeln. Werde dennoch nicht den eklen Namen des milden Lammes mit den deiner Herrlichkeit geweihten Lippen bekennen: du bist mein Herr, selbst in der Folter der Christen bist du mein Herr.

Bruder Hieronymus hat gesagt, daß sie mich nicht foltern sollen, sondern bekehren. Er hat mich mit Weihwasser aus der Klosterkapelle besprengt, und in seinen Augen ist eine klagende Traurigkeit gewesen. Aber der Stadtvogt hat gesagt, daß man nicht mit mildem Wort die Hexen bekehren könne, die seien schlimmer denn Ketzer und Heiden, und nur die Zuchtrute der Tortur könne ihrem sündigen Blut die reuige Buße entpressen. Wie des Scharfrichters Lederriemen klatschend aufprasseln auf meinem schneeweißen Fleisch. Rote Schurfen brennen sie ein, wühlen mich auf in heißer Glut. Du bist mir treu, Satanas, mein Geliebter. Auch in der Glut der großen Geißelung ist deine Kraft. Dich jauchzen die Wundmale meines Fleisches. Mein Leib schlürft die Lust deiner herrischen

Peitsche. Ich will dich heimlich in mir tragen, Satanas, mein Gebieter, will scheu dich verbergen vor den forschenden Blicken der Menschen.

Der Stadtvogt hat gesagt, da meine Folter nicht fruchte, so solle die Nadelprobe mich überführen. Über meiner linken Brust ist die geheime Narbe. Der Scharfrichter wird in sie einstechen mit spitzem Stahl. Wenn kein Blut fließt, sagen die Menschen, es ist ein stigma diaboli. Ich will nicht sterben mit lebendigem Leibe. Ich will leben. Die Erde ist so süß und schaurig-schön. Stehe mir bei, Satanas, mein Gebieter, stehe mir bei in großer Not, stehe mir bei!

Du bist der König der Könige. Du bist der Herr der Erde. Du hast mich errettet vor dem bangen Tode. Als der Scharfrichter zustechen wollte, da sah ich ihm ins Antlitz mit dem schelmischsten Glanz meiner Augen, und da mußte er mich lieben, mußte lieben, daß der Stahl ihm in der Hand zitterte und nicht die Narbe traf, daß er dein heiliges Stigma nicht antastete und daneben hineinsetzte in das Fleisch. Und es floß viel roten Blutes. Da riefen die, die um mich standen, laut aus, ich sei keine Hexe. Und sie lobpreisten Gott.

Bruder Hieronymus aber hat seine dunkeln Augen tief in die heimliche Narbe eingesenkt, und er hat ganz still seine Hände gefaltet. Mir scheint, Bruder Hieronymus will nicht glauben, daß ich keine Hexe bin.

Bruder Hieronymus hat so starr durchbohrende Augen. Mir graust oft vor Bruder Hieronymus. Mein Blut wird ganz starr. Ich möchte schreien vor Angst. Ich bin vor seinen Weg geworfen wie ein wehrloses Reh vor die Meute der Hunde. Satanas, du großer, du allmächtiger Gebieter, stürze den Bruder Hieronymus, vernichte ihn. Bruder Hieronymus ist mein Feind.

Immer kommt Bruder Hieronymus zu mir. Er liest mir vor aus seinem heiligen Evangelienbuche. Er erzählt mir von den heiligen Frauen, die den Klauen des Satans durch die Gnade entrissen wurden und Christo anhingen in seliger Liebe. Oft faltet er seine Hände und betet zu Gott um meine verirrte Seele.

Wenn Bruder Hieronymus von den heiligen Dingen spricht, dann wird sein plumpes Haupt auf einmal so schön und verklärt. Wenn seine harten Hände sich zum Gebete falten, dann sind sie mild geworden wie keusche Träume in sanften Nächten. Und die Augen von Bruder Hieronymus sind so licht und gütig geworden wie stille, gottergebene Seen in verborgenen Wäldern. Früher, als ich noch ein Kind war, hatte ich wohl auch solche Augen wie Bruder Hieronymus.

Wenn Bruder Hieronymus nicht bei mir ist, bin ich oft einsam. Dann leide ich die Not der Sehnsucht.

Es ist doch ein Wahres an dem Leben der heiligen Männer. Sie wissen so viel von dem Duft der Blumen und von der Wehmut der Abendwolken. Es kommt so ein goldener Hauch aus den frommen Legenden. Es ist so ein unnahbar hoher Klang in der wundersamen Offenbarung der Evangelien. Bruder Hieronymus küßt das heilige Evangelienbuch mit so zarter Andacht, wie nie ein Bräutigam die Braut geküßt. Bruder Hieronymus ist sehr gut zu mir. Er sagt: er wolle den Teufel austreiben aus meiner Seele. Denn Satanas ließe sich nicht bekämpfen mit Tortur und strengem Gericht — die seien selber Werkzeuge, erdacht von teuflischem Sinne. — Satanas, so sagt der fromme Bruder, lasse sich nur überwinden durch die Milde christlicher Liebe.

Es duften die frühen Rosen wie Schalmeien der Engel. So süßer Friede ist in meine Seele gekommen, so selige Verheißung. Sei gelobt, dreieiniger Gott, in deiner strahlenden Gnade! Du hast mich erlöst von der quälenden Pein der Dämonen. Du hast erstickt die grause Satansflamme, du führtest die verirrte Hure des Teufels, sich zu heiligen, empor zu dir.

Es sind die Tage so hell geworden und voll geheimen Wissens. Verschüttete Vergangenheiten sind die Wolluststunden der dumpfen Lüste. Nun weht dein Morgenwind klar und rein in mein Gemach.

Manchmal kommt Hieronymus, mein Bruder in Christo, zu mir, und wir lesen dann andächtig in den frommen Büchern. Da sind unsere Seelen so frei und sternbetaut, da wachsen ihre Schwingen und möchten fliegen zu den lichten Geheimnissen paradiesischer Gefilde.

Nie wird es Satanas gelingen, mit den grausen Händen seiner wilden Gierde mich zurückzufordern in den Taumel seines Höllenreiches. Dir will ich anhangen, Gott, du Großer, du Unendlicher, du süßester Duft aller Blumen, du heiligster Ton aller Lieder, du zarteste Farbe aller Bilder: ich will mich nicht im Bann des Irdischen verweben; ich sehne mich, zur Reinheit hinzuschweben; erlöse mich empor zu dir, zu dir!

Über Friedrich Schlegel
Von Josef Körner (Wien)

Im letzten Jahrzehnt des verflossenen und noch im ersten des neuen Jahrhunderts war die Romantik, begünstigt durch eine sich ihr verwandt dünkende Literaturströmung, der verzogene Liebling der Literarhistoriker und aller Gebildeten. Aber dieses Interesse war bloße Mode und als Mode vergänglich. Von einer tieferen Wirkung auf die eigene Zeit verspürte man wenig. Und mußte nicht die Paradoxie jener Romantikfreundschaft einer materialistischen, im besten Fall skeptischen Epoche jedem Nachdenkenden offenbar werden? Mach und Schelling vertrugen sich doch schlecht. In der Tat kam es nur zu recht äußerlicher Bekanntschaft mit dem wahren Geist und Wesen der romantischen Epoche; man suchte und fand nur das der eigenen Stimmung und Einstellung Gemäße und vernachlässigte oder übersah ganz alles, was dem widersprach. Die Novalisbegeisterung, die in dem mystischen Dichter nur den zeitgemäßen Impressionisten und Psychologisten wahrnahm und sein enges Verhältnis zur idealistischen Philosophie geradezu unterschlug, liefert ein Schulbeispiel. Wenn aber schon dieser, in seinem menschlichen und literarischen Charakter noch am wenigsten problematische, dieser noch am meisten geradlinig sich entwickelnde Romantiker bei einem fremd gearteten Geschlecht nur halbes Verständnis fand, wie gering mußte sich das Auffassungsvermögen einer relativistisch denkenden Zeit erst jenem Manne gegenüber erweisen, dessen ganzes Leben und Wirken nur ein einziges, von allen Seiten einsetzendes Streben nach dem ‚Positiven' war, das er, der als revolutionärer Freigeist begonnen hatte, zuletzt befriedigt im Schoß der Kirche fand. So geschah es, daß man sein Leben zerriß, sein Werk zerschlug; daß man nur den jungen und unbekehrten Friedrich Schlegel gelten ließ, während es von dem reifen, gläubig gewordenen unwidersprochen hieß: der gehöre nicht mehr der Geistesgeschichte an. Und diesem Allerweltsurteil gegenüber verschlug selbst die offenkundige Tatsache wenig, daß (von den philosophischen Schriften des Alters ganz abgesehen) die allgemein anerkannten Hauptwerke Schlegels — die indische Schrift und die Literaturgeschichte — seiner katholischen Periode entstammten.

Im neuen Jahrhundert aber ist ein neues Geschlecht erstanden, das den romantischen Ahnen ganz anders verwandt ist. Ein neuer Idealismus und Positivismus hat den relativistischen Psychologismus verdrängt oder doch abgedrängt; religiöse Strömungen und Strebungen machen sich allenthalben geltend; auf dem enger umgrenzten Gebiete der Dichtung sind die Programme und Manifeste der Frühromantik wieder lebendiges Wort geworden. Jetzt erst gibt es eine wahre Neuromantik. Und so findet denn auch die Gegenwart erst ein persönliches Verhältnis und inneres (nicht nur historisches) Verständnis der alten Romantik und damit die Möglichkeit, nach ihren annoch vergrabenen Geistesschätzen erfolgreich zu schürfen. Und den größten Gewinn verspricht da naturgemäß die Beschäftigung mit dem geistig reichsten der romantischen Genossen: Friedrich Schlegel.

Heinrich Finke, der bekannte Freiburger Historiker, der soeben eine Würdigung Friedrich Schlegels zum Gegenstande seiner Rektoratsrede gemacht hat,* trifft so mit dem scheinbar unzeitgemäßen ein höchst zeitgemäßes Thema. Sein geist- und kenntnisreicher Versuch, die Persönlichkeit des Romantikers als Einheit zu fassen, hat wenige Vorgänger, und insofern er, in Umkehrung bisher üblichen Verfahrens, bei dem alternden länger und liebevoller verweilt als bei dem jungen, wohl überhaupt keinen.

Nach zwei Seiten hin bestrebt sich Finke, den Weg frei zu legen für eine gerechte und richtige Bewertung Friedrich Schlegels: er untersucht die Schwierigkeiten seiner Beurteilung, die so leicht zu Irrtum und Unbilligkeit führen; und er erhellt das Dunkel seiner zweiten Lebenshälfte, indem er den Umfang und die Bedeutung der Alterswerke ins rechte Licht setzt.

Mit Beiträgen also zu dem wichtigen und interessanten Kapitel ‚Friedrich Schlegel im Urteil seiner Zeitgenossen' setzt die Rede ein; und selbstverständlich kann es sich da, innerhalb des engen Rahmens einer Rede, nur um skizzenhafte Ausführung handeln. Absolute Vollständigkeit der Zeugnisse wird überhaupt schwer zu erlangen sein, aber eine sozusagen relative Vollständigkeit tut hier für richtiges Verständnis doch not. Schlegels Charakter war, was auch Finke wiederholt anführt, keineswegs danach angetan, Liebe und Sympathie zu erwecken; aber seinem Genie mußte auch der Widerstrebende Anerkennung zollen. Daraus ergab sich leicht ein Schwanken zwischen Hochschätzung und absprechendem Urteil, und da uns die Stimmen der Zeitgenossen doch nur zufällig und also nicht vollzählig noch vollständig erhalten sind, hat es nun den Anschein, als hätte der eine für ihn nur Lob, der andere (oder richtiger: die meisten) nur Tadel gehabt. Wie vorsichtig solche Urteile darum abgewogen werden müssen, möge aus einigen Zeugnissen erhellen, durch die zugleich Finkes Sammlung vermehrt werde.

‚Einst erzählte Tieck' — so berichtet Köpke (L. Tieck I, S. 342) — ‚mit welcher Verehrung Baader zu ihm über Schlegel gesprochen habe, wie er ihn eine prophetische Natur, einen zweiten Apostel Paulus genannt habe. Ruhig erwiderte Jacobi: „Halten Sie mich für einen ehrlichen Mann? Nun wohl, treten Sie hierher", sagte er, indem er auf einen Punkt hindeutete. „Sehen Sie, auf dieser Stelle hat Baader zu mir gesagt, Schlegel sei ein wahrer Judas Ischariot".' — Der junge Friedrich von Gentz kann sich, als die ‚Geschichte der Poesie der Griechen und Römer' erscheint, vor Bewunderung über dieses außerordentliche Werk nicht fassen; der philologisch und philosophisch hochgebildete Wilhelm von Humboldt spricht zur gleichen Zeit prophetisch dem befreundeten Körner die Überzeugung aus, daß Friedrich Schlegel ‚zu etwas Großem bestimmt ist'; Jean Paul aber schreibt über ihn,

---

* Heinrich Finke, Über Friedrich Schlegel. (Schwierigkeiten seiner Beurteilung. Die Arbeitsgebiete seiner zweiten Lebenshälfte.) Rede, gehalten bei der Übernahme des Prorektorats. Freiburg i. B. 1918.

den er eben kennen gelernt hat, am 16. V. 1800 seiner Frau: ‚Er ist in der Philosophie und Gelehrsamkeit zehnmal seichter, als ich gedacht; er konnte mir auf meine Anti-Fichtianismen so wenig antworten, daß ich glaube, er kennt nicht einmal das ganze System.‘ Dabei war Schlegel vielleicht niemals so intensiv mit Philosophie beschäftigt wie gerade damals (vgl. Schlegels Briefe, hg. v. Walzel, S. 443). Und W. v. Humboldt schreibt noch im August 1808 an die Staël: ‚Lui et Schelling sont, selon moi, les plus grands talens en fait de philosophie qui nous soyent restés.‘ — Nicht minder differieren die Urteile über den alten Schlegel. Während L. Tieck, ja der eigne Bruder August Wilhelm sich des Kopfschüttelns über den zerstörten edlen Geist nicht genugtun können, steht in des Malers Josef Führich Erinnerung (Lebensskizze 1875, S. 71 f.) ‚dieser entschiedene, hohe, klare und tiefsinnige Mann‘ herrlich da: ‚Alles, was aus der Fülle seines geordneten universalen und reichen Geistes über seine Lippen kam, war belehrend, erweckend und ermunternd für mich.‘ Freilich, wo die Beurteilung mehr seinem menschlichen Charakter gilt, sind die Stimmen immer kritisch; und es ist noch der günstigste Fall, wenn einer — wie etwa der französische Gesandte (und gebürtige Schwabe) Reinhard (an F. H. Jacobi 17. VI. 1808; Zoeppritz II, S. 203) — den Menschen ablehnt, aber zugleich ‚Achtung für seine vielseitigen Kenntnisse‘ ausspricht. Daß die Leute, denen Schlegel in beißenden Kritiken sehr unverhohlen seine Meinung gesagt hatte, und ihr Anhang gern und viel auf ihn losschalten, versteht sich; aber er machte es auch Wohlwollenden schwer, ihm gerecht zu bleiben. ‚Es ist meine Natur‘ — klagt er sich selber an (an Rahel, 8. II. 1802) — ‚im einzelnen alles, was an sich recht und gut ist, zu übertreiben, ohne daß ich's weiß und will; und so geschieht's, daß ich oft weh tue, wo ich gar nicht daran denke, daß meine Worte auch nur hart sein könnten.‘ Und Varnhagen, dem wir manches kluge und eindringende Wort über Schlegel zu danken haben, mag ihn wirklich durchschaut haben, wenn er ihn ganz im Ressentiment verwurzelt sieht (Tagebuchnotiz vom 11. II. 1854), eine Erkenntnis, die sich auch Max Scheler (Abhandlungen I, S. 91 f.) — der Varnhagens Bemerkung wahrscheinlich nicht kennt — aufgetan hat.

Unter allen Stimmen, die gegen Fr. Schlegel laut geworden sind, scheint auf den ersten Blick diejenige das größte Gewicht zu haben, die der eigne Bruder, der beste Freund und innigste geistige Genosse seiner Jugend, August Wilhelm, scheltend und schmähend erhoben hat; aber bei einiger Kritik sieht man gerade in diesem Falle Schimpf und Schmach auf den Scheltenden zurückfallen.

In einem 1838 geschriebenen (zu Lebzeiten jedoch nicht veröffentlichten) ‚offenen Briefe‘ äußert sich August Wilhelm über sein und seines Bruders Verhältnis zum Katholizismus folgendermaßen: ‚à mesure que mon frère Frédéric faisait des pas en avant je rebroussais chemin. Je n'ai qu' à me reprocher ma trop longue indulgence: mais je l'ai expiée par un des plus amers chagrins de ma vie. Ce fut le divorce des âmes. Révolté

du rôle qu'il joua depuis 1819 comme écrivain et comme allié des jésuites, j'ai fini par lui déclarer mon inimitié à la manière des anciens Romains.' (Oeuvres I, p. 192). 1819? Man staunt über die Jahreszahl, die durchaus keinen Wendepunkt in Fr. Schlegels Leben, Denken und Schaffen bedeutet. Längst zuvor hatte Glauben und wissenschaftliche Überzeugung gewechselt, und die Zeit jenseits des genannten Jahres ist weit eher durch eine Milderung seines katholisierenden Eifers als durch dessen Verschärfung ausgezeichnet. Was soll demnach die Jahreszahl 1819?

Und doch hat sie einen Sinn. Mit ihr verrät sich August Wilhelms verhohlener (oder vielleicht auch nicht voll bewußter) Hauptgrund zur Feindschaft mit dem Bruder. Denn in Wilhelms Lebensgeschichte ist das Jahr 1819 wirklich ein schwarzes Datum: es brachte ihm die Trennung von seiner zweiten Frau — die blamabelste Geschichte seines Lebens. Und in dieser Angelegenheit ergriff Friedrich, der zur Vermittlung angerufen ward, nicht unbedingt des Bruders Partei. Das hat der an empfindlichster Stelle Verletzte ihm nicht vergessen und nie verziehen, bewahrte ihm noch über den Tod hinaus seinen Groll. (Vgl. Briefwechsel Rahel-Varnhagen VI, S. 368).

Erweisen sich demnach die Urteile der Zeitgenossen als höchst verdächtige Zeugenaussagen, so gilt es für das Verständnis Fr. Schlegels und für eine gerechte Abschätzung seiner Verdienste aus seiner literarischen Leistung selbst, aus ihr einzig und allein zuverlässigere Aufklärung zu gewinnen. Allein auch hier wird die Beurteilung nicht leicht sein. Denn sieht man nur auf die abgeschlossene Leistung, so wird man, wie groß jene auch an sich ist, seiner historischen Bedeutung nicht im entferntesten gerecht; aber anderseits läuft, wer mehr seine Wirkung auf Mit- und Nachwelt ins Auge faßt, leicht Gefahr, ihn allzusehr zu überschätzen. Finke sucht feinsinnig eine unparteiische Mitte. ‚Er ist', urteilt er treffend von seinem Helden, ‚einer der größten Anreger aller Zeiten. ... Aber er war doch unendlich mehr. Als Aphoristiker der erste wieder nach Lichtenberg, der erste bedeutende wohl vor Nietzsche ... Als Fünfundzwanzigjähriger schafft er ein philologisches Werk ersten Ranges, das die Akribie der Philologie des ausgehenden 18. Jahrhunderts mit den Resultaten ästhetischer Kritik der Kantischen Schule verbindet und mit den pfadweisenden Aufstellungen einer Geschichte des Geisteslebens, wie sie Herder formuliert. Ein August Böckh und ein Otfried Müller bekennen sich dankbar als Schüler Schlegels ... Zehn Jahre später erscheint sein Buch „Über die Sprache und Weisheit der Indier". Es hat die Tore einer neuen Welt geöffnet. Das sprachvergleichende Studium beruht auf der Anregung dieses veralteten und doch unvergänglichen Werkes. Die Poesie des Orients befruchtet unsere größten Dichter. Zugleich wird mit diesem Werke die fruchtbarste Anregung für die historischen Wissenschaften gegeben, die sich von da an immer mehr der Völkerwiege des Orients zuwendeten. Wieder vier Jahre und Fr. Schlegel wird der Schöpfer der modernen vergleichenden Literaturgeschichte.' (S.

12ff.) Finke führt gewichtige Zeugen an, die von Schlegel die politische Dichtung der Befreiungskriege wie die politische Theorie der konservativen Parteien ausgehen lassen, und deutet an, daß vielleicht noch Hegel und Schopenhauer ihm manches zu danken hatten. Diesbezüglich harrt noch manche dunkle Frage des Lichts, das dann auch die Geschichte der idealistischen Philosophie neu erhellen wird. Aber in solchem Reichtum, in dieser Vielseitigkeit der Begabung bei systematischer Ungeschlossenheit der Leistung liegt gerade die Hauptschwierigkeit — Finke nennt sie ‚fast unüberwindlich' — für das Unternehmen, ein zusammenfassendes Bild der literarischen Persönlichkeit zu geben. Schon Varnhagen, der auch über das Mißverhältnis von Schlegels geistiger Natur und seiner im Verhältnis geringen Zeugungskraft sehr kluge Worte fallen läßt (Galerie von Bildnissen I, S. 227 f.), urteilt über das Unterfangen einer Schlegel-Monographie: ‚Nicht jeder darf sich daran wagen. Es gehört Mut, feste Besonnenheit, tiefes Studium und reicher Sinn, vor allem aber die freieste Übersicht dazu, um sich in dieser aus Widersprüchen, Verwicklungen, Seltsamkeiten, Versteckniffen und Unregelmäßigkeiten aller Art zusammengesetzten Natur zurechtzufinden, wo Gespenster, Dämonen und Genien durcheinanderschwirren, die Lucinde und Karl der Große, Alarcos, Maria, Platon, Spinoza und Bonald, Anbetung und Verdammnis Goethes, Revolution und Hierarchie in größter Abwechselung sich begegnen und, was das Merkwürdigste ist, sich gegenseitig bestehen lassen! Denn Schlegel, bei aller seiner Proteus-Wandelbarkeit, hat niemals eine seiner eignen Gestalten verworfen, sondern bis zuletzt für jede eine gewisse Berechtigung behauptet und insofern mit allem Grunde, als in seinem Geiste wirklich ein lebendiger Zusammenhang alles dieses Mannigfaltigen war. Diesen Zusammenhang nachzuweisen, die Verknüpfungen und Übergänge anzudeuten, den Schein überall wegzuheben, um das Wesen sehen zu lassen, das wäre nun eben die Aufgabe!' Den Schlußsatz besonders sollte sich jeder Schlegelforscher fest einprägen und zudem auf seine Schreibtafel diesen Aphorismus von Nietzsche (Menschliches, Allzumenschliches II, § 198) als Motto setzen: ‚Wenn der Mensch sich noch so stark fortentwickelt und aus einem Gegensatz in den andern überzuspringen scheint: bei genaueren Beobachtungen wird man doch die Verzahnungen auffinden, wo das neue Gebäude aus dem älteren herauswächst. Dies ist die Aufgabe des Biographen: er muß nach dem Grundsatz über das Leben denken, daß keine Natur Sprünge macht.'

Den ‚Sprung' stellt nach der geläufigen Ansicht natürlich Schlegels Konversion vor; und so wird es zum wichtigsten Geschäft jedes Interpreten, diese als Produkt einer natürlichen und allmählichen Entwicklung zu erweisen. Finke findet für die Bekehrung zwei bestimmende Gründe; es sind: ‚1. das starke wissenschaftliche Bedürfnis nach religiösen Problemen, das sich beim jungen Schlegel von Anfang an zeigt, und das bei den damaligen Richtungen des Protestantismus kein Genüge fand; 2. der vollständige Mangel an ursprünglicher Voreingenommenheit gegen den Katholizismus.'

(S. 17 f.) Wie sehr diese Erklärung zutrifft (die Zeugnisse in Schlegels Schriften und Briefen sind Legion), sie reicht doch nicht ganz aus; es fehlt da noch sozusagen der Antrieb, der die von Finke richtig erkannten mechanischen Gesetze in Wirksamkeit bringt. Sehr aufschlußreich erscheint da eine Bemerkung Jung-Stillings, die um so wertvoller ist, als sie sich mit Gedanken berührt, die unlängst Hermann Bahr bekennerisch über seine eigene Bekehrung geäußert hat. ‚Männer unserer Zeit,‘ schreibt Jung an Fouqué (12. III. 1811), ‚die ihr philosophisches Feld ziemlich ausgemessen haben, finden endlich, daß ihr Weg nicht zum Ziel führt, sondern daß sie in einem Zirkel herumgehen, und im Grund nicht von der Stelle kommen; nun sehen sie sich nach einer bessern Religion um als ihre bisherige Naturreligion und finden nun bald, daß doch wohl die christliche unter allen positiven die beste ist. Jetzt sollen sie nun ihre Vernunft durch den Glauben gefangen nehmen. Gut! — sind sie Protestanten von Geburt, so finden sie zweierlei Systeme; das eine, welches heutzutage herrschend wird, ist kein anderes, als ihr philosophisches in ein christliches Gewand gekleidet, das genügt ihnen aber nicht, mit dem sind sie fertig. Das andere ist für solche Geister, die an einen hohen ästhetisch-sinnlichen Genuß gewohnt sind [d. h. also für künstlerische Naturen!], zu nackt und zu trocken;‘ diesen gewähre die katholische Kirche durch ihr religiöses Gepränge das Entbehrte und Ersehnte.

Aber nicht nur von außen, vom Biographischen her, läßt sich Schlegels Konversion verstehen und — wenn es noch irgendwo Zweifler gibt — als ernst gemeint und ehrlich erweisen, sondern ebensogut auch von innen heraus. ‚Mit der Konversion‘, schreibt Finke (und es ist eine seiner trefflichsten Bemerkungen), ‚ist Schlegels Streitlust verschwunden, der hochmütige Ton der Frühzeit tritt zurück. Das starke Friedensbedürfnis . . . ist sicherlich eine Frucht seines religiösen Erlebnisses.‘ (S. 18.) Daß dies nicht nachträgliche Weisheit eines austiftelnden Historismus ist, sondern bereits von den Zeitgenossen so empfunden wurde, mögen zwei Zeugnisse illustrieren.

Fr. Ast urteilt über die ersten absichtsvollen Kundgebungen des katholischen Schlegel, über dessen Rezensionen in den Heidelbergischen Jahrbüchern, folgendermaßen: ‚Ein milder und klarer Geist, voll göttlicher Besonnenheit, Liebe und Demut strahlt in ihnen, nicht mehr das kräftige, oft polemische und strenge Wesen der früheren Werke‘ (Zeitschrift für Wissenschaft und Kunst I, 1808, 3. H., S. 78); und C. G. v. Brinkmann, ein Freund und Genosse der Berliner Jugendjahre, schreibt einige Zeit nach Schlegels Tode an L. Tieck: ‚Es scheint, daß gleichzeitig mit seinem Übergang auch eine wirkliche Sinnesänderung bei ihm vorgegangen; denn wie mild, billig und wahrhaft christlich finden wir ihn, selbst in seinen spätern Streitschriften, wenn wir solche mit den frühern vergleichen.‘ (Holtei, Briefe an L. Tieck I, S. 47 f., vgl. Literarisches Echo XIX, S. 533, wo dieser Brief infolge Unkenntnis des ersten Druckes nochmals veröffentlicht ist.)

Nächst der Konversion ist Fr. Schlegel nichts so häufig und so streng vorgeworfen worden, wie seine angebliche Faulheit; und es war die gängige Meinung, daß mit dem Eintritt in die katholische Kirche seine ‚geistige Trägheit' erst recht zugenommen habe. Es ist dies ein schwer begreifliches Mißurteil, das dennoch selbst ein so tiefgründiger Kenner wie Carl Enders nachgesprochen hat. Für faul und geistig träg erklärt man einen Schriftsteller, der durch eigene Arbeit nahezu in allen Wissenschaften sich heimisch machte, die Sprachen und Literaturen der halben Welt kannte, gelehrte Bücher von einzigartiger Bedeutung schrieb, daneben erfolgreich auch als Dichter und Politiker auftrat, einen Mann, der doch alle Gelegenheit sich zu bilden, die je sich bot, immer gewissenhaft ausgenützt hat! Dafür nur e i n Beispiel. Im Jahre 1809 führt ihn sein Amtsgeschäft auf etwa drei Monate nach Ungarns Hauptstadt; er nimmt den Anlaß wahr, alsogleich die magyarische Sprache zu lernen, und bringt es in der kurzen Zeit darin weit genug. Ob wohl alle Tadler Fr. Schlegels im gleichen Falle ähnlich gehandelt hätten? Ein Faulpelz jedenfalls hätte es anders gehalten! — Finke bewahrt dieses törichte Vorurteil so wenig wie irgendein anderes; er deutet auch leise an, wie es entstehen konnte: Friedrich hatte mit und ohne Absicht die Erwartungen bezüglich seiner literarischen Laufbahn so hoch gespannt, hatte so viel und so Unmögliches versprochen, daß man lange Zeit über dem schuldig Gebliebenen das Geleistete übersah. Über das wahre Wesen von Schlegels ‚Trägheit' belehrt uns am besten wohl L. Tieck, der in seinem ‚Phantasus' (Schriften IV, S. 52) den Freund von dieser Seite her einläßlich schildert: ‚Er ist der tätigste und zugleich der trägste aller Menschen: bald ist er auf dieser, bald auf jener Reise, weil er alles mit eigenen Augen sehen will, alles will er lernen, keine Bibliothek ist ihm vollständig genug, kein Ort so entfernt, von dem er nicht Bücher verschriebe; bald ist es Geschichte, bald Poesie oder Kunst, bald Physik oder gar Mystik, was er studiert; er lächelt nur, wenn andre sprechen, als wollt' er sagen: laßt mich nur gewähren, laßt mich nur zur Rede kommen, so sollt ihr Wunder hören! Und wenn man nun wartet, und Jahre lang wartet, ihn dann endlich auffordert, daß er sein Licht leuchten lasse, so muß er wieder dieses Werk nachlesen, jene Reise erst machen, so fehlt es gerade am Allernotwendigsten, und so vertröstet er sich selbst und andre auf eine nimmer erscheinende Zukunft . . . Das ist das verdrießlichste am Menschen, wenn er vor lauter Gründlichkeit auch nicht einmal an die Oberfläche der Dinge gelangen kann; es ist die Gründlichkeit der Danaiden, die auch immer hofften, der nächste Guß würde nun der rechte und letzte sein, und nicht gewahr wurden, daß es eben an Boden mangle.'

Immerhin zuzutreffen scheint der Vorwurf geringer Tätigkeit für die Jahre, die zwischen dem Ende der politischen Laufbahn Schlegels (1818) und dem Erscheinen seiner philosophischen Alterswerke liegen. Aber auch hier trügt der Schein. Denn in diese Zeit fällt die Sammlung und Umarbeitung seiner Schriften, ein Geschäft, dem er mit größtem Eifer oblag

und an das er die höchsten Erwartungen knüpfte. ‚Es ist‘, schreibt er i. J. 1825 an den Buchhändler Perthes, ‚ein wichtiges Unternehmen, voll Bedeutung für Deutschland, wenn es verstanden wird, und für mich in jedem Falle; denn es ist die vollendete Rechenschaft von meinem ganzen vergangenen Leben und Wissen und eben damit zugleich der Eingang und die geöffnete Tür und Pforte eines höheren Daseins und neuen Lehrens, oder vielmehr neuen Verkündens alter ewiger Lehre.‘

Nachdem Finke also besonders nach zwei Seiten hin an Fr. Schlegels Charakterbild mehrfache und glückliche (von uns noch verstärkte) Korrekturen vorgenommen hat, wendet er sich im zweiten Teil seiner Rede dem eigentlichen Schaffen und einzelnen Werken des Romantikers zu, solchen zumal, die bisher nur geringe Beachtung gefunden haben. Er gibt die Entwicklung und den Gehalt seiner Geschichtsphilosophie wieder, wobei ein unbekanntes, handschriftlich erhaltenes Kolleg über Universalgeschichte, das Schlegel im Winter 1805/6 zu Köln las, in die Besprechung einbezogen wird,* und charakterisiert kurz die größeren historischen Werke unseres Autors. Vortrefflich abgemessen in Anerkennung und Kritik ist da besonders die Beurteilung der Vorlesungen ‚Über die neuere Geschichte‘, welche sogar Goethe imponiert haben (vgl. Plitt, Schelling II, S. 275); Finke nennt sie ein ‚Tendenzwerk höherer Art‘, wie es in neuerer Zeit etwa die Geschichtschreibung eines Janssen und Treitschke war. Hingegen ist der ‚Geschichte der alten und neuen Literatur‘ nicht ganze Gerechtigkeit widerfahren; das Lob, das Finke ihr spendet, dünkt mich zu flüchtig und zu kühl. Denn hier haben wir es mit einem phänomenalen Werke zu tun, wie es kaum alle Jahrhunderte einmal ersteht. Weltliteraturgeschichten sind ja oft geschrieben worden, aber nur dies eine Mal von einem Manne, der wirklich alle Dichtungen, die er bespricht, aus eigener Anschauung kennt, sie in der Originalsprache gelesen hat; der die geistige Weite und Tiefe besitzt, zugleich die großen historischen Zusammenhänge der Kulturepochen und die künstlerischen Feinheiten der einzelnen Werke zu schauen; und der obendrein befähigt ist, sein erstaunliches Wissen in glänzender Form vorzutragen. Als wissenschaftliche Leistung mag man diese Literaturgeschichte etwa mit Eduard Meyers ‚Geschichte des Altertums‘ vergleichen, sie damit wenigstens insofern vergleichen dürfen, als beiden Werken die volle, fast unbegreifliche Beherrschung eines unübersehbaren Materials eignet; als stilistische Leistung ist sie schlechthin klassisch.

Überhaupt aber gehört der Literarhistoriker Fr. Schlegel durchaus noch nicht ganz der Vergangenheit an, sondern ist befähigt, auch ein Führer und Lehrer der Gegenwart und nächsten Zukunft zu sein. Neueste Bestrebungen, eine gar zu äußerlich betriebene Literatengeschichte zu wahrhafter Literaturwissenschaft zu wandeln, von dem historisch-psychologischen Betrieb zu einem ästhetisch-ontologischen überzugehen, dürfen sich auf Schlegels frühes

* Eine Probe daraus ist als ‚Anhang‘ abgedruckt.

Vorbild berufen. Wer vermöchte auch seine Tonart zu verkennen in Sprachform und Gehalt eines Satzes etwa, den der jüngste Goethe-Darsteller prägt: ‚Aus einer großen Natur schöne Kultur (Bildung) zu werden, das ist Goethes Instinkt, dann sein bewußtes Streben, dann seine Leistung gewesen.' (Gundolf, Goethe, S. 8). Und wie nahe berührt sich die in demselben Werke versuchte Entthronung der überkommenen Dichtungsgattungen (S. 16 ff.) mit einem Hauptpunkte von Fr. Schlegels Ästhetik!*

Modern und zeitgemäß mutet aber ganz besonders der alternde Schlegel an. Die vielgeschmähten Produkte seiner katholischen Zeit sind alle der Neubelebung würdig. Das gilt vor allem von dem Aufsatz ‚Signatur des Zeitalters', den Finke mit Recht Schlegels politisches Testament nennt, weshalb er die Forderung nach einer Neuausgabe, die ich vor kurzem in diesen Blättern aussprechen durfte (Dezemberheft 1917, S. 355 f.), mit Nachdruck wiederholt.**

Nichts kann zeitgemäßer, nichts auch belehrender und nützlicher für die tiefverworrene Gegenwart sein, als die zugleich tiefen und klaren Erörterungen dieses Aufsatzes über innere und äußere Politik, Krieg und Frieden, Machtstaat und Rechtsstaat, Gewalt und Verständigung. Verwundert und bewundernd hebt Finke dies besonders hervor, daß der Autor inmitten seines glühenden Patriotismus doch ein höheres politisches Ideal noch kennt als die Nation, daß er, wie heute etwa Max Scheler — (nur viel milderer Gesinnung) — über ihre Grenzen hinausstrebt zu einem weiteren, höheren Europäertum. Und wenn er das einigende Band im gemeinsamen Glauben, einer einheitlichen Kirche sieht, darf man dies einen ganz veralteten, überlebten Gedanken schelten? Hat doch kein Geringerer als Adolf von Harnack auch heute Ähnliches ausgesprochen: ‚Der große Gedanke der allgemeinen durch das Christentum herbeizuführenden Einheit der Völker wird durch andere Ideale nicht ersetzt. Wir freuen uns, wenn in dieser Welt der materiellen Interessen ein edler Patriotismus gepflegt wird. Aber wie armselig ist doch der Mensch, der im Patriotismus sein höchstes Ideal erkennt oder im Staat die Zusammenfassung aller Güter verehrt! Welch ein Rückfall, nachdem wir in dieser Welt Jesus Christus erlebt haben! Wir sollen daher mit aller Kraft die christliche Einheit der Menschen erstreben und in unseren kleinen Kreisen aufgeschlossen

---

* Eingehender noch als den Historiker und Politiker Schlegel würdigt Finke den Kunstschriftsteller; die betreffenden Abschnitte sind der wissenschaftlich wertvollste Teil der Rede, das Resultat: daß Schlegel weniger Kunstforscher als Exeget ist, daß seine Kunstschriften aber außerordentlich gewirkt, den Nazarenern geradezu das Stichwort gegeben haben.

** Ich darf vielleicht darauf hinweisen, daß Franz Blei, den ich auf die bedeutsame Arbeit Schlegels aufmerksam machen konnte, einen Neudruck für seine Summa-Bücherei plante; die gute Absicht ist der Papiernot zum Opfer gefallen. Ein paar besonders aktuelle Proben sind indessen im ‚Berliner Tageblatt' vom 4. August 1918. Nr. 394, herausgehoben worden.

und weitherzig sein, um fähig zu werden, daran zu glauben, daß die brüderliche Einheit der Menschheit kein Traum der Träumer ist, sondern ein vom Evangelium unabtrennbares Ziel.' (Internationale Monatsschrift XI, 1917, S. 1352.) Aus all dem ist leicht zu ersehen, wieviel Fr. Schlegel der Gegenwart noch bedeuten kann.

Voll und ganz aber wird dies erst erkannt werden, bis auch die terra incognita seiner Philosophie, ganz besonders die (unparteiischer Prüfung überhaupt noch nie unterzogenen) Alterswerke einigermaßen durchforscht sind. Windelbands Mißurteil (Geschichte der neueren Philosophie [5]II, S. 279 ff.) darf jedenfalls schon heute nicht mehr bestehen.

Kritik

Weltpolitik und Weltgewissen
Von Karl Heyer

Im Laufe des 19. Jahrhunderts hat sich durch die Errungenschaften der Technik, durch Eisenbahn und Dampfschiff, durch Telegraph und Post über den ganzen Erdball, über alle Völker und Staaten etwas wie ein großes materielles Netz ausgebreitet; eine allen Völkern gemeinsame materielle Kultur hat eine so enge äußere Verbindung zwischen ihnen hergestellt, wie sie in keiner Zeit zuvor bestanden hat. Dieser äußeren materiellen Einheit und Verknüpfung der Völker entspricht noch keine innere. Noch hat sich kein gemeinsamer Geist in die Seelen der Völker ergossen, der im Geistigen etwa ein gleich starkes einigendes Band schüfe, wie es die äußere Zivilisation für das materielle Gebiet getan hat. Dieser Tatbestand ist es, der, wenn auch mehr unausgesprochen, dem vor kurzem erschienenen Buche von Fr. W. Foerster „Weltpolitik und Weltgewissen"* zugrunde liegt. Der Erweckung dieses Weltgewissens, vor dem sich jede Weltpolitik verantwortlich fühlen soll, einer menschheitlichen Gesinnung, aus der alles politische Handeln des einzelnen Staates hervorgehen soll, will das Foerstersche Buch dienen. Es will, wie es im Vorwort mehr äußerlich ausgedrückt wird, „Beiträge zur Soziologie und Psychologie des Verständigungsfriedens" geben. Das geschieht in der Weise, daß zuerst gewisse allgemeine grundlegende Ideen entwickelt werden (z. B. in den Kapiteln „Weltschuld", „Macht und Recht", „Politik und Kriegführung", „Politik und Moral" usw.), die dann im späteren Teil des Buches auf eine große Reihe von einzelnen politischen Problemen der Gegenwart — das Buch ist zum größten Teil freilich schon im Frühjahr 1918 geschrieben — angewandt werden. Im Grunde genommen sind es einige wenige richtunggebende Gedanken, die immer wieder variiert werden und die Foerster mit der Eindringlichkeit eines Mannes, der in einer verstockten Zeit neue Gesinnungen erwecken oder stärken will, predigt. Das Buch setzt sich aus einzelnen selbständigen Aufsätzen zusammen, woraus es sich auch erklärt, daß in den verschiedenen Partien Wiederholungen überaus zahlreich sind, welche die Lektüre manchmal etwas ermüdend gestalten. Doch ist dies nur ein verhältnismäßig kleiner Schönheitsfehler gegenüber dem Ernst, der Größe und der Schönheit vieler grundlegender Gedanken, für die Foerster mit der ganzen Hingabe eines Nationalpädagogen wirbt, der sein Volk zu der Wahrheit erziehen möchte, die er zu sehen glaubt.

Der Grundimpuls des Foersterschen Buches ist die Forderung nach einer neuen Gesinnung, aus der das ganze Verhältnis der Staaten in grundlegender Weise umgestaltet werden muß. Und aus dieser Gesinnung heraus sollen neue große Ideen, Ideen von gestaltender Kraft, gewonnen werden, durch die eine „konstruktive", eine aufbauende Politik möglich ist gegenüber der bisherigen Ideenlosigkeit und der dadurch bewirkten Anarchie in den staatlichen Beziehungen. Diese Ideen aber sind im Grunde genommen schon längst da; es handelt sich nur

---

* Verlag für Kulturpolitik, München 1919, 218 S.

darum, sie dem konkreten politischen Leben einzufügen. Es sind die Ideen, die Gesinnungen des Christentums, die allein den Völkern das Heil bringen können, die ‚Liebe Christi', wie Foerster es geradezu ausspricht. Die Gesinnung der Bergpredigt muß die Völker zu einem neuen politischen Verhalten befähigen, ‚von oben her' muß eingegriffen werden; der Christus muß auferstehen in den Seelen der rasenden Völker. Christentum und Politik sind nicht Gegensätze, sie sind vielmehr zu vereinigen: das ist der Grundimpuls der Foersterschen Gedanken. Das bedeutet aber, daß auch für die Politik ein selbstloses, altruistisches Handeln zur sittlichen Pflicht erklärt wird; das Recht des andern ist anzuerkennen, zu stützen und zu verteidigen wie das eigene Recht. Hierin liegt nach Foerster zugleich die einzig wahre ‚realpolitische' Sicherheit für den eigenen Bestand und das eigene Leben, da nur so dem Gegner die Waffen aus der Hand genommen werden: er braucht nicht mehr gegen dich vorzugehen, um sich seinen eigenen Lebensspielraum zu sichern. Und er wird so, moralisch überwunden, immer mehr geneigt sein, sich mit dem Seinen zu begnügen und auch dir zu geben, was dein ist. Das bedeutet die schärfste Absage gegen allen bloßen Nationalismus, der geradezu das Widerspiel dieses christlichen Geistes darstellt — Foerster spricht einmal von der ‚Häresie des Nationalismus' —, gegen alle Machtpolitik, die nach äußeren materiellen ‚Sicherungen' strebt, obwohl sich deren Zerbrechlichkeit doch immer wieder erweist, statt die einzig wahre Sicherung zu gewinnen: die friedliche Gesinnung der anderen Völker. Darum ist der christliche Geist das im eminentesten Sinne Politische, der ‚föderalistische Geist', der ‚sich ehrlich über das eigene Selbstinteresse hinausbewegt und fremdes Heil wie ein eignes Gut umfaßt' (S. 27).

An diesem Punkte weist Foerster auf einen wichtigen Zusammenhang hin. Christliche Völkergesinnung, wie sie für die Zukunft gefordert werden muß, der föderalistische Geist, der Sinn für Eigenart und Eigenrecht des anderen besitzt, all dies ist im wahren, tieferen Wesen des deutschen Volkes verankert, wenn es sich nur auf seine ureigentlichste Mission besinnen will, auf die Aufgabe, die gerade ihm zugefallen ist und die seit jeher seine wahre Größe ausmachte. Es handelt sich ‚um Erneuerung des auf das Völkerleben bezogenen sozialen Geistes, um Erneuerung jener tiefgewurzelten Gabe des europäischen Zentralvolkes, in eine innige seelische Gemeinschaft mit fremden Kulturen zu treten ...' (S. 159/60). Dieser Aufgabe ist Deutschland in den letzten Jahrzehnten abtrünnig geworden — eine Ursache davon ist der große Einfluß des preußisch-ostelbischen Elementes im neudeutschen Wesen —, durch den ‚Materialismus der Machtanbetung' hat die deutsche Intelligenz ‚den Zusammenhang mit den gesunden Grundkräften der deutschen Seele und deutschen Geschichte verloren' (S. 204). Deutschland hat an sich selbst und der Welt viel wieder gut zu machen; es muß zu denjenigen unvergänglichen Werten zurückkehren, an denen wirklich einmal die Welt genesen soll. Mit Recht bezeichnet Foerster das Kapitel ‚Die kommende deutsche Weltaufgabe' als den Kernpunkt seines Buches. Und er darf von sich selbst behaupten: ‚Wer nicht herausfühlt, daß meine Worte aus deutscher Seele kommen, der hat selber die Fühlung mit echter deutscher Tradition verloren' (S. 121).

All dem, was Foerster über die aus christlichem Geist heraus zu erneuernde Gesinnung, über die Notwendigkeit großer leitender politischer Ideen und über die welthistorische Mission des deutschen Volkes sagt, wird man in weitgehendem Maße freudig zustimmen können und es begrüßen, mit welcher Entschiedenheit solche Gesinnungen ausgesprochen werden. Und man möchte gern ganz mit

Foerster gehen können, bei dem man so viel schöne, große und menschlich ansprechende Gedanken findet. Hieran aber kann man sich immer wieder gehindert fühlen durch einen Grundmangel des ganzen Foersterschen Denkens, den man wohl am besten durch den Begriff einer außerordentlich weitgehenden Einseitigkeit ausdrückt. Foerster tendiert mit seinem ganzen Wesen ausschließlich nach einer bestimmten Richtung, und wenn er auch selbst Vorbehalte zugunsten der anderen von ihm nicht lebendig erfaßten Seiten der Wirklichkeit macht, so ist ihm doch die Einstellung auf diese allzuwenig gegeben, so daß eben jene Einseitigkeit daraus folgt, mit der sich seine wahren und schönen Gedanken oft merkwürdig verbinden.

Jeder, der die Begrenztheit aller nur ‚nationalen‘ Gesinnung erkannt hat, wird Foerster darin zustimmen, daß ohne den Geist der Versöhnlichkeit, ohne Überwindung des bloßen nationalen Egoismus eine neue Weltordnung nicht möglich ist. Kann aber deshalb jetzt oder in irgend einer erkennbaren Zukunft das Verhältnis der Staaten ganz und gar auf die eine Grundkraft der Liebe, der Selbstlosigkeit gestellt werden? Das heißt doch praktisch verkennen, daß es auch einen berechtigten, gesunden Egoismus der Staaten, daß es Grenzen der Nachgiebigkeit gibt, die ein Staat vernünftigerweise freiwillig nicht überschreiten kann. Eine entschiedene Richtungsänderung tut der Menschheit dringend not. Aber werden jemals die Völkerdämonen und -Leidenschaften so ganz überwunden sein, daß es keines äußeren Schutzes mehr gegen sie bedarf? Für all solche Realitäten fehlt in der Foersterschen Stimmung und Gesinnung die Nuance. Foerster geht, im diametralen Gegensatz etwa zu dem großen Skeptiker Machiavelli, vom Vertrauen zu der menschlichen Natur aus, und er tut gut daran, weil nur so eine wahrhaft aufbauende Staatskunst möglich ist; er scheint aber allzusehr die auch in den Menschen vorhandenen nicht-guten Seiten zu ignorieren oder zu verkleinern, mit denen eine umfassend ‚realpolitische‘ Betrachtungsweise doch notwendigerweise rechnen muß. Wie, wenn der Wille zur Versöhnung fehlt? Wie, wenn tatsächlich ein Staat oder eine Staatenmehrheit einem anderen trotz all dessen Nachgiebigkeit den Frieden nicht gönnen will? In solchen Fällen erweist sich doch Macht und Gewalt als unentbehrlich. Die Macht ist nicht auszuschalten aus dem staatlichen Leben. Es ist nicht damit getan, daß Foerster sie immer wieder perhorresziert, indem er z. B. von der ‚Tierheit des Egoismus und Machtwillens‘ spricht. Das Verkehrte kann stets nur darin liegen, daß Macht in einseitiger Weise zum Selbstzweck erhoben wird, wie es immer mehr seit Machiavelli in den Jahrhunderten der Neuzeit geschah. Foerster will Wirklichkeiten; er vermißt sie mit Recht bei seinen machtpolitischen Gegnern, aber nach der entgegengesetzten Seite verfällt auch er in kaum weniger schwerwiegende Illusionen über die Realitäten. Es fehlt ihm etwas von dem Geist der Kraft, die doch auch als ein Grundprinzip des Daseins besteht, und die ganz gewiß untrennbar gerade zum deutschen Wesen gehört und zu allem, was strebt und wird und wächst. Immer wieder weist Foerster der Macht gegenüber auf das ‚Recht‘ hin; an einer Stelle gibt er auch eine Definition des Rechts: ‚Recht wirkt verwirklicht, wenn ich das, was ich für mich selbst als notwendigen Lebensraum erkenne und fordere, auch für den anderen fordere, ja selbst dann fordere, wenn ich daraufhin eigene untergeordnete Ansprüche aufgeben muß ...‘ (Seite 58.) Wie aber, wenn ich nicht nur untergeordnete, sondern lebenswichtige Ansprüche aufgeben soll, um dem anderen den nötigen Spielraum zu geben? Mit dem bloßen Hinweis auf das Wort: ‚In meines Vaters Hause sind viele

Wohnungen' (Seite 67) ist es da doch nicht getan, sondern es gilt zu erkennen, daß auch Recht gegen Recht stehen kann, daß auch beim besten Willen unvermeidbare Konflikte eintreten können und müssen. Der Pazifist will alle solche Konflikte durch das Schiedsgericht eines Völkerbundes lösen. Daß eine solche Lösung gegenüber den letzten schicksalsschweren Entscheidungen über ganze Völker in Wahrheit aus menschlichem rationalistischen Urteilen nicht möglich ist, beabsichtigen wir demnächst in anderem Zusammenhange darzulegen. Bei Foerster fehlt der Sinn für diese tragischen Konflikte des Völkerlebens, bei denen Völker wie mit Naturgewalt zusammenstoßen. Wenn man Foersters Buch liest, so gewinnt man den Eindruck, als ob es nur menschliche Böswilligkeit, Torheit und Leidenschaft und eine vergiftete öffentliche Moral wären, die die Konflikte zwischen den Staaten hervorrufen oder sie unheilbar machen; als wäre mit mehr Weisheit oder mehr Güte, mit mehr christlicher Gesinnung jeder Konflikt zu vermeiden oder zu lösen. Eine solche Anschauung aber müssen wir gegenüber den realen tieferen geschichtlichen Strömungen, die zu den großen Kriegen führen, für im höchsten Maße abwegig und gefährlich halten, und sie könnte es insbesondere dann werden, wenn sie in praktischer deutscher Politik zu einseitigen, sachlich nicht gerechtfertigten ,Schuld'eingeständnissen führte.

Foerster will durch sein Buch seine deutschen Landsleute zur nationalen Selbsterkenntnis anregen. Sache der anderen Völker wäre es, bei sich selbst Einkehr zu halten. Das kann man als eine berechtigte pädagogische Absicht anerkennen und doch auch hier wieder die starke Einseitigkeit empfinden, mit der Foerster — echt deutsch — nun die deutschen Schwächen und Fehler aufsucht und hervorhebt, diejenigen der Gegner dagegen in Ton und Nuance seiner Ausführungen ignoriert oder in unverhältnismäßig mildem Lichte sieht. Zwar macht er zuweilen selbst Vorbehalte und weist auch auf die Fehler unserer Gegner hin. Charakteristisch ist es aber für seine Auffassung dabei, wenn er einmal sagt: ,Es ist zweifellos, daß es auch auf der Seite der Deutschland feindlichen Mächte Kriegshetzer und Imperialisten gibt' (Seite 108). Dieses ,auch' ist überaus aufschlußgebend. Könnte so ein Mann sprechen, der ein wirkliches Verständnis hat für die großen, durch lange Zeiten wirksamen historischen Tendenzen der großen Weltmächte? Es ist das Unheil unserer gegenwärtigen Kriegsschulddebatten, daß sie den Blick von den tieferen wichtigen Grundlagen auf nebensächliche Vorgänge wie die unmittelbaren Anlässe des Krieges ablenken. Und wenn auch Foerster z. B. zugibt, daß die Gegner ,keinen Grund zum Pharisäismus gegen die Zentralmächte' haben, so scheint es doch oft, als ob ihm der nötige Sinn fehle für den furchtbaren Geist, der aus so vielen Äußerungen von Ententeseite spricht, für den Ton der grenzenlosen Überhebung, des Hasses, der lügenhaften Entstellung, der Verachtung, mit der man sich dort gegen Deutschland wendet. Foerster weist wohl selbst gelegentlich auf dergleichen hin, aber die ganze Schwere der Vorwürfe richtet sich dann doch immer wieder einseitig gegen die deutschen (und österreichischen) Fehler. Foerster meint einmal, der Vernichtungswille unserer Feinde richte sich nur gegen die Gesinnung bei uns, die den belgischen Staat nicht wiederherstellen wollte usw. Aber wie darf man in dieser Weise den angelsächsischen cant als bare Münze nehmen und den konkreten Geist verkennen, der sich hinter so manchen wohlklingenden Worten verbirgt? Das deutsche Gerechtigkeitsstreben dem Gegner gegenüber wird hier, wie so oft, zur Ungerechtigkeit gegenüber dem eigenen Volk.

Es ist im Rahmen dieser Betrachtungen nicht möglich, auf alle die ein-

zelnen von Foerster behandelten Probleme einzugehen. Nur ein wichtiger Punkt darf noch kurz berührt werden, nämlich Foersters Verhältnis zum landläufigen Pazifismus. Foerster macht sich alle wesentlichen Forderungen des Pazifismus (Organisation der Staaten im Völkerbund, Schiedsgericht, Selbstbestimmungsrecht der Völker usw.) zu eigen und tritt auch demgemäß für das Wilsonsche Programm ein, das unvergleichlich mehr Sicherungen für unsere europäische Lage und unsere Weltgeltung enthalte, als die ‚schlaueste nationale Garantiestrategie' erfinden kann. Die Hauptsache ist Foerster aber stets die Gesinnung, der neue Geist. Man könnte sagen: er will dem Pazifismus ein moralisch-sittliches Fundament geben. Er durchschaut und mißbilligt — freilich mit auffallender Milde — die ‚einseitig physikalische Methode' des Ententepazifismus, seine Oberflächlichkeit, seine Überschätzung des Technisch-Organisatorischen. Für den Christen ist die Gesinnung viel wichtiger als alle zwischenstaatlichen Institutionen, von denen die westlichen Völker zu einseitig alles Heil erwarten. Die Ideen der Ententevölker sind blaß, abstrakt; wie wenig sind doch — sagt Foerster — England, Frankreich, Amerika imstande, das lebendige geistig-sittliche Ferment zu schaffen, das die zukünftige Völkergemeinschaft zusammenhalten kann; gerade hierfür wäre deutsche Menschlichkeit, die deutsche föderative Begabung berufen. Die Autorität des Völkerbundes muß zu einer überwältigenden moralischen Autorität werden; ob ihm außerdem eine äußere Zwangsgewalt zuerkannt werden soll, darüber äußert Foerster sich nicht, wie er überhaupt auf die juristisch-technische Seite des Pazifismus so gut wie nicht eingeht. Charakteristisch ist folgender Satz: ‚Kein Pazifismus und kein Völkerbund wird uns aus dieser Not retten können, das alles steht in der Luft, wird gar nicht Wurzel fassen im Leben, wird ein Spott bleiben, ein Traum, mit dem niemand rechnet, bevor nicht ein neues Leben aus dem Reich der himmlischen Güte in die Verstocktheit der Kreatur dringt . . .' (S. 51/52). Dem Bestreben Englands und Amerikas, den Krieg ganz aus der Welt zu schaffen und den ewigen Frieden einzuführen, steht Foerster skeptisch gegenüber und weist auf ‚die große Lust des Menschen am Unfrieden' hin (S. 76). Wenn Foerster diesen Gedanken konsequent verfolgen wollte, so müßte das freilich seine ganze Ideenrichtung wesentlich beeinflussen, die einseitig auf Harmonie und Versöhnung eingestellte Geisteshaltung entscheidend im Sinne einer auch dem Elemente der Macht, der Kraft, des Willens Rechnung tragenden Anschauungsweise ergänzen. Sehr mit Recht weist Foerster darauf hin, daß es eine ‚Art von rein weltlichem Pazifismus' gibt, ‚die aus bloßer geruhsamer Selbstsucht oder aus bloß weltlichem Abscheu gegen das Leiden stammt' (S. 215). Sollte aber nicht Foerster selbst diesen Einschlag im materialistischen angelsächsischen Pazifismus erheblich unterschätzen? —

Aus innerstem Impulse strebt Foerster für die Weltpolitik nach jenem christlichen Weltgewissen, um in ihm die Kraft zu finden, die richtungsändernd auf unsere seit Jahrhunderten immer mehr ins Materielle und ins Nationalistische verlaufende Entwicklungslinie einzuwirken vermag. Und in diesem tief berechtigten und segensreichen Streben fördert er fruchtbare und schöne Gedanken zutage (auch im einzelnen, in der Anwendung der Grundgedanken auf die verschiedenen politischen Probleme). Vieles von dem, was Foerster sagt, hat sich auch durch den seitherigen Gang der Ereignisse durchaus bestätigt. Und doch ist er, im ganzen genommen, von großer, entscheidender Einseitigkeit, auf die eine Seite des Weltgeschehens eingestellt, auf Gerechtigkeit und Harmonie und friedvolles Zusammenleben der Menschen; ihnen zuliebe aber ignoriert oder verkleinert

er, wo nicht theoretisch, so doch in Seelenstimmung und Geisteshaltung, sehr reale Grundkräfte des vollen, wirklichen Lebens der Geschichte: die Rolle, die einmal die Macht spielen muß, die großen, notwendigen feindlichen Gegensätze in der Welt, die unvermeidbaren Konflikte, denen mit bloßem ‚Pazifismus‘, auch wenn er seelisch und geistig vertieft ist, wie in so schöner Weise bei Foerster, nicht beizukommen ist. — Die Gedanken des Buches ‚Weltpolitik und Weltgewissen‘ sind als ein starker Einschlag in weitem Umfange gut und nötig und zeitgemäß, als alleinige ausschließliche Gesinnung durch wirklichkeitsfremde Einseitigkeit nicht unbedenklich.

Thomas von Kempen / Zur neuen Gesamtausgabe seiner Schriften / Von A. L. Mayer-Pfannholz

Von den Fieberbränden, die heute den Leib unseres Staatswesens in unerhörter Stärke durchtoben, wird jeder einzelne angesteckt; jeder erschrickt vor dem drohenden Gespenst des dauernden Unfriedens, der Gefahr des Sterbenmüssens und Nichtsterbenkönnens unserer gesamten geistigen Kultur, vor der immer mehr schwankenden Haltlosigkeit unserer inneren Neuorientierung; jeder sucht und forscht und hastet mit heißen Augen und unsicher zitternden Händen nach einem festen Punkt, nach einem starken Anker, um ihn zu fassen, wenn die Flut der politischen und kulturellen Wirrsale noch höher steigen sollte. Mehr als je in Kriegsjahren betet die Menschheit in unserem Volke in diesem Jahre um den Frieden der Weihnacht; flehentlicher als je in den vier Jahren des gigantischen Weltenringens rufen Millionen Stimmen: „Rette uns, Herr; denn wir versinken!“ In der Nacht rufen sie nach der Sonne, in den Stürmen nach der Ruhe, im Streit und in der Qual des Menschlichen und Allzumenschlichen nach der Harmonie des Göttlichen, Unendlichen, einzig Wesentlichen. Diese Sehnsucht des cor inquietum, die Sehnsucht der im Ewigen gegründeten Seele nach der Wiederkehr ihres Reiches, nach einem einzigen Ausblick in die Freiheit, in der sie wurzelt, das Verlangen des Geistes, sich hinüberzuretten über Sturm und Not einer geisttötenden Gegenwart in eine Zeit, da der reine Geist wieder zu seinem Rechte kommt, da die Ewigkeitsatome im Menschen wieder sich ihrer Abstammung und Verwandtschaft bewußt werden können — all das mag es rechtfertigen, wenn in diesen drangvollen Tagen tiefster Depression und höchsten Bangens ein Mann zu Worte kommt, der weit weg war von all dem politischen Getriebe der ihn umgebenden Welt, der über all dem irdischen Leid und all der menschlichen Unrast Freude und Friede in Gott, im wahrhaft Wesentlichen, im einzig Wirklichen, im ewigen Eins, in der ewigen Harmonie sucht und seine Schüler und ungezählte Generationen suchen lehrt. Das ist Thomas von Kempen, der Verfasser der ‚Nachfolge Christi‘.

Der Niederrhein und Holland sind die Bezirke, in denen sich sein stilles Leben und Wirken abspielte. Thomas Hemerken ist 1379/80 in dem niederrheinischen Städtchen Kempen geboren, kam 1392 schon zum Studium nach Deventer und dann zu seinem Bruder Johannes, der damals Konventual im Augustinerkloster Windesheim, zwischen Deventer und Zwolle, war. Hier war wohl der Boden, auf dem Thomas die ersten Richtlinien seiner späteren Gesinnung und Lehrtätigkeit festlegen konnte. Er war in die Zentrale der ‚Brüder vom gemeinsamen Leben‘, der sogenannten ‚Fraterherren‘, gekommen. In der Geschichte der Päd-

agogik* wird ihr Verdienst darin bestehen bleiben, daß sie — im Geiste des Nikolaus von Cusa (gestorben 1454) — späterhin die große Synthese zwischen mittelalterlicher Frömmigkeit und humanistischem Wissenstrieb versuchten. Die ‚Windesheimer Kongregation', die an der Schule in Deventer lehrte, und die Schule von Zwolle als die vornehmsten Vertreterinnen dieser Richtung, konnten Männer wie Rudolf Agrikola und Alexander Hegius ihre Zöglinge nennen, und Jakob Wimpheling von Schlettstadt und Johannes Murmellius von Roermond (gestorben 1517), die bekannten Humanisten, standen im nämlichen Bannkreis. Freilich, als Thomas in ihn eintrat, herrschte noch der milde, ganz auf die religiöse Vervollkommnung bedachte Geist mittelalterlicher Mystik, wie sie von den niederländischen Mystikern Jan Ruysbroek (1294—1381), dem Prior der Augustinerchorherren von Groenendal, dem Doctor exstaticus, dann seinem Schüler Gerhard Groote, der die Genossenschaft der Fraterherren stiftete, und endlich dessen Nachfolger Florentius Radewijns, der 1386 mit anderen die Augustinerregel annahm und 1387 das Kloster Windesheim gründete, ausging. Gerade Florentius war eine Zeitlang in Deventer Thomas' Lehrer. Es ist wichtig, diese Vorläufer zu nennen, um Thomas' Art und das Wesen seiner Mystik zu begreifen, und vor allem ihren gewaltigen Abstand etwa von der Mystik eines Meister Eckart historisch zu begründen. Die spekulative, philosophische Mystik des Dominikanermeisters, die ihn in so gefährliche Nähe zum neuplatonischen Pantheismus eines Pseudo-Dionysius, zum Rationalismus eines Johannes Scotus Eriugena** und den halbrationalistischen Ideen eines Abälard*** brachte, und die durch die gefühlvolle Tiefe eines Johannes Tauler und die gottminnende Inbrunst eines Heinrich Seuse nur mühsam ins Geleise der kirchlichen Lehre zurückübersetzt werden konnte — diese überflutende Mystik suchen wir bei Ruysbroek und Groote und Florentius vergebens. Zwar versuchte der Kanzler Gerson auch Ruysbroek des Pantheismus zu bezichtigen, doch bedeutet seine und seiner Nachfolger Mystik unzweifelhaft eine Rückkehr zur romanischen, zur bernhardinischen Frömmigkeit, die im andächtigen Verweilen der Seele in Gott und seinen Geheimnissen, in der Sehnsucht nach Jesus und seinem Kommen, im Verlangen nach einer endlichen Vereinigung mit dem göttlichen Sein ihren Ausdruck findet, ohne viel spekulative Gedankenkraft auf Abstraktionen zu verschwenden. Die Betonung des religiös-ethischen Problems ist das Hauptmerkmal dieser Schule, aus der Thomas hervorging, als er 1399 in das neugegründete Kloster der Augustinerchorherren auf dem Agnetenberge bei Zwolle (östlich der Zuidersee zwischen Vecht und Ijssel) eintrat. In diesen Mauern verbrachte er bald als einfacher Mönch, bald als Subprior fast ohne Unterbrechung — einen Exilaufenthalt in Lunenkerk bei Harlingen abgerechnet (1429 bis 1432), den die Klosterleute im Streit mit dem Utrechter Bischof Rudolf von Diepholt zu nehmen gezwungen waren — seine Lebenszeit. Am 14. Juli 1471 ging er in den Frieden ein, den er immer und überall gesucht. ‚In omnibus requiem quaesivi . . .' stand auf seinem Bild.†

Die vielen Schriften, die sich in den denkbar einfachen Rahmen seines Lebens einspannen, atmen durchweg diese Friedenssehnsucht, das Verlangen nach der ‚Gelassenheit', dem Freiwerden von allen weltlichen Nöten und Wünschen. Pax, quies, caritas strahlen fast über jedem Kapitel. Wir kommen heute durch

* Vgl. den Artikel ‚Fraterherren' in Roloffs Lexikon der Pädagogik (Herder). II, 65 ff.

** Vgl. Hochl. XIII, 2 S. 611 f.

*** Vgl. Hochl. V, 1 S. 527 ff.

† J. Pohl, Art. Thom. v. K. b. Wetzer & Welte, Kirchenlexikon XI, Sp. 1676.

den unermüdlichen Forscherfleiß M. J. Pohls in die Lage, die sämtlichen Werke des gottseligen Thomas in einer bequemen Ausgabe benützen und uns so in die Psyche des innigsten aller Friedenssucher hineinfinden zu können. In acht Bänden, von denen sechs bis jetzt an die Öffentlichkeit getreten sind, werden in Zukunft die Schriften vorliegen. Ein Überblick über die Einteilung der Ausgabe, soweit sie bis jetzt in vornehmer und geschmackvoller Ausstattung bei Herder in Freiburg i. B. erschienen ist, wird zugleich einen Einblick geben in die reiche, schriftstellerische Tätigkeit, die von dem stillen Mönch auf dem Agnetenberge ausging. Band I, erschienen 1910, enthält die Epistola de paupertate, humilitate et patientia ad quendam cellerarium und — mit echt mystisch-traditionellem Titel — das soliloquium animae, ein Zwiegespräch zwischen Christus und der ihm verlobten Seele: also die Betonung des in der Mystik üblichen, höchststehenden soziologischen Verhältnisses zwischen Gott und der Menschenseele, des Brautverhältnisses; man denkt an Ruysbroeks ‚Zierde der geistlichen Hochzeit'. Der 2. Band, der 1904 erschien, bringt die Imitatio Christi und neun weitere Traktate. Am Schluß des Bandes finden sich gute photographische Abbildungen aus dem eigenhändigen Original der Imitatio — es ist der Kodex 2188 der Königlichen Bibliothek zu Brüssel — das im unten erwähnten Streite eine große Rolle spielt. In der Reihe der vier Bücher der Imitatio steht das 4. vor dem 3., wie es ursprünglich der Fall war; außerdem sind die vier Bücher, entsprechend dem Thomasautograph, als selbständige Abhandlungen angeführt. Im 3. Band (1904) tritt uns außer den Sermones de vita et passione Domini, dem parvum alphabetum monachi in schola dei — 23 kurzen Sinnsprüchen — auch die einzige in niederländischem Deutsch verfaßte Thomasschrift entgegen: Van goeden woerden to horen ende die to spreken. Der 4. Band, erst 1918 veröffentlicht, bietet zunächst einige Schriften rein monastischen Charakters, den Hortulus rosarum, die Vallis liliorum u. a., dann vor allem die zwar nicht formvollendeten, auch gedanklich nicht sonderlich originellen, aber gerade in ihrer rhythmischen und sprachlichen Rauheit und inhaltlichen Schlichtheit für Thomas' Wesen und künstlerische Eigenart sehr bezeichnenden Cantica.* Als erster Band der Ausgabe erschien schon 1902 der 5., enthaltend die prachtvollen, in gewisser Beziehung fast über die Imitatio zu stellenden Orationes et meditationes de vita Christi,** während im 6. Band aus dem Jahre 1905 die Sermones ad novitios und eine historische Schrift, die vita Lidewigis virginis, erscheinen; weitere historische Werke, so die Biographie Grootes und Radewijns und die Chronica montis S. Agnetis, sollen im 7., eine Zusammenfassung und Neubearbeitung der bisherigen Forschungsergebnisse im 8. Band folgen. Jeder Band der vorliegenden Ausgabe bringt anhangsweise ausführliche und inhaltsreiche sachliche, sprachliche und kritische Epilegomena; alles zusammengenommen und abgesehen von stets unausbleiblichen philologischen und textkritischen Bedenken kleinerer Art, die favente Minerva vielleicht anderswo zur Sprache kommen, haben wir in Pohls neuer Thomasausgabe eine Prachtleistung moderner Editionstechnik vor uns, die um so notwendiger war, als wir bis jetzt für die Opera omnia auf die alten, unter dem Namen des Jesuiten Sommal gehenden Ausgaben (Antwerpen, Lyon, Douai, Genf, Köln usw. 1600—1759) angewiesen waren.

* Die Ausgabe von Dreves in den Analecta hymnica med. aevi Bd. 48 ist nun durch P.'s neue Handschriften- und Echtheitsforschungen überholt worden.

** Unter dem Titel: Th. v. K., Gebete und Betrachtungen über das Leben Christi (Köln o. J.) ist eine von Heinr. Pohl besorgte Übersetzung erschienen.

Der Name des neuen Herausgebers bedeutet auch die letzte Etappe in einem Gelehrtenstreite, der, wenn auch nicht so berühmt geworden, aber mindestens so heftig und viel länger geführt worden ist als etwa der über das homerische Epos oder Text und Verfasser des Nibelungenliedes. Wer ist der Verfasser der Imitatio Christi? Es ist hier nicht der Raum, den ganzen Streit auch nur in seinen Hauptumrissen darzulegen,* dazu war er während der drei Jahrhunderte seiner Dauer zu wechselvoll. Nur seine Entstehung und sein jetziger Stand mag gekennzeichnet sein. Die Imitatio ist anonym überliefert, d. h. der bescheidene Verfasser hatte es vermieden, seinen Namen zu nennen, obwohl, wie es scheint und wie vor allem Pohl** mit Schärfe und Glück nachzuweisen sucht, die unmittelbar nach Thomas lebende Generation und seine Zeitgenossen an ihn geglaubt haben; vor allem ist wichtig das Zeugnis, das der Augustinerpropst Johann ten Busch in seinem Chronicon Windeshemense*** über Thomas als den Verfasser gibt, und das sich nach Pohl gegen alle Echtheits- und Glaubwürdigkeitsverdächtigungen der Antithemisten halten läßt. Im Laufe der Zeit ist die anonyme Schrift in Sammelcodices mit Schriften anderer religiöser Schriftsteller eingedrungen und hat den Namen ihrer Verfasser angenommen, im ganzen 35, mögliche und unmögliche, wie Heinrich Seuse, Bonaventura, Scotus Eriugena, Tauler, Innozenz III. Nach und nach verengte sich das Schlachtfeld, der Kampf ward aber um so hitziger, als einerseits die Nationalitäteneifersucht zwischen Franzosen und Deutschen, andererseits die erfahrungsgemäß immer wiederkehrenden Reibereien zwischen zwei Orden, hier der Augustiner und Benediktiner, das nüchterne Urteil vielfach trübend beeinflußten. Wahrscheinlich war es 1604 ein Dom Pedro Manriquez, der die Tatsache gefunden haben wollte, daß schon in den Collationes Tolosanae des hl. Bonaventura (gestorben 1274) die Imitatio erwähnt werde. Der Streit verebbte sich, als man die Unechtheit der Collationes nachwies. Nun fand aber ein Pater Rossignoli S. J. in einer Imitatio-Handschrift den Namen eines Abtes Johannes Gesen, und daraufhin beeilte sich der Abt Konstantin Kajetan von Monte Casino, zur Erhöhung des benediktinischen Ruhmes die Imitatio als das Werk eines Johannes Gessen, Abbatis O. S. B., herauszugeben. Der Jesuit Heribert von Rosweyde schrieb zwar bald seine Vindiciae Cempenses dagegen; doch kamen die Gemüter nicht zur Ruhe, so daß sogar das Pariser Parlament und die Congregatio de Propaganda Fide sich ins Mittel legen mußten. Die Franzosen wollten mit ihrem Landsmann, dem Kanzler Gerson, durchdringen, mit dessen Namen 1460 die erste Handschrift datiert werden kann, 31 Jahre nach seinem Tode. Ohne irgendwelche Beeinflussung hält man auf den ersten Blick dafür,

* Über die Geschichte der Streitfrage orientiert man sich heute am besten bei Keppler „Über den Verfasser der Nachfolge Christi". Theol. Quartalschr. 62 (1880) 48 ff.; ferner Art. Th. v. K. von J. Pohl bei Wetzer & Welte, Kirchenlexikon XI, 1673 ff.; nicht gut einführend, aber mit recht brauchbaren Literaturangaben G. Wolf. Quellenkunde der deutschen Reformationsgeschichte I, (Gotha 1915) S. 227 ff. Neue Literatur auch bei M. Baumgartner. Grundr. d. Gesch. d. Philos. d. patrist. u. scholast. Zeit (Überweg II, Berlin 1915) S. 208.

** Thomas von Kempen ist der Verfasser der Bücher De imit. Christi. Progr. d. kgl. Gymn. Thomäum Kempen 1893/4; weiteres Material von demselben in Festschr. Gg. v. Hertling z. 70. Geburtst. von der Görresges. (Kempten u. München 1913) S. 131 ff.

*** Hsg. v. Grube. Geschichtsquellen d. Provinz Sachsen Bd. 19 (1886); in kürzerer, älterer Fassung von W. Becker eene onbekende Kronijk van het Kloster te Windesheim in Bijdragen en Mededeelingen der Utrechter hist. Gezelschap X (1887), 376 ff.

wie auch Pohl meint, daß der — sonst völlig unbekannte — Gessen oder Gersen, den z. B. noch die Edition polyglotte von Lyon 1841 unbedenklich als Autor einführt, und der noch an Wolfsgruber im „Katholik" 57, 1 (1877) S. 15 ff. einen warmen Anwalt fand, nichts ist als eine orthographische Variante des Namens Gerson. Heute neigt sich die Wage zugunsten des gottseligen Thomas. Besonders die Forschungen von J. B. Malou,* O. A. Spitzen,** K. Hirsche*** und M. J. Pohl haben dem Augustiner vom Agnetenberge das Übergewicht verschafft.

Eines der Hauptargumente bei der Beurteilung und Vindizierung eines anonymen Schriftstückes wird stets seine Sprache bleiben. Auch im Streit über die Imitatio hat sie eine große Rolle gespielt. Mag Hirsche† auch im Eifer des Gefechts manches als vlämisch bezeichnet haben, was in Wirklichkeit germanisch war und manches als Germanismus, was aus dem Lateinischen entsprungen ist, das steht außer allem Zweifel, daß im nüchternen, schlichten, gemächlichen Latein Thomas' ein latentes Deutsch steckt, mehr als etwa noch in den lateinischen Werken eines Aventin oder eines Berthold von Regensburg und David von Augsburg. Doch um so staunenswerter ist es, wie Thomas, ganz gegen das Puritanertum des beginnenden Humanismus, mit diesem seinem Hauslatein arbeitet, es in klingende Reimprosa zwängt, die Sätze in Rhythmen fließen läßt, die in kurzen Ermahnungen rasch aufsteigen und abfallen wie schnell rollende und munter rauschende Wellen, in sakralen Gebeten, jedoch in langen, langsamen Takten unserm Ohr sich nahen. So wenig seine Poesie von einem hohen Formgefühl beseelt ist, seiner Prosa kann man den Sinn für Rhythmus, der sich im Mittelalter doch unendlich feiner erhalten hat, als wir anzunehmen gewohnt sind, keineswegs absprechen.

Doch ist es nicht Sprache, nicht Rhythmus, nicht Reim, nirgends die Form, die dem Verfasser der ‚Nachfolge Christi' — und einzig als solcher ist Thomas von Kempen zu seiner Bedeutung gelangt — die Verehrung der kommenden Geschlechter gesichert haben. Warum ist von allen Vertretern der deutschen Mystik der letzte Ausläufer der dauerndste geblieben, der ärmste an Eigengut? Warum er und nicht der Vater der Mystik, Eckart, der doch viel tiefsinniger war — seine Häresien waren doch nicht so gefährlich, wie Johann XXII. glaubte und die modernen Herausgeber der Mystiker noch meinen —? Warum nicht Tauler, der liebenswürdige Prediger, nicht Seuse, der minneglühendste Liebhaber Jesu und seines Kreuzes? Vielleicht läßt sich dieser Umstand gerade aus den zwei Punkten erklären, die die Abgrenzung der Thomasschen Mystik von der übrigen bedingen.

Zum ersten: Thomas leistet Verzicht auf jede Spekulation; seine Mystik — fast ist es gewagt, sie hier noch so zu nennen, wenn nicht die ganze Methode doch mystisch wäre — bedeutet eine Absage an jede intellektualistische Metaphysik; seine Andacht duldet nirgends die kalte Rinde einer Abstraktion, mag der spekulative Gedanke noch so sehr darauf ausgehen, die Einheit Gottes und der Seele, die der Mystiker fühlt und ersehnt, philosophisch zu deduzieren. Wohl klimmt auch seine Sehnsucht auf steilem Pfad empor, um im Lichte der Unendlichkeit, abgetan von allem menschlichen Begehren, von der Gottheit umflossen und in sie hineingesenkt, zu atmen; aber die Wege in diese Höhen bahnt

* Recherches historiques et critiques sur le véritable auteur du livre de l'Imitation de Iésus-Christ. Paris-Tournai 1858.

** Ts. v. K. als schrijver der Navolging van Christus gehandhaaft. Utrecht 1880.

*** Prolegomena zu einer neuen Ausgabe der Im. Chr. Berlin 1873–94. 3 Bde.

† A. a. O. III, 1 ff.

er nicht selbst. Er sät nicht Gedanken, aber goldene Garben freudiger Andacht liegen in seinem Schoß. Und mit freundlichem Aug und freigebiger Hand bietet er denen, die zu ihm kommen, aus vollen blinkenden Schalen nährende Körner seiner Ernte. Er sieht den Himmel offen und die Engel auf- und niedersteigen, aber caelum perscrutari — des Himmels Tiefe mit der Erkenntnis des Verstandes zu durchforschen,* das vermeidet er. Das Wegebauen und Säen hat für ihn die kirchliche Tradition besorgt. Des Reichtums der Offenbarungen bewußt, nimmt er von ihnen Besitz; auf ihren Schwingen läßt er sich emportragen. Das ist die mystische Innerlichkeit, die kirchliche Idealität eines hl. Bernhard von Clairvaux, den Thomas** als den specialis amator beatae virginis, dulcis doctor et devotus monachorum informator verehrt. In tantum deus cognoscitur, in quantum amatur. Thomas schöpft immer von neuem aus dem tiefen, unversieglichen Brunnen der großen kirchlichen Symbole, und diese Symbole selbst werden ihm zum inneren Erlebnis. Eckart z. B. müht sich ab, eine ewige und eine zeitliche Menschwerdung des Heilandes auseinander zu halten, den Charakter der von Christus angenommenen Menschheit zu definieren, in Christus den ersten von Gott geschaffenen, bei der Schöpfung Adams vorausgemeinten Menschen zu sehen. Solche metaphysische Gedankengänge kennt des Thomas schlichte Devotion nicht. Für ihn gibt es nur den aus Maria zu Bethlehem geborenen Menschensohn, der um der Menschen Erlösung willen wahre Gottheit mit wahrer Menschheit vereinte.*** Das Festhalten an der von der Tradition gezogenen dogmatischen Linie hindert ihn nicht, mit der Subjektivität eines Mystikers gefühlsmäßig das Symbol sich menschlich näher zu bringen:

Exul a domo propria
Carnis vestitur tunica
Monstrans, quod vivens anima
Huic mundo extranea.

Vivere in hoc saeculo
Quid quam peregrinatio?
Sed clara dei visio
Nostra vera est mansio.†

Man denkt hiebei vielleicht an die Interpretation, die der 80jährige Hans Thoma in einer seiner Abschiedsreden†† von dem Geheimnis der Geburt im Stalle sich zurechtlegt, vom Kindlein in der Krippe, das die Welt verehrt und als Schöpfer anbetet, ‚die Seele, den Gottessohn, den Menschensohn, den Sohn der Erde, der die Verbindung zwischen Himmel und Erde herstellt, der in der Kraft göttlicher Liebe der Menschheit Heil und Erlösung bringt',††† man fühlt aber zugleich den Unterschied zwischen der erdgeborenen Symbolik des Künstlers Thoma und der von einem dogmatischen Zentralpunkt aus gelenkten Andacht des frommen

* Z. B. Serm. ad. Nov. IX (Pohl VI, 62): Magis expediret multis quod cogitarent de poenis inferni et igne purgatorii: quam de latitudine mundi et altitudine caeli. Und v. a. Stellen.

** Serm. ad. nov. XXV (Pohl VI, 237).

*** Vgl. Orat. et med. de Vita Christi I, 1, 5—8 (Pohl V, 13 ff.).

† Cant. XXXIV (Pohl IV, 320).

†† Vgl. Hochland XVI, 1, 110.

††† Seeligkeit nach Wirrwahnszeit S. 49.

Mönches. Das führt uns zum zweiten Merkmal der Thomasschen Mystik: Jeden in der Mystik nur zu leicht auftretenden Gedanken an irgendeine substantiale Einheit, eine Wesensgleichheit der Seele mit Gott — eine Spekulation, vor der schon Tauler warnen muß — lehnt Thomas von Kempen ab. Dadurch behält seine Betrachtungsweise der transzendentalen Geheimnisse stets den Gebetscharakter bei.

Eingeräumt muß von vorneherein werden: die Terminologie, und ich möchte sagen, der ganze methodologische Apparat der Thomasschen Kontemplation ist mystisch.* Wie die anderen Mystiker vor ihm, will er beten und betrachten, losgelöst von aller Welt, will alle Wünsche und Affekte des Herzens zur Ruhe kommen, alles Begehren und alle Weltliebe schweigen lassen, will, wie Tauler oder Mechthild von Magdeburg oder der spätere Angelus Silesius, in stiller, feierlicher Seeleneinsamkeit** Ruhe und Frieden einzig in Gott finden und einzig in Christus Jesus seine Sehnsucht gestillt wissen;*** wie nur immer Tauler oder die Theologia Deutsch es fordern — ganz anders wie Luther,† dessen Abhängigkeit von der Mystik immer wieder überschätzt wird —, will auch Thomas seinen Willen mit dem der Gottheit gleichmachen; er will sich in Gottes Willen vollkommen ergeben im Gefühl der eigenen Nichtigkeit,†† will Gott in sich aufnehmen, eins mit ihm sein, wie die hl. Theresia mit ihm verkehren, sich in Gott und Gott in sich fühlen:

Electe mi vermicule (sagt Christus zum Menschen),
In caritate perpetua dilexi te.
Tu enim vivis in me
et ego in te.
Mane in me
et fruere in me.†††

Aber Thomas' ‚naive, phantasiemäßige, von philosophischer Problematik un-

* Ich verweise hier auf die tiefschürfenden Untersuchungen von F. Heiler, ‚Das Gebet in der Mystik' München 1918, einen Bestandteil (Dissertation) aus dem umfassenden Werke ‚Das Gebet' (München E. Reinhardt 1918). Bei den einzelnen Symptomen des mystischen Gebets kommt hier immer auch die Imitatio zur Sprache. Die Verweise hierauf kann ich mir bei den kommenden Fußnoten sparen, wo ich nur solche Stellen anführe (im allgemeinen), die in den von Heiler leider nicht herangezogenen übrigen Werken des Thomas vorkommen, — ein Umstand übrigens, der der sachlichen Bedeutung seiner hervorragenden Ergebnisse nicht den leisesten Eintrag tut.

** Oportet enim tunc omnem silere creaturam, quando deus loquitur animae supra naturalem intelligentiam. Et tunc optime docetur, quando sic sermo cum solo Deo habetur. (Med. de inc. Christi 3. Pohl III, 78). O magnum et iucundum festum, non omnibus sed paucis ad celebrandum concessum. (Ebd. 79). Die Religiosität des ‚einzelnen', das Ideal Sören Kierkegaards taucht hier auf.

*** Christus sit vita tua, lectio tua, meditatio tua, locutio tua. Ipse desiderium tuum, lucrum tuum: tota spes tua et merces tua. Si aliud quaeris quam pure Deum damnum patieris; laborabis et requiem non invenies (Alph. Mon. Pohl III, 321). Esse vero cum Christo unicum desiderium et felicissimum bonum (Serm. ad. nov. XVII Pohl VI, 142.).

† H. Boehmer, Luther im Lichte der neueren Forschung. Leipzig und Berlin 1917. S. 63 ff. (Bd. 65).

†† Non enim aliter poteris ascendere in caelum, nisi te humiliaveris ex toto corde propter Deum. (Serm. ad. nov. XVII. Pohl VI, 138.)

††† Cant. 59 (Pohl IV, 344 f.).

berührte Mystik* geht nicht bis zur vollkommenen Ekstase, seine Kontemplation behält den Gebetscharakter bei. Sie bleibt sich immer der wesentlichen Differenz zwischen Gott und dem Geschöpf bewußt, der Dualismus zwischen Gott und Mensch verschwindet nicht, und nur im Verschwinden dieser Voraussetzung bestünde das Wesen der völligen Ekstase, das Eintreten eines Einheitszustandes zwischen Gott und Menschenseele, eines ‚mystischen Todes', wie es in ganz outrierter Art der Nirwanataumel des Buddhismus ist. Nirgends bei Thomas finden sich Forderungen, die aus dem Gesichtskreis der christlichen Gläubigen hinausführen wie etwa die, daß man Gott um Gottes willen lassen müsse,** daß man, wie die konsequente Mystik es verlangt, nicht mit Bitten an Gott herantreten solle. — Gewiß, Gott ist das letzte und einzige Ziel des Frömmigkeitsstrebens,*** und für sich darf man nichts bei Gott suchen außer Gott selbst, nach dem hl. Augustinus: Nolite aliquid a Deo quaerere nisi Deum. Aber Bitten der Reue, des himmlischen Strebens, Bitten, wie sie der sündhafte Knecht dem guten Herrn, das irregegangene Kind dem liebenden Vater sagt, die darf der Fromme auch seinem Gott sagen.† Die endgültige Vereinigung mit Gott, das endliche Aufgehen im Gottschauen — das ist auch ein wesentlicher Einschlag in den Gebetscharakter —, die wird erst doch im Jenseits geschehen: erst dort werden die feierlichsten Hochfeste der Seele begangen, ‚wenn einmal die Seele emporgestiegen ist, alles Gegenwärtigen und ihrer selbst vergessen, einzig Gottes gedenk, und frei von jedem leiblichen Gedanken hinübergegangen ist in den Abgrund göttlichen Lichtes, um das Ewige zu schauen . . . Jetzt haben wir doch eher nur Namen und Erinnerung eines hohen Festes als die wirkliche Erfahrung; die vollkommene Klarheit darüber ist den Heiligen im Himmel vorbehalten".†† Im Gebetscharakter der Thomasschen Mystik fließen alle die Einzelströme zusammen, die sein Denken befruchten, ein eudämonistischer, ein mystischer, ein praktisch-ethischer Zug. Und in dieser Vereinigung liegt das Geheimnis der gewaltigen Popularität der Imitatio Christi.

Ich erinnere mich eines Eindrucks aus der Kindheit, der beim Lesen von Thomas' Schriften wieder lebendig geworden ist. In unserer Landkirche wurde bei der Kreuzweganbacht an der XII. Station vom Priester die Betrachtung gebetet: ‚Seine Arme sind ausgespannt, dich zu umfassen, sein Herz ist offen, dich einzuschließen' . . .††† Mir war's damals immer, als ob es an keiner Stelle der ganzen Andacht so still, so merkwürdig feierlich in der Kirche gewesen, als ob ein großes Atemhalten durch die Leute gegangen wäre. Aus dem Gebete wehte der Geist des Thomas a Kempis uns entgegen.

---

* Heiler a. a. O. 29.

** Vgl. K. Bihlmeyer, Kl. Beitr. z. Gesch. d. deutsch. Mystik in Festschr. f. Jos. Schlecht hsg. v. L. Fischer, Freising 1917, S. 53.

*** Ego debeo esse finis tuus supremus et ultimatus, si vere desideras esse beatus. Ex hac intentione purificabitur affectus tuus saepius ad se ipsum et ad creaturas male incurvatus. Nam si te ipsum in aliquo quaeris, statim in te deficis et arescis. (Im. Chr. III, 9 Pohl II, 161.)

† Saepissime oculos vestros cum humili prece levate ad dominum in caelis gemendo, et in secretis vestris pro delictis orando (Serm. ad. Nov. IX Pohl VI, 62).

†† Med. de inc. Christi 3. (Pohl III, 79|80.)

††† Orat. et med. de vita Chr. I, 2, 18. (Pohl V, 113.) In dieser Auffassung von Christi Kreuzestod stimmen auch die Ps.-Augustinianischen Meditationen mit Thomas überein (VI, 3), die überhaupt in diesem Kreise entstanden zu sein scheinen.

Rundschau

Zeitgeschichte

Wo bleibt Deutschland? Ein Ci-devant-Österreicher sollte, nachdem die weiland Monarchie sich durch ihren noch so genannten Minister des Äußern in einem dringenden Sonderfriedensanerbieten an den Allergroßmächtigsten von dem Bundesgenossen losgesagt hat, am wenigsten berufen sein, Deutschland seine Meinung zu sagen. Aber der, der sich das herausnimmt, glaubt sogar ein Recht darauf beanspruchen zu dürfen. Er dünkt sich als einer der entschiedensten Gläubigen des ‚Deutschen Kriegs‘, dem er mit Bekennerfreudigkeit sein ganzes literarisches Ansehen bei den ‚Intellektuellen‘ geopfert hat, dazu befugt, nicht zuletzt aber auch als einer der letzten ‚Österreicher‘, da er ketzerisch genug ist, zu behaupten, daß ihm sein Österreich, das Österreich, das er zürnend liebt, seit er es mit Bewußtsein sein nennt, nicht genommen werden könne, daß er es behalte, wie es ihn halte trotz dem Sieg des Doktrinarismus über das Organische, der Begriffsraserei über das unbeirrbare Leben. Unsterblich ist die Idee der Geschichte, vergänglich die Lehrmeinung des sogenannten Zeitgeistes. Österreich ist tot, es lebe Österreich! Das Selbstbestimmungsrecht der Völker, dieses bezeichnenderweise auch grammatisch nichts besagende, weil inhaltslose, unerlebte Schlagwort dient dem seit Jahrzehnten von Demagogen an der Oberfläche der Volksseele gekräuselten Nationalegoismus zum Anlasse, die politische ‚Freiheit‘ an sich zu reißen. Österreich, durch den überlangen Krieg erschüttert, bricht zusammen; auf seinen Trümmern entstehen Nationalstaaten — von denen der ‚jugoslavische‘ eine ethnisch-historische Gegensätze vergewaltigende Konstruktion, der ungarische ein krampfhafter und aussichtsloser letzter Versuch ist, überlebte Herrschaft zu behaupten, während der deutsch-österreichische und der czechoslovakische um die deutschen Sudetengebiete, die jeder mit Souveränitätserklärungen für sich in Anspruch nimmt, noch zu kämpfen haben werden. Den Radikalismus dieser Lösung des österreichischen Problems dankt das zerrüttete Reich der Gewissenlosigkeit eines durch Unfähigkeit niemals in seinem Schlendrian beirrten Regierungssystems, das, statt von der Verantwortung für seine Aufgaben durchdrungen zu sein, immer nur sich selbst als Zweck betrachtete, Zündstoff, statt ihn zu vertilgen, jeweils bloß aus dem eigenen Promenadewege schaffte, unbekümmert darum, daß er sich allmählich rechts und links zur Mauer häufte. Der geschichtlich schauende und philosophisch denkende Betrachter der unter dem Protektorat der Entente und zum Vorteil ihrer Kriegsziele sich abwickelnden Geschehnisse bestätigt sich daran die durch große Worte nicht beirrbare Erfahrung, daß, was Saumseligkeit und Leichtsinn rechtzeitig zu richten versäumt haben, in den schrecklichen Stunden äußerer Bedrängnis zusammenstürzen muß, gleichviel, ob unter morschen Balken gesunde Glieder begraben werden. Es ist schade, jammerschade um Österreich, das jetzt den schmerzvollen Weg der Revolution zu sich zurückzulegen hat, weil seine schlechten Führer ihm die Entwicklung unmöglich gemacht haben. Es wird zu sich zurückfinden — Einsicht kann daran nicht zweifeln —, aber es wird manche bittere Enttäuschung durchzumachen haben, ehe es wieder dort steht, von wo es herkommt, an seiner Quelle, der österreichischen Idee.

Anders ist es um Deutschland. Hier

hat ein Augenblick der Verzweiflung nicht wie in Österreich-Ungarn jahrelang gepölzten Schein, sondern Wirklichkeit vernichtet, die so nicht wiederkehrt. Deutschland hatte nicht etwa vor dem Siege gestanden, der Krieg war seit dem Eintritt Amerikas in die Reihen der Feinde, einem Ereignisse, das, wie England damit gerechnet hatte, Deutschland verblendet nicht für wesentlich hatte halten können, für die in ihrem Verbande nur äußerlich einigen Mittelmächte verloren gewesen. Aber er hätte sich im richtigen Zeitpunkt — dem vor der deutschen Märzoffensive, die auf einem Rechenfehler aufgebaut war — glimpflich beendigen lassen.

Diese günstige Wende war versäumt worden. Siegwillenswahn träumte von der Vernichtung, obwohl Völkerpsychologie und Geographie ruhiger Überlegung hätten zeigen müssen, daß selbst nach der Besetzung von Frankreich der Wirtschaftskrieg der Seemächte ebensowenig zu bewältigen gewesen wäre wie der moralische Widerstand des idealiter nicht zu erledigenden Frankreich. Nun, nach großartigen Kampfleistungen kam, da, wie vorauszusehen gewesen war, der Unterseebootskrieg Amerikas unbegreiflicherweise unterschätzter Überfahrtsmöglichkeit nichts anhaben konnte, der Rückschlag. Aber warum hat er als Zusammenbruch gedeutet werden dürfen, warum hat er zu einem Friedensangebot der Verzweiflung führen müssen, dem Präsidenten der Vereinigten Staaten von einer Regierung unterbreitet, die, wenn sie auch die parlamentarische Mehrheit vertritt, sicherlich doch nicht den deutschen Geist verkörpert? Nicht darum handelt es sich bei dieser Frage, daß die Lage an der Westfront Hoffnungen auf einen abermaligen Umschwung zu rechtfertigen vermöchte; vom Widerstand bis auf den letzten Mann dürfte füglich erst gesprochen werden, wenn die Entente in Haß- und Rachefieber von einem großen Volk unannehmbare, es entehrende und seine Wehrfähigkeit vernichtende Bedingungen stellte. Die Frage sucht die Ursache zu ergründen, woher bei aller nur zu begreiflichen Friedenssehnsucht, Friedensbereitschaft der plötzliche Entschluß, nein, kein Entschluß, das Gegenteil: der plötzliche Verzicht stamme, der Deutschland mit eins um alle Würde gebracht hat. Man beruft sich auf die frühere Friedensentschließung des Reichstages, deren nachdrückliche Verfolgung der Druck der militärischen Diktatur gehindert hätte und die sich jetzt, befreit von diesem Druck, durch die Tat, das Friedensangebot, bestätige. Man beruft sich auf die Heeresleitung selbst, die die militärische Lage nicht mehr halten zu können gestanden, auf sofortigen Waffenstillstand drängen zu müssen erklärt hätte. Zugegeben einerseits die Macht einer bloß zu dämmenden, nicht zu unterdrückenden Friedenssehnsucht, die den sinkenden Damm überschwillt; zugegeben anderseits der als bestürzender Gegensatz zu einer als unbeirrbar geltenden Siegeszuversicht um so erschütternder wirkende Eindruck der am nachhaltigen Widerstand verzweifelnden Führung, zugegeben als mechanisch-politische Folge solcher Erfahrungen der Regierungswechsel, die Parlamentarisierung, das Friedensangebot, die Waffenstillstandsbitte, die von der nunmehr herrschenden Mehrheit gemäß den rasch ins Kraut schießenden ‚Grundsätzen‘ der Doktrin in Angriff genommene Zerstörung der — als Hebel der äußeren und inneren Feinden gleich verhaßten ‚Autokratie‘ von einem Monarchisten festgefügten — Verfassung, zugegeben dies alles; aber wo bleibt Deutschland? Denn dies ist doch bloß ‚Politik‘, Intellektualismus, das vor dem Publikum der Zeitungsleser aufgeführte Theater des ‚öffentlichen Lebens‘, ein Theater, das in Frankreich Bedürfnis, in England Tradition, in Deutschland aber doch nicht mehr als bloß ‚zeitgemäß‘ ist, jedenfalls mit deutschem Wesen nichts zu tun hat. Oder sollte deutsches Wesen bereits nicht

mehr geduldet sein in einem Deutschland, das seit zwei Jahrzehnten der jüdische Literat geistig beherrscht? Lebt deutsches Wesen schon vogelfrei als Verbannter in der Heimat?

Geschrieben am 1. November 1918.

Richard v. Schaukal.

Geschichte

„Das Tübinger Stift."* „Ein Beitrag zur Geschichte des deutschen Geisteslebens" heißt der Untertitel des Buches, das R. Julius Hartmann dem Tübinger evangelischen Stift und den daraus seit der Reformation hervorgegangenen bekannten und berühmten Geistern gewidmet hat. Es verbirgt sich darunter heimlich der Gedanke an einen weiteren Untertitel, der heißen würde: „Ein Beitrag zur Geschichte des schwäbischen Geistes und Ruhmes". Es war — mag sich der Schwabe nach altem Stammesbewußtsein sagen — nicht nötig, auch dies noch beizusetzen, denn jeder gute Deutsche wird das Buch mit der lob- und neidvollen Anerkennung schließen, daß kein anderer deutscher Stamm es dem schwäbischen wenigstens für die neuere Geistesgeschichte an Tüchtigkeit zuvorgetan hat, was schon dieser auf die Stiftler verengerte Kreis zur Genüge zeigt. Aber es tut doch wohl, die geistige Heerschar zu überschauen und zu überzählen, mit der man Haus und Tisch gemein hatte, das merkt man dem Verfasser an, und er darf es auch mit Recht merken lassen. Zwar wird nicht jeder Deutsche Dasein und Zweck des Tübinger Stifts kennen, aber um so lauter schallen in seine Ohren Namen wie der des Astronomen Kepler, wie die der Philosophen Hegel und Schelling und die der Dichter Hölderlin und Mörike. Diese aber und noch viele andere, die von deutscher Zunge noch oft genannt werden müssen, waren Schwaben und waren Stiftler.

Einen Band in Form und Umfang eines mittleren Romans füllt die Überschau der Namen von bedeutenden Persönlichkeiten, die Hartmann angefangen von den alten Magisterzetteln bis in die letzte Gegenwart aus der Geschichte des Tübinger Stifts herausgehoben hat, die dort ihre Bildung und die fortwirkende Prägung ihres Geistes empfangen haben. Das Tübinger Stift ist nach der Einführung der Reformation durch Herzog Ulrich in seinem Lande 1534/35 aus der Gründung eines Stipendiums an der Universität hervorgegangen, die den Zweck hatte, dem Lande die Prädikanten, Räte und Diener des neuen Wortes und Geistes zu geben. Es ist nun kein trockener Bericht, der nicht aus den allmählich leergelaufenen Geleisen vom orthodoxen Protestantismus zum Rationalismus oder Pietismus herauskäme, sondern, was für Anlage und Tüchtigkeit der Anstalt wie wohl noch mehr für die Ursprünglichkeit der sich darin geistig tummelnden Landeskinder spricht, und was natürlich auch mit der allgemeiner als bloß religiösen Bedeutung der Glaubensneuerung für die Fortbildung des deutschen Geistes zusammenhängt, es ist wirklich in kurzer Repetition, beinahe im Stile des meminisse iuvat, ein erkleckliches Stück deutscher Geistesgeschichte, und es ist ein unterhaltsamer Leitfaden von Charakteren und Schicksalen, für die das Tübinger Stift nicht immer nur der Ausgangspunkt, sondern auch die Lebensszene geblieben ist. Es ist ja ein Stolz der Tübinger theologischen Wissenschaft — dies gilt mindestens ebenso für die dortige im Jahre 1817 von Ellwangen an die Landesuniversität verpflanzte katholische Fakultät —, daß ihre Träger aus dem theologischen Nachwuchs des eigenen Landes hervorgehen, so reichlich, daß auch auswärtige Lehrstühle von ihnen eingenommen werden; und wie eine protestantische, so hat auch eine katholische

* Stuttgart, Strecker & Schröder. Mit 46 Abb. 4.80 M.

Tübinger Schule im 19. Jahrhundert geblüht. Indes der Sinn des Buches ist nicht, über die theologische Entwicklung zu belehren, wenn sie naturgemäß auch immer wieder in den Mittelpunkt tritt, und es sind auch in erster Linie die Persönlichkeiten, die den engen Kreis verlassen haben, die uns anziehen und das Kulturbild von vier Jahrhunderten bestimmen und bereichern.

Mit dem allerdings nicht aus der engeren Heimat stammenden Melanchthon, dem Mitreformator Luthers, hebt die Reformationsgeschichte der Tübinger Magister an; im Jahre 1820 hörte die gemeinsame Magisterpromotion, die die Köpfe jährlich zusammenhielt und dann und wann wie ein gemeinsames Auf und Ab geistiger Stärke erschien, auf, und die Anrede „Herr Magister' kam in Wegfall. Die Verschiedenheit der geistigen und körperlichen Lebenswege blieb oder wurde mit der zunehmenden Befreiung noch breiter. Hartmann sieht diese Verschiedenheit schon am Anfang symbolisch vorgezeichnet in den beiden Magistern Melanchthon und Sebastian Schertlin, der 1516, zwei Jahre nach jenem, Magister wurde und den sein kriegerischer Stern zum geadelten Feldhauptmann von Burtenbach machte. Wie dieser herumgewürfelte Landsknechtsführer auf kürzere Zeit auch in französische Dienste kam, so machte ein anderer Magister, Karl Friedrich Reinhard, in der ‚merkwürdigsten und glänzendsten Laufbahn, die je einem Stiftler beschieden war', zur Zeit der großen Revolution dort sein Glück. Nach seinem Vikariat als Hauslehrer in Bordeaux wurde er unter den Girondisten in die diplomatische Bahn getragen und stieg unter den folgenden Regierungen bis zum Grafen und Pair von Frankreich. Er war mit Schiller und Goethe in Verbindung, sowie mit Bischof von Wessenberg, mit Jacobi, mit Sulpiz Boisserée und Friedrich Schlegel. Er hatte das Talent, sich ins freiere Kulturleben hinaufzuschwingen, das seltener ist als die einseitigen gedanklichen Begabungen und Berufe, zu denen das Stiftsleben mehr erzog, weswegen er seine späteren scharfen Urteile darüber wohl fällen mochte. Allerdings hat es auch einer Reihe früherer Magister durchaus nicht an einem weiten Lebenskreis gefehlt, so besonders Johann Osiander aus der Generationenfolge der Osiander, diplomatisch hochangesehen, der durch persönliche Tatkraft seine Vaterstadt vor Melac rettete. ‚Die Sprengung der Festung vereitelte er dadurch, daß er persönlich bei Nacht den größten Teil der Sprengladung unter dem dicken Turm wegnahm und so die Feinde über die Stärke der Mauern Tübingens täuschte.'

Der große Ruhm der frühen Stiftsgeschichte ist der geniale Johannes Kepler, Schüler des ebenfalls bedeutenden Stiftsmagisters, Astronomen und Verfechters des verpönten kopernikanischen Systems Michael Mästlin. Kepler ging durch die herkömmliche Laufbahn ins Stift, wo er als Magister supremos in philosophia honores im Alter von 20 Jahren erhielt; schon damals wurde durch eine Abhandlung die Schwierigkeit der neuen Lehre gegenüber dem rechtgläubig kirchlich approbierten ptolemäischen System offensichtlich. Kepler macht als kaiserlicher Mathematikus in Prag seine Entdeckungen unumstößlich. Der große Mann versuchte in seiner Heimat, in Tübingen, umsonst, eine entsprechende Stellung zu bekommen. ‚Sein heißer Wunsch scheiterte immer wieder an der starren Haltung der lutherischen Glaubenseiferer im Lande.' ‚Man kann doch keiner anderen Meinung um seines „Letzköpflins" willen werden.'

Stofflich reizvoll sind die zwischen die Namen eingestreuten Schilderungen des alten studentischen Lebens in der bald mehr, bald weniger abgeschlossenen, klösterlich spartanischen Stiftswelt, so die Alamoderei, die Zustände während des Dreißigjährigen Kriegs, die Angaben, wie die geistigen und politischen Bewegungen

ihre Wellen ins Stift hineintrugen, wie ‚die Stiftler, die Klopstock mit wallendem Herzen lasen, die Bücher ihres Propheten in den Weidenstümpfen am Wöhrd verbergen mußten', die Teilnahme an den freiheitlichen Bewegungen, die beginnende Burschenschaftszeit, das schwarz-rot-goldene Banner, die Zeit der Korporationsbildungen, für Universitäts- und Studentengeschichte interessante Daten und Dinge. Wichtiger wird, was mit der zunehmenden Befreiung der Geister vom alten Sinn und Ziel der Weltanschauung an ‚idealistischen' neuen Gedanken aus dem Stift hervorging. Vom Jahre 1790 ab waren gleichzeitig darin beisammen die künftigen großen deutschen Philosophen Hegel, der ‚im Stift für ein lumen obscurum gehalten', und Schelling, ‚dieses ingenium felix nach der Zeugnisliste des Stifts', dazu mit ihnen befreundet der Dichter Friedrich Hölderlin. Nachgeholt sei der Hinweis auf einen Dichter des 16. Jahrhunderts aus dem Stift, den poeta laureatus Nikodemus Frischlin, den seine Streitbarkeit und scharfe Zunge zum unruhigen Leben verurteilte und schließlich in den Kerker auf Hohenurach brachte, wo er bei der Flucht 1590 den Hals brach. Bemerkenswert sind auch die Beziehungen einzelner Stiftler zu Schiller, ‚der selbst durch die enge Pforte des Landexamens hindurch der Stiftslaufbahn entgegenstrebte, bis ihn das Machtwort des Herzogs auf andere Bildungswege führte'. Schiller dankte später seiner anderen Schicksalsfügung. ‚Was wäre ich jetzt? ein Tübingisches Magisterchen.' Immerhin bucht das Stift ein ganz stattliches Sümmchen von Dichtern. Stiftler waren die Dichter Gustav Schwab, Wilhelm Hauff, Gustav Pfitzer, Wilhelm Waiblinger, dann der zweite schwäbische Landesstolz Eduard Mörike, Friedrich Theodor Vischer, der durch Neuausgaben eben zu neuem Leben gebrachte sonderlinghafte Verfasser des ‚Auch Einer', Hermann Kurz, Georg Herwegh, Albert Knapp, Karl Gerok. Ludwig Uhland war zur Abwechslung kein Stiftler, aber als geborener Tübinger und daselbst gewesener Professor sei er zum Ruhm des schwäbischen Namens mitgenannt.

Für die theologische und allgemein geistige Entwicklung und Radikalisierung der modernen Weltanschauung ist der Begründer der neuen Tübinger Schule, F. Ch. Baur, von entscheidendem Einfluß geworden. An ihn schließt sich sein jüngerer Freund David Friedrich Strauß, der durch die Erregung, die sein ‚Leben Jesu' heraufbeschwor, kein Lehramt bekam und als freier Schriftsteller seine radikale Bahn weiter geführt wurde. Von bedeutenden Namen reihen sich ruhmvoll an der Philosoph Eduard Zeller, der während der Kriegsjahre zu einer während seiner Lebenszeit nicht genossenen Anerkennung gelangte Historiker Karl Christian Planck mit seinem ‚Testament eines Deutschen', die beiden scharfen Logiker Sigwart Vater und Sohn, der, eine seltene Erscheinung, als Freiburger Hochschullehrer Konvertit gewordene August Friedrich Gfrörer, der auf den österreichischen Ministersessel gekommene Albert Schäffle. Auch die Namen Weizsäcker und Rümelin haben bekannten Klang. Und schließend müssen im weiteren Weg vom idealistischen Denken zum radikalen Wirken Theobald Ziegler und Gottfried Traub genannt werden.

Man könnte, indem man hinter die stofflich eigenartige Welt mit den wissenschaftlichen Liebhabereien blickt, die in dem Buche aufgetan wird, sagen, daß die Geschichte des Stifts in einigen wesentlichen Köpfen den Weg anzeigt, der von der geistig-religiösen universitas über das ‚idealistische' Denken zum weltanschaulich leer und formlos gewordenen Freiheitsbegriff führt. Es könnte auch reizen, die vielfache Liebe zum mathematisch-logischen Denken, personifiziert am höchsten in Kepler und Hegel, und den gänzlichen Mangel an formbildenden Künstlern zusammenzubringen. Indes, es wurde

hier auch nicht der Männer gedacht, die das protestantische Leben im altgläubigen oder pietistischen Sinne befruchtet und damit der deutschen Geistesart nach ihren Kräften Fülle gegeben haben.

Die Revolution unserer Gegenwart bringt vielleicht wie für die theologischen Fakultäten so auch für das Tübinger Stift und das dortige katholische Wilhelmsstift schwere Fragen. Indes geschichtlich bricht nichts innerlich vollkommen ab. Die Stetigkeit des deutschen Geisteslebens wird den Umwälzungen das Maß geben, von dem sie nicht loskommen. K. W.

Theater

Andrejew, Die Tage des Lebens.

Man bemüht sich jetzt viel um die Einbürgerung russischer Literatur in Deutschland. Diese Bestrebungen kommen vorläufig vor allem Werken zweiten und dritten Ranges zugute, Werken, in denen russisches Kolorit und westlerische Sentimentalität sich mischen, Mittelmäßigkeiten wie Tschechows ‚Kirchgarten' und Andrejews ‚Tage des Lebens'. Das Stück von Andrejew, das jüngst mit starkem Erfolg seine Premiere in den ‚Münchener Kammerspielen' erlebte, ist mehr eine szenische Wiedergabe des russischen Studentenmilieus als ein wirkliches Drama. Mit sentimentaler Effekthascherei werden ein paar Typen auf die Bühne gestellt: soziale Probleme Ibsenscher Art werden mit Sudermannscher Drastigkeit vorgeführt; doch diese billigen Gegensätze werden gemildert durch die verträumten schwärmerischen Charaktere der handelnden Personen, welche den notwendigen Zwang zur Konsequenz nicht empfinden und daher der tragischen Entscheidung ausweichen können. Der Student Nicolai Gluchowzew liebt die Tochter einer armen Offizierswitwe, aber die Mutter verschachert ihre Tochter an reiche Liebhaber. Olga wird durch die Liebe des Studenten und den kupplerischen Willen der Mutter in einen Kampf gebracht, dem ihre schwache Natur nicht gewachsen ist. Widerstandslos wird das Mädchen zwischen ihrer echten Liebe und ihrer erzwungenen Unzucht aufgerieben; nicht minder hilflos ist der aufbrausende, aber ziellose Held; das Stück schließt ergebnislos in einer tragikomischen Situation.

Da es sich also nicht um eine bedeutende Dichtung — deren uns Rußland eine beträchtliche Zahl zu schenken hätte —, sondern um eine ziemlich effektsüchtige Schilderung der russischen Dekadenz handelt, wäre erstes Erfordernis einer Theateraufführung, daß der russische Lebensrhythmus echt und lebendig wiedergegeben würde. Die Regie der ‚Münchener Kammerspiele', die in der Wiedergabe Strindbergscher Stücke Achtungswertes geleistet hat, versagte vor dieser Aufgabe gänzlich. Das Picknick der russischen Studenten wurde seiner vibrierenden Geistigkeit beraubt und nahm sich fast aus wie eine Zecherei deutscher Kommis. Noch nicht einmal um eine richtige Aussprache der russischen Namen hatte man sich bemüht. Das erste wirklich russische Kolorit brachte endlich im letzten Akte der temperamentvolle und tüchtige Darsteller des Provinzleutnants Grigory Mironow, — alle anderen Darsteller waren in ihrer schwerfälligen, plumpen Art dem Rhythmus des Stückes nicht im mindesten gewachsen.

Die Aufführung gab Anlaß, festzustellen, daß auch an dieser vielgerühmten Münchener Bühne die Schwächen eingerissen sind, welche den Besuch unserer Provinztheater schon längst für den künstlerisch empfindenden Menschen zur Qual gestalten. Es herrscht eine absolute Stillosigkeit. Der zerklüftete Rhythmus Strindbergscher Gestalten liegt diesen Schauspielern noch am ehesten, aber einer natürlichen Konversationssprache sind sie ebenso unfähig wie eines hohen Pathos. Statt dessen kommt aus Mangel an Stil und Echtheit ein affektierter Schwulst heraus, der unglaubwürdig wirkt —

theatralisch im schlechtesten Sinne. Ein weiteres Grundübel ist, daß der Schauspieler sich nicht als dienender Bestandteil der Gesamtwiedergabe des Stückes fühlt, daß der Nachdruck nicht auf dem Ganzen, sondern auf dem Einzelnen, d. h. auf den effektvollen Pointen liegt und daß die Schauspieler zum Publikum sprechen statt zu ihrem Partner. Es mag in diesem Zusammenhang grundsätzlich bemerkt werden, daß die ‚Kammerspiele' nicht mehr durch jenes ernste Streben ausgezeichnet sind, das man trotz aller Verfehlungen im einzelnen bei der vorigen Bühnenleitung anerkennen mußte, und daß der jetzige Direktor nicht vermag, die künstlerischen Kräfte aus seinen Schauspielern herauszuholen. Es täte dieser Bühne ein strenger künstlerischer Zuchtmeister not.

M. F. Cyprian.

Walter Hasenclever: Der Sohn. In Berlin wurde in den Kammerspielen das vielbesprochene und vielbeanstandete Werk des jungen Dichters nun vor einem größeren Publikum aufgeführt; es stand bis dahin unter Zensur und ging nur einmal in geschlossenem Kreis in Szene. Nun gab die Maßnahme der neuen Regierung ihm die Freiheit. Man mag über die Aufhebung der Zensur denken wie man will — ob sie direkt sittlichen Schaden stiftet, ist fraglich; denn wer sich schlechtem Einfluß auszusetzen sucht und gewillt und veranlagt ist, solchem nachzugeben, kann dies heute bequemer haben als durch den Besuch des Theaters. Tatsache aber bleibt, daß der Theaterbesuch dadurch Leuten, die auf Sittsamkeit und Geschmack halten, außerordentlich erschwert wird; denn man kann es einem Manne solcher Eigenschaften nicht gut zumuten, mit seinen Kindern z. B. der hier eingelegten Bordellszene beizuwohnen, die ich allein um des Stückes willen bedauere. — Dieses Drama predigt den Aufruhr der Kinder gegen die Eltern; richtiger gesagt, des Sohnes gegen den Vater: weshalb man nicht durchaus ein Attentat auf das vierte Gebot darin zu erblicken braucht. Die Verhältnisse erstrecken und verbreiten sich hier nicht kritisch über die natürliche Empfindung der Kindesliebe — was sich schon daraus ergibt, wenn auch nicht hinreichend betont, daß die Mutter des jungen Mannes früh verstarb —, vielmehr auf die Beziehungen von Vater und Sohn, in denen von jeher sich nur zu leicht der Stachel der Gegensätzlichkeit entwickelte; sei es hinsichtlich der ideellen Weltanschauung oder in bezug auf die unmittelbare, oft mißbrauchte Abhängigkeit des noch Minderjährigen. Durch den frühen Tod der Mutter ist schon der Keim zu jenem Konflikt gegeben, der im Einzelfall die Tragik oft herzzerreißender Tiefe unter solchen Umständen gebildet hat; der Dichter macht sich aber dadurch schuldig, daß er zu wenig dabei verbleibt und zu sehr verallgemeinert. Das Drama ist von der rechtsstehenden Kritik sehr scharf abgelehnt worden, und dem Dichter als Heilmittel für seinen Helden gewissermaßen weitere Strenge empfohlen; ich kann mich nicht auf diesen Standpunkt stellen. Das Grundthema hat mit der Parole gewisser modernen, nach Freiheit und ‚individueller' Betätigung strebenden ‚Herren'-Söhne nichts zu tun (jenen Wyneken-Sprößlingen), denn es hat erschütternde Tragödien dieser Art im Leben mehr als eine gegeben; es nimmt sie jedoch in einigen Nebenzügen auf, die der Dichter gern hätte vermissen können, so z. B. durch die zu breite und unsympathische Verquickung mit dem Sexuellen. Hätte der Dichter sich einzig an den Kern des Verhältnisses von Sohn und Vater gehalten in der vorhin betonten Weise — und Grundzüge dieser Art finden sich in dem Stücke —, dann müßte man es in seinen Forderungen sogar unmodern, unzeitgemäß nennen: denn wir leben doch im ‚Zeitalter des Kindes', und die ‚Herren'-Söhne haben heute nur allzuviel

Freiheit. Hasenclever schreitet aber über den eigentlichen Beziehungskomplex — den des für eine erwachende Seele verständnislosen Tyrannenvaters zum Sohn — weit hinaus, indem er im modernen Sinne Freiheit für den sexuellen Trieb Unmündiger fordert und durch einen Klub gleichgesinnter Altersgenossen, einen eher parodistisch zu nehmenden Klub, den Vätern die Revolution ansagt. Durch diese Verallgemeinerung, die zum Teil schon in der neuen dramatischen Form, die auf Typisierung geht, ihre Ursache hat, tut der Dichter sich Abbruch und versteigt sich zu Handhaben und Schlüssen seiner Personen, die zwar nicht so unerhört sind, wie sie scheinen, und eher wirkungslos bleiben: er läßt zum Schluß den mit der Peitsche bedrohten Sohn die Waffe gegen den Vater zücken, der im selben Augenblick einem Schlaganfall erliegt. Wer weiß, wie sehr Kinder schon durch Eltern mißhandelt wurden, könnte selbst das Aufglimmen solch verbrecherischer Empfindung — gerade aus dem nach Elternliebe von Natur dürstenden, nun zermarterten Herzen — schon verstehen; dieser Zustand wird aber hier nicht genug beleuchtet und die Lage zu sehr mit modernistischen Forderungen verquickt und verallgemeinert. Im einzelnen ist man in der vorigen Generation gegen Kinder oft verständnislos und zu streng verfahren; zur Tragödie der Kinderseele wurden diese Zustände jedoch meist erst aus einer schon getrübten Verfassung der Familie: unglückliche Ehe der Eltern, oder mutterliebe-loses Elternhaus wie hier. Dieser Faktor wird aber vom Dichter nur gestreift, und die Art und Weise, wie er modernistisch philosophiert und seinen durch die Matura gefallenen Helden — (der einen zu erwartenden Zornesausbruch des Vaters vor dessen Ankunft in einem Bordell betäubt) — zur Revolution aufrufen läßt, entbehrt nicht des Kindlichen, wie die Auffassung des Sexuellen wo nicht frivol, so doch gymnasiastenhaft-unreif ist. Es hätte, wie gesagt, ein reines und starkes Werk entstehen können, so der Urheber weniger verallgemeinerte, weniger modernistisch philosophierte und auf die Haßhölle unverstandener Sohnes-Beziehungen gerade dadurch einen Schimmer von Glanz und Reinheit gerichtet hätte, daß er uns den jungen Mann in einer echten Liebe zu einer Altersgenossin zeigte, statt im Verkehr mit der Gouvernante und einer Dirne: dann wäre das Stück kein Attentat auf das vierte Gebot, hätte vielmehr auf dieses hingewiesen, indem es aus dem mißhandelten Liebebedürfnis in dem zertretenen Kinderherzen selbst die letzte verbrecherische Empfindung aufflammen ließ: wir hätten dann gewissermaßen ein Drama gegen den ‚Vater', wie Strindberg die seinen gegen das Weib richtet. Dazu aber fehlte es dem Autor an Einsicht und sittlicher Tradition. — Davon abgesehen, zeigt das Werk in vielen Einzelzügen die Hand des Dichters. In der Form, die zwischen Prosa und Verssprache abwechselt und weniger auf sich entwickelnde Handlung als auf Vortrag ideeller Gedankenreihen geht und die Schranken der vierten Dimension, zumal in der Figur eines dämonischen Freundes, fallen läßt, steht es in unmittelbarer Abhängigkeit von Sorges ‚Bettler', der wohl als erster diesen Weg beschritt. —

Rudolf Klein Diepold.

Kunst

Amtliche Graphik. In dem schönen Schauspiel des Wettlaufs an die Krippe der neuen Regierung war in München — und anderwärts werden die Härtegrade des Charakters auch nicht größer gewesen sein — die Künstlerschaft mit vorne dran. Es gibt so vordringliche Fragen wie Heraldik, Briefmarken, Banknoten, Denkmalwesen zu erledigen, damit das amtliche Gesicht des neuen Staatsgeistes und die neue Kultur der Freiheit würdig und fleckenlos auch im kleinsten Fetzchen vor die Mitwelt trete.

Brave Kunsthelfer können sich nicht genug beeilen, dies zu dokumentieren und den alten Staat zu diskreditieren. Es ist ja nun richtig, daß im alten Reich die öffentliche Kunstpflege nicht immer zum besten bestellt war, daß man für konservativ, deutsch und regierungstreu ansah, was nur rückständig war. Der Staat war in Kulturdingen ähnlich in Nachteil geraten wie die Kirche. Der bekannte Schriftkünstler F. H. Ehmcke hat seine noch vor der Revolution erschienene, ruhig und sachlich gehaltene Schrift ‚Amtliche Graphik'* mit dieser Feststellung angefangen. ‚In der gegenwärtigen Welt ist der Rückstand amtlicher Graphik ein allgemeiner. Das hängt eng mit ihrer Vergesellschaftung zusammen, mit dem Übergang der bestimmenden Gewalt aus persönlicher Entschlußkraft in mehr oder minder unverantwortliche Amtsstellen.' Und in diesem Tiefstand hat ‚ausgerechnet Deutschland die formal schlechtesten, künstlerisch wertlosesten Briefmarken, Wertpapiere und Münzen zu eigen'.

Wenn die charakterverderbende Vergesellschaftung schuld ist an dieser beschämenden Tatsache, was berechtigt dann zu der Hoffnung, daß eine künftige Besserung möglich sei, da doch die aller tiefer gründenden Lebensformen bare Sozialisierung noch zunehmen soll? Ehmcke verspricht sich die Lösung der Frage davon, daß ‚zu der Bewältigung des ganzen Arbeitskomplexes die entsprechenden Fachleute, d. h. auf schriftkünstlerischem und drucktechnischem Gebiete vertraute Künstler, dieselben, deren sich das Buchgewerbe schon lange mit Erfolg bedient, heranzuziehen' sind. Einzelne private Großbetriebe lassen schon seit längerer Zeit in Deutschland in dieser Weise für sich arbeiten. Amtlicherseits habe man dagegen oft die falsche Neigung gehabt, ‚den Größen der Akademien bei der Vergebung solcher Arbeiten den Vorzug zu geben. Es wirkt da noch die Vorstellung vergangener Zeiten nach, in denen die Akademien den Gipfelpunkt eines einheitlich organisierten Kunstlebens bildeten. Heute, wo die Malerhochschulen einseitig nur der Pflege eines sich selbst genügenden Naturstudiums dienen und abseits von den Bestrebungen stehen, die sich die Durchdringung alltäglicher Aufgaben mit künstlerischem Geist zum Ziel gesetzt haben, ist das natürlich ganz fehlgegriffen'.

Wir kennen die Bestrebungen des Werkbundes nach dieser Hebung der künstlerischen Formen des täglichen Lebens. Wie in jenem einseitigen Naturstudium eine gewisse geistige Armut, so finden wir auch in dieser Werkkunst zu viel das kahle Prinzip, das die gemischteren geschichtlichen, sozialen, gesellschaftlichen Gefühle nicht mit aufnehmen kann, die den Zusammenhang zwischen Volk und Staat zeigen wollen. Es ist interessant, unter diesem Gesichtspunkt die Sammlung von schönen alten und neueren Musterbeispielen von Geldscheinen zu betrachten, die Ehmcke in seiner Schrift aufgenommen hat. Er verweist selber z. B. auf die ‚sentimentalen Vorstellungen, die bei dem ungarischen Revolutionsgeld Platz greifen, das den Helden der Verehrung in seiner malerischen Tracht und entsprechenden Pose zum Bildgegenstand hat. Und noch ausgeprägter weisen diesen der Zeit eigentümlichen, zum Gemüt sprechenden Zug die Papierscheine der Vereinigten Staaten in den sechziger Jahren auf, die geradezu als Lockmittel für Auswanderungslustige gedacht zu sein scheinen, und ihnen alle Reize des gelobten Landes, endlose, erntreiche Ebenen, mit Wild bevölkerte Urwälder, Riesenherden trächtigen Viehs, Bienenkörbe unter Blütenbäumen vorgaukeln, während altmodisch komische Eisenbahnen und Raddampfer den Weg in die paradiesische Welt zu bahnen scheinen'. Diese bukolische Poesie

* Flugschriften des Münchner Bundes, 4. Heft. Verlag Hugo Bruckmann, München.

ist nicht mustergültig, aber doch meist behaglicher als der Materialismus unserer amtlichen Symbolik mit Merkurabzeichen, Zahnrädern und Germaniagestalten. Diese waren ein schlechtes Abbild vom Geist des neuen Deutschen Reiches und sind gewöhnlich, wie besonders die preußisch-deutsche Marke zeigt, von der die bayerische immer wohltuend abstach, bei jeder Änderung noch schlechter geworden. Die bessere Stilistik war auch hier immer in den frühen Dokumenten. Inhaltliche Beziehungen und stoffliche Hinweise, wie sie eben aufgezählt wurden, werden meistens dann stärker betont, wenn die einfache schlichte formale Eigenart verloren geht. Gerade die frühen, noch primitiven Geldpapiere entsprechen nun dem Stilpurismus der heutigen Schriftkünstler und werden zur Vorlage genommen; dadurch kommt wieder ein schlicht zweckmäßiges Aussehen zustande, während die überladenen Scheine der letzten Jahrzehnte durch eine maßlose Verwendung der Guillochetechnik, des Präzisionsinstruments, das die geometrisch verschnörkelten Kurven zieht, gekennzeichnet sind. Es ist wohl möglich, daß ein freier Künstlerwettbewerb der amtlichen Graphik eine Besserung bringt, daß die repräsentative Protzigkeit oder Sentimentalität verschwindet. Zu viel wird man sich jedoch einstweilen nicht versprechen dürfen. Wenn man bedenkt, daß sich z. B. der Kunstwarteifer in dem Maße auf die Hausgreuelindustrie und auch auf die Markenfrage geworfen hat, in dem er hinter dem eigentlichen starken Geiste der neuen Kunst zurückgeblieben ist, wenn man erkennt, daß die alten Geschmacksformen ohne viel künstlerisches Prinzip aus einer unwillkürlich höheren Lebensansicht entstanden sind, daß sie bei aller Formschlichtheit noch etwas haben, und sei es nur in der Art der Raumverteilung, in der Form der Buchstaben, das mehr ist als eine Theorie, so wird man sich sagen, daß auch heute der universale Sinn der Form fehlt, aus dem die amtlichen und gesellschaftlichen Ausdrucksformen, zu denen ja auch die alte charakteristische Schrifttypik schon gehört, früher viel unabsichtlicher entstanden sind. Theorie und Geschmackspraxis allein geben nicht jenes dritte feinere Element, in dem die Zeiten und Völker sich fühlen und unterscheiden lassen. Es ist mit dem Begriff der Form ähnlich wie mit dem Begriff der Freiheit. Je eifriger und unbedingter man sie meint, desto leerer und charakterschwacher werden sie. Wenn man etwa die Vertrocknung der Amtskunst mit dem philosophisch starren Machtstaatsbegriff zusammenbringen wollte, so wird man die Schematik der Werkkunst und des sozialen Kunstprogramms mit dem ideenlosen Organismus des marxistischen Gesellschaftsideals vergleichen können.

Man mag Ehmcke zustimmen, wenn ‚zunächst nichts weiter gewünscht wird als eine Form, die der Würde des Gegenstandes angemessen ist‘ und wenn er das Attribut ‚künstlerisch‘ ganz aus der Streitfrage ausschalten will. In diesem Sinne ist seine Schrift mit den zahlreichen besprochenen Beispielen, in der auch die Versuche zur Besserung z. B. in Österreich und der Schweiz gewürdigt werden, kritisch lehrreich. Im letzten Grunde aber ist doch auch die Form dieser äußerlichen Mittel des Gesellschaftsverkehrs weltanschaulich begründet, sie hängen durch alle Fäden hindurch mit jenem unentwirrbaren ersten Knäuel der menschlichen Kräfte zusammen, aus dem sich auch der Staat herausgewickelt hat. Wird dieser Knäuel radikal zerhauen, so hat man die Trümmer in der Hand, die aller Geschmack und alle Theorie nicht mit der alten Lebendigkeit erfüllen kann. Eines bringt uns die Revolution zunächst; sie gibt uns mehr Trümmer an die Hand als der alte Staat. Konr. Weiß.

Neues vom Büchermarkt

Literaturgeschichte und Dichtung

Seitdem Adolf Stern, offenbar auf Einladung des Verlegers, es unternommen hat, die Vilmarsche Geschichte der deutschen Literatur bis in die damalige Gegenwart fortzusetzen, wozu er weder durch die geistige Richtung und durch seinen ästhetischen Standpunkt noch formal der berufene Mann war, findet diese verlegerische Spekulation immer wieder Nachahmer. Haben wir es doch erlebt, daß sogar ein so eminent persönliches Werk wie Eichendorffs Geschichte der poetischen Literatur Deutschlands seinen Fortsetzer gefunden hat in W. Kosch, wodurch das Horazische Desinit in piscem mit einem an das Komische streifenden neuen Exempel bereichert wurde. Der jüngste Versuch dieser Art liegt nun bei einem Neudruck von Wilhelm Scherers **‚Geschichte der deutschen Literatur'** vor. Über die auch heute noch gültige Bedeutung dieser sowohl wissenschaftlich als auch formal hervorragenden Leistung ein Wort zu verlieren, ist überflüssig. Man hätte meinen sollen, ein wohlfeiler Neudruck wäre des Erfolges auch ohne die Konzession an das Vollständigkeitsbedürfnis des gebildeten Philisters sicher gewesen. Aber der Askanische Verlag in Berlin scheint dieses Vertrauen einerseits in den Wert des Werkes, andererseits in die Urteilskraft des deutschen Volkes nicht gehabt zu haben, und so gewann er sich in dem bekannten Literarhistoriker Oskar Walzel den obligaten Fertigschreiber. Die Wahl zeigt nicht so peinliche Gegensätze wie bei den erstgenannten Autoren. Walzel ist gleich Scherer ein guter Kenner dessen, was er behandelt, und er hat es überdies auch im Ton nicht übel verstanden, sich ihm anzugleichen. Auch steht der Anhang in einem erträglichen räumlichen Verhältnis zum Ganzen. Scherer bricht bekanntlich mit Goethes Tod ab. Seine Darstellung schließt mit einer nicht besonders ideenreichen und Ausblick gewährenden Betrachtung von Fausts II. Teil. Sie betont, daß die Nation, die um 1800 übergeistig gewesen, anfängt, übermateriell zu werden. Diese uns so verhängnisvoll gewordene Hinneigung zur ungeistigen Überschätzung der Tatkraft kennzeichnet den weiteren Verlauf der literarischen Entwicklung. Walzel gliedert die Zeitspanne in vier Abschnitte: von der Julirevolution bis 1848, von da an bis zur Errichtung des Deutschen Reiches, welchen Zeitraum er als die Blütezeit des Realismus kennzeichnet, dann bis zum Jahr 1885, wo der stofflich geartete Naturalismus in den Impressionismus umschlägt, und als letztes Kapitel die Zeit von etwa 1893 bis in die Gegenwart, wo die Dichter ‚aus Beschauern wieder Bekenner werden'. Nur bis zum Jahre 1885 ist der Versuch gemacht, Darstellung und Wertung zu verknüpfen; die jüngeren Erscheinungen werden nur nach der Richtung und den Gegensätzen ihrer geistigen Bewegung zu ordnen und zu verstehen gesucht. Der Verfasser charakterisiert mit Vorliebe die ‚neue Bewegtheit', die sich bei den jüngsten Dichtern offenbart als eine Erscheinung ähnlich der des Barock, ohne indes das tiefere Wesen des Barock der Vergangenheit zu umschreiben. Solche Analogien, schlagwortartig durchgeführt, haben immer etwas feuilletonistisch Oberflächliches an sich und geben dem Leser, der sich nicht gern mit einem klingenden Wort abspeisen läßt, bitterwenig. Die Auffassung und Abgrenzung der einzelnen Dichterpersönlichkeiten voneinander ist meist gut formuliert. So die Gegenüberstellung von Däubler und Spitteler, von Rilke und Werfel, von George und der Charongruppe. Daß unter den Dichtern, in denen ‚das neuerwachte Bedürfnis geistigen Bekennens' lebendig ist, eine so repräsentative Erscheinung wie Reinhard Johannes Sorge fehlt, wird man mit Recht als Lücke empfinden. — Eine sehr schätzbare Arbeit Oskar Walzels ist die in 4. Auflage vorliegende Darstellung **‚Die deutsche Romantik'** (Aus Natur- und Geisteswelt Nr. 232 und 233, Teubner, Leipzig 1918). Auf zweimal je 100 Seiten wird hier eine Einführung sowohl in die romantische Welt- und Kunstanschauung als auch in die Dichtung geboten, die sich jeder Wertung enthält und nur darauf bedacht ist, die Gedankenbewegungen, die in sich oft widerspruchsvoll genug sind, möglichst klar ins Enge zu bringen, was nur bei einer so ausgedehnten und eingehenden Kenntnis wie der Walzels zu leisten war. Wird es schon bei Walzel offenbar, wie sehr noch die Spätromantik im Gegensatz zu der frühen Bewegung einer gründlicheren Erforschung und Würdigung bedarf, so läßt Heinrich Finke in der als Vereinsschrift 1918 der Görres-Gesellschaft gedruckten Studie **‚Über Friedrich und Dorothea Schlegel'** (Bachem, Köln) keinen Zweifel darüber, daß hier noch vieles nachzuholen ist. Der erste Teil der Studie

ist der nur unwesentlich erweiterte Druck der Freiburger Rektoratsrede Finkes, der die Studien über Schlegels Gattin angefügt sind. Das Ganze ist eine Revision der Urteile über Schlegels und seiner Frau Charakter, Meinungen und Leistungen nebst sehr anregenden Glossen, die auf ausgedehnter Literaturübersicht beruhen. Finkes Verdienst um Friedrich Schlegel möge man aus dem Aufsatz über Schlegel im Hauptteil dieses Heftes ersehen. — Des alternden Schlegel merkwürdige Hinneigung zu den Erscheinungen des tierischen Magnetismus, des Mesmerismus und der populären Mystik und nicht zuletzt seine Heilversuche an kranken Damen könnte in etwa an Clemens Brentanos Bemühungen um die stigmatisierte Seherin in Dülmen erinnern, darf aber doch nicht damit auf eine Stufe gestellt werden, was neuerdings auch aus einer durchaus beachtenswerten Schrift erhellt, die Joh. Niessen über **‚A. K. Emmerichs Charismen und Gesichte'** (Petrus-Verlag, Trier 1918) veröffentlicht. In dieser Schrift, die im Untertitel ‚Zugleich Beiträge zur Clemens Brentano-Frage' verspricht und bietet, wird, was eine gesonderte Behandlung verdient, die kritische Stellungnahme von Dr. Cardauns, Dr. Schellberg u. a. zu dieser Frage einer Nachprüfung unterzogen und in wesentlichen Punkten abgelehnt. In der von katholischer Seite unternommenen jüngsten Darstellung: **‚Clemens Brentano.'** Von Dr. Wilh. Schellberg (der Sammlung von Zeit- und Lebensbildern 20. Heft, Volksvereinsverlag, M.-Gladbach 1916) ist diese Kritik übrigens in sehr gemäßigter Form geübt, meist indirekt mit des Dichters oder seiner Freunde eigenen Worten, wie denn überhaupt die gesamte Schilderung ein fein abgetöntes Bild des Menschen und Dichters gibt, der nach einem Wort Wolfgang Menzels ‚eine der reichstbegabten und liebenswürdigsten wie liebreichsten Seelen in Deutschland' war. Selbst eine Auswahl seiner Werke, wie die jüngste von Max Preitz (Meyers Klassiker-Ausgaben, Bibliogr. Institut, Leipzig 1914, 3 Bde.), in der aus dem in den letzten zwei Jahrzehnten reichlich vermehrten literarischen Material mit kundiger Hand nur formal Volllötiges geboten ist, macht das offenbar, wennschon man den Brentano auch der religiösen Schriften der großen, im Entstehen begriffenen historisch-kritischen Gesamtausgabe des Georg Müllerschen Verlags in München kennen muß, um gerade das Liebreiche seines Wesens ganz zu spüren. Was jedoch die Ausgabe von Preitz noch besonders schätzbar macht, ist das trotz seiner Beschränkung auf 100 Druckseiten sehr übersichtliche Lebensbild und die Einleitungen zu den dargebotenen Werken, der Anmerkungen nicht zu vergessen. — Daß Preitz die Beziehungen Brentanos zu Luise Hensel im ganzen richtig darstellt, geht aus der kleinen, aber sorgfältigen Studie **‚Aus Luise Hensels Jugendzeit'** von Dr. Hermann Cardauns (Herder) hervor. Auf Grund bisher nicht gedruckter Briefe und Gedichte wird zum Jahrhunderttag ihrer Konversion (8. Dez. 1818) eine Schilderung ihrer Entwicklung geboten, die zum Teil neue Einsichten eröffnet. So erfahren wir, was Preitz nicht weiß und auch L. Hensels erster Biograph Franz Binder nicht mitteilt, daß Luise tatsächlich mit dem Gedanken, Brentano zu heiraten, sich einmal ernstlich beschäftigt hat. Aber auch sonst fällt vielfach neues Licht auf dies stille und doch innerlich so stark bewegte und heldenhaft gelebte Leben der Dichterin, deren poetischer Arbeitsertrag durch Cardauns zum erstenmal reinlich von dem, was an Versen bisher Brentano oder seltener umgekehrt seiner Freundin zugeschrieben war, geschieden wird. Das Büchlein ist eine Gabe, die nächst ihrem literarisch-historischen Hauptzweck auch religiöser Auferbauung dienen kann, so warm spricht die religiöse Leidenschaft so mancher mitgeteilten Briefe und Gedichte daraus zum Leser.

Die Kriegsjahre haben fast alle die großen und schönen Ausgaben der klassischen und nachklassischen Dichter — die Propyläen-Ausgabe der Werke Goethes (G. Müllers Verlag, München), die historisch-kritischen Ausgaben der Werke Brentanos, Hölderlins (deren berufensten Herausgeber, N. v. Hellingrath, der Krieg verschlungen hat), Otto Ludwigs und Hebbels des gleichen Verlags und der Ausgabe des Insel-Verlags von Hölderlin durch Zinkernagel — zum Stillstehen gezwungen, aber wir dürfen hoffen, daß das, was an neuen Bänden inzwischen vorbereitet worden ist, nun bald um so rascher hervortreten wird in der gleichen buchtechnischen Vollkommenheit, die einen guten Teil des Wertes dieser Ausgaben ausmacht. Die Druckerpresse hat sich während dieser musenlosen Zeit außer der Vervielfältigung der wahrlich nicht geringen zeitgenössischen Produktion den Neudruck vornehmlich solcher Werke angelegen sein lassen, die dem Lesebedürfnis dienten oder Aktualitätswert besaßen. Unter den ersten Gesichtspunkt fallen zweifellos die zehn stattlichen Bände

von ‚**Georg Ebers ausgewählten Werken**‘ (Deutsche Verlagsanstalt, Stuttgart), die, geeignet von der trauervollen Gegenwart zu erlösen, doch an die Aufnahmefähigkeit des Lesers keine allzuhohen Anforderungen stellen, da sie in entlegene Zeiten führend, aller modernen Problematik bar sind. Wie sehr die erzählenden Arbeiten des berühmten Ägyptologen vor einem halben Jahrhundert die literarische Welt in Atem zu halten wußten, das wird den literarischen Generationen von heute kaum noch verständlich sein. Es war die Zeit, da mit Scheffels ‚Ekkehard‘ (1862) das Problem der künstlerischen Möglichkeit des antiquarisch-historischen Romans aufkam und die Geister beschäftigte. Ebers hatte sich bereits als Erforscher des alten Nilstromlandes einen Namen gemacht, bevor er sein reiches Wissen in den Dienst seines Fabulierens stellte. Seine Begabung auf diesem Gebiet war gar nicht gering. Sein erstes dichterisches Werk entschied in der Gunst der Leserwelt den Sieg des gelehrten historischen Romans. Von nun ab war jedes weitere Werk seines Erfolges gewiß. Auch dann, als der Erzähler sein engeres Gebiet verließ und sich dem deutschen Mittelalter zuwandte. Aber wie dort, so wird auch in dieser christlichen Welt mit einem nur allzu sichtbaren antiquarischen Interesse der Kunst des Kostüms gehuldigt. Die Auswahl wurde von den Nachkommen des Dichters getroffen und schließt offenbar ein Urteil über den Wert der bevorzugten Romane ein, das nicht auf der Tatsache ihres oft bloß zeitlich bedingten Erfolgs fußt. Als der beste gilt seit langem ‚Homo sum‘, der am Ausgang der antiken Welt spielt und nicht wie die anderen Romane vornehmlich den Gelehrten, sondern den von seinem Stoffe dichterisch inspirierten Erzähler zum Verfasser hat. Er führt — nicht immer mit der vollen Unbefangenheit des Urteils — in das Leben der frühchristlichen Anachoreten ein und will dartun, daß der Mensch sich nirgends selber entfliehen kann und daher seinen wahren Beruf nicht in der Einsamkeit, sondern in der Gesellschaft erfülle. Daß die Auswahl den Roman ‚Serapis‘ nicht bringt, ist zu bedauern, denn gerade dieser Roman enthält Schilderungen von so hinreißender Beredsamkeit und Kraft wie kaum ein zweiter, wenn auch die in ‚Uarda‘, wo wir das Nilland bis in alle Einzelheiten kennen lernen, stofflich belehrender sein mögen. Von den in der mittleren Zeit der deutschen Geschichte spielenden Romanen gibt die Auswahl vier, ‚Die Bürgermeisterin‘; ‚Ein Wort‘; ‚Die Gred‘ und ‚Barbara Blomberg‘, von denen der letzte der sowohl stofflich als auch in bezug auf die Charakteristik der schönen Regensburger Bürgerstochter in ihrem Verhältnis zu dem kranken Kaiser Karl V. der lebensvollste ist. Ein zehnter Band bringt die schlicht, aber warm geschriebene ‚Geschichte meines Lebens‘, die geeignet ist, die Schätzung, die man dem Dichter zuweilen allzu schroff versagte, doch dem Manne und Schriftsteller aufrichtig zuteil werden zu lassen. — Obwohl der Unterhaltungswert bei Hendrik Conscience nicht gering ist, so war es doch wohl mehr der Aktualitätscharakter, der so manche Ausgabe seiner Romane veranlaßt hat. Das gilt in ganz besonderer Weise von dem durch Walter van der Bleck neu übertragenen Roman ‚**Jacob van Artevelde**, (Grethlein & Co., Leipzig), dessen im Kriegstaumel geschriebenes Nachwort heute zu lesen schmerzlich ist, nicht aber von der Ausgabe: ‚**Ausgewählte Werke Hendrik Consciences**‘. Aus dem Flämischen übersetzt von Otto von Schaching (Pustet, Regensburg), die unabhängig von Aktualitätssucht den großen Erzähler als das würdigt, was er ist, einen Volksschriftsteller von hohem Wert auch für solche Leser, die es nicht gelernt haben, ihn und sein Werk im Rahmen der nationalen Aspirationen zu sehen, denen er dient. Die schön gedruckte Ausgabe ist bis jetzt auf drei Bände gediehen mit den zwei großen historischen Romanen ‚Jakob von Artevelde‘ und ‚Der Löwe von Flandern‘, denen sich ein Band Novellen und Erzählungen anschließt unter dem Titel ‚Vlämisches Volksleben‘. Diesem Band sind die Holzschnitt-Illustrationen der Originalausgaben beigefügt, wodurch er einen besonders volkstümlich anheimelnden Anstrich gewinnt. Mit köstlicher Ironie wird in der ersten dieser Erzählungen der Verwelschungssucht einer bestimmten Generation des flämischen Volkes der Spiegel vorgehalten, ein Kapitel, das man auch heute in gewissen Gegenden Deutschlands mit Nutzen lesen wird; die letzte Erzählung des Bandes, ‚Der Rekrut‘ gilt als ein kleines Meisterwerk, das ein jeder, der den Erzähler kennen lernen will, am besten zuerst liest, wozu ihm ein wohlfeiler Druck in der Insel-Bücherei (Nr. 210) gute Dienste leisten mag, um dann auch den Erzähler in der Schachingschen Auswahl lieb zu gewinnen. Die Entdeckung Flanderns als ‚literarisches Neuland‘, läßt sich ‚ein Novellenbuch‘ ‚**Flandern**‘ (Gg. Müller, München) angelegen sein, das Georg Goyert herausgibt und einleitet. Es beginnt mit der

auch in dem vorgenannten Band enthaltenen Soldatengeschichte Rikke-tikke-tak von Conscience, bringt dann von dem künstlerisch bedeutenderen, aber leidenschaftlich tendenziösen Charles de Coster, dessen Roman „Tyll Ulenspiegel" durch den Diederichsschen Verlag zum erstenmal deutsch herausgebracht wurde und dessen bisher verschollener Roman „Die Hochzeitsreise" vom Insel-Verlag neuestens ausgegraben wurde, eine von Kraft und Humor gesättigte Legende und macht damit einen würdigen Auftakt zu einem Kranz von zehn weiteren Novellen, in denen das tiefe germanische Gemüt ihrer Urheber auch dort zutage tritt, wo sie sich ursprünglich des welschen Idioms bedienen, um ihre Stoffe und Gefühle zu gestalten. Um des Zusammenhangs willen sei hier auch auf die von der deutsch-flämischen Gesellschaft herausgegebene **„Flämische Liederdichtung alter und neuer Zeit"**. Eine Auswahl in deutschen Nachbildungen von Heinrich Brühl (Volksverein, M.-Gladbach 1917) hingewiesen, angesichts der es schwer begreiflich ist, warum erst ein so schmerzlicher Anlaß wie dieser Krieg die uns innerlich so tief verwandte poetische Welt des Flamentums erschließen mußte. Die Verse lesen sich in der Verdeutschung gut. Wer den namhaftesten unter den neuzeitlichen flämischen Poeten, Guido Gezelle (vgl. auch den Artikel im „Hochland", Sept. 1911, Seite 686) genauer kennen lernen will, greife nach der von Rudolf Alexander Schröder vortrefflich übertragenen Auswahl seiner Gedichte in der Inselbücherei.

Ein Dichter, der seine Zeit, d. h. unsere Gegenwart, nicht erlebt hat, ist Georg Büchner. Seine **„Gesammelten Werke"** nebst einer Auswahl seiner Briefe, eingeleitet von Wilh. Hausenstein, präsentieren sich in der bekannten erlesenen Ausstattung des Insel-Verlags. Büchner ist — das spürt man aus jeder Zeile — der Dichter der jüngsten Zeit, was das ethische Pathos, die revolutionäre Grundstimmung, den sozialistischen Menschheitsglauben anlangt. Und er ist zugleich mehr. Seine Dichtung lebt und webt in Gegensätzen von kaum zu fassender Härte. Sie ist brutal und zart, zotenhaft und innig-herb, wild genial und verständig kalt, himmelstürmend und schwärmerisch. Sein „Dantons Tod" ist das rassigste Revolutionsstück der deutschen Bühne. Und doch hat der gleiche Jüngling „Leonce und Lena" geschrieben, das Hausenstein „das zauberhafteste Lustspiel der deutschen Literatur" nennt, „ein Ding von der Süßigkeit frühgotischer Troubadourlyrik und von der raffiniertesten Stimmungsdialektik des Rokoko". Zusammen mit der dramatischen Ballade „Wozzeck" bilden diese drei Stücke Büchners gesamtes dramatisches Inventar. Ein novellistisches Fragment Lenz (es ist der Dichter der Goethezeit) und eine revolutionäre Flugschrift von diabolischer Agitationskraft füllen nebst ein paar dutzend Briefen den Rest des Bandes. Büchner starb 1837 24jährig in Zürich.

Für die große Masse der Lesenden hat der Roman, besonders seit er sich zu einer eigenen Kunstform entwickelt hat, noch stets das Bild der jeweiligen schönen Literatur beherrscht, ja bestimmt. Damit ist nicht gesagt, daß sich in ihm auch jeweils der poetische Gehalt einer Zeit noch ihr dichterisches Können niedergeschlagen haben. Aber die Gattung an sich gehört zu dem, was unsere älteren Ästhetiker dem Gebiet des Interessanten zugewiesen hätten und so wäre eigentlich zu erwarten, daß, wie die Teilnahme der Leser der erzählenden Produktion, so auch das Interesse der Forschung sich der Geschichte dieser Produktion in gleich starkem Maße zuwende. Dem ist aber nicht so. Wir haben zwar eine in der letzten Zeit sich vermehrende Anzahl von Einzeluntersuchungen über bestimmte Romangruppen und Romangattungen, aber eine einigermaßen den heutigen Ansprüchen genügende Geschichte nur etwa des deutschen Romans (vom Roman als solchem ganz zu schweigen) besitzen wir noch nicht. H. Mielke, der bereits ein Buch über den deutschen Roman des 19. Jahrhunderts geschrieben hat, gab in der Sammlung Göschen auch eine **„Kurzgefaßte Geschichte des deutschen Romans"**, die in 3. Auflage vorliegt. Wie nicht anders auf 150 kleinen Druckseiten möglich, wird die geschichtliche Entwicklung sozusagen nur skizziert und eine mehr stoffliche Übersicht geboten, mit den äußeren Daten jedoch kein irgendwie das Ganze charaktervoll bestimmender ästhetischer Standpunkt eingenommen. Dort, wo ein weltanschaulicher Standpunkt hervortritt, ist es der eines ziemlich flachen, bürgerlichen Liberalismus, so daß das Bändchen nur zur äußerlichen Orientierung brauchbar ist.

Entschieden ernster und gründlicher hat Dr. Hubert Rausse die gleiche Aufgabe in einem Bändchen der Sammlung Kösel in Angriff genommen, das den Titel **„Geschichte des Zutschen Romans bis 1800"** trägt und bei an sich schon erheblich größerem Umfang (172 Seiten, auch größeren Formats) das Stoffgebiet in zwei Teile zerlegt, die, wie uns dünkt, richtig abgegrenzt sind. Das Bändchen schließt mit

den ‚Wahlverwandtschaften‘ Goethes, einem Werk, das bereits die künftige Entwicklung des Romans der romantischen Schule vorwegnimmt und, indem es den Roman der klassischen Epoche abschließt, in die neueste Zeit überleitet. Die ganze Arbeit ist wissenschaftlich gut fundiert, stellt das Literarische nie außerhalb des Rahmens des Gesellschaftlichen dar und vermeidet die bei Darstellungen dieser Art so häufige, weil wohlfeile Methode rezensionsmäßiger Beurteilung der einzelnen Werke, was sich mit geschichtlicher Betrachtung und Darstellung nicht verträgt. Jean Paul ist in einem kurzen Abschnitt ‚Übergangszeit‘ noch hereingezogen, doch auf nicht einmal $1^1/_2$ Seiten so knapp behandelt, daß es wohl hauptsächlich der Chronologie zuliebe geschah, während er dem geistigen Zusammenhang nach der Zeit nach 1800, den Romantikern, angehört und daher von Mausse erst dem den Roman des 19. Jahrhunderts behandelnden Bändchen überlassen wurde.

Hier darf vielleicht gleich einer **‚Geschichte der deutschen Frauendichtung seit 1800‘** gedacht werden, die Dr. Heinrich Spiero für die Sammlung ‚Aus Natur und Geisteswelt‘ (390. Bändchen) geschrieben hat. Haben doch die Frauen das prosadichterische Gebiet nicht nur dem Umfang, sondern auch der Begabung nach in vorwiegendem Maße gepflegt. Es braucht nicht gesagt zu werden, daß sich die Darstellung Spieros nicht nur auf diese vorwiegende Tätigkeit beschränkt, sie geht vielmehr darauf aus, diese Frauenproduktion nicht sowohl nach ihrer Breite als hauptsächlich nach ihrer Tiefe und spezifisch weiblichen Eigenart zu erfassen und zu charakterisieren. Sehr richtig bemerkt er in der Einleitung, daß ‚die Frau mit wachsender Reife immer stärker als Frau erscheint‘. Er findet deshalb, daß es ein schlechtes Lob für ein Frauenbuch sei, wenn man ihm nachsage, es könne auch von einem Manne geschrieben sein, denn der höchste Ruhm eines solchen Werkes müsse immer sein, daß nur eine Frau es erdacht haben könne. Dieser durchaus echte Gesichtspunkt wird durch das ganze Buch hindurch festgehalten und zur Geltung gebracht. Wenngleich der Verfasser in der Einleitung nächst dem Christentum der Reformation das Verdienst einer inneren Befreiung und Selbständigmachung des Weibes zuschreibt, so macht sich diese konfessionelle Voreingenommenheit im weiteren Verlauf der Darstellung doch keineswegs fühlbar, ja der Verfasser beweist wiederholt, so z. B. insbesondere bei der Charakteristik der Romane Enrika v. Handel-Mazzettis, daß er auch für einen höheren als den konfessionell-protestantischen Standpunkt, wie er beispielsweise bei Mielke im gleichen Fall hervortritt, einzunehmen versteht. Hier ist überhaupt, im Gegensatz zu Mielke, der Stoff geistig verarbeitet, und es laufen in der Darstellung nicht nur ästhetische, sondern auch allgemein menschliche und soziologische Bemerkungen unter.

Die gleiche Sammlung bringt als 230. Bändchen eine in 2. Auflage vorliegende Darstellung: **‚Das Theater,** Schauspielhaus und Schauspielkunst vom griechischen Altertum bis auf die Gegenwart‘ von Dr. Christian Gaehde. Der Entwicklungsgang des Theatergebäudes und der Schauspielkunst wird hier von den ersten Anfängen bis zur Gegenwart dargelegt, eine Arbeit, die in dieser Ausdehnung noch nicht vorlag. Der Verfasser will als letztes Ergebnis seiner Darstellung deutlich machen, ‚daß das Theater eines Volkes ein wesentlicher Faktor seiner Kultur ist und daß ein wahrhaft blühendes Theater politische Größe, soziales Gedeihen, sittliches Gedeihen der Nation zur Voraussetzung hat.

Geschichte und Biographien

Es gibt geschichtliche Bücher, die, so wertlos sie für die Erkenntnis der wahren Geschichte und der geschichtlichen Wahrheit sind, dennoch Beachtung verdienen, weil man besser als den Geist der Vergangenheit aus ihnen den Geist der Zeit erkennt, in der sie geschrieben wurden. Ein Buch dieser Art ist Charles Richets **‚Allgemeine Kulturgeschichte‘** (Verlag Naturwissenschaften, Leipzig 1918), das Dr. Rudolf Berger sich beeilt hat, während des Weltkrieges deutsch erscheinen zu lassen, obwohl es durch den Weltkrieg selber auf die furchtbarste Weise ad absurdum geführt worden ist. Das Werk, das in der deutschen Ausgabe 498 Seiten im Lexikonformat hat, will einen Überblick über die Menschheitsgeschichte bieten von den Urzeiten bis zum Jahre 1912, in welchem es offenbar abgeschlossen wurde, denn es sollte ‚in alle Sprachen‘ übersetzt und im März 1915 der Völkerversammlung im Haag vorgelegt werden. Richet, der sich als Physiologe Verdienste erworben hat und dafür mit dem Nobelpreis ausgezeichnet worden ist, gehört zu den an den Fortschritt der Menschheit nur auf Grund der Wissenschaft und natürlichen Erziehung unbedingt Glaubenden, die wir heute an der Arbeit sehen, das irdische Paradies vorzubereiten. Seine ‚Allgemeine Kulturgeschichte‘ ist eine Frucht des französischen Pazifismus und seiner unbedingten Diesseitigkeitsphilosophie und sollte zu einer

großen Propaganda der Völkerverständigung dienen. Nach der Anschauung des Verfassers ist die Wissenschaft ‚die große Befreierin, auf die sich, welches auch die Volks- und Rassezugehörigkeit jemandes sein mag, ob er groß oder klein, jung oder alt sei, zu den Vornehmen oder Proletariern gehöre, aller Augen richten müssen'. Und unter den Wissenschaften ist die Medizin ‚die Wissenschaft aller Wissenschaften', denn wenn der Mensch erst einmal der beständigen Furcht vor Krankheiten überhoben sei, dann könne er auch all der anderen Schwierigkeiten Herr werden, dann werden unsere kühnsten Träume hinter der neuen Wirklichkeit nur in einem matten Lichte erscheinen. In dieser neuen Welt aber hat die Ethik nur insofern ein Recht, als ‚sie nicht auf einer gebrechlichen Metaphysik aufbaut'. Politisch beruht alles Heil zunächst darin, daß alle Völker von ‚einem drückenden monarchischen Joche' befreit werden. Wie bei solchen Anschauungen die großen historischen Epochen nach Christi Geburt behandelt sind, die der Verfasser nach den darin vorherrschenden Institutionen als die der Kirche, die des Königtums und die der Wissenschaft bezeichnet, kann man sich leicht vorstellen. Wenn irgend etwas den inneren geistigen Zusammenbruch Europas schon vor dem Kriege dartun kann, dann ist es dieses von einem Naturforscher geschriebene Geschichtswerk und die ungeheuere Anmaßung eines solchen Dilettantismus, eine Weltpropaganda damit einzuleiten.

‚Wie man im Überblick Geschichte schreiben und dennoch der Wissenschaft Ehre machen kann, auch wenn man sich bescheiden nur ‚an gebildete Leser jeglichen Standes' wendet, tut eine soeben erschienene **‚Deutsche Geschichte'** von Karl Brandi (Mittler u. Sohn, Berlin 1919) dar, die im ‚Felde entstanden und auf Grund von Vorträgen in einem Fronthochschulkursus niedergeschrieben' worden ist. Auf 235 Seiten Großoktav erzählt der Verfasser die Geschichte des Werdegangs der Deutschen, und sein Vortrag steigert sich zuweilen zu so bewegter Schönheit, daß er wie eine Rhapsodie in Prosa anmutet. Man spürt, das Buch ist unter Erschütterungen von einem Mann geschrieben, der, mehr als nur Gelehrter in seinem Fache, in einem großen historischen Augenblick die Geschichte unseres Volkes mit persönlicher Leidenschaft geistig und seelisch durchlebt hat und den Mut fand, das also Geschaute seinen Hörern ohne Prunk der Gelehrsamkeit, dafür aber in um so klarerem Aufriß und mit um so wärmerer Sprache zur inneren Schau zu bringen. Der tiefe Ernst, der sich in der Erzählung gerade bei den tragischen Wendepunkten deutscher Geschichte fühlbar macht, bringt es ganz natürlich mit sich, daß sich der protestantische Verfasser von einer edlen Irenik beseelt zeigt. Auch der andersgläubige Leser wird dort, wo er dem Erzähler innerlich nicht folgt, doch durch kein unbedachtes Wort verletzt. Das Schlußkapitel ist der Weltpolitik und dem Weltkrieg gewidmet. Die gleiche vornehme Ruhe, die das ganze Buch durchwaltet, ist auch hier nicht verleugnet. Gerade die gehaltene Glut der Begeisterung, die diese ‚Deutsche Geschichte' bis ins einzelne Wort durchwärmt, macht sie geeignet, uns in den herben Stunden deutscher Not, die wir durchleben, innerlich aufzurichten.

Richard von Kralik, der sich gern als ‚Redaktor' epischer Stoffe und Sagensplitter der Vergangenheit bezeichnet, versteht auch in bezug auf seine vielseitige Tätigkeit es ausgezeichnet, sein eigener Redaktor zu sein, indem er alle die kleinen Aufsätze, Kritiken und journalistischen Schnitzel immer wieder in Büchern sammelt und unter einem wirksamen Titel zusammenfaßt. Auf diese Weise hat er die früheren Bändchen seiner ‚Kulturstudien', ‚Neuen Kulturstudien' usf. abermals um eines bereichert, das er diesmal schlechtweg **‚Historische Studien zur älteren und neuesten Zeit'** (Tyrolia, Innsbruck 1918) nennt. Neben einigen größeren Abhandlungen, wie der mit ziemlich gewagten Konstruktionen arbeitenden über die ‚Weltperioden', der auf besserem Grund ruhenden über die Spuren ältester deutscher Sagendichtung bei Tacitus und ähnlichen stehen leichtere Aufsätze und auch bloße Artikel, die, wie einige über Kaiser Franz Joseph, mehr auf den Beifall derer angewiesen sind, die ohnehin in dieser Legende leben, als geeignet, Fernerstehende dafür zu gewinnen. Immerhin wird man der Sammlung eine einheitliche und streng durchgeführte Kulturanschauung nicht absprechen können, und darin dürfte der Hauptwert der so disparaten ‚Studien' liegen.

Ein kulturgeschichtliches Lesebuch von eigenem Reiz sind die ‚Bilder aus alten Tagen', die Balthasar Wilms unter dem Titel **‚Die Kaufleute von Freiburg im Breisgau'** 1120—1520 (Herder) herausgegeben hat. Vorträge, die der Verfasser seinen Standesgenossen, Freiburger Kaufleuten, gehalten hat, bilden die Grundlage des Buches, das sich in Zusammenarbeit mit einem tüchtigen Zeichner zu einer

geschmackvollen Leistung ausgewachsen hat. Aus alten Urkunden, Zunftchroniken u. dgl. hat Wilms ohne gelehrte Absichten fast novellenartig ansprechende Schilderungen, Lebensläufe, Geschichtsbilder geschöpft und in einer sprachlichen Form dargeboten, die, alles Altertümelnde vermeidend, dennoch im rechten Augenblick die naiv-sinnenkräftige Sprechweise der Altvorderen glücklich widerspiegelt. Wie sehr sich echte Demokratie mit Bürgerstolz und ehrenfestem Ordnungssinn in jenen Tagen deutschen Wohlstandes vertrug, macht das Büchlein ebenso klar, wie es zeigt, daß der Niedergang des Handels mit dem Sinken der alten Kaufmannsmoral Hand in Hand ging. Mehr als je sollte unsere heutige Kaufmannswelt sich bewußt werden, wie notwendig uns im Hinblick auf die schweren Aufgaben, die unseres Handels harren, eine Ethik des Tauschverkehrs ist, wie die besten unserer großen Kaufleute der Vergangenheit sie gepflegt haben.

Unter den Lebensbeschreibungen des hl. Franz von Assisi, die uns bisher in deutscher Sprache zugängig waren, fehlte seltsamerweise die älteste und echteste, die beiden zusammengehörigen Viten, die wir dem Mitbruder des Heiligen, Thomas von Celano, verdanken.

Nun sind wir — von protestantischer Seite — auch damit beschenkt worden und wir haben allen Grund, uns darüber zu freuen, wenngleich es für uns Katholiken beschämend ist, hier nicht den Vortritt genommen zu haben. Die Übersetzung, welche Ph. Schmidt aus dem lateinischen Grundtext anfertigte und Prof. Dr. Eberhard Vischer einführt, trägt den Titel **‚Das Leben des heiligen Franziskus von Assisi, beschrieben durch den Bruder Thomas von Celano'** (Verlag Fr. Reinhardt, Basel 1919), und bietet sich in einem mit alten Holzschnitten geschmückten wohlgefälligen schlicht schönen Drucke dar. Man muß, um den ganzen Zauber der Persönlichkeit des Franziskus zu empfinden, immer wieder auf diese frühen Viten zurückgreifen, auch deshalb, um der Gefahr zu entgehen, einer oft auch im gutgemeinten Sinne gefälschten Auffassung vom Wesen des Heiligen zu verfallen, die dadurch gefördert wurde, daß sich, wie Prof. Vischer in der Einführung mit Recht sagt, ‚schon etwas unter den Händen Sabatiers, vor allem aber unter denen mancher späteren, das der Wirklichkeit nachgezeichnete Bild der alten Schriften zuweilen fast bis zur Unkenntlichkeit verändert hatte'. Obwohl die katholischen Darstellungen, soweit das Wesentliche dabei in Betracht kommt, dieser Wirklichkeit immer noch am nächsten blieben, haben sich doch auch dort gleichsam als Nachwirkung der Lebensbeschreibung des Heiligen durch den späteren Ordensgeneral Bonaventura doch allerhand Mängel infolge eines gewollten Ausgleichs von Gegensätzen in der Natur des Heiligen eingeschlichen, die zu beseitigen die Pflicht eines gewissenhaften Hagiographen ist. Der erste mutige Versuch dieser Art wurde von einer Frau unternommen in dem sehr lesenswerten Büchlein **‚Ein heiliger Lebenskünstler'**. Von Dr. F. Imle (3. verbesserte Auflage, Schöningh, Paderborn, 1918). In einer Einleitung dazu sagt der bekannte Geschichtschreiber seines Ordens, der Franziskaner-Provinzial Dr. Heribert Holzapfel: ‚Was man vom Heiligenbiographen der Gegenwart schon oft, leider meist vergebens, gefordert hat, das ist hier tatsächlich unternommen: Die Darstellung der inneren Entwicklung, eine wirkliche Seelengeschichte'. Die Verfasserin sucht die Persönlichkeit des Heiligen dadurch unserem Begreifen nahe zu bringen, daß sie sein Wesen, seinen Seelenzustand antithetisch erläutert in Kapiteln wie ‚Weltflucht oder Weltapostolat'? ‚Lebensverneinung oder Lebensbejahung?' — ‚Geisteskultur oder Liebestat?' — ‚Selbstpreisgabe oder Persönlichkeitsentfaltung?' Indem sie nun zeigt, wie der hl. Franziskus gerade darin sich als Lebenskünstler erweist, daß er jeweils die Gegensätze zu versöhnen oder das seiner Natur Gemäße so zu tun vermag, daß der Gegensatz damit nicht verneint, sondern nur durch eine andere Kraft als die dem Gegensatz selber innewohnt, unterbaut wird, insofern als die Gelehrsamkeit aus der Liebe zu leben lernt, die Selbstpreisgabe sich im Dienst der Persönlichkeitsentfaltung vollzieht — gewinnt sie den Vorteil, das Charakterbild ganz synthetisch aufzubauen, was dann auch nicht nur geistreich, sondern begeistert geschieht. Daß die Verfasserin ein Stück eigener Seelengeschichte in das Buch hineinverwoben hat, ist unverkennbar für den, der weiß, wie schwer sie um ihre Lebensansicht gerungen hat, und daß das richtige Verständnis einer fremden Seele nur dem gegeben ist, der zum mindesten Spuren kongenialer Anlagen in sich trägt. So seien denn allen Lesern, insbesondere denen des Beitrags in diesem Heft über ‚Franz von Assisi und die Kunst', sowohl Thomas von Celanos übersetzte Legenden wie das zuletzt erwähnte Büchlein empfohlen, das das gleiche Problem Heiliger und Künstler von einem anderen Gesichtspunkt aus in Angriff nimmt.

Länderkunde

Von den verschiedenen Arten, Länder zu bereisen und zu schildern, als da sind neben der wissenschaftlich begrifflichen Darstellung die spannungsvolle Entdeckerreise, sodann die geistige Durchdringung der fremden Welt und ihres Menschheitskreises bis zu einer auch stilistisch eigenartigen und zwingenden Erlebnisform, schließlich der im Plauderstile vorgetragene, mit Einzelheiten und Zwischenfällen gespickte, mit Laune ausgesponnene Bericht, ist die letztere Art die häufigste. Sie wendet sich an die weitesten Leserkreise. Ganz in dieser Art geschrieben ist das zweibändige Werk **‚Im Lande der Pharaonen'** von Michael Huber O. S. B. (Freiburg, Herder, M. 7.50, in Pappbd. M. 10.—). Wenn diese Art Buntheit des Stoffes, ein lebhaftes und empfängliches Auge, leichte Mitsprache des Gefühls und eine unverwüstliche Laune braucht, um frisch und wertvoll zu bleiben, so trifft das alles zu bei dem Werke eines Mannes, der zu gelehrten Studien auszog, die der Krieg abbrach, und der auch Eifer und Angeregtheit genug besaß, was er in der Fremde sah, den weniger Glücklichen in der Heimat zu Genuß und Belehrung zu gönnen. Was dem Buch einen eigenen Wert gibt, sind die religiösen Anknüpfungspunkte, die wie das Klosterleben in der Nitrischen Wüste heute ein steigendes Interesse erfahren. Im übrigen ist es das unerschöpfliche Land der alten Wunder, ein Chaos von gegenwärtigem Leben und Bildern großer Vergangenheit, aus dessen Fülle der Verfasser mitteilt. Jeder Leser, insbesondere die vielen, die lesen um des Stoffes willen, werden daran eine rechte Freude haben. — Sobald das Stoffliche mehr zurücktritt und die Empfindung, die Erfahrung zumal an religiösen Weltstätten um Ausdruck ringt, erwartet der Leser auch einen schwereren Ausdruck in Erleben und Schildern. Unter diesem Gesichtspunkt erscheint das Skizzenbuch **‚Was ich unter Palmen fand'** von Petrus Kloß O. S. B. wohl manchem etwas zu leichtflüssig, der sich eine solche hier geschilderte Reise durch Palästina nach Ägypten mit der körperlich mühseligeren, geistig aber dadurch nachhaltigeren älteren Pilgerschaft vollzogen vorstellt. Daß das Buch im Plauderstile des Weltreisenden mit gebührender Betonung der heiligen Orte eine angenehme Lektüre ist, zeigt die vorliegende 2. und 3. Auflage (Freiburg, Herder, M. 2.80).

Unter besseren Auspizien als denen, die dem besiegten Deutschland vorerst beschieden sind, wurde die umfassende Darstellung **‚Das Türkische Reich'** politisch, geographisch und wirtschaftlich' von Kurt Hassert geplant und ausgeführt. Das Werk gehört zu den wenigen, die den ganzen Umfang ihres Stoffes in zielvoller Orientierung behandeln und durch das Fehlschlagen nahegelegener Pläne in ihrem wissenschaftlichen und auch praktischen Inhalt nicht berührt werden. Die einsichtigen Hinweise des Verfassers auf die vorerst mühevolle Aufbauarbeit in der Türkei empfindet man jetzt wie eine Mahnung, nicht alles blind auf eine Karte zu setzen. Das Werk hat zu allen Abschnitten umfangreiche Literaturnachweise (Tübingen, J. C. B. Mohr, M. 10.45). — Ein Gegenstück für die Augen voll vielseitigen und wechselnden Reizes der Bilder ist die von Franz Carl Endres zusammengestellte und eingeleitete Monographie **‚Die Türkei'**, die zur weitesten Verbreitung geeignet ist. Nach einer kurzen Einleitung über die allgemeinen Verhältnisse von Land und Reich, Wirtschaft und Kultur zieht ein in Typen und Szenen, Kulturformen und Landschaften immer wieder neues Stück Natur und Menschentum in 215 Abb. am Auge vorüber, das schließlich in dem einen Eindruck zusammenfließt: asiatische Welt, bunt, groß, rassenvoll und doch trümmerhaft (München, Delphinverlag, M. 2.—). Eine freundliche Schilderung der christlichen Zentralstätte in dieser Welt ist das **‚Jerusalem'** gewidmete Bändchen Sven [illegible]ins, das er aus seinen Kriegsfahr[illegible] dortselbst herausgelöst hat, ein schm[illegible]er Mittelpunkt des Krieges nach seiner [illegible]gen Seite (Leipzig, Brockhaus, M. 1.50). — Die türkische Hauptstadt gab die Stoffe zu dem Buche **‚Konstantinopel'** von Friedrich Schrader. In feuilletonistischer Auskleidung und in wesentlicherem Vertrautwerden mit den Zügen der Bevölkerung und der Geschichte entsteht ein unterhaltendes Wechselbild aus ‚Vergangenheit und Gegenwart', wie es sich dem Reisenden und Angesiedelten allmählich erschließt. Diese Lokalbekanntschaft ist das Behagliche an dem Buche (Tübingen, J. C. B. Mohr).

Unsere Kunstbeilagen

Das Franziskusbildnis, Ausschnitt eines Werkes in Assisi von dem Florentiner Meister Cimabue (1240—1302), dem Lehrer Giottos, ist dem Aufsatz ‚Franz von Assisi und die Kunst' beigegeben. Es zeigt noch jene erhabene Ruhe einer Malerei, die bald in stärkere seelische Bewegung überging.

Berichtigung: Der Verfasser des Aufsatzes ‚Entwicklungsziele der katholischen Literatur' im Dezemberheft S. 320 Dr. C. Th. Kaempf teilt mit, daß er entgegen unserer Annahme Katholik ist.

Herausgeber und Hauptredakteur: Professor **Karl Muth**, München-Solln
Mitglieder der Redaktion: Konrad Weiß, München, Univ.-Prof. Dr. Eugen Schmitz, Dresden, Marienstraße 38/40 und Dr. Max Fischer, München, Leopoldstr. 33.
Für Anzeigen und Prospektbeilagen verantwortlich: Emma Schreiter, München
Für Österreich-Ungarn Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: Georg Schöpperl in Wien IV, Favoritenstraße 35.
Verlag und Druck der Jos. Kösel'schen Buchhandlung, Kempten, Bayern.
Alle Einsendungen an: Redaktion des Hochland, München, Bayerstraße 57/59.
Für Manuskripte, die nicht im ausdrücklichen Einvernehmen mit der Redaktion eingesandt werden, kann keine rechtliche Haftung übernommen werden.



Peter von Cornelius/Joseph deutet die Träume Pharaos

Phot. F. Bruckmann, A.-G., München



Sechzehnter Jahrgang Februar 1919

Die Krisis des deutschen Protestantismus und die Trennung von Staat und Kirche

Von F. X. Kiefl

Wer anfänglich daran zweifeln wollte, ob der Verfasser des unter dem Titel ‚Der deutsche Protestantismus 1817—1917‘ soeben in zwei Bänden erschienenen Werkes* seine geschichtliche Darstellung methodisch richtig durch die dritte und vierte Reformationsjahrhundertfeier wie durch zwei Marksteine der inneren Entwicklung abgrenzen konnte, ist durch die Ereignisse der letzten Monate eines Besseren belehrt worden. Statt der allerdings nicht so bedeutungsvollen Jahreszahlen könnte es heute in lapidarem Stile heißen: ‚Von der französischen Revolution bis zur deutschen Revolution.‘ Über die Entwicklung des deutschen Protestantismus in diesem Zeitraum existieren wenigstens unter den ausschlaggebenden Hauptgesichtspunkten ausgezeichnete Darstellungen auf protestantischer Seite. Über den Abschluß dieser Entwicklung, die heutige Krisis des Protestantismus, haben, was in vorliegendem Werke sachlich nicht immer genügend zur Geltung kommt, auch katholische Autoren eingehend sich verbreitet. Hervorgehoben seien hier die einschlägigen Arbeiten von Hettinger, Huppert und Karl Rieder, sowie des Ref. Schrift: ‚Der geschichtliche Christus und die moderne Philosophie.‘ Diese Arbeiten

* Der deutsche Protestantismus 1817—1917. Eine geschichtliche Darstellung von Johannes B. Kißling, Aschendorff. 12,50 M.

werden namentlich für die dabei in Betracht kommenden philosophisch-theologischen Gesichtspunkte auch künftig zur tieferen Beurteilung der heutigen Lage nicht entbehrlich sein. Eine geschichtliche Darstellung dieser Entwicklung speziell unter dem kirchenpolitischen Gesichtspunkte besaßen wir bisher katholischerseits nicht, und die vorliegende Leistung ist um so höher einzuschätzen, als der Verfasser schon im Vorwort hervorhebt, daß die Anteilnahme des katholischen Interesses an dem Schicksal des Protestantismus sich vorwiegend auf nationale Gründe stützt, besonders auf das mit einem Schlage zu einer Staatsgrundfrage gewordene Problem der Trennung von Kirche und Staat. Daß der Verfasser, ohne eine Ahnung von dem Schlußergebnis des Krieges zu haben, von Anfang an seine Darstellung auf diesen Gesichtspunkt eingestellt hat, ist besonders hervorzuheben.

Der Ausgangspunkt vom Jahre 1817 nötigte den Verfasser, die Frage der protestantischen Union und ihre Begleiterscheinungen an die Spitze zu stellen. Der geistige Hintergrund der ganzen Bewegung, welche der Kampf und die gegenseitige Auseinandersetzung und Annäherung der Richtungen innerhalb des Protestantismus hervorrief, ist nicht zusammenhängend genetisch dargestellt, sondern in verschiedenen Kapiteln in die kirchenpolitische Darstellung eingewoben. Dieses Verfahren hat, obwohl es einer breiteren Masse von Lesern auf ihre Bedürfnisse zugeschnitten erscheinen mag, doch den Nachteil, daß die Darstellung der inneren Entwicklung etwas zu kurz kommt, wenn auch wohl kein einziges der ausschlaggebenden Momente völlig übersehen ist. Wer aber der Meinung ist, daß der ganze Kampf der Richtungen im Protestantismus eine Folge der Ablösung der altlutherischen Glaubensgrundlage durch die moderne philosophische Weltanschauung ist, wird nicht auf seine Rechnung kommen, wenn Spinoza, Kant, Hegel, die deutschen Klassiker, Schopenhauer und Nietzsche jeweils nur mit einigen Zeilen gestreift und die gewaltige Nachwirkung der englischen Philosophie, auf welche Harnack als auf eine der Hauptursachen für den Untergang der alten Orthodoxie hingewiesen hat, fast ganz übergangen wird. Auch vermißt man ungern den Hinweis auf den jüngsten Zweig der protestantischen Theologie, die Religionspsychologie und ihre teilweise auf dem Umwege über Amerika betätigte Wiederanknüpfung an Schleiermacher, für welchen schon aus diesem Grunde die Rolle als Überwinder des Rationalismus und Vater der Vermittlungstheologie viel zu eng gesteckt zu sein scheint. Nach dieser Richtung hin würde eine tiefere Orientierung über die philosophischen Ausgangspunkte der einzelnen theologischen Systeme, welche ziemlich ausgiebig zu Worte kommen, mehr Licht in die treibenden Faktoren der inneren Entwicklung bringen.

Um so rückhaltsloser muß unsere Anerkennung gegenüber der Darstellung der kirchenpolitischen Entwicklung sein, wo der Verfasser wirklich aus dem Vollen schöpft und eine Fülle interessanten Materials verarbeitet hat. Vom ersten Bande seien als besonders interessant hier erwähnt die

Kapitel über das Verhältnis der deutschen Protestanten zu den Katholiken, über katholisierende Tendenzen innerhalb des Neuluthertums, über die Entstehung des politischen Protestantismus im Anschluß an das Kölner Ereignis. Sehr charakteristisch für die kirchenpolitische Entwicklung sind auch die Ausführungen über die religiösen Jugendeindrücke hervorragender Protestanten, wie Otto von Bismarck. Erfreulich ist das Bild von den Konversionen zum Katholizismus, dessen wesentliche Linien ja aus Rosenthals und Alban Stolz' Konvertitenbildern schon bekannt sind. Der Hauptnachdruck ruht natürlich auf dem zweiten Bande, wo die Gegensätze und Spannungen der dargestellten Entwicklung ihren dramatischen Höhepunkt erreichen. Der Einfluß von David Friedrich Strauß, der Kirchenverfassungsstreit in den verschiedenen, namentlich den von Preußen neu annektierten Provinzen, die Anteilnahme des Protestantismus am Kulturkampfe, daneben die erfreuliche gegenseitige Annäherung von Katholiken und konservativen Protestanten zum Schutze der konservativen Interessen gegen Revolution und Materialismus, endlich die gewaltige Bewegung, welche im Protestantismus durch Albrecht Ritschl und seine Schule und durch den Bibelkritizismus hervorgerufen wurde, all das erfährt eine eingehende, an interessanten Details auch für den Kenner reiche Erörterung. Von besonderer Bedeutung ist naturgemäß die Stellungnahme der beiden Kaiser Wilhelm I. und II. zu den innerkirchlichen Problemen, eine Stellungnahme, welche im Lichte der heutigen Zeitentwicklung doppelt interessant ist.

Die Anteilnahme des Protestantismus an dem Hauptproblem des modernen Staates, der sozialen Frage, wird eingehend gewürdigt und das Wirken eines Stöcker, Naumann, Bodelschwingh, M. Rade u. a. zur Gewinnung der Industriearbeiter für das Christentum warm anerkannt. Ich vermisse nur, daß der Versuch eines Liebster und anderer Mitglieder der Linksgruppe des Evangelisch-sozialen Kongresses, eine innerliche, gedankenmäßige Auseinandersetzung des Christentums mit der sozialistischen Weltanschauung herbeizuführen, keine Erwähnung gefunden hat. Liebsters Versuch ist jedenfalls äußerst charakteristisch und ein nicht zu übersehendes Stadium in der Entwicklung des modernen Protestantismus überhaupt. Ich beziehe mich dafür auf meine Schrift: ‚Die Theorien des modernen Sozialismus über den Ursprung des Christentums.'

Nach eingehender Auseinandersetzung über die neueste Entwicklung der protestantischen Theologie, über die Professorenfrage, über die Lehrprozesse und andere Streit- und Rechtsfälle, deren Einzelheiten jedem Gebildeten noch in Erinnerung sind, rollt der Verfasser im Schlußkapitel seines Werkes das zur Stunde aktuellste Problem auf, die Frage des Zusammenlebens der Positiven und Modernen und der Trennung von Staat und Kirche. Das Zusammenleben der so scharf gegeneinanderstehenden Richtungen unter dem einen Dache der Landeskirche selbst war längst zum Problem geworden. Im Wuppertale trat die liberale Minorität mit Einrichtung eines besonderen Gottesdienstes auf, ohne die Gründung eigener

Gemeinden durchsetzen zu können. Dieses Beispiel von Richtungsgottesdiensten fand in Berlin seitens der positiven Minorität Nachahmung. Diese Ereignisse fielen unmittelbar vor Ausbruch des Krieges. Die Zumutung der Positiven, aus der Landeskirche auszutreten, hatten die Liberalen von jeher mit Berufung auf einen innerlicheren Begriff von Bekennen, der den religiösen Hintergrund der kirchlichen Symbolschriften bilde, abgelehnt. Sie redeten der Fortdauer des landesherrlichen Kirchenregimentes das Wort, weil sie an eine kirchenbildende Kraft der modernen Theologie nicht zu glauben vermochten. Die Kirchen könnten längst nicht mehr eine Gesinnungsgemeinschaft der Lehre, sondern nur Gemeinschaften zu gegenseitiger Hilfe und zur Verwaltung der äußeren Dinge sein. Eine Sezession hätte die Auflösung der Landeskirche und der Konsistorialverfassung zur Folge und damit den Zusammenbruch des Protestantismus als politischer Kulturmacht und würde den Staat und das Reich der geschlossenen Macht Roms ausliefern.

1911 trat der bekannte Theologe und Oberkonsistorialpräsident von Hannover, Th. Kaftan, mit einem Programm hervor, wie die Modernen im Verbande der Landeskirchen und im Genusse der Finanzverwaltung verbleiben, dagegen in Lehre und Kult Sondergemeinden gründen könnten. Doch auch dieses Entgegenkommen schien den Modernen nicht ausreichend, und immer mehr richteten sie jetzt ihre Hoffnung auf die Trennung von Staat und Kirche als das letzte Mittel zur Lösung der inneren Schwierigkeiten. Der deutsche politische Liberalismus hatte in seiner Blütezeit vor dem Trennungsgedanken, der ihm stets sympathisch war, zurückgeschreckt, weil derselbe für den Protestantismus, der seit seiner Gründung stets durch die Staatsgewalt zusammengehalten worden war, die schwersten Erschütterungen zu bringen drohte, während die als Gegnerin des Staates betrachtete katholische Kirche in ihrer Existenz durch die Trennung keineswegs bedroht wäre, wie die Geschichte genügend beweist. Als nun in letzter Zeit auch aus modern-kirchlichen Kreisen selbst der Ruf nach Trennung immer lauter erscholl, fehlten warnende Stimmen nicht, welche mit dem Kirchenhistoriker A. Hauck darauf hinwiesen, wie wenig der Protestantismus auf die Trennung gerüstet sei, weil er unter dem staatlichen Regiment seine Mitglieder vom Handeln entwöhnt habe. Die presbyterialen und synodalen Ordnungen müßten vorher ebenso ausgebaut werden wie die finanzielle Selbständigkeit der Kirche.

Als in Schwarzburg-Rudolstadt die sozialistische Kammermehrheit kurz vor Ausbruch des Krieges die ersten Sturmeszeichen für die Trennung von Staat und Kirche gab, war es der gutgläubige bayerische Konsistorialpräsident v. Bezzel, dem die Sorge um die Lösung nicht bloß der äußeren, sondern auch der seit Jahrhunderten segensreichen inneren Beziehungen zwischen Staat und Kirche seine letzten Lebensjahre verbitterte. Ganz im Gegensatz dazu hatte der Frankfurter Pfarrer Erich Förster schon 1911 ein Trennungsprojekt aufgestellt, welches, sichtlich aus der Erregung des Jathofalles

hervorgegangen, völlige Trennung der Kirche vom Staate forderte und doch eine Fortdauer der Kirchenhoheit des Staates mit spezieller Rücksicht auf Rom verlangte. Ja der Staat sollte den Kirchengesellschaften ihre Verfassungsform bestimmen. Die evangelische Landeskirche sollte ein rein wirtschaftlicher Schutz-, Rechts- und Verwaltungsverband werden. Förster selbst zog sein Programm zurück, und Prof. Martin Rade (Marburg) erklärte im Weltkriege 1915, nachdem die kirchliche Frömmigkeit sich als ein starkes Element unserer nationalen Widerstandskraft bewährt habe, müsse das Trennungsproblem eine Zeitlang zurücktreten.

Daß aber die Diskussion über das Problem trotzdem alsbald wieder aufgenommen wurde, hat seinen Grund in der Enttäuschung aller Hoffnungen auf religiöse Volksrestauration durch den weiteren Verlauf des Krieges, während der Idealismus des Anfanges auch diese Hoffnungen auf das Höchste gespannt hatte. Oberkonsistorialpräsident Zöllner in Münster stellte fest, daß der zwischen beiden Lagern bestehende Zwist durch die Erlebnisse des Krieges wider Erwarten nicht gemildert, sondern vertieft worden sei. Das religiöse Erlebnis der Modernen wie Artur Bonus und Johannes Müller, sei eine andere Religion als die lutherische Heilsauffassung. Der Gegensatz zwischen der Landeskirche, welche rechtlich Bekenntniskirche sei, und der Moderne, welche den alten Glauben pantheistisch-mystisch in ‚deutsches Christentum' umdeute, sei unüberbrückbar. Daher verlangte Zöllner, man solle mit Rücksicht auf die positiven Minoritäten, wo solche bestehen, den rechtlichen Charakter der Landeskirche als Bekenntniskirche aufheben und durch einen Zweckverband der kirchlichen Parteien ersetzen, innerhalb dessen die positiven Elemente als evangelische Bekenntnisgemeinschaft sich organisieren sollten. Zöllner wies darauf hin, wie diese Bekenntnisgemeinschaft mit der römischen Kirche Gemeinsames haben werde, vor allem das apostolische Glaubensbekenntnis, und wie sie mit der katholischen Kirche den Gang nach Golgatha antreten werde, wenn der moderne Staat sich als Feind jeder selbständigen Kirche erweisen werde. An der Tiefe dieser Einsicht ändert nicht viel, daß Zöllner daneben eine zeitgemäße Restauration des Evangelischen Bundes als gemeinsame Aufgabe der Positiven und Modernen glaubte hinstellen zu dürfen. Modernerseits lehnte man Zöllners Projekt ab und glaubte der Not der Spaltung durch Abschaffung der Schlagwörter ‚positiv' und ‚liberal' steuern zu können, weil Hunderttausende nicht wüßten, was rechts und links sei. Allein auch den Positiven erschien der Zöllnersche Zweckverband als ein Haus, in dessen Fundament ein Zentner Dynamit eingebaut sei. Selbst Herr v. Bezzel fürchtete kurz vor seinem Tode, die Landeskirche möchte zusammenfallen, wenn niemand mehr für das Bekenntnis eintrete.

Damit schließt Kißlings Werk. Unterdessen ist Deutschlands revolutionärer Zusammenbruch erfolgt und hat mit einem Schlage alle kirchlichen Probleme in ein neues, viele Kreise jäh aufschreckendes Licht gerückt. Ich will hier nicht einen Vergleich ziehen zwischen der Lage, in welche Katholizis-

mus und Protestantismus durch die plötzlich vor die Türe gerückte Gefahr einer unvermittelten Trennung von Staat und Kirche versetzt werden. Gerade in der sehr ausgebreiteten protestantischen Literatur über das Trennungsproblem ist die günstigere Lage des Katholizismus gegenüber der Frage stets genügend hervorgehoben worden. Der bisherige Zustand entsprach keineswegs dem Ideal der katholischen Kirchenverfassung. Bei der Restauration der staatskirchlichen Verhältnisse nach der französischen Revolution hatten sämtliche Staaten nachträglich gegen die Vertragstreue durch ‚organische Artikel‘, ‚Religionsedikte‘ und Ähnliches landesherrliche Hoheitsrechte über die Kirche aufgestellt, welche als Rudimente des alten Polizeistaates sich darstellen, als aus dem Spätmittelalter überkommene Rechtsinstitute, welche von der Kirche als Pfahl im Fleische des Selbstverwaltungskörpers um so schmerzlicher empfunden werden mußten, da die dadurch bedingten Überwachungsmaßregeln wie z. B. das Plazet ihre Spitze gegen die dem Katholizismus heilige Zentralgewalt richteten. Das alles fiele im Trennungsfalle weg. Sodann wurde auch von protestantischer Seite niemals übersehen, daß die katholische Kirche durch ihre tausendjährige Organisation auf die Trennung jederzeit voll gerüstet ist; die Zeiten der Verfolgung waren für sie stets die Perioden innerer Erstarkung. Als in den Stürmen der Völkerwanderung die staatliche Ordnung zusammenbrach, blieb der geistliche Zusammenhang mit Rom allein unversehrt, klammerte sich der versinkende Staat an diesen einzigen festen Punkt; und Kaiser Valentinian III. erließ 445 das berühmte Gesetz, welches allgemeinen Gehorsam gegen den Papst als einzige Rettung der Völker vorschrieb.

Andererseits haben so kühl abwägende Autoren wie der Leipziger Jurist Otto Mayer schon vor Jahren ausgesprochen, daß für eine Trennung von Staat und Kirche die protestantische Kirche erst durch allmählichen Ausbau der Selbstverwaltung sich vorbereiten und stark machen müsse, wozu der Krieg natürlich keine Zeit gelassen hat. Noch bestimmter hat der Berliner Kirchenrechtslehrer Wilh. Kahl ausgesprochen, die Lage von Theologie und Kirche deute nicht darauf hin, daß bei Zertrümmerung der Landeskirche durch eine Trennung von Kirche und Staat die evangelische Volkskirche in freiheitlicher Organisation sich erhalten werde. Diese Lage weise vielmehr auf ecclesiolae, auf Richtungskirchen hin, ein Umstand, der den theologischen Fakultäten auch dann ihre Rekrutierungsbezirke gefährden und damit ihnen die Lebenswurzel abschneiden würde, wenn in dem optimistischen Sinne eines Tröltsch diese Fakultäten im Trennungszustande ein wissenschaftliches Daseinsrecht sich erhalten könnten.

Doch nichts liegt mir in diesem Augenblicke ferner als der Gedanke, die Chancen der christlichen Konfessionen gegeneinander ausspielen zu wollen. Wer wie der Verfasser dieser Zeilen von jeher für eine Verständigung der getrennten christlichen Bekenntnisse trotz aller unüberbrückbaren Gegensätze eingetreten ist, dem tönt aus der heutigen Lage des Vaterlandes der Ruf wie Donnerhall entgegen, daß alles, was Christennamen trägt, in

diesem Augenblick unter eine Fahne zusammentreten muß. Was der Krieg nicht völlig vermochte, muß die weit größere vaterländische Gefahr der Gegenwart zuwege bringen, eine Einigung aller Christen in der Frage der Regelung der Trennung von Kirche und Staat für Deutschlands Zukunft. Es wäre eine schwere Selbsttäuschung, wenn jene linksstehenden Parteien im Protestantismus, welche bisher aus begreiflichen Gründen einer Trennung das Wort geredet haben, von dem christlichen Solidaritätsgefühl sich absplittern wollten.

Es wäre die schlimmste aller Ausländereien, an denen Deutschland stets in Zeiten seines Unglücks und Verfalls so sehr gelitten hat, wenn man jetzt einfach ein fremdes Trennungssystem auf deutsche Verhältnisse mechanisch übertragen wollte, wie es bei der Entscheidung einer so tiefgreifenden Frage aus dem Stegreife geradezu unvermeidlich wäre. Das Verhältnis von Staat und Kirche in Deutschland ist das Produkt einer jahrhundertelangen schwierigen Entwicklung, und läßt sich mit keinem anderen Lande vergleichen, wie alle bisherigen sachverständigen Beurteiler ohne Unterschied der Parteirichtung einstimmig hervorgehoben haben. Speziell betont Kahl mit Recht, daß zum ersten Male bei uns die Trennung originär an einem paritätischen Staatswesen großen Stils, dem kompliziertesten der Welt, sich zu vollziehen hat, dessen Verhältnis zu seinen evangelischen Bürgern sich seit vier Jahrhunderten auf dem Boden des Landeskirchentums festgestellt, dessen regionär überaus vielgestaltige Auseinandersetzung mit der katholischen Kirche nicht ohne Erschütterung, nach reicher Erfahrung, planmäßig und vorsichtig sich zu dem gegenwärtigen modus vivendi entwickelt hat. Und ein so weit linksstehender Kritiker wie der Theologe und Sozialphilosoph Tröltsch in Berlin erklärt, der heutige Zustand, das Erträgnis vielhundertjährigen Kampfes um Ausgleich und Toleranz, sei das Vollkommenste, was bei der konfessionellen Gespaltenheit unseres Volkes möglich sei, und ohne den zusammenhaltenden und ausgleichenden Einfluß des staatlichen Kirchenregimentes müsse der Protestantismus der Zersplitterung verfallen. Besonders aber warnt Tröltsch vor den Schwierigkeiten, die eine unvermittelte Trennung von Staat und Kirche für unser Bildungswesen und damit für die Grundlage unserer Volksgemeinschaft haben müßte. Treffend bemerkt er: ‚Weder die amerikanische noch die französische Regelung kann uns befriedigen oder hätte wirklichen Boden bei uns. Die Sitte der einen, die Schule als reinen Fachunterricht zu neutralisieren, ... streitet mit unserem Staatsbegriff, der nach alter deutscher Sitte und im Sinne aller unserer großen idealistischen Denker den Staat und die Schule auch zum Weltanschauungskörper macht. . . . Die Forderung der anderen, in der Staatsschule eine bürgerliche, philosophische Ethik antichristlichen und eine Metaphysik rein abstrakten Gepräges zu lehren, widerspricht der pädagogischen Forderung einer positiv-anschaulichen Religion, widerspricht dem Wert und der Bedeutung, welche die christliche Ideenwelt für unser Leben hat. Die Forderung der Gesellschaften für ethische

Kultur aber, einen religiös absolut neutralen Moralunterricht zu pflegen, setzt eine von der Weltanschauung unabhängige Moral voraus, die es nicht gibt, und enthält entweder eine Ablehnung der Religion überhaupt, die eine Verkümmerung unseres Lebens wäre, und die sich der größte Teil des Volkes nicht wird gefallen lassen, oder eine religiöse Zuspitzung, die ihre volle Kraft nur beim Anschluß an die Majestät und Kraft, an die Zartheit und Milde, an die Zielgewißheit der christlichen Geistes- und Persönlichkeitsreligion wird finden können. Die Schwierigkeiten des Schulproblems bei der Trennung von Staat und Kirche bestehen ja eben darin, daß in Wahrheit doch die Gesellschaft eine starke, tiefe und lebendige Religion braucht und von ihr sich nicht trennen kann, auch wenn sie die Kirchen vom Staate trennt. Eine solche Religion ist aber unter uns nur das Christentum, das man mit der modernen Ideenwelt verschmelzen mag, das man aber nicht durch ethisch-pantheistische Abstraktionen wirkungskräftig ersetzen kann.'

Dieses Urteil von Tröltsch ist deshalb so charakteristisch, weil gerade er schärfer als irgendein moderner Jurist es getan hat, die Verworrenheit in den Schulkämpfen der deutschen Gegenwart betont, die namentlich durch den von Bremen aus geleiteten Radikalismus eines Teiles der deutschen Lehrerwelt und durch Reflex der theologischen Entwicklung auf das Schulwesen entstanden ist. Obwohl er die Meinung vertritt, daß nur eine grundsätzliche Entkirchlichung der Schule vom Fundamente bis zur Spitze die offene Wunde des Universitätslebens, die Krisis der theologischen Fakultäten, schlichten könnte, gelangt er schließlich zu dem Resultate: ,Die Trennung von Staat und Kirche würde die Probleme nur auf einen neuen Boden hinüberschieben, nicht lösen. Sie wäre gelöst nur, wenn die Religion stürbe, und dann wäre die Trennung überflüssig. Viele freilich betreiben die Trennung nur als Anfang vom Ende der Religion, in der Hoffnung, sie damit auf den Aussterbeetat zu setzen, und dürfen sie darum in der Tat für die Lösung des Problems halten. Aber diese Hoffnung ist völlig trügerisch. Sie beruht auf der Utopie eines dereinst kommenden religionslosen Zustandes oder einer alle überzeugenden wissenschaftlichen Ethik oder Weltanschauung. Derartiges hat es nie gegeben, gibt es heute nicht und wird es nie geben.' (Heidelberger Rektoratsrede 1907, Seite 57.)

In dieser Gedankenfolge ist in der Tat der Kern des Problems bezeichnet, wie es in den europäischen Staaten sich gebildet hat und von der Revolution in Deutschland von Anfang an übernommen wird. Wie auch Protestanten (z. B. O. Mayer) zugeben, hat der Satz ,Religion ist Privatsache' hier einen ganz anderen Sinn als den einer bloßen Neutralität des modernen paritätischen Staates, die bis zu einem gewissen Grade selbstverständlich ist und im Deutschen Reiche schon bisher in geradezu idealer Weise verwirklicht war. Der Satz hat vielmehr den Sinn, der Religion allen Einfluß auf das öffentliche Leben abzuschneiden und dieses

selbst bis in seine Fundamente hinein religionslos zu gestalten. Die Kirche wird nicht nur, wie man es bezeichnet hat, auf die Stufe eines Tanzklubs oder Turnvereins herabgedrückt, sondern noch tiefer: sie soll gehindert werden, ihren Zweck zu erreichen; daher, wie in Frankreich, trotz der Trennung ein Eingriff namentlich in ihre Vermögensverwaltung, um ihr die physischen Lebenswurzeln abzuschneiden. Der ganze Zweck einer solchen Trennung ist der, an Stelle der christlichen Weltanschauung die des Radikalismus zu setzen. Die Freiheit und Neutralität ist eine falsche Flagge.

Nichts ist so irreführend wie die Berufung der europäischen Reformer auf das Vorbild der großen amerikanischen Union. Das dortige Trennungssystem ist in seiner letzten Wurzel ein Werk des Calvinismus, also wenigstens eines christlichen Weltanschauungskörpers. Allerdings hat ja, wie D. Mayer bemerkt und wie wiederum Tröltsch in seinem großen Werke über die Soziallehren der christlichen Kirchen noch eingehender nachweist, der Calvinismus, von der europäischen Monarchie schlecht behandelt, dadurch Rache genommen, daß er von der neuen Welt aus, mit Demokratie und Kapitalismus verbündet, die Fundamente der Monarchie erschütterte. Er hat auch den Gedanken der Trennung von Staat und Kirche aufgestellt, aber in ganz anderer Weise als die europäischen Revolutionen. Die Union hat den altehrwürdigen, staatskirchenrechtlichen Besitzstand, den die einzelnen Staaten zur Gründung des neuen Bundesstaates mitgebracht, in wirklich freiheitlichem Sinn geschont und folgerichtig auch der katholischen Kirche volle Entfaltungsmöglichkeit gewährt. Die freikirchliche, independentistische Bewegung hat ihren religiösen Grundcharakter nicht verleugnet und deshalb die Gewissensfreiheit nicht unterdrückt. So war das Resultat der Entwicklung ein wirklich freiheitliches Nebeneinanderbestehen aller Verhältnisformen von Staat und Kirche in den einzelnen Staatengebilden der Union, worin ein Jurist wie Kahl ein Bild von unermeßlichem Reize findet. Gesellschaft und Kultur gelten ausdrücklich als eine christliche, da es der radikalen Minderheit bisher nicht gelungen ist, die wirkliche Neutralität des Staates zu zerstören. Die Vereinsgesetzgebung ist den besonderen kirchlichen Gesetzgebungen wohlwollend und schmiegsam angepaßt. Die in Konfliktfällen zuständigen Zivilgerichte wahren das religiös-ethische Interesse mit feinstem Empfinden. Der kirchlichen Ordnung wird weitgehender Schutz zu Teil. Auch die einschränkenden Gesetze gegen die tote Hand sind gemäßigten Charakters. Man atmet hier die Höhenluft wirklicher Freiheit.

Damit vergleiche man das französische Trennungssystem, von dem auch Freidenker zugegeben haben, daß es ein christentumfeindliches Machtgesetz, ein Hohn auf die Gewissensfreiheit, ein brutales Kampf- und Ausnahmegesetz gegen die katholische Kirche ist, das aber schon in seiner bisherigen Wirkung bewiesen hat, daß es auch den glimpflicher behandelten Protestantismus völlig zersplittern und auflösen wird. Durch die Art und Weise, wie einzelne revolutionäre Kultusministerien in

Deutschland bereits begonnen haben, ohne gesetzgeberische Vorarbeit und ohne Rücksicht auf den Volkswillen mit eiliger Faust wichtige Bollwerke des Jahrhunderte alten Baues einzureißen, an dem so viel juristischer Scharfsinn und so viel Staatsweisheit mitgebaut hatten, ist heute eine Gefahr eingetreten, welche das Solidaritätsgefühl aller christlichen Bekenntnisse wachrufen muß. Eine Vergewaltigung der christlichen Volksmajorität und ein Extemporisieren nach französischem Muster auf diesem wichtigsten aller nationalen Lebensgebiete werden die christlichen Bekenntnisse gerade im vaterländischen Interesse verhindern müssen. Wie auch die einzelnen protestantischen Parteien zu einer definitiven Regelung der Frage sich stellen: darin müssen doch alle übereinstimmen, daß es einer äußerst sorgsamen und umsichtigen Vorarbeit zu einem solchen Gesetzgebungswerk bedarf, daß nicht der Kampf gegen das Christentum unter der falschen Flagge staatsbürgerlicher Gerechtigkeit die Parole sein kann. Nicht bloß die deutsche christliche Kultur, sondern die nationale Existenz steht in Frage. Wird der Kampf um die Weltanschauung bis in die Schule hineingetragen, welche vom amerikanischen Trennungssystem durch wirkliche peinliche Neutralität wie ein Heiligtum gehütet wird, werden alle Fermente eines friedlichen Verhältnisses der christlichen Konfessionen aus dem deutschen Volksbau herausgerissen — ich erinnere nur an die theologischen Fakultäten —, wird alles geschichtlich Gewordene mit Füßen getreten und geknechtet, damit der Radikalismus seine Weltanschauung zum Triumph und zur tyrannischen Durchführung bringen kann, dann sind dem deutschen Volkstum, das seit der Völkerwanderung mit der christlichen Kultur unlöslich verbunden ist, die Lebenswurzeln abgeschnitten, und ein solcher Umsturz wäre ein größeres nationales Unglück als der verlorene Krieg mit seinen schrecklichen Folgen. Juristen wie Kahl verweisen auch auf die unüberwindlich schwierige Vermögensauseinandersetzung zwischen den deutschen Staaten und Kirchen. Diese Frage ist mit dem Bajonett leicht zu lösen. Allein keine Niederlage unter äußeren Feinden kann einem Volke so tief schaden wie eine Ertötung des sittlichen Empfindens in der eigenen Brust.

In dem Augenblicke, da ich diese Zeilen niederschreibe, erhalte ich Kenntnis von einer bevorstehenden Vereinbarung der Bayerischen Evangelischen Landeskirche über ihre Stellungnahme gegenüber dem Trennungsprojekt. Nicht die Kirchenleitung, sondern der Ortsverband der evangelischen Vereine Nürnbergs hat Richtlinien aufgestellt, welche von den übrigen evangelischen Vereinen Bayerns ohne Zweifel angenommen werden. Diese Richtlinien sollen den Willensausdruck des evangelischen Bayern über das zur Erhaltung der evangelischen Volkskirche Notwendige darstellen. Als Mindestforderungen werden hier von der protestantischen Landeskirche folgende Punkte aufgestellt: Volle Freiheit der Religionsübung, die Gewährung einer Übergangszeit von einer Reihe von Jahren zur Neuordnung der kirchlichen Verhältnisse unter Fortdauer der staatlichen Leistungen, Freiheit der Schule, Gewährung von Zeit und Lokalen zur Erteilung des

religiösen Schulunterrichtes, Recht der Selbstbesteuerung und Selbstverwaltung der Kirche, Weiterführung der theologischen Fakultät durch den Staat, Unantastbarkeit des Pfarr- und Kirchenvermögens, endlich Fortgewährung bzw. Ablösung der dem Staat aus besonderen rechtlichen Verpflichtungen obliegenden Leistungen an die Kirche. Diese Richtlinien rechnen also mit der vollen Trennung von Staat und Kirche wie mit einer unvermeidlichen Tatsache. Allein insofern sie ausdrücklich Mindestforderungen aufstellen, und insofern sie die Brutalitäten des französischen Trennungssystems ausschließen würden, weisen sie auf eine brauchbare Grundlage für das Zusammenarbeiten der christlichen Konfessionen hin. Möchte das gemeinsame vaterländische Interesse in so tiefer Not alle deutschen Christen endlich einmal zu gemeinsamem Handeln zusammenführen, wie wir es in vier Jahrhunderten schmerzlicher Spaltung nicht mehr erlebt haben. Das wäre ein glückliches Auspizium für den Wiederaufbau unseres Volkes.

Adam Müller über einen Bund aller Völker
Von Richard Volpers


Ein Lehrmeister ist der unerbittliche Krieg; so manche geschichtlichen Ereignisse und Tatsachen der Vergangenheit selbst zeigt er in anderem Lichte. Was man aus einem gewissen überhebenden Standpunkte unverständlich und aus einer satten Gegenwart heraus oft gar komisch fand, das bekam nun vielleicht einen neuen, unerhörten Glanz. Es sprach das menschliche Herz in der Stunde der Not, und seine Wertung ließ sich nicht so rasch wieder von der herrschenden Bildung verfälschen. Selbst ein Ereignis wie die Heilige Allianz, nach der Niederwerfung Napoleons von den verbündeten Monarchen zum Schutze des europäischen Friedens geschlossen (26. September 1815 zu Paris), wird man heute eher begreifen und eher verständlich finden.

Wieder ruft man inmitten der Wirren dieses unvergleichlichen Krieges und unter der Ohnmacht des Völkerrechts, bei uns Deutschen wenigstens, ehrlich nach einem umfassenden Völkerbündnis. Der Garantie der Menschheit möchte man so gerne das kostbare Gut des Friedens für alle Zeiten anvertrauen. Wenn man nur recht wüßte, was es mit der Menschheit auf sich hätte! Wenn nur nicht immer die Furcht bestände, daß die Selbstsucht der Einzelstaaten und die Gier der Mächtigen jenen ewigen Frieden in eine Unterdrückung der Völker verwandeln würde! Wenn man nur das rechte Organ fände, das geeignet wäre, die Menschheit und die Interessen der Menschheit zu vertreten!

Nicht aus dem Geiste der Selbstsucht, nicht einmal aus dem Triebe der Selbsterhaltung, aus einem Höheren, viel Umfassenderen allein kann ein wahrer Völkerbund zustande kommen.

Adam Müller, der Vergessene, den vergangene Tage übelwollend widerwärtig gekennzeichnet, die Gegenwart aber mit aller Achtung wieder zu würdigen und zu schätzen weiß, hielt im Winter von 1808 auf 1809 zu Dresden öffentliche Vorlesungen über ‚die Elemente der Staatskunst'. In der Hauptsache in diesen Vorlesungen, die er dann im Jahre 1809 in Berlin veröffentlichen ließ, hat er auch seine Gedanken über einen Bund der Völker entwickelt. Sie werden heute gewiß alle unsere Aufmerksamkeit verdienen.

I.

Jedoch zuvörderst: Adam Müller war ein Patriot, national in seinem Wollen wie nur irgendjemand zu Beginn des neunzehnten Jahrhunderts. Der Staat ist ihm wie der Romantik, der er auch sonst in seinen Anschauungen nahe stand, ein lebendiger Organismus, gewachsen und geworden aus der menschlichen Familie. Er ist ihm nichts anderes als der erweiterte Mensch. Darum ist ihm der echte Staat der Nationalstaat.

Aus der Auffassung des Staates als eines lebendigen Organismus folgert aber seine überaus hohe Wertung. Der Mensch ist nach Adam Müller ‚von allen Seiten in den Staat verflochten', und so wenig er aus

sich selbst heraustreten kann, ebensowenig aus dem Staate.* ,Der Mensch ist nicht zu denken außerhalb des Staates.' Der Staat bedeutet ihm ,die innige Verbindung der gesammten physischen und geistigen Bedürfnisse, des gesammten physischen und geistigen Reichtumes, des gesammten inneren und äußeren Lebens einer Nation, zu einem großen, energischen, unendlich bewegten und lebendigen Ganzen'.

Aber nicht nur als die Erweiterung des Einzelindividuums faßt Adam Müller den Staat, an den sich nun der einzelne mit aller Hingabe anzuschließen hätte. Damit hätte er das Zeitalter des Individualismus und des Egoismus nicht tiefinnerlichst überwunden. Er hätte die Grenzen des Ich nur verbreitert bis zum Staat. Mit der übrigen Romantik nimmt er vielmehr den Universalismus der Aufklärung in seine Gedankengänge auf und gibt schon dem Staate neben den nationalen auch Menschheitsaufgaben zu erfüllen.

Schon Novalis spricht vom Mittlertum des Staates und des Königs. Bei Adam Müller heißt es: ,Zwischen dem einzelnen, vergänglichen, auf eine Spanne Erde eingeschränkten Bürger und der ewigen Menschheit, an der sich alle Zahlen, alle gemeine Rechenkunst, ja selbst alle flatterhaften Poesien des alltäglichen Lebens brechen, steht ein mittleres, den endlichen Menschen mit der unendlichen Menschheit versöhnendes, ausgleichendes und beide einander verständigendes Bild, und dieses ist die Idee des besonderen Staates oder der Nationalität.' Das ist ihm also die besondere Aufgabe des Staates: den Menschen zur Menschheit zu erheben, zwischen Mensch und Menschheit zu vermitteln.

In dem Individualismus sieht er das Verbrechen der Zeit: in der Sucht, sein ganzes Dasein auf sich allein zu stellen, als ob es nicht gäbe: Mitmenschen und Staat und das Mittlertum des Staates. ,Gegen diese Idee', sagt er, ,lehnt sich unser Zeitalter auf, wie es noch kein früheres getan hat.' Und er charakterisiert das aufgeklärte Zeitalter, wenn er hervorhebt, es wolle den direkten Verkehr des Menschen ,mit dem elfmillionenköpfigen Ungeheuer oder der sogenannten Menschheit', ,ohne Mittler, ohne ein besonderes christliches Vaterland, ohne besondere nationale Vereinigung', wie es auch den direkten Verkehr des Menschen suche mit Gott ,ohne alle positive Religion'.

Nicht jedoch durch den Staat allein will Adam Müller dem Menschheitsgedanken gerecht werden; der Gedanke führt ihn über den Staat hinaus zum Staatenbunde, der Europas Völker, schließlich die ganze Welt umfassen soll. Das aber ist von ganz besonderer Bedeutung: Nicht einmal in jenen Tagen des größten Tiefstandes seiner eigenen, nämlich der deutschen Nation läßt Adam Müller bei aller Betonung der Nationalität den Menschheitsgedanken außer acht. Er gesteht selbst, es scheine ihm fast unbegreiflich,

* Adam H. Müller, Die Elemente der Staatskunst. (Berlin 1809.) 1. Teil.

daß es so sei, ‚da man doch eigentlich über die Maßen befriedigt sein müsse, wenn nur ein Schimmer von nationalem Leben über uns käme‘.

Mit der Renaissance, der Wiedergeburt der antiken Lebens- und Weltanschauung, war der krasse Egoismus und der unbedingte Machtwille auch im Leben der Völker von neuem zur Geltung gekommen. Adam Müller aber ist bei aller energischen Betonung des Staatsgedankens weit entfernt, der übertriebenen Einschätzung Anerkennung zu zollen. Er sieht darin vielmehr einen unbedingten Rückfall in die Denkweise ältester Zeit und in heidnische Anschauungen.

Bei den alten Völkern kamen die Menschen über das eigene Ich und ihren von irgendeiner großen Persönlichkeit geschaffenen Staat nicht hinaus. Darin sieht Adam Müller das Kennzeichen des antiken Zeitalters. ‚In der Kindheit des menschlichen Geschlechtes‘, sagt er, ‚wurden die einzelnen Menschen von der Größe des Vaterlandes noch allzu sehr geblendet, als daß sie das Dasein der Nachbarvölker und demnach die Idee eines Bundes als notwendig hätten statuieren können.‘ Die Nachbarvölker schon waren ihnen verhaßt, waren ihnen die Fremden, die Barbaren, denen gegenüber die Gesetze der Menschlichkeit ruhten. Darum waren die Kriege der Alten auch Ausrottungskriege, ‚Unterwerfung und Sklaverei war ihr anerkannter Zweck‘. Der eigene Staat aber war ihnen ein Göttliches und der Staatsdienst ein Gottesdienst.

Jeder Staat aber — und sei es der beste — hat seine Grenzen. Er vermag nicht die Interessen der Menschheit vollkommen zu vertreten. Im Gegenteil: Selbsterhaltung ist seine erste Pflicht. Freilich ist diese nach Adam Müller nur möglich durch die Erhaltung der Nebenstaaten. Aber den Regierenden werden in erster Linie immer nur die Bedürfnisse des eigenen Staates am Herzen liegen, und davon wird ihre Regierung in Anspruch genommen. Es wird ihnen wenig Zeit bleiben, Menschheitsinteressen zu vertreten, selbst wenn sie es wollten.

Aber wie oft wird der Herrscher, wird die Regierung gar nicht können und im Interesse des eigenen Staates gar nicht wollen! Nationale Interessen trennen in Wirklichkeit immer und sondern ab. ‚Das weltliche und nationale Interesse, wie erhaben es auch sei, spricht allenthalben seine eigene Sprache.‘

Ein Bund der Staaten und Völker kann allein die Interessen der Menschheit wahrnehmen dem Einzelstaate und dem Einzelvolke gegenüber. Er darf es freilich nur so weit, daß die Freiheit und Unabhängigkeit der Einzelstaaten durchaus erhalten bleiben. Denn so lautet unabänderlich die Forderung Adam Müllers für die Einzelstaaten: ‚In ihrer eigenthümlichen nationalen Form und Manier sollen sie wachsen und leben und sich einander geltend und fühlbar machen.‘ Er nennt sogar ‚die vollständig freie Entwicklung der einzelnen Staaten und folglich auch die vollständige Wechselwirkung unter denselben‘ ‚das Charakteristische des Bundes‘, eines Bundes, wie er ihn verlangt.

Weil er dem Einzelstaat unmöglich die Interessen der Menschheit restlos anvertrauen kann, kommt Adam Müller zum Staaten- und Völkerbund. Er meint dann auch noch, man könne als gebildeter Mensch den Gedanken an eine Gemeinschaft mit allen Völkern nicht mehr fahren lassen, weil man durch tausend Fäden mit ihnen verknüpft sei. ‚Wir sind', sagt er, ‚zu vielfältig durch Sitten und Lebensweise mit ihnen verbunden, als daß wir uns einschließen könnten in bestimmte Staaten und Städte, wie einst das Volk des Moses; wir kennen die reichen Gestaltungen der Nationalität auf dieser Erde; wir haben das Ausland allzu sehr achten gelernt, um in einen direkten Gottesdienst des eigenen Vaterlandes zurückzufallen wie die Alten, um das Ausländische als Barbarisches, uns zur Sklaverei Verdammtes je wieder zu verachten.' ‚Es gibt also', so fährt er fort, ‚keinen Ausweg für uns, als beides, nicht nur das Daseyn besonderer Staaten, sondern zugleich auch das Daseyn eines ewigen Bundes unter denselben als nothwendig zu setzen; demnach das Vaterland für den Dolmetscher, d. h. den Vermittler unserer individuellen Natur mit der ewigen Natur der Menschheit, die sich im Staatenbunde ausdrücken soll, anzunehmen.'

Wenn daher Adam Müller seine Zuhörer durch kräftigen Aufruf aus ihrer Unentschlossenheit inmitten der schwankenden Zeitgeschehnisse herausreißen will und ihnen zuruft: ‚Entschließt Euch, an zwei Dinge zu glauben, kräftig mit Aufopferung alles dessen, was Ihr Euer nennt,' so verlangt er an erster Stelle den Glauben an den nationalen Staat, an zweiter Stelle aber den Glauben an die Gemeinschaft so gebildeter Staaten. Seine Zuhörer sollen glauben, so führt er aus: ‚Zuerst an den Staat, an die nationale, von den Vätern ererbte, von dem frommen, gehorsamen Talent bereicherte Form eines bürgerlichen Gemeinwesens, eines Vereins auf Tod und Leben für eine bestimmte locale und nationale Idee des Rechts; — so habt Ihr einen Wirkungskreis, der Euch jetzt fehlt, weshalb sich Eure schönsten Kräfte hoffend und verzweifelnd verzehren. Zweitens', fährt er dann aber fort, ‚was aus dem ersten Glaubensartikel folgt: an eine rechtliche Gemeinschaft wahrer Staaten, und sollten es auch vorläufig nur zwei oder drei untereinander seyn.'

Wir verstehen und würdigen noch heute, daß Adam Müller so entschieden eintritt für den nationalen Staat, nach dessen Verwirklichung die Besten seiner Zeitgenossen inmitten der allgemeinen politischen Ohnmacht des deutschen Volkes sich sehnten; er will ihn erhalten wissen, unbedingt, auch nach der Schöpfung eines alle Völker umfassenden Bundes.

Merkwürdig, recht merkwürdig aber erscheint es uns, wenigstens zunächst, daß Adam Müller den Krieg, den ‚wahren' Krieg glaubt verteidigen zu müssen; auch der Völkerbund soll ihn nicht gänzlich unmöglich machen. ‚Von einem sich selbst ersterbenden Frieden' will er nichts wissen. ‚Den Krieg, den innern Zwiespalt der Kräfte unmöglich zu machen, wäre ein Zweck', so meint er, ‚der, wenn er auch erreicht werden könnte, den innern Bestimmungen dieses Geschlechtes durchaus zuwider liefe.' Er glaubt

sogar, die Kriege könnten zur Auffrischung der Idee des Völkerbundes dienen. Sie erscheinen ihm ‚in ihrer erhabensten Form‘ als ‚große Reinigungsanstalten‘ für diese Idee. ‚In Friedenszeiten‘, so führt er aus, ‚würde jedes einzelne Volk allmählich abfallen von der Idee der Gemeinschaft, sein besonderes Interesse verfolgen, bis es mit dem Interesse der Nachbarvölker in Streit geriethe, und demnach würden alle um ihrer Selbsterhaltung willen zu der alten Idee zurückkehren müssen.‘

Es ist der ‚wahre‘ Krieg, den Adam Müller, nicht vom Standpunkte der Menschheit, aber ‚aus dem Standpunkte der Staaten‘ verteidigt. ‚Aus dem Standpunkte der Staaten‘, sagt er an einer anderen Stelle, ‚sind Kriege die Bewegungen insonderheit, unter denen das politische Leben sich selbst erkennen und fühlen lernt, unter denen der Staat sich seiner abgesonderten Natur bewußt wird, das Ganze seiner Kräfte vornehmlich erprüft, weil er sich selbst einem andern solchen Ganzen gegenüber sieht. Unter allen Bindungsmitteln der Staatsvereinigung ist der wahre Krieg das wirksamste und dauerhafteste, weil gemeinschaftliche Noth und Tränen besser und fester binden als das Glück, weil alles Einzelne, was sich im Frieden verbergen und verheimlichen kann, nun nothwendig öffentlich hervortreten und dem Ganzen hergegeben werden muß.‘

Die Stellungnahme Adam Müllers wird nun auch hier verständlich und seine Absicht deutlich. So mußte ein Patriot zum Kriege sprechen, der das Recht des Nationalstaates gegen den fränkischen Gewalthaber, gegen Napoleon, auch vor deutschen Zuhörern noch zu verteidigen hatte. Und mußten nicht zunächst überhaupt die rechten, d. h. die nationalen Staaten geschaffen werden, wenn man einen rechten Staaten- und Völkerbund gründen wollte?

Aber auch der Idee eines Völkerbundes war Napoleon der gefährlichste Feind. Wie sollte man ihn bekämpfen als mit den Waffen in der Hand. Nur im Kampf war der ersehnte Völkerfrieden zu erringen; nur durch einen kriegerischen Bund war die drohende Weltmacht Napoleons zu stürzen. ‚Wird die Idee des Bundes, die,‘ führt Adam Müller aus, ‚wenn auch dunkel, dennoch heut zu Tage schon in jedem Gemüthe liegt, von irgend einer Macht angetastet, so sagen wir, es sey um die Unabhängigkeit oder freie Entwicklung der übrigen Völker geschehen. Anstatt daß alle bisher nach Realisierung des Bundes oder des freien Bestehens aller Völker nebeneinander streben, wird nun die Vergrößerung beabsichtigt: von Bund, von Recht und Staat ist nun nicht weiter die Rede; alles Freigeborne erstirbt nun in eine gemeinschaftliche, todte und gefühllose Masse. — Diesen Zustand der Dinge kann der vernünftige Mensch nicht wollen; also muß er abgesonderte Staaten, ein lebendiges, d. h. kriegerisches Gleichgewicht wollen; kurz, das, was ich den Bund nenne.‘

Den leichtsinnig heraufbeschworenen Krieg und den Krieg, zu dem Übermut und freche Machtinstinkte antrieben, hat er ausdrücklich abgewiesen. Nur von dem wahren Kriege erwartet er Vorteile auch für den

Frieden, weil dieser dann ‚ein lebendiger, allgemein empfundener, im Gegensatz jenes todten Friedens ist, worin alle großen Kräfte sich vereinzelnen und erstarren‘.*

II.

Oft schon hat man es versucht, einen Bund der Völker zustande zu bringen. Seit Jahrhunderten aber war es vergeblich, weil die Grundlage, auf der man ihn aufbauen wollte, für die Dauer wenigstens nicht ausreichte und nicht ausreichen konnte.

Eine Zeitlang hat man sich in Europa mit dem sogenannten Gleichgewichtssystem geholfen, wodurch aber nicht verhindert werden konnte, daß bald die eine Partei, bald die andere die ihr zugedachten Grenzen überschritt. Noch bis in die neueste Zeit hat man in diesem System vergebens eine Rettung zu finden geglaubt.

Adam Müller hat recht, wenn er meint, durch die augenblickliche Wiederherstellung des ‚allgemeinen Gleichgewichtes‘ werde nichts weiter gewonnen ‚als die Sorge für größere Erschütterungen desselben, mit denen die Zukunft bedrohet, und ein gegenseitiges, immer tiefergehendes Mißtrauen der Nationen untereinander‘. Ein ewiges Wettrüsten sei die Folge; dann komme der Krieg, der das gestörte Gleichgewicht wieder herstellen solle.

Kategorisch erklärt er: ‚Schmeichle man sich doch nie, daß die Überzeugung von der zu allgemeiner Sicherheit nothwendigen Balance der Macht je einen Krieg, eine Ungerechtigkeit verhindern werde!‘ Adam Müller meint aber das mechanische Gleichgewicht, das hergestellt wird durch ‚bloßes, gegenseitiges Beschränken‘. Nur wenn man ‚unter Gleichgewicht gleichmäßiges Wachsthum, gegenseitiges Sich-Steigern und -Erheben der Staaten‘ verstehe, ‚unter dem Resultat dieses Gleichgewichts eine große gewaltige und wachsende Rechtsidee‘, die sich aber auf letzte Werte stützen müsse, so sei er vollkommen damit einverstanden.

Um eine Grundlage für einen Bund der Völker zu finden, könnte man auch versucht sein, auf die gleiche Abstammung etwa der europäischen Völker hinzuweisen und sie ins Gedächtnis Europas zurückzurufen. Adam Müller weist darauf hin, daß damit erfahrungsgemäß allein wenig gewonnen sei. Wie schnell der Ruf verhallte, der von hoher Stelle an die europäischen Völker gerichtet war, sich zu einen zum Schutze der gemeinsamen Güter, das wissen wir alle.

Die Zeitgenossen Adam Müllers hatten vielfach die Aufrichtung einer

* Im übrigen hat Adam Müller wenige Jahre später, nach der Niederwerfung Napoleons, es schon als ein Gebot der Klugheit bezeichnet, ‚sich nicht in letzter Instanz dem Gerichte der Kanonen und der Linienschiffe zu unterwerfen‘. (Adam Müller, ‚Von der Notwendigkeit einer theologischen Grundlage der gesamten Staatswissenschaften.‘ Leipzig 1819. Nach dem Abdruck im Anhang der Zeitschrift ‚Summa‘, Eine Vierteljahrsschrift. Hellerau 1917. Erstes Viertel. S. 180.) Wohlfeile Ausgabe in der ‚Allg. Bücherei‘ der Leogesellschaft. Wien, Braumüller.

Universalmonarchie durch Napoleon Bonaparte begrüßt als den Beginn einer Einigung Europas; diese würde, so glaubten sie, Europa den Frieden bringen. Es war aber ein gewaltiger Irrtum.

Ein großer Mensch kann, wie Adam Müller hervorhebt, den Staatenbund nicht stiften. Schon deswegen nicht, weil er es nicht aufgeben kann, ‚die Form seines Geistes auch seiner Stiftung aufzuprägen'. Er wäre kein großer Mann, wenn er darauf verzichten wollte. Also wird er die Freiheit und Selbstbestimmung der Völker hemmen, ihre Entfaltung behindern müssen. Diese werden sich bedrückt fühlen und wollen schließlich von einem Bunde überhaupt nichts mehr wissen, indem sie hervorheben, ‚daß die absolute Selbsterhaltung die erste Pflicht sey'.

Adam Müller hat in seinen Vorlesungen die Bündnisversuche Napoleons in Deutschland zurückgewiesen, die er im Innern seines Herzens gewiß mit noch viel kräftigeren Worten bedacht haben mag. Schließlich war Napoleon nicht nur eine für die Völker gefährliche Persönlichkeit, er war auch ein kalter Rechner, der die Völker sittlich tief entwertete, wenn er sie behandelte wie tote Werkzeuge in seiner Hand.

Gegen die Bewertung des Staats als eines toten Mechanismus wandte sich die Romantik, wandte sich auch Adam Müller mit aller Entschiedenheit. Ihm ist der Staat ein lebensvoller Organismus, gleichsam eine andere Persönlichkeit. Mit Entrüstung muß er daher auch die Meinung derer zurückweisen, die da glauben, die einzelnen Staaten hätten zu einander nur eine rein äußere, oberflächliche, nicht aber eine tief innere Beziehung. Solche Menschen kommen leicht zu der Auffassung, daß es eigentlich ganz einfach sei, das Verhältnis der Staaten zueinander zu ordnen, wenn man nur allemal den nüchternen Verstand anwende. Aus den Erwägungen des gegenseitigen Vorteils allein könne man die Völker zusammenführen.

Adam Müller spricht von ‚gemeinen Seelen', die da glauben, außer dem Kriege falle ‚zwischen den Staaten nichts Bedeutenderes weiter vor, als Handel, einiges Hin- und Herreisen, Gesandten-schicken, mitunter das Abschließen eines Tractates über Aus- und Einfuhr, Freizügigkeit, militärisches Cartel, und der wissenschaftliche Verkehr', der aber mit den Staaten eigentlich nichts zu schaffen habe. Und er erklärt, daß man sich ganz vergeblich bemühe, nach der kalten Berechnung des nüchternen Verstandes und nach den Prinzipien des Nutzens das Verhältnis der Staaten zueinander zu ordnen und den ewigen Frieden auf Erden herabzutragen. Jenes falsche Zutrauen zu einem Staatsglücke, welches sich in Zahlen berechnen ließe', sagt er mit noch heute bedeutungsvollen Worten, ‚hat bis jetzt schon mehr als Ein Volk zu Schanden gemacht.' An einer andern Stelle meint er: ‚Die bloße Ueberzeugung des kalten Verstandes von der nothwendigen Gegenseitigkeit der Staaten reicht keineswegs hin; und ebensowenig reicht der kalte Buchstabe des Tractates, der aus jener Überzeugung entsprungen ist, hin gegen den Reitz der Eroberung und der Machterweiterung.' Und er spottet über das aufgeklärte ‚Zeitalter der Be-

griffe', in dem ,von allen sichtbaren und anerkannten Gemeinschaftlichkeiten zwischen den Europäischen Völkern nichts weiter übrig geblieben als das verdächtige und leicht zu verdrehende Gemeingut der lumières du siècle, gewisse allgemeine, nebelhafte Vorstellungen von einer Cultur, die jeder gesehen haben will, und niemand aufzeigen kann'.

,Recht, Freiheit und Unabhängigkeit' bilden angeblich die Grundlagen dieser Kultur, Werte, die man für durchaus hinreichend hält, darauf den Bund der Menschheit und den ersehnten Frieden aufzubauen. Das hat die Aufklärung versichert bis in unsere Zeit, bis auf den gewaltigen Krieg unserer Tage, der mehr als jeder andere zeigte, was ein aufgeklärtes Zeitalter vermochte.

,Schöne Nahmen!' sagt Adam Müller. Sie sind nur leider nicht imstande, die Völker und die Menschheit zu verknüpfen. ,Die aufs neue erfundenen Begriffe des Rechtes, der Freiheit, der Unabhängigkeit werden, wie es allen neuen Lehren geht, von jedem, der ihrer bedarf, auf eigene Weise zugerichtet; jede Nation glaubt, sie besser zu verstehen als die übrigen; eben so jedes Individuum.' So kommt es denn, daß ,dieselben Begriffe, welche den Völkerbund stiften sollen, den letzten Schein eines Verbandes auflösen'. Anstatt die Menschen zu vereinigen, stützt die Aufklärung den Egoismus und Individualismus, auf dessen Boden sie erwachsen ist. Das Interesse der Völker aber ist, ,daß jeder Einzelne dem Ganzen diene, jeder Mensch, jeder Staat dem Ganzen der Menschheit'.

Die weltbürgerlichen Bestrebungen des Kosmopolitismus, sagt Adam Müller an einer anderen Stelle, haben ,in jedem Einzelnen eine andere Farbe, bei gleichem Willen ganz ungleiche Richtungen'; ,Begriffe von Recht, Freiheit, Glück, Menschheit usw. entzweien die Vereinigten nothwendig wieder; denn es fehlt an einem Worte, an einem gemeinschaftlichen, anerkannten und bestimmten höchsten Gute, das sie alle umfaßte, und doch auch von allen vernommen werden könnte'.

Auch die aufrichtigsten Bestrebungen einer aufgeklärten Philosophie vermögen hier nichts. Sie mag darüber noch so viel geistvolle Abhandlungen bringen, herbeischaffen kann sie den Völkerbund und den ewigen Frieden nicht. Oder hat Adam Müller nicht noch heute recht, wenn er schreibt: ,Über eine bloß natürliche oder bloß vernünftige Moral, aus der man ein solches natürliches Völkerrecht zusammengeknetet hat, setzt sich die natürliche Klugheit und die natürliche Macht hinweg; ein bloß philosophisches Lehrgebäude, der eiteln menschlichen Vernunft entnommen, respektiert niemand, solange er noch über Kanonen und Linienschiffe zu gebieten hat, — und wenn nicht Gott unmittelbar und selbst hilft, sich offenbart, einspricht, gebietet, so gehört von rechts wegen und ohne Appellation dem Stärkeren die Welt.'*

---

* Von der Notwendigkeit einer theologischen Grundlage der gesamten Staatswissenschaften, Summa I, 179.

Welches ist nun aber das Gemeinsame, das einen Bund der Völker möglich machte, damit der Friede der Völker, wenigstens soweit es unter Menschen möglich erscheint, gewährleistet und jeder überflüssige Krieg verhindert werde. Denn etwas allen Beteiligten Gemeinsames muß es doch sein, worauf ein solcher Bund sich erhebe. ‚Jeder Bund der Welt', sagt Adam Müller, ‚ruhet auf einer gemeinschaftlichen Sache, einem gemeinschaftlichen Zwecke; was soll die Völker halten, die verschieden gestalteten, daß nicht jedes, von seiner Eigentümlichkeit bezaubert, sich für die Welt ansehe, solange es schwach ist, sich klug an die größeren halte, sobald es stärker wird, die kleineren verschlinge.'

Oder müssen wir zunächst noch fragen: ‚Gibt es wirklich zwischen allen Völkern der Erde etwas Gemeinschaftliches? Gibt es unter ihnen wirklich keine klimatische Geschlechts-, Alters-, oder Sittenverschiedenheit, die einen solchen Bund unmöglich machte?'

Oft genug ist daran gezweifelt worden, sei es aus Überhebung, sei es aber auch, was häufiger geschah, aus Verzweiflung an der Erfüllung des Bundes. Und doch hat gerade in den Tagen der Not, der politischen Verwirrung und unseliger Völkerkriege der Gedanke des Bundes immer wieder sein Haupt erhoben. Auch Adam Müller sagt von seiner Zeit: ‚Erst mußte die Welt bis zur Verzweiflung an allem Staatenbunde überhaupt gelangen — ehe es klar werden konnte, daß sich im Herzen aller Einzelnen, gleichviel ob von der Not oder vom Glück herbeigezwungen, jener heilige Stoff erzeugen muß, der die Staaten in sich und unter einander mit gleicher Festigkeit verbindet.'

Unbedingter, fester als je hat heute der Gedanke des Staatenbundes Platz ergriffen. Als ein beinahe selbstverständliches Ziel aller Völker ragt er herein wie ein schöner Gruß aus einer besseren Zukunft in den tobenden Kampf der bis auf den Tod entzweiten Menschheit. Und da ist keiner, kein Staatsmann der in allem sonst so getrennten Staaten und Staatsverbände, der diesen versöhnenden Gedanken nach einem umfassenden Völkerverein von sich aus ernstlich zurückzuweisen wagte. Der erhabene Gedanke mag in seinem Munde verfälscht und vergiftet werden, er muß ihn aussprechen, sonst würden die empörten Völker seine Gestalt gar schnell von der politischen Bühne verschwinden lassen.

So hoch der Gedanke des nationalen Staates ist, so unbedingt er seine Herrschaft ausübt, so ist doch nun in langen Kriegsjahren bei allen Völkern ebenso anerkannt, daß es ein Gesetz geben muß, ‚das noch höher ist als die Selbsterhaltung des individuellen Staates, einen Bund zu gegenseitiger Garantie unter den individuellen Staaten, und dieses Gesetz muß mit seiner Nothwendigkeit jeden einzelnen Staat bis in seine geheimste Stelle, es muß jeden einzelnen Bürger durchdringen'.

Aber nicht nur in den Zeiten eines so die Völker belastenden Krieges, selbst in den Tagen des Hochgefühls nationalen Lebens bleibt, sagt Adam Müller, noch ‚Raum zur Sehnsucht'. Das haben die größten Staats-

männer eingesehen und ihr nationales Wirken einzufügen gesucht in eine höhere Welt ewiger Gesetze. ‚Bei dem Glücke der vaterländischen Waffen, bei der Blüthe vaterländischen Kunstfleißes und vorzüglich bei der Eintracht vaterländischer Herzen, mangelt dennoch etwas sehr Bedeutendes: das Gefühl der Dauer, der Garantie, welches durch tausendjährige Erfahrungen von dem Wechsel des Glückes, der auch die Staaten verfolgt, beunruhigt wird; dasselbe Gefühl von Mißtrauen und Furcht, wodurch so oft die Privat-Glückseligkeit gestört wird, stört auch die bürgerliche. Es ist eine Art von Todesfurcht, persönlicher, die dort, politischer, die hier sich meldet, und die durch kein Argument weltlicher Klugheit zurückgeschlagen werden kann. Vielmehr, je klarer man das dermalige Glück des Vaterlandes zu erwägen im Stande ist, um so mehr sieht man auch schon die Keime der Zerstörung und des Unterganges.‘ Wie zu dem eigenen irdischen Dasein stellt Adam Müller den Einzelmenschen zu dem Staate, dem größeren Verbande, in den er ihn einreiht, ein Beweis wieder, wie hoch er diesen bewertet. Wohin flüchtet nun aber der Mensch in der Not seines eigenen Lebens, aus der Todesfurcht, die seine kärgliche Erdenexistenz seinem Bewußtsein erzeugte? Wodurch anders kommt diesem Leben Sinn und Bedeutung als durch die Religion mit ihren Hoffnungen, ihren Segnungen und ihrem Frieden?

Aber nicht nur dem einzelnen, auch dem Staate kann nach Adam Müller die Religion einen höheren Sinn und eine höhere Weihe geben. Sie erhebt den Einzelstaat ‚über die gemeine Sorge des Unterganges‘; sie, die weltumfassende Religion, vermag es auch allein, die verschiedenen Staaten miteinander zu verknüpfen und die große Idee einer Vereinigung zu verwirklichen. Das Ewige allein ist es, was die Interessen der Menschen immer bindet; Welt und Weltdinge vermögen es nicht.

III.

Das war auch eine Folge der seit der Renaissance begünstigten Verselbständigung des Individuums, führt Adam Müller aus, daß man die Religion und ihre Grundsätze entfernte aus dem öffentlichen und staatlichen Leben und sie beschränkte auf das Privatleben des einzelnen. Man hat aus alter Gewohnheit zwar ‚die gesammten Herzens-, Gewissens- und Todesangelegenheiten, welche nicht zu berechnen waren, der Religion gelassen, doch alles äußerliche bürgerliche Wirken davon abgesondert, dasselbe dem weltlichen Zepter unbedingt unterworfen und beide Departements so voneinander getrennt, daß es paradox scheinen mag, in Vorlesungen über den Staat, die Religion anders als in ihren Beziehungen auf die Polizei auch nur zu erwähnen‘.

Wie im öffentlichen Leben überhaupt, so traten auch in der Politik die Grundsätze der Religion zurück, um denen der Macht und des gemeinen Nutzens Platz zu machen. Die Völker wollten nicht mehr anerkennen, daß es außer den Schranken, die gegeben sind durch die tatsächliche Macht,

auch solche gäbe, die gegeben sind durch die Beziehungen des Menschen zu Gott.

Ein Recht, das allgemeine Geltung habe, wollte man in der aufgeklärten Zeit ja anerkennen und hat es mit dem hohen Namen ‚Völkerrecht' benannt. Aber hat sich in diesem Weltkriege seine Geltung erweisen können? Liegt es nicht von vornherein in einem ‚Kampf auf Leben und Tod' mit dem Nutzen der Staaten, wenn sie nicht durch die Religion ‚lebendig und praktisch verbunden sind'.* Die ‚kalte Vergötterung der Macht' und ‚die Abgötterei des bloß physischen Genusses oder des Geldes' nennt Adam Müller ‚die zwei Hauptgötzen unseres Jahrhunderts'. Wie man diesen aber dient, welche schweren Opfer die moderne Menschheit diesen Götzen zu bringen gezwungen ist, sagt er deutlich genug mit den Worten: ‚Je mehr Glaube und Religion aus dem öffentlichen Leben verschwanden, sich zuerst in das Innere der Häuser, dann angeblich in das Innere des menschlichen Herzens zurückzogen, um so nothwendiger wurden die äußeren Zwangs- und Verteidigungsanstalten, die entstandenen Lücken auszufüllen.'

Manche Menschen, meint er, sind für sich immer geneigt, ihre Zuflucht zur Religion zu nehmen und hier ihre persönliche Beruhigung und ihren Trost zu finden. In der Politik aber wollen dieselben Menschen — auch aller Achtung werte Persönlichkeiten sind darunter — von der Religion nichts wissen und haben hier noch geradezu heidnische Anschauungen: ‚einen Glauben an ein unbestimmtes, über die Staaten waltendes Schicksal, einen Glauben an gewisse nothwendige Aeren für das Steigen und den Fall der Staaten'. ‚Über diesen Glauben', sagt er, ‚versäumen sie die Rettung, entfliehet ihnen jene dauerhafte Begeisterung, nach der sie aus allen Kräften strebten, die sie aber nicht halten mochten ohne Hilfe von dem durch alle Zeiten und durch allen Schein politischen Unterganges bewährten Geist der christlichen Religion.' Über ihren eigenen Tod sind sie beruhigt durch die Religion, über die Hinfälligkeit des Staates aber verzweifeln sie in den Tagen der Not und wissen keine Rettung.

Wie allen Romantikern die Geschichte von so hoher Bedeutung war, so mußte sie auch Adam Müller sagen, welche der Religionen imstande sei, die Aufgabe zu erfüllen: Grundlage eines neuen Völkerbundes zu sein. In der Betrachtung der Geschichte findet er beruhigende Gewißheit. ‚Im Handeln und Dichten,' sagt er, ‚im Studium und Leben, wie auch die Oberfläche der Seele von der Zeit noch getrübt und geängstet sein möge, ist für das Innerste des Menschen nirgends Ruhe, ehe er die Religion nicht bloß in ihrer tröstenden Gestalt im Privatleben sondern . . . in ihrer weltherrlichen Majestät, unter den Völkern der Erde und in den Gebieten der Geschichte allgegenwärtig gesehen hat.' Er ist der sicheren Überzeugung, daß sich aus den Erfahrungen der Vorzeit eine über alle Ver-

* Von der Notwendigkeit einer theologischen Grundlage der gesamten Staatswissenschaften, Summa I, 181/182.

gänglichkeit der einzelnen Staaten und Staatenbünde erhabene Idee des Staates und des Staatenbundes bilden lasse; kurz, daß es mit Rücksicht auf eine solche heilige Idee ein religiöses Verhältnis unter den Staaten geben müsse, wie es ein religiöses Verhältnis unter den einzelnen Menschen, mit Rücksicht auf die Idee eines mittleren Menschen, eines Mittlers giebt'.

Welche Religion aber ist es, die Adam Müller finden muß in der Geschichte als die Völker umfassende eine, die Völker der Erde wirklich verbindende! Wer nicht hochmütig egoistisch auf sich selbst baut, wer wirklich aus dem Ich und seinem Bereiche heraus will, aus dem Bannkreis des Fluches, der wird sie finden. ‚Es giebt nur eine Weltidee, um welche her sich alles ordnet, weil sie die Idee der Weltordnung selbst ist: die christliche Religion. Mit ihr kommt das wahre Privatleben, welches, wie wir täglich fühlen, allein und für sich nichts hilft; das wahre Nationalleben, das ohne sie nicht erreicht werden kann, weil seine Wiederherstellung unendliche Aufopferung und Hingebungen erfordert, welche durch keine heidnische Weisheit hervorgerufen werden kann; endlich auch der wahre und ewige freie Bund, die Eidgenossenschaft unter den Staaten.'

Eine nationale Religion muß es von vornherein aufgeben, Grundlage eines Völkervereins zu sein. Die nationale Färbung der Religion muß aufhören, wenn ein Bund der Völker möglich und damit ein wahres Fortschreiten der verschiedenen Nationen denkbar sein soll. ‚Gott mußte zu allen Völkern der Erde in einer Weltsprache reden, nachdem es in der Nationalsprache kein Verständnis mehr zwischen ihm und der einzelnen Nation gab.'

Eine wirkliche Weltreligion aber, so sagt die Geschichte, ist allein die christliche Kirche. ‚Alle anderen Religionen sind an gewisse Himmelsstriche und Sitten gebunden; die christliche Religion aber bedarf gerade recht abstechender Nationalitäten, um sich recht glorreich zu entfalten.' Sie ist von Christus gestiftet, dem Mittler und Versöhner, dem wahren Friedensfürsten. ‚Erst als die von ihm der Welt verkündete Religion die Völker ergriff, wurden sie ihrer eigenen Dauer mächtig, weil sie dieselbe nicht von dem Unglück oder Untergang der übrigen abhängig zu machen brauchten, sondern das Bestehen der übrigen gerade die Bedingung ihrer eigenen Dauer wurde.'

Christus hat die Idee der Menschheit in ihrem ganzen Umfange ausgesprochen; dieser Idee gab er sich zum Opfer. Er konnte der König der Juden werden; er zog es vor, der Menschensohn zu sein. Und nun sieht ein jeder, ‚daß er für sich nichts, aber, wie vergänglich er auch sey, alles in dem großen Ganzen ist, von dem er ein Glied ausmacht'. Nun weiß ein jeder auch vom Staate, daß er nur als das Glied eines weiten Vereins seine Aufgabe erfüllen kann. Denn Christus, der ‚Eine, im Mittelpunkte der Weltgeschichte stehende', ist ‚Mittler', ‚für Einzelne, für Staaten und Staatenbünde hinreichend, der einzige wahre Universalmonarch der Menschheit, sein Gesetz die Basis aller Tractaten, Gesetze und Contracte'.

Aber das muß natürlich vorausgehen, daß der Geist Christi herrschend

wird in den europäischen Staaten. Wie der preußische Staat, meint Adam Müller, ein Ausbau sei des Individuums, ‚welches wir Friedrich den Zweiten nennen', so sollen die Staaten Europas ‚der weitere Ausbau des Individuums, welches Christus heißt, zu nennen seyn'.

Wie weit ist Europa heute davon entfernt, wenn es sich jemals diesem Ideal genähert hatte! Kann man heute nicht weit mehr als vor hundert Jahren beklagen, daß ‚die große Grundlage des Christenthums verläugnet, und ein unbestimmtes, nahmenloses, philantropisches, für den rechtlich Gesinnten und für den Verbrecher appretirtes Unwesen, das sich bald Aufklärung, bald Menschenrecht, bald Freiheit der Meere, bald Gleichgewicht nennt, an seine Stelle getreten'!

Welche Form des Christentums aber kann Adam Müller meinen als die der christlichen, der katholischen Kirche, welche die eine Kirche ist, die allzeit sich bewußt war, einen Weltberuf zu erfüllen. ‚Das ist das besonders Eigenthümliche der christlichen Religion,' sagt er, ‚daß man nicht nach ihr und ihrer Erkenntniß streben kann, ohne zugleich die Gemeinschaft aller Zeitalter, Völker und Menschen in ihr aufs lebhafteste zu begehren. In sofern man an Christum glaubt, muß man nothwendig auch an die Eine, ewige, untheilbare Gemeinschaft der Menschen in Christo oder an die Christenheit, an die Kirche glauben.' Nur innerhalb dieser Kirche kann es eine Glaubensfreiheit geben, von welcher der wahre Protestantismus Gebrauch macht, von der Freiheit nämlich, ‚das Christenthum in dem besonderen Stoff unserer eigenthümlichen Natur eigenthümlich auszuprägen, und mit diesem individuellen Ausdruck einzugreifen in das unendliche Wechselleben aller der besonderen Formen des Christenthums um uns her, also mit Freiheit sich der Gesammtheit dieser Formen, oder der Form aller Formen, der Kirche zu unterwerfen'.

Bei aller Anerkennung der Kirche aus dem Bedürfnis nach einer umfassenden Weltreligion, bei aller Verherrlichung will Adam Müller mit seinem reformatorischen Geiste nicht blind sein gegen ihre irdische und daher mit Mängeln behaftete Wirklichkeit. Dieses aber hebt er hervor und sagt es mit Worten, die wert sind noch heute gehört zu werden: ‚Daß sich mit dem Regiment der christlichen Kirche, wie es auch gestaltet sey, heidnische Staaten, heidnische Rechtsbegriffe nicht vertragen; daß sich der christliche Glaube mit der völligen Verwilderung aller politischen Verhältnisse nicht vertragen dürfe und könne, ohne selbst zu verwildern, ohne von seiner weltbeherrschenden Bestimmung abzufallen, ohne zu einer leeren Privat-Angelegenheit herab zu sinken: das ist klar.'

Mit leuchtenden Farben haben die Romantiker die vergangene Zeit einem herabgekommenen Geschlecht zum Ansporn und zur Nacheiferung vorgehalten. Es gab doch einmal eine Zeit, in der die christliche Religion ‚Völker von den mannigfaltigsten Sprachen und Sitten innig mit einander verband'. Im Mittelalter gab es einen wirklichen Staatenbund, ‚und gerade die nationale Ungleichheit war es, welche diesen Bund befestigte.

Deutschland war der nähere Berührungspunkt aller dieser ungleichartigen Elemente'.

Adam Müller nennt drei Epochen der Weltgeschichte. Die erste ist die ‚alte oder, noch bezeichnender, die antike Welt'. Wir haben sie bereits gekennzeichnet. ‚Alles was uns an den reichen Lebens- und Kunstformen, die aus jener großen Zeit herrühren, noch gegenwärtig reizt, ist jene individuelle, gediegene und persöhnliche Vollendung in den Helden- und Kunstwerken, jene Fülle der eigenen Kraft, jenes gedrängte In-sich-selbst-Leben, kurz, jener Privatcharakter, dessen Schein wir in den beiden letztverflossenen Jahrhunderten wieder haben hervorrufen wollen.'

Die zweite Epoche bezeichnet Adam Müller als ‚die neue oder moderne Welt'. Er meint aber damit das Mittelalter. In ihr ‚bildete sich', sagt er, ‚das Leben der Staaten aus, jener großen, bestimmten und nationalen Kunstwerke, welche das Privatleben und das Leben des menschlichen Geschlechtes, die vergängliche und die ewige Erscheinung der Menschheit, untereinander vermitteln sollen. In diesem Zeitraume tritt das Privatleben durch beinahe anderthalb Jahrtausende mehr in den Schatten zurück;' die Gesellschaftsbildung tritt in den Vordergrund.

Mit der Renaissance beginnt nach Adam Müller die dritte Epoche der Weltgeschichte. Eine Reihe von Revolutionen leitete sie ein. ‚Das freie Leben und die Verknüpfung aller Völker der Erde, die eine harmonische Wechselwirkung des nationalen und des Privatlebens voraussetzte', ist das Ziel, dem sie zustrebt. Sie will die Vereinigung des Charakteristischen der beiden ersten Weltperioden. Darum will sie auch den neuen Völkerbund.

Ist das Ziel erreicht, dann wird sein, nach Adam Müller, das Dritte Reich, auf das die Völker harrten. Ihm, dem kommenden, haben er und viele der Besten seiner Zeitgenossen bereits vor mehr denn hundert Jahren entgegen gesehnt. Inmitten des Zusammenbruches schauen sie aus nach dem neuen Leben.

Darum sehen sie nicht den Untergang, und sie zweifeln nicht in der Verzweiflung. Sie sehen das Chaos, aber sie erkennen auch, daß hier ein Kosmos werden muß: ‚Wie kann sich', meint Adam Müller, ‚das zweite Zeitalter der Welt, das Zeitalter der ersten nationalen Form, würdiger und natürlicher enden als mit dem scheinbaren Tode dieser Staaten, der ja nur auf eine Weile verhängt ist, um den auf die wahre und ewige Idee des Staates, so auf die Menschheit, so endlich auf Christus gerichteten Glauben zu prüfen, zu läutern und das, was er errichtet, in voller Glorie an den Tag zu stellen und zu vollenden! Das ist dann das Zeitalter der Religion, ‚das Zeitalter eines großen Bundes unter den Staaten der Erde,' das Zeitalter eines würdigen, wahren Friedens.

Zweifache Sehnsucht war es, die das kluge Herz des ungemein scharfen politischen Denkers Adam Müller erfüllte: die Sehnsucht nach dem Nationalstaate und die nach dem Völkerbunde. Die eine ist heute längst,

wenn auch nicht restlos, für den deutschen Menschen erfüllt: der Nationalstaat ist geschaffen; die noch getrennten Brüder sind uns durch Bündnisverträge und fester noch durch das auf hundert Schlachtfeldern zusammengeflossene Blut verbunden. Es harrt das andere Sehnen nun auch nach hundert Jahren noch der Erfüllung. Wird diese kommen? Ist sie verdient? Oder erscheint uns auch heute wieder jene bessere Zukunft wie ein fernes schönes, aber unerreichbares Bild, von der Sehnsucht geschaffen, von der Hoffnung geschaut, um der Gegenwart, um dem furchtbaren Kriege einen Sinn unterzulegen, den er dann doch nicht hat?

Eines ist gewiß: In der Sprachenverwirrung, die zu Adam Müllers Zeit nicht, bei weitem nicht, so groß war als in der unsrigen, ist ‚alles Gespräch über den Staat, seine Bestimmung und sein Wesen völlig unnütz, — aller Streit um das Recht oder um das Menschenglück und um den Nutzen völlig sinnlos, wenn das Wesen aller dieser Ideen nicht in heiligen Zusammenhang gebracht, ihr vorübergehender Zeitausdruck nicht an den Weltausdruck, den uns die vergangenen Zeiten lehren, angeknüpft und durch ihn verbürgt wird'.

Nicht einer neuen Zeit bedarf es, die tausend wirre Stimmen mit heißen Worten ankündigen, sondern einer im Geiste der christlichen Religion wahrhaft erneuerten Zeit. Heute noch, nein heute erst recht, haben die durchdringenden Worte volle Bedeutung, mit denen Adam Müller gegen den Frühling des Jahres 1809 eine seiner letzten Vorlesungen über die Elemente der Staatskunst abschloß: ‚Daß die Völker', sagte er, ‚von Gold und römischem Alterthum und Besitz verführt, abfielen von dem christlichen Geiste der Gesetze, darin liegt das ganze Geheimnis von dem Untergang alles Privat- und politischen Lebens, wie des Europäischen Staatenbundes. In den Gedanken dieses Unterganges sich trübsinnig vertiefen, das Schicksal herrlicher Staaten, dessen Zeugen wir sind, beweinen, — ist ein Kennzeichen edler und ungemeiner Seelen; mit dem Gedanken der Rettung, dem einzigen, einfachen, natürlichen, den Schein von Untergang und Tod dieser Staaten besiegen, erkennen', wie sie gefallen sind, weil sie von dem Worte des Lebens abfielen, gerüstet mit diesem Gedanken und dieser Erkenntnis die sinkenden stützen und beleben —: das wäre das Kennzeichen göttlicher Seelen.

Der Erbe / Roman von Firmin Coar

9. Kapitel.

Begegnisse.

Nach dem Ausgange seiner Unterredung mit der Mutter und nach dem Zusammenbruche seiner lieben Stute Chrysa blieb Gerd das Vertrauen, das er seiner Mutter entgegenzubringen sich abmühte, versagt.

Seine Unruhe verdichtete sich in ihm; sie verschob die Grenzen seines Urteils.

Er zwang sich in das Joch des Schweigens; er klösterte sich in Einsamkeit und züchtigte sich durch Fasten. Sein kleiner Leibdiener mußte ihm das Essen in das Vorzimmer stellen. Er aß ein wenig davon, wenn es kalt geworden war.

Abwechselnd spielte er Trauermärsche und Tänze. Seine linke halbsteife Hand trieb er hartnäckig zum Mitspielen an. Die heftigen Schmerzen, die ihm das verursachte, verlachte er.

In den Dämmerstunden wollte er verzweifeln. Die Unwissenheit über die Vergangenheit seiner Mutter mauerte sich um ihn, gönnte ihm keinen Ausblick, ließ ihn nicht frei. Er warf sich auf den Boden. Er schluchzte, fragte Gott, welche Schuld zu büßen wäre, betete, lallte, bis daß die Erschöpfung ihn für kurze Zeit in einen quälenden Schlummer und zugleich in die Furienhaftigkeit ungeheurer Träume warf.

Das Bild Annis ging wie ein weites, wehes Lächeln durch den Spiegel seiner Seele. Er faßte danach, um es näher zu sehen, Trost aus ihm zu schöpfen, sich daran zu laben; es entfloh.

Hinter seinen grübelnden Augen lag spannend ein Warten: ‚Ahnt die Mutter nicht, was in mir vorgeht? Sie sah doch, wie die Scham mich bestürzte. Versteht sie nicht, was mich verfolgt? Warum kommt sie nicht zu mir? Warum erlöst sie mich nicht? Warum läßt sie mich allein? Sie weiß doch, wie es mir hier ergeht, wie ich hungere nach ihrer Stärke und Wahrheit. Ich leide an meiner Seele bis auf den Tod, und sie bleibt fern. Sie versteht nichts, sie ahnt nichts; sie liebt mich nicht. Meine Zweifel haben recht; meine Zweifel sind Geißeln. Sie richten sich gegen sie; meine Zweifel strafen Mutters Eigennützigkeit, Mutters Sünde an ihrem Kinde. Meine Zweifel töten sie. Ich bin ihr Mörder!‘

Ein Schlag kracht, Finsternis springt auf wie ein wildes Tier. Ohnmacht betäubt ihn mit der Gnade der Vergessenheit.

— — — — — — — — — — — — —

Statt eines Zeichens von der Mutter fiel ein Brief Mayers schrill in die Spannung seiner Seele.

Der Brief bot dem Grafen Gerd die erbetene Aufklärung.

Jetzt, nachdem Herr Mayer die Angelegenheit nach allen Seiten geprüft habe, könne er mit Gewißheit Erfolg versprechen.

Der Brief zeigte einen Weg aus der mörderischen Verbissenheit von Gerds Zweifeln. Es war ein blitzesgreller Weg. Gerd stürzte sich darauf mit dem Mute eines verwundeten Tieres.

— — — — — — — — — — — — —

Graf Gerd hat eine Zusammenkunft mit Herrn Mayer. Vorher denkt er nichts, überlegt er nichts; läßt er keinen Ekel, keine Angst, keinen Gewissensschrei aufkommen. Die Faust darauf, wenn etwas davon über ihn will! Alles soll nur Willenskraft sein, sehnige Willenskraft auf den Weg, den Herr Mayer kennt. So geht er in die Zusammenkunft mit ihm. Graf Gerd ist kühl, sachlich, scharf, witzig; ganz glasheller, glasscharfer Wille.

Auf Gerds Wunsch wird ein Vertrag gemacht. Beide Teile einigen sich auf diese Übereinkunft und auf diese Formel: Herr Mayer gibt dem Grafen Asseweeth die Mittel zur vollkommenen Aufklärung der Geschichte des gräflich Asseweethischen Vermögens an die Hand. Graf Asseweeth bezahlt die Unkosten. Im Falle der glücklichen Lösung des Vertrages durch Herrn Mayer verschafft ihm Graf Asseweeth innerhalb von drei Tagen ein Darlehen von 50 000 Mark, verzinsbar zu 5 vom Hundert und rückzahlbar innerhalb eines Jahres.

Herr Mayer kann ein Offizierkasino in einer großen Stadt Belgiens übernehmen, wozu er sich die Unterstützung des Grafen sichern möchte. Graf Asseweeth kann die Zukunft der halbruinierten Familie Mayers wieder aufrichten helfen. Herr Mayer hilft dafür Gerds Zukunft in Ordnung bringen. Diese gegenseitige Unterstützung ist für Gerd nicht ohne Reiz.

Der Graf unterschreibt den Vertrag in einem Zuge. Herr Mayer unterschreibt vorsichtig, noch beim Schreiben überlegend, ob er alles Wichtige in diesem merkwürdigsten Vertrage seines Lebens berücksichtigt habe.

Nach dieser Zusammenkunft atmet Gerd auf. Es ist ihm, als habe eine große Macht ihm das Leben wieder gegeben — das Leben mit offenen Toren und weiten Horizonten.

— — — — — — — — — — — — —

Einen Tag später erhielt Graf Asseweeth von Herrn Mayer ein Telegramm, das ihn dringend einlädt, mit dem Abendzuge nach Köln zu kommen. Herr Mayer erwarte ihn bestimmt im Bahnhof.

— — — — — — — — — — — — —

Vor dem Rahmen eines großen Bahnhoffensters, nicht weit von dem grellweißen Lichte einer Bogenlampe, stand Herr Mayer und wartete auf den Grafen. An seinen schäbigen, schlecht auf-

gerollten Regenschirm hatte er ein blütenweißes Taschentuch gebunden. Wie eine Fahne schwang er das nun über einem schwarzen Menschenknäuel, der toll wie im Kientopp um ihn herumflitzte. Das Licht schnitt seine behäbige brave Mannsfigur in einen hellen und in einen nachtfinsteren Teil, so daß man Herrn Mayer nur im Profil sah. Es war von ihm sichtbar: ein Teil seines Schlapphutes, der einen runden Schatten auf die wieder fetteren Backen und dickeren Ohrläppchen warf, sein Stulpnäschen, der jetzt aufgewichste Teil seines bürstenartigen Schnurrbarts und die Linien seines runden Bäuchleins. Herr Mayer trug einen grünen, fest zugeknöpften Regenmantel. Bei seinem zeremonielosen Winken machte er ein ernstes und zeremonielles Gesicht. Er schwenkte noch seine Taschentuchfahne in das ihn blendende Licht hinein, als Graf Gerd schon vor ihm stand.

‚Ach, da sind Sie ja schon, Herr Graf,‘ sagte er fast erschrocken. Er fiel dann in eine umständliche Verbeugung, die ein kleines, eiliges Mädchen, das ‚Mama, Mama‘ rief, fast umgeworfen hätte.

‚Es ist unmöglich, Sie zu verfehlen,‘ bemerkte Graf Gerd in einem sehr harten Tone. Als ob ihn das in Stimmung brachte, antwortete Herr Mayer strahlend: ‚Ihr Diener, Herr Graf, nie genug Ihr Diener!‘

Den Schirm noch mit dem Taschentuche am Arme, suchte Herr Mayer in allen Taschen. Er holte irgendwoher seine abgenutzt graue Brieftasche, zog daraus ein Briefchen, verbeugte sich und sagte: ‚Bitte, Herr Graf.‘ Gerd war enttäuscht. Er erwartete umfangreichere Papiere, weil er sich den Beweis, daß man seine Mutter verleumdet habe, umfangreicher vorstellte. Herr Mayer sah seine Überraschung und behauptete in seinem treuherzigsten Tone: ‚In diesem Briefumschlage finden Herr Graf alles Nötige.‘

‚Mußte ich deswegen nach Köln kommen?‘ fuhr Graf Gerd auf. ‚In diesem Briefumschlage finden Herr Graf alle weiteren nötigen Anweisungen,‘ verbesserte sich ruhig Herr Mayer.

‚Dann brauche ich Sie, mein lieber Herr Mayer, also nicht mehr.‘

‚Ich halte mich für alle Fälle bereit. Meine Adresse hier im schönen Köln finden Herr Graf ebenfalls in dem Briefumschlag,‘ meinte demütig Herr Mayer, obgleich dieses Zusammentreffen sehr wenig seiner Erwartung entsprach. Vertraulicher, dankbarer wünschte er sich den Verlauf; außerdem auch mit einem gemeinsamen Nachtessen, dessen reiche Speisekarte er mit Schmarotzergeschick schon im voraus zusammengestellt hatte.

‚Ich habe für Herrn Grafen schon die Zimmer bestellt.‘ —

‚So?‘, versetzte ungnädig der junge Herr. ‚Ja, das Auto wartet vor dem Bahnhof,‘ erklärte mit einer Hoffnung der zähe Herr Mayer.

‚Dann führen Sie mich bis dahin, bitte!'

Treppen hinab, hinauf, durch Gänge, durch Postenketten der Bahnhofswache und immer durch Schwärme von Menschen, wovon die Mehrzahl Soldaten waren, erreichten sie den Ausgang des Bahnhofes. Herr Mayer versuchte ein paarmal ein allgemeines Gespräch. Er erzählte, daß er eine Viertelstunde auf den D-Zug gewartet habe. Während dieser knappen Zeit seien vier Truppentransportzüge, fünf Güterzüge und zwei Rotekreuz-Züge über die Rheinbrücke gerasselt. Vier Transportzüge beförderten ein Regiment, fünf Güterzüge rollten Munition für einen Tag und für ein Infanterieregiment fort; zwei Rotekreuzzüge schöben die Verwundeten von ungefähr einem Bataillon nach einem Großkampftage ab. Die Bedeutung jeden Zuges malte er mit Eifer und großem rechnerischen Geschick zu wahren Zahlengrößen aus und schloß dann: ‚Das wäre ein Stückchen Krieg gesehen in einer Viertelstunde auf dem Bahnhof in Köln.' Der junge Herr Graf versetzte dann jedesmal: ‚Ja, ja!'

Vor dem Auto, dessen Schlag Herr Mayer mit der Schnelligkeit eines Lakaien aufriß, meinte Gerd aufgeräumt: ‚Hiermit wäre unser Geschäft bis auf die Abrechnung erledigt, Herr Mayer.'

‚Jawohl, wenn Herr Graf meine Aufgabe schon als erfüllt betrachten sollten.'

Nach diesem Redewechsel sagte Gerd plötzlich mit wärmster Innigkeit: ‚Ich danke Ihnen von ganzem Herzen,' und drückte ohne jeden Abscheu Mayers rosige Hände, die sich wie Seife anfühlten.

Herr Mayer verbeugte sich eifrig mehrere Male und verabschiedete sich höchst korrekt. Nur wer auf die Schatten, die auch hier das grelle Licht einer Bogenlampe von den beiden Herren warf, blickte, mußte bei den verschiedenen Verbeugungen denken, daß Herrn Mayers Schatten, der sich phantastisch ungeheuerlich über Straßendamm, laufende Wagen und Fußgänger ausdehnte, des jungen Grafen schmalen, standhaltenden Schatten überfiel und ihn förmlich zerhackte.

— — — — — — — — — — — — — — — —

Gerd hatte ein Bad genommen, mit vorzüglichem Geschmack zu Abend gegessen, war aufgemuntert, frisch, hatte Ansichtskarten an Anni geschrieben, saß in seinem Hotelzimmer allein, rauchte seine Zigarette, war glücklich und öffnete jetzt zur letzten und höchsten Freude, wie er meinte, Herrn Mayers Briefumschlag.

Es stand darin zu lesen, daß die Gräfin Asseweeth sich in Köln aufhielte und im Germaniahotel, worin auch das Germania-Kabarett mit der Spielhölle wäre, wohne, um den Verkauf ihres Aktienanteils an den Schaffhausen'schen Bankverein zu regeln.

Gerd las mehrere Male diesen Inhalt. Er tastete vorsichtig

danach, ihn zu begreifen. Seine Anstrengung war wieder ganz Wille zur Klarheit. Im Hintergrunde des Gemütes dräuten Gefühle wie zurückgedrängte wilde Hunde. Klarheit drang langsam in ihn wie ein Gas, alles ausfüllend und vergiftend.

Seine Mutter hat ihm die Unwahrheit gesagt, als sie behauptete, sie besäße keine Anteile mehr an Kölner Unternehmungen. Sie hat gelogen. Sie will ihre Anteile jetzt verkaufen, um später lügen zu können, ihre erste Lüge wäre Wahrheit gewesen.

In Gerds Seele dehnte sich eine erwürgende Stille aus. Er zerbrach plötzlich einen Aschenbecher aus Kopenhagener Porzellan. Unter dem Aschenbecher lag ein Merkwort, worin zur Zeichnung der sechsten Kriegsanleihe eingeladen wurde. Er las es, ohne eine Silbe davon zu verstehen. Er buchstabierte Wort für Wort wie ein Kind. Er zwang sich, das Gedruckte zu verstehen. Er bekam Angst, als es nicht gehen wollte. Er befürchtete verrückt zu werden, wenn ihm das Lesen nicht gelänge.

An der blaugrau tapezierten Wand hing eine Farbenorgie in einem mageren Goldrahmen. Schiefe, kupfergrüne, ziegelrote, schwefelgelbe, rußschwarze Liegebalken, Querbalken, Würfel, Striche mit goldenen Flecken wollten aus dem Rähmchen brechen. Gerd sah es. Der Einfall packte ihn, dies Bild zu verstehen. Er stierte und bohrte mit flackernden, brennenden Blicken daran herum. Es ging besser zu lesen als die gedruckten Buchstaben. Aus den Farben, Balken und Würfeln schwingt eine Frau in einem orientalisch bunten Gewande einen Dolch, um ein nacktes Kind zu töten. Am Boden rechts im Mittelgrund liegt eine Flugmaschine.

Gerd wußte bestimmt, daß er sich nicht irre. Gerd unterschied deutlich ihr schwarzumhaartes ägyptisches Spitznasenprofil, wie es von der Tat ihrer Hände weggewendet auf der Schulter liegt, als wäre es dort mit einem Schraubstock hingedreht.

Gerd fand auch den erklärenden Gedanken und sogar die Worte für dies balkige, würfelhafte Farbengewühl: Gräfin Asseweeth in der Wollust ihres Kindermordes kurz vor ihrer Flucht vor der Gerechtigkeit.

Gerd sprang mit einem Stuhl bewaffnet rasend auf das Ungeheuer los. Da hörte er eine Stimme: Das ist deine Mutter! Er prallte zurück, kam zu sich und erkannte, daß er in den Wahnsinn habe stürzen wollen. Der Wirbel wich von ihm. Eine große Schwäche durchzitterte ihn. Er weinte; er preßte die Hände vor das Gesicht in Scham des Geschehenen und in Freude noch gesund zu sein; er weinte sich leise wieder in Verständigkeit hinein.

Er sah sich von neuem das Gemälde an. Er suchte Sinn, Ordnung und Farbenklang im Gemälde. Er fand nur Verrenkungen und Verstümmelungen: einen Akt der Lust an farbiger Grausamkeit. Es

tat ihm wohl, daß man dies daraus deuten konnte. Sein Irrsinn erschien ihm danach begreiflicher und menschlicher als der des Malers. Er lächelte. Er lächelte sich zur seelischen Festigkeit heran.

— — — — — — — — — — — — —

Graf Gerd saß darauf im Germaniakabarett an einem Tischlein mit weißer Fransendecke. Vor sich, im Eiskühler, hatte er eine Flasche Wein; er war entschlossen, sie nicht auszutrinken. Neben dem trübgrünen Halse der Weinflasche prunkten im hohen Kristallglase auf dünnen Stielen Treibhausorchideen in schwarzpurpurnen Helmen mit weißen, purpurn punktierten Lippen.

Kaum eine Hand hoch über einem altgoldfarbigen Teppich erhob sich ein kleines Podium. Es war mit schwarzem, etwas verschlissenem Samt überzogen. Eine weibliche Person in starken Formen, gefärbtem fuchsigen Haar und einem Seidenkleide aus bläulichem Lila stand darauf. Ein schwarz-weiß-rotes Rosettchen trug sie an der Bluse. Sie sang französische politische Zoten. Zwischen den Strophen erklärte sie, daß sie Französin wäre, aber die gegenwärtige Regierung Frankreichs hasse, erklärte es in Kehrreimen, die wieder auf die Hauptsache lenkten: auf Briand und seine Freundinnen.

Sie leierte die Strophen vor mit einem höhnischen Tonfalle, während die Zuhörer, die kaum acht auf die Reimereien gaben, lieber aus grünen Römern schlürften und sich mit aufgeputzten Dämchen anzügliche Worte zuwarfen.

Gerd erkannte eine Person, die er stumm wie eine Wachsfigur ein Buch lesend sich gegenüber im Eisenbahnabteil des Kölner D-Zuges gesehen hatte. Es war die stumme Begleiterin eines grau gekleideten Herrn mit blondem Bürstenlippenbart, feinem bleichen Gesicht und goldener Brille.

Das Wortgeleier hörte auf. Gerd sah die geschminkte Französin, die ihr Vaterland bespien hatte, mit verbissenen Gesichtszügen auf den grauen Herrn zugehen.

Es widerte ihn an. Erinnerung schlug über ihn her wie ein Vorwurf.

— — — — — — — — — — — — —

Er fand sich in Gedanken im Kölner D-Zug.

Draußen raste ein Orkan, der jedem, der ihm zusah, den beängstigenden Eindruck machte, als ob der Zug nur schneckenartig vorwärts kröche und halb umgeweht schief auf den Schienen liefe. Berge grauschmutziger Wolken mit Rändern von weißem Dampfe rollten tobend, das frühlingszartgrüne Land mit Nässe zerquetschend. Ein Fleckchen blauen, von der Sonne rot umhauchten weißen Wolkenhimmels öffnete sich einen Augenblick wie ein verweintes Auge. Regenschleier schleppte der Sturm peitschend über weite Laubwälder-

massen, die wie riesenhafte ausfließende und verwischende Tintenflecken aussahen. Nahe Baumgruppen griffen mit ihren Zweigen verzweifelnd ineinander. Auf üppig grünen, nassen Wiesen stand das prächtigste Vieh blödsinnig ratlos oder schlenderte mit verrenkten Gliedmaßen unsinnig hin und her. Einsame Gehöfte versteckten sich vergebens in Gebüschen wie in dicken Kleidern, deren Fetzen nach allen Richtungen flatterten. Ein graues Dämmerlicht schwelte mit fahlem gelben Widerscheine von weit her, als ob da eine Welt in Flammen zerberste.

Da war plötzlich der graue Herr mit dem Bürstenlippenbart, dem weichen Gesicht und der goldenen Brille aufgestanden. Er blickte durch die von den Regenruten gepeitschten Fensterscheiben in das urweltgraue Unwetter, tat den Mund auf und begann, sich zu Gerd wendend, wie ganz selbstverständlich: ‚O lieblicher, glückverstrahlender Himmelswonnemai! Die Dichter haben dich so mannigfach in lauterster Schönheit besungen, der Mensch vermag seit seiner Kindheit sich dich nur schön vorzustellen, als müßtest du nur schön sein und als sei es dein göttliches Gesetz. Täuschest du ihn und kommst du in der ungeheuren Drachengestalt des November, dann erfüllt sich unsere Seele mit Dämonen. Wir ahnen, daß alles nur ein Wandeln ist. Unsere Träume werden traurig.‘

Der Zug machte nach diesem Absatz einen Ruck, der graue Herr schnappte nach einem Halte, doch aus Ungeschicklichkeit griff er in die Luft und sackte auf seine stumme Begleiterin mit dem großen Brustumfang. Er tappste ihr dabei auf die Lackschuhe. Die Dame schrie ‚au‘, das u wie eine Katze lang ziehend. Das Buch, das sie las, entfiel ihr.

Mit ernster Miene hob Gerd es auf und reichte es ihr sehr höflich zurück. Dabei hatte er sehen können, daß es ein französischer Roman war. Ohne es zu wollen, ohne es als alleinige Beobachtung aufzunehmen, bemerkte er das. In seinen Gedanken beschäftigte er sich mit dem grauen, idealen Herrn, der trotz seines Alters und seiner Erziehung noch nicht zu wissen schien, daß man Gedanken mit Worten so anziehen muß wie Menschen mit Kleidern, und daß man gute Gedanken wie schöne Menschen ganz lächerlich ankleiden kann. Bei diesem Einfalle blickte Gerd durch die Regentrommelscheibe des vom Zugwinde gerüttelten Fensters, als ob ihn plötzlich draußen etwas sehr fessele. Er hintertrieb sich ein Lachen, indem er sich auf die Lippen biß.

Im Nebelgrau des Regens wälzte ein schwarzes Staubgeknäuel gegen den Zug heran. Ein schmales Schwefellicht glitt aus dem trüb gelben Schlitz einer gewitterschwarzen Wolkenwand auf das Staubgeknäuel hernieder. Ein roter Streifen und der hellblaue Umriß eines großen Menschen stachen hervor. Mehrere Menschen, ein

Klumpen von Menschen schoben sich mit dem Staubgeknäuel vorwärts. Menschen, die müde, zerschlagen, verdrückten Rückens leichte Hacken und Schüppen trugen, sich gegen die Winde stemmend wie gegen unsichtbare, auf sie niederwuchtende Balken. Sie schienen still zu stehen und marschierten doch. Es waren Gefangene auf dem Heimwege nach dem Lager. Der Zug raste vorbei. Eine Hand flatterte aus dem Trupp. War es das Greifen nach einem Gegenstande, den der Sturm fortriß? War es ein Gruß, eine Drohung?

Da erhob sich abermals die Stimme des grauen Herrn. Die weiche, wohllautende Stimme sagte: ‚Mit was für Träumen beladen schwenken diese Gefangenen gegen die Stürme ihres Schicksals? Es sind Träume an verlorene Paradiese! Träume von dem Garten ihrer Vergangenheit, von den Künsten ihrer Arbeit, Träume an einst gesichertes Wohlleben, an häusliches Glück; an Bräute, die wie ein aufspringendes Schloß vor dem Paradiese sind; an Frauen, die wie schwellende Früchte locken; an Kinder, die wie eine rosige Zukunft lächeln. Der Krieg zerblies diese Träume, die Wirklichkeiten waren, wie Schaumblasen. Seit drei Jahren sind diese Menschen Gefangene ihrer Träume, aber fern ihrer Heimat, ihrer Arbeit und ihrer Lieben.‘

Und die weiche Stimme des idealen Herrn füllte sich mit Pathos über andere Ausländer: über Finnen, Sibirier, Tataren, Ukrainer, Polen, Indier, Holländer, Belgier, die vorn in den Laufgängen der dritten Klasse mit ihren Säcken und Kasten aneinander säßen und keine Luft hätten. Alle wollten nichts wie in den Kriegswerkstätten Rheinlands und Westfalens arbeiten, etwas Brot verdienen, damit sie nicht verhungerten. In Wirklichkeit wären sie aber da, um auch verwandelt zu werden, Einflüssen zu unterliegen, denen des Leids und der Freude in deutschen Landen. Wie ihre Seelen, so würde auch die Seele deutscher Gefangener von der Säuernis des Krieges durchzogen. Der Krieg wäre eine Völkerwanderung, eine Völkergärung, woraus eine neue Welt entstünde. Wir erlebten eine Sündflut und müßten neues Land gewinnen.

So sprach der ideale Herr. Gerd hatte Mühe, ihn zu verstehen, denn es saßen noch zwei andere Herren im Abteil.

Diese beiden anderen Herren waren in Zigarrenqualm eingehüllt. Zwischen den dicken Lippen wippten ihnen lange, glühende braune Stengel, die sie auch beim Sprechen im Gesicht behielten. Ihre dicken, roten Gesichter hatten einen Schimmer strotzenden Wohlbehagens und einen Zug von Allmächtigkeit. Sie sprachen davon, daß sie Räder oder so etwas für Kanonen lieferten und daß sie daran seit zehn Monaten mehr verdient hätten als früher in Jahrzehnten an ihrer Weberei feiner Leinen- oder Seidenwaren. Sie waren vom Heeresdienst zurückgestellt, weil sie es verständen, den Krieg auf geniale Weise zu nehmen: als Geschäft. Das kostete sie keinen Tropfen Blutes

und keine Entbehrung. Sie erzeugten dadurch nur Gewinne, namentlich für das Reich, denn sie wären die Erhalter und Bereicherer des Staates. Ohne sie wäre jede Tapferkeit der Soldaten verpufft und deshalb unsinnig.

Ihr Gerede war wie ein Wettlauf. Jeder der zwei Kriegslieferanten sprach ohne Rücksicht auf die Worte des andern, sprach, rauchte, lachte und genoß die Lust, seine Ansicht über den Krieg einmal offen aussprechen zu dürfen. Vor ihrer unverschämten Dicke am Leibe und ihrer Allmächtigkeit im Blicke fühlte Gerd sich ganz beiseite gedrückt. Ihre Ansichten wollten ihn zermahlen. Sie waren übermenschlich. Ein richtiger Mensch konnte dagegen nicht ankommen. Führe auch einmal einer Krieg ohne Kanonen. Der Dümmste mußte dann einsehen, daß selbst Gott auf Seite der Kanone ist. Das war der stärkste Trumpf dieser Menschen. Damit warfen sie jeden Einwand einfach über den Haufen. Obschon Gerd keine Silbe mit ihnen gewechselt hatte, fühlte er sich in ihrer Gegenwart ausgesogen, weggeworfen, ohnmächtig.

Etwas einsam Flatterndes, sich Sehnendes, etwas Kaltes, nach Wärme Begieriges ließ Gerd auf die Worte des idealen Herrn hören, obschon er in seinem Schreibdeutsch einen Eindruck machte wie ein Witzbild. Gerd ertappte sich beim Mitleid mit ihm. Gern hätte er dieser Seele helfen mögen, zu Fleisch und Form zu kommen. Das Antlitz des grauen Herrn strahlte über vor Seelenvollheit: das tat wohl wie die Nähe eines lieben Menschen. Ein beglückender Hauch wehte Gerd an. Ein Seelenzauber war es. Durch unsere Schuld, durch unsere Herzlosigkeit, durch unsere Feigheit, oft auch Gleichgültigkeit, ist das eine irdische Seltenheit. Die Gelegenheit zu Seelenbekanntschaften ist häufig, wir verpassen dazu nur den ersten Anschluß, den Blick, den Handdruck, die richtige Betonung.

So dachte Gerd jetzt, um das Mißbehagen, das des grauen Herrn Idealismus in ihm zurückließ, zu verscheuchen. Gerd wollte niemals mehr einer Seele Anschluß verpassen: es wäre Diebstahl am eigenen Vermögen. Daher fing seine Seele an, in den Bahnen des idealen Herrn sich zu bewegen. Es war wie ein Flügelheben und -senken, sachte, scheu, sehr auf feinen Anstand bedacht, sehr besonnen, um nicht doch der Narr des Fremden zu werden, — ja sehr vorsichtig tastete Gerds Seele sich an den idealen Herrn heran. Aber schon das tat ihm wohl — so duftig wohl, obschon er jedesmal lächeln mußte, wenn der andere nur den Mund auftat. ‚Diese Gefangenen öffnen später deutschen Gedanken Strahlenwege.' — ‚Der Krieg ist eine Götterdämmerung.' Leise, zart und schwungvoll sprach er solche Worte. Sein welkendes Antlitz war feierlich ernst.

— — — — — — — — — — — — —

Nun traf Graf Gerd den idealen Herrn im Germaniaüberbrettl wieder. Er saß nicht weit von seiner starken Freundin, die ihrem Vaterland Unrat ins Gesicht geschmissen, die dabei gelächelt hatte, als hätte sie etwas Großes getan, und als verstände man diese Größe unter den deutschen Barbaren nicht. Er saß an einem weiß gedeckten Tischlein, und träumenden Auges sie immerfort ansehend schüttelte er sich vor Lachen. Er war der einzige, der ihr zuhörte und sie genoß. Es fielen Gerd von ihm die Worte ein: ‚Von Gegensätzen lebt man.' ‚Aha,' dachte er, ‚der ideale Herr nimmt seine Nahrung ein. Viele Blumen gedeihen nur, wenn man ihren Wurzeln recht viel Mist gibt.'

Gerd schluckte ein Glas Wein hinunter, wie um sich den Ekel wegzuspülen. Er verzog danach aber das Gesicht, nicht weil der Wein zu sauer schmeckte, sondern weil ihm das Gefühl keimender Freundschaft einfiel, das sein Herz dem idealen Herrn entgegengebracht hatte und das ihm so knospenaufschließend gewesen war.

Jetzt erblickte dieser Herr ihn. Er nickte unverschämt vertraut, als ob er annehme, Gerd hier auf eine ähnliche Freundin warten zu sehen, die wie jene war, deren Zoten er Beifall geklatscht hatte. Diese schamlose Annahme sicherte Gerd vor der größeren Kränkung, von ihm angeredet zu werden: ‚Ah, freut mich im Grunde, Sie hier zu finden, mein teuerster Freund, um der Gegensätze willen. Sie haben eine giftige Illusion von mir genommen.'

— — — — — — — — — — — — —

Jemand spielte dünn und prickelnd Geige. Die springenden Wogen der Unterhaltung verschlangen die Geigentöne stellenweise. Über öder Langeweile schlug die Gier nach dem Rausche der tausend betäubenden Lüfte heftig die Fittiche.

Gerds Gemüt war schwül vor der Aufgabe, die ihn in dieses Kabarett getrieben hatte.

Er lockte den ‚Ober' zu sich: ein Gesicht, grau, als wäre es bestaubt, zwei Augen, so klein und so ausdruckslos wie Glasaugen, graue Schleimaugen mit mattem Licht. Auf dem rosigen Langschädel eine dünne, pomadisierte Haarwelle. Diesen Schädel neigte er im Gespräch stets etwas vertraulich herab, selbst wenn nur vom Wetter die Rede war. Eine gebrechliche Gestalt in einem tadellosen Frack, dem man nur die Neuheit ansah. Er erzählte Gerd mit schlapper Stimme, die die Endsilben der Worte gern verschluckte, daß der Vortrag der Französin eine Attraktion wäre, ein Schlager, der einen pikanten Reiz hätte. Diese Französin wäre die geschiedene Frau eines französischen Abgeordneten und eine Spionin. Ihr Begleiter aber wäre der Vertrauensmann der deutschen Regierung und ihr beigesellt, um sie zu überwachen. ‚Ah, also nicht mal aus Liebe ist er

bei ihr?' meinte Gerd. ‚Liebe?' bemerkte der Ober und kniff sehr geringschätzig die bartlosen feingestrichelten Lippen zusammen. Er hielt diese Frage und den, der sie stellte, für unsagbar kindisch.

Gerd, der den Kellner auch für einen Kenner aller Lebeleute ansah, die im Hause verkehrten, fragte ihn, ob er schon lange hier Ober wäre. ‚Seit mehr als fünf Jahren; am vergangenen 15. Oktober wären es fünf gewesen.' Gerd versuchte, ihn nach der Gräfin von Asseweeth auszuhorchen. Er konnte seine starke Erregung nicht unterdrücken, sprach mit etwas bebender Stimme, dabei hastig, mit einem leichten Befehlstone. Der Ober verkniff wieder die Lippen, wußte aber auf einmal nichts Vertrauliches mehr. Die Wahrheit war, daß er nie den Namen Asseweeth nennen gehört hatte. Er gab seinem hechtgrauen Gesicht indessen den Anschein, als ob er nur so unwissend täte. Da zog Gerd einen Zwanzigmarkschein aus der inneren Westentasche. Er meinte, dieser würde die Zunge des Kellners lösen. Aber er hörte nur eine Stimme ein ‚Danke schön' verschlucken und gleich im Anschluß daran wieder von der französischen Spionin reden, die auch Gast im Großen Hauptquartiere wäre, einen Bruder als Hauptmann im französischen Generalstab hätte.... Es klang, als nähme der Kellner die 20 Mark als Trinkgeld für die Vertraulichkeiten über die dicke Französin.

Ungeduldig erinnerte ihn Gerd daran, daß er wissen möchte, wer der Eigentümer des Kabarettes sei, und als er verschiedene Namen hörte, deren Träger sich im Laufe der Zeiten alle in der Verwaltung gefolgt wären und sich alle dabei ein Vermögen erworben hätten, fragte er von neuem hart und bange nach dem Namen Asseweeth und legte, da der Ober ihn wieder wie ein Ochse anglotzte, dabei jedoch wie ein Schelm lächelte, abermals einen Papierschein auf den Tisch. ‚Danke sehr schön, Herr Graf,' sagte der Ober und kramte Geheimnisse über die berühmten Weibsbilder aus, die der Herr Graf heute abend hier antreffen könne.

Da Gerd mit seinem Titel angeredet worden war, glaubte er sich erkannt, ohne zu bedenken, daß der Ober nach Art vieler Kellner jedem, der ein reichliches Trinkgeld gab und den er für dümmer hielt als sich selbst, den Titel Graf verehrte. Gerds Scharfsinn trat zwar in Tätigkeit, doch in ganz falscher und selbstmörderischer Richtung. Mit steigender Qual dachte er, daß nur der ideale Herr ihn hier bekannt gemacht haben könne. Ihm hatte er sich bürgerlich mit Asseweeth vorgestellt. Aber wenn der Name Asseweeth in diesen Sälen geläufig war, dann wußte man auch, so berechnete er, daß es Grafen sind, die so heißen. Und wenn der Ober ihn mit Herr Graf anredete, so konnte das nur bedeuten: ‚Achtung, Sie sind hier erkannt, Herr Graf! Begnügen Sie sich damit, daß ich Ihnen dies für Ihr Trinkgeld verrate. Wenn ich Ihnen dazu noch etwas über die Frau

Gräfin Mutter verriete, so könnte mir das den Ruf meiner unbedingten Zuverlässigkeit kosten.' An dieses irrige, aber scharfsinnige Gespinst seines Verstandes glaubte Gerd bestimmt. Er wähnte, daß seine Mutter in diesem Hause herrsche wie auf ihren Besitzungen im Münsterlande. Er hatte das wirbelnde Gefühl des untergehenden Menschen. Er hielt krampfhaft an sich. Eine Ohnmacht nachtete heran. Darin aber koste ein sanftes, süßes Wehen, das von diesem trockenen Ober, der seine Mutter zu verraten nicht willens war, herrührte. Dankbar lächelte Gerd aus seinem vergrämten, aufgewühlten Jünglingsgesicht ihn an.

Der Ober verkniff wieder die Lippen. Es sollte ein verstecktes Lächeln sein über die vermeintliche Eitelkeit Gerds. ‚Wenn das nicht das dumme, patzige Wickelkind eines Kriegslieferanten ist, will ich nicht Fritze heißen,' dachte er voller Verachtung, nahm die halb geleerte Flasche Weines mit all seiner Kellnergrandezza vom Tisch und brachte Gerd eine neue, ohne daß dieser sie gefordert hätte.

— — — — — — — — — — — — —

Auf dem kleinen Podium stellte ein Mädel aus München mit einem italienischen Gesicht vor einem passenden Hintergrunde das lebende Bildnis der büßenden Magdalena dar. Den schönen, verderblichen und darum gehaßten Leib mit dem rauhen Fell eines Tieres behängt, gab sie das Bild eines strengen Malers aus den ersten Zeiten italienischer Kunst. ‚Wie gemalt,' seufzte eine Stimme. ‚Sie war sein Modell,' rief ein anderer.

Tobendes Klatschen; funkelnde Augen, die das Mädchen verschlingen.

Gerd erwachte wie aus einer Betäubung. Er tat sich Gewalt an, sich mit etwas außer ihm zu beschäftigen. Er heftete seine Blicke auf das Mädchen. Er war entsetzt.

Das Mädchen ist kaum 16 Jahre alt; es kennt nicht den lieben Gott, gewiß nicht den alten italienischen Maler und auch nicht im geringsten die Bedeutung des Gegenstandes, den darzustellen man sie gelehrt hat. Sie meint, es wäre eine Schelmerei und ein Mittel, ohne viel Anstrengung viel Geld zu verdienen. Sie glaubt inbrünstig, nur in ihrem Felle niederzuknien, den Kopf in ihre schwarzblauen Haarwellen zu verstecken, ihn nach der Saaldecke zu richten, um Männeraugen zum Glühen und — wenn sich's so machen läßt — daneben ein paar Mädchenaugen zum Weinen zu bringen. Dann lachen ihre Lippen ganz fein. Sie sehen aus wie ein Messerschnitt, woraus Blut quillt. Ihre Augen sind schön wie zwei braune Majolikaäpfelchen, die in einem türkisenblauen Schimmer schwimmen; etwas Freches und Unreines dunstet darüber.

Heiße Wogen von Holunderdüften kommen stoßweise und be-

täuben die Sinne; die Luft durchzittern gierige Blicke, die auf den schamlosen Augen, den Lippen und dem Halse der Magdalenadarstellerin herum weiden. Man fühlt dies Zittern; es ist die Schwüle einer Raubtierglut.

‚Das Mädchen weiß nicht, wie sehr es den lieben Gott beleidigt. Aber die anderen Menschen wissen es, müßten es wissen. Ich weiß es,' denkt Gerd. Er ist starr vor innerer Empörung. In ihm krümmt sich schmerzlich etwas vor Mitschuld, daß er das lästernde Bild anblickt, daß er die Mitmenschen offen daran sündigen lasse. . . . In ihm schreit die Ohnmacht, daß es unnütz und von der Polizei verboten sei, aufzustehen und ein bestimmtes Wort zu rufen, es schicke sich nicht. Er dreht sich laut von dem Bilde ab. Man lachte. Lachte man über ihn? Warum entfernte er sich nicht? Warum war er hergekommen?

In Scham und Verwirrung sann er vor sich auf das Glas, worin ein Restchen roten Weines wie ein Rubin lag.

Plötzlich faßte er in seine Brusttasche, worin zwei Zigarettentaschen steckten: eine glänzend silberne mit einer blauen Perle als Aufknipser und eine andere, weiche, aus Krokodilleder. Der silbernen Tasche bediente er sich in bekannter Gesellschaft, der anderen wie jetzt, wenn er sie unbeobachtet ziehen, öffnen und daraus langsam, langsam, als wäre er sehr ungeschickt, eine österreichische Zigarette nehmen und dabei so ganz heimlich ein unregelmäßiges, aber geistvolles, gütiges, überaus geliebtes Mädchenangesicht, dessen Bild diese Zigarettentasche enthält, betrachten kann. Unbekümmert um die Umgebung legte er es jetzt vor sich auf den Tisch, die Hand darumhaltend, als müßte er das Bild vor Angriffen schützen. So saß er da, die Blicke in den reinen Blicken Annis. Seine Seele verklärte sich in dieser Betrachtung. Weh-süß berührte ihn das. Es reinigte ihn, es läuterte, es stärkte ihn. Er konnte sich nicht genug darin tun.

Als er wieder aufblickte, vermochte er es an diesem Orte nicht mehr auszuhalten. Er wollte bezahlen. Er lauerte ungeduldig auf den Kellner, daß er ihn zu sich winken könne.

— — — — — — — — — — — — —

Es war in einem Saale, wovon der eine Teil eirund war und vier hohe Fenster links und rechts hatte. Vor den Fenstern hingen lange, dichte Samtvorhänge, grün wie frisches Gras. In der Mitte dazwischen stand das schwarze Podium. Auf der anderen Seite schob sich vor das Eirund eine gerade Wand, mit hellgrauem Leinen bespannt. Darauf hing rechts ein Bild weißer Balletttänzerinnen, links ein modernes buntes Gemälde von Vorstädterinnen auf dem Balle. Die Mitte der grauen Wand war durchbrochen. Darin standen zwei bronzene Säulen mit schwarzen Riffeln, den Bauch

wie geschwollen von der Schwere des mit nackten roten Bacchantenfiguren geschmückten tonbraunen Balkens. Hinter diesen Säulen räumte sich ein rosafarbener, kleiner Saal, ein weißes Büfett mit Schanktisch im Hintergrund, davor hohe weiße Schraubschemel mit grünseidenen Kissen. Auf einigen saßen bartlose Jünglinge im schwarzen Frack und tranken in Wolken bläulichen Zigarettenrauches aus blinkenden Gläsern rote, braune, gelbe Getränke.

Sie verulkten sich und lachten mit Damen, die bunt wie Schmetterlinge angezogen waren und sich auch danach hin und her bewegten. „Heute rot, morgen tot,' lallte einer im Singsang. Er saß abseits und wiegte den blonden, jungen Kopf, lachte dösig und trank und döste und lachte und zerrte an dem schwarz-weißen Bande seines Eisernen Kreuzes. Niemand beachtete ihn.

Neben dem Riesenbüfett befanden sich zwei weiße Türen mit glänzenden Messingbeschlägen. Im Augenblick, als Gerd den hergewinkten Ober auf sich zutreten sah, blickte er an ihm vorbei auf diese Türen und dachte: ‚Da durch geht es wahrscheinlich zu den Spielsälen.'

Jetzt öffnete sich die eine davon. Eine große Dame männlichen Wuchses in einem grauen Regenmantel, der offen war und ein resedafarbenes Kleid sehen ließ, trat herein, während sie vom Kopf einen grauen, mit vielen blauen Perlen besetzten Schleier abnestelte und gleichzeitig eine Handbrille nach den Augen führte. Überall neugierige Blicke hinwerfend, schritt sie auf dem schwarzen Teppich den bronzenen Säulen zu.

Als sie dort stand und durch die goldene Brille herrisch und neugierig den vor ihr liegenden Saal überblickte, sah Gerd sie.

Ein leiser Schrei.

Gerd war aufgesprungen, kreidebleich, eine Haarwelle über der Stirn. Mit glühenden Augen schaute er, als sähe er eine Vision. Seine Lippen bewegten sich, formten unhörbare Worte: ‚Das ist — das ist . . .'

Entsetzen lähmte ihm das Weiterdenken. ‚Das ist — das ist . . .'

Der Ober grinste.

Der Saal summte, rauschte, kicherte.

Gerds Lippen zitterten. Seine Kehle würgte: ‚Das ist . . .'

— — — — — — — — — — — — — —

War sie es wirklich?

Sie war es!

Ein unmöglich vorher zu sehendes, ein nie gewolltes, ein nie für möglich gehaltenes, ein unfaßbares Ereignis.

Wie war doch alles von ihr überlegt, auf mannigfache Erfahrungen eines langen Lebens natürlich aufgebaut. Wie sicher

war sie ihres Weges, als sie nach Köln fuhr. So sicher, weil sie vorher schon viel gefährlichere Wege gegangen war; schon Dinge klug und fest ausgeführt hatte, vor denen sie vorher gezittert hatte. Gar nicht daran gedacht hatte sie jetzt, daß ihre Fahrt nach Köln etwas Besonderes wäre. Sie wollte doch nur Aktien umsetzen lassen. Wie oft hatte sie das schon getan. Und nun wird daraus ein Skandal — etwas nicht mehr zu Berechnendes, ein Geschick, dem sie nicht entrinnen kann.

Immer hatte sie in Nüchternheit geurteilt und mit männlicher Vorsicht gehandelt.

Ist sie es wirklich, die an diesem Orte ihrem Sohne begegnet? Ist es nicht vielmehr ein ganz anderes Wesen in ihr? Eine fremde Seele, die in ihr plötzlich erwachte, die aus dem tiefen Dunkel hergekommen ist, wo die Träume wilden Blutes hausen; eine Seele, wie sie einmal vor vielen, vielen Jahrzehnten irgendeiner ihrer Vorfahren gehabt hat, abenteuerlich nach verbotenen Gelüsten begierig, einen feurigen Kuß von Augenblicksdauer höher schätzend als die Ruhe in der Ewigkeit. Wem geschah es nicht schon, daß er etwas tat, worin er sich nicht mehr erkannte? So seltsam fremd, so bedrückend, so zermalmend nachher; so einfach, so wie umloht vom sorglosesten Wollen vorher.

Auch der Gräfin war solch furchtbares Erlebnis schon vorgekommen; früher! Vor der nächsten neuen Handlung sank es in Vergessenheit wie die Zeit auf einer Uhr, die von dem Zeiger soeben laut klingend angezeigt wird und versinkt, sobald der Zeiger auf der nächsten Zeit haftet und nun diese hinaustönt. Aber jetzt? Jetzt klang es entsetzlich, klang es maßlos, endlos. Als ob es die Stunde ihres Todes wäre. Und das in dem rauschfrechen, wahnwitzigen Geflitter eines Kabaretts.

Seit zwei Tagen war sie in Köln. Sie hatte ihre bedeutenden Anteile an dem Hotelverein umgesetzt mit einem Erfolge, wovon ihre Bekannten sagten: daß er ihr die Treue hielte wie ihr Schatten. Sie hatte einen solchen Gewinn erzielt, daß sie davon nicht mehr eine Kapelle, sondern ein Waisenhaus auf den Namen ihres Sohnes als fromme Stiftung errichten wollte. Die Gräfin trug das Waisenhaus in allen Einzelheiten ausgedacht schon in ihrem rastlos arbeitenden Kopfe. Die Bahn war, so glaubte sie, jetzt auch frei für den Erntewagen ihres Gerd. Sie war in ruhiger, tiefer Stimmung. In den Augen glänzten ihr Strahlen des Glückes mit einem leichten Blinzeln, daß der größte Teil ihrer Zufriedenheit daher käme, weil sie das Leben zu nehmen verstände.

Großartig gab sie sich, wie stets, wenn sie ein Geschäft abgeschlossen hatte. Sie veranstaltete ein reichhaltiges Essen, wozu des Hotelvereins und der Bank Direktoren, sowie ihre Damen geladen

waren. Ihre Gastlichkeit war unter diesem fremden Dach ungezwungen vornehm wie zu Hause. Keinem ihrer Gäste blieb es im Bewußtsein, im Hotel zu sein. Wer im Anfang dies Bewußtsein hatte, verlor es im Verlaufe des Abends. Nur für sie selbst war es ein Reiz, ein Festessen in jenem Hotel zu geben, das früher ihr Miteigentum gewesen war, das ihre Tatkraft erst bedeutend gemacht, wovon sie jetzt den letzten Anteil aufgegeben hatte und das ihr Sohn so verabscheute. Wie das Wehen eines prickelnden Duftes war dies Bewußtsein um ihre Sinne. Sie belustigte sich daran, es machte sie übermütig. Der Wein mundete ihr wie selten. Sie sprach viel und rollte aus ihrem reichen Leben einige Bilder auf; sie waren voll und breit wie ein Hof in einer westfälischen Landschaft. Die Unwiderstehlichkeit ihres mächtigen Lebens umhauchte sie. Sie sprach auch so nebenbei von neuen Plänen, von ihrem Waisenhause, wofür sie viel Geld auf das nützlichste für ihr Ansehen anlegen werde. Bewunderung lag in kleinen, stillen Pausen, Neid in einem erzwungenen Lächeln und viel Schadenfreude in den Blicken, die auf ihre Kleidung gerichtet waren. An ihrem Anzuge schrie immer irgend etwas Geschmackloses. Diesmal war es ihre Turmfrisur, von den Damen Einschlagefrisur genannt, die ihr langes Habichtsprofil zu hager Ungeheurem verlängerte, was man aber wegen der Übertreibung nicht ernst nehmen konnte. So empfindlich sie sich sonst gegen eine unbedachtsame, kritische Äußerung auflehnte und namentlich Belustigungen über ihre Geschmackunsicherheit oft bitter nachtrug, weil sie überzeugt war, einen sehr guten Geschmack zu haben, diesen Abend antwortete sie auf alles, was ihr mißfiel, mit einer neuen Gabe aus ihrem Geiste; denn heute fühlte sie sich überreich.

Das verlieh dem kleinen Feste eine sich der Erinnerung einprägende Note. Es war etwas Durchrieselndes, Emporziehendes. Jeden von den nicht mehr jungen Gästen lockte es über Pläne zu sprechen, und sei es nur über den Erwerb eines neuen Pelzmantels für den Herbst, weil Pelze jetzt im Kriege besonders teuer und selten sind. Aber in der Brust sproßten Pläne, einerlei welche, und das war wie Jugend im alternden Herzen; so frühlingshaft.

Das hatte die Knüppelgräfin mit ihrem Gerede und ihren Blicken getan. Diese Frühlingsstrahlen aus blasierten Gesichtern flossen als Dank für ihre Großartigkeit an diesem Abend wieder in ihr Herz.

Schon keimten und wuchsen in ihr neue Pläne, die über den Bau des Waisenhauses hinausgingen. Und immer stimmte sie alles an. Sie glaubte mit ihrem Sohne tun zu können wie mit einem kleinen Kinde. So war sie innerlich voll vom Brausen der tausend Hoffnungen und Entschlüsse, alles für Gerd, doch nichts Gerd selbst überlassend. Selig ward sie getragen von Planungen.

Jeder ging von diesem Feste fort, beschwipst vom Lebensübermut mehr als vom Weine; sie aber hatte den stärksten Anteil daran. Und so stieg sie denn auch hinauf in ihre Zimmer wie in einen Himmel. Sie durchschritt dazu die große Diele des Hotels. Da hörte sie von fernher weiches Geigenjubilieren. Sie fragte, woher es komme. Als man ihr antwortete, das wäre Musik aus dem Germaniakabarett, da hatte sie den Einfall, sich auch das einmal anzusehen, nur eben die Tür zu öffnen. Sie mußte den Raum einmal sehen, wegen dessen ihr Sohn das größte Unheil über ihr Haupt heraufbeschwören wollte.

Wie meist, wenn sie etwas tun wollte, was sich für ehrbare Frauen nach den herrschenden Ansichten nicht paßte, hatte sie einen Anreiz, es trotzdem zu tun. Heute Abend in ihrem Siegesfrohsinn empfand sie dazu noch den süßen Kitzel, irgendwem dadurch ein Schnippchen zu schlagen. Dieses Kabarett und diese Spielsäle, wovon Gerd wähnte, sie gehörten ihr und sie wäre dort sozusagen die Wirtin, zum ersten Male zu betreten, nachdem sie den letzten Anteil am Gewinne des Vertriebes aufgegeben hatte, war wie ein Schabernack auf ihren blinden Sohn.

In dieser übermütig lockeren Stimmung betrat sie den Raum, führte sie die goldene Handbrille an die Augen, beguckte sie das Rosenzimmer, dachte sie mit neugierigem Erstaunen daran, was solch ein Raum mit Seidentapeten alles sein könne: ein bunter, lustiger Raum, in dem silbernes Menschengelächter schläft: ein Raum mit Wänden, worauf das Geglitzer sehnsüchtiger, verliebter Blicke ruht; auch das wehe Schimmern verweinter, verwirrter, wahnwitziger Blicke ist darunter. Ein seltener Raum, ein kostbarer Behälter von flammenden, überschäumenden Menschenherzen; auch zerbrochene sind darunter und ganz schlechte, ganz schlechte. Ein merkwürdiger Raum; er ist sogar die Ursache ihres Zerwürfnisses mit Gerd. Auf seinem Teppich, schwarz wie Rabenflügel, steht sie nun wie eine Siegerin gegen ihren Sohn. Hier in demselben Raume, der ihr Unglück bringen sollte, erwächst ihr Mutterglück von neuem. Was hat sie jetzt auch noch zu befürchten, jetzt, wo jedes Hindernis zum Herzen ihres Sohnes weggeräumt ist! Das ist wie ein Geschick, so voll von Ironie zu ihren Gunsten.

So scheint es der Knüppelgräfin. Sie ist so glücklich. Ihr Kopf ist schwer von Ansichten. Sie fühlt sich groß, als ob sie den Geist ihres Geschlechtes rauschen hörte.

Ähnlich war es ihr, als sie Schloß Habichtshorst wieder betrat. Habichtshorst ist ein Gebäude aus Rundtürmen der Ritterzeit, aus Giebeln der Renaissancezeit, aus Zimmern, Kapelle und Gärten der Barocke; ein altes Schloß, das sich mit jedem Jahrhundert verjüngte. Es gehörte den reichsunmittelbaren Grafen Freckenberg an, war im Besitze des Fürsten Lichtenwalde, kam dann

in den Besitz der Asseweeth, blieb darin nicht lange, kam im frühen Krache der Familie unter den Hammer; ein Bürgerlicher kaufte es sich, wie man sich ein schönes Stück Möbel auf einer Versteigerung kauft. Als das geschah, wollte die junge Gräfin vor Wut sterben. Damals kriegte sie die ersten Weinkrämpfe. Das war die Begleiterscheinung beim Erwachen ihres geschäftlichen Genies. Dann kam die Zeit, wo sie Schloß Habichtshorst wieder erwerben konnte. Neben viel Geld gehörte noch viel mehr Schlauheit dazu; so viel List! Endlich konnte sie ihren Einzug dort halten. Und da fühlte sie ebenfalls den Geist ihrer Rasse über sich.

Merkwürdig, daß sie jetzt daran dachte.

Aber sie war taumelnd voll von Ansichten. Dann flattert der Geist bald dahin, bald dorthin und nimmt sich nicht sehr in acht. Nur Bewegung, Flugbahn mit einem weiten Himmel darüber; das ist dann die Hauptsache. So schritt sie dahin und dorthin, und plötzlich stand sie zwischen den bronzenen Säulen. Sofort gewahrte sie ihren Sohn, als ob ein Magnet ihre Blicke gerade dahin gerissen hätte. Sie sah ihn zweifelnd aufspringen, erbleichen, zucken, nach einem Schrei ringen. . . .

Ströme, die man plötzlich umreißt und in die umgekehrte Richtung schleudert! Ein Durcheinanderstürzen, Niederbrechen, Wanken, Vergehen aller Dinge. Und doch sich halten, sich halten wollen um jeden Preis. Äußerlich ein Verfall. Arme, die flattern, Beine, die wanken. Ein Gesicht mit einem erwachenden Willen! Sich halten wollen um jeden Preis! Sich wehren!

Da flüstert jemand in der Nähe einem Bekannten zu: ‚Sieh dir das doch an, diese Puppe da. Sie begegnet einer alten Bekanntschaft. Sieh doch. Sie kriegt Krämpfe. Er will nichts von ihr wissen.‘

Wie rauschen diese geflüsterten Worte ihr durch den Sinn. Sie geben ihrem Willen neue Richtung.

Jemand spaßt mit ihr: ‚Ruhen Sie sich aus bei uns! Wir sind Liebhaber alter Geschichten.‘

Ein toller Gedanke kommt mit den offenen Armen eines Retters auf sie zu: Wie, wenn Gerd sähe, daß sie nicht mit ihm, sondern mit den Fremden da etwas hätte? Er würde nicht mehr glauben, seine Mutter vor sich zu haben. Wird er es für möglich halten, daß seine Mutter wie ein loses Frauenzimmer . . .? Er wird überzeugt sein, sich zu irren, eine Doppelgängerin vor sich zu sehen!

Grau war ihr Gesicht vor Not; jetzt lächelt es, spöttelt es. Arme winken. Ist es nicht, als ob sie schäkere: ‚Ich mache mir aus keinem Unglück etwas. Ich will niemand wieder erkennen.‘

Und sie lächelt nach dem Fremden: ‚Guten Abend! Es lebe das Leben!‘

So sieht es aus! Für die anderen, die das zufällig sehen. Und für ihn, ihren Gerd, ihr einziges Kind! Dafür ist es gemacht.

Das ist das einzige, was sie denkt und was sie will und um jeden Preis will. Das Wollen war kaum Bewußtsein, da hatte sie es vollbracht.

Sie nähert sich dem Fremden. Sie trägt den Kopf mit der Turmfrisur steil, stolz. Eine Rose nimmt sie vom Gürtel und wirft sie dem Fremden zu. Ihre Blicke zielen dabei aber nach ihrem Kinde.

Gerd hat eine große Abwesenheit im Gesichte. Diese Frau mit dem unmöglichen Haarturm, den er nie auf seiner Mutter Kopfe gesehen hat, diese Frau mit dem Benehmen einer Dirne, ist seine Mutter nicht. So konnte seine Mutter nie hier erscheinen, wenn es möglich wäre, daß sie hier erschiene. Es ist die Wahrheit selbst. Dieses erregte Gesicht hat ja wohl etwas Ähnlichkeit mit ihr, körperliche. Aber was will das heißen! Nichts täuscht mehr als äußerlicher Schein. Die Ähnlichkeit mit seiner Mutter ist bei der Dirne der letzte Schimmer früherer Anständigkeit und Reinheit. Er habe, so sagt er sich, eine Halluzination gehabt, als jenes Spottbild von seiner Mutter erschien. Er sei von seelischen Aufregungen erschöpft. Jetzt sei sein Körper ein Gefäß von Widerwillen und Abscheu. Wäre das Weibsbild seine Mutter, so würde er jetzt andere Gefühle haben.

Eine nagende Schlaffheit, eine heiße Müdigkeit, Züge von Ekel zerdrücken sein Gesicht. Ein hochmütiges, abweisendes Lächeln flüchtet von seinen fahlen Lippen.

Dieses abweisende Lächeln erhascht die Gräfin trotz des verschleiernden Dunstes der Zigaretten, die allenthalben schwelen. Zögernd bewegt sie sich auf die lauernden Fremden zu. Aber sie fühlt währenddessen das grausame Lächeln Gerds auf ihrem Gesichte wie Hände, die ihr allen Schein herunterreißen. Und da steigt der Wahn über sie: Mein Sohn hat mich doch erkannt! Er verachtet mich! Wie er jetzt hastig den Kellner bezahlt! Wie er den Rücken wendet und flieht! Er hat mich gerichtet. Gerd, Gerd!

Sie greift nach ihrem Kopfe, als wäre sie daran geschlagen worden. Sie taumelt gegen den dicken Herrn, der sie zu sich geladen hatte und der, sie schwanken sehend, aufspringt, ihr seine Hilfe zu bieten.

Durch die Berührung fremder Hände kommt sie wieder zu sich. Sie wehrt die weitere Hilfe ab. Sie will etwas sagen, aber sie röchelt nur. Sie schreitet, vom Oberkellner begleitet, ihn mehr mit-

ziehend als sich auf ihn stützend und doch noch wankend, aus dem Saale hinaus.

Ihre Gedanken schwirren wie Blitze. Sie möchte sich davor ducken, mehr als vor den Blicken, die sich auf sie heften.

‚Deine Liebe war Eitelkeit. Du hast das Kind nicht gerettet, du hast es verdorben. Dein Sohn wird dir nie mehr vertrauen. Er muß dich hassen, wenn nur ein Funken Ehre in ihm ist. Aber er flammt vor Ehre. Mein ganzes Leben schien mir eine Kette von großen Opfern und hervorragenden Handlungen. Lüge! Nur für die Zukunft tat ich alles. Ich verlor die Gegenwart. Nur für mein Geschlecht habe ich gearbeitet. Nie habe ich an die Seele meines Kindes gedacht, nicht dafür habe ich gekämpft. Gier nach Macht war mein Eifer. Geschlechterhochmut. Keine christliche Liebe. Meine Frömmigkeit war Übermut.‘

Sie schlägt sich mit Selbstanklagen. Ihren Hochmut jedoch vermag sie nicht klein zu kriegen.

Obschon sie taumelt vor Zorn über sich, trägt sie den Kopf wie eine Herrscherin, trägt sie das Gesicht verbissen trotzig über der Wüste ihres Herzens.

— — — — — — — — — — — — —

Graf Gerd war auf dem Wege in sein Hotel. Die kühle Nachtluft erfrischte ihn. Er freute sich an der befreienden Bewegung seiner Glieder. Die Regelmäßigkeit seiner Schritte tat ihm wohl. Sie sang in ihm wie eine Melodie.

Er ordnete seine Gedanken.

‚Was habe ich gewollt? Mich überzeugen, ob Herrn Mayers Mittel genügen! — Was habe ich getan? Ich habe zu meiner Schande versucht, meine Mutter auszuspähen. Und habe — Gott sei Dank! — nichts wie meine Unfähigkeit dazu erfahren. — Also genügt Mayers Mittel nicht? Nein! Warum bot er es mir an, da er doch wissen mußte, daß es unvollkommen wäre? Weil er nicht mehr in der Lage ist, die Lauterkeit der Herkunft unseres Vermögens in Frage zu stellen. — Warum kann er dies nicht mehr? Weil die Anwesenheit meiner Mutter in Köln, der plötzliche Verkauf ihrer Aktien zu dieser Zeit tiefere Bedeutung für ihn hat? Weil er nicht weiß, ob es mir recht ist, daß er mich über meine Schande aufklärt? Weil ein zarter Taktsinn in ihm aufgestiegen ist?‘

Und ohne mehr zu zaudern, entschloß Graf Gerd sich: ‚Herr Mayer soll weiter aufdecken, was er vermag!‘

Er fühlte es wie Atem neben sich, süß und rein. Oft hätte er sich umwenden, die Arme ausstrecken mögen: ‚Anni! Einmal kommt die Stunde, wo ich dies hinter mir und Klarheit vor mir habe. Das ist dann Freiheit für unsere Liebe und unsere Zukunft.‘

— — — — — — — — — — — — —

Vom Dome her warf ein Wasserspeier von seinen steinernen Flügeln Schatten auf den Mondscheinteppich. Es hatte den Anschein, als ob eine Riesenfledermaus aus steinernem Pfeilerwald in die Einsamkeit des märchenblauen Firmamentes zum geheimnisdunklen Fluge aufsteigen wolle.

Lokomotivenpfiffe von Zügen, die in schier unendlichen Reihen über Brücken nach den Kampfplätzen des großen Krieges rollten, schrillten wie in Not.

In ganz stillen Pausen verhallte das uralte, ewige Rauschen des Rheinstromes.

10. Kapitel.

Fronleichnamstag.

Am Nachmittag vor dem Fronleichnamsfeste saß Heinz Potthoff mit seinem Kollegen Piel vom städtischen Gymnasium in der Laube seines Gartens. Das war zwei Tage nach den Kölner Ereignissen.

Piel war ein gedrungener Mann mit einem braunen, vollen Gesichte, grauen Augen und schwarzem Pelzhaar auf dem Kopfe. Er hatte Laute gespielt und hielt das alte, schöne Instrument mit den roten, blauen und grünen Seidenbändern noch im linken Arme. Hochaufgerichtet sprach er von der neuen Welt, die aus der jetzigen hervorgehen müsse. Er redete flammend von dem neuen Völkerbunde der Eintracht, von dem höchsten Gerichtshofe, vor dem die Streitigkeiten der Völker geschlichtet und ihre Vergehen gerichtet würden, wie es jetzt mit den Privatpersonen und den juristischen Personen der großen Erwerbsgesellschaften bereits geschähe. Er entwickelte seine geschichtlichen und seelischen Gründe und unterstrich sie mit weiten Gebärden der rechten Hand; er hielt einen Vortrag.

Die hohe Laube war von der lebenshungrigen Süßbohne, dem duftigen Schmetterlingsblütner, üppig umrankt. Mit ihren Blüten, großen Traubendolden, schmückte sie die Laube mit einem einzigen lilabläulichen Kleide. Durch ein Loch im Gerankwerk an der Decke stieg Sonnenlicht, auf einer Dunstleiter leuchtend und wirbelnd bis auf eine silberne Teekanne, sie goldig umspielend. Die Tischdecke schnitt in den lilagrauen Lichtdunst ein blaues Farbenviereck. Das braune Gesicht des Professors Piel glänzte rötlich. Seine grauen Augen schimmerten weiße Lichter aus.

In seiner Rede war er jetzt bei der Erneuerung der Monarchie durch die Ausführung des Völkerbundideales. Seine Gebärden wurden größer. Er begeisterte sich mehr und mehr. Mit den Fingern der linken Hand zupfte er unbewußt an den Saiten der Laute und warf abermals eine gewaltige Gebärde des Völkerglücks in den Lichtdunst. Er stieß dabei an ein warmes Vogelnest, worin Junge sich

aneinander drängten. Die Mutter flatterte mit ängstlichem Geschrille auf. Professor Piel redete weiter über den Ruhm, den Kaiser Wilhelm sich noch durch die Ausführung des Völkerbundgedankens erwerben könne. Das Geflatter und Geschrei der Vogelmutter vernahm er nicht.

Heinz Potthoff auch nicht. Sein bleiches Gesicht leuchtete wie vom inneren Licht erhellt unendlich weich aus eingezogenen Schultern. Seine zarten, grün geäderten Hände lagen auf dem blauen Viereck um den seidig glänzenden blonden Bart. Er hörte zu, machte in seiner vorsichtigen Denkungsweise Einwände und war froh, wenn diese ihm von Piel glättend widerlegt wurden, da er dann innerlich noch etwas fester als bisher an das hehre, liebe Zukunftsbild glauben konnte.

Graues Licht verstaubte. In den Winkeln und an den Wänden verdichtete es sich zu lilabläulichen Schatten. Das blaue Viereck der Tischdecke, das silberne Teegeschirr, das weiße Porzellan der Tassen mit den Sonnengoldflecken färbten und erheiterten das Lichtdämmern. Weich umkoste dieses Farbengespinst die zwei Männerköpfe, strich jede Härte von ihnen hinweg und ließ ihre Angesichter in einer Schönheit wie aus überhauchtem Spiegel auftauchen.

Schritte zerrissen plötzlich das Gefühlsgewebe der Gemeinschaft. Potthoffs Haushälterin rief einen Namen. Bestürzung glitt über Potthoffs blasses Antlitz. ‚Es ist Frau Sturm,‘ füsterte er zu Piel hin. ‚Die arme Frau! Schon über zwei Jahre ist ihr Mann jetzt tot. Da sie kein Vermögen hat und keine Rente erhält, hat sie sich eine Arbeitsstelle suchen müssen. Sie ist als Maschinenschreiberin auf einer Militärschreibstube. Sie gehört nicht mehr zu ihrem Stande; sie hat nicht die frühere geistige Erholung. Sie hat auch kein Kind, sie hat nur ihre Schreibmaschinenarbeit. Von Zeit zu Zeit kommt sie zu mir.‘ — ‚Kommt auch zu mir,‘ gestand Piel langsam. ‚Sie trauert noch,‘ schloß Potthoff, ‚ich will sie herholen.‘

Piel nickte. Auch er hatte gestutzt. Ein kalter Luftzug schien geweht zu haben. Ein nüchterner, staubiger Schatten schien die Laube zu verdüstern. Lilablütenblätter lagen mit braungelben Spitzen verwelkend auf der Tischdecke, auf Untertassen und Topfdeckeichen. In der Luft summte es unruhig. Hitze schwadete herein. Es war drückend. Der Duft der Süßbohnendolden wurde unerträglich.

Ein jäh geflüsterter Name verwandelte die Stimmung Piels. Er dachte an Frau Sturm und ihren jungen, zukunftsreichen Mann, der als Flieger in Italien gefallen war. Damit erinnerte er sich auch seines Vaters, den er im letzten Jahre verloren hatte. Der war ihm viel gewesen, der hatte seiner Seele Reich bauen helfen. Piel verstand gut, daß Frau Sturm um ihren Gatten trauerte, als wäre er gestern von ihr gegangen.

Die Toten! — Wenn ein lieber Mensch das Leben verläßt, wird er unserer Liebe ganz geschenkt. In der Stube, wo er sich am häufigsten aufhielt, dürfen wir nichts verändern. Es ist, als ob er noch gegenwärtig wäre. Wenn wir ein Stück Möbel, ein Bild, einen Schrank daraus verschleppen, verschenken oder verkaufen, ist es, als ob er ausriefe: Dieb, Dieb! Ein Lichtbild, das ihn darstellt, rührt uns zu Tränen. Des Abends im Dämmern streifen wir seinen Atem. Des Morgens gähnt uns eine Leere an, als hätte er uns gerade verlassen. Des Nachts ist er am nächsten bei uns. All seine Gaben enthüllt er uns dann. Wir staunen, was für einen seelenreichen Freund und Geliebten wir an ihm besaßen.

Die Toten leben. Gegenwärtig und daseinsmächtig sind sie.

Frau Sturm trat in tiefer Trauer ein. Sie erblickte Professor Piel, der die Backe am Knauf seiner Laute gelehnt dasaß und sann.

‚Oh,' rief sie im leisen Erschrecken. ‚Ich meinte Emil zu sehen. Ganz so, wie Herr Professor Piel sich an die Laute lehnte. . . .' Ihre Augen feuchteten sich.

‚Das tut Ihnen weh?' begann Professor Piel. Sein Gesicht wurde lebendig. ‚Das sollte Ihnen nicht weh tun, liebe Frau Sturm.'

Leise, geheimnisvoll, in steigender Wärme fuhr er fort: ‚Die Toten! Ja, die Toten! Wenn ein lieber Mensch stirbt, wird er unserer Liebe erst ganz geschenkt. All seine Gaben enthüllt er uns. Keiner war so besorgt um uns wie er; keiner so nachsichtig. Alles war schön, kräftig, lebensvoll an ihm, so merkwürdig über alles Gewöhnliche hinaus. Im Gang eines fremden Menschen erkennen wir seinen Gang mit solcher Sicherheit wieder, daß unser Herz stockt und wir uns fragen: Ist er es selbst? Im Lautenspiel eines anderen ahnen wir den hinreißenden Schwung seiner Kunstfertigkeit. Unvergeßlich ist er. Seine Tugenden beschämen unsere Nachlässigkeit. In seiner Helle finden wir an uns tausend Fehler und Böswilligkeiten. Wir eifern ihm nach. Wird er das, was ich denke, klar und ehrlich genug finden, wird er meine Arbeiten vollendet genug, meinen Verkehr mit anderen milde genug finden? Er meistert unsere Seele; er erzieht und bildet uns zu seiner Stärke. Im Gedanken an ihn sind wir besser als früher. Mit dem Schimmer des Totenreiches, wo nur die Liebe herrscht, schweben wir durch das haßerfüllte, ichsüchtige, grausame Dasein auf der Erde. Ihre Trauer um Ihren verstorbenen Mann ist ein Zeichen, daß er lebt. Freuen Sie sich!'

Mit seiner schwachen, beschlagenen Stimme jubelte Heinz Potthoff. ‚O wie sehr ist mir das aus dem Herzen gesprochen, lieber Piel. Es leben die Toten! Nun ein Ständchen für Frau Sturm. Sie mit der Laute, ich mit der Flöte. Vorwärts! Aus Mozarts

Zauberflöte. Zweiter Aufzug — du weißt, das Glück .... Frau Sturm wird aufblühen wie damals, als sie zum ersten Male ihren Mann liebte. Frau Sturm geben Sie acht!'

Frau Sturm saß da wie gefangen von den Worten der beiden Männer. Sie horchte auf das merkwürdige Konzert, horchte auf mit dem leichtgeöffneten, wehen Munde, staunte mit den ernsten Augen.

Professor Piel hatte den großen Schwung im Lautengezupfe. Er saß auf dem Stuhle. Das Vogelweibchen hockte ruhig bei den Jungen und lauschte wie Frau Sturm.

Heinz Potthoff stand etwas abseits, etwas für sich, etwas im lilabläulichen Lichtstaube. Er lockte aus der Flöte seine klangreinsten Töne. Unermüdlich war er. Im Gesichte wurde es ihm heiß. Eine goldene Wespe zog drohende Kreise um seinen Kopf. Er spielte unverwirrt weiter. In weihevollster Haltung hielt er die Flöte. Seine Blicke brachen vor der Seligkeit seines Willens, Freude um sich zu verbreiten. Die Wespe zog um seinen still gehaltenen Kopf goldene Kreise. Es war wie ein Heiligenschein.

Frau Sturm schlug ihren Trauerschleier zurück. Sie lächelte im Glücke, von den Freunden ihres toten Mannes so geliebt zu werden. Solchen Trost, wie hier in dieser Laube, fand sie noch nirgendwo. Ihr Gesicht glühte wie eine aufgesprungene Rosenknospe.

Die beiden Männer sahen es, ohne es zu zeigen. Ihr Spiel ward ein Schmelzen, ein Schweben, Fliegen in Strömen reinster Melodie.

Da guckt Heinz Potthoff zufällig durch den Laubeneingang. Jäh brach er das Spiel ab. In dem weißen Fensterrahmen seines Arbeitszimmers sah er die Gräfin Asseweeth vor dem Dunkel des Hintergrundes mit bleichem Gesichte stehen, starr und ernst.

— — — — — — — — — — — — —

Er eilte, sie zu begrüßen.

Die Frau Gräfin betrachtete die Wände in Potthoffs Arbeitszimmer. Ihr Wachtelhund, Sultan, tat es mit ihr. Die vielen Lichtbilder, Zeichnungen und Aquarelle, die in passenden Rähmchen auf der grün, blau und rosenrot blumigen Tapete hingen, stellten alte, jetzt abgerissene Gebäude und Gärten mit barocken, jetzt verschwundenen Lusthäuschen aus der Vergangenheit der Vaterstadt dar. Dr. Potthoff trat bestürzt ein, eine Entschuldigung auf den Lippen, daß seine Haushälterin ausgegangen, wohl irgendwo in einer Schlangenlinie stehe, und auf eine Brot-, Fleisch- oder andere Karte warte. Die Frau Gräfin ließ ihn nicht zu Worte kommen. Mit einem Nicken ihres Kopfes begrüßte sie ihn, setzte sich und lud ihn ein, sich ihr gegenüber ebenfalls niederzulassen. Sultan legte sich ihr vor die Füße.

Heinz Potthoff, der innerlich noch vom Zusammensein mit seinen Freunden glühte, wurde ernüchtert.

Die Gräfin empfing ihn, als wäre sie hier bei sich zu Hause und nicht als Besucherin bei ihm, sondern er als Besucher bei ihr. Auch fragte sie mit keinem Wörtlein, ob sie störe, ob sie ihn nicht seinen Freunden entrisse. Sie verfügte über ihn.

Das knickte Potthoff. Die Frau Gräfin tat es aber so selbstverständlich, so gnädig entgegenkommend, daß ihm nichts einfiel, womit er sein Mißbehagen gebührend hätte ausdrücken können. Mit dem einen Ohre horchte er auf das Lautengezupfe, das draußen in der Laube Professor Piel wieder aufgenommen hatte, mit dem anderen Ohre zwang er sich höflich zur Aufmerksamkeit gegen die Mutter seines geliebtesten Schülers.

Die Frau Gräfin erzählte Heinz Potthoff in großen Gedankenzügen und harter Gefühlsknappheit den Zwist mit ihrem Sohne.

Es währte eine Weile, bevor Dr. Potthoff begriff, daß es sich um einen Gewissensaufruhr seines Gerd handelte. Und da empfand er zuerst nur ein wüstes Weh, daß er nicht schon viel früher etwas von Gerds Zweifeln erfahren, daß Gerd ihm so garnichts davon anvertraut habe. Der eigene Schmerz mißachteter Zuneigung wich vor der steigenden Ahnung seelischer Zerrissenheit und schmerzlicher Verschlossenheit, worin Gerd sich befinden mußte. Sein Mitgefühl, seine Freundschaft, spannten die Flügel seiner Einbildung. Er sah einen gänzlich zerrütteten, schwankenden, jungen Menschen vor sich, den nur ein quälender Stolz in Schmerzen aufrecht hielt. Seine Augen weiteten sich vor Sehnsucht, mehr des bitteren Leidens zu empfangen. Seine blassen, dünnen Lippen über dem starr herabhängenden Blondbarte öffneten sich im schmerzlichen Zuge leicht, wie trinkend. Das lustige Lautengezupfe verhallte ungehört. Jetzt war ihm die Frau Gräfin eine Köstlichkeit; denn sie erzählte ihm schwere Geheimnisse von dem ihm nächsten Menschen auf der Welt.

Sie schloß: „Ich weiß nicht, wie Gerd zu jener Zeit nach Köln und gerade in das Germaniahotel kommen konnte. Wenn er mir nicht begegnet wäre, hätte ich ganz andere Zukunftswege vor mir gehabt, ganz andere. . . . Ich will nicht wieder an diese Frage rühren. Ich nehme an, daß Gerd von einem Freunde, der die Wirklichkeit nicht ganz abzumessen verstand, aus Liebe und aus falsch verstandener Pflicht über seine Eltern in etwa aufgeklärt wurde.‘

‚Meinen Sie mich?‘ stammelte der unglückliche Potthoff entsetzt.

‚Ich will weiter nicht daran rühren, denn es ist geschehen. Ich will nicht wissen, was Sie, Herr Doktor, mit der einfältigen Frau Stiene verhandelt haben am Tage, als Gerd plötzlich nach Uhlenbrock geritten kam.‘

‚Ich,‘ rief Heinz Potthoff ganz fassungslos, und riß die Augen auf, als erblickte er Geister.

‚Ja, Sie, lieber Herr Doktor.‘ Die Gräfin lächelte mitleidig, daß der Doktor so überrascht war, seinen Verkehr mit Frau Stiene von ihr aufgedeckt zu sehen. Bestimmt fuhr sie fort: ‚Vorher war nämlich Frau Stiene außergewöhnlich erschüttert. Sei dem, wie ihm wolle; mag mich auch selbst die bisher ergebene Stiene am Ende, wo es um das Höchste geht, enttäuscht und wider mich gehandelt haben. Sie ist alt. Es läßt sich auch nicht mehr ändern. Ich will es gänzlich vergessen. Dasselbe Pflichtgefühl, das Gerd unabsichtlich schadete, kann ihm nützen, wenn es richtig gelenkt ist.‘

‚Aber,‘ stotterte Potthoff und wollte sich gegen den Irrtum des ihn schwer drückenden Verdachtes verteidigen.

‚Es würde uns ablenken, lieber Herr Doktor,‘ versetzte sie liebenswürdig. ‚Auch bedarf es einer Entschuldigung nicht. Ich gebe Ihnen Gelegenheit zu einer Tat, womit Sie alles wieder gut machen und mich zu tiefster Dankbarkeit verpflichten können.‘

In Potthoffs treuen Augen flammte es heftig. Sein schmaler Körper zuckte in den Gelenken. Doch schon senkte er die rötlich weißen Lider in schreckhafter Sammlung. Er neigte das blasse Gesicht. Sein Kopf sank zwischen die spitzen Schultern.

‚Hier habe ich,‘ sprach die Frau Gräfin weiter, als ob sie nichts mehr an Heinz Potthoff bemerke, ‚ein Bündel Papiere.‘

Sie legte ein vielfach versiegeltes Paketchen auf eines der Bücher, deren viele, sauber geordnet, Potthoffs Arbeitstisch an allen Ecken und Enden bedeckten.

‚In dem Paketchen sind Verträge enthalten, die die Herkunft meines Vermögens beweisen. Außerdem ist eine Aufklärung dabei. Die Erklärung ist von mir. Diese Nacht habe ich sie geschrieben. Sie enthält die Rechtfertigung meiner Unternehmungen. Männer, die höher gestellt waren als ich, inländische und ausländische Fürsten, die sich der Freundschaft unseres Kaisers erfreuten, haben ihr ungeheures Vermögen auf dieselbe Weise erworben wie ich. Ich glaube sogar, daß keine bedeutenden Unternehmungen unserer Zeit gerechtsamer geplant und ausgeführt worden sind. Jedenfalls hatten die wenigsten Unternehmer erst den Ansporn, die eigene Familie vor dem Ruine zu retten. Trotzdem verloren sie die Achtung und die Freundschaft hoher Persönlichkeiten des Reiches und der Kirche nur erst durch den Tod oder durch den Krieg. In meiner Erklärung führe ich dies weiter aus. Ich zeige Gerd, wie das Leben ist, wie man arbeiten muß, wenn man nicht zerdrückt werden will. Jeder Mensch handelt nach seinem Können und Müssen. Menschen, die keine Nahrungssorgen haben, kommen kaum in Versuchung, zu stehlen. Sie verstehen den Diebstahl Armer nicht. Und so sind viele Menschen tugendhaft, weil sie keine Gelegenheit haben, das Gegenteil zu sein. Wer

Heiligkeit begehrt, ins Kloster geht, tut es meist aus Leidenschaft, also auch aus Können und Müssen heraus. Alles Echte ist eben Natur. Läßt der Mensch sich zu sehr hinreißen, gegen die Sittenlehre zu handeln, dann sündigt er. Er wird dafür büßen müssen. Jeder kommt an die Reihe. Ich tat nie wissentlich unrecht. Und was unwissentlich durch meine Unternehmungen geschehen sein mag, habe ich wieder gut zu machen versucht durch die viele segnende, aufwärts helfende Arbeit, die ich den Menschen verschaffte, durch das Wohlhaben, wozu ich ihnen verhalf und auch durch Unterstützungen, die Menschen wieder auf rechte Wege brachten. Gerd versteht von dem Zusammenhange dieser Dinge nichts. Er ist noch zu jung; er hat einen zu schönen, zu kindlichen Idealismus. Vielleicht ist er dabei noch nervös, krank. Armes Kind! Es ist unmöglich, ihn zu bekehren. Er wird nie mehr Vertrauen zu mir haben. Er wird mich nicht mehr lieben können. Erst muß er eine Tat von mir sehen. Die muß ihm das Blendwerk von den Augen reißen. Ich habe auf alle meine Rechte verzichtet, zu seinen Gunsten. Alles, was ich besitze, ist ihm verschrieben. Ich besitze nichts mehr. Mein Sohn mag als der Erbe mit dem Erbe wirtschaften. Wenn ich nicht mehr bei ihm bin, wird er mich wohl erkennen, nach und nach. Er wird mich rechtfertigen wollen. Dann ist der Augenblick gekommen, wo Sie, Herr Doktor, ihm diese Papiere überreichen können. Dann wird ihn das gewiß erfreuen. Durch meine Abwesenheit, Verschollenheit, Verstorbenheit wird er mich dann vielleicht schätzen, achten — lieben —. Nein, nicht vielleicht! Er wird mir bestimmt gerecht werden. Er wird mit Leidenschaft erfahren, was unerfüllte, späte Kindesliebe ist.'

Sie schwieg. Sie schaute befremdend auf Dr. Potthoff. Dieser sah aus, als ob er schliefe. Er stand unter einem furchtbaren Eindruck. Ungeheuerlichkeiten dehnten sich in ihm, und er konnte sie nicht erfassen. Er sah vor seinem geistigen Auge seinen geliebten Gerd in jugendlich schöner Sehnsucht einem Engel nachschreiten. Auf himmlischen Fittichen schwebte dieser ihm voran nach einem paradiesischen Lande. Gerd hat in seinen strahlenden Augen nur die zielweisende liebliche Gebärde des Engels. Deshalb sieht er nicht einen tiefen, breiten Schlund, der vor seinen Füßen aufgerissen gähnt. Noch einen Schritt, und Gerd ist verloren.

Dr. Potthoff hörte auf die Frau Gräfin und sah Gerd. Da die Frau Gräfin schwieg und immer noch schwieg, sagte er zaghaft: ‚Sie wollen ihn wahrhaftig verlassen?'

Erstaunt fragte die Gräfin: ‚Haben Sie mich denn nicht verstanden, Herr Doktor?'

‚Doch,' erwiderte dieser und schaute wie in großer Scham vor sich. ‚Aber es ist nicht möglich,' stotterte er, ‚so ist es nicht möglich. Es ist sein Unglück.'

‚Es ist sein Heil, sage ich.'

‚Ich bin mir ganz klar darüber,‘ klang es leise und unsicher mit beschlagener Stimme zurück. Heinz Potthoff brachte heraus, was er wollte. Er ließ sich durch keine Scheu und auch nicht durch das Empfinden, es mit ungeheuerlichen Dingen zu tun zu haben, ablenken. ‚Wenn Frau Gräfin fortgehen und Gerd zurücklassen, ohne ihn aufgeklärt zu haben, so wird er überzeugt sein, daß sein schlimmster Verdacht gerechtfertigt sei. Er ist imstande, sich der Verzweiflung hinzugeben.‘

‚Ein Assewecth tut das nie.‘

‚Er wird jede Liebe zu seinen Eltern in sich ausrotten. Er wird vielleicht seinem unglücklichen Herrn Vater nachgeraten und schlimme Gewohnheiten annehmen, die ihn quälen, aber auch trösten werden. Das meinte ich mit Verzweiflung. Frau Gräfin können doch das nicht wollen.‘

‚Er muß hindurch. Ich habe Vertrauen. Er kommt nicht auf meinen unseligen Mann hinaus.‘

‚Gerd ist noch krank von der Front her. Ich weiß nicht, was geschieht. Ich sehe kein Ende. Ich kenne ihn auch. Eine glühende Liebe verbirgt er hinter seiner Kühle aus Furcht, nicht genügend Gegenliebe zu finden. Er verzehrt sich so nach Haus und Mutter, daß er mich vernachlässigt, seitdem er hier ist. Wir sind nur mehr Freunde aus Erinnerung. Ach, das sind so schwere, unergründliche Dinge.... Ich glaube, seine Liebe zur Komtesse von Spiegelberg kommt auch erst nach der Liebe zu seiner Mutter.‘

Gebrochene, wehe Worte, scheu wie ein Bekenntnis. Lind wie eine Liebkosung sind sie für die Gräfin, die ahnt, aus welch heimlicher Bitternis und verborgener Eifersucht sie stammen. Sie ist bestürzt vor der Seligkeit neu aufschießenden Mutterstolzes. Sie errötet und strahlt. Aber ihr Wille ist noch viel mächtiger. Rauh fragt sie nur: ‚Und was kann ich denn anders tun?‘

So trotzig dies klingt, für Heinz Potthoffs Ohren ist es ein hoffnungsvolles Wort.

‚Ihm alles sagen,‘ bittet er überströmend.

‚Er wird mir Lügen vorwerfen, denn er versteht kein menschliches Herz. Ein Herz ist voll Glauben und Zweifel, voll Wollen und Versagen, voll Klarheiten und Dunkelheiten. Mein Kind glaubt immer noch, ein Herz müsse nur eines ganz sein. Meine Widersprüche wird er zu Verbrechen machen. Lügnerin wird er mich heißen. Ohne jede Scham! Das ist es ja! Ich kann es ihm nicht widerlegen! Oh . . . Aber das Leben kann es. Auch nicht in einer Stunde! Viele harte Jahre können es aber.‘

‚Nicht Erfahrung gilt hier, sondern Vertrauen.‘

‚Glauben Sie, daß ich nicht alles versuchte . . .?‘

Sie läßt den Schluß des Gedankens düster unausgesprochen.

‚Sagen Sie ihm, Frau Gräfin, daß Sie irrten, daß Sie fehlten . . .'

‚Das wäre gegen meine Überzeugung. Ich handelte nach den Verhältnissen. Ich handelte als Mutter. Aus Liebe tat ich es.'

Es war wie ein Stöhnen, ein unterdrückter Schrei.

Sie erhob sich. Sultan sprang auf und staunte. Sie ging heftig auf und ab. Sie war empört auf sich, auf ihren Sohn und diesen seinen zähen, seltsamen Freund und Erzieher. Sultan rekelte sich und knurrte.

Hartnäckig in all seiner zitternden Verlegenheit, getrieben von einem feurigen Gefühl, ließ Heinz Potthoff nicht nach. Er sagte, und seine wässerigen Augen glänzten: ‚Ihre Flucht, Frau Gräfin, ist für ihn, muß für ihn wie ein Geständnis der Schuld . . .'

‚Schweigen Sie . . .!'

‚Es wirkt wie eine Feigheit auf ihn.'

Drohend steht sie vor dem mageren, schwindsüchtigen Manne, dessen Augen sie fanatisch anglühen.

‚Es würde ihn erlösen, wenn Sie sich ihm anvertrauen könnten. Ihr Verzicht auf all Ihre Reichtümer ist keine Reue, ist keine Buße . . .'

‚Sagte ich nicht schon, daß ich kein Eigentum mitnehmen will, nicht mal ein überflüssiges Kleid . . .'

‚So groß ist die Absage an Ihr Besitztum! Wenn Sie gerade so ihm alles gestehen könnten! Nur ihm sagen könnten, was Sie mir anvertraut haben. Ach, er würde mit Ihnen, Frau Gräfin, in die größte Armut gehen, in die niedrigste Arbeit.'

‚Ich will nicht, daß Sie so sprechen . . .'

‚Das wäre dann keine Schande, das wäre wahrhaftige Reue! Ja das wäre Demut. Das wäre Liebe. O wie ich ihn kenne! Darin würde Gerd stark sein.'

‚Sie sind ein Tor, Doktor! Sie glauben, ein heiliger Unsinn könne das Leben fortpflanzen, das Leben vergrößern. Sie wagen anzunehmen, daß Gerd all sein Gut unter den Hammer bringen könnte. Sie glauben, Gerd müßte in Armut leben, um sich adelig zu fühlen. Alle Welt würde ihn mit Recht für verrückt halten. Sie haben ihm den Kopf verdreht mit Ihren sozialistisch christlichen Ansichten. Sie wissen noch nicht mal, daß jeder Grundsatz anders gelebt wie gedacht wird. Selbst die Tugendhaftigkeit eines heilig Veranlagten geht durch tausend Unvollkommenheiten. Mönchesnaturen, die verkaufen Hab und Gut und folgen Christus wörtlich nach. Mein Gerd muß sich wie ein Weltmann damit abfinden, von Menschen abzustammen und selbst nur ein Mensch zu sein. Sie als Schwärmer haben ihm seinen Geist verweichlicht. Sie sind ihm gefährlich. Es wurde Zeit, daß mein Sohn hierher kam. Er hatte

recht, Ihre Freundschaft zu vernachlässigen. Es ist mir ein Zeichen, daß mein unglückliches Kind im Grunde gesund ist.'

Ihre Rede prasselte wie ein Unwetter. Sultan bellte und funkelte Heinz Potthoff an. Sie raffte ihr Paketchen, Handtasche, Stock zusammen. Sie grüßte Heinz Potthoff mit einer überlegenen Herablassung, die ihr heiß blitzendes Vergnügen bereitete.

Heinz Potthoff erwiderte nichts und rührte sich nicht.

‚Gott, was für ein armer Narr!' rief sie aus und rauschte davon. Vor ihr her sprang immer noch bellend ihr Wachtelhund.

Heinz Potthoff war aber gelähmt. Er dachte an Frau Stienes Vorgeschichte. Er sah eine Prozession. Darin ging starrend vor schimmernder Seide und funkelnden Edelsteinen die Gräfin Asseweeth. Sie ging an ihrem säulengetragenen Herrenhause vorbei. Aus der hohen, weißen Tür stürzte Gerd und schrie: ‚Mutter, Mutter!'

Heinz Potthoff saß da wie abwesend. Ungeheuerlichkeiten dehnten sich in ihm, und er konnte sie nicht erfassen.

Als die Haushälterin ihn wachpolterte, klang kein Lautengezupfe mehr aus der Laube seines Gärtleins. Er hustete. Die Glocken der Kirche läuteten das Fronleichnamsfest ein. Er tat, als ob es einen gewöhnlichen Fronleichnamstag beträfe. Er wußte sich nicht anders zu helfen.

(Fortsetzung folgt.)

Kirche, Schule und Staat im neuen Deutschland / Von Benedikt Schmittmann

Immer deutlicher wird es, daß die jetzt in Deutschland regierenden Elemente den Kampf gegen das Christentum schneller, schärfer und konsequenter aufgenommen haben als den Kampf gegen den Kapitalismus. Schon heute erkennt man auch in extrem sozialistischen Kreisen, daß dem Kapitalismus nie ganz beizukommen sein wird, daß keineswegs alle Betriebe gemeinwirtschaftlich umgestaltet werden können, daß jedenfalls nicht von heute auf morgen eine Vergesellschaftung der Produktion zu erzielen ist. ‚Politische Dinge kann man mit Gewalt umgestalten, wirtschaftliche Dinge hingegen müssen sich allmählich umbilden.'

So ist mit Sicherheit anzunehmen, daß der innerpolitische Kampf der nächsten Zeit weniger unsern wirtschaftlichen Einrichtungen als vielmehr den Kulturproblemen gelten wird. Gegen das Christentum glaubt man ohne weiteres den entscheidenden Stoß führen zu können. Trennung von Kirche und Staat, Beseitigung der konfessionellen Volksschule und der geistlichen Schulaufsicht, Zwangseinheitsschule sind die ausgesprochenen Programmpunkte der neuen Regierung. Klar ist auch, daß es sich hierbei nicht nur um eine preußische, vielmehr um eine gesamtdeutsche Frage handelt. ‚Der Weg geht über die Nationalversammlung zum Wahlsieg der ganzen deutschen Sozialdemokratie und zum Beginn der sozialen Erneuerung im Geiste des Sozialismus.'

Wir stehen schon mitten in diesem Kampfe und müssen uns Rechenschaft geben über die einzuschlagende Marschroute. Es ist klar! Unser höchstes Ziel ist die Erhaltung und Festigung der konfessionellen Volksschule, die Erhaltung der Verbindung zwischen Staat und Kirche. Denn Trennung von Staat und Kirche bedeutet Ausschaltung der Kirche, des organisierten Christentums aus dem öffentlichen Leben. Konfessionslose Volksschule bedeutet Verzicht auf die Religion, das wertvollste Mittel zur sittlich-religiösen Charakterbildung.

Indessen ist heute die Situation so, daß, wenn in der neudeutschen Republik die Bekenner des positiven Christentums keine Majorität mehr aufzubringen vermögen, diese Trennung mit Sicherheit erwartet werden kann. Sie ist eine logische Fortentwicklung des modernen Staatsbegriffes. Die Reformation war es, die die bis dahin bestehende Einheit zwischen Staat und Kirche aufgehoben hat. Das Volk spaltete sich in Katholiken und Protestanten, und die von der Reformation proklamierte Gewissensfreiheit verlangte vom Staate nunmehr strikte Neutralität den beiden Konfessionen gegenüber. Die Forderung einer solchen Neutralität des Staates wurde mit um so größerem Nachdruck erhoben, je mehr statt der Scheidung in Konfessionen eine solche in Gläubige und Ungläubige vor sich ging. Bei der rapiden Entwicklung, mit der gerade die letztere Scheidung der Geister

Hand in Hand mit dem beispiellosen wirtschaftlichen Aufschwung im Deutschen Reiche sich vollzog, war es in der Tat nur eine Frage kürzester Zeit, wie lange der bisherige Rechtszustand im Verhältnis von Staat und Kirche beibehalten wurde. Protestantisches Landeskirchentum und konfessionelle Schule waren im Grunde nur Übergangsstadien in dieser Entwicklung und Konzessionen an das Altüberlieferte. An sich waren Landeskirchentum sowohl als konfessionelle Volksschule mit der von der Reformation verlangten Neutralität des Staates unvereinbar. — Die Entwicklung ist nun beschleunigt worden durch die deutsche Revolution von 1918. Der Sturz der deutschen protestantischen Landesfürsten, denen allein die Erhaltung der protestantischen Lehre zu verdanken war, bedeutet gleichzeitig den Sturz der Oberhäupter der protestantischen Landeskirchen. So wird es in der Tat die neue republikanische Regierung Deutschlands als eine ihrer ersten Aufgaben ansehen, dieses neue Verhältnis, in das der Staat zur Kirche tritt, rechtlich zu ordnen. Bereits sind von der neuen Regierung im Namen der Gewissensfreiheit in diktatorischer Weise schwerwiegende Eingriffe in das Schulwesen vorgenommen worden: in Preußen sind die geistliche Ortsschulinspektion,* die Religionslehre als Prüfungsfach, die Verpflichtung der Lehrer zum Religionsunterricht, die Schulmesse, das Schulgebet aufgehoben. Andere Bundesstaaten werden folgen.

Die weitere Lösung dieser für Deutschland folgenschwersten Aufgabe muß um so mehr mit banger Sorge erfüllen, als nicht nur den leitenden republikanischen Kreisen durchweg das Verständnis für die Bedeutung der Religion im Leben der Völker fehlt, sondern auch die breiten Schichten der Sozialdemokratie und Teile des liberalen Bürgertums in Deutschland antikirchlich, ja atheistisch sind. Nicht nur Sorge um die Kirche ist es, was uns in erster Linie erfüllt, vielmehr ist das Vaterland selbst in Gefahr; denn eine weitere Entchristlichung des deutschen Volkes würde der erlittenen militärischen Niederlage eine andere, noch folgenschwerere hinzufügen. Auf die Dauer wird kein Volk, wenn es vor einem völligen Untergang bewahrt werden soll, ohne religiöse Kultur auskommen können; eine allgemeine Religion gibt es aber nicht, nur das religiöse Bekenntnis schützt auf die Dauer vor dem religiösen Niedergange.

Bei diesem Ernst der Lage geziemt es sich, leidenschaftslos zu erwägen, ob und welche Wege sich bieten, um das Verhältnis von Staat und Kirche auch in der neuen Zeit noch erträglich zu gestalten.

Wir wollen im folgenden die Rechtslage von Kirche und Schule und ihr Verhältnis zum Staat in zwei Deutschland benachbarten, wirtschaftlich hochstehenden Ländern mit modern-demokratischer Staatsverfassung: Holland und Belgien, kurz darlegen. Die dortigen Verhältnisse können uns vielleicht Wegweiser sein, wie eine möglichst gerechte und freiheitliche Ge-

* Der Erlaß wurde inzwischen als zunächst noch rechtsunverbindlich erklärt.

staltung der Dinge auch für Deutschland zu erwirken ist, falls sich die Trennung von Kirche und Staat als unvermeidlich herausstellen sollte.

Während Belgien eine überwiegend katholische Bevölkerung besitzt, die allerdings stark liberal-freimaurerisch durchsetzt ist, zählt Holland über 60 Prozent Protestanten und etwa 35 Prozent Katholiken. Diese Länder haben den Beweis erbracht, daß die Trennung von Staat und Kirche nicht unbedingt Kulturkampf zu bedeuten braucht.

Es gibt nämlich eine zweifache Möglichkeit der Trennung von Staat und Kirche: eine radikale, wie sie in Frankreich seit 1903 besteht, und eine gemäßigte, wie in Amerika, Holland und Belgien. Bei jener ersteren, wie in Frankreich, ist die Kirche ihres Eigentums völlig beraubt; Papsttum und Hierarchie existieren für das offizielle Frankreich nicht mehr; die Orden sind verjagt und die Religion aus Staat und Gemeinde völlig ausgeschaltet. Das bedeutet keine Freiheit, sondern Vernichtung, brutale Gewalt. Anders die Trennung in Amerika, Belgien und Holland. Wenn irgendwo in Europa, dann ist in Holland und Belgien die Kirche frei von jeder staatlichen Einmischung. Dort war die Triebkraft zur Regelung des Verhältnisses zwischen Staat und Kirche nicht kirchenfeindlicher Radikalismus, sondern lediglich der Gedanke der Verwirklichung vollkommenster Freiheit: Freiheit für die Kirche und für den einzelnen, für den Gläubigen sowohl wie für den Ungläubigen und Andersgläubigen.*

In den genannten Ländern ging man mit Recht von der Auffassung aus, daß eine ganz radikale Trennung von Staat und Kirche ein soziales Unrecht dem Volk gegenüber darstelle und ohne starke Gefährdung des Volkes und Erschütterung des ganzen Staatskörpers nicht möglich sei. Taufe und religiöse Volkserziehung sind allzu tief im Volksbewußtsein verankert, als daß sie plötzlich daraus entfernt werden könnten. ‚Le christianisme est un fait social.‘** ‚Die restlose Lösung des kirchenpolitischen Problems wäre nur dann möglich, wenn Religion Privatsache und nur Privatsache wäre. Das ist aber nicht der Fall. Die persönliche Frömmigkeit, das wahre Ziel der Kirche, ist natürlich Privatsache, d. h. sie kann nur im Individuum verwirklicht werden. Aber seit Konstantin und Karl dem Großen ist die Organisation für den Dienst der Religion, die Erhaltung und Pflege christlicher Tradition und Sitte Volkssache gewesen.... Nach einem Jahrtausende alten Volkschristentum ist ein plötzlicher Übergang in das Freikirchentum einfach unmöglich.‘***

Eine der grundlegendsten Fragen ist die nach der rechtlichen Stellung der Kirche. Soll die Kirche ganz unter das Privatrecht fallen, oder

* Errera: Das Staatsrecht des Königreichs Belgien. Tübingen; van Hamel: Staats- und Verwaltungsrecht der Niederlande. Löhr: Kirche und Staat in Belgien, M. Gladbach, Sekretariat sozialer Studentenarbeit.

** Motive zur Genfer Kirchenverfassung.

*** Curtius, Frankfurter Zeitung 1918, Nr. 357.

soll sie öffentlich-rechtliche Körperschaft bleiben? Diese Frage hat ihre große praktische, insbesondere finanzielle Bedeutung. Die Eigenschaft der öffentlichen Rechtspersönlichkeit ist nötig zur Erhebung von Kirchensteuern.

Das Prinzip der Trennung verwirft grundsätzlich die Aufwendung staatlicher Mittel für die Zwecke der Kirche und die Anwendung staatlicher Machtmittel für die Einziehung der Geldbeiträge ihrer Mitglieder. Wer die radikale Trennung verlangt, fordert damit, daß eine kleine Zahl überzeugter und opferwilliger Gläubigen die gesamte Last trage, die der Betrieb einer Volkskirche mit sich bringt.

Es liegt auf der Hand, daß diese finanzielle Frage für die Kirche nicht ohne Bedeutung ist; denn die Kirche wird durch den Religionsunterricht, der ihr bei einer Trennung allein obliegen würde, sowie durch die weiteren Aufgaben auf dem Gebiete der Schulen — Errichtung von Privatschulen — eine starke finanzielle Belastung erfahren. Manche, besonders protestantische Beurteiler sprechen sich für das Recht der Steuererhebung aus, weil weiteste Kreise in Deutschland zwar nicht kirchenfeindlich, aber doch der Kirche kühl und fremd gegenüberstünden und zu einem reichlichen Geben für Kirchenzwecke erst nach und nach erzogen werden müßten. In Holland ist die Kirche als eine Korporation des öffentlichen Rechtes anerkannt. Die Verfassung gewährt vollkommene Kultusfreiheit, gleiche Rechte für alle Religionsbekenntnisse und vollste Glaubens- und Gewissensfreiheit. In die innere Verwaltung der Religionsgesellschaften greift der Staat in keiner Beziehung ein, wie er auch die Verwaltung des Vermögens ihnen ganz überläßt. Während in Belgien die Gesamtkirche als solche keine juristische Persönlichkeit besitzt, ist sie den unteren kirchlichen Organisationsstufen verliehen, zwar nicht den Bistümern und auch nicht den Pfarrgemeinden als solchen, wohl aber den „Kirchenfabriken"* (fabriques d'église). Darunter versteht man Laienanstalten des öffentlichen Rechts, welche die Aufgabe haben, die für den Kultusdienst bestimmten Vermögen zu verwalten. Jede Diözese und jede Pfarrkirche hat ihre besondere Kirchenfabrik. Die Regierung kann sogar die Kapellen mit solchen versehen. Die Kirchenfabriken haben für die gesamten Kultuskosten, die Gehälter der Kirchenbeamten und die Erhaltung der Kirche und des Pfarrhauses zu sorgen. Während aber in Holland die katholische Kirche vom Staate eine jährliche Geldsumme als Ersatz für die Säkularisation der Kirchengüter bezieht, ist in Belgien die Zivilgemeinde verpflichtet, subsidiär einzutreten, wenn das Vermögen der Kirchenfabrik nicht ausreicht.**

* Ihr Name erinnert an ihre ursprüngliche Aufgabe, den Bau — Fabrikation — der Kirchen und ihre Unterhaltung zu besorgen.

** Eigentümer der älteren Kirchen ist die Zivilgemeinde, da in der französischen Revolution das Kirchengut als Eigentum der Nation erklärt wurde, während für die im 19. und 20. Jahrhundert errichteten Kirchen das Privatrecht maßgebend ist.

Hier hat man also die frühere Identität von Pfarrgemeinde und kirchlicher Gemeinde noch weiter bestehen lassen.

Ähnlich zeigt sich auch bei der Stellung der Geistlichkeit, daß das Prinzip der Trennung keineswegs nur in schroffer Feindschaft gegen die Kirche durchzuführen ist. Weder in Holland noch in Belgien sind die Geistlichen einschließlich der Bischöfe Staatsbeamte; dennoch werden sie in beiden Ländern wenigstens teilweise durch den Staat besoldet. In Belgien fallen die Gehälter und Pensionen ganz zu Lasten des Staates. Wie für den Gehaltsbezug die Amtseinsetzung durch die zuständige kirchliche Behörde maßgebend ist, so muß ebenso die Pensionierung durch den Bischof ausgesprochen werden. Die bischöfliche Entscheidung wird vom Staate in allen Fällen zugrunde gelegt. Der Entschädigungsgrund ist einerseits die hohe soziale Bedeutung des Dienstes der Geistlichen für die Allgemeinheit, der soziale Nutzen für das Staatswohl, auf der andern Seite die Ersatzleistung für die in der französischen Revolution eingezogenen Kirchengüter. So ist durch die belgische und holländische Verfassung die Kultusfreiheit garantiert. ‚Der Staat hat nicht das Recht, bei der Ernennung und Einsetzung der Diener irgend eines Kultus mitzuwirken,‘ so heißt es in der Verfassung. Die Staatsgewalt mischt sich also schon in die Bischofswahlen in keiner Weise ein. Die Wiederbesetzung vakanter Bischofsstühle erfolgt ausschließlich durch den Papst. Ebenso verhält es sich mit der Ernennung, Versetzung oder Absetzung von Geistlichen. Die Regierung hat also bei der Ernennung keinerlei Mitbestimmungs- oder Ausschlußrecht. — Die Frage des Gehaltsbezuges der Geistlichkeit und die der Ablösungen der Leistungen des Kultusbudgets wird in Deutschland große Schwierigkeit bereiten, da die Verhältnisse in dieser Hinsicht in den einzelnen Bundesstaaten sehr verschieden sind und verwickelt liegen. Jedenfalls ist es eine Forderung der Gerechtigkeit, daß dort, wo der Staat seinerzeit Kirchengut genommen hat, er dies auch herausgibt oder die Kirche mit dem heutigen Werte entschädigt.

Von praktischer Bedeutung wird in Deutschland auch die Frage der Stellung des Staates gegenüber den Orden und Kongregationen sein. Nicht nur wegen ihrer Wohlfahrtseinrichtungen, sondern auch für die Einrichtung privater Schulen wird die unbedingte Zulassung der Orden nicht entbehrt werden können. In Belgien haben gerade die Orden in hervorragender Weise Lehrkräfte für die freien Schulen gestellt. Nahezu 22 000 dieser Lehrer und Lehrerinnen sind Mitglieder von Orden, die ausschließlich Lehrzwecken dienen. In beiden Ländern genießen die religiösen Genossenschaften volle Freiheit; Orden jeglicher Art sind zugelassen und besitzen in Holland meist das Recht der juristischen Persönlichkeit. In Belgien haben dieses Recht die meisten Kongregationen, die sich der Krankenpflege widmen. Sonst ist es jedesmal durch besonderes Gesetz zu verleihen.

Das Rechtsverhältnis der Kirche ist mit mustergültiger Klarheit in

die Verfassung beider Länder eingezeichnet worden. Das kirchliche Leben pulsiert hier kräftig auf dem Boden der Freiheit, die überall ungehemmt und unbeschränkt zur Geltung kommt. In beiden Ländern waren weitschauende Staatsmänner, zum Teil liberaler Richtung, bei der Verfassungsgesetzgebung von dem Gedanken getragen, daß Religion und Kirche, selbst bei Durchführung des Trennungsgedankens, dem Staate Wichtiges leisten können, nämlich die Kultur des Gemeinschaftsgefühls. ‚Gemeinschaftsgefühle sind die psychologische Grundlage des Staates, ohne die er nicht gedeihen kann, und sie sind Momente der Sittlichkeit, die nun einmal bei den meisten mit Religion und Kirche verknüpft ist.'* Und in Belgien hat die Kirche sich während des Krieges dem Staate für die gewährte Freiheit dankbar gezeigt. Während die staatliche Gewalt außer Landes war, war es die Kirche, die das nationale Gemeinschaftsgefühl und Gemeinschaftsbewußtsein des Volkes ohne Aufdringlichkeit aufrecht erhielt. Ja man kann sagen: die Kirche war es, die den belgischen Staat gerettet hat. —

Das Trennungsproblem erstreckt sich aber auch auf die Schule. Schon dreht sich der innerpolitische Kampf in Deutschland nicht nur um die Stellung der Kirche; mit vielleicht noch größerer Heftigkeit ist bereits der Kampf um die konfessionelle Schule entbrannt. In erster Linie interessiert uns hier die Volksschule, da 95 Prozent der Kinder die Volksschule besuchen. Auch in Belgien und Holland ist mit der Trennung von Staat und Kirche die konfessionelle Volksschule beseitigt. Grundsätzlich ist die Gemeinde die Trägerin der Schullast, allerdings unter Zuschußleistung von Provinz und Staat.

Der Religions- und Moralunterricht in beiden Ländern ist Pflichtfach; aber der Vater entscheidet, ob das Kind konfessionellen Religionsunterricht erhalten soll oder nicht. Auf Antrag der Eltern oder deren Stellvertreter wird das Kind davon befreit und genießt dann einen bloßen bürgerlichen Moralunterricht. Die Geistlichen werden aufgefordert, den Unterricht in Religion und Moral an den öffentlichen Gemeindeschulen zu erteilen. Sie können sich durch den Lehrer oder sonst eine geeignete Person vertreten lassen, jedoch vorbehaltlich der Bestätigung dieser Person seitens der Gemeinde.

Ebenso wie in den Volksschulen ist auch in den Mittel- und höheren Schulen der Religionsunterricht Pflichtfach. Bezüglich der Befreiung vom Religionsunterricht gilt dasselbe wie bei den öffentlichen Gemeindeschulen. Auch in jedem Lehrer- und Lehrerinnenseminar muß Religions- und Moralunterricht erteilt werden. Er muß hier einem Geistlichen anvertraut sein. Die Freiheit des einzelnen Lehramtskandidaten in den Lehrerseminarien ist wieder insofern gewahrt, als es in seinem Belieben steht, an diesem Lehrgegenstand teilzunehmen oder nicht.

---

* Frankfurter Zeitung 1918, Nr. 347.

Wenn nun auch grundsätzlich die Gemeinde Trägerin der Schullast sein soll, so ist doch daneben der Grundsatz vollster Unterrichtsfreiheit proklamiert, dergestalt, daß einmal die Eltern völlig frei sind in der Auswahl der Schule für ihre Kinder und daß andererseits kein Unterrichtsmonopol der Gemeinde oder des Staates besteht. Dieser Grundsatz der Unterrichtsfreiheit ist durchgeführt von der Volksschule bis zur Universität.

Also das Gegenteil jenes Konzessionierungssystems, das Preußen beliebt hat, und das Gegenteil jener Zwangseinheitsschule, jener künstlichen und den Bedürfnissen des praktischen Lebens widersprechenden Filtrieranstalten, wie sie von den neuen Kulturaposteln Deutschlands erstrebt werden. Zwar war auch für Preußen durch Artikel 22 der Verfassungsurkunde von 1850 die Unterrichtsfreiheit festgelegt worden: ‚Unterricht zu erteilen und Unterrichtsanstalten zu gründen und zu leiten steht jedem frei, wenn er seine sittliche, wissenschaftliche und technische Befähigung den betreffenden Staatsbehörden nachgewiesen hat.‘ Dieser Grundsatz der Unterrichtsfreiheit ist aber niemals verwirklicht worden. Artikel 26 der Preußischen Verfassungsurkunde stellte nämlich ein Unterrichtsgesetz in Aussicht, und Artikel 112 bestimmte ausdrücklich, daß bis zum Erlaß dieses Gesetzes alles beim alten bleiben solle. Ein solches Unterrichtsgesetz hat aber Preußen niemals erhalten. Infolgedessen ist tatsächlich Artikel 22, der die Unterrichtsfreiheit garantiert, niemals in Kraft getreten, und es verblieb bei den Bestimmungen des Allgemeinen Landrechts: Teil II, Tit. 12, § 3ff in Verbindung mit der Staatsministerialinstruktion vom 12. Oktober 1880. Hiernach ist zur Errichtung einer Privatschule nicht nur die staatliche Konzession notwendig, sondern diese wird abhängig gemacht von der Bedürfnisfrage und kann jederzeit widerrufen werden. So ist in Preußen tatsächlich das ganze Unterrichtswesen bis herab zur Bewahr-, Näh- und Flickschule und bis zum Haus- und Privatlehrer ein Monopol des Staates. Die sozialistische Republik scheint dieses Staatsmonopol nicht nur beibehalten, sondern sogar noch verschärfen zu wollen. Demgegenüber wird für das neue Deutschland der Grundsatz vollster Unterrichtsfreiheit verlangt werden müssen. Jenes altpreußische Konzessionierungs- und Monopolsystem entspricht nicht den Freiheitsgrundsätzen einer demokratischen Staatsverfassung.

So wird auch für Deutschland die Zulassung der Privatschulen neben den öffentlichen demnächst im Mittelpunkt der Erörterungen stehen. Denjenigen Eltern, die aus Gewissensbedenken ihre Kinder nicht in eine religionslose Schule schicken wollen, darf es nicht unmöglich gemacht werden, private Schulen zu errichten. Diese müssen sich natürlich den allgemeinen Grundsätzen der nationalen Erziehung unterordnen und sich der Aufsicht des Staates unterstellen. In Belgien ist hierauf weitgehendste Rücksicht genommen, auch schon zur Entlastung des Gemeindebudgets. Es hat hier folgende eigentümliche Regelung Platz gegriffen: Wenn auch, wie wir sahen, das Verhältnis der Gemeinde zur Schule so geregelt ist, daß grundsätzlich die Gemeinde die Kosten des Ele-

mentarunterrichts zu tragen hat, so zeigt doch das Gesetz der Gemeinde einen Weg, sich dem zu entziehen: die Gemeinde ist berechtigt, den Lehrauftrag in die Hände Privater zu legen: ‚Die Gemeinde kann eine oder mehrere Privatschulen annehmen‘ (adoptieren): ‚adoptierte Schulen‘. Die Privatschule kann jedoch nur dann adoptiert werden, wenn sie das vom Staat aufgestellte Unterrichtsprogramm annimmt. Die Kosten, welche die Übernahme der Privatschule nach sich zieht, fallen dann der Gemeinde zur Last. Namentlich zahlreiche kleinere Städte und Landgemeinden haben diesen Weg beschritten, da sich bei der großen Billigkeit der Privatschulen — vielfach Ordens- und Diakonissenschulen — die Schullasten damit bedeutend verringern. Nur in einem Falle kann sich die Gemeinde auf diesem Wege der Pflicht, eine eigene Schule zu unterhalten, nicht entziehen: ‚wenn 20 Familienväter, deren Kinder im schulpflichtigen Alter sind, die Gründung oder die Beibehaltung einer solchen öffentlichen Gemeindeschule für den Unterricht ihrer Kinder verlangen.‘ Öffentliche und private — adoptierte — Schulen erhalten *staatliche Unterstützung*, und zwar dergestalt, daß die Beihilfen, die für den Unterhalt der Schulen und zur Bezahlung der Gehälter der Lehrpersonen vom Staate bewilligt werden, nach gleichen Grundsätzen für öffentliche und private Schulen zur Auszahlung gelangen. Der Staatsbeitrag, der z. B. in Belgien auf den einzelnen Schüler entfällt, beträgt etwa 25—30 Mark jährlich. Der Grundsatz der Freiheit und Gleichheit ist soweit durchgeführt, daß auch solche freien Volksschulen, die nicht von den Gemeinden übernommen werden — gleichviel ob religionslos, neutral oder konfessionell —, die Beihilfen des Staates erhalten, falls sie nur das staatliche Lehrprogramm anerkennen: ‚Übernehmbare Schulen.‘

Die *Schulaufsicht* hat folgende Lösung gefunden: ‚Die Aufsicht über die Schulen wird vom Staate ausgeübt, ausgenommen über den Unterricht in der Religions- und Sittenlehre.‘ — Neben der *weltlichen* Schulaufsicht ist also eine *selbständige geistliche Schulaufsicht* für den Unterricht in Religions- und Sittenlehre eingeführt. Diese geistlichen Schulinspektoren werden unmittelbar vom Bischof ernannt; die Regierung nimmt bloß Kenntnis von dieser Ernennung. Ihr Gehalt wird vom Staate gezahlt. Damit hat die Frage der geistlichen Schulaufsicht eine praktische und glückliche Lösung gefunden. Wir sehen ein paralleles Nebeneinandergehen beider Inspektionen, so daß Reibungsmöglichkeiten kaum vorhanden sind. Der weltliche Schulinspektor geht aus den Kreisen der Volksschullehrer hervor. Eine zwölfjährige Volksschullehrpraxis ist Voraussetzung und ferner die Ablegung besonderer Examina. Das alles ist anders in Preußen, wo ein beliebiger Oberlehrer eines Gymnasiums oder einer Realschule, ohne Kenntnis der Volksschulpraxis, Kreisschulinspektor werden kann. — Die preußische Volksschule mag vielleicht auf einer höheren technischen und methodischen Stufe stehen als die Schulen in Holland und Belgien. Die Schulpflicht ist erst seit 1914 in Belgien eingeführt und konnte

während des Krieges nicht voll zur Geltung kommen. Auch mag die Durchbildung der Lehramtskandidaten in Preußen eine gründlichere und wissenschaftlichere sein. Immerhin ist aber im Auge zu behalten, daß selbst in Preußen nur 45 Prozent der Kinder das Ziel der Volksschule überhaupt erreichen. Im Endergebnis dürften die schulentlassenen Kinder in Belgien und Holland nicht schlechter dastehen. Dies hat seinen Grund darin, daß in jenen Ländern die Volksschulen durch und durch praktisch gestaltet sind, jeder überflüssige Lehrstoff vermieden und viel Anschauungsmaterial verwandt wird. Hier ist noch der Volksschullehrer ein Schulmeister alten Schlages. Die obligatorischen Lehrfächer sind ganz der Praxis angepaßt, und eine mächtige Vorarbeit leisten die zahlreichen Kindergärten und Fröbelschulen. Ein weiterer Vorzug ist in jenen Ländern die große Billigkeit des Volksschulunterrichtes, die durch den Wettbewerb zwischen öffentlichen und privaten Schulen herbeigeführt ist, und die kleinen Klassen, die durchweg auch in den Großstädten nicht mehr als 30 Schulkinder zählen. Eigentümlich ist jenen Schulen auch ein stark sozialer Einschlag. So sind Versicherungs- und Genossenschaftswesen, Sparwesen und Wohnungsfrage, Gesundheitslehre und Trunksuchtsbekämpfung eifrig gepflegte Unterrichtsgegenstände. Obst-, Gemüsebau und Haushaltungskunde sind obligatorische Unterrichtsfächer. Die ärztliche Schulaufsicht ist in Belgien für alle Gemeinden obligatorisch.

Der Grundsatz der Unterrichtsfreiheit, wie er für das belgische Schulwesen gilt, muß in gleicher Weise auch bei uns sowohl für das Volksschulwesen wie für die mittleren und höheren Schulen aufgestellt werden. Die religionslose Staatsschule wird vielen Eltern nicht genügen. Schon jetzt haben sich unsere Gymnasien und Realschulen viel zu sehr zu Fachschulen entwickelt. Es fehlt hier an eigentlicher Pädagogik. Dadurch führt unsere moderne Lehrmethode in diesen Schulen zu einem rein materialistischen Denken. Der Unterricht muß ganz anders als bisher mit Charakterbildung verbunden werden; eine ganz andere geistige Einstellung des Staatsbürgers tut uns not. Auch die höhere Schule kommt in der Zukunft nicht daran vorbei, die Charakterbildung geradezu zur Seele des Unterrichts zu machen. Unsere ganze bisherige Schulerziehung hat an einer Überschätzung der Leistung und Unterschätzung der Persönlichkeit gelitten zum Schaden des Deutschtums.* In der deutschen Seele war die Tüchtigkeit auf Kosten der Vornehmheit überernährt. ‚Zweifellos war es die deutsche Tüchtigkeit, die den Neid der ganzen Welt zu jenem verhängnisvollen Hunger- und Waffenring um uns geschlossen hat; aber ebenso zweifellos hätte sich dem Neid die wohlverdiente Achtung und Ehrerbietung gesellt, wenn hinter der erdrückenden Tüchtigkeit deutscher Leistung mehr Vornehmheit deutschen Persönlichkeitsadels gestanden hätte. Der Mensch ist wichtiger als seine Arbeit. Die Welt fügt sich immer noch leichter

* Vgl. auch Rauh im ‚Tag', 17. Dezember 1918.

der Anmaßung einer leistungs-schwachen aber gebieterisch-sicheren Persönlichkeit als dem sachlichen mechanischen Druck eines übermächtigen, industriellen Wettbewerbs, hinter dem kein verehrungheischendes Menschtum sichtbar wird. Engländer und Romanen hatten ihre bis in die tiefsten Volksschichten reichende Aristokratie der persönlichen Kultur; der Deutsche mißachtete, was an solchen Kräften im Volkstum lebte, übersah es im blinden Eifer um bloße Tüchtigkeit.'

Die freien Schulen Belgiens und Hollands, besonders die der religiösen Genossenschaften, haben im Gegensatz zur deutschen Schulpraxis auch in den höheren Schulen diese Charakterbildung meist in den Mittelpunkt des Unterrichts gestellt. Selbst ungläubige und liberal gesinnte Eltern schicken ihre Kinder vielfach auf die von den Jesuiten geleiteten höheren Schulen, wegen der dort gepflegten guten und altbewährten Erziehungsmethoden. ‚Die Tugend als charakterbildende Kraft, als Opfer unseres Daseins gegenüber den höchsten Gütern haben wir nicht erst dem Protestantismus und nicht erst Kant zu verdanken. Diese wahre, gottergebene, in die Tiefe des Idealen sich versenkende Sittlichkeit ist bereits die Lehre des Thomas, ebenso wie seines Schülers Dante.'*

Solche Erziehungsziele lassen sich aber bei dem in Deutschland herrschenden staatlichen Unterrichtsmonopol weder bei der Volksschule noch bei den mittleren und höheren Schulen mit den übervölkerten Klassen erreichen. Schon um deswillen muß auch für Deutschland im weitesten Maße die Zulassung der freien Schulen verlangt werden. Die Konkurrenz von öffentlichen und privaten Schulen wird nichts schaden, im Gegenteil einen regen Wettbewerb zwischen den einzelnen Schulsystemen zur Folge haben.

Wenn in der weiteren kirchenpolitischen Entwicklung die Trennung von Staat und Kirche auch in Deutschland sich vollziehen sollte, dann kann man nur wünschen, daß sie sich auf dem Boden der Gerechtigkeit und ehrlichen Freiheit vollzieht, wie es in Holland und Belgien der Fall ist. Es muß dann die Parole lauten: ‚Freie Kirche im freien Staat!' — ‚Meine Herren!', sagte der Belgier de Gerlache in der Kongreßsitzung vom 21. Dezember 1830, ‚Wir sind nur eine kleine Nation. Aber wir haben ein leichtes und unfehlbares Mittel in der Hand, uns in den Augen Europas und der Nachwelt zu vergrößern: das ist, die anderen Nationen in bezug auf Freiheit zu überholen; das ist, zu zeigen, daß wir die wahre Freiheit besser begreifen als jene, welche sich rühmen, sie vor allen anderen davonzutragen, besser als jenes Frankreich zum Beispiel, so groß und ruhmreich, aber so rückständig noch in bezug auf wahre Duldsamkeit, wo die Freiheit nur eine Angriffswaffe in der Hand des Stärksten ist!' — Möchten gleiche Grundsätze auch im neuen Deutschen Reiche zur Geltung kommen!

Schon im Jahre 1906 schrieb Hertling das prophetische Wort:**

---

* Josef Kohler im ‚Tag', 7. Juli 1917.

** Hochland, Februar 1906.

„Immer mehr sieht sich die Kirche wie in den ersten Jahrhunderten ausschließlich auf die eigenen, inneren, übernatürlichen Quellen entstammende Kraft hingewiesen. Von den Mächten der Erde verlassen, wenn nicht verfolgt, wird ihr einziger Schutz in Zukunft die Freiheit sein.'

Wird das an sich so notwendige Zusammenwirken von Staat und Kirche durch den Widerstand der Staatsgewalt zunichte gemacht, so hat die Kirche an den Folgen vielleicht weniger schwer zu tragen als der Staat, der sich dadurch zur Wahrung seiner Befugnisse mehr und mehr nur auf Zwang und Gewalt stützen muß, statt auf die durch die Religion gepflegte innere Bindung der Gewissen. Ein bloß vom Staat durchgeführter Moralunterricht führt schließlich zur Auflösung der Moral, und zuletzt triumphiert die Anarchie. Der Kirche selbst werden zwar durch eine vom Staate erzwungene Trennung beider Gewalten schwere, materielle Opfer auferlegt, aber es wird auch der Opfergeist neu belebt werden; ihre Diener werden Märtyrer. Vielleicht daß die Zahl ihrer Kinder, die treu zu ihr stehen, kleiner werden wird. In der Zukunft aber wird die Qualität über die Quantität entscheiden.

Zuviel Staat lähmt und entkräftet Religiosität und Opfersinn. Erst recht kann in einer Staatsanstalt kein Katakombengeist wehen; die Unabhängigkeit von den wechselnden staatlichen Machtverhältnissen wird die Kirche um so ehrwürdiger erscheinen lassen. Sie kann um so freier über die Nationen hinweg ihre Weltfriedensmission erfüllen.

Franz Blei / Von Philipp Funk

Franz Blei war nie in ein festes Fach zu bringen, weder in seinem Schrifttum noch im Persönlichen. Er war nicht einfachhin Literat oder Ästhet, so sehr er, oberflächlich betrachtet, zu dieser molluskenhaften Gattung, nach verschiedenen Merkmalen zu schließen, zu gehören scheint. Er kann auch den Philosophen nicht zugerechnet werden, da ihm alles Zünftige und das System fehlt. Seine Arbeiten glitten aus der Welt des nur Geistreichen hinüber zur sachlichen Übersetzer- und Herausgebertätigkeit, wobei er Novalis und Lenz so gerecht wird wie Paul Claudel, André Gide, auch Oskar Wilde und Walt Whitmann. Er überträgt mit derselben Einfühlungssicherheit die Nachfolge Christi, Lukians Dialoge und dann wieder Briefe von Felicien Rops; sogar streng politische Gedankengänge, wie die von Constantin Frantz, fesseln ihn. Für extreme geistige Einstellungen wie bei Chesterton (‚Orthodoxie') ist er besonders eifrig zu haben. Daneben gehen dann wieder Schriften her, die von den Frauen und von allen Schattierungen der ‚Liebe' bald in pretiösem, bald in frivolem Ton handeln, abwechselnd in faunischer und in beichtväterlicher Haltung. Würde nicht Nietzsche überall durchklingen, so möchte man diese Essays als Nachschriften von Salongesprächen aus dem üppigsten Rokoko empfinden. So schillert Bleis Schrifttum hin und her zwischen frivolem Spiel mit Einfällen, Empfindungen, Überraschungen und ernsthafter psychologischer und metaphysischer Kritik, zwischen nahe ans Zynische streifender Erotik und andächtiger Versenkung in die Mystik, zwischen sublimer Geistigkeit, die über allem Menschlichen abgeklärt, verstehend, unbestechlich wägend schwebt, und zwischen raffinierter Sinnlichkeit, die das Evangelium ‚der blanken Tierheit' predigt.

In all diesem Schrifttum ist kein festes Knochengerüst zu spüren: wie gegen feste und klare Form, so sträubt er sich auch instinkthaft gegen das Ernstgenommenwerden. Sein ins Vorbildliche und Typische hinausgehobenes Eigenbild, der ‚Prinz Hippolyt', hat deshalb den ersten und beherrschenden Charakterzug, daß er nicht beim Wort genommen sein will, und Ehrlichkeit ebenso verfemt wie Überzeugung. Er läßt ihn sagen: ‚Nur Verrückte werfen ihre ehrliche Überzeugung immer in die Wagschale des Urteilens. . . . Ich möchte nicht in einem Staatswesen leben, das von ehrlich überzeugten Schafsköpfen regiert wird. Diese ehrlich Überzeugten haben sich in das Gefängnis einer Idee eingesperrt und den Schlüssel zum Fenster hinausgeworfen. Die geistige Gesundheit verlangt aber auch Spazierengehen und riskante Abenteuer. Eine Idee haben? Alle Ideen muß man haben. Die Faulheit des Geistes und eines verstockten Blutes gibt sich die Maske der Ehrlichkeit. Wo eine Überzeugung anfängt, einem ehrlich zu werden, wird sie sehr verdächtig, nichts sonst zu dienen als der Bequemlichkeit. Eine solche Überzeugung muß man als sauberer, tapferer und sozusagen anständiger Mensch sofort aufgeben. Das ist etwas für Staatsbeamte in Pension, Generale außer Dienst und Abgeordnete in Parlamenten' (Die

Puderquaste, S. 6 f.). Die Ansichten, die er von Welt und Menschen bekommt, sind immer nur relativ, augenblicklich gültig und gemeint; um Gottes willen soll man ihn morgen nicht darauf festnageln! Alle seine Prägungen wollen, so anspruchsvoll sie sich bieten, immer nur einen gewissen Schein von Wahrheit haben, der eigentlich nur augenblicklich blitzartig aufleuchtet. Darum sind sie outriert, paradox, führen neben dem Körnchen Wahrheit ein Körnchen witziges Salz und dazu noch eine Dosis gründlicher Verachtung des Hörers und Lesers, der Welt insgesamt, und über allem noch ein Quentchen bitterer Ironie über die Inkongruenz von Begriff und Sein. Das Ganze ist eine Mischung von gesunder Vorsicht gegen die starre Absolutheit und von kraftlosem Relativismus der Anschauung, innerlichstem Skeptizismus. Eine gesunde Reaktion gegen Verknöcherung kreuzt sich mit degenerierter Abneigung gegen die Konsequenz, mit schwächlicher Spielerei mit dem Einfall, der Assoziation und dem Willkürlichen und Zufälligen der bloßen Erscheinung. Daher auch die bezeichnende Form Bleischen Schrifttums: Aperçu, kurzer, lockerer Essay, zwanglose Plauderei, ‚Fragment' (wie er selbst gern sagt), Glosse, Übersetzung. Daher auch die disparate Wahl der Stoffe, meist gewachsen an den Grenzlinien von Kultur und Verfall, von Kunst und Entartung. Daher auch die publizistische Absicht und Art: wenn er die ‚Imitatio' übersetzt, wird es eine bibliophile Ausgabe, und wenn er eine Zeitschrift herausgibt, um etwas wie Schule zu machen und ähnliche Geister um sich zu sammeln, so wird es eine Sache, die mit Periodizität nur sehr lose mehr zu tun hat und dank Form, Sprache und Erscheinungsart auf Öffentlichkeit ebenso verzichtet wie auf Aktualität.

Solche geistigen Charaktere liegen nicht jedermann. Das wollen sie auch nicht, und mit einem unverhohlenen Hochmut lehnen sie selbst das Publikum ab. Dabei ist aber dieser Aristokratismus eine ganz unausgeglichene Mischung aus dem Bewußtsein der Unmitteilbarkeit der höchsten und feinsten Erkenntnisse, das ein begreifliches und berechtigtes Gefühl esoterischer Sattheit und Genügsamkeit erzeugt, und andererseits dem unsicher und befangen machenden Gefühl der eigenen Unzulänglichkeit und Gebrochenheit. Hochmut und Sicherheit ist eine Maske, hinter der sich ihr Gegenteil verbirgt. Denn auch hier stürzt Welle auf Welle, löst die Ebbe der Unterwertung die Flut der Überwertung des eigenen Selbst ab. Die scharfen Werturteile, die wie richtende Schwerter über die geistigen und gesellschaftlichen Erscheinungen der Umwelt sausen, sind eigentlich nichts als Selbstgespräche zur Auseinandersetzung mit den eigenen Ressentiments. Der Kampf eines gespaltenen Ichs spielt sich da auf dem Markte ab.

Doch werden ja nicht immer Werturteile gefällt. Vielfach wird nur geschaut. Und in dieser Funktion ist der Geist, der sich gelenkig wechselnd hier offenbart, immer anziehend. Wie frisch und klar ist er, der alles scheidet, gruppiert, die Individualitäten und Komplexe im Menschlichen und Kulturellen rund und durchaus sieht. Nicht bloß das äußere Gesicht, die wesentlichste Art aller Erscheinungen wird da intuitiv erfaßt und genossen,

durchkostet. Daß keine Neigung da ist, etwas ins Absolute zu treiben, wovon die Vernichtung des Eigenartigen befürchtet würde, das hilft das Gesonderte besonders scharf in sich und in den Zusammenhängen erfassen. Solche Köpfe sind immer feine Psychologen, unbestechliche Analytiker, deren Kritik so richtig ist, weil sie nirgends zu sittlichen Urteilen oder zu pädagogischen und politischen Tendenzen sich abgezogen fühlt. Im Mangel des Sinns fürs Absolute liegt die Sicherheit, Sachlichkeit, Gelenkigkeit dieses Denkens, das sich selbst für das Fehlen des intensiven Interesses und der Konsequenz des Systemwillens entschädigt durch den nie ermattenden Genuß am raschen beweglichen Flug und am Reichtum der wechselnden Objekte. Ihre Welt ist weit, aber nicht tief, vielleicht immer schön — aber nie wahrhaft wahr.

Hierin liegt die Begrenzung der Tätigkeit und Aufgabe von Geistern wie Blei. Sie bleiben in der Welt des Metaphysischen wie des Religiösen Fremdlinge, höchstens Gäste. Sie finden weder inneren noch äußeren Anschluß voll und ganz. Sie sind Einsiedler, die unfruchtbar bleiben, aus dem lebendigen Kreislauf der geistigen Wirkung, aus der ‚communio sanctorum' ausgeschlossen. Sie blühen für sich selbst, ohne Frucht zu tragen; sie werden nicht gekrönt, weil sie nie gedient haben. Ihnen fehlt sowohl der eigentliche ‚Eros' wie dessen übernatürliche Form, die ‚charitas'. Die Seligpreisungen der Bergpredigt gelten ihnen nicht, weil sie weder einfältig sind, noch arm, noch reinen Herzens; sie gehören nicht organisch zum katholischen Leben, so sehr sie sich dafür — von einzelnen Seiten her — interessieren mögen.

Denn das Religiöse, Christliche, Katholische liegt im Absoluten — unabänderlich, ohne Konzession! Nicht im absolutistischen Drang des Individualismus, sondern in der unbeweglichen, unbestechlichen Wirklichkeit des Objektiven — daher ist weniger die Bemühung des Geistes, der Aktivismus gegenüber der Unendlichkeit seines Positiven vonnöten und vonnutzen, sondern die Bereitwilligkeit der Liebe zum Hinnehmen: Glaube, Gehorsam, Demut, Dienst.

Nun ist aber doch das Merkwürdige geschehen: Franz Blei, in seiner literarischen Oberflächenerscheinung dem Katholizismus wenig wahlverwandt, hat sich, nicht in einer ‚Konversion' — er ist ja katholisch getauft und erzogen gewesen —, sondern in einem inneren ‚Kehr' (mit den Mystikern zu reden) der katholischen Weltanschauung wieder zugewandt. Das individuell Seelische dieses Tatbestandes geht niemand in der Öffentlichkeit etwas an. In diese Angelegenheit des einzelnen Subjektes wollen auch wir nicht mit irgendwelchen Kommentaren, moralischen oder psychologischen Analysen, hineingreifen. Was oben über die wesentlich unkatholische Art seines geistigen Angesichtes gesagt ist, versteht sich natürlich nur gegenüber seinem schriftstellerischen Wesen und Wirken; denn auch dieses ist von Blei bewußt in den Bereich des ‚Kehrs' hineingezogen worden. Es will künftig Bekenntnis sein. Die Funktion des Bekenntnisses, wenn auch oft die ungewollte, ist

aber die Zeugenschaft und das Apostolat. Unter diesem Gesichtspunkt muß uns hier Bleis neueste Publizistik interessieren. Wie wirkt sich in ihr seine katholische Orientierung aus? Was verkündet er jetzt, nachdem sein Denken und Schreiben nach dem Pole gerichtet ist, den er jetzt selbst als unentbehrlich für jede nicht bloß spielerische Tätigkeit erachtet, nach dem Ziele des Dienens an einer Sache?

Das geistige Antlitz der Bleischen Publizistik hat sich noch nicht wesentlich verändert. Es ist in dieser Hinsicht bezeichnend, daß er die alte Aphorismen- und Fragmentesammlung ‚Die Puderquaste‘ (Georg Müller, München) in diesem Jahre neu auflegen ließ, nicht etwa als bloßen Neudruck, sondern mit starken Spuren seiner katholischen Einstellung. Aber auch hier tritt uns immer und überall — Prinz Hippolyth entgegen. Ja, er ist sogar beauftragt, im Prologe gewissermaßen, dem Katholisierungsprozeß seine eigenste Note zu geben: ‚Von katholischer Rasse, war er katholischer, als er es selbst glaubte, jedenfalls mehr, als er es sagte, und noch mehr, als er es merken ließ. In die katholische Rasse des aufdringlichen Betbruders setzte er Zweifel, wenn auch nicht in dessen Glauben, der ihm aber als ein Erschwitztes, Erlittenes, ja fast Erschlichenes verdächtig war: er rutscht eine ihm unerreichbare Welt mit haßverhärteten Knien erbärmlich zuschanden, sagte er einmal, war aber damit gar nicht der Ansicht Nietzsches, welcher das Christentum aus dem Ressentiment ableitet. Er meinte bloß, daß viel Ressentiment im Christentum einen Unterschlupf gefunden habe und finde, wodurch im Lauf der Zeiten ein übler geistiger Armeleutgeruch in der Kirche haften geblieben sei, die weder ein Seelenspital noch ein Altersasyl, sondern eine schöne fröhliche Sache sei. Der gute Kirchengesang sei für kräftige Lungen gesetzt, nicht für bresthafte. Um Gott wohlgefällig und würdig zu dienen, müsse man eine robuste Gesundheit des Körpers und der Seele haben, denn der liebe Gott sei ein großer Herr und kein Kurpfuscher im Seelenbereiche wie ein Dr. Johannes Müller, der eine ‚Kirche‘ mit Hotelbetrieb und Liegestühlen führe.‘

So wahr in dieser ‚aristokratischen‘ Bemerkung manches empfunden ist, so sehr vor allem die Forderung einer gesunden Naturwurzel für das Übernatürliche des religiösen Lebens als richtig anerkannt werden muß, so fehlt doch vorläufig das Verständnis für Christi Wort von den Verlorenen, die zu suchen er gekommen, von den Kranken, den Mühseligen und Beladenen, für die er zuerst da sei, während die Gesunden des Arztes nicht bedürfen. Das Christentum spannt sich als weiter Horizont mit seiner allbelebenden Sonne der Gotteskindschaft über der ganzen reichen Welt der Individualitäten, die alle in dieser Sonne ihres ungebrochenen Daseins froh sein sollen — aber das Pochen auf die Kräfte der Nurnatur ist nicht christlich, sondern heidnisch. Dem ungebrochenen Aristokratismus eines Prinzen Hippolyth tritt das, freilich von vielen ein Armeleute-Evangelium gescholtene, Programm der Bergpredigt gegenüber: ‚Beati pauperes spiritu‘. Mit dem, was katholisch von ‚Rasse‘ ist, wird das Reich Gottes noch nicht erbaut; vgl. Johannes 1, 13.

Wie immer, so schießt die Bleische Formulierung auch hier weiter, als sie eigentlich will. Er will von seiner starken Geistigkeit aus das reiche Leben der geistigen Kultur verteidigen gegen eine Geistesfeindseligkeit, die sich zu unrecht fromm dünkt; er will sagen, daß Gott die fröhlichen Geber und die frischen Köpfe lieb hat — und das ist sicher richtig. Die Kirche selbst versäumt nicht, das zu verkünden, da wo ihre ewige, Jahrhunderte überdauernde Stimme spricht — dagegen gibt es Generationen in ihr, wo ihre Diener nicht alle in der geistigen und leiblichen Konstitution so kräftig sind, daß nicht mitunter der Bresthafte in die Geltung des Normalen trat und statt des feurigen Weines fröhlichen Gottesdienstes mit Leib und Seele grämlicher Essig gereicht ward. Man kann davon wohl sprechen, aber sehr schonend, nicht mit der geringschätzigen Miene des Prinzen Hippolyth. Mit ärztlichem Zartgefühl darf das von reifen und weisen Seelsorgern gesagt werden, aber nicht von einem Aristokraten, der sich sein mit Parfüm getränktes Tuch vor die Nase hält, um dem Armeleutegeruch auszuweichen. Die Religion ist keine Salonangelegenheit; Neues Testament, Meßbuch, Brevier und Katechismus sind keine bibliophilen Genußartikel, wenn man sie auch nächstens noch als solche wird auftreten sehen. Der Himmel verhüte, daß die Drohnen des Lebens hinter diese Werte kommen! Blei hat von diesen Kreisen sich grundsätzlich zwar geschieden, aber noch ist die Wirkung ihrer Umwelt auf ihn nicht ganz erloschen.

Blei leitet, von dem Überspannten der Formulierung abgesehen, in diesen Fragen anfänglich immer ein richtiges Gefühl. Seine boshafte aber treffende Bemerkung über Johannes Müllers ‚Seelsorge' zeigt das. Blei ist allem Liberalen, Individualistisch-Überspannten, aller von innen heraus, d. h. von der zufälligen Natur des einzelnen aus normierten Sittlichkeit feind. Das gründlich abgehauste ‚Autonome' ist die Hauptgefahr der modernen Welt. ‚Schöpferische Kraft' der Verinnerlichung und andere Fassungen enthüllen sich mehr und mehr als Phrasen. Von Kants Nachfahren an bis zum Expressionismus geht der unerfreuliche Zug der brünstigen, über sich und die Welt unklaren Subjektivisten. Im liberalen Protestantismus, aber auch im Reformkatholizismus und Modernismus, soweit jener nicht bloße Kleinigkeitsquengelei, dieser nicht nur myopischer Historismus war, hat der Subjektivismus die Religion verwüstet. Im Kampfe hiegegen kann Blei nur willkommen sein, besonders da er das Übel in seinen Wurzeln, auch in den übrigen Gebieten des geistigen Lebens, in der Kunst und in der Ethik scharf bemerkt und anfaßt. Selten noch ist etwas so Treffendes über die künstlerischen Krämpfe der Gegenwart gesagt worden, als es Blei in den ‚Fragmenten zur Literatur' im dritten Vierteljahrsheft seiner ‚S u m m a' (S. 132 ff.) in wiederum stark gespannte Formulierungen prägt: ‚Neben anderm drückt sich in der Haltung unserer dichterischen Jugend Verzweiflung darüber aus, daß die die Form schaffende Umgebung fehlt und daß das, was als Publikum die leere Figurantin solcher Umgebung ist, vollkommen der instinktsicheren Erkenntnis mangelt, daß das wohlgelungene Werk, an dem

der Dichter und die Umgebung schaffen, ex se ein sittliches ist und eine besonders betonte Sittlichkeit nur immer dort zeigt, wo der Verfasser mit seiner Kunst nicht ordentlich zurecht kommt. Nun hat, wie es scheint, die Armseligkeit dieser ihrer heutigen einzig möglichen Umgebung diese jungen Dichter schon infiziert, so daß auch ihnen selber diese instinktive Erkenntnis vom an sich schon Sittlichen des vollendeten Werkes sich vertrübt und sie in ein Ethisches zu divagieren anfangen, das immer nur problematisch sein kann. . . . Ist es auch nicht Kunst, so ist es doch Ausdruck, und dieser ist überhaupt alles — mit diesem Bekenntnis zum leidenschaftlichen Bekenntnischarakter der heutigen künstlerischen Person wird das Problem der fehlenden Komponente des Werkes, nämlich die formschaffende Umgebung, nicht erledigt: es ist eine romantische Illusion, welche das Mittel für den Zweck, die Materie für die Form hält. Das Problem wird nicht gelöst, sondern beiseite geschoben, der Künstler als Bekenner seiner Leidenschaft in seiner Isolation gebilligt und von seiner Stimme, außer der Lauterkeit, nur noch die Lautheit eines Predigers in der Wüste verlangt . . ., daß der Künstler etwas auszudrücken habe, diese Entdeckung mußten heute wohl jene machen, welche damals noch Kinder waren, als bei uns Künstler auftraten, deren Stolz und Titel es war, daß sie rein gar nichts zu sagen und auszudrücken hatten, außer ihre kleinen Lesefrüchte aus darwinistischen und sozialistischen Broschüren. Aber es ist doch nur eine Wiederentdeckung nach dem kurzen Interregnum einigen Stumpfsinns und Ernüchterung dieser Wiederentdecker, die in jenem Stumpfsinn die ‚Kunst' vermeinten wie alle Welt und mit aller Welt —, an welche Welt sie sich aber doch nun wieder wenden, um ihr das neue Schauspiel der Abwechslung, den Expressionismus zu bereiten. . . . Es ist da aber nichts weiter passiert als: nach den Parterreakrobaten und den Seiltänzern treten die Feuerfresser und Fakire auf. O, es ist zu verstehen, daß die paar Dichter dieser Zeit nicht wissen, ob sie die gehobene Hand nicht lieber zerschmetternd als zupfend auf die so mißgehörte Leier fallen lassen sollen, daß sie zaudern, irre werden und verzweifeln und aus der tiefsten Not ihres so sehr mißverstandenen, übertriebenen, falsch exponierten Daseins laut aufschreien in Gedichten, von denen sie bitter zugeben, daß es keine seien, und nur die Kühneren den Mut haben zu sagen, diese gerade seien die rechten Gedichte. . . . Des Dichters ungeformte Leidenschaft explodiert in ein Publikum, dessen teilnahmloses Umihnherumsein ihn verzweifeln macht darüber, daß er, auf einer Säule stehend, nichts als sein Ich hat, das ohne Formgebundenheit zu einer halluzinierten Menschheit aufschwillt, von deren Abstraktheit er keine Form empfangen kann. Der Dichter entblößt seine Eingeweide mit der bewußt-häßlichen Geste einer sittlichen Tat, um nicht durch eine schöne Geste in den Beifall des Pöbels zu sinken, der ihm Kunst und Leben verekelt hat als das nichts als ästhetische . . .'

So ist Bleis sicher führender Kompaß durch das Meer der mannigfachen Erscheinungen der Kultur, auf dem er so aus innerstem Bedürfnis

seine Kreuz- und Querfahrten macht, sein Wille zur Form, sein Geschmack für das Objektive, sein Wille zur Gesellschaft. Aus der Gemeinschaft erwächst erst das gesunde, volle, harmonische geistige Leben. Freilich gibt es diese ‚formschaffende Umgebung' in der Gegenwart fast nicht mehr — außer in der Kirche oder in der sozialen Demokratie. Zu diesen in ein dienendes Verhältnis treten, in ihre geistige Ordnung eingehen, könnte dem Künstler wieder Boden unter den Füßen geben. Darüber handelt er ebenfalls in dem angeführten Fragment der ‚Summa', wie überhaupt die ganze ‚Summa' mit freilich vielen Varianten dem Thema gilt: Aufbau durch Dienst. Hier schimmert das positive Programm der Bleischen Kritik, nur immer wieder verdunkelt durch einige andere, nicht völlig homogene Elemente.

Reiner, ungebrochener und recht zielbewußt in eine Komponente gesammelt, tritt die Gesamtheit seines Kulturwillens in der eigentlichen Programmschrift des wieder katholisch Gewordenen hervor, die den merkwürdigen Titel trägt: ‚Menschliche Betrachtungen zur Politik' (München, Georg Müller 1916). Der Begriff ‚Politik' ist hier sehr allgemein verstanden, im Sinne jeder zielbewußten Arbeit an der Gesellschaft, auf kulturellem, religiösem, staatlichem Gebiet. Wir finden darin ein gutes halbes Dutzend Abhandlungen und im Anhang einen Notiz- und Einfälleblock aus dem ersten Kriegsjahr. Sie lohnen alle reichlich die Durchsicht, wenn auch mancher im engern Sinn politische Aphorismus durch die Verhältnisse überholt ist.

Auch hier wird viel kritisiert, und manchmal urteilt der ‚Aristokrat', der aber wärmer und verbindlicher, auch im Ausdruck frömmer und nicht so blasiert ist wie ‚Prinz Hippolyth', noch recht verletzend und von oben herab. Aber alle Kritik durchdringt spürbar der positive Wille. Dessen letzter Beweggrund ist sehr schön bekannt in den Worten: ‚Wir lieben die Menschen um Gottes willen. Liebten wir sie um ihrer selbst willen, dann könnten wir sie ebenso um ihrer selbst willen nicht lieben oder hassen. . . . Der Sinn unseres Daseins, zu Gott hinzuleben und den Abstand zwischen Gott und uns so gering wie möglich zu machen, kann sich nur erfüllen, wenn wir diesen zu Gott hinbewegten Menschen dieser Mühe des Bewegtwerdens für wert erachten . . .' Und den Ton, in dem alles gehalten ist, gibt gut an das Paradoxe: ‚Das einzige Praktische, was wir Menschen besitzen, sind die Ideale.' Die Schlaglichter, die von hier aus in dem Kapitel ‚Von der Demokratie' auf eine gewisse Geschichtsauffassung und auf die Dogmen des britischen und neudeutschen Imperialismus fallen, gehören zum Treffendsten und Konzentriertesten, was über den Sinn und die Untergründe der jetzigen Weltkatastrophe gesagt wurde. Die Zusammenhänge zwischen Kapitalismus, Liberalismus, Sozialismus werden, so sehr sie darnach streben, sich im bergenden Dunkel der banausisch-idealen Phrase zu halten, schonungslos enthüllt.

Daß im katholischen Leben, besonders in seinem Anteil an der Politik, dasselbe schleichende Gift seit Jahrzehnten schon wirkt, ist ein Thema,

dem Blei in den drei beachtenswerten Abhandlungen ‚Die katholische Aufgabe', ‚Die Politik der Kurie', ‚Die Katholiken in Deutschland' sehr scharf nachgeht. In Benützung eines banalen Schlagworts gesagt, ist es der Kampf gegen den ‚politischen Katholizismus'. Blei wendet sich besonders heftig gegen eine Richtung, die sich in dem dummen und recht auf Massenwirkung berechneten, also letzten Endes demagogischen Wort offenbart, daß wir viel mehr katholische Kommerzienräte brauchten. Er greift jene Statistik an, die aus der behaupteten Inferiorität der deutschen Katholiken auf wirtschaftlichem Gebiete Folgerungen zieht, die tief in den Materialismus unseres Geschlechtes verstricken. Es sind zum Teil geläufige Gedankengänge, nur vielfach neu und wirkungsvoll formuliert. Wir wollen sie nicht wiederholen, auch nicht die Ausführungen über die Verstrickung der römischen Kurie in kurzsichtige Weltpolitik, die er in der recht anfechtbaren Form eines fingierten Testaments dem Kardinal Rampolla in den Mund legt. Die Kritik am ‚politischen Katholizismus' sollte im Interesse der Reinheit der katholischen Ideale unter streng religiösen Gesichtspunkten nie ganz aufhören! Sonst stagniert das katholische Gesellschaftsleben in den natürlichen Niederschlägen des Weltlebens, in dem, was man den Katholizismus der Macht, des Erfolges, des Geschäftes nennt. Nicht die Kirche selbst leidet Schaden, nur das betreffende Volk, das sein Kirchentum als politisches Strebemittel benützt. Aber — und dieses Aber nimmt der Referent mit besonderem Nachdruck in den Mund —: die realen Notwendigkeiten, die gerade die deutschen Katholiken zwingen, sich politisch zusammenzutun, dürfen nicht übersehen werden. Gegenüber dem politisch organisierten Willen, der aus andern Weltanschauungen quillt und der, zur Macht gelangt, uns in der freien Ausübung unseres Glaubens hindern oder auch nur die alten Kulturbestände, an deren Aufbau unsere Kirche mitgearbeitet, aus absolutistischem und doktrinärem Drang beseitigen wollte (man denke an die Ruinen, die eine neue Säkularisation oder die Trennung der Kirche vom Staat auf rein kulturellen Gebieten schaffen würde), ist eine vorbauende Abwehr nicht zu umgehen. Aber es gehört viel Selbstkritik und weise Seelenzucht der Führer her, die Linie dieser Notwendigkeit nicht zu überschreiten. Andererseits dürfen Geister, die eine aristokratische Abneigung gegen jede straffe Organisation und gegen das unvermeidbare gröbere agitatorische Wirken auf die zu organisierende Masse zur Kritik am ‚politischen Katholizismus' treibt, die persönliche Geschmacksfrage nicht zum Grundsatz für die Gesamtheit machen wollen. Das war der Fehler des hauptsächlichen Kritikers des ‚politischen Katholizismus', Franz Xaver Kraus, der neben seiner eigenen aristokratischen Diplomatenpolitik keine andere, jedenfalls nicht die demokratischer Massenorganisation leiden mochte. Reinste religiöse Reaktion gegen Ansätze von Verweltlichung verband sich mit Abneigungen, die im persönlichen Charakter lagen. Diesen Fehler machten andere nach; auch Blei, der noch in den ‚Summa'bänden gegen die Politisierung der Kirche Klage erhebt, ohne die oben gekennzeichnete

Unterscheidung zu beachten. Hoffentlich wirken seine kritischen Anmerkungen nicht verhärtend auf die davon Betroffenen; sie sind ja nur als Anhaltspunkte zur Selbstprüfung gemeint, der gerade der katholische Politiker mit gutem Gewissen nicht wird ausweichen wollen. Wenn in Zukunft der katholische Glauben im politischen Leben nicht als ein Ferment wirkt, das vor weiterem Versinken ins Materielle bewahrt, dann ist das Salz wahrhaftig schal geworden und muß seinem Los entgegengehen. Dann hätte der Katholizismus im deutschen Volk verspielt, trotz aller politischen Organisation, und wenn auf hundert Jahre hinaus nur Zentrumsführer als Reichskanzler wirkten!

In diesen Folgerungen aus der Beobachtung eines gewissen Versinkens ins Nurpolitische, wo der berechtigte und nötige Selbstschutz gegen religionsfeindliche Strömungen übergegangen ist in die menschlich sehr begreifliche Freude an der Macht und in den Willen zum Geltendmachen der eigenen sozialen und konfessionellen Schicht im Kampf ums Fortkommen und Emporkommen, sind wir mit Blei einig. Nur fürchten wir, daß er mit seinen schroffen Fassungen mißverstanden wird. In diesem Punkt nicht minder wie im übrigen. Wenn er so z. B. einerseits die Jesuiten wegen ihrer angeblich naturhafteren, weniger supranaturalen, mehr der menschlichen Schwäche, wie sie im Konkreten sich zeigt, pädagogisch angepaßten Auffassung der Religion und der Sittlichkeit verteidigt (Menschliche Betrachtungen zur Politik, S. 205 ff.), so geht er ebenso zu weit, wie wenn er nachher der Gesellschaft Jesu ein Kapitel liest, daß sie sich zu tief in eine reine Machtauffassung von der Kirche eingelassen hätte. Das erste trifft sowenig zu wie das zweite. Aus der moraltheologischen Literatur der alten Jesuiten ist ihr wirkliches religiöses und sittliches Ideal nicht abzulesen; die Kasuistik ist eine rein praktische Sache, und der vielberufene ‚Probabilismus' wird völlig mißverstanden. Andererseits ist die Gesellschaft Jesu zu gewissen Zeiten auch nicht mehr in die Machtpolitik der Kirche verstrickt gewesen als andere Genossenschaften in ihrer Art, und sie war es nie als Ganzes. Übrigens ist die Gesellschaft Jesu gar nicht so zentral bedeutsam für das Wesen der Kirche, wie die Polemik gegen sie immer glauben macht. Sie ist einer von den großen Orden, die alle ihren Teil an der Kirche geformt haben, aber vor allem zuerst von der Kirche und von ihren ewigen Grundkräften geboren und geformt wurden. Das vergißt man meist, weil man die Geschichte der Kirche und ihrer Orden zu wenig kennt, und in diesem Punkte hat auch Blei noch Lücken.

Es ist gefährlich, von einem gewissen eigenen Standpunkt aus, der dem Gefühl und Charakter just liegt, Wesen und Erscheinung einer so umfassenden Welt, wie es die katholische Kirche ist, zu bestimmen. Das ist eine Neigung, an der alle die vornehmen Geister kranken, die neuerdings zur Kirche geführt werden, sei es auf philosophisch abstrakten oder auf ästhetischen oder sittlich experimentierenden Wegen. Jeder Konvertit bringt von draußen, von seinem früheren Besitztum etwas mit und legt

es im Heiligtum nieder. Später gehört es bei den ganz großen Bekehrten, wie bei Paulus, Augustin, zum Kirchenschatz. Bei weniger Großen hat es dagegen schon zu schweren Mißverständnissen, Störungen, zu harter Belastung des Kredits der Kirche in den Augen der Außenstehenden geführt. Oder die Neuangekommenen fanden sich später enttäuscht, ihre Illusionen nicht in der Kirche zu finden. Doch das sind Gedankengänge, die einer eigenen Prüfung wert wären. Im Hinblick auf unseren Fall und auf verwandte und ähnliche wird man sagen können: ganz zu schweigen selbstverständlich von den Wegen, die Gottes Gnadenmacht unerforschlich geht, und von der christlichen Mitfreude über die Erleuchtung jedes andern, erfreut sich die Kirche über jeden Zustrom von starkem individuellem, geistigem Leben. Aber sie muß verlangen, daß alle Gaben zum Dienst Gottes auf ihrem Altar freudig, willig, dienstbereit geopfert werden.

Kleine Bausteine

Was ist „Soziologie"? / Eine Frage des Universitätsunterrichts / Von G. v. Below

Der Kultusminister Hoffmann, der zur Verhöhnung von Kunst und Wissenschaft sein Amt erhalten hat, ist in kurzer Zeit mit mehreren unglaublichen Erlassen hervorgetreten. In dem einen verfügt er neuerdings, daß an den Universitäten „Lehrstühle und Forschungsinstitute für Soziologie eingerichtet werden" sollen. Ob er wohl irgend eine blasse Ahnung davon hat, was man unter Soziologie verstehen kann? Zweifellos nicht! Ihm ist das Wort offenbar nur deshalb so lieb, weil es an „sozial" anklingt und weil er meint, es sei etwas Besonderes für die Sozialdemokratie. Was ist aber „Soziologie"?

Es gibt sehr viele Forscher, die die Forderung einer Wissenschaft der Soziologie für Schwindel im vollen Sinn des Wortes halten. Mein verstorbener Kollege Alfred Dove, ein Gelehrter von feinem Witz, hat die von manchen Leuten so stürmisch geforderte „Soziologie" „Wortmaskenverleihinstitut" genannt.* Diese Bezeichnung enthält in der Tat sehr viel Wahrheit. Man findet in vielen Schriften, die sich als System der Soziologie oder als Beiträge zu einer solchen ausgeben, ein unglaublich unfruchtbares Spiel mit Worten, aber nichts weniger als eine Förderung der Erkenntnis der Dinge. Man wird an das alte Spiel mit begrifflichen Formeln erinnert, in dem die spekulative Philosophie früherer Zeiten groß, aber auch klein war; der Unterschied ist nur der, daß hinter den Formeln der spekulativen Philosophie doch ein tiefer Sinn zu entdecken ist und daß die Männer, die die Formeln prägten, Männer von Geist waren, während in jenen „soziologischen" Versuchen die Fadheit vorherrscht.

Es ist charakteristisch, daß in den Kreisen des Dilettantismus die Soziologie in demselben Maß beliebt ist, in dem sie in streng wissenschaftlichen Kreisen gering geschätzt wird. In dem streng sachlichen Deutschland hat sie wenig Anhänger, während sie z. B. in Rußland sich großer Beliebtheit erfreut. Wenn sie heute bei uns von unserer sozialistischen Regierung protegiert wird, so kann das nicht wundernehmen: man ist ja auch sonst eifrig dabei, uns modern russische Einrichtungen aufzudrängen.

Will man von dem Wort Soziologie eine leidliche Erklärung geben, so wird man Soziologie als die Lehre von den Gemeinschaftsbeziehungen der Menschen erklären. Da hiermit aber — wir kommen darauf sogleich zurück

---

* Ich habe in meiner Geschichte der deutschen Geschichtschreibung im 19. Jahrhundert S. 102 Doves Wort angeführt und daselbst auch weiteres zur Kritik der „Soziologie" bemerkt.

— ein unermeßliches Gebiet für sie abgegrenzt wird, so hat ein Verteidiger der Soziologie sie auf die Untersuchung der Formen der Vergesellschaftung beschränken wollen. Tatsächlich freilich ist damit das Forschungsgebiet der Soziologie kaum verengert. Denn die Formen der Vergesellschaftung lassen sich nicht ohne die Vergesellschaftung, die Gemeinschaftsbeziehungen im allgemeinen untersuchen.

Das ist eben das üble bei der Soziologie, daß ihr Gebiet, wenn man sie ernst nimmt, unermeßlich ist. Schlechthin alles muß zu ihr gehören, falls sie die Lehre von den Gemeinschaftsbeziehungen oder auch nur von deren Formen sein soll. Die gesamte Sprachwissenschaft z. B. gehört zu ihr; kaum irgendwo prägen sich ja die Gemeinschaftsbeziehungen der Menschen so aus wie in ihren Sprachen. Natürlich muß die Soziologie auch die Rechtswissenschaft, die Nationalökonomie, die Geschichtswissenschaft, die Theologie, die Philosophie usw. umfassen. Recht, Wirtschaft, Religion, Sittlichkeit, Sitte, Kunst begründen ja wichtigste Gemeinschaftsbeziehungen und kommen in solchen zum Ausdruck. Hat es aber einen Zweck, für die Bewältigung aller dieser Wissenschaften eine große Wissenschaft der Soziologie aufzustellen? Es ist ja ausgeschlossen, daß ein Mann dies alles bewältigt. Die einzelne Wissenschaft ist heute schon so vielseitig ausgebaut, daß sie ihren Vertreter ganz und gar in Anspruch nimmt, daß sogar innerhalb der einzelnen Wissenschaften Arbeitsteilungen sich mehr und mehr notwendig machen. Es erweist sich mithin als sehr unpraktisch, einen Wissenschaftsbetrieb zu fordern (was ja in dem Verlangen nach Professuren der Soziologie liegen würde), der alle jene gewaltigen Gebiete umfassen würde. Ein Professor der Soziologie, der den Anspruch erheben würde, alle jene Gebiete zu beherrschen, würde jämmerlich scheitern.

Eine eigene Wissenschaft der Soziologie zu fordern, ist aber auch gar nicht notwendig, weil alle hier in Betracht kommenden Wissenschaften seit sehr langer Zeit, insbesondere seit den Tagen der Romantik, es sich aufs eifrigste angelegen sein lassen, die Gemeinschaftsbeziehungen der Menschen zu erforschen. Zwar treten die leidenschaftlichsten Wortführer der angeblich so ganz neuen soziologischen Forschung mit dem Anspruch auf, der Welt etwas noch nie Dagewesenes zu bieten. Allein das gehört eben auch zu ihrer dilettantischen Art, daß sie über die Geschichte der Wissenschaften sehr wenig Bescheid wissen. Über die Dinge, über die sie uns ganz neue Aufschlüsse geben wollen, hat man sich ja schon vor langen Jahren den Kopf zerbrochen. Wenn sie sich in der Geschichte der Wissenschaften gründlich umgesehen hätten, dann wäre auch ihnen davon etwas bekannt, und dann würden sie sich nicht so ‚grün‘ in ihren Ansichten und in der Mitteilung ihrer angeblich so funkelnagelneuen Resultate zeigen. Wer einigermaßen in der Geschichte der Wissenschaften Bescheid weiß, dem ist ja bekannt, daß die romantische Wissenschaft sich die Aufgabe stellte, den Volksgeist, das Verhältnis des einzelnen zum Geist seines Volks zu erforschen, daß in den Tagen der Gebrüder Grimm z. B. von diesem Gesichtspunkt aus über die Entstehung

des Volkslieds, über die Frage gestritten wurde, welchen Anteil der einzelne an der Abfassung der Lieder, die wir Volkslieder nennen, hat. Das aber sind ja echte ‚soziologische' Forschungen, d. h. Forschungen über die Gemeinschaftsbeziehungen der Menschen. In denselben Tagen der Brüder Grimm wurde auch der entsprechende Streit über den Anteil des Volks und des einzelnen an der Entstehung und Fortbildung des Rechts ausgefochten; es braucht nur an den Namen Savigny erinnert zu werden. Wie an vielen Stellen, so rächt sich namentlich auch hier die Unkenntnis des gewaltigen und fruchtbaren Einflusses, den die romantische Bewegung auf die Wissenschaft, vor allem die deutsche, geübt hat. Von den Zeiten her, in denen das ‚junge Deutschland' auf die Romantik verächtlich herabsehen zu können meinte, ist man noch in weiten Kreisen gewohnt, alles, was mit der Romantik zusammenhängt, zu ignorieren. Lieber macht man Anleihen bei der oft recht windigen modernen französischen, englischen und russischen Literatur, als daß man aus dem unerschöpflichen Born der von der Romantik beeinflußten Wissenschaft schöpft. Immer von neuem aber haben wir zu betonen, daß seit der romantischen Zeit jene Fragen wahrhaft fruchtbar wieder und wieder behandelt worden sind. So hat der Rechtshistoriker Wilhelm Arnold, den man etwa den jüngsten Vertreter der alten Romantik nennen kann, der aber auch schon zu einer neuen Art überleitet, das Verhältnis von Recht und Wirtschaft und die hier in Betracht kommenden Gemeinschaftsbeziehungen untersucht. Wie oft man die Frage nach dem Zusammenhang der großen Werke der einzelnen Künstler mit dem Geist und der Art ihres Volkes aufgeworfen hat, ist allen Kundigen wohl bekannt. Oft wird es so dargestellt, als ob der Sozialismus und insbesondere der Marxismus in bezug auf die Gemeinschaftsbeziehungen der Menschen ganz neue Erkenntnisse begründet habe. Wie ich indessen in meiner ‚Deutschen Geschichtschreibung von den Befreiungskriegen bis zu unseren Tagen' nachgewiesen habe, stehen Engels und Marx mit ihrer Auffassung keineswegs so isoliert, wie man vielfach gemeint hat, sondern sie sind abhängig von der vor ihnen vorhandenen Literatur. Wenn in der sozialistischen Literatur mein Nachweis zunächst totgeschwiegen wurde, so war ein erst später hervortretender Widerspruch so wenig stichhaltig, daß ich ihn, wie ich glaube, leicht erledigen konnte (im letzten Jahrgang der ‚Sozialistischen Monatshefte').

In emsiger Weiterarbeit auf dem von der romantischen Wissenschaft gelegten Grund haben die einzelnen Wissenschaften, die Theologie, Rechtswissenschaft, Volkswirtschaftslehre, Sprachwissenschaft (in ihren vielen Verzweigungen), Geschichtswissenschaft, Kunstgeschichte, Philosophie überall die Frage nach der Stellung des Menschen zu dieser oder jener Gemeinschaft, zu der er in Beziehungen steht, aufgeworfen und auf diese Weise unsere ‚soziologischen' Erkenntnisse außerordentlich gefördert.

Man wird aber vielleicht einwenden: 'gewiß; die einzelnen Wissenschaften haben je für sich die ‚Soziologie' außerordentlich gefördert; indessen es muß eine Wissenschaft geben, die sich die Erforschung der Gemeinschafts-

beziehungen zum besonderen Zweck setzt, ihre Wirkung und Bedeutung auf allen nur denkbaren verschiedenen Lebensgebieten, in Recht, Wirtschaft, Sprache, Literatur, Religion usw. gleichmäßig erforscht und zusammenfaßt. Natürlich wäre das eine unmögliche Forderung. Alles in jener Art zu erfassen und zusammenzufassen ist, wie schon bemerkt, schlechthin unmöglich. Die soziologische Erkenntnis ist stets nur von solchen Forschern gefördert worden, die in einer einzelnen Wissenschaft eine gründliche Ausbildung besaßen; sie haben sich dann etwa noch Nachbarwissenschaften zugewandt; immer aber ist die Grundlage ihrer Tätigkeit eine einzelne Wissenschaft geblieben. Dagegen haben diejenigen, die, ohne eine einzelne Wissenschaft gründlich zu beherrschen, sich in der ‚Soziologie' getummelt haben, schlechterdings nichts geliefert. Daher erklärt sich auch die Erscheinung, daß so viele ‚Soziologen' uns mit bloßem Wortgeklingel, bestenfalls mit schnell verflackerndem Begriffsfeuerwerk, mit den Waren eines ‚Wortmaskenverleihinstituts' aufwarten. Jedenfalls haben die ‚Soziologen' recht viel leeres Stroh gedroschen. Unter Umständen versteckt sich auch hinter dem hoch und anspruchsvoll klingenden Titel Soziologie eine ganze bloße Kleinigkeit. Während des Krieges beschwerte sich eine Türkin bei mir darüber, daß an unserer Universität keine Vorlesung über Soziologie gehalten werde. Als ich sie fragte, was sie denn darunter verstände, antwortete sie: eine Vorlesung über die Frauenfrage. Natürlich braucht man dafür nicht einen besonderen Lehrstuhl für Soziologie, da der Gegenstand sehr erfolgreich von einem Juristen, Nationalökonomen, Historiker, Theologen, Philosophen behandelt werden kann. Am besten vertraut man eine solche Vorlesung heute dem Nationalökonomen an, wobei er sich natürlich keineswegs auf wirtschaftliche Gesichtspunkte zu beschränken braucht. Jeder gründliche Wissenschaftler verfügt über die nötige Vielseitigkeit, um sein Auge über die Grenzen seines engeren Gebiets hinausschweifen zu lassen. Natürlich ist es sehr wünschenswert und nützlich, daß dasselbe Thema, wie z. B. die Frauenfrage, von Vertretern verschiedener Wissenschaften behandelt wird: es werden dann immer neue Gesichtspunkte zur Geltung kommen. Dagegen halte man den allgemeinen Soziologen, dessen Eigenart es ist, auf keinem Gebiet Fachmann zu sein: der Phrasendrusch wird das Kennzeichen seines Vortrags sein.

Wir bleiben also dabei, daß die soziologische Forschung den Vertretern der Spezialwissenschaften anzuvertrauen ist. Eine etwas weitergreifende Berechtigung könnte man der Philosophie zuerkennen. Wie sie im allgemeinen noch immer in dem einen oder andern Sinn als Zentralwissenschaft gilt, so übt sie insbesondere das Recht der begrifflichen Überprüfung der Resultate der Sonderwissenschaften. Von einem solchen Recht aus mag ein Philosoph dann und wann das einer begrifflichen Überprüfung unterziehen, was in anderen Wissenschaften über Sinn und Bedeutung der Gemeinschaftsbeziehungen ermittelt worden ist. Mehrmals ist dies in der Tat mit Erfolg geschehen. Freilich machen wir hier sofort wieder die Beobachtung,

daß der Erfolg sich nur dann eingestellt hat, wenn die Überprüfung von einem Philosophen unternommen worden ist, der die gründlichste Fachbildung, echte philosophische Schulung besitzt, der also über das Rüstzeug seiner Sonderwissenschaft in hervorragendem Maß verfügt, während Versuche von Scheinphilosophen kümmerliche oder gar komische Resultate ergeben haben. Mithin erweist sich auch hier wiederum der tüchtige Vertreter einer Sonderwissenschaft als der beste ‚Soziologe‘.

Wir können jetzt die Ergebnisse unserer Beobachtungen zusammenfassen. Soziologie treiben die Vertreter aller Wissenschaften, für die überhaupt die Gemeinschaftsbeziehungen der Menschen in Betracht kommen, und den größten Erfolg auf soziologischem Gebiet haben diejenigen aufzuweisen, welche die tüchtigste Fachbildung besitzen, Meister ihrer besonderen Fachwissenschaft sind. Hat es nun noch einen Sinn, Professuren für allgemeine Soziologie zu fordern? Wenn es möglich wäre, daß ein Mann gleichzeitig hervorragender Philolog, Nationalökonom, Theolog, Jurist usw. ist, dann hätte es einen Sinn. Da das aber nicht möglich ist, so sind Professuren für allgemeine Soziologie nicht bloß zwecklos, sondern zweckwidrig. Alle Vertreter jener Sonderwissenschaften können als Soziologen gelten, und so könnten auch alle Professuren, die für sie bestehen, soziologische Professuren heißen. Um die Sache an einem Beispiel zu erläutern, so beschäftige ich, der ich Historiker bin, mich beständig mit den Gemeinschaftsbeziehungen der Menschen. Außerdem habe ich mich im Laufe der Jahre mit den Grenzgebieten anderer Wissenschaften — fast mehr schon, als es erlaubt sein mag —, der Rechtswissenschaft, Nationalökonomie, Theologie befaßt. Ich könnte daher nicht bloß als Historiker, sondern dazu noch in einem besonderen Sinn eine Professur für ‚Soziologie‘ beanspruchen. (Nebenbei bemerkt wird Minister Hoffmann mir natürlich keine geben, weil ich nicht — Sozialdemokrat bin.) Aber warum soll ich fortan ‚Soziologe‘ heißen? Das wäre eine ‚Wortmaske‘. Nehmen wir ferner das Beispiel eines Philologen, so ergeben sich innerhalb der Sprachwissenschaft in der Erforschung der sprachlichen Entwicklung die interessantesten soziologischen Probleme, wie das der Bedeutung der Nachahmung, der Beeinflussung des einzelnen durch seine Umgebung. Der Sprachwissenschaftler könnte also mit vollem Recht eine Professur für ‚Soziologie‘ beanspruchen. Aber warum das? Der Sprachwissenschaftler hat seine wertvollen Entdeckungen eben als Philologe gemacht. Warum also die Wortmaske? Warum die Täuschung?

Die Errichtung von Professuren für allgemeine Soziologie birgt die große Gefahr in sich, daß Leute sich einzuschleichen suchen, die nirgends fachmännisch zu Hause sind, die mit einem allgemeinen Geschwätz Eindruck zu machen suchen, die die wissenschaftliche Erkenntnis nicht fördern, sondern beeinträchtigen. Die soziologischen Forschungen sind so schwer und schwierig, daß niemand darin ohne gründlichste Vertiefung in ein besonderes Fach etwas leisten kann. Ist jemand aber zu einer solchen gelangt, so nimmt

ihn das besondere Fach so in Anspruch, daß er eben Fachmann bleibt. Darum erklären wir: eine Professur kann nur einem ausgesprochenen Fachmann übertragen werden; kann er sich auf keinem Gebiet als Fachmann ausweisen, so verdient er auch keine Professur.

Will man durchaus Professuren mit dem Titel ‚Soziologische Professur' schaffen, so übertrage man sie einem tüchtigen Philosophen, dessen Arbeiten in der vorhin angedeuteten Richtung liegen. Natürlich würde das nicht ausschließen, daß ein anderer Philosoph aus derselben Fakultät, ferner ein Historiker, Philolog, Nationalökonom usw. sich mit der gleichen sachlichen Berechtigung ‚Soziolog' nennen könnte. Man mag auch etwa einem Ethnographen eine Professur mit dem Titel ‚Soziologische Professur' geben. Aber man glaube nicht, daß man damit etwas anderes errichte als eine Professur für ein bestimmtes Sonderfach. Der Ethnograph ist sachlich nicht mehr Soziolog als der Nationalökonom oder Historiker usw.

Es ist noch der Gefahr zu gedenken, die darin liegt, daß jemand, der literarisch eine ganze Kleinigkeit geliefert hat, unter dem Aushängeschild der ‚Soziologie' eine Professur für sich beansprucht. Um an einen vorhin erwähnten Fall anzuknüpfen, so könnte jemand, der eine Schrift über die Frauenfrage geschrieben hat, auf Grund derselben eine Professur für ‚Soziologie' fordern, weil er — auf keinem wissenschaftlichen Gebiet Fachmann ist und also sich selbst gesteht, daß er keine Fachprofessur verlangen darf. Indessen die Universität duldet in ihren Reihen nicht den Krippenreiter, der sich mit einem groß aufgeputzten Wappenschild Ansehen geben will; ihr sollen nur vollwertige Kräfte eingereiht werden. Natürlich unterschätzen wir, wenn wir diese Gesichtspunkte hier geltend machen, solche Fragen wie die Frauenfrage keineswegs. Gerade wegen ihrer Wichtigkeit und Schwierigkeit wünschen wir, daß ihre Behandlung nicht einem Stümper überlassen wird; am meisten empfiehlt sich, wie oben angedeutet, bei solchen Fragen die gemeinsame Arbeit der Vertreter verschiedener Wissenschaften.

Es ist charakteristisch, daß in den sozialistischen Kreisen Professuren für ‚Soziologie' leidenschaftlich gefordert werden, dagegen nicht Professuren für ‚Völkerpsychologie'. ‚Völkerpsychologie' klingt eben nicht so ‚sozialistisch'. Sachlich decken sich ‚Soziologie' und ‚Völkerpsychologie' ja ungefähr. Auch diese hat es mit den Gemeinschaftsbeziehungen der Menschen zu tun. Und auch das hat diese mit jener gemeinsam, daß es sinnlos wäre, besondere Professuren für allgemeine Völkerpsychologie zu begründen, wie es sinnlos ist, Professuren für allgemeine Soziologie zu fordern. Die Vertreter aller vorhin genannten Sonderwissenschaften treiben Völkerpsychologie, der Nationalökonom, der Kunsthistoriker, der Sprachforscher usw.

Kritik

Moderne deutsche Lyrik / Von M. F. Cyprian

Fragte man mich nach den stilbildenden Meistern der modernen Lyrik, so würde ich die Namen dieser vier Dichter nennen: Mombert, Dehmel, George, Däubler. Alfred Mombert, der größte unter ihnen, weckte aus unserer Sprache neuen Urlaut, schuf eine kosmische Rhythmik von musikalischer Gewalt. Neben diesem Genie die drei Talente: Dehmel, der eine blutvolle Leidenschaft stark und männlich, doch ohne metaphysische Tiefe, in gebändigtes Wort ballte; Stephan George, der mitten in einer naturalistischen Epoche unserer Lyrik eine herbe und strenge Feierlichkeit gab, die er freilich nicht mit innerer Mystik zu füllen vermochte; Theodor Däubler, der unserer Dichtung expressionistische Bildhaftigkeit und neue Formkunst schenkte. In gemessenem Abstand von diesen richtungweisenden Persönlichkeiten noch eine kleine Zahl starker Begabungen: Rainer Maria Rilke, der den Gefühlskreis unserer Lyrik um neue seelische und sinnliche Untertöne bereicherte; Richard Schaukal, der historische Bilder mit feiner Nervenhaftigkeit in virtuosen lyrischen Ausdruck umsetzte, während er in einigen rein gefühlshaften Gedichten Eichendorffsche Schlichtheit wiederfand; Max Dauthendey, der Landschaftsbilder von farbigem Reiz mit impressionistischer Verskunst gestaltete; Else Lasker-Schüler, die einige mediale Strophen voll bannender Kraft von sich ablöste; Franz Werfel, dessen hymnischer Drang aus moderner Zerbrochenheit immer mehr monumentaler Formung sich nähert; Johannes R. Becher, dessen hysterische Aufschreie zuweilen zu kondensiertestem lyrischen Ausdruck erlöst werden. Von diesen eigenwüchsigen Begabungen abgesehen, ist das quantitativ höchst umfangreiche lyrische Schaffen der deutschen Gegenwart — so weit ich es überschaue — eigenwüchsiger Potenzen bar; ist Mitläufertum von sympathischer oder unsympathischer Gesinnung, starker oder schwacher Formgewandtheit. Unter diesen Mitläufern sind raffinierte Virtuosen wie Hugo von Hofmannsthal, innige Bekenner wie Maria Herbert, liebenswürdig gemütvolle Naturen wie Gustav Falke, aber es fehlt ihnen allen die schöpferische Sprachkraft, welche George mit Recht fordert: ‚jenes tief Erregende in Maß und Klang, wodurch zu allen Zeiten die ursprünglichen sich von den nachfahrenden Künstlern zweiter Ordnung unterschieden haben.'

Klabund, von dem man einst hoffen durfte, er werde zu schöpferischem Dichterlaut durchbrechen, scheint diese Hoffnungen nicht zu erfüllen. In seinem ersten Versbuch stehen zwei oder drei starke Gedichte; sein kleiner Roman ‚Moreau' ist ein Bravourstück an Temperament und prägnantem Prosarhythmus — das wird von ihm bleiben. Ohne Zweifel steckte in Klabund eine starke Begabung, aber sie wurde nicht erlöst, sondern ist zerflattert. Der Dichter Klabund wurde aufgezehrt vom Bürger Alfred Hendschke, von dessen weichlicher Sentimentalität und ihrer Kehrseite — der Zote. Rasch hat sich die karge Originalität dieses allzu frühreifen Dichters verbraucht, was blieb: ist Literatur. Aus seinem Versbuch ‚Die Himmelsleiter'* hört man viele Dichterstimmen, nur nicht den Eigen-

* Berlin, Erich Reiß. 1916.

laut Klabunds; sein Gesang ‚Irene oder die Gesinnung'* ist impotente Gestaltung vermessenster Aufgabe. Wenn Klabund von sich rühmt, daß er mit dem Wort zu töten und zu zeugen vermag, so irrt er: seiner eitelen Dichtung fehlt die Schaffenskraft des göttlichen Logos. Solche unschöpferischen, aber virtuosen Begabungen wie Klabund leisten oft als Nachschöpfer fremder Lyrik Beträchtliches: doch Klabund fehlt die selbstlose Interpretendemut, die entsagende Hingabe an das dichterische Vorbild, deren es zu solchem Unternehmen bedarf. In den chinesischen Kriegsliedern ‚Dumpfe Trommel und berauschtes Gong'** ist zwar die dichterische Wesenheit des Originals kaum gefunden, aber ein frischer Soldatenton wirkt frisch und fortreißend. In den Nachdichtungen der Lieder der ‚Geisha Osen'*** ist die Zartheit japanischer Liebeslyrik zerstört durch selbstgefällige Brutalitäten Klabundischer Prägung.

Ein ähnlicher Kontrast zwischen vermessenem Wollen und magerem Können wie in Klabunds ‚Irene oder die Gesinnung' macht sich auch in Felix Berans kleinem Gedichtbändchen ‚Krieg'† bemerkbar. Was in ihm ausgesprochen wird, sind aber nicht wie dort Eitelkeiten und Blasiertheiten eines einzelnen, sondern unser aller objektives Erleben in dieser Zeit; doch dieses Erleben wird nicht zum starken Dichterwort gehämmert, sondern bleibt blutleere Reflexion:

‚Italien färbt mit Lebenssaft die Grenze,
Frankreich liegt wund und blutend,
In England welkt des freien Bürgers Recht,
Man schaufelt russisch Volk dem Waffentod,
Österreich kämpft und lacht,
Wien tanzt,
Deutschland tut still sein Werk und hungert' —

das ist Leitartikel, aber nicht Dichterwort, welches das Schicksal dieser Zeit kommenden Geschlechtern lebendig bewahrt.

Diskrepanz zwischen Gehalt und Gestalt kennzeichnet auch des allzu wortreichen Franz Theodor Csokor Gedichte ‚Der Dolch und die Wunde.'†† Erlebnisse, die prägnante Wiedergabe fordern, werden in langatmigen Epigonenstrophen von Wiener Weichlichkeit und Formkorrektheit zu Tode gehetzt. Solche unkünstlerische Weitschweifigkeit eignet gleichfalls Max Brods Gedichtbuch ‚Das gelobte Land'.††† Banale Nichtigkeiten werden zu langatmigen Gedichten aufgeschwemmt wie in den primanerhaften Versen ‚An ein Mädchen im Theater', oder ‚An eine Anfängerin im Klavierspiel'. Wo Brod sich objektiven Stoffen hingibt wie in den Gedichten mit jüdischen Motiven und den Arbeitergedichten, wirkt er am sympathischsten; aber auch hier bleibt alles Rhetorik, fehlt das gestaltende Dichterwort. — Albert Ehrenstein, den einige moderne Kritiker als einen großen Dichter ausposaunt haben, ist ohne Zweifel begabter und feinfühliger. Aber seine zerrissenen, schürfenden Bilder sammeln sich nicht zu dichterischer Geschlossenheit. Was bleibt von seinem ganzen Gedichtbuch ‚Die rote Zeit'?§ Ein halbes Dutzend leidlich geschauter Bilder, ein paar Verse von schmerz-

* Ebd. 1917.
** Leipzig. Insel-Verlag 1915.
*** München. Roland-Verlag 1918.
† Zürich Orell Füßli 1918.
†† Wien u. Leipzig. Deutsch-Österreichischer Verlag 1918.
††† Leipzig, Kurt Wolff 1917.
§ Berlin, S. Fischer 1917.

lich resignierter Klage wie die Gedichte ‚Heimkehr‘ und ‚Verzweiflung‘. Aber die Tiefe und die Sprachgewalt eines echten Dichters fehlen. — Das Scheußlichste, was die moderne Lyrik hervorgebracht hat, ist Gottfried Benns Buch ‚Fleisch. Gesammelte Lyrik‘.* Daß ihm eine gewisse Begabung gegeben ist, bekunden Verse wie diese Strophe aus dem Gedicht ‚Der junge Hebbel‘:

‚Ihr schnitzt und bildet: den gelenken Meißel
In einer feinen, weichen Hand.
Ich schlage mit der Stirn am Marmorblock
Die Form heraus.
Meine Hände schaffen ums Brot.‘

Begabung verpflichtet. Benn aber gefällt sich darin, in naturalistischen Wollustszenen voll abstoßendster Geschlechtlichkeit zu wühlen, alle Ekelhaftigkeiten fleischlicher Verirrung auf den Seziertisch zu legen. Das ist Mißbrauch dichterischer Mittel; dieser Versuch, Worte, die nur in den Kloaken der Bordelle fallen, in die lyrische Kunst einzuführen, ist nicht nur widerwärtig, sondern verabscheuenswert; Franz Pfemfert, der in seiner Wochenschrift ‚Die Aktion‘ um seelische Erneuerung der deutschen Lyrik strebt, wird dem Ernst seines Strebens mit der Veröffentlichung der Bennschen Sauereien untreu.

In Karl Thylmanns Gedichtbuch ‚Die Furt‘** kommt wenigstens eine reine Gesinnung zu Wort. Ein Streben nach religiöser Läuterung, aber nicht von christlicher Wucht, sondern — ähnlich wie in den letzten Büchern von Morgenstern — theosophisch dünn. Eine blutleere Feierlichkeit, die nicht zu erschüttern vermag. Das Geheimnis von der Geburt des Gottessohnes wird in diesen Versen zu sagen versucht:

Durch deinen Schoß
Ging in die Welt
Der Eingeborene,
Der alles erhellt,
Den schon von alters
Auf großem Thron
Propheten sahn, —
Das Wort, der Sohn,

Die lichte Nabe
Vom Weltenrad,
In Fleisches Dunkel
Getaucht aus Gnad.‘

Auch die mittelalterlichen Hymnendichter gaben in ihren Versen abstrakte theologische Gedanken. Aber ihre glutvolle Abstraktion wurde dichterisch: man denke etwa daran, wie in der Fronleichnamsliturgie des hl. Thomas von Aquin tiefste theologische Spekulation mit höchster dichterischer Schönheit verschmolzen ist. Bei Karl Thylmann bleibt abstrakte Lehrhaftigkeit, kraftlos und unüberzeugend.

Nach all diesen anspruchsvollen, unzulänglichen Versbüchern tut es wohl, sich den schlichten ‚Gedichten‘*** Ina Seidels zuzuwenden. Keine durchbrechende dichterische Neutönerin; kein gedankentiefes Schürfen wie bei Annette von Droste-Hülshoff, keine mediale, visionäre Kraft wie bei Else Lasker-Schüler. Aber eine

* Berlin-Wilmersdorf, Verlag der Wochenschrift ‚Die Aktion‘ 1917.
** München, Hans Sachs-Verlag 1917.
*** Berlin, Egon Fleischel & Co. 1914; ‚Weltinnigkeit‘, ebd., 1918.

ehrliche Frau, die erlebte Eindrücke in glatte, ansprechende Verse zu kleiden weiß. Ihre Art kommt der wohl noch etwas herberen Isolde Kurz nahe in der spröden weiblichen Zartheit. Dabei wirken Ina Seidels Gedichte jung und frisch, nur zuweilen ein ganz klein wenig mondscheinsüchtig. Am reinsten wirkt ihre Art dort, wo sie Stimmungsbilder gibt wie den ‚Einsamen Abend‘:

‚Das müde Gewitter vergrollte,
Nun reden die Wasser im Tal,
Die blütenerhellten Kastanien
Durchleuchten die Dämmerung fahl.

Über den schwarzen Wäldern
Verlodert der Abendstern, —
Mein Herz erkennt zitternd die Stunde
Und wartet, — und weiß dich doch fern.‘

Auch soll nicht unerwähnt bleiben, daß diese Frau uns eines der schönsten Kriegsgedichte schenkte, dessen verhaltenem Ton mehr Tapferkeit innewohnt als den Haßgesängen der Männer:

‚Wir sangen die Schlachten vergang'ner Geschlechter —
Was wußten wir selber vom blutroten Sieg? —
Wir saßen beisammen, der Herdflammen Wächter,
Und hörten die Alten erzählen vom Krieg.
O Deutschland, o Mutter, die Milde uns lehrte,
Du hebst die Drommete, nun rufst du zum Schwerte
Den Knaben, der niemals ein Streitroß bestieg.

Wir lassen die Herde, wir lassen die Ernte,
Wir sehn nicht zurück in geliebtes Gesicht.
Nichts gilt mehr, was dir uns vom Herzen entfernte,
Wir spürten so nah deinen Atem noch nicht:
O Deutschland, o Mutter, du willst, daß uns alle
Von Herzen zu Herzen ein Blutstrom durchwalle,
Du weißt, daß der brausende Berge zerbricht.‘

Noch stärker rührt die Macht einer sympathischen Menschlichkeit mich in den Versen Maria Herberts* an. Sie sind ganz einfach und schlicht, unkünstlicher und ungewandter noch als die Dichtungen der mehr von modernem Tonfall berührten Ina Seidel. Oft verschwimmen die Verse dieser Frau in weichlicher Sentimentalität, bisweilen tasten sie vergebens nach Ausdruck und bleiben leere, abgegriffene Form. Und doch haftet grade den anspruchlosesten ihrer Verse etwas rührend Volksliedhaftes an, eine unberührte Naivität und eine kernige Gläubigkeit. Tiefer als alle die gekünstelten religiösen Sonette moderner Neutöner ergreifen mich, ich muß es bekennen, diese schlichten Reime:

‚Ich ging zu großer Feste Licht und Glanz,
Ich stand mit Lächeln in des Lebens Reigen,
Ich konnte scherzen — Herr, vor dir allein
Stieg meine tiefe Not aus lautem Schweigen —:
All unser Reden ist nur Schweigsamkeit.

* M. Herbert, Verborgenheiten. Köln, J. P. Bachem o. J. — M. Herbert, O Stern und Blume, Geist und Kleid. Regensburg, G. J. Manz 1918.

Wir brauchen Worte, grell zu übermalen,
Was in uns weint — wir brauchen Tünche, Gott,
Um zu verbergen unsrer Sünde Qualen —
Doch steht dein ew'ges Wissen über uns
Gleich deiner Sonne Unerbittlichkeiten —
Und unser wahres Leben ist in dir,
O großer König der Verborgenheiten.'

Man tue solche innigen Bekenntnisse, auch wo sie zu spröde sind, um mit religiöser Gewalt neue Wortprägungen der Gläubigkeit zu schaffen, ja nicht als ‚kitschig' ab. Ihre Einfachheit ist klar und lauter. Man fühlt sich an die besten Strophen Luise Hensels gemahnt. Keine große Geste, kein feierlicher Prunk — und doch Worte einer Seele, an die Versuchungen gerührt haben und die in ernstem Streben um Gottesnähe gerungen hat:

‚O sage nicht: „Du hast mich nicht gesucht!"
Der du die Wahrheit bist, wirst es nicht sagen!
So wie die Finsternisse nach dem Licht,
Mußt' ich nach dir in stetem Ringen fragen.'

Solche Verse vermögen in gleichgestimmten Seelen widerzuklingen und haben eine tiefere Daseinsberechtigung als forciertes Neutönertum um jeden Preis. Eine echte Christusliebe spricht zu uns, nicht mit ekstatisch lauten Gebärden, aber mit einer ernsten Andacht, die überzeugt:

‚So wie ein Wüstenfahrer weltfern kniet
Und seine Arme betend ostwärts streckt,
Wie er das Licht des großen Aufgangs sieht,
Das über Unwelten die Strahlen reckt:
Heb' ich aus bittrer Öde, aus dem Sand
Der grauen Tage, uferloser Zeit,
Ein tief Verlassner, einsam Herz und Hand
Zu deiner Kraft und deiner Einigkeit.'

Und ergreifend klingt die Klage des wandermüden Pilgrims:

‚Herr, in dein Erbarmen,
An des Heimatherdes Brand
Laß mein Blut erwarmen!
Herr, ich irrte lang und viel,
Sei mein Ende und mein Ziel!'

Freilich nicht oft steckt in kunstloser Epigonenform so blutstarkes, echtes Empfinden. Ein Gegenbeispiel zu Maria Herberts kernigen Versen sind Fridolin Hofers neue Gedichte ‚Im Feld- und Firnenlicht'.* Ein paar anschauliche impressionistische Bilder; so wie aber das Gedicht aus dem Eindruckhaften in das Gedankliche oder Gemütliche sich zu steigern versucht, bleibt das Wort ausdrucksleer, von keinem Blute gefüllt, von keinem starken Rhythmus gehämmert.

Max Dauthendey ist Meister lyrischer Bilder; sein Auge ist schärfer und sieht farbiger als das Hofers. Aber sein jüngstes Buch ‚Des großen Krieges Not'** enttäuscht. Dauthendey war vom Ausbruch des Weltkrieges in der Südsee überrascht worden. Unfreiwillige Verbannung in Sumatra und Java löste Sehnsuchtsbilder nach der Heimat aus. Aber die Sehnsucht vermag keine leidenschaftlich

* Kempten, Jos. Kösel'sche Buchhandlung 1914.
** München, Albert Langen 1915.

bebenden Rhythmen zu schaffen. Dauthendey hatte sein Temperament schon ausgegeben. Die unplastischen Verse seines letzten Gedichtbuches sind eine schwächliche Nachlese zu seinem für die Entwicklungsgeschichte der deutschen Lyrik nicht unwesentlichen Lebenswerk.

Erfreulich reine Töne und eine feine innerliche Musik findet man in Bruno Schönlanks Gedichtbuch ‚In diesen Nächten'.* Der Verfasser ist, wie der Verlag mitteilt, ein einfacher Arbeiter. Jedenfalls übertrifft Bruno Schönlank die Arbeiterdichter des Verlags Eugen Diederichs** sowohl an Innigkeit des Empfindens wie an ästhetischer Kultur. Fast ist er etwas zu blaublütig für einen richtigen Arbeiter; man glaubt nicht recht an sein Proletariertum. Aber worauf es ankommt: man hört eine echte Dichterstimme. Schlicht klingt sie und lauter:

‚Maria wiegte traut und warm
Ihr zartes Kind im Mutterarm.
Ein Stern erstrahlte sonnenklar.
Hell jubelte der Engel Schar:
„Friede sei auf Erden!"
O lieber Mär zerrissener Sang,
Wie klingst du schwer und tränenbang!
Die Friedensengel sind so fern.
In Blut versinkt der Menschheit Stern.'

Aber neben Versen von solch milder Melancholie tönen hymnische Klänge auf:

‚Sturmvögel steigen aus Blut und Grauen,
Und was in uns ruhte, erwacht.
Eine Brücke wollen wir bauen
Von des Wahnsinns brütender Nacht
Zu Sternen und Menschen,
Zu Blumen und Kindern,
Freuden zu säen
Und Schmerzen zu lindern,
Daß vom Kreuz die Liebe steigt,
Küssend sich die Menschheit neigt,
Unsere Sehnsucht tief zu offenbaren. . .
Wie werden wir,
Den Duft von Wald und Wiese in den Haaren,
Federnden Fußes in die Fabriken gehn! . .
Aus frohen Händen quillt dann reicher Segen,
Uns alle einet liebendes Verstehen.
Und Glanz und Schönheit liegt auf allen Wegen.'

Man lauscht froh ergriffen dieser Zuversicht und wünscht, daß man die Leistung Bruno Schönlanks als Symbol nehmen dürfe für die zunehmende Verinnerlichung unserer Arbeiterschaft. So bleibt die Anteilnahme an seinen Gedichten nicht auf die Schätzung ihrer achtenswerten ästhetischen Qualität beschränkt.

* Berlin, Paul Cassirer 1917.
** Vgl. ‚Hochland' Septemberheft 1918.

Die heilige Stadt der Wüste
Von Johann Georg, Herzog zu Sachsen

Im Juli 1905 glückte es dem bekannten Frankfurter Archäologen C. M. Kaufmann, die alte Wallfahrtsstadt des hl. Menas in der Wüste Mareotis südwestlich von Alexandrien zu entdecken. Diese Nachricht brachte die wissenschaftliche Welt in Erregung, die noch zunahm, als die herrlichen Resultate der Ausgrabungen in den folgenden Jahren bekannt wurden. Kaufmann hat zunächst in einigen vorläufigen Berichten davon erzählt, auch Baumstark in der Römischen Quartalschrift. Es folgte dann das große Werk über die Menasstadt, das freilich wegen seines Preises in der Hauptsache für Bibliotheken bestimmt ist. Ein kleineres Werk behandelt die Menasampullen, von denen fast in jeder Sammlung Europas ein'ge vertreten sind. Ich besitze z. B. allein dreißig. Ferner hat Kaufmann einen Führer durch die Stadt des hl. Menas herausgegeben, sein Vetter Ewald Falls ein Buch: Drei Jahre in der Libyschen Wüste. Einige Ergebnisse der Ausgrabungen befinden sich in den Museen von Alexandrien und Frankfurt a. M. Trotz alledem ist aber die Menasstadt in weiten Kreisen nicht so bekannt, wie sie es wohl verdient. Namentlich müßte es eine Ehrenpflicht des Deutschen sein, der sich für solche Fragen interessiert, sich näher damit zu beschäftigen. Vor allen Dingen müßte sich die Zahl der Besucher bei den Ägyptenreisenden mehren. Aus allen diesen Gründen ist es mit Freuden zu begrüßen, daß sich der Entdecker entschlossen hat, eine reich illustrierte allgemein verständliche Darstellung seiner Ausgrabungen und ihrer Ergebnisse zu bieten. Und dem Verlag Kösel ist besonderer Dank abzustatten, daß es ihm möglich gewesen ist, während des Weltkrieges dieses schöne Buch herauszubringen.*

Wenn ich hier auf dieses neue Buch aufmerksam mache, so geschieht es mit um so größerer Freude, als ich den Besuch in der Menasstadt zu den größten Kunsteindrücken rechne, die mir je zuteil geworden sind. Ich muß aber gleich einen Druckfehler in dem Kaufmannschen Buch berichtigen. Nicht 1913 war ich dort, sondern schon im Herbst 1912. Es war ein herrlicher, warmer Oktobertag, als wir von der Stadt Behig aus hinritten. Eigentümlich berührt es einen nach den Erfahrungen des Weltkrieges, daß ein Engländer und ein Italiener uns begleiteten.

Die Mariut- oder Mareotiswüste liegt, wie gesagt, südwestlich von Alexandrien. Auf der Karte in dem Buch ist das sehr deutlich zu erkennen. Das Heiligtum oder vielmehr die Stätte desselben nannten die Araber Kerm Abu Mina, also den Weinberg des Vaters Menas. Sie hatten eine dunkle Erinnerung von herrlichen Bauten. Daß aber so wichtige dort der Entdeckung harrten, hat niemand, selbst nicht der Entdecker, geahnt. Sein neues Buch gliedert sich in elf Abschnitte und einen Ausklang. Erst wird die allgemeine Geschichte der Auffindung behandelt und im Anschluß daran ein kurzer Abriß der Geschichte des hl. Menas und seines Heiligtums gegeben. Zu der Ikonographie des Heiligen (siehe Abbildungen) möchte ich hinzufügen, daß es auch Kupferstiche vom Berge Athos gibt, die ihn zu Pferde darstellen. Ich habe zwei in meiner Sammlung. Auf einem Ikon, das ich in Jerusalem kaufte, reitet er auf einem Schimmel. Als

* C. M. Kaufmann, Die heilige Stadt der Wüste. Verlag Jos. Kösel'sche Buchhandlung, Kempten–München. 18.– Mk.

Beweis für Verbreitung seines Kultus füge ich bei, daß ich drei Ampullen habe, die in Curzola in Dalmatien ausgegraben worden sind. Es folgen die Berichte über die Beduinen, über Arbeiten und Arbeitsmethoden. Die wichtigsten Abschnitte sind der dritte bis sechste. Denn hier werden die Hauptheiligtümer beschrieben und uns von ihrer Entdeckung berichtet. Man muß es lebhaft bedauern, daß sich von dem großen Mosaik nur so wenig Spuren erhalten haben. Das ist um so mehr zu bedauern, als sich in keiner Kirche Ägyptens ein solches gefunden hat. Und doch dürften solche in Alexandrien, der damaligen Weltstadt, vorhanden gewesen sein. Bei der Basilika des Kaisers Arkadius möchte ich besonders an das alte San Paolo fuori le mura erinnern. Sie gleichen sich in ganz überraschender Weise. Sehr zu begrüßen sind die beigegebenen Pläne. Bei dem Heilbad kann ich nicht die Bemerkung unterdrücken, die ich schon in meinem Buche: ‚Streifzüge durch die Kirchen und Klöster Ägyptens' gemacht habe: Die damaligen Pilger waren viel verwöhnter als die jetzigen. Sie ließen sich die Bäder heizen, während das in Lourdes nie geschieht.

Die Abschnitte 6 und 7 behandeln die Nebenbauten, wo sich auch viel Interessantes findet. So weit ich damals selbst beobachten konnte, ist da noch lange nicht alles ausgegraben. Mir scheint, daß noch eine Reihe Zömeterialbasiliken der Aufdeckung harren. Einige dieser sind schon sichtbar und geben eine wertvolle Ergänzung zu unserer Kenntnis frühchristlicher Kirchen. Hoffentlich werden einmal die Ausgrabungen fortgesetzt und dann von einem Architekten eine genaue Aufnahme der ganzen Klosteranlage gemacht. Sehr zu begrüßen wäre ein ähnliches Werk, wie das von Gerber über die Basilika Urbana in Salona. Der Abschnitt 8 behandelt dann die religiöse Industrie, besonders die Ampullen. Diese letzteren sind ausführlicher in dem Buch über die Menasampullen beschrieben worden. Besonders beachtenswert erscheinen mir die Exvotos, wie sie auf den Abbildungen 179 bis 184 zur Darstellung kommen. Sie sind sehr wichtig für die Entwicklung der Exvotos überhaupt. Manches ist noch ganz altägyptisch; manches zeigt schon einen neuen Geist. Ähnliche habe ich auch in meiner Sammlung, die ich teils in Alexandrien bei einem Antiquar gekauft, teils im Schutt der Menasstadt aufgelesen habe. Eine dankenswerte Aufgabe erscheint mir die Geschichte des Exvotos von der frühchristlichen Zeit an darzustellen. Vielleicht nimmt das einmal Kaufmann für die alte Zeit in Angriff. Gewiß wird ihm da manch überraschender Fund zuteil werden. Im Ausklang wird noch einmal die Bedeutung der Menasstadt kurz erklärt. Den Abschluß bildet ein Gedicht, das wohl auch von seiner Feder stammt.

Es sei mir noch gestattet, einige persönliche Erinnerungen hinzuzufügen. Leider konnten wir damals nur sechs Stunden auf dem Trümmerfelde verweilen. Man mußte die ganze Zeit Eindrücke in sich aufnehmen, die zu den gewaltigsten auf dem Gebiete frühchristlicher Kunst gehören. Und doch hat sich mir alles so klar und deutlich eingeprägt, daß nichts entschwunden ist. Manche Kapitäle, die noch dalagen, gemahnten mich lebhaft an solche in Jerusalem. Interessant ist bei der Basilika, daß der Haupteingang von Süden ist. Das hängt mit der Lage des Grabes zusammen, das man aus Ehrfurcht nicht verändern wollte. Das Baptisterium liegt vor der Westfront, gerade wie an den Domen in Parenzo, in Torcello und Aquileja. Besonders interessierten mich die Zellen der Mönche und die Gänge zwischen denselben. Die Bäderbasilika hat die Bedeutung, daß hier schon die Doppelchoranlage vorhanden ist, die wir in manchen deutschen Kirchen am Anfange des 2. Jahrtausends finden. Ich möchte hier die Worte aus meinem

Tagebuch anschließen, die auch Kaufmann zitiert: Die Menasstadt hat mich im höchsten Grade interessiert und alle meine Erwartungen übertroffen. Kalaat Siman (das Kloster des hl. Simeon des Styliten in Syrien) ist als Kunstwerk bestimmt höher einzuschätzen, auch was die Lage betrifft. Aber das hiesige Kloster hat kunstgeschichtlich eine größere Bedeutung. Alle Kirchenanlagen des Mittelalters sind hier schon Jahrhunderte vorher ausgeführt. Hagiographisch, kultur- und kirchengeschichtlich war der Ort sehr bedeutend. Es war das Lourdes der altchristlichen Zeit. Mögen recht viele zu dem neuen Buch von Kaufmann greifen, und möge dann der eine oder andere bei einer künftigen Reise nach dem Wunderlande der Pharaonen nicht bloß Pyramiden, Tempel und Mumien ansehen, sondern auch seine Schritte nach der hl. Stadt der Wüste lenken.

Rundschau

Zeitgeschichte

Zur Mittelschüler-‚Bewegung'.

Das unsere Zeit Kennzeichnende ist der Doktrinarismus. Es ist der geistige Zustand des nicht von Anschauung, sondern von Meinung Geleiteten und die durch diesen Zustand bestimmte Weise, die Dinge zu betrachten und zu beurteilen. Der ‚Doktrinär' geht nicht vom Gegenstande, sondern vom Grundsatz aus. Er nimmt den Tisch, das Kind, die Ehe, den Staat nicht unbefangen auf wie der ‚Schauende', das Kind, der Künstler, sondern er erblickt ihn nur durch das Glas einer ‚Ansicht', die er übernommen hat. Kein denkender Mensch ist von Ansichten frei; die köstliche Gabe des ‚reinen Schauens' — auch im Geistigen — benimmt dem Belehrbaren die Lehre. Aber der nicht ‚doktrinär' geartete Mensch verdaut die Lehre, verarbeitet sie zum Blut der echten Bildung, die auf Wissen beruht, nicht Meinung wiederholt. Echte Bildung bleibt schauensfähig, ‚ursprünglich'. Die Menge des zur Bildung zu verarbeitenden, zu erbildenden Wissens hängt von Anlage, Neigung und Gelegenheit ab. Wesentlich für ‚Ursprünglichkeit' ist die Fähigkeit der Selbstbehauptung an und trotz der Lehre.

Unsere Zeit erblickt in ‚Bildung' nicht ein Mittel, einen ‚Durchgang', sondern einen Zweck. Sie ist auf Erkenntnis aus, nicht auf Besinnung. Der Natur entfremdet, vom Ewigen abgelenkt, das Glück verkennend, das nicht außer uns aufzufinden ist, überschätzt sie die Lehre, verschlingt die Meinung und erbricht die ‚Doktrin'. Alles, was ‚gegeben' ist, will sie ‚machen'. Ergebnisse fordert (‚postuliert') sie, statt sie reifen zu lassen. Sie hat, hastig und unstet, ‚keine Zeit', Wachsen abzuwarten. Statt Entwicklung zu ehren, predigt sie Umsturz alles Bestehenden. Als überlebt gilt ihr, was sie nicht faßt. Mit dem Verstand meint sie alles erledigen zu können. Von ihm, dem durch ‚Meinung' Belehrten, gewärtigt sie Neuregelung der Welt, des Menschen, Ordnung im Sichtbaren, Richtigkeit im Geistigen. Die Geisteskrankheit des ‚Intellektualismus', die durch übermäßige Ernährung (‚Hypertrophie') des Verstandes erzielte bloß ‚verstandesmäßige' Betrachtung der Gegebenheit, gilt ihr als Fortschritt gegenüber der noch aus andern Quellen des Bewußtseins sich nährenden ‚organischen' Weltanschauung.

Es sind vornehmlich die Juden, die, ihrer auf den unmittelbaren, den ausrechenbaren Erfolg abgestellten, ‚rationalen' Geistesverfassung gemäß, auch im rein Geistigen dem Intellektualismus huldigen. Da sie sich allmählich des leider heute wichtigsten, weil allgemeinen Bildungsmittels, der Presse, bemächtigt haben und auch sonst seit etwa zwei Jahrzehnten in der Literatur — freilich nicht der wirklich schöpferischen — vorherrschen, haben sie ihre Art zu denken der unselbständigen Masse der sogenannten ‚Gebildeten', der vom ‚Doktrinarismus' abhängigen ‚Zeitgenossen', mehr oder weniger geflissentlich um ihrer politischen Ziele willen, aufgedrängt. Jene unselbständigen ‚Gebildeten' haben sich je nach der Zeitströmung zur Sentimentalität Jean Pauls wie zum Idealismus Schillers, zum Pessimismus Schopenhauers wie zum Monismus Haeckels ‚bekannt'. Zumal ihr unreifstes Element, die ‚reifere Jugend', hat mit dem Ungestüm ihrer Aneignungskraft das jeweils ‚Moderne' ergriffen.

Heute ist Politik an der Tages-

ordnung, Politik, wie der Intellektualismus sie versteht, Politik des ‚Machens', der Erneuerung des ‚Überlebten'. Da kann der Mittelschüler nicht zurückbleiben. Er, dessen Richtung der ‚zeitgemäße' jüdische Jüngling bestimmt, der wie im Physischen so im Geistigen seinen Jahren zumeist voraus ist, muß, so meint er, auch dem Zeitgeist sein Teil abfordern. Er ist alsbald überzeugt davon, unzufrieden zu sein, abzuhängen von Gewalten, denen er entwachsen ist. Auch ihm sind abgelebte Einrichtungen aufgehalst, deren sich zu entledigen ihm sein Freiheitsdrang gebietet. Er will sich ‚organisieren', um durchzusetzen, was ihm rückständige Gesinnung, unbelehrbare Verbohrtheit verweigern. Und er ‚demonstriert' für seine Forderung, zieht auf die Straße, entsendet Vertreter an die Machthaber, ja er wird, sich, nach berühmten Mustern, roher Gewalt erwehrend, zum Märtyrer seiner Sache. Nur eines fehlt in diesem dramatischen Vorgang, der außer den davon Betroffenen, den Schulbehörden, zunächst die Zeitungen als willkommener Stoff beschäftigt: die Forderung selbst, ihr Inhalt nämlich. Denn der fordernde Mittelschüler, dieses Zerrbild der fordernden ‚Erwachsenen', weiß nicht, was er eigentlich haben will. Oder sollte das vortreffliche Schlagwort ‚Trennung der Kirche vom Staat' auf den Unmündigen als den berufenen Anwalt gekommen sein? Man will auch in den Kreisen des Lesebuches seiner ‚religiösen und politischen Überzeugung' leben dürfen! Unheilige Einfalt, ahnst du, wie lächerlich du dich machst? Hat diese schauerliche Zeit der Entseelung solchen unbegreiflichen Reiz auf die dumpfen Übergänge der Pubertät? Ich sehe mich stillselig im milden Scheine der Studierlampe vor meinem Livius und dem geliebten ‚Georges', dem köstlich dicken Wörterbuche . . . Auch ich habe mich mit sechzehn Jahren aufgelehnt — gegen Schiller an Otto Ludwigs Shakespearestudien, an Hebbels Trübheit gegen die Klarheit, an Heines Frechheit gegen die Würde, später, ehe ich in Kants Riesenschatten kauerte, an der flackernden Aphoristik Nietzsches mich zu wärmen versucht. Jugend gärt, schäumt, braust, stürmt, stürzt. Jugend ist dumm, ungerecht, allem Überlegenen überlegen, allem Schein und Glanz geneigt, falter- und flatterhaft, befangen, leicht gefangen. Daß aber Jugend, die verblendete, dem Gestaltlosen, dem politischen Doktrinarismus, die dynamische, die aus sich selbst bewegte Jugend dem Unlebendigen, der Plakatphraseologie huldige, das ist gegen ihre Art, das ist Unart, ist Unwahrhaftigkeit, geradezu Unwirklichkeit, Mache und Machenschaft. Jugendlich daran ist nur die Dummheit, die mit allem versöhnt, weil sie lächeln macht. Nein, ihr Geführten, Angeführten, Verführten, ihr seid nicht ernst zu nehmen, wenn ihr Schülerräte begehrt, ihr Ratlosen, Unberatenen, Schülerräte ‚als solche' sozusagen, die eine ‚Forderung' der doktrinären Zeit sind und sonst nichts, unorganische ‚Organisationen' von Machern, das ist Unbegabten, Unschöpferischen, leeren Lehrlingen des taub lärmenden Tages. Ihr seid nicht ernst zu nehmen, wenn ihr, um nur endlich etwas auszusprechen, ihr Stammelnden, das Begehren stellt von ‚Vortragsperioden', die mit ‚Prüfungsperioden' abwechseln sollen, als ob es darauf ankäme, wie man Lehre, das Lebendigste, wenn sie von Lehrern und Lernenden erlebt wird, ‚einteile'! Lächerlich seid ihr in eurem Dünkel, der euch den Lehrstoff ‚überprüfen' heißt und was euch fertigen Homunculi davon, den ihr offenbar an euch gemessen und euch unangemessen befunden habt, nicht zu erfahren wert dünkt, ‚abschaffen'.

Überlasset das, was Generationen von Erfahrenen beschäftigt hat, den Berufenen. Nicht dem Schüler in der Schule, wenn auch aus ihren vom reifen Erinnern überlegten Erfahrungen, er-

gibt sich die notwendige, die Reform der Entwicklung.

Rechte? Rechte der Mittelschüler? Der Schüler hat keine Rechte, sondern bloß Pflichten. Es gibt kein Recht, das uns ‚angeboren' ist. Wir erwerben Rechte, die wir uns verdienen müssen durch Pflichterfüllung.

Angeführte, irregeführte Schüler, verschwindet beschämt von der ‚Bildfläche' dieser sonst schon im reichlichen Maße unerquicklichen Zeit, die alles, was laut und leer ist, wie zischende Blasen in ihrem trüb siedenden Kessel aufwirft. Geht an die Arbeit, an die Bücher und wartet eure Stunde ab, jeder seine Stunde, die im eigenen Innern erklingt, wenigen erdröhnt. Der verworrene Lärm, der euch heute verwirrt, ist nicht der Ruf des Lebens. Das Gesetz des Lebens ist Reifen. Unreife aber ist das ‚Zeichen der Zeit'. Richard von Schaukal.

Krieg und Heiratslust. Über die Folgen der Kriege und ihrer Ausstrahlungen auf die Bevölkerungsvorgänge wissen wir leider nur wenig.* Die Wissenschaft hatte sich kaum darum gekümmert. Die erschütternden Ereignisse aber, unter denen wir alle jetzt leiden, haben das statistische Interesse auch auf diese Fragen gelenkt, und es mehren sich die Anzeichen, daß wir demnächst hierüber besser unterrichtet sein werden. Die über alles Maß verheerenden Wirkungen des gegenwärtigen Krieges weisen vor allem auf die bevölkerungspolitisch wichtigen Vorgänge, von denen ein Ersatz der großen Menschenverluste am ehesten zu erhoffen ist. Und dabei wird man wohl auch den Stiefkindern der statistischen Forschung, den Heiraten, endlich wieder mehr Aufmerksamkeit widmen. Wie vernachlässigt gerade dieses Gebiet während der letzten Jahrzehnte wurde, erfuhr der Schreiber dieser Zeilen besonders eindringlich, als er gelegentlich seiner eignen größeren Unternehmungen über die Züricher Heiraten die bisherige wissenschaftliche Literatur zu diesem Thema studierte. Dabei bestätigte sich ihm außerdem aber auch, daß die Eheschließungen auch ohne die bevölkerungspolitischen Nebenabsichten unsere Teilnahme durchaus verdienen. Das gleiche zeigen neuerdings die hübschen Ergebnisse, die der Genfer Statistiker Prof. Hersch unlängst über die Wirkungen der modernen europäischen Kriege auf die Heiratshäufigkeit der neutralen Länder in der Zeitschrift für schweizerische Statistik und Volkswirtschaft veröffentlicht hat.

Seine demographischen Beobachtungen am Krimkrieg, am deutsch-österreichischen Feldzug 1866 und am Kriege von 1870/71, lassen zwei scharf voneinander verschiedene Perioden der Kriegswirkung erkennen, die bis etwa zwei bis sechs Jahre nach Friedensschluß anhielten: Zunächst sank die Heiratshäufigkeit sehr tief; dann schnellte sie um so höher hinauf. Eine phase destructive wurde von einer phase réparatrice abgelöst. Überraschenderweise brachte dabei das Endergebnis der beiden Phasen in seiner Abgleichung den neutralen Ländern einen Überschuß, d. h. im zusammenfassenden Durchschnitt ergab die gesamte Kriegszeit (einschließlich der bereits erwähnten drei bis sechs Jahre nachher) eine höhere Heiratsfrequenz als die normalen Friedensjahre. Im einzelnen waren dabei sowohl die Tiefen wie die Hochstände der Schwankungen von ganz außerordentlicher Stärke, meist weitaus größer, als sie je in Friedenszeiten vorgekommen sind. — Die Kriegswirkungen waren umso ausgeprägter, je länger der Krieg dauerte und je enger die Beziehungen der neutralen Länder zum Kriegsschauplatz und zu den kriegführenden Staaten waren. In letzteren gestaltete sich die Heiratshäufigkeit ähnlich wie in den neutralen Ländern.

Und ähnliche Wirkungen wie bei den früheren Kriegen lassen sich auch gegenwärtig feststellen, wenigstens für die erste

* Vgl. auch E. Gnauck-Kühne hierüber im Hochland, Nov. 1914, S. 250.

Phase der verringerten Eheschließungen. Die Verhältnisse haben ja leider immer noch nicht die Wendung genommen, die zu der zweiten, aufsteigenden Bewegung führen könnten. — Die Berechnungen von Hersch sind so interessant, daß hoffentlich auch die zahlenscheuesten Leser mir Dank wissen werden, wenn ich einen Auszug daraus hier mitteile.

Auf je 10000 Einwohner entfielen Heiraten:

	1913	1914	1915
Schweiz	138	114	100
Holland	156	136	135
Dänemark	144	138	130
Schweden	119	116	116
Norwegen	128	131	131

Der Unterschied gegen 1913 betrug also:

	1914	1915
	− 17 %	− 28 %
	− 13 %	− 14 %
	− 4 %	− 10 %
	− 3 %	− 3 %
	+ 2 %	+ 2 %

Mit erstaunlicher Deutlichkeit drückt sich in den beiden letzten Spalten die geographische Lage der neutralen Länder zu den kriegführenden Staaten und zum Kriegsschauplatz aus. Die Schweiz mit ihrer gefährlichsten Stellung, ringsum von Kriegführenden umgeben, hat die niederdrückenden Wirkungen des Krieges auf die Heiratslust ihrer Bewohner am stärksten empfunden. Dann folgt Holland. In Dänemark ist die Wirkung erheblich geringer, in Schweden ist sie kaum wahrnehmbar und in Norwegen, das unter den genannten Ländern am weitesten vom Krieg und Kriegsgeschrei entfernt ist, sind die Heiraten überhaupt nicht seltener geworden.

Der Rückgang, der sich in den Zahlen ausdrückt, ist teilweise ganz außerordentlich groß. Es hat z. B. Dänemark seit 1801, d. h. so lange dort überhaupt statistische Aufzeichnungen hierüber bestehen, nur ein einziges Mal eine niedrigere Heiratsziffer gehabt, nämlich im Jahre 1864, während des Krieges mit Preußen und Österreich. Damals erfolgten nur 113 Eheschließungen auf 10 000 Einwohner. In Holland hatten allein schon die fünf Kriegsmonate des Jahres 1914 die Heiratsziffer auf einen Tiefstand gebracht, der in der holländischen Statistik, die bis 1839 zurückgeht, lediglich in dem unruhigen Jahre 1847 unterschritten worden war. — Vor allem aber haben jetzt in der Schweiz die Eheschließungen jäh abgenommen. Soweit sich verfolgen läßt, traf hier bisher die niedrigste Ziffer auf die Jahre 1868 und 1880/82 mit etwa 135 ‰, und nun ist sie auf 114 und 100 ‰ gesunken! Dieser letztere Satz für das Jahr 1915 ist einer der niedrigsten, die überhaupt jemals in Europa beobachtet wurden; außer Irland, wo aber ganz besondere Verhältnisse bestehen.

Nach unserer Tabelle scheint sich in der Schweiz und in Dänemark der Rückgang der Heiratlichkeit während des Krieges verschärft zu haben. Die Ziffern waren 1915 erheblich niedriger als 1914. Berücksichtigen wir aber, daß der Krieg erst im Laufe des Jahres 1914 begann, die Ziffern dieses Jahres also nur fünf Kriegsmonate hindurch niedergedrückt wurden, während das nächste Jahr mit seinen vollen zwölf Monaten in gleicher Richtung wirkte, so erkennen wir, daß tatsächlich ganz allgemein der Krieg im Anfange bedeutend stärker die Heiratslust gehemmt hat als später. Nur in Dänemark hat der Rückgang in gleicher Stärke angehalten (4 Proz. für die fünf Monate des ersten Jahres, gegenüber 10 Proz. für die folgenden zwölf Monate).

Aber auch auf diese Tiefstände wird wohl nach dem Kriege wenigstens in gewissem Umfange ein Aufschwung folgen. Ob dieser indes den gegenwärtigen starken Ausfall ganz einzuholen vermag, wie es nach den früheren Kriegen regelmäßig der Fall war? Wer möchte wagen, das zu bejahen? Wird doch dieser Welt-

krieg mit seinen aufs tiefste einschneidenden wirtschaftlichen Folgen in viele Verhältnisse des Gesellschaftslebens so umwälzend eingreifen, daß uns oft die bisherigen Erfahrungen keinen Anhalt bieten können, wenn wir versuchen, den Schleier der Zukunft zu heben und die hoffentlich bald kommende Friedenszeit in unserm Geiste wieder aufzubauen. Selbst manche Beobachtungen über frühere Kriegswirkungen dürfen wir nur mit äußerster Vorsicht oder auch gar nicht zu Rate ziehen. Nirgends möchten Analogieschlüsse leichter zu Trugschlüssen werden als gerade hier. Einstweilen bleibt uns jedenfalls nichts übrig, als geduldig zu warten, wie sich die Ereignisse gestalten werden.

Dr. Wilhelm Feld.

Vorläufige Kriegsgeschichte. In dieser Zeitschrift wurde wiederholt (Jahrgang 1915/16, Bd. II, S. 364, und Jahrgg. 1916/17, Bd. II, S. 492) dargelegt, daß allein schon durch die riesige Stoffanhäufung, wie auch durch einseitige Voreingenommenheit der Kriegführenden größte Schwierigkeiten bestehen, die Geschichte des jetzigen Weltkrieges unbefangen sachlich und wahrheitsgetreu abzufassen. Jedenfalls kann ihre Fertigstellung das derzeitige Menschengeschlecht wohl kaum erleben, es muß sich also mit ‚vorläufiger Kriegsgeschichte' begnügen. Für kriegs- und allgemein-wissenschaftliche Zwecke reicht solche natürlich nicht aus, denn hiefür soll die Darstellung auf einwandfreien amtlichen Urquellen beider Kampfparteien beruhen. Zur Zeit kann nur der allgemeine äußere Zusammenhang der Kriegsereignisse dargestellt werden, nicht aber das innere, noch lange geheimzuhaltende Getriebe der Heerführung. Demnach vermag die Geschichtschreibung jetzt bloß über den Verlauf der Kämpfe, sowie die allgemein bekannten Umstände und Verhältnisse, unter denen die Vorgänge sich abspielten, zu berichten. Unvermeidlich treten in jedem Feldzuge bei den Heerführungen und unter den Bundesgenossen Reibungen ein, die mehr oder minder großen Einfluß auf den Kriegsverlauf ausüben, aber mindestens bis Friedensschluß, meist noch lange nachher, verschleiert bleiben müssen. Jetzt aber können wissenschaftliche Schlußfolgerungen und Lehren höchstens amtlich für den Dienstgebrauch, doch noch nicht für die Öffentlichkeit gezogen werden. Lediglich zur einstweiligen Aufklärung des Kriegsverlaufes dienen somit die untengenannten Veröffentlichungen.

Über die ersten 10 Hefte ‚Kriegsberichte aus dem Großen Hauptquartier' wurde hier (Jahrgg. 1915/16, Bd. II, S. 367) schon ein günstiges, empfehlendes Urteil abgegeben. Gleiche Gediegenheit mit trefflicher, fließend und anschaulich abgefaßter Darstellung besitzen die nun vorliegenden 16 Hefte Nr. 11 mit 26*, deren deutschamtliche Herkunft sichere

---

* ‚Kriegsberichte aus dem Großen Hauptquartiere'. Zwanglose Einzelhefte. 8°. Je 25 Pf. Deutsche Verlagsanstalt Stuttgart und Berlin 1915 und 1916. 11. Die Argonnenkämpfe vom 20. Juni bis 2. Juli und vom 13./14. Juli 1915. Mit 4 Karten. 26 S. 12. Die Schlacht von La Bassee und Arras im Mai 1915 (Lorettoschlacht). Mit 4 Karten. 29 S. 13. Die Kämpfe in Serbien und östlich von Wilna. Mit 3 Karten. 26 S. 14. Der Durchbruch bei Praznisz. Unser Kaiser bei der Armeeabteilung Woyrsch. Wie Kowno erobert wurde. Mit 2 Karten. 18 S. 15. Schulter an Schulter mit unseren Verbündeten. Mit 1 Karte. 17 S. 16. Auf den Spuren der Bug-Armee. Mit 1 Karte. 27 S. 17. Die Frühlingskämpfe 1916. Mit 2 Karten. 23 S. 18. Die russische Märzoffensive 1916. Der Krieg zu Lande in den Monaten Mai und Juni. Siegesglaube. Mit 2 Karten. 24 S. 19. Die Schlacht an der Somme im Monat Juli. Mit 1 Karte. 19 S. 20. Die russische Sommeroffensive 1916. Mit 2 Karten. 24 S. 21. Die Schlacht vor Verdun. Die Schlacht an der Somme. Mit 2 Karten. 22 S. 22. Der Dobrudscha-Feldzug. Mit 1 Karte. 22 S. 23. Aus den Kämpfen der deutschen Karpathen-

Gewähr für sachliche Verlässigkeit gibt und sie als Vorläufer des künftigen Generalstabswerkes über den Weltkrieg kennzeichnet.

Vorwiegend das Wesen von belehrenden militärischen Unterhaltungsschriften besitzen die unten außerdem aufgeführten drei Veröffentlichungen* desselben Verlages. Weniger mit dem Verlauf der Kriegführung sich befassend, schildern sie in fließend abgefaßter, gewinnender Darstellung, unterstützt von scharfen Lichtaufnahmen, vorwiegend die äußeren Umstände wie Land und Leute, Einzelerlebnisse usw. Dadurch lernen die Leser die östlichen Kriegsschauplätze und deren Einflüsse auf den Gang der Ereignisse eingehend kennen. Den dort tätig gewesenen Kriegsteilnehmern und deren Angehörigen bieten außerdem die drei Schriften willkommene Auffrischung der eigenen Erinnerungen und Ergänzung der Feldpostbriefe.

Für die künftige Darstellung des Weltkrieges sind allerdings die hier beurteilten Veröffentlichungen keine einwandsfreie urkundliche Geschichtsquellen. Jedoch als brauchbare Mittel für Aufklärung der kriegerischen Vorgänge und als Lesestoff zu anregender Unterhaltung können sie wärmstens empfohlen werden. Unzweifelhaft sind sie wertvolle Beiträge für die **vorläufige Kriegsgeschichte.**

Generalmajor Friedrich Otto.

truppen (1916). Die Ostfront im November 1916. Mit 1 Karte. 22 S. 24. Die Operationen des Alpenkorps vom Roten-Turm-Paß bis Titu. Die Eroberung von Tutrakan. Mit 2 Karten. 24 S. 25. Der Einbruch in die Walachei. Der Vormarsch der Donau-Armee von Bukarest auf Braila. Mit 2 Karten. 19 S. 26. Die Kämpfe an der Ancre. Mit 3 Karten. 16 S.

* 1. **Unter Linsingen in den Karpathen.** Von Karl Mönkeberg, Leutnant der Reserve. Mit 1 Titelbild, 35 Abbildungen und 1 Karte. 87 S. Geh. M. 1.30. 2. **Bei Süd- und Bug-Armee 1915.** Kriegsberichte von Offizieren des A.-O.-K. Linsingen. Mit 1 Titelbild, 16 Abbildungen und 3 Karten. 86 S. Geh. M. 1.—. 3. **Deutsche Truppen an der Düna.** Herbst 1916. Von Karl Mönkeberg, Leutnant d. R. Mit 12 Abbildungen des Photographen Wilh. Riege aus Lüneburg, San.-Unteroffizier i. F. Alle 3 Schriften 8°, Deutsche Verlagsanstalt Stuttgart und Berlin 1917. A. G. XIII. Geh. 80 Pf.

Geschichte

Mittelalterliche Kultur und Geschichte. Ohne Zweifel hat die Produktion auf historischem Gebiete in unseren gegenwartserfüllten Zeiten quantitativ nachgelassen. In der Geschichtsbetrachtung ist man ehrlicher und drangvoller geworden. Hinter dem, was man erlebt, sucht man das zu finden, wie es gekommen ist, auf welchem Boden das alles gewachsen ist, welche kulturellen und kulturpsychologischen Grundlagen das Volk besessen hat. Man spricht von Verteidigung der deutschen Kultur, die schon vor dem Krieg einem vergiftenden Ausländertum erlegen sei, und sucht die Wurzeln und echten Äußerungen dieser deutschen Kultur in der Vergangenheit aufzufinden. Von diesem allgemeinen Standpunkt aus sucht Rich. Benz ‚**Die Grundlagen der deutschen Kunst, 1. Mittelalter**'* als den Vollbehälter deutscher Kunst und geistiger Kultur das Mittelalter, näherhin die Gotik zu erweisen. Über Renaissance und Humanismus, fremdländische, undeutsche Gewächse, müssen wir hinübersteigen; sie haben den germanischen Kulturgedanken vernichtet, der im Mittelalter der international herrschende war; der romanische Geist der Renaissance hat dem Volke sein eigenstes genommen, was es hatte, die Freiheit seines künstlerischen Genies; ‚die in der Renaissance wiedererweckte Antike ist die große Ablenkung des deutschen Geistes gewesen, aus der wir uns jetzt mit

* Blätter für deutsche Art und Kunst. Jena, Diederichs 1916.

Mühe nach Jahrhunderten vielleicht wieder zurechtfinden'. Es sind Probleme von welttiefer Bedeutung, die Benz in dieser Schrift mit genial-lässiger Gebärde vorträgt, deren innerste Keime noch so unter der bis jetzt dauernden Mißkennung mittelalterlichen Wesens verborgen liegen, daß es noch langer Vorarbeiten bedürfen wird, ehe man so apodiktische Urteile über kulturelle Grundlagen fällen kann, wie es Benz jetzt schon tut. Auf die fast in den meisten Punkten bestreitbaren Ergebnisse von Benz näher einzugehen, ist hier nicht am Platz; eine eigene Arbeit, eine Lebensarbeit wird vielleicht die Probleme zum Ziele führen, die hier mit großem Subjektivismus behandelt werden. Was etwa die Mystik anlangt, müßten z. B. die eindringenden Untersuchungen Friedrich Heilers über das Gebet in der Mystik (aus dem großen Werke über das 'Gebet. Eine religionsgeschichtliche und religionspsychologische Untersuchung')* zuvor ausgebeutet werden, ehe man sich über die künstlerische Bedeutung dieses für die Entwicklung der abendländischen Kultur eminent wichtigen Abschnittes des Geisteslebens synthetisch äußert. Das Verdienst der Benzschen Schrift liegt auf dem gleichen Boden wie ihre Mängel: das Problem der mittelalterlichen Seele, des mittelalterlichen Menschen, als der Endursache jeder künstlerischen Emotion, jeder religiösen Expektoration, als des Trägers der gesamten psychischen, insbesondere ästhetisch-asketischen Vitalität und Aktivität des Mittelalters, ist mit aller Deutlichkeit gefaßt. Aus dem Antiquarischen ist ein kühner Sprung ins Kulturpsychologische, aus dem Historischen ins Philosophische gemacht. Für das Zentralproblem der mittelalterlichen Seele wird man an diesen Gedanken keinesfalls vorbeikommen.

Beiträge zu diesem Problem liefert jede aus verstehender und mitfühlender Forschung heraus entstandene Biographie eines Heiligen, wie sie uns zum Beispiel in dem gefälligen Büchlein des um die Hagiographie hochverdienten Gelehrten Dr. Ludwig Zöpf, 'Lioba, Hathumot, Wiborada, drei Heilige des deutschen Mittelalters'* geboten werden. Der Verfasser gibt zwar Quellenbelege an, seine Darstellung ist aber keine trockene, wissenschaftliche Abhandlung, sondern ein warmherziger Versuch, das innere Leben von drei Frauen uns näher zu bringen: Lioba, die Landsmännin, geistige Tochter und Erbin des hl. Bonifatius, Äbtissin von Bischofsheim (Tauberbischofsheim), deren Leben uns zuerst der Mönch Rudolf von Fulda beschrieben hat; Hathumot, die erste Äbtissin von Gandersheim († 29. Nov. 874), deren reinen, gottseligen Wandel ihr Seelenfreund Agius überliefert hat, ein beachtenswertes Problem übrigens: rein geistige, erhabene, unantastbare Freundschaft zwischen Mann und Frau, wie wir sie bei den Heiligen des Mittelalters mehr als einmal finden und wie sie uns zuletzt in dem Verhältnis der Charitas Pirkheimer vom Klarissenkloster in Nürnberg zu ihren Freunden entgegentritt; endlich Wiborada, die Rekluse von Irenhügel bei St. Gallen, wohin sie sich auf den Rat des literaturgeschichtlich namhaften Bischofs Salomo von Konstanz zurückgezogen hatte. Leider ist Wiborada durch Scheffel bekannter geworden als durch ihre Biographen, Hartmann von St. Gallen und die kostbaren Casus S. Galli Ekkehards IV. Ohne allzu große Vertrauensseligkeit, die man bei der Sichtung der Heiligenbiographien tatsächlich auf das Allernotwendigste beschränken muß, kann Zöpf doch im wesentlichen an den überlieferten Zügen der drei Frauen, der energischen Pionierin christlichen Glaubens, der stillen, reinen Jungfrau, der erbarmungslosen Asketin fest-

* München, E. Reinhardt 1918.

* München, 1915, Jos. Müller.

halten und diese einer ganz anderen Zeit und ganz anderen Ideen angehörigen Menschen uns menschlich vertraut machen.

Neben die Heiligenviten legen wir zur Erkenntnis der mittelalterlichen Seele die Hymnen und Sequenzen. Kein literarisches Produkt des Mittelalters ist so aus dem ganzen künstlerischen Habitus der Epoche hervorgegangen wie diese Gesänge. So wird denn das Bild, das die von Friedrich Wolters, einem Schüler des sprachgewandten, formfeinen Stefan George, ins Deutsche übersetzten „Hymnen und Sequenzen"* aufrollen, für den empfindenden Leser zu einem glänzenden Bild einer psychischen Entwicklung. Von Freiheiten in der Sprachführung müssen wir abstrahieren, aber dann ohne Rückhalt einräumen, daß Wolters' Sprache lebendige Farben hat, Farben, die ebenso lichthell schimmern bei einem mit epischer Klarheit gesungenen Hymnus des Ambrosius, wie sattdunkel strahlen in einem abgrundtiefen Gesang des unglücklichen Gottschalk, und harmonisch-prächtig erglänzen bei Philipp von Grève oder Thomas von Celano oder Jacopone da Todi. In all diesen Liedern lebt kosmische Größe, lebt die künstlerische Einheit einer transzendentalen Objektivation, liegt das hehre Geheimnis heiliger Kunst. In der Sprache Wolters' tönt es fast wie im lateinischen Original: bald wie feierliches, fernhallendes Glockenläuten über sonnenbeschienene Felder, bald wie schmerzdurchwühltes Stöhnen tiefen Leides, bald wie brausende Orgelakkorde durch gotische Hallen.

Die hymnische Poesie ist die Symbolisierung der christlichen Form, des allgemein bindenden Prinzips in der mittelalterlichen Dichtung. Auf dem Gebiete der weltlichen Kunst ist dieses Allgemeine bald zersplittert, namentlich seitdem die nationalen Literaturen mehr und mehr sich verselbständigten. Einen raschen Überblick über diese Emanzipation gewinnen wir durch das jüngst — übrigens in tadellos friedensmäßiger Ausstattung — erschienene ‚Provenzalische Liederbuch', das Erhard Lommatzsch zusammengestellt hat.* Diese Anthologie ist eine recht glückliche Einführung in das Studium der altprovenzalischen Trobadore, dessen Reize uns einstmals Friedrich Diez durch seine Bücher ‚Die Poesie des Troubadours' (1826) und ‚Leben und Werke der Troubadours' (1829) zuerst eröffnet hat. Heutzutage mag man sich über Leben und Schaffen und poetisches Fühlen dieser Sänger am besten orientieren an den geschmack- und temperamentvollen Studien K. Voßlers, von denen ich nenne ‚Der Trobador Marcabru und die Anfänge des gekünstelten Stiles' (Sitzungsberichte der Kgl. Bayer. Akademie der Wissenschaften, philos.-philol. u. hist. Kl. 1913, 11), ‚Peire Cardenal' (ebenda, 1916, 6) und ‚Der Minnesang des Bernhard von Ventadorn' (ebenda, 1918, 2). Das seltsame Pathos Marcabrus und die frühlingsdurchflutete Poesie Bernhards tauchen denn auch in Lommatzsch' Liederbuch auf — Originaltexte mit zahlreichen Anmerkungen zur Übersetzung — und neben ihnen alle die Namen, die sich uns immer gleich mit der provenzalischen Minnedichtung assoziieren, Bertran von Born, Peire Vidal und der merkwürdige, aber echt mittelalterliche Mönch von Montaudon. Um zu zeigen, in welcher Weise der provenzalische Minnesang sich in den Rahmen der ältesten Literaturgeschichte der Romania einfügt, bringt der zweite Teil die berühmten Stücke über die Troubadours aus Dantes Commedia, Petrarcas Trionfo d'Amore und Kapitel aus dem ‚Literaturbrief', den der Marquis de Santillana an den Konnetable von Portugal schrieb, während der dritte, in der Auswahl nicht sonderlich glückliche Teil Übertragungen und Dichtungen ver-

* Berlin, Otto v. Holten, 1914.

* Berlin, Weidmann 1917.

schiedener Art bietet, die alle zu den Troubadours in Beziehung stehen: Uhland, Diez, Heine, Paul Heyse, Johann Wising, Lenaus Albigenser, Friedrich von Husen tauchen hier auf. Der wertvolle vierte Teil endlich bringt handschriftlich überlieferte Singweisen einzelner Lieder in moderner Notenschrift. — Neben den Troubadours treten als die Repräsentanten weltlicher Poesie ihre sozialen Gegner, ihre Nebenbuhler im Singen und Lieben, die Vaganten, die fahrenden Scholaren, die exsules clerici, die Sänger der Carmina Burana, die dereinst J. A. Schmeller erstmals aus einem Benediktbeurer Kodex der Münchener Staatsbibliothek herausgegeben hat. Inzwischen sind allerdings noch andere derartige Sammlungen aufgetaucht, ohne den Wert der Carmina Burana als Hauptmasse zu verdrängen. Wie die Troubadours, so sind auch die vagantes mit ihrer subjektivistischen, ausgelassenen, erotischen, satirischen Poesie, ihrer jauchzenden, menschlichen und allzumenschlichen Auslebetheorie, ihrem überschäumenden Trieb zur dichterischen Äußerung sinnlicher Genüsse wahre problematische Figuren in der großen Frage nach der mittelalterlichen Seele — man denke nur an die so subjektiv wie möglich uns entgegentretende Gestalt des Archipoeta neben der massiven politischen Persönlichkeit eines Kraftmenschen Rainald von Dassel. — ‚Die lateinische Vagantenpoesie des 12. und 13. Jahrhunderts als Kulturerscheinung' will denn auch die Untersuchung von Holm Süßmilch* aufzeigen. Die Auffassung des Problems ist richtig, allerdings mehr in die Breite als in die Tiefe behandelt. Was der Arbeit mangelt, ist einmal die zu geringe Unterscheidung zwischen den einzelnen Gedichten, indem so ziemlich alle als Vagantenpoesie in einen Topf geworfen werden, dann die zu geringe Differenzierung zwischen Ernst und Satire, zwischen Humor und bitterem Spott; hieher gehört z. B. auch die Auffassung der Vaganten von den Göttern der Antike. (In der Literatur vermißte ich die Arbeit von Runge über Ovid und die Carmina Burana.) —

Die Vaganten sind mit ihrer sprudelnden, rücksichtslos scheinenden Lebensfreude Vorläufer der Renaissance. Wie stark muß aber die Gewalt des Bindenden gewesen sein, wenn das Subjekt solange brauchte, um aus der Gebundenheit sich zu emanzipieren? Wie stark ist die mittelalterliche Gebundenheit, die dogmatische Insichgeschlossenheit selbst bei einem Reformator wie Martin Luther! Zwingli und Melanchthon haben Luthers dogmatischen Zwang zu kosten bekommen. M. E. ist selbst in den neuesten Luther-Biographien, Boehmer, ‚Luther im Lichte der neueren Forschung'** und O. Scheel, ‚Martin Luther, vom Katholizismus zur Reformation'*** dieser mittelalterliche Katholizismus in Luthers Welt- und Religionsanschauung noch nicht genügend herausgearbeitet. Der Geist des Protestantismus ist nicht reinweg der Geist Luthers, die zentrifugale Gewalt nicht Luthers Element, der zersetzende Gang der deutschen Reformation nicht seiner Hände Werk. Nichts illustriert diese Ansicht stärker als ein Ausschnitt aus der Reformationsgeschichte, wie ihn z. B. A. Willburger, ‚Die Konstanzer Bischöfe Hugo von Landenberg, Balthasar Merklin, Johann von Lupfen' (1496 bis 1537) und die Glaubensspaltung'*** bietet, in mancher Beziehung ein Seitenstück zu Wackernagels wertvollem Buch über die Baseler Reform. Was die Betrachtung der Reformation im Konstanzer Bistum — und gerade die Beziehungen

* Beitr. zur Kulturgesch. d. Mittelalters und der Renaissance hrsg von W. Goetz, 25, Leipzig und Berlin, Teubner, 1917.

* Leipzig und Berlin, 1917. Teubner.

** Tübingen, J. C. B. Mohr, 1917.

*** Münster i. W., Aschendorff, 1917 (Reformationsgeschichtl. Studien und Texte hrsg. von J. Greving 34/5).

der Bischöfe zu ihr — anlangt, ist sie deshalb besonders interessant, da in ihre Geschichte nicht bloß die Glaubensstreitigkeiten in Deutschland — Württemberg unter Ulrich und Christoph, die Reichsstädte Ulm, Reutlingen, Isny, Eßlingen, Riedlingen, Konstanz, Männer wie Ambrosius Blarer, Konrad Sam, Alber, Zwick — hineinfallen, sondern bei der Ausdehnung der Diözese auch die verworrenen religiösen und politischen Verhältnisse der Schweiz — die Züricher Reformation unter Zwingli, die Emanzipation der katholisch gebliebenen Orte von der Jurisdiktion der Bischöfe (also selbst hier Laienherrschaft in oft rein geistlichen Fragen), die Kämpfe unter den Schweizern usw. — berücksichtigt werden mußten. Nichts ist außer den Zuständen vor der Reformation, die wirklich reformbedürftig waren, von größerem Interesse als gerade der uns fast lächerlich anmutende Ernst, mit dem etwa Züricher Handwerksmeister und Schwyzer Bauern über das Abendmahl zu Gericht saßen und den Glauben definierten — ein seltsam psychologisches Gemengsel von Gewissensfreiheit und dogmatischem Anlehnungsbedürfnis.

Dr. Anton L. Mayer-Pfannholz.

Theater

Fritz v. Unruh. ‚Ein Geschlecht.'

Der Zuschauer bleibt durchaus kalt, unberührt und gleichgültig in jedem Sinne beim Anblick dieses gedanklich verworrenen Versuchs des jungen Offizierdichters, der bei Reinhardt in Szene ging, und dessen Schöpfer bei der linksgerichteten Kritik sich steigender Sympathie erfreut, seitdem er gewissermaßen als Apostat seiner ursprünglichen Ideale auftritt. — Indem der Vorhang hochgeht, erblicken wir einen mit Kreuzen bedeckten Hügelfriedhof, auf dem eine Mutter und Tochter den gefallenen Sohn beerdigte, während im selben Augenblick Krieger zwei weitere Söhne desselben Geschlechts herbeischleppen und den Jüngsten zwingen wollen, die sühnende Strafe der Hinrichtung an ihnen zu vollziehen; denn die beiden haben ihre Soldatenehre befleckt unter dem Druck des Kriegselends: der eine durch Frauenschändung, der andere durch Feigheit. — Der Jüngste weigert sich, das Gericht zu vollziehen und wird fortgeführt. Nun beginnt im Verfolg dieser seltsamen, durch nichts motivierten und auch im Verlauf zusammenhanglosen Szene der Dialog zwischen Mutter, Tochter und den beiden aus dem Felde heimgebrachten Söhnen, die, inzwischen an die Pfeiler der Kirchhofspforte gebunden, den beiden Schächern der Golgathakreuze gleichen, zwischen die in hoheitsvoller Würde ihre Erzeugerin und die Tochter als gleich sündiges Stammesreis tritt: ein Dialog, der sich uns als eine seltsame Mischung von sinnlicher Mystik und gedanklich-sittlicher Abstraktion enthüllt — aus dem Elend und Jammer des Krieges geboren, eine wilde Anklage gegen das Leben erzeugende, Leben vernichtende Geschlecht, gegen das Weib, die Mutter, die Welt überhaupt — mit der dunklen Absicht, die verbrecherischen Lüste dieser entarteten Familiensprossen (der heimgekehrte Sohn streckt seine gefesselte Hand in wilder Brunst nach der eigenen Schwester aus!) zu einer Art Weltsymbolik auswachsen zu lassen, auf deren Pessimismus zum Schluß durch die Hoheit der alles verzeihenden Mutter ein versöhnender Lichtstrahl fällt durch den Hinweis auf eine kommende Zeit des ewigen Friedens. — Die Dichtung soll uns gewissermaßen die Kriegsgreuel und ihre die Seelen verwirrenden Folgen symbolisieren; doch das alles bleibt in ihren Einzelheiten unklar, je tiefer zu sein sie sich gedanklich bemüht, weil sie von einem greifbaren persönlichen Konflikt absieht und ihr Schöpfer geistig solchem Wollen doch nicht entgegengereift ist. Wo Einfachheit und Klarheit allein am Platze wäre, herrscht Überladenheit und ge-

drängte Metaphorik der Sprache, die hier, wie zumeist, ein Zeichen der gedanklichen Unzulänglichkeit als Folge eines nicht gemeisterten seelischen Erlebnisses ist. — Fritz v. Unruh trat vor Jahren mit einem Stück ‚Soldaten‘ als liebenswürdiges, temperamentvolles Talent auf die Bühne, das wir bewillkommneten als eine schöne Hoffnung auf Grund seines lebhaften Gefühls und einer regen Phantasie, die einen dem Leben entnommenen Stoff beschwingte; aus dem gleichen Geist schuf er danach den ‚Prinzen Louis Ferdinand‘, der aus Zensurgründen bis dahin nicht zur Aufführung gelangen konnte: nun hat er sich einem schwerflüssigen klassischen Sprachstil auf dem Fundament dunkler Gedankenabstraktion verschrieben und bleibt hinter seiner früheren Bühnenwirkung weit zurück. — Wir möchten ihm raten, den Faden seiner Dichtung, an jene Erstlingswerke anknüpfend, weiterzuspinnen und mit diesem ‚Altersstil‘ noch zu warten, bis er eine innere Notwendigkeit nach Ausformung ringender Gedankenfülle ist. — Vom Baume seiner Jugend mag er anderes pflücken. — Vielleicht, daß ihn der Stil der Sorge-Hasenclever-Goering verführt, mit dessem eigensten Wesen er nichts gemein hat. — Es fehlt ihm im Gegensatz zu jenen das Leichte und Flüssige. — Von der Entwicklung eines Konflikts ist in dieser Arbeit Unruhs überhaupt nicht die Spur, ja man möchte sie nicht einmal für ein Drama halten. Sie mutet, schon auf Grund der eigenartigen Szenerie und dort angebrachten Figurenverteilung, mehr nur wie ein Vorspiel zu einer Dichtung an. — Die Hauptrollen lagen in den bewährten Händen der Rosa Bertens und des Herrn Hartmann. Rudolf Klein Diepold.

Kunst

Aus Thomas Erinnerungsblättern zur Kunst und Revolution.

Vor fast zehn Jahren erschienen zum siebzigsten Geburtstag des Altmeisters Hans Thoma seine ‚Gesammelten Erinnerungsblätter‘ unter dem Titel ‚Im Herbste des Lebens‘. Nun verschickt der Verlag der ‚Süddeutschen Monatshefte‘ das Buch nach diesem langen Zwischenraume nochmals zur Besprechung.* Darf man daraus schließen, daß der mit der bekannten Rätseldrachenzeichnung Thomas eingebundene Sammelband von Mitteilungen aus menschlichen und künstlerischen Werdegängen, von Kunstbetrachtungen, Reden, Äußerungen zu gelegentlichen Kunstfragen des Tages nicht so viel Anteilnahme in der Leserwelt findet, daß das Buch allein seinen einmal gebahnten Weg ins Volk weiterhin findet, so ist das ein Beweis, daß das schlichte Gehaben allgemeiner Lebenserfahrung eben weniger lockt wie das starre Programmmachen anderer vielleicht einseitigerer Künstler. Freilich mit der formalen Konsequenz etwa der Gedanken Adolf Hildebrands läßt sich in Thomas Buch nichts gleichstellen. Auch ist seine gemütvolle und oft in leichterem Sinne gemütliche Erfahrung der Form des Lebens und der Künste, die, wo die stärkere Bindung an Gesetz und Regel begänne, sich gerne auf die persönliche Empfindung und das unscharf begrenzte Reich der eigenen Seele zurückzieht, — eine Lebens- und Geistesführung, die ihn in die Arme des menschlicher erscheinenden Protestantismus gebracht hat,** — in unserer Zeit schärfster Gegensätze und Klüftungen wenigstens

* Im Herbste des Lebens, gesammelte Erinnerungsblätter von Hans Thoma. München, Süddeutsche Monatshefte.

** Vgl. ‚Der Meister der Menschheit‘, Beiträge zur Beseelung der Gegenwart, hrsg. von Friedrich Lienhard, 1. Jahrg. 1. Heft, Oktober 1918, wo dieser aus einem Gespräch mit Thoma als dessen Bekenntnis anführt: ‚Ich bin von Haus aus Katholik, meine Mutter ist eine große Bibelleserin gewesen, und so bin ich denn auch formell Protestant geworden.‘

für seine Denkweise nicht gerade werbekräftig, wenn auch gewiß seine Werke mit der Sicherheit des stilleren und engeren deutschen Kunstcharakters, der ihnen innewohnt, die Widerstände einer heftigeren neuen Kunstjugend ohne jede Gefahr überstehen werden, nachdem wir von der durch Thode veranlaßten deutsch und religiös programmatischen Überschätzung auf das richtige Maß zurückgekehrt sind. Aber auch seine Erinnerungsblätter müssen doch immer Geltung behalten als biographische Zeugnisse wie als Rahmen und Rankenwerk von Gedanken zu der vollen Lebensleistung seines Bilderwerkes, an dem sie weniges zu deuten haben, das sie aber besinnlich begleiten durch eine Kunstperiode, die trotz engerer Künstlerkämpfe und Kunstschlagworte wie eine stille, nicht überall fruchtbare Oase im alten Deutschen Reiche der Väter und Großväter hinter uns liegt. Was so den wackeren Bürger in diesen vergangenen Jahrzehnten an Kunst und Kulturfragen ohne ein härteres Gezwungensein zu letzten Entscheidungen beschäftigte, auch das spiegelt Thomas Rückschau im Lebensherbste wider. Und wenn uns die Gedanken im ganzen zu friedlich eng und wohl etwas verkümmert erscheinen, so können wir doch eine recht brauchbare Eigenschaft des jungen und alten Thoma in die neue Zeit mit hinübernehmen, die Gelassenheit vor dem Tagesstreit und den Wohlanstand in öffentlichen Dingen, den unsere Väter in einer langen bürgerlichen Festigung besaßen, und der in der Heuchelei der Zeitschlagworte heute mit der deutschen Ehre zugleich verloren geht. War dies menschliche Geltenlassen auch mehr Gewohnheit als Verdienst, ein Wert war es doch, der durch höhere Ideale, so lange sie nur Parteigeschrei und nicht menschlich verwirklicht sind, nicht wettgemacht wird.

Blättert man in dem gemütlichen Bande, in dem die behaglich altmodischen Plaudereien über die eigenen Lebens- und Kunsterinnerungen wegen ihres lose verbundenen Zusammenhangs am meisten erzählerisch fesseln, so findet man in dem Bericht über seine erste Reise nach Italien die Schilderung einer Kunstdebatte in einer römischen Kneipe, die in ihrem heiter ironischen Nachklang auch manchem heutigen revolutionären Kunsteifer den Stachel zu nehmen geeignet ist. ‚In einer abendlichen Weinkneipe wurde heftig darauf hingewiesen, daß es mit der modernen Kunst nicht gut kommen könne, bis die alte Kunst beseitigt sei, und man kam überein, daß es gut wäre, den Vatikan und alle anderen Sammlungen zu verbrennen — den Tag darauf eilte ich, die Sammlungen noch zu sehen, da ich nun doch einmal in Italien war. Es war aber wirklich doch nicht so schlimm gemeint, ich begegnete einem der Kunstbrenner am anderen Morgen im Café, er sah gar nicht heldenhaft aus und sagte: ‚Katzenjammer!‘

Die Gefahr ist wohl nicht sehr groß, daß der einfältige Radikalismus, von dem ein Teil der Künstlerschaft auch heute sein Heil erhofft, und der ein persönlichkeitsschwaches Echo des Futuristenlärmes vor dem Kriege ist, vom Kaffeehaus und kleinen Zirkel allzuweit in die Kunstpolitik hineinregiert. Wenn irgend etwas im geistigen Leben, so trägt die Kunst ihr Gesetz und sein Gericht in sich selber. Der zum leeren Begriff und Sammelwort gewordene Staat konnte die vergangene Kunst nicht zu einer einheitlichen Blüte bringen, die Programme einer neuen monumentalen Kunst haben zu nichts geführt, soweit öffentliche Initiative und Künstlerkorporationen daran beteiligt waren. Auch von den Schlagworten ‚Krieg und Kunst‘, ‚Krieg und neue deutsche Kunst‘ hat man keine bedeutenden Folgen erlebt. Man wird gelassen warten dürfen, was der neue Staat den Künstlern, soweit sie nicht innerlich selbst gespeist sind, an geistiger Förderung bringen wird. Es ge-

nügt hier, nur soviel zu dekretieren, zu ändern, abzusetzen, daß jeder seinen Platz finden kann, wo er lernen und seine Werke zeigen will. Die Instanzen der Kunstpolitik mögen äußerlich mehr in Fluß kommen, das ist kein Schaden; die Kunst folgt aber auch weiterhin dem Gesetze einer tieferen Beharrung. Möglicherweise, um nicht mehr zu sagen, wird die neue Kunst besser in Opposition gegen den Geist sinnloser Vergesellschaftung groß, wie die Kunst auch im alten Staat immer in einem gewissen Gegensatz zum zwangsläufigen Ideal eigenartig würde. Das ist die wahre Freiheit der Kunst, daß sie ihren Geist jeglicher Art durchsetzen kann, wenn sie die Mittel und Formen ihrer Zeit beherrscht. Das höchste Ideal muß am fortschrittlichsten sein.

Hans Thomas Name wird gerne gebraucht, um mit Hinweis auf seine Kunst ein reines deutsches Kunstideal zu fordern. Auch der Herausgeber der auf Thomas Anregung ebenfalls vor zehn Jahren schon erfolgten schönen Neuausgabe von ‚Albrecht Dürers Unterweisung der Messung',* Alfred Peltzer, wendet sich im orientierenden Nachwort zu dem Werke gegen eine fremde und undeutsche Kunst, die in ‚Flecken' sieht und ‚in Farben zerlegtes Licht' malt. Damit wird noch der Impressionismus bekämpft; inzwischen ist schon der Expressionismus Mode geworden, den man noch vor dem Kriege schon für ein Vorzeichen neuer geistiger Bewegungen ansehen mußte. Beide stilistischen Formen gehen über den kleindeutschen Kunstwillen hinaus. Betrachtet man manche Zeichnungen und Buchstabenentwürfe in Dürers Buch, so kann auch der beste Dürerdeutsche nicht umhin, den italistischen Einfluß der Renaissance zu spüren und zuzugeben. Wo ist nun der richtige Fortschritt und die wahre deutsche Form? Das ist, kurz gesagt, weder politisch noch theoretisch auszumachen noch zu dekretieren. Es ist eine Gabe und ein Schicksal. Thomas Kunst wurde in seiner Frühzeit schon einmal revolutionär genannt, als von politischer Revolution kein Anstoß dazu kam. Heute haben wir die politische und die Krämpfe sozialer Revolution. Vielleicht wird dagegen die neue deutsche Kunst sehr konservativ sein, wohlverstanden in der Gesinnung, nicht in den Mitteln. Das können viele Leute nicht auseinanderhalten, wenn ihnen der Glaube fehlt, daß der Geist zu jeder Zeit seinen Boden neu bereiten muß. Das Schicksal des deutschen Geistes aber ist so schwer geworden, daß er zu tiefst schürfen muß, um seine neue Form zu bereiten.

Konrad Weiß.

* Albrecht Dürers Unterweisung der Messung. Um Einiges gekürzt und neuerem Sprachgebrauch angepaßt herausgegeben sowie mit einem Nachwort versehen von Alfred Peltzer. Auf Veranlassung und mit einem Vorwort von Hans Thoma. München, Süddeutsche Monatshefte.

Musik

Zum Jubeltag des Weihnachtsliedes ‚Stille Nacht', das am Christabend 1918 hundert Jahre alt geworden ist, hat Karl Weinmann, der Direktor der Regensburger Musikschule, bei Pustet eine kleine hübsche Gedenkschrift erscheinen lassen, die die nicht geringe Literatur über das berühmte Lied wertvoll bereichert und neben einer ähnlichen etwas älteren Arbeit von Peterlechner (Linz) das beste und richtigste Bild von Herkunft, Schicksalen und Bedeutung der lieben, sinnigen Weise gibt. Ein kleiner lapsus calami ist zwar dem verehrten Verfasser unterlaufen: auf Seite 21 wendet er eine Anekdote aus dem Leben des jungen Händel fälschlich auf Mozart an. So etwas kann passieren. Im übrigen verrät aber jede Zeile des Büchleins den ausgezeichneten Fachmann und, was in diesem Falle kaum minder wichtig ist, den von wirklicher Liebe zu seinem schlichten Thema beseelten anregenden Erzähler. So wird ein bescheidenes, aber recht interessantes Stückchen Liedgeschichte greifbar lebendig.

Am 24. Dezember 1818 erklang ‚Stille Nacht, heilige Nacht' zur Feier der Christmette zum ersten Male in der St. Nikolauspfarrkirche zu Oberndorf im Salzburgischen. Der dortige katholische Vikar Joseph Mohr hatte die Worte gedichtet, sein Freund, der Schullehrer Franz Gruber die Melodie dazu erfunden. Als anspruchslose Gelegenheitsarbeit zum Schmuck des Gottesdienstes ist das Lied also von einfachen Männern aus dem Volke ersonnen worden. Das ist ganz die Art, wie ein richtiges Volkslied zu entstehen pflegt. Und zum richtigen Volkslied, das von allen christlichen Bekenntnissen mit gleicher Liebe gepflegt wird, ist ‚Stille Nacht' denn auch geworden: nicht nur zum deutschen Volksliede, denn es hat Eingang in alle Kultursprachen gefunden und ist durch Missionäre sogar den wilden Völkerschaften zugeführt worden. Weltreisende haben ‚Stille Nacht' am Fuß des Himalaja und in Neuseeland gehört, trafen es in Deutsch-Ostafrika und am Zambesi bei den Suaheli und Kaffern an, in Südamerika bei den Indianern am Äquator. Also ein ‚Welt-Volkslied' im vollsten Sinne des Wortes!

An so etwas hatten nun die Schöpfer des Liedes gewiß nie im entferntesten gedacht. Sie taten zur Verbreitung ihrer bescheidenen Arbeit nicht das mindeste. Mühselig und seltsam war denn auch der Weg, der das Lied in die breite Öffentlichkeit führte. Ein sangesfreudiger Orgelbauer brachte es zunächst vom Salzburgischen nach Tirol, wo es sich einen kleinen Freundeskreis gewann. Zu diesem gehörten die im Zillertal lebenden vier Geschwister Straßer, ehrsame Handschuhmacher, die alljährlich mit ihrer Ware die norddeutschen Handelsstädte besuchten und sich bei dieser Gelegenheit aber auch als frische Tiroler Sänger hören ließen. Durch sie dürfte ‚Stille Nacht' zum ersten Male in Deutschland erklungen sein, und zwar im Dezember 1831 in Leipzig. Welchen Eindruck sie durch ihren Vortrag machten, zeigt eine Notiz im ‚Leipziger Tageblatt', es möchten im Dezember 1832 die Tiroler Sänger das schöne Weihnachtslied in einem öffentlichen Konzerte doch wiederholen. Dies geschah, und damals veranlaßte ein gewisser Friese aus Dresden auch eine Niederschrift des Liedes. Damit war die Möglichkeit weiterer Verbreitung auch in Norddeutschland erschlossen. Tatsächlich ist das Lied anfangs der Vierzigerjahre insbesondere in Niedersachsen bereits gemeinbekannt gewesen, und bald kam es nach Berlin, wo es König Friedrich Wilhelm IV. zu seiner Lieblingsweise erkor und es sich alljährlich während der Weihnachtszeit im königlichen Schlosse vom Domchor vorsingen ließ. Seit 1840 erschien ‚Stille Nacht' dann auch wiederholt im Druck, die großen volkstümlichen Liedersammlungen nahmen sich seiner an und damit war dem Lied die breite Öffentlichkeit erschlossen.

Die Namen seiner bescheidenen Urheber waren inzwischen, wie das so zu gehen pflegt, fast vergessen worden. Man hielt den Text für eine alte Übersetzung des lateinischen Kirchengesangs ‚Alma nox' und brachte die Komposition mit bekannten Musikerpersönlichkeiten wie Michael Haydn und Kaspar Aiblinger, ja sogar mit Beethoven in Verbindung. Daneben erhielt sich allerdings dunkel das Bewußtsein, daß das Lied aus einem schlichten Dorfschulhaus hervorgegangen sei, begann sich aber mit allerhand Legenden zu umranken: bald sollte der Tod des einzigen Kindes, bald der der jugendlichen Gattin dem Lehrerkomponisten die wundersame Weise eingegeben haben usw. Als endlich die Namen Mohrs und Grubers und die ganz unromantischen Entstehungsverhältnisse des Liedes festgestellt waren, erhob sich erst noch ein langer Urheberstreit darüber, ob Gruber wirklich der Melodieerfinder oder nur der Bearbeiter der ihm von Mohr zugleich mit den Worten überlieferten Weise sei. Erst die jüngste Forschung hat alle diese Zweifel zerstreut. Darnach

dürfen wir in der Tat in dem auch sonst musikalisch sehr begabten Franz Gruber, der 1863 im Alter von 76 Jahren starb, den Erfinder der Tonweise zur Dichtung seines Freundes Mohr verehren. Zwar hat Weinmann die interessante Beobachtung gemacht, daß das melodische Hauptmotiv von ‚Stille Nacht' sich mit dem Anfang eines Weihnachtspastorales des 1801 gestorbenen italienischen Opernmeisters Cimarosa deckt; allein es dürfte sich dabei wohl nur um eine ganz zufällige Übereinstimmung handeln. Denn nicht zuletzt ist es ja doch gerade die deutsche Gemütstiefe gewesen, die der Melodie Grubers alle Herzen gewann.

Mit das Verdienstvollste an Weinmanns Schrift ist ihr Eintreten für die ästhetischen und insbesondere kirchenmusikalischen Werte der Melodie. Ein solches erscheint keineswegs überflüssig, da es unserem Weihnachtslied trotz seines Siegeslaufes auch an sehr ernsthaften Widersachern nicht gefehlt hat, die in Dichtung und Musik nur Schwächen finden wollten und die Eignung des Liedes als Kirchengesang rundweg bestritten. Da diese Angriffe, wie leicht zu verstehen, aus cäcilianischen Kreisen hervorgegangen sind, berührt es wohltuend, aus dem gleichen Lager nun auch die Weinmannsche Rechtfertigung zu vernehmen. Weinmann bemüht sich mit Glück, die gegen das Lied erhobenen Einwände durch Hinweis auf seinen Stil und Charakter als Gelegenheitsschöpfung zu widerlegen und insbesondere den als unkirchlich verworfenen scharf betonten Sechsachteltakt-Rhythmus aus dem Charakter des ‚Wiegenliedes' nach Art der Siziliana zu erklären. Einen Einwand der Kritiker glaubt freilich auch er wiederholen zu müssen: den Tadel des Ganzschlusses am Ende der zweiten Verszeile, der die textliche Gliederung der ersten Strophe zerreißt, indem er in den zusammengehörigen Satz ‚Einsam wacht nur das traute heilige Paar' nach ‚wacht' eine störende Zäsur bringt. Allein auch dieser Tadel ist nicht aufrecht zu erhalten. Die Strophentheorie der modernen Musikästhetik hat uns nämlich auf Grund reichen historischen Materials gelehrt, daß nur in seltenen Fällen bei Strophenliedern die erste Strophe den Komponisten zur Melodie angeregt hat: in der Regel tat dies vielmehr eine der späteren Strophen, deren Bau dann bestimmend auch für den der Weise war. Im Falle unseres Weihnachtsliedes war das offenbar die dritte Strophe:

Stille Nacht, heilige Nacht!
Die der Welt das Heil gebracht;
Aus des Himmels goldenen Höhn,
Uns der Gnaden Fülle läßt seh'n:
Jesum in Menschengestalt.

Hier hat die zweite Verszeile nach ‚gebracht' einen Satzschluß, und dadurch findet der Ganzschluß auch in der Melodie Rechtfertigung.

Mit glücklichster Hand löst Weinmann endlich den liturgischen Streit über das Lied. Er meint, daß das Lied beim liturgischen Gottesdienst, d. h. während des lateinischen Hochamtes, keinen Platz haben kann, weil das den kirchenmusikalischen Vorschriften widerspreche. ‚Wohl aber,' sagt er, ‚kann das Lied nach dem feierlichen Hochamt, namentlich in der Christmette, gesungen werden, und hier wird es, als wahres und echtes Stimmungslied für die heilige Nacht geschaffen, fromme und innige Andacht bei dem versammelten Volke auslösen.' Daß es das in der Tat vermag, hat ‚Stille Nacht' nicht zum mindesten gerade an den stürmischen Kriegsweihnachten der letzten Jahre gezeigt. Und so wird sein hundertjähriges Jubiläum gewiß nicht der letzte Tag gewesen sein, an dem die Menschheit sein und seiner bescheidenen Schöpfer dankend gedenkt.

Eugen Schmitz.

Verschiedenes

Dr. Max Fischer wünscht den Abdruck folgender an den Herausgeber gerichteter Zeilen:

‚Nach reiflicher Gewissensprüfung sehe

ich mich gezwungen, Ihnen folgendes zu erklären:

Die Kirche ist mir die Pforte zu Christus gewesen; sie ist für mich eine religiöse Stätte. Die zunehmende Politisierung der Kirche versetzt mich in tiefe Konflikte. Nach meiner Überzeugung widerspricht es der christlichen Gesinnung, die notwendige Sozialisierung gewaltsam aufhalten zu wollen, den korrupten Kapitalismus zu schützen. Die klerikale Wahlagitation dieser Zeit spricht jedem christlichen Empfinden Hohn; sie mißbraucht die Kanzel, die Stätte religiöser Lehre, zu weltlich-politischer Propaganda; sie verleumdet den Gegner in einer Weise, die dem Geiste der Wahrheit Hohn spricht. Sie hält es mit den Pharisäern, nicht mit den Zöllnern, mit den Satten und Reichen, nicht mit den Armen im Geiste — sie erniedrigt die Theologie zur Magd einer verwerflichen Politik.

Ich glaube zu fest an die ewige Wahrheit des Christentums, um nicht überzeugt zu sein, daß trotz der bedenklichen Situation, in die sie heute von ihren bestellten Vertretern gedrängt wird, die christliche Wahrheit sich sieghaft gegen alle Gegenströmungen durchsetzen wird. Ich vertraue auch zu sehr auf die Mission der Kirche, um zweifeln zu können, daß die Fehler ihrer jetzigen Wortführer in Deutschland eine Verbindung des kirchlichen Lebens mit den schöpferischen und zukunftstragenden Kräften der Zeit auf die Dauer aufhalten können. So lange aber der heutige Zustand dauert, den zu beseitigen ich mich als einzelner ohnmächtig fühle, kann ich es nicht mehr verantworten, als Redaktionsmitglied einer katholischen Zeitschrift zu zeichnen. Wenn es Ihnen erwünscht ist, daß ich unabhängig von redaktioneller Mitverantwortung und unter Wahrung meiner politischen Überzeugung weiter an Ihrem Blatt mitarbeite, so bin ich dazu gern bereit — ein Wiedereintritt in die Redaktion ist mir erst dann möglich, wenn „Hochland' im Gegensatz zu der heutigen Zentrumspolitik nicht Sozialismus und Kommunismus bekämpft, sondern für ihre Durchdringung mit christlichem Geiste sich einsetzt. Solange sich, wie Sie glauben, ‚die chrichlichsozial denkende und die revolutionärsozialistische Welt wie zwei große Heerlager gegenüberstehen', wird das für mich, der ich mich als christlichen Sozialisten empfinde, nicht möglich sein.'

* * *

Nachschrift des Herausgebers: Der staatliche und gesellschaftliche Zusammenbruch hat so mancherlei Gesinnungswandel und Begriffsverwirrung gezeitigt, daß man es nicht tragisch nimmt, wenn ein junger Mann wie Dr. Fischer das Heil der Welt bei dem revolutionären Sozialismus sucht. Ich gebe seiner ab irato geschriebenen Erklärung an mich hier Raum, weil er es ausdrücklich wünscht, obwohl ich ihm meine Überzeugung nicht vorenthalten habe, es wäre klüger, sich zunächst einmal über die kirchlichen Grundsätze in Fragen der Gesellschafts- und Wirtschaftsordnung gründlich zu orientieren, bevor er sich mit so schiefen Anklagen in die Öffentlichkeit drängt. Auf diese Anklagen hier einzugehen, empfinde ich keinen Anreiz, zumal es längst meine Absicht ist, die im nächsten Heft verwirklicht werden soll, meine Stellung zu dem, was man heute christlichen Sozialismus zu nennen beliebt, offen und rückhaltlos darzulegen, ohne Schonung derjenigen christlichen Kreise, die in dem Ruf nach m e h r katholischen Kommerzienräten der katholischen Religion und Kirche einen Dienst zu leisten wähnten. Auf keinen Fall hat „Hochland' bisher Anlaß geboten zu dieser frondierenden Geste Dr. Fischers, die in ihrer Begründung schon deshalb verfehlt ist, weil, worüber ich Dr. Fischer nicht im unklaren gelassen habe, er im „Hochland' nichts mit zu verantworten hatte als seine eigenen Beiträge. M.

Neues vom Büchermarkt

Geschichte

Was Goethe als das Inkommensurable am christlichen Gedanken bezeichnet, was das atemholende, lebenspendende Element der geistigen Architektonik des Mittelalters bedeutet, das Unsagbare, das voller ist und tiefer gründet als der Begriff der bloßen Weltanschauung —, das ist die mittelalterliche Seele. Sie ist die große Synthese aller geistig-kulturellen Erscheinungen jener Zeit, auf die engste Formel gebracht; sie wäre die Endesaufgabe einer Kulturgeschichte. Beim Mittelalter ist es der große Kampf zwischen Künstlerischem und Moralischem, zwischen Dogmatischem und Mythischem, zwischen Religiösem und Dichterischem, zwischen ästhetischem Fühlen und asketischem Voluntarismus, zwischen Platonischem und Aristotelischem, — sind es diese Grundanalysen, auf denen beruht die Synthese der Seele, insbesondere des Germanen, und weiterhin und umgekehrt wird diese mittelalterliche Seele erwiesen werden müssen als die potentielle und emotionelle Grundlage des romanisch-germanischen Kathedralengedankens, der künstlerisch-religiösen Vitalität des Mittelalters überhaupt. Daß die Religion der Kern der mittelalterlichen Lebensanschauung war, ist nichts wesentlich Neues, und wie sehr sie es war, sucht für einen bestimmten Fall Dr. Leonardo Olschki **'Der ideale Mittelpunkt Frankreichs im Mittelalter in Wirklichkeit und Dichtung'** (Heidelberg 1913, C. Winter) zu zeigen. Erst in Abhängigkeit von einem andern Ort ist Paris in den Epen und sonst der Mittelpunkt Frankreichs geworden, und dieser Ort war Saint-Denis, die Stätte des hl. Dionysius, der 'das Königtum und Frankreich durch alle Schicksale begleitet'. Erst durch die Wechselbeziehungen zwischen Saint-Denis und Paris sind die alten Traditionen der Abtei mit der Stadt, somit dem weltlichen Element, verschmolzen und haben Paris zu dem gemacht, was es wurde. Aber sogar in so nüchternen Dingen wie der Politik klingen und ringen jene geheimnisvollen Kräfte miteinander. Heinrich Schrörs bringt **'Untersuchungen zu dem Streite Kaiser Friedrichs I. mit Papst Hadrian IV. (1157—1158)'** (Freiburg, Herder 1916) und gerade sein Ergebnis über die Stellung des berühmt gewordenen Reichstags von Besançon 1157, auf dem der Kanzler Rainald von Dassel, übrigens eine der interessantesten mittelalterlichen Individualitäten, mit dem Kardinallegaten Roland zusammenstieß und so zum erstenmal die Spannung zwischen Hohenstaufenkaisertum und Kurie der aufhorchenden Welt an das Bewußtsein tönen ließ. Handelt es sich doch nach S. um mehr als um die Affäre des Eskil von Lund, ja um mehr als um einen Auftakt zu den Wirrnissen, die später zum Schisma führten: das ganze Verhältnis zwischen der deutschen Kirche und der Kurie, das Recht des Papstes kraft seiner Oberhirtengewalt in die kirchlichen Verhältnisse Deutschlands einzugreifen, das ist das Problem, das durch Rainald und Friedrich auf der einen, durch den Papst und die von Cluny und Hirschau herkommende strengkirchliche Partei Gerhohs von Reichersberg auf der andern Seite vertreten wird. Die brüske Abweisung der Legaten durch Rainald ist der Ausdruck dafür, daß sich das Kaisertum in den betreffenden Fragen von einer Einmischung der Kurie emanzipiert wissen will. Andererseits hörte jedoch die päpstliche Kirchenpolitik nie auf, vom dogmatischen Standpunkt aus — wir hören jenen latenten großen Gegensatz heraus! — die Oberhand zu beanspruchen über jede, wie sie es auffaßte, national-cäsoropapistische Insinuation: „Für die Kirche als den Universalorganismus ergab sich aus allem die Gefahr einer nationalen Färbung und Sonderstellung ihres auf deutschem Boden wirkenden Klerus' — diese Formulierung bringt Albert Werminghoff in seiner **'Verfassungsgeschichte der deutschen Kirche im Mittelalter'** (Grundriß der Geschichtswissenschaft, herausgeg. von A. Meister II, 6; 2. Aufl. Teubner, Leipzig 1913) für die kirchenpolitische Äußerung jenes Gegensatzes. Überhaupt wird das letztgenannte Werk jedem, der sich eingehender mit einer der grundlegendsten historischen Fragen des Mittelalters befassen will, die reichste Belehrung und bestmögliche Einführung bieten. Die Stellung der deutschen Kirche zu den jeweiligen Herrschern und zum Papsttum, das Verhältnis von Staat und Kirche zueinander, des Papsttums zum deutschen Kaisertum wird in zwei großen Zeitabschnitten (5. bis 9. und 10. bis 15. Jahrh.) mit überreichen Literaturangaben behandelt. Die schärfsten Konflikte zwischen Welt und Kirche traten aber wohl gegen Ausgang des Mittelalters hervor, als das Territorial-

fürstentum besondere **Rechtsansprüche** geltend machte und insbesondere als die *Städte* begonnen hatten, sich zu organisieren und ihr Staatswesen in modernerem Sinne als die alten Feudalherren einzurichten, mit andern Worten einen bis ins kleinste gehenden Beamtenstaat einzurichten und so die antike Polis in bureaukratisch gefärbtem Gewande zu erneuern. Wie sich ein solcher Stadtstaat verwaltete, versucht recht lehrreich Karl Bücher, Das städtische Beamtentum im Mittelalter (Vorträge der Gehe-Stiftung zu Dresden VII [1915] 1) am Beispiele der alten Reichsstadt Frankfurt am Main zu zeigen. Daß bei der Systematisierung in einem Gemeinwesen die bis dahin privilegierten Personen und juristischen Personen — und dazu gehörte vor allem der Klerus und seine Genossenschaften vom freiadligen Domstift abwärts bis zu den Beginenhäusern — notwendig mit den Behörden in Rechtsstreitigkeiten verwickelt wurden, ergibt sich ohne weiteres, und zahlreich und vielseitig sprechen die Urkunden über derartige ‚irrungen und sperrungen'. Die Stadt Köln am Rhein, in der nicht nur einer der denkwürdigsten Kämpfe zwischen Geschlechtern und Zünften, ‚de weverslacht' geschlagen wurde, sondern auch sonst die neuen Gewalten mit den alten vielfach in Konflikt gerieten, würde hier viel Material bieten. Leider ist auf derartige Dinge in der **‚Kölnischen Kirchengeschichte'** von Conr. Albr. Ley (2. Aufl., Essen 1917, Baedecker) recht wenig Bedacht genommen, wie denn das fleißige und reichhaltige Werk zu viel Reflexion und zu wenig Tatsachenstoff, zuviel allgemeine und zu wenig kölnische Geschichte, zuviel Apologetik und zu wenig objektive Geschichte, zuviel Exkurse und zu wenig Thema bringt. So gern man manche Kapitel, z. B. das über den starken Menschen Konrad von Hostaden, lesen wird: die apologetischen Windmühlenkämpfe können wir nicht mehr ertragen; wir wollen keineswegs die Wahrheit verschleiern lassen, aber wir wollen unser Wissen und Erleben nicht bloß in Verteidigung aufgegangen sehen. Und so, denke ich, brauchen wir keine Kraft zu verschwenden, um immerhin recht zweifelhafte Dinge wie die thebäische Legion und die Genossinnen der hl. Ursula wahrscheinlicher zu machen; in einer kölnischen Kirchengeschichte ist für allgemeine Urteile über Canossa oder die Rückkehr aus Avignon kein Platz, so wenig wie für *allgemeine* Gründe und Gegengründe der Reformation oder für Angriffe auf den sog. Modernismus. Wir möchten z. B. beim Kölner Provinzialkonzil 1536, das Hermann von Wied abhielt, ehe er in Martin Butzers nicht ganz einwandfreie Atmosphäre geriet, und das ‚geradezu als ein Vorläufer des großen ökumenischen Konzils von Trient betrachtet werden kann' (S. 395), lieber wissen, was es positiv beschlossen hat, als was es *nicht* getan. Daß ein populäres Buch sich in dieser Richtung mehr erlauben dürfte als ein wissenschaftlich orientiertes, diesen Irrtum widerlegt etwa die gleichfalls populäre Schrift von Dr. *Karl Guggenberger* **‚Die deutschen Päpste'**. Ihr Leben und ihre geschichtliche Bedeutung.' (Köln, Bachem 1916.) Trotz der zahlreichen Ausschreibungen und Zitate aus größeren Werken, z. B. Ludwig Pastors, wird man bei der Lektüre dieser Biographien gerne verweilen, auch wenn sie nicht auf selbsttätiger Forscherarbeit allein beruhen, wird sich mit einem gewissen Stolz der gleichen Nationalität mit einem Gregor V, einem Klemens II., einem Leo IX., bewußt. Am ansprechendsten ist jedoch das Leben Hadrians VI., des Zimmermannssohnes aus Utrecht, des Reformpapstes zur Zeit der Reformation, der mit niederländischer Festigkeit den Mut fand, im simonistischen und nepotistischen Rom der Medici die Hand an die Wunden der Kirche zu legen und auf dem Reichstag von Nürnberg 1522 durch seinen Nuntius Chieregati ein ehrliches Schuldbekenntnis für die Kurie abzulegen, was die deutsch-lutherischen Stände freilich nicht veranlaßte, selbst auch das Confiteor zu beten. Hadrian VI. war eine der seltsamsten Individualitäten, eine Mischung vom mittelalterlichen und vom Renaissancemenschen, wie wir sie in jener Übergangszeit so häufig und besonders bei den stärksten Persönlichkeiten treffen. Gerade Luthers religiöse Psyche schöpft, wie Kiefl erst jüngst wieder betonte, in ihren tiefsten Gründen aus der mittelalterlichen Mystik. Und in dieser Seele entstand auch der zündende Funke, der den Brand der religiösen Umwälzung anfachte. Daß der Boden und die Umstände dazu angetan waren, Feuer zu fangen, daß genug Dürres und Morsches vorhanden war, sah ein Hadrian VI. so gut ein wie andere. Und genug waren der Klagen vor den Hammerschlägen von Wittenberg, wie die ziemlich abgebrauchte Metapher nun einmal lautet, über das, was faul war an dem Kirchenwesen des ausgehenden Mittelalters. Insbesondere waren es wieder die obengenannten Städte, die am meisten, freilich auch am wenigsten aus rein religiösen Motiven heraus, gegen

die Praxis der Kurie und des Klerus in deutschen Landen sich beschwerten. Sie waren die Haupturheber der berühmt gewordenen Gravamina nationis Germanicae, deren sachliche Unterlagen Dr. Anton Störmann **‚Die städtischen Gravamina gegen den Klerus am Ausgang des Mittelalters und in der Reformationszeit'** (Reformationsgesch. Studien u. Texte, hrsg. von Dr. Jos. Greving 24/6, Münster i. W., Aschendorff, 1916) untersucht. Es ist eine umfangreiche, schwergelehrte Arbeit, die sich eingehend mit den Mißständen oder angeblichen Mißständen beschäftigt, gegen die die städtischen Verwaltungen Protest erheben zu müssen glaubten, eine gewaltige Materialsammlung, die das Buch fast zum Wert einer Kulturgeschichte des ausgehenden Mittelalters erhebt. Von den Städten im Bernerland bis hinauf an die jütische Grenze werden die Belege gesammelt, in denen sich Städte gegen die finanzielle Bedrückung durch Papst und Bischöfe und Klerus, gegen die Annaten und Servizien und Palliengelder wehren, in denen sie sich über Steuer- und Gerichtsimmunitäten des Klerus beklagen, in denen sie sich verwahren gegen die weltliche Beschäftigung der Geistlichen und klösterlichen Genossenschaften, in denen sie ihre Unzufriedenheit mit dem kanonischen Recht, der Ämterbesetzung und anderen juristischen Grenzdingen ausdrücken, in denen sie endlich über die lockere Disziplin und das unpriesterliche Leben zahlreicher Kleriker selbst zu Gericht sitzen. Erst an der Hand eines solchen ausgedehnten Materials lernt man einschätzen, wie viel und wie wenig die Reformation in ihrer weiteren Verbreitung auf reinem Glaubenseifer beruht, begreift man auch den Indifferentismus katholisch gebliebener Männer, wie etwa eines Konrad Peutinger, des humanistischen Stadtschreibers von Augsburg. Er ist eine typische Erscheinung an der Zeitenwende, ein bürgerlicher, wenn auch flacherer Erasmus. Obwohl er nominell nie die Kirche verließ, gab er z. B. doch für die Städte Memmingen und Konstanz in ihren Streitigkeiten mit dem Klerus (letztere Stadt mit dem Bischof Hugo von Landenberg) Gutachten in städtefreundlichem, was ziemlich gleich ist mit reformationsfreundlichem Tone ab. Wie auch bei den meisten von Störmann berührten Fragen, war auf Seite der privilegierten ‚Toten Hand' — um ihren Besitz und ihre Lastenimmunität handelt es sich zumeist — das formale Recht: der νόμος ἄγραφος, das ‚göttliche Recht der Hussiten und Bauernartikel, sollte aber, auch nach Peutingers Ansicht, den Klerus in gleicher Weise belasten wie die übrigen Städtebewohner. Man mag sich über diese Gutachten, über die Gravamina gegen die Bettelorden und über des Augsburger Humanisten ganz nur durch politische Rücksichten bestimmte Stellung zur Reformation in den **‚Peutingerstudien'** von Erich König (Stud. und Darst. aus dem Gebiete der Geschichte, herausgegeben von H. Grauert IX 1/2, 1914) unterrichten, die unter Beiziehung eines umfassenden Handschriftenmaterials diese und andere Fragen im Leben des interessanten Mannes behandeln. Eine besonders wertvolle Beigabe ist ein kurzer Abriß über die Geschichte der umfangreichen Bibliothek Peutingers, die auf den verschiedensten Wegen an ihre heutigen Aufbewahrungsorte gelangt ist, ein wichtiger Beitrag zu der für die Erforschung der kulturellen Höhe der Vergangenheit immer mehr in Geltung kommenden Bibliotheksgeschichte.

Philosophie

Unter den vordringlichen ethischen Problemen der Gegenwart gehört das Willensproblem zu denjenigen, von deren theoretischer und praktischer Lösung für die künftige Gestaltung unseres Lebens das meiste abhängt. Der Ruf nach Willenskultur und Willensstärkung wird daher immer dringlicher. Zwei neue Schriften: **‚Das menschliche Wollen'** von Julius Beßmer, S. J. (Herder 1915, brosch. M. 5.—) und **‚Mehr Wille!'** Essays über Willens- und Charakterbildung von P. Konrad Mohr (Schöningh, Paderborn 1914, brosch. M. 2.50) behandeln die Frage, das erste mehr vom wissenschaftlichen, das zweite vom erzieherischen und allgemein kulturellen Standpunkt aus. Doch sind in dem Beßmerschen Buche die beiden großen Kapitel über die Krankheitserscheinungen im Willensleben und die Erziehung zum Wollen auch für jeden Gebildeten, dem Erziehungsaufgaben obliegen, im hohen Maße wertvoll. — Das beste Mittel, den Willen zu erziehen, sind lebendig geschaute und erfaßte Ideale. So wird ein hohes und universelles Bildungsideal immer nur bei einem Geschlechte möglich sein, das die Kräfte seines Willens fühlt, wie es umgekehrt diese Kräfte zu immer höheren Leistungen entwickelt. Die Frage der Bildungsideale, wie sie Joseph Gotthardt in **‚Alte und neue Bildungsideale.** Eine Antwort auf akute Gegenwartsfragen' (2 Bde. Verlag Stahl, Arnsberg i. W. 1913, geb. M. 12.—) behandelt, gehört zu den bren-

nenden unseres Gegenwartslebens. Der Verfasser stellt zunächst die antiken und christlichen Bildungsideale in ihrem ganzen Umfang dar, um im zweiten Band das individuelle und soziale Erziehungsideal der Gegenwart zu behandeln. In einer an Hettinger erinnernden schwungvollen Sprache, hin und wieder etwas breit, aber dafür auf den unverdrossenen Leser um so wirksamer, werden die Schäden unseres heutigen Schul- und Bildungswesens aufgedeckt und dann die Wege gezeigt, die uns aus den Niederungen unserer einseitig aufs Äußerliche gerichteten Kultur über das im einzelnen verwirklichte Bildungsideal zu der Gesamtheit emporführen, das kein anderes ist als das der reinen, unverfälschten christlichen Kultur.

Unsere Kunstbeilagen

Das gedanklich wie künstlerisch planvoll große Bild ‚Joseph deutet die Träume Pharaos' von Peter von Cornelius gehört zu jenen Hauptwerken des neu geschaffenen christlich-deutschen Monumentalstils, dessen Wiege die Casa Bartholdi in Rom war. Das gleich strenge Seitenstück ‚Joseph gibt sich seinen Brüdern zu erkennen' haben wir im Aprilheft 1917 gebracht. Die monumentale Haltung ist erreicht nicht zuletzt durch die gedankliche Stärke, deren Übermaß diesen deutschen Kunstfrühling dann mangels einer allgemein gesättigten Kultur nicht zu vollen Früchten kommen ließ. Gerade der stoffliche Ernst und biblische Sinn muß uns auch heute wieder fesseln, nachdem die leere Gesellschaftskunst zerschlagen ist. Aber wir fühlen auch unmittelbarer, daß die Not unseres heutigen Schicksales eine größere Unmittelbarkeit künstlerischen Ausdrucks, eine weniger statuarisch gedankliche Formung verlangt. Die unfruchtbaren Jahre sind uns so nahe gekommen, daß wir sie leibhaftiger empfinden als in der vorwiegend geschichtlichen Einkleidung eines historischen Kartonstiles, in der Cornelius sie gesehen und gegeben hat.

Herausgeber und Hauptredakteur: Professor Karl Muth, München-Solln
Mitglieder der Redaktion: Konrad Weiß, München und Univ.-Prof. Dr. Eugen Schmitz, Dresden, Marienstraße 38/40.
Für Anzeigen und Prospektbeilagen verantwortlich: Emma Schreiter, München
Für Österreich-Ungarn Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: Georg Schöpperl in Wien IV, Favoritenstraße 35.
Verlag und Druck der Jos. Kösel'schen Buchhandlung, Kempten, Bayern.
Alle Einsendungen an: Redaktion des Hochland, München, Bayerstraße 57/59.
Für Manuskripte, die nicht im ausdrücklichen Einvernehmen mit der Redaktion eingesandt werden, kann keine rechtliche Haftung übernommen werden.



Georg Graf von Hertling



Hochland
Sechzehnter Jahrgang [illegible]

Die neuen „Barbaren“ und [illegible]

Von Karl [illegible]

N[illegible] immer, wo die [illegible] die Vormachtstellung höher [illegible] Frage gestellt haben, sind sie diesen als [illegible] Noch immer, wo eine Form altererbter [illegible] licher Kultur und festgewordener Besitzverhältnisse dem Untergang [illegible] schien, [illegible] den Untergang der Kultur überhaupt [illegible] neuen [illegible] der Barbarei vorhergesagt. Es ist heute nicht [illegible] früher. [illegible] des vierten Standes hat die herrschenden Schichten [illegible]. In [illegible] Not suchen sie Hilfe, wo immer [illegible] [illegible], daß [illegible] Kirche [illegible] haben. [illegible] selbst [illegible] beginnen [illegible] aufgeklärte [illegible] Christentum [illegible] Kirche [illegible] erklärt, [illegible] gerin des Eigentums, [illegible] Bändigerin der [illegible] und aller legitimen Herrschaft? [illegible] Interessen einer Gesellschaftsschicht [illegible] Be-





Sechzehnter Jahrgang März 1919

Die neuen ‚Barbaren' und das Christentum

Von Karl Muth

Noch immer, wo die unteren Stände ihre Fesseln gebrochen und die Vormachtstellung höher gebildeter Klassen bedroht oder in Frage gestellt haben, sind sie diesen als Barbaren erschienen. Noch immer, wo eine Form altererbter Bildung, gesellschaftlicher Kultur und liebgewordener Besitzverhältnisse dem Untergang geweiht schien, hat man um den Untergang der Kultur überhaupt gezittert und ein neues Zeitalter der Barbarei vorhergesagt. Es ist heute nicht anders als früher. Die Emanzipation des vierten Standes hat die herrschenden Schichten mit Schrecken erfüllt. In ihrer Not suchen sie Hilfe, wo immer sie wähnen, daß sie zu finden sei. Man erinnert sich, daß ja Christentum und Kirche ihren Einfluß beim Volke noch nicht ganz verloren haben. Und selbst die, denen diese beiden Mächte vorher wenig oder nichts mehr galten, beginnen von neuem nach ihnen Ausschau zu halten. War doch selbst der aufgeklärte Absolutismus vorurteilsfrei genug, die Religion wenigstens dem niederen Volke zu konzedieren. Da könnten am Ende auch jetzt wieder Christentum und Kirche eine Mission zu erfüllen haben! Denn hat die Kirche sich nicht immer als eine grundsätzliche Gegnerin allen Umsturzes erklärt, ist sie nicht die stärkste konservative Macht der Welt, die Verteidigerin des Eigentums, ein Hort der Freiheit gegenüber aller Gewalt, eine Bändigerin der niederen Instinkte und die sicherste Stütze der Throne und aller legitimen Herrschaft? Und so möchte man von oben her die Kirche den Interessen einer Gesellschaftsschicht dienstbar machen, die sich in ihrem Be-

sitzstand bedroht fühlt. Was Wunder, wenn man von unten her fürchtet, die Kirche könnte tatsächlich mit den Vertretern der alten Ordnung gegen die neue konspirieren und ihre Macht der bedrohten zu Hilfe schicken. Denn, so argumentiert man unten, wer wie die Kirche dem Geist des Umsturzes so fern steht und alle revolutionäre Gewalttat in Acht und Bann verwiesen hat, wie könnte der dem Volke die Früchte gönnen, die aus diesem Umsturz erwachsen sind, wie könnte der Wirkungen gutheißen, die er in den Mitteln zu verurteilen schien, durch die sie zustande gekommen sind.

So sehen wir von beiden Seiten die Kirche bedrängt, von denen sowohl, gegen die der Umsturz sich richtete, indem sie sie zu ihrer Verbündeten zu machen suchen gegen die Umstürzler, von diesen, indem sie der Kirche mißtrauen und deshalb den Umsturz auch auf ihr Gebiet ausdehnen, zugleich mit den Gegnern die Kirche als deren Verbündete schlagen wollen. Aber auch bei den Wortführern und Anwälten der unteren Schicht fehlt es nicht an solchen, die sich gerne der Kirche bemächtigen und sie auf den Kampfplan für ihre eigene Sache und gegen die oberen Schichten ziehen möchten. Und wie die Besitzenden die Kirche an ihre bewahrende Rolle in der Geschichte erinnern, so diese annoch Besitzlosen an ihren Ursprung, an die Lehren ihres Stifters, der da vornehmlich zu den Armen, den Mühseligen und Beladenen gekommen sei, und daran, daß die christliche Lehre selbst die größte Revolution in der Welt vollbracht habe und es die Barbaren gewesen seien, die, als der wahre Christophorus, durch die Fluten der Völkerwanderung hindurch das Christentum aus der Welt der heidnischen Korruption und der jüdischen Zerstreuung in die neue christlich-germanische Ära hinübergerettet hätten. Wie aber damals die christliche Kirche die Sache der Barbaren gegen eine in Laster und Luxus untergehende Welt zu der ihrigen gemacht habe, so erwarte auch heute das niedere Volk, daß sie zu ihm stehe, daß sie seine Sache zu der ihrigen mache und an der Seite der neuen ‚Barbaren' jener kapitalistischen Gesellschaftsordnung den Kampf auf Leben und Tod erkläre. Denn jene kapitalistische Welt sei nicht minder als die alte heidnische das Widerspiel alles wahrhaft christlichen Gemeinschaftslebens, sei geradezu ein Hohn auf die Ideale des Christentums, die die Revolution mit den Worten Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit nur deshalb als eine neue Frohbotschaft der Welt habe vor Augen stellen können, weil die christliche Gesellschaft sie nur allzu unvollkommen verwirklicht habe.

* * *

So wird von mehreren Seiten zugleich mit völlig verschiedenen Argumenten um die Partei der Kirche gestritten und geworben; denn darüber ist man sich von keiner Seite im Zweifel, daß alle Verantwortung um lebendiges Christentum in der Welt bei der Kirche ruht und daß somit auch in dieser Entscheidungsstunde die Kirche allein der Lebenskraft und dem Daseinsrecht des Christentums das Urteil spricht.

Von keinem dieser Standpunkte ist unseres Erachtens auch nur einigermaßen der Frage nach der wirklichen Haltung der Kirche gerecht zu

werden. Ein jeder verkennt das tiefste und eigentliche Wesen der Mission der Kirche und somit auch das durch Christus in die Welt gekommene Fundamentalprinzip aller menschlichen Gemeinschaft, zu dessen Hüterin die Kirche sich bestellt weiß. Keine der Gruppen aber ist auch gänzlich im Unrecht, und das Richtige würde für jede einzelne dann herauskommen, wenn sie alles das, was eine jede für sich als ihre Haltung entscheidend anruft, zugleich und ohne Gegensatz wollte gelten lassen.

Während aber die ungläubig-revolutionäre Gruppe die Kirche zugleich mit der alten Gesellschaftsordnung aus Mißtrauen überhaupt ablehnt, indem sie die Parteiangehörigkeit schon als entschieden ansieht, kämpfen in den zwei anderen Gruppen gleicherweise Gläubige um den Einfluß der Kirche, indem sie ebenso ihre Sache durch die Kirche vertretbar halten, wie sie wähnen, durch ihre Stellungnahme nichts Geringeres als die Sache der Kirche selber zu vertreten. Diese eigentlich kirchlich gesinnten Gruppen sind es, deren Ansprüche an die Kirche es zunächst zu prüfen gilt, denn in demselben Maße, als der Gegensatz, in den sie die Kirche hineinzuziehen suchen, sich als unberechtigt erweist, wird der Feindschaft auch der antikirchlich und revolutionär gesinnten Gruppe, insoweit sie auf dem angedeuteten Mißtrauen beruht, der Boden entzogen.

Die Kirche, so hören wir es aus der in ihrem Besitzstand durch den Umsturz bedrohten historischen Gesellschaft heraustönen, ist die Hüterin aller Autorität, also erwarten wir von ihr, daß sie sich auch für unsere in Frage gestellte Autorität einsetze. So richtig und unerschütterlich das hier angerufene Axiom ist, so falsch ist die Anwendung. Noch nie hat die Kirche sich im Staats- und Gesellschaftsleben für die Autorität bestimmter Schichten und Kreise eingesetzt. Noch nie hat sie sich beifallen lassen, dem geschichtlichen Werden Gewalt anzutun. Sie hat stets die Freiheit der Völker wie der einzelnen, sich ihr Leben zu gestalten, geachtet und einzig und allein es sich angelegen sein lassen, für das wahre Wesen der Freiheit in die Schranken zu treten. Das wahre Wesen der Freiheit aber ist untrennbar mit Autorität verbunden. In wessen Händen im Leben der Gemeinschaft die Autorität ruhe, war für die Kirche daher im selben Augenblick gleichgültig, als die wahre Freiheit, bei der alle zu ihrem Recht kommen, durch eine Autorität überhaupt verbürgt wurde, denn von wem immer die irdischen Beziehungen der Menschen zueinander in Freiheit geordnet werden, dem kommt mit Recht Autorität zu. Grund und Wurzel solcher wie jeder Autorität aber ist allein Gott. Alle konservativen Bestrebungen der Kirche gehen auf die restlose Bewahrung der Prinzipien aus, auf denen das Wohl der Gesellschaft ruht, niemals auf die Bewahrung von Zuständen, wie sie sich da und dort im Kampf der geschichtlichen Mächte untereinander herausgebildet haben. Und in ganz dem gleichen Sinne ist die Kirche auch die Verteidigerin des Eigentums. Sie wird stets allen Streit um empirische Besitz- und Eigentumsansprüche vor das Forum weltlicher Gerichtsbarkeit verweisen, gemäß dem Worte des Heilandes: ‚Mensch, wer hat mich zum Richter oder Erb-

teiler über euch gesetzt?' (Luk. 12, 14), und den Streitenden nur darin zur Seite stehen, daß sie ihnen die Vorteile vor Augen hält, die ein gerechtes und liebevolles Verhalten mit sich bringt.

Obwohl selber in die Zeit gestellt und mit dem Schicksal der historischen Gesellschaften aufs innigste verknüpft, daher auch oft ihren Tribut an die Welt der wandelbaren Formen entrichtend, fühlte sich die Kirche doch vornehmlich zugleich als die Vertreterin überzeitlicher Interessen und hat noch jeweils im rechten Augenblick auch dort, wo sie mit ihren Institutionen und Vertretungen in der geschichtlichen Welt aufgegangen zu sein schien, sich zum Bewußtsein ihrer Mission erhoben. So hat sie mit jeder Gesellschaftsform einträchtig zu leben getrachtet, aber sich für keine verbürgt, so hat sie von jeder das Gute genommen, das ihr zur Förderung ihrer Zwecke dienen konnte, niemals aber hat sie ihr Heil mit einer dieser Formen so verbunden geglaubt, daß ihr vor allem diese Form zu bewahren angelegen hätte. Wo immer die Kirche mit den herrschenden Ständen gemeinsame Sache zu deren Interesse zu machen schien, da war sie mehr deren Gefangene als ihre Verbündete, und noch immer haben diejenigen, die sich ihre Vertretung nach außen mit klassenmäßiger Ausschließlichkeit angemaßt und sie zu einer Domäne ihrer Herrschaftsansprüche erniedrigt haben, mit Recht auch den Frevel gebüßt, der in solchem Kirchenraube beschlossen liegt.

Noch nie hat die Kirche die Revolution, den gewaltsamen Umsturz mit Verletzung bestehender Rechte, als ein Mittel zur Verbesserung gesellschaftlicher Zustände mit ihrem Segen begleitet, aber auch noch nie hat sie es gutgeheißen, wenn gegenüber einem vollzogenen Umsturz ihre Vertreter Machenschaften die Hand geliehen haben, um eine neu errichtete Gewalt zugunsten der beseitigten wieder zu stürzen. Wie jeglicher Revolution, so ist die Kirche auch jeder Gegenrevolution unerbittliche Gegnerin. 'Jedermann sei den obrigkeitlichen Gewalten untertan, denn es gibt keine Gewalt außer von Gott, die aber, welche bestehen, sind von Gott gesetzt,' heißt es im Brief an die Römer 13,1, und zu dieser Auffassung des Völkerapostels hat sich die Kirche von je bekannt.

Die Kirche wird sich um so weniger in die irdische Interessengemeinschaft der selbst mit unrechten Mitteln depossedierten Stände hineinziehen lassen, als sie damit auch die Verantwortung mit zu tragen hätte für alle jene Fehler, um nicht zu sagen Verbrechen, die sich diese Gesellschaftsschicht gegen die revoltierenden Klassen hat zuschulden kommen lassen. Denn darüber kann keine Meinungsverschiedenheit bestehen, daß noch nie oder doch nur höchst selten das Vorrecht einer Oberschicht in Frage gestellt worden ist, ohne daß sie es zuvor mißbraucht hätte. Und selbst wenn sie es nicht recht gebraucht hätte, so ist sie von Verschuldung nicht frei. Wie wenig sich aber gerade unsere gegenwärtige, vom Geiste eines machthungrigen Kapitalismus erfüllte Gesellschaft der Verantwortung bewußt ist, die sie den aufstrebenden Klassen schuldete, darüber bedarf es in diesem Zusammenhang keiner Worte.

Das hat niemand so schmerzlich empfunden als eben diese Klasse selber. Und so ist es nur zu natürlich, daß man es gerade hier am wenigsten verstünde, wenn die sich christlich nennende Welt, und an ihrer Spitze die Kirche, den um ihre Gemeinschaftsrechte ringenden Klassen ihre Sympathie entzöge oder vorenthielte. Doch weit entfernt, sich damit zu begnügen, erwartet diese Klasse mehr. Man möchte auch hier die Kirche zur Kampfgenossin haben, und wagt ihr das Schicksal zu verkünden, je nachdem sie die Sache der neuen ‚Barbaren' zur ihrigen mache oder nicht. Und wer wollte verkennen, daß diese Ansprüche älter und tiefer begründet sind als die der jeweils herrschenden Oberschichten? Während diese sich noch stets um die Gefolgschaft der kirchlichen Kreise nur dann dringlicher bewarben, wenn ihnen das Messer an der Kehle saß, waren von jeher die Hoffnungen der niederen Stände auf die Fürsprache der christlichen Welt angewiesen. In den Herzen unzähliger Tausender aber sind diese Hoffnungen heute schon vernichtet, und selbst die Kirche hat hier einen schweren Stand, weil eben jene ‚bessere' Gesellschaft und ihr Klerus den ungeschwächten christlichen Forderungen nicht jenen Nachdruck verlieh, der weit über die engsten Kreise hinaus zureichend gewesen wäre. In diesem Punkte ist noch lange nicht das letzte Wort gesprochen, und die Zeit sollte nicht mehr fern sein, wo insbesondere die katholische Welt sich darauf besinnt, wie gedankenlos sie in der kapitalistischen Ära die Methoden mitgemacht hat, die dort das System erheischte, ohne daß sie zugleich empfand, wie tragisch sich damit ihr Los gestaltete und wie sehr sie allen Grund gehabt hätte, aus dieser Empfindung heraus gegen jene Gesellschaftsordnung und ihre Methoden immerzu zu protestieren. Selbst theoretisch ist die Auseinandersetzung mit diesem Geist unserer Wirtschaftsmethoden kaum über schwache Anläufe hinaus gediehen, wohl aber fehlt es nicht an Versuchen, die kapitalistische Wirtschaftsform sogar aus den Anschauungen älterer katholischer Denker zu rechtfertigen und zu verteidigen. Dieses Mißverhältnis muß um so mehr befremden, als in nichtkatholischen Kreisen, wo man unter der Kulturlosigkeit unseres Zeitalters leidet und sich auf die wahrhaft organisierenden Kräfte besinnt, schon zeitig die richtige Erkenntnis wach wurde, der in dem jüngsten ‚Jahrbuch für die geistige Bewegung' (1919, S. VII) die Herausgeber Gundolf und Wolters Ausdruck geben mit den Worten: ‚Überall, wo der Katholizismus herrschte, war er Bollwerk gegen diese Welt,' nämlich die Welt des Kapitalismus. Das Bewußtsein dieser Wahrheit schien uns gänzlich abhanden gekommen zu sein. Man nahm die gegebene Wirtschaftsordnung als einen Zustand hin, bei dem wohl manches verbesserungsbedürftig erschien, an dem aber im ganzen nicht zu rütteln sei. Ja wir wähnten uns in ihr sogar rückständig, weil es dem katholischen Volksteil noch nicht geglückt sei, jenen wirtschaftlichen Wohlstand zu erwerben, der, wie viele heute noch glauben, unerläßlich ist, um auch in Fragen der allgemeinen Kultur zu Einfluß und Mündigkeit aufzusteigen. Nichts charakterisiert diese Haltung unbeabsichtigt besser, als der harmlos ehrlich gemeinte Ruf nach

mehr ‚katholischen Kommerzienräten', der aber doch in krasser und erschreckender Weise dartat, wie sehr man in dem Wahn befangen war, ein wahrhaft geistiges und religiöses Leben sei im Rahmen und mit den Mitteln einer Gesellschaftsordnung zu fördern, die ja gerade aus dem Zerfall der religiösen Kräfte und ihrer sozialen Antriebe erst möglich und faktisch geworden ist. Eine solche Gesellschaftsordnung aber kann auch durch noch soviele katholische Kommerzienräte nicht mit christlichem Geiste durchdrungen werden, weil sie in ihrem ganzen Wesen diesem Geiste zutiefst widerstreitet.*

Ganz dieser Mentalität entsprechend hat sich ein großer Teil unserer Presse der sozialdemokratischen Bewegung gegenüber verhalten. Der politische Gegensatz trat mit jeder neuen Wahlperiode stärker hervor und wurde schließlich herrschend. Das Gefühl und die Einsicht, daß die Bestrebungen der sozialdemokratischen Partei und der christlichen Parteien auf weiten Strecken parallel gehen, verloren sich. Sie verloren sich in solchem Maße, daß kürzlich ein großes rheinisches Zentrumsorgan den ungeheuerlichen Satz schreiben konnte: ‚Der Sozialdemokratie fehlt jede sittliche Idee.' So sehr vermag politische Gegnerschaft und Rivalität das ruhige und vernünftige Urteil zu trüben. Genau das Gegenteil ist wahr. Die sozialdemokratische Bewegung ist geradezu erfüllt von sittlichen Gedanken, und nur das ist das Fragwürdige und verhängnisvoll Irrige bei ihrem Trachten, daß sie von der Voraussetzung ausgeht, der Mensch komme aus den Händen der Natur gut hervor und nur die Gesellschaft mache ihn bös; er bedürfe somit keines Erlösers im religiösen Sinn, sondern nur der Erlösung von jenen Gebrechen seiner Umwelt. Das ist jener Idealismus des Irrtums, der sich zur schicksalschwersten Utopie des Jahrhunderts auszuwachsen beginnt und in der alle anderen Utopien des revolutionären Sozialismus ihre Wurzeln haben. Gewiß, die Bewegung ermangelt einer metaphysischen Grundlage und das Sittliche in ihr hängt somit in der Luft, aber es in Abrede zu stellen vermag doch nur derjenige, der das durch die Sozialdemokratie zum Untergang verurteilte liberale, die Gesellschaft atomisierende

---

* Unter Kapitalismus verstehe ich nicht bloß das überspannte Erwerbsstreben und jene mammonistische Gesinnung, die, über allem Wirtschaftsethos erhaben, nur auf Gewinnsteigerung ausgeht, sondern jenes System einer Wirtschaftsordnung überhaupt, das es dem Besitzer eines Kapitals, gleichviel wie dieses zustande gekommen ist, ermöglicht, ohne die geringste persönliche Arbeitsleistung sich ein großes Einkommen zu sichern, indem er dieses Kapital in industriellen oder geldwirtschaftlichen Instituten ‚arbeiten' läßt, also aus der Arbeitsleistung von Mitmenschen einen weit über den gewöhnlichen Zinsfuß hinausgehenden Gewinn zieht. In dem alten Kirchengesetz, das das Nehmen von Zinsen überhaupt verbot, lag eine tiefe Staatsweisheit. Daß wir auch schon vor der Revolution sie wieder, wenn auch nur erst schüchtern, anzuerkennen wagten, geht aus mancher Maßnahme zunächst der Agrarpolitik hervor, wo man z. B. durch Einführung des Rentenguts neben der kapitalistischen Form die die Rechte des Darleihers beschränkende Rentenverschuldungsform wieder einführte.

Wirtschaftsprinzip, das eben das kapitalistische ist, als einen bewahrungswürdigen Zustand ansieht.

Alle Sehnsucht nach einer bessergeordneten Welt der Menschen- und Wirtschaftsbeziehungen ist eine positive Kraft. Sie kann ebensowohl dem Ungenüge an den bestehenden Zuständen wie der inneren Vision eines neuen irdischen ‚Jerusalem' entspringen. Hierin wird sich der christliche Gesellschaftsreformer von dem sozialdemokratischen nicht viel zu unterscheiden brauchen. Der unüberbrückbare Gegensatz beginnt erst bei den Mitteln und dem Urteil über die letzten Ursachen. Die Saat des revolutionären Hasses, die durch die sozialdemokratische Agitation ausgestreut wurde, hat leider ihre Früchte nicht nur in den Gemütern ihrer Gläubigen, sondern auch in den Herzen ihrer christlich gesinnten Gegner getragen, die in vielem die wärmsten Anwälte der positiven Forderungen der Sozialdemokratie hätten sein können. Hier ist die christliche Bewegung nicht selten das Opfer einer menschlichen, nur allzu menschlichen Schwäche geworden, indem sie sich im Kampfgetöse auf eine Stufe erbitternder Polemik hat herabziehen lassen, die sich mit dem Ernst dessen, was in Frage steht, schlecht verträgt. Und es steht heute noch viel in Frage, ja mehr als je. Wird die alte christliche Welt, die sich in Europa durch Jahrhunderte hin oft nur allzu eng mit den nunmehr zusammenbrechenden historischen Mächten verwachsen fühlte, wird sie die Unbefangenheit, innere Freiheit und ich sage geradezu Genialität aufbringen, um das Chaos, dem wir entgegengehen, mit jener Inbrunst des Gefühls zu umfangen, mit dem der Künstler den rohen, unbehauenen Felsblock umarmt, weil er darin im Geiste schon die Traumgestalt seiner Schöpferlust, das Idealgebilde seiner Phantasie sich regen fühlt und zitternd der erlösenden Schläge gedenkt, die er zu tun sich anschickt? Denn darüber kann gar kein Zweifel mehr bestehen, daß die Völker der Erde kreisen und eine neue Gesellschaftsordnung geboren wird. Wer aber wird am Eingang dieser neuen Zeit stehen und sie in ihre Bestimmung einweihen? Das Christentum oder der revolutionäre Sozialismus? Das ist die Schicksalsfrage an die Menschheit. Wehe der Christenheit in Europa, wenn sie hier versagt! Denn ein künftig sozialistisch geordnetes Europa wird nicht sein oder es wird zugleich christlich sein.

* * *

Es gäbe also so etwas wie einen christlichen Sozialismus? Der Ausdruck ist in Deutschland neu und daher befremdend, aber die Sache brauchte es an sich nicht zu sein. Man hat den Ausdruck bis jetzt vermieden und man wird ihn wahrscheinlich auch künftig vermeiden, selbst wenn man der Sache ihr Recht werden ließe, weil mit ihm nicht nur eine neue Wirtschaftsordnung, sondern zugleich eine Weltanschauung proklamiert wurde, die nach dem Geständnis der Urheber der sozialistischen Doktrin vom philosophischen Standpunkt aus dem Rationalismus, vom religiösen aus dem Atheismus huldigt. Betrachtet man indes den Sozialismus bloß als Wirtschaftssystem und sieht man von seinen Theorien ab, der Idee der kom-

munistischen Gleichheit, der Leugnung des naturrechtlichen Charakters des Eigentums, der falschen Auffassung von Ehe und Familie und der Absolutheit der Staatsgewalt gegenüber dem Individuum und der häuslichen Gesellschaft, Theorien, die ebensowenig wie der materialistische Atheismus und die Feindschaft gegen das Christentum dieser Wirtschaftsform wesentlich und eigen sind, so ist gar nicht einzusehen, warum man ihn vom christlichen Standpunkt aus ablehnen müßte.

Um die Mitte des letzten Jahrhunderts, nicht viel später als ein Jahrzehnt, nachdem Lamennais die Solidarität des Christentums mit den Armen und Bedrückten mit so tragischer Verzweiflung an der Kirche, deren Widerstand gegen die Revolution er nicht begriff, aber auch mit so erschütternder Inbrunst in den ‚Paroles d'un Croyant' in die Welt gerufen hatte, trat in England eine Gruppe von Männern auf, die sich ‚Christliche Sozialisten' nannten. Den damaligen Theorien des wirtschaftlichen Sozialismus waren sie nicht minder abgeneigt als Lamennais, den man daher ganz zu Unrecht einen christlichen Sozialisten nennt, und sie haben sich und ihrer Bewegung die Bezeichnung nur beigelegt, weil sie glaubten — und das ist ein Zug echt englischer politischer Technik —, durch diese Konzession an den Namen nur umso rascher ihren christlichen Ideen Eingang bei den unteren Schichten verschaffen zu können. Sie waren weit entfernt, das Eigentum als solches anzutasten, denn dem echten Engländer ist das Eigentum nicht minder ein Postulat der menschlichen Natur als die Freiheit, und es ist bezeichnend, daß der große Fox in einer Rede vom Jahre 1784 erklärte, die Freiheit bestehe gerade ‚in dem sicheren und geheiligten Besitz von menschlichem Eigentum'. Sie waren ebensowenig bereit eine Staatsallmacht zu befürworten, um durch sie die als notwendig erkannten sozialen Reformen einzuführen. Denn gerade in dem übermäßigen Glauben an die Staatsallmacht besteht ja das Wesen des Sozialismus, und eben die Überspannung der staatlichen Gewalt in diesem Krieg hat ihn fast naturnotwendig zunächst dort hervorgetrieben, wo durch die Niederlage die Widerstände am meisten gebrochen waren. Alles, was diese ‚christlichen Sozialisten' wollten, ging vielmehr darauf hinaus, das Wirtschaftsleben auf das christlich-soziale Prinzip der privaten Assoziation zu fundieren, indem sie zugleich alle Wirtschaft den übrigen Lebensaufgaben und die materiellen Interessen den höheren Zielen des menschlichen Lebens unterordneten. Die Arbeiterfrage und noch mehr die Frage des ganzen vierten Standes ist ihnen nicht in erster Linie eine Magenfrage, sondern eine Frage der moralischen Wiedergeburt der gesamten Gesellschaft und jedes einzelnen auf der Grundlage der Unterwerfung aller selbstsüchtigen Regungen unter die christliche Nächstenliebe und durch Verwirklichung dieser Lehre in allen Zweigen des gesellschaftlichen und wirtschaftlichen Lebens. Durch ihre ‚Traktate über den christlichen Sozialismus' (1850) und die ‚Traktate von christlichen Sozialisten' (1851) haben diese Männer in hohem Maße aufrüttelnd auf ihre und die folgende Generation gewirkt, und indem sie immer wieder dem

Reichtum seine Verantwortung und der Arbeit ihr gutes Recht zeigten, haben sie ein herrliches Zeugnis abgelegt für die Lebendigkeit des Evangeliums in dem Gewissen ihrer Zeit. ‚Für einmal, daß die Bibel die Rechte des Eigentums predigt und die Pflichten der Armut, predigt sie zehnmal über die Pflichten des Eigentums und die Rechte der Arbeit.' So rief der Führer der Bewegung Frederic Denison Maurice, und in immer neuer Variation kehrt diese einfache Statistik bei den Schülern, dem rastlosen John Malcolm Ludlow und dem feurigen Charles Kingsley, um nur diese zu nennen, in größter Eindringlichkeit wieder. Mit der Zuversicht von Aposteln verkünden sie: ‚Alles, was im Sozialismus Gutes sei, werde im Christentum erfüllt werden, denn die notwendige Folge des Christentums sei der wahre Sozialismus, in dem das Prinzip der Liebe über das Prinzip der Selbstsucht, die Einigung der Kräfte über den rücksichtslosen und eigensüchtigen Konkurrenzkampf triumphiere.'

Wesentlich verschieden von damals ist die Lage heute. Jetzt gilt es nicht mehr, durch rechtzeitige Besinnung auf die wahren Pflichten des Reichtums der grundstürzenden Erschütterung einer wirtschaftlichen Ordnung vorzubeugen und durch kluge Mäßigung sie im neuen Geiste allmählich umzubilden. Das Chaos ist über uns hereingebrochen und wird auch die anderen Völker mit seinen Schrecken bedrohen. Die neuen ‚Barbaren' haben zur Selbsthilfe gegriffen und den Aufbau einer Wirtschafts- und Weltordnung nach ihren Wünschen selbst in die Hand genommen. Da erhebt sich die Frage: Wie weit kann sich der christliche Sozialpolitiker auf den Boden eines sozialistischen Wirtschaftsprogramms stellen? Wir glauben keine Schranken zu sehen als die naturrechtliche Forderung der Heilighaltung des Eigentums. Alles andere untersteht rein praktischen Bedenken, die, je nachdem man das psychologische Moment und die wirkliche Natur des Menschen dabei mit realistischem Sinn in Rechnung stellt, unüberwindlich werden können. Sie müssen hier außer Betracht bleiben. Aber auch die Verteidigung bezüglich des Eigentums hat ihre Schranken. Der christliche Mensch kann kein absolutes Eigentum gelten lassen. Jegliches Eigentum ist beschränkt durch die Rücksichten und Pflichten, die es dem Besitzer auferlegt. Dieser Gesichtspunkt ist vor allem im Hinblick auf den privaten Besitz an Boden von allerhöchster Bedeutung, denn gerade um die Frage des Grundeigentums werden sich noch schwere Kämpfe abspielen, da der Boden die allein bleibende und unversiegliche Quelle zur Befriedigung der menschlichen Bedürfnisse ist. Es haben ernste katholische Denker deshalb die Behauptung vertreten, der Mensch an sich könne in bezug auf den Boden nicht Eigentümer sein, denn die dauernde Erde stehe in keinem Verhältnis zu dem vergänglichen Menschen als Individuum. Der Grund der Existenz des Eigentums liege daher nur in der Familie und in familienähnlichen Instituten. Mit der Zerstörung der Familie verliere daher auch das Eigentum seinen Sinn.

Und hier betreten wir den Boden, von dem aus die allertriftigsten

Einwände gegen den modernen Sozialismus als Staatsideal gerade im Interesse christlicher Freiheit sich aufdrängen. Der sozialistische Zukunftsstaat ist wesentlich Zwangsstaat. Er ist es in viel höherem Maße, als es der bisherige moderne Staat war, dessen Fortsetzung und letzte Konsequenz er ist. Galt dieser in der Auffassung seiner Philosophen als der ‚präsente Gott', d. h. als die irdische Erscheinung einer doch immerhin noch über ihm postulierten göttlichen Vorsehung, so tritt der sozialistische Staat, der religiös den Atheismus proklamiert, konsequent selber als die einzige Vorsehung auf, gleich einem, dem Macht gegeben ist nicht bloß über die Leiber, sondern ebenso über die Geister und Seelen. In seinem abstrakten Rationalismus respektiert er noch weniger als der liberale absolute Staat die einzelnen natürlichen und historischen Gebilde, nur darauf bedacht, seinen allgemeinsten Gedanken, den von der Solidarität aller Menschen, dadurch zu fördern, daß er die Solidarität im kleinen und einzelnen zerstört und aufhebt. Dadurch wird er zu einer Gefahr für die häusliche Gesellschaft, wie er es bereits für die politische und nationale geworden ist. Die Familie ist aber die Grundlage des Staates, und deshalb besitzt sie nach dem Worte Papst Leos XIII. ‚unabhängig vom Staate ihr innewohnende Befugnisse und Pflichten'.* Ebenso ist die väterliche Gewalt, nach dem Wort des gleichen Papstes, von Natur so beschaffen, ‚daß sie nicht zerstört, auch nicht vom Staate an sich gezogen werden kann'.

Hatte die wirtschaftliche Doktrin des Liberalismus alle christlich-sozial Denkenden genötigt, zum Schutz der wirtschaftlich Schwächeren an die Gewalt des Staates zu appellieren, so zwingt die Staatsdoktrin des Sozialismus alle Vernünftigen, sich über die Grenzen der Wirksamkeit des Staates wieder ernstlich zu besinnen.**

Wenn somit die katholische Welt es als ihre Pflicht ansieht, das, was man den sozialistischen Zukunftsstaat nennt, aufs äußerste zu bekämpfen, so wird sie doch nicht zögern, einen Sozialismus nach ihrer Auffassung zu begünstigen, welcher das Soziale mit dem Politischen und Religiösen in einträchtigem Bunde darstellt. Ein solcher Sozialismus weiß sich frei von Klassenhaß und Ständeneid. Er ist nichts anderes als die Auswirkung der sittlichen Lehren des Evangeliums auf die Beziehung der Menschen untereinander im allgemeinen und auf das Wirtschaftsleben im besonderen. Er greift nicht das Eigentum an, noch will er den Reichtum zerstören; er schärft ihm nur seine Pflichten ein und ruft ihn zur Verantwortung, indem er die Gleichheit der Menschen vor Gott und ihr Brudertum verkündigt, das nur dann einen Sinn hat, wenn wir zu Gott als einem gemeinsamen Vater aufschauen. In diesem Sinn hat auch die Kirche stets

* Encyklika ‚Rerum novarum.'

** Es ist kein Zufall, daß soeben ein Buch erscheint, das unter dem Titel: ‚Der Staat und was mehr ist als er.' Von Robert Saitschick (Beck'scher Verlag, München 1919) zu dieser Besinnung einläd. Ich empfehle es der allgemeinen Aufmerksamkeit, bis ich dazu komme, mehr darüber zu sagen.

die Partei der Schwachen genommen gegen die Starken. Sie hat sich stets mit Paulus zu der Wahrheit bekannt, daß es kein Christentum und kein Liebesmahl gebe, ‚wo die einen trunken und die anderen hungrig sind'. Wer die Urkirche gegen die Kirche von heute ausspielen will, vergißt, daß, wenn jene kommunistisch begonnen hat, dies aus Gleichgültigkeit gegen das irdische Gut geschah, während der heutige Kommunismus die Gier darnach ist. Mit Recht sagt daher ein protestantischer Theologe: ‚Der rechte Kommunismus und Sozialismus ist die christliche Liebesfülle, die das Irdische nur als Mittel der Idee betrachtet und Eigenes an leiblichen und geistigen Gütern nur verwaltet zu eigener Bildung und zu gemeinem Nutzen' (v. Haase).

Aber wie entschieden man auch die Irrlehre des revolutionären Sozialismus bekämpfe, so berechtigt dies doch nicht, das Wahre in seinen Anklagen gegen die alte Gesellschaft zu überhören. Nur insoweit als die christliche Welt sich derer annimmt, die der Sozialismus aus ihrer bisherigen Not und Unfreiheit zu erlösen verspricht, nur insoweit darf sie ihn auch bekämpfen in dem, was er Falsches hat. Hier ist manche Schuld schwerer Unterlassung gutzumachen, viel verlorenes Vertrauen zurückzugewinnen. Es genügt nicht, den Menschen nur die Gebote der Religion vor Augen zu stellen, sondern man muß sie verwirklicht zeigen im eigenen Tun und Lassen. Der wilde Haß, der sich in Verbindung mit dem politischen Umsturz auch diesmal gegen die Religion und den Klerus richtete, hat, psychologisch betrachtet, zur Ursache nicht bloß das oben bereits angedeutete Mißtrauen gegen die Kirche, sondern er entspringt auch der Einsicht, daß Verkündigung und Leben so oft nicht übereinstimmen. Was Frhr. von Vogelsang, der unerschrockene Vorkämpfer katholischer Sozialpolitik, bereits im Jahre 1877 schrieb, gilt heute mehr noch als damals, weil die Umstände inzwischen noch bedrängender geworden sind: ‚Auch sie — die Diener der Kirche — sind mit materiellen Interessen überladen, wenn nicht für ihre eigene Person, so doch für alle möglichen Unternehmungen, die unter ihrem Schutze stehen, und auch ihr Geist ist von politischen Kämpfen in Anspruch genommen, ja der Sphäre ihres himmlischen Berufs entzogen.'* Wir können es als kein Unglück betrachten, wenn der Priester künftighin den politischen Kämpfen durch die Entwicklung der Verhältnisse mehr und mehr entfremdet wird, da ja dadurch Kräfte frei würden für ein Wirken in jenem höheren Geiste, der den wüsten Konkurrenzkampf und zugleich die schrecklichen Folgen eines ständig wütenden Wirtschaftskrieges beseitigt.

Nur wenn die christliche Welt sich in den Dienst der Zeit stellt, nur wenn sie das, was die Revolution Gutes veranlaßte, ohne Scheu und mit Selbstverleugnung bejaht und fördert, und wenn sie vor allem selber ein Beispiel des Opfersinns und der Nächstenliebe gibt und dadurch auch die anderen für diese Tugenden gewinnt, wird sie der neuen ‚Barbaren'

* Cf. ‚Das Recht.' Konservativ-fortschrittliche Wochenschrift. 27. Jan. 1877.

Herr werden. Sie wird sie in ähnlicher Weise sich verpflichten, wie einst die Kirche die in das weströmische Reich einbrechenden rohen Völker des Ostens sich dienstbar machte. Man hat mit Recht gesagt, es wäre damals paradox erschienen, wenn jemand diese rauhen Scharen als Grundlage eines neuen Völkerfrühlings, einer ein Jahrtausend währenden herrlichen Blüte christlich-sozialer Gesittung hätte verkünden wollen. Und doch war es so. ‚Die Christen wurden zu Tausenden gemordet, die Stätten christlicher Anbetung schonungslos zerstört; aber die christliche Idee siegte über die wilden Zerstörer, unterwarf sie geistig und empfing als Gegengabe wertvolle Naturkräfte, welche, befruchtet durch das Christentum, den edlen Sozialismus des Mittelalters hervorbrachten, jene sinnige, harmonische Vereinigung des Sozialen mit dem Politischen und Religiösen, wie keine Epoche der Weltgeschichte sie aufweist.'*

In einer glänzenden Auseinandersetzung mit den ungleich geratenen Zwillingsbrüdern Liberalismus und Sozialismus, denen er den Katholizismus als die allein wirklich organisierende Weltmacht gegenüberstellt, hat der spanische Staatsmann Donoso Cortés den Gedanken ausgesprochen, der Sozialismus werde, wenn er von seiner Logik des Falschen ablassend, aus seiner großen Prämisse von der Solidarität aller Menschen die rechten Schlüsse zöge, notwendig noch einmal beim Katholizismus ankommen. ‚Die Sozialisten,' so schreibt er, ‚die nicht als die Erben des Katholizismus gelten möchten, erklären sich selber als seine Antithese. Da aber der Katholizismus keine These ist, so kann er folglich durch eine Antithese nicht bekämpft werden. Ist doch der Katholizismus die weiteste Synthese: sie umfaßt alles, schließt alles in sich, erklärt alles. Sie kann daher nicht einmal angegriffen, geschweige denn besiegt werden, es sei denn durch eine gleichwertige, ebenso umfangreiche, alles enthaltende und erklärende Synthese. Alles, was wir These und Antithese nennen, ist schon in der richtig erfaßten katholischen Synthese enthalten, denn in ihr kommen sie alle zusammen, angezogen durch eine unwiderstehliche Urkraft. Diejenigen, die da wähnen, außerhalb des Katholizismus zu sein, sind doch in ihm, weil er unsere geistige Atmosphäre ist. Trotz allen ihren ungeheuerlichen Anstrengungen sich vom Katholizismus loszusagen, sind auch die Sozialisten wie alle ihresgleichen, doch nicht weitergekommen, als noch mißgestaltete Katholiken zu sein.'

Über diese Worte nachzudenken, werden wohl die nächsten Jahrzehnte reichlich Veranlassung geben.

* C. v. Vogelsang, Gesammelte Aufsätze, Augsburg 1886, S. 389.

Aus meiner Jugendzeit
Von Georg Graf von Hertling †

Die nachstehend hier veröffentlichten Schilderungen aus der Jugendzeit bilden das erste Kapitel der ‚Lebenserinnerungen', die der am 4. Jan. 1919 verewigte vorletzte Kanzler des Deutschen Kaiserreichs, Staatsminister Dr. Georg Graf von Hertling, hinterlassen hat. Um dem hochverehrten Manne, der dieser Monatsschrift als Mitarbeiter nahegestanden hat, im ‚Hochland' eine seinen Charakter als Mensch, Gelehrter und Staatsmann darstellende Würdigung angedeihen zu lassen, sind die Vorbereitungen noch nicht zu Ende, weshalb wir mit gütiger Erlaubnis der Erben des Verfassers aus dem ersten Bande, der in den nächsten Monaten im Verlag der Jos. Kösel'schen Buchhandlung in Kempten und München erscheinen wird, das Einleitungskapitel hier drucken. D. Red.

Auf dem Umwege über Bonn und Berlin bin ich nach München gekommen. Geboren aber wurde ich am 31. August 1843 in Darmstadt, wo mein Vater großherzoglich hessischer Kammerherr war und Rat am Hofgericht, wie damals das Gericht zweiter Instanz hieß. Die Familie stammt aus der Pfalz. Mein Großvater, der 1756 in Mannheim geboren wurde, hatte zuerst im Dienste des Kurfürsten von Mainz in dessen Eigenschaft als Fürstbischof von Worms gestanden und war dann nach der Aufhebung der geistlichen Fürstentümer und der Auflösung des alten Reiches in den hessischen Staatsdienst übernommen worden. Aber nur die beiden jüngsten Söhne folgten ihm hierin, die älteren, fünf an der Zahl, waren nach Bayern gegangen, wobei ohne Zweifel der Umstand mitgewirkt hatte, daß mein Urgroßvater Johann Friedrich Freiherr von Hertling dem Kurfürsten Karl Theodor von der Pfalz nach München gefolgt war. Als Nachfolger Kreitmayers bekleidete er dort das Amt eines Geheimen Rats-Kanzlers und Konferenzministers. Später, als Max Joseph den Grafen Montgelas an die Spitze des bayerischen Staatswesens berufen hatte, war er Justizminister. Das Dekret, durch welches Max Joseph sich zum König von Baiern erklärte, hat er unterzeichnet.

Meine Mutter stammt aus Frankfurt. Sie war die Tochter von Georg Friedrich von Guaita und Meline Brentano, der schönen Schwester von Clemens und Bettina. In meinem Großvater war, wie mir als Knaben die Großmutter mit freudigem Stolze erzählte, zum ersten Male seit der Reformation ein Katholik zum Bürgermeister der freien Stadt erwählt worden. Sechsmal hat er diese Würde bekleidet; als er zum siebten Male gewählt werden sollte, lehnte er ab. Daß er ein Mann von staatsmännischen Anlagen gewesen sei, haben mir im späteren Leben urteilsfähige Männer versichert. Gerühmt aber wurde ganz besonders die Furchtlosigkeit des äußerlich unscheinbaren Mannes, die er namentlich in den Unruhen der dreißiger Jahre an den Tag gelegt hatte.

Meinen Vater habe ich früh verloren: wenige Wochen, nachdem seine

schützende Hand den schüchternen Knaben der Schule überliefert hatte, im November 1850, wurde er auf einem einsamen Waldspaziergang vom Schlage getroffen. Noch heute stehen mir die Schrecken jenes Tages lebhaft in der Erinnerung, als der Vater zur Mittagsstunde nicht heimkehrte, als es später und später wurde, und allmählich, in gebrochenen Lauten die Kunde zu uns älteren Kindern drang, daß er unterwegs krank geworden, daß man ihn gefunden und zuerst in ein befreundetes Haus und von dort eben jetzt in unsere Wohnung gebracht habe, zwar bei Bewußtsein, aber auf der einen Seite gelähmt und der Sprache nicht mächtig. Schwere, traurige Wochen verstrichen. Langsam besserte sich der Zustand, und mit dem neuen Jahre wuchs die Hoffnung. Wie fröhlich wir Kinder mit Vater und Mutter den Abend des Fastnachtsdienstag verbrachten, schildert ein noch vorhandener Brief der letzteren an die Großmutter in Frankfurt. Mitten im Satze aber hört er auf und ist niemals abgeschickt worden. Heftiges Klingeln rief die Schreiberin ins Krankenzimmer. Ein neuer Anfall, stärker als der erste, hatte sich eingestellt, der am 15. März 1851 dem Leben meines Vaters ein Ende machte. Wir Kinder haben geweint und sind wieder froh geworden. Aber die Mutter verstand es, auch den jüngeren aus uns, die den Vater kaum gekannt hatten, sein Gedächtnis tief in die Seele zu prägen, so daß wir es pietätvoll mit ins Leben nahmen. Die Sorge für uns vier Kinder, von denen ich das zweitgeborene war, lag nun ausschließlich bei ihr. Was wir ihr zu danken haben, läßt sich nicht mit kurzen Worten sagen. Sie war die Sonne unseres Jugendlebens, sie spielte mit uns, sie weckte durch Erzählung und Lektüre unsere geistigen Interessen, durch ihr Wort und ihr Beispiel legte sie den Grund zu der Sinnesweise, die uns durchs Leben begleiten sollte. Die poetische Ader der Familie Brentano war auch in ihr rege; kein Fest des engeren oder weiteren Familienkreises pflegte vorüberzugehen, das sie nicht durch ihre Verse verschönert hätte, die stets *originell*, stets warm und zart empfunden, nicht selten auch in der Form vollendet waren. Aber erst nach ihrem Tode wurde es sichtbar, in welchem Umfange die Poesie die Gefährtin ihres Lebens gewesen war. In dem Nachlasse fanden sich kleine Notizbücher, von deren Existenz niemand Kenntnis gehabt hatte. Darin standen zum Teil mitten unter den Aufzeichnungen der Haushaltung und des täglichen Lebens mit feiner Bleistiftschrift zahlreiche Gedichte eingeschrieben. Dann aber stießen wir auf zerstreute lose Blätter von jeder Form und Größe, wie der Zufall sie ihr in die Hand gegeben hatte, um den Gedanken des Augenblicks raschen Ausdruck zu verleihen. In jungen Jahren war ihr wohl hie und da die Anregung gekommen, ihr Talent berufsmäßig auszubilden; ob sie selbst dazu geneigt war, weiß ich nicht; jedenfalls scheiterte die Ausführung an dem Widerspruche ihres Vaters, der kein Gefallen an einer schriftstellernden Tochter haben mochte. Vermutlich, weil das geistreiche Treiben der Geschwister seiner Frau so gar nicht nach seinem Geschmack war. Wir Kinder hatten den Vorteil davon, denn nun bildete der häusliche Pflichtenkreis den nächsten und vor-

nehmsten Gegenstand ihres Interesses. Die reiche Phantasie aber, die in ihr lebte, und die Fülle der Empfindung diente dazu, ihr bescheidenes Wirken zu verklären. So hat sie auch mir den Sinn für die Schönheit unserer Dichterwerke geöffnet. Noch heute erinnere ich mich, wie sie mir zum ersten Male den Erlkönig vorlas. Ihre Art zu lesen — und sie hat uns viel vorgelesen, Poesie und Prosa, Ernstes und Heiteres, Wisemans Fabiola und den Taugenichts von Eichendorff — war überaus sympathisch, ohne deklamatorische Kunst, aber mit feinem Verständnis, und darüber lag es wie ein Hauch leiser Wehmut oder Melancholie. Die Gabe, sich nach außen rasch geltend zu machen, besaß sie nicht; auf die Dauer aber konnte sich niemand, der sie kennen lernte, ihrem geistigen Einfluß entziehen. Noch ein anderes hing damit zusammen: mit der Selbständigkeit ihres Urteils stand das Bedürfnis, sich anzulehnen, gleichsam Schutz zu suchen, in eigentümlichem Gegensatz. Gerade dies aber mußte sympathisch wirken. Wir Kinder hingen mit unbegrenzter Liebe und Verehrung an ihr. Ihr Wort galt uns als Evangelium, nicht, weil wir ihren Zorn gefürchtet hätten, obwohl es ihr an Temperament nicht fehlte, sondern weil wir die überlegene Persönlichkeit fühlten und anerkannten. Die häuslichen Verhältnisse waren bescheiden, wobei aber zu bedenken ist, daß die Ansprüche, die man bis tief in die zweite Hälfte des vorigen Jahrhunderts hinein in Deutschland und erst recht in meiner damals so kleinen und stillen Vaterstadt an das Leben machte, viel geringer waren als heutzutage. Zur Zeit meiner Geburt gab es weder Eisenbahnen noch Telegraphen; die Bahn nach Frankfurt oder vielmehr nach Sachsenhausen wurde erst 1845, die Brücke über den Main noch später eröffnet. Die ersten, die ihre Tragkraft erprobten, waren die Darmstädter Chevaulegers, als sie im September 1848 wegen der in Frankfurt ausgebrochenen Unruhen eilig dorthin berufen waren und der kürzeren Entfernung wegen den Ritt über die eben fertig gewordene Brücke wagten. Wer eine Nachricht rasch befördert haben wollte, bediente sich eines Schnelläufers. Der Mann hieß Bajus. Er war es, der für einen Kronentaler die Kunde von der Geburt des Enkels zu den Großeltern nach Frankfurt brachte. Industrie war noch fast zwei Jahrzehnte lang nicht vorhanden, reiche Leute gab es kaum, die oberste gesellschaftliche Schicht bildeten die höheren Beamten.

Wir litten keinen Mangel, aber von Luxus war nicht die Rede. Unser Hauptvergnügen bestand in Spaziergängen in den schönen Wäldern der Umgebung. Eingekehrt wurde dabei fast nie, am wenigsten dann, wenn ein Konzert dazu einladen sollte; daher wir uns schon als Kinder die Formel gebildet hatten: wo Musik ist, geht man nicht hin, womit aber keineswegs eine Absage an die Musik überhaupt gemeint war.

Anders sah es freilich in Frankfurt aus. Die Verwandten lebten dort zum Teil in glänzenden Verhältnissen, aber unter dem Einfluß der Mutter beneideten wir sie weder darum, noch ließen wir uns davon imponieren. Nur als arme Verwandte wollten wir nicht behandelt werden, und ich er-

innere mich, daß Einladungen von einer Seite her, wo solche Gesinnung mochte bestanden haben, in unauffälliger Weise vorgebeugt wurde. Wo aber kein Anlaß zu solch einem Verdachte vorlag, da verkehrten wir oft und gern, so vor allem bei der gleichfalls seit 1851 verwitweten Großmutter, bei der wir gewöhnlich an Weihnachten und Ostern verweilten; die Sommerferien aber verbrachten wir am liebsten bei der Tante Maria in Rödelheim, dem Brentano'schen Landsitze, der uns der Inbegriff alles Schönen und Herrlichen zu sein schien. Der Garten stieß an die Hört, wie wir mit dem Volksmunde den kleinen Fluß nannten, der aber eigentlich Hödda hieß; gleich oberhalb war ein Mühlenwehr, von dem das Wasser schäumend und brausend herabstürzte. Eine schmale Brücke führte auf das andere Ufer zu dem ‚Petrihäuschen', so genannt nach dem früheren Besitzer, der vielleicht das Urbild des Fischers Petrus im Märchen vom Müller Radlauf gewesen war. Äußerlich in seiner früheren Gestalt erhalten, war das Innere wohnlich und geschmackvoll ausgestattet. Durch bunte Scheiben sah man den nahen Wasserfall in verschiedenen Farben. In dem Park, an dessen Eingang das Herrschaftshaus stand, dehnten sich weite Rasenflächen aus, von Gruppen alter Bäume malerisch unterbrochen. Ganz am Ende war ein mit Buchenhecken angelegter Irrgarten, für uns Kinder der Gegenstand des größten Interesses, bis wir den Schlüssel des Geheimnisses entdeckt hatten. Auch waren da zwei Pfauen, darunter ein weißer, die radschlagend umherstolzierten. Georg Brentano, einer der Brüder meiner Großmutter, war der Schöpfer dieser Herrlichkeiten gewesen. Tante Maria war die älteste Schwester meiner Mutter, die ihren Vetter Louis Brentano geheiratet hatte. Frühzeitig leidend, starb sie bereits im Jahre 1859. Die jüngere Schwester hatte im Jahre 1849 den zum Parlament nach Frankfurt gekommenen hannoverschen Advokaten und geistreichen satirischen Schriftsteller Hermann Detmold geheiratet, der dann in einem der Reichsministerien das Justizportefeuille übernahm und nach dem Scheitern der damaligen Einigungsversuche Hannover beim Bundesrat vertrat. Als Preußen nach dem Tage von Olmütz wieder in den Bund eintrat, wurde Detmold, weil in Berlin besonders mißliebig, von dieser Stelle abberufen und ging mit seiner Familie nach Hannover zurück, wo er 1856 starb. Von den Brüdern meiner Mutter war der ältere Rechtsanwalt und dabei in städtischen Anstalten und Unternehmungen tätig, der jüngere Kaufmann.

Die Verwandten meines Vaters lebten zum großen Teile in Aschaffenburg. Ihre Verhältnisse waren den unseren ähnlich, vielleicht noch bescheidener; aber mit Humor und Gelassenheit schlug man sich durch. Der zahlreichen Jugend, die das dortige Haus belebte, war große Freiheit gelassen, die sie aber meiner Erinnerung nach nur insofern mißbrauchte, als sie sich dem schulmäßigen Lernen tunlichst zu entziehen suchte. Namentlich den ältesten unter den noch lebenden Brüdern meines Vaters, der, selbst unverheiratet, den Mittelpunkt des dortigen Hauswesens bildete, liebten und verehrten wir.

Den ersten Unterricht empfing ich in einer sechsklassigen Privatschule, in der aber, wie auf dem Gymnasium, Latein, später auch Griechisch und Mathematik die Hauptfächer bildeten. Auf Turnen und Spielen im Freien wurde viel Gewicht gelegt, einer der Leiter gehörte selbst dem Turnverein als eifriges Mitglied an; auch herrschte — vielleicht im Zusammenhange damit — ein gewisser demokratischer Zug. Gleich anfangs war mir eingeschärft worden, das ‚von' auf meinen Schulheften wegzulassen. Die unfreundliche Gesinnung gegen die katholische Minderheit, zu der ich gehörte, trat im Unterricht nur hier und da, öfter im Verkehr der Schüler untereinander hervor. Katholischer Kreuzkopf war ein Schimpfwort, an das ich mich gewöhnen mußte. Den Unterricht in der Religion erhielten wir zuerst in den Räumen der katholischen Volksschule mit den anderen Schülern zusammen, später in der Anstalt selbst durch einen der Kapläne. Wir verdankten diese Verbesserung meiner Mutter, auf deren Vorstellung hin der vortreffliche, allgemein geachtete Pfarrer und Oberstudienrat Dr. Lüft, vormals Professor an der Universität in Gießen, die erforderlichen Maßnahmen veranlaßt hatte. Dieser war ein warmer Freund und treuer Ratgeber unseres Hauses, wissenschaftlich gebildet, gemessen, ernst, aber versöhnlich in seinen Formen, so daß auch Andersgläubige gern mit ihm verkehrten. Von den jüngeren Herrn muß ich dankbar des Kaplans, späteren Pfarrers und Dekans Beyer gedenken. Er war mein Religionslehrer in der Schule, trug mir dann aber auch auf Wunsch meiner Mutter zu Hause zur Ergänzung des Schulunterrichts einzelne Kapitel der Geschichte vor, in denen der konfessionelle Standpunkt zur Geltung kommen mußte. Meine Mutter pflegte diesen Lehrstunden mit Interesse beizuwohnen. Wiederholt hat sie sich geäußert, daß sie zwar von früh auf zur Erfüllung ihrer religiösen Pflichten angeleitet worden sei, daß sie den Inhalt der katholischen Lehre aber erst durch den Unterricht der eigenen Kinder kennen gelernt habe. Sie war fromm, innig fromm von Kindheit an, aber zugleich eine durchaus tätige Natur, der es nicht genügte, ihren Gefühlen nachzuhängen. Wofür ihr Herz schlug, dafür wollte sie auch wirken. Als wir Kinder herangewachsen und auf ihre unausgesetzte Sorge weniger angewiesen waren, wurde es ihr Bedürfnis, sich neue Ziele der Tätigkeit zu setzen. In wachsendem Maße ließ sie sich die Interessen der katholischen Gemeinde angelegen sein, bei der Gründung und Einrichtung einer Mädchenschule, bei der Berufung der barmherzigen Schwestern war sie beteiligt, dem Wohltätigkeitsvereine unter dem Schutze der heiligen Elisabeth und dem Vereine christlicher Mütter hat sie bis in ihr letztes Lebensjahr als tätigstes Mitglied angehört und als Präsidentin vorgestanden.

Vom Herbst 1856 an besuchte ich das Gymnasium. Da es damals in Hessen noch keine allgemeine Wehrpflicht und daher auch keine Berechtigung zum einjährigen Dienst gab, war die Schülerzahl beschränkt. In den oberen Klassen waren es deren zwanzig bis dreißig, was für den Unterricht nur förderlich sein konnte. Der Lehrplan hatte durchaus das alte

humanistische Gepräge. Tüchtige Schulmänner waren bestrebt, uns ohne allzuviel Pedanterie in den Geist des Altertums einzuführen. Von den neueren Sprachen war das Französische obligatorisch, daneben war Gelegenheit geboten, nicht nur das Englische, sondern auch das Italienische zu erlernen. Ich entschloß mich zu beiden Sprachen; daß ich es sehr weit darin gebracht hätte, will ich freilich nicht behaupten. Sehr ungenügend war, zumeist in den oberen Klassen, der Unterricht in der Mathematik, und es ist mir auch später, trotz verschiedentlicher Ansätze nicht gelungen, die dadurch entstandene Lücke zu ergänzen. Den Religionsunterricht erhielten wir Katholiken gemeinsam mit Schülern der benachbarten Oberrealschule oder Gewerbeschule, wie sie damals hieß, in den Räumen der letzteren durch den trefflichen Kaplan Beyer, der als Sohn eines Lehrers ein ausgesprochenes Lehrtalent besaß. Übrigens waren unser nur wenige, in den letzten Jahren waren außer mir nur ein einziger Katholik in meiner Klasse. Er entstammte sehr bescheidenen Verhältnissen und sollte Geistlicher werden. Mit geringer Begabung und noch geringerem Lerneifer machte er das Gymnasium durch, trat in das Mainzer Seminar ein und wurde Priester, wirkte ein paar Jahre in der Seelsorge, um sich dann zu verheiraten und Pfarrer einer süddeutschen altkatholischen Gemeinde zu werden. In konfessioneller Beziehung wahrten die protestantischen Lehrer den richtigen Takt. Als ich einmal, da uns die Wahl des Themas freigestellt war, einen Aufsatz über Gregor VII. verfaßt und als Motto den Schillerschen Vers darüber geschrieben hatte: ‚Es liebt die Welt das Strahlende zu schwärzen und das Erhabne in den Staub zu ziehn' — erblickte der würdige Professor Ernst Zimmermann hierin nicht etwa eine Herausforderung, die ihn veranlaßt hätte, den jugendlichen Heißsporn zurecht zu weisen, sondern begnügte sich mit ein paar zutreffenden Worten über Parteistandpunkt und objektive Geschichtschreibung.

Daß von den Lehrern des Gymnasiums der eine oder der andere einen größeren Einfluß auf mich gewonnen hätte, weiß ich mich nicht zu erinnern. Aber auch den Mitschülern stand ich nicht nahe. Ich war unter ihnen still und zurückhaltend und brachte die freie Zeit im engsten Kreise der Familie und der wenigen näheren Freunde unseres Hauses zu. Diesen gehörte in erster Linie die Familie von Biegeleben an. Sie stammte aus Westfalen, und war von dort, als die ehemals kurkölnische Landschaft vorübergehend eine hessische Provinz geworden war, nach Darmstadt gekommen. Drei Söhne folgten dem Vater im hessischen Staatsdienst. Von ihnen war der älteste im selben Jahre wie mein Vater gestorben. Da seine Frau ihm schon mehrere Jahre früher im Tode vorausgegangen war, widmete sich eine unverheiratete Schwester der Erziehung seiner Kinder. Der zweite, den wir gleich den Familienangehörigen ‚Onkel Max' zu nennen pflegten, war im Finanzwesen tätig und stand später eine Zeit lang an der Spitze des hessischen Finanzministeriums. Der jüngste Bruder, Arnold, war Diplomat, zuletzt Gesandter im Bundestage in Frankfurt. Er gehörte zu denen, die im Jahre 1866 in den ‚Drei Mohren' in Augsburg den alten deutschen Bund begruben.

Ein anderer Bruder, älter als die letztgenannten, war nach Österreich gegangen und lebte in Wien, wo ich ihn später kennen gelernt habe. Mit der Familie von Biegeleben verband uns das katholische Bekenntnis, an welchem die sämtlichen Mitglieder mit Wärme festhielten. Sie waren die Säulen der kleinen Diasporagemeinde. Daneben verkehrte meine Mutter mit den Damen der Beamtenfamilien, bei denen mein Vater sie seinerzeit eingeführt hatte. Doch war dort, so weit ich mich erinnere, keine gleichaltrige Jugend wie im Biegelebenschen Hause. Ein besonderes Fest waren die im Sommer gemeinsam unternommenen Tagespartien in die Umgebung, die entweder zu Fuß oder mittels eines gemieteten Gesellschaftswagens ausgeführt wurden. Die nötigen Erfrischungen nahm man dabei in der Regel von Hause mit. Einige Jahre verkehrten wir im Hause des Prinzen Karl von Hessen, des Bruders des regierenden Großherzogs, wo meine Schwester zu der Prinzessin Anna, mein Bruder und ich zum Prinzen Wilhelm eingeladen wurden. Als ich dort gelegentlich von der Autographensammlung erzählte, die ich auf Veranlassung meiner Mutter begonnen hatte, waren die beiden eifrig bemüht, mir Handschriftliches von fürstlichen Persönlichkeiten zu verschaffen. Ich habe darüber schon einmal im „Hochland"* berichtet. Noch muß ich eines ehemaligen Kollegen meines Vaters gedenken, der auch nach dessen Tode meiner Mutter ein treuer Freund geblieben war. Hofgerichtsrat Frey war Junggeselle und über sein Äußeres, insbesondere über das kurze Radmäntelchen, das er mit Eleganz über die Schulter zu werfen wußte, pflegten wir Kinder wohl etwas zu lächeln, aber dabei war er klug und hilfsbereit. Namentlich interessierte er sich für uns Knaben. Ich erinnere mich, daß er — ich mochte damals etwa 12 Jahre alt sein — mich fragte, was ich werden wolle. Statt meiner, antwortete die Mutter, ich wolle Professor werden. Das schien ihm sehr einzuleuchten und er pries mir nach Kräften die Vorzüge dieses Standes. Als er sich entfernt hatte, sagte die Mutter zu mir: weißt du, der Onkel Savigny (der Begründer der historischen Rechtsschule hatte die älteste der Brentano-Schwestern geheiratet) war auch ein Professor, sogar ein berühmter, und nachher ist er Minister geworden. Auf meine jugendliche Phantasie hat das sicher Eindruck gemacht; meine Berufswahl hat es nicht beeinflußt, denn dann hätte ich ja Jurist werden müssen. Aber zweifellos haben die Familienbeziehungen meiner Mutter auf meine Entwicklung eingewirkt. Sie lenkten meinen Blick frühzeitig über die nächste Umgebung hinaus in eine größere, von mannigfachen Interessen erfüllte Welt und machten mich, wenn auch fürs erste nur in Gedanken, mit hervorragenden Persönlichkeiten bekannt. Als junges Mädchen hatte meine Mutter einen Winter in Berlin im Savignyschen Hause zugebracht, hatte mit den Arnimschen Töchtern enge freundschaftliche Beziehungen angeknüpft und bei einer ernsten Erkrankung Bettinas werktätige Güte — wohl die schönste Eigenschaft dieser eigenartigen Frau — an sich erfahren. Später, im Jahre

* ‚Aus meiner Autographensammlung'. Hochland, Dezember 1903.

1838, begleitete sie ihren Vater auf einer im Auftrage der freien Stadt Frankfurt unternommenen Reise nach Paris. Dort tat sie sogar einen Schritt in die große Welt; wurde sie auch nicht mit dem Vater von König Louis Philipp zur Tafel geladen, so sah sie auf einem Feste, welches der österreichische Botschafter veranstaltete, den Herzog von Namur und „Herrn Thiers, einen kleinen Mann, den man gar oft in den Zeitungen liest", wie sie in ihr Tagebuch vermerkte, und ein andermal, bei Rothschild den Marschall Soult. Von dem allem erzählte sie oft und gern. Auch besaßen wir Kinder ein Exemplar der Kinder- und Hausmärchen, in welches Wilhelm Grimm die eigenhändige Widmung eingetragen hatte: ‚Lieben, unbekannten Kindern, deren Großmutter ich schon vor 40 Jahren gekannt habe, nebst einem Gruß an ihre Mutter.' Aus solchen Erinnerungen heraus war ihr vermutlich auch der Plan meiner Autographensammlung entsprungen. Eine besondere Förderung fand dieselbe unter anderm bei der Großmutter in Frankfurt. Sie schenkte mir zwei Briefe von Clemens Brentano und eine Unterschrift von Bischof Sailer, von dem ich sie oft und mit Liebe und Verehrung reden hörte; bei ihr lernte ich Marianne Willemer (Goethes Suleika) kennen, von der ich zwei Briefe des Dichters erhielt. Auch der geistvolle Maler Eduard Steinle verkehrte bei ihr; einige seiner schönsten Kompositionen hat er für Mitglieder der Familie entworfen.

Im Herbste 1858 folgte ich einer Einladung der Tante Detmold nach Hannover, wo damals in leicht erreichbarer Nähe große Manöver stattfanden. Ich sah dort den blinden König im Wagen und den jugendlichen Kronprinzen, späteren Herzog von Cumberland, zu Pferd; mehr aber als das glänzende militärische Schauspiel erfreute mich eine Fußreise, die ich mit gleichaltrigen Kameraden in das Wesergebirge unternahm und die für uns dadurch einen ganz besonderen abenteuerlichen Reiz erhielt, daß wir nur für zwei Tage Barschaft mitgenommen hatten, die Reise aber auf vier Tage ausdehnten. Von den Kameraden erinnere ich mich nur des jungen Credener, dessen Vater Oberbergrat in Hannover war und der selbst später Professor der Geologie in Leipzig wurde. Aber noch einer anderen Begegnung muß ich gedenken. Als ich an einem Sonntag mit meiner Tante die katholische Kirche verließ, trafen wir mit einem kleinen Herrn zusammen, der sofort ein Gespräch mit der Tante begann, während dessen ich langsam weiter ging. Als sie mich wieder eingeholt hatte, nannte sie mir den Namen; es war Windthorst, und ich habe mich später, als seine katholische Überzeugung von Gegnern in Frage gezogen wurde, gern daran erinnert und auch andern erzählt, daß es der Weg zur Kirche gewesen, auf dem ich ihn zum ersten Male getroffen hatte.

Mehr noch brachte mir das folgende Jahr. Auf Veranlassung der Großmutter unternahm ich mit meinem Bruder eine Rheinreise, die uns bis nach Köln führen sollte und für welche sie uns einen Brief an August Reichensperger mitgab. Gleich vielen Mitgliedern des Parlaments hatte dieser im Hause meines Großvaters, ebenso wie bei anderen angesehenen

Frankfurter Familien verkehrt. Wir fuhren mit der Eisenbahn von Frankfurt nach Mainz und von da mit dem Dampfboot rheinabwärts bis Köln. Es war zum ersten Male, daß ich die herrliche Landschaft sah, die mir dann später so nahe ans Herz wachsen sollte. Ich habe davon schon früher anderswo erzählt. In Köln stiegen wir im Pariser Hof ab, von dem es im Bädeker hieß, daß er viel von katholischen Geistlichen besucht werde. Das schien uns eine gute Empfehlung zu sein, aber sie erwies sich als trügerisch. Bis tief in die Nacht war Musik in den unteren Räumen, so daß wir trotz der Ermüdung von der Reise nicht schlafen konnten. Schon gleich nach der Ankunft hatten wir den Appelhofplatz aufgesucht, wo August Reichensperger damals wohnte, und da wir ihn nicht zu Hause trafen, den Brief der Großmutter dort zurückgelassen. Am anderen Morgen gingen wir wieder hin und wurden aufs herzlichste empfangen. Wir durften nicht länger im Hotel wohnen bleiben, sondern mußten die Gastfreundschaft seines Hauses genießen. Und was mehr war, Reichensperger ging mit uns in den Dom; mit verständigen Worten erläuterte er die Eigenart der gothischen Baukunst und ließ uns das damals noch weit von der Vollendung entfernte Meisterwerk bewundern. Auch auf den Unterschied der alten und der von König Ludwig von Bayern geschenkten neuen Glasfenster machte er uns aufmerksam, und wir waren sogleich bereit, mit ihm den älteren den Vorzug zu geben. Zum Schlusse führte er uns in das nördliche Querschiff, um uns das Fenster zu zeigen, welches zur Erinnerung an Joseph Görres von Freunden und Verehrern gestiftet worden sei. Der Name war mir neu. Wohl kannte ich Guido Görres von dem Festkalender her, den er mit Pocci zusammen herausgab, von seinem viel bedeutenderen Vater hörte ich jetzt zum ersten Male. Noch klingen mir die Worte meines Führers im Ohr. Görres wäre der größte Deutsche geworden, wenn er sich hätte mäßigen können. Die Rückreise machten wir mit der Eisenbahn bis Koblenz, und von da, wo sie damals ihr Ende fand, zu Fuß bis Boppard. Hier verlebten wir zwei oder drei vergnügte Tage mit ‚Tante Jenna' Biegeleben, der früher erwähnten, unverheirateten Schwester, welche sich der Kinder ihres verstorbenen Bruders angenommen hatte, und die mit Anna, ihrer jüngsten Pflegetochter, dort zum Sommeraufenthalt weilte. Wir durchstreiften die schöne Gegend, fuhren im Kahne über den Rhein und besuchten das alte freundliche Bornhofen. Dann ging es heimwärts, mit dem Dampfboot nach Mainz und von da über Frankfurt nach Hause. Zwei Dinge waren es, die ich von der Rheinreise mitbrachte, Begeisterung für die Gothik und eine freilich recht unbestimmte Verehrung für Joseph Görres. Die letztere sollte noch im gleichen Jahre eine weitere Stütze finden. Im November 1859 wurde fast überall in Deutschland Schillers hundertjähriger Geburtstag gefeiert. Auch unser Gymnasium beteiligte sich daran durch einen Festakt, in welchem von Schülern — ich gehörte dazu — die Chöre aus der Braut von Messina deklamiert wurden und der Professor eine Rede hielt. Der überall zur Schau getragene Schillerenthusiasmus war nicht nach dem Sinne des

alten Franz Sausen, der damals das ‚Mainzer Journal' redigierte. In einem grimmigen Artikel führte er aus, ‚wenn die Deutschen eine Säkularfeier begehen wollten, sollten sie warten bis zum Jahre 1876, wo hundert Jahre seit der Geburt des großen Görres verflossen sein würden'. Das merkte ich mir.

Einen anderen wahrhaft großen Mann war es mir vergönnt schon in frühen Jahren persönlich kennen zu lernen. Es war der Bischof von Mainz, Wilhelm Emmanuel Freiherr von Ketteler. Eine hohe, ehrfurchtgebietende Gestalt ragt er in meine Jugenderinnerungen hinein, seitdem ich ihn zum ersten Male am Krankenbette meines Vaters getroffen hatte. Oft und oft habe ich den Kirchenfürsten in das Gotteshaus meiner Vaterstadt einziehen, oft und oft die Kanzel besteigen sehen; nie habe ich auch später einen Redner gehört, der bei völligem Verschmähen aller gesuchten Kunstmittel so gewaltige Wirkungen erzielte. Aus dem Zentrum einer unerschütterlichen, im Glauben gefestigten Überzeugung, aus der Glut christlichen Empfindens und heiliger Liebe zu den Seelen, strömten da wie von selbst die uralten und doch ewig neuen Wahrheiten; riesengroß wuchsen sie vor der Seele des Zuhörers, entwickelten und entfalteten sich, bis wir alle im tiefsten Innern ergriffen, fortgerissen, gefestigt waren. Nie versäumte er, in die Schule zu kommen. Auch die in den verschiedenen Lehranstalten der Stadt verstreuten Schüler wurden zusammen berufen; seine Fragen, seine ermunternden oder strafenden Worte hinterließen einen tiefen Eindruck.

Die Sommerferien 1860 brachten mir wieder eine Reise, diesmal in Begleitung des früher genannten Kaplans Beyer, meines Lehrers und Freundes. Über Ulm und Augsburg, an beiden Orten die Sehenswürdigkeiten fleißig aufsuchend, fuhren wir nach München, wo wir die Gastfreundschaft des alten Staatsrats von Pelkhoven genossen, dessen verstorbene Gattin eine Schwester meines Vaters war. In zwei Briefen an meine Mutter, die noch vorhanden sind, habe ich ausführlich und mit der ganzen Begeisterung eines Siebzehnjährigen, über die Herrlichkeiten der Kirchen und der Kunstsammlungen berichtet. Meiner Vorliebe für die Gothik blieb ich treu, obwohl dieselbe durch die einzige von König Ludwig in diesem Stil erbaute Kirche in der Vorstadt Au keine Nahrung fand. Offenbar wirkte die Belehrung August Reichenspergers noch nach, hauptsächlich in der abfälligen Beurteilung der schönen Glasfenster. Bei der Besichtigung der Kirche trafen wir mit einem Geistlichen zusammen, der uns dann noch nach dem sehenswerten, für mich insbesondere durch die Grabstätte von Joseph Görres anziehenden Gottesacker begleitete; wie sich unterwegs herausstellte, war unser Begleiter kein anderer, als Professor Janssen aus Frankfurt am Main, der nachmals durch seine ‚Geschichte des deutschen Volkes seit dem Ausgange des Mittelalters' in den weitesten Kreisen berühmt geworden ist. Als er erfahren hatte, wer und woher ich sei, forderte er mich auf, ihn in Frankfurt zu besuchen. Aber die Bemühungen, die ich in dieser Richtung machte, hatten nur selten Erfolg. Es war schwer, bei dem Vielbeschäftigten Einlaß zu

finden. Von München begaben wir uns zuerst nach Oberammergau zum Besuch des Passionsspiels. So viel ich mich erinnere, war der Eindruck, den ich davon empfing, kein besonders tiefer und noch weniger ein harmonischer, wozu die äußeren Umstände wesentlich beitrugen. Zwar hatte der Fremdenstrom noch nicht die spätere Ausdehnung angenommen, aber dafür waren auch die Vorkehrungen für Beherbergung und Bewirtung der Zuschauer mehr als primitiv. Die gedeckte Halle bestand noch nicht; man saß unter freiem Himmel oder richtiger unter den Regenschirmen, von denen den ganzen Tag das Wasser herabträufelte. Von Oberammergau gingen wir zu Fuß nach Partenkirchen und von da über Mittenwald und Scharnitz hinunter ins Inntal. Ich war zeitlebens ein eifriger Fußgänger. Mit Schulkameraden oder dem ältesten der Aschaffenburger Vettern hatte ich mehrere Teile des Odenwalds oder des Spessarts durchwandert, aber für die ernste Schönheit der eigentlichen Bergwelt ist mir erst später das Verständnis aufgegangen. Über Innsbruck, wo wir kurzen Aufenthalt nahmen, ging es zurück nach München und von da sogleich weiter über Regensburg, Nürnberg, Bamberg nach Hause. In Regensburg versäumten wir nicht, das Grabmal des Bischofs Sailer aufzusuchen. Nürnberg hatte damals noch den alten Charakter völlig bewahrt. Mit seinen Mauern und Türmen, seinen prächtigen Kirchen und altertümlichen Häusern versetzte es den Beschauer zurück ins Mittelalter.

Im Herbst des gleichen Jahres verlobte sich meine Schwester Gisberta mit Engelbert von Biegeleben, dem zweiten Sohn seines, den gleichen Vornamen führenden früh verstorbenen Vaters, des ältesten der oben erwähnten vier Brüder. Daß meine liebe, ältere Schwester nicht mehr ganz und allein uns gehören sollte, wollte mir zuerst gar nicht in den Sinn. Je näher ich aber meinen Schwager kennen lernte, seinen klaren Verstand, sein ruhiges Urteil und seine vornehme Gesinnung, desto mehr empfand ich seinen Eintritt in unseren engen Kreis als eine glückliche Bereicherung. Die Beziehungen zwischen den beiden Familien wurden dadurch natürlich noch enger geknüpft.

Inzwischen hatte ich das Gymnasium bis zur obersten Klasse mühelos durchlaufen. Neben den pflichtmäßigen Arbeiten hatte ich Zeit zu mannigfacher Lektüre. So vertiefte ich mich unter anderem in Fr. Schlegels Vorlesungen über ältere und neue Literatur. Auch meine Liebe zu Shakespeare entstammt dieser Zeit. Oft begleitete er mich auf meinen Spaziergängen in die heimatlichen Wälder. Daß ich mir als Führer durch die deutsche Literaturgeschichte Wolfgang Menzel erwählt hatte, entsprach meiner Sinnesrichtung, hat mir aber auch wohl nicht geschadet und mich nur vor einem übertriebenen Kultus unserer Dichterheroen bewahrt. Allzu einseitiges Urteil habe ich später auf das richtige Maß zurückzuführen gelernt. Mit großem Interesse las ich die Schriften von Wiseman und Newman, welche eben damals bei Bachem in Köln in deutscher Übersetzung erschienen. Zugänglich gemacht wurden sie mir durch ‚Tante Toni' in Frankfurt, die bejahrte Witwe des längst ver-

storbenen Franz Brentano, des ältesten unter den vielen Geschwistern. Sie war es, die zuerst und wohl allein unter den Frankfurter Verwandten, geistig Anteil nahm an der erstarkenden katholischen Bewegung.

Aber was sollte es nun weiter geben? Die Zeit nahte heran, wo ich mich fürs Leben entscheiden mußte. Die Beamtenlaufbahn im hessischen Staatsdienst lockte mich nicht, noch weniger der Besuch der Universität in Gießen, wohin herkömmlicherweise der Weg von den hessischen Gymnasien zu führen pflegte. Durch meinen Verkehr mit Geistlichen war ich immer wieder auf die Philosophie verwiesen, und mir eine feste philosophische Grundlage als beste Mitgift für jede Berufstätigkeit empfohlen worden. So stand es auch in Schleinigers Grundzügen der Beredsamkeit, die ich damals studierte, ohne daß mir aber von der dort entwickelten Technik etwas geblieben wäre.

Zum ersten Male setzte jetzt der Einfluß ein, der sich demnächst so bedeutungsvoll für mein Denken und meine Lebensgestaltung erweisen sollte. Er kam von Franz Brentano, dem älteren Sohne von Christian Brentano, welcher der jüngste Bruder meiner Großmutter war. Christian Brentano hatte in Aschaffenburg gelebt und war dort im gleichen Jahre wie mein Vater gestorben. Gekannt habe ich ihn nicht, aber in der Familie hieß es, daß er es über dem Reichtum seiner Talente nicht zu einem wirklichen Beruf oder einer einheitlichen Tätigkeit gebracht habe. Noch zeigte das von ihm bewohnte, hoch über den Main gelegene Haus, zu dem man durch einen großen Hof gelangte, die Spuren seiner malerischen Versuche. Mit Franz Brentano hatte ich bisher, obwohl ich ihn bei dem häufigen Ferienaufenthalt bei den Hertlingschen Verwandten in Aschaffenburg gesehen hatte, ein näheres Verhältnis nicht. Die beiden Familien teilten die gleiche religiöse Grundanschauung und verkehrten freundschaftlich miteinander, aber die Interessen des Brentanoschen Hauses waren doch ganz andere und ebenso auch die Art, sich zu geben; bei Franz kam mir gegenüber auch der Altersunterschied zur Geltung, wie das in jenen Jahren zu geschehen pflegt. Auch hatte sein Äußeres, das gescheitelte zu beiden Seiten in Locken herabfallende Haar, für mich etwas Fremdartiges. Seitdem er die Lehranstalten seiner Vaterstadt absolviert hatte, war er mir aus dem Gesichtskreise verschwunden; jetzt hörte ich, er studiere zurzeit in Münster und wolle dort bei dem sehr angesehenen Professor Clemens promovieren. Insbesondere seine Mutter, eine geistig bedeutende, sehr lebhafte Frau — sie war es, der das Hauptverdienst bei der ersten Gesamtausgabe der Clemens Brentanoschen Schriften zukommt, — riet mir dringend, diesem Vorbild nachzuahmen und gleichfalls nach Münster zu gehen. Der Entschluß war bald gefaßt und die Ausführung noch dadurch um einen Schritt erleichtert, daß mir Franz, der sich neuerdings entschlossen hatte, im Sommersemester nicht nach Münster zu gehen, seine dortige Wohnung empfahl.

Im übrigen gehörte ich, wie an dieser Stelle eingeschaltet werden mag, zu den Mitgliedern der Familie, für welche der Name Brentano einen besonderen Klang hatte, und die in dem verwandtschaftlichen Zusammenhange

mit den berühmten Trägern desselben einen Vorzug, wenn nicht gar den Anspruch auf ein größeres oder geringeres Maß eigener Genialität erblickten. Zwar von Bettina wollte ich frühzeitig nichts wissen. Gelesen hatte ich nichts von ihr, aber ihre Freigeisterei, von der ich gehört hatte, stieß mich ab. Für Clemens aber schwärmte ich. Mit seinen Märchen war ich aufgewachsen, und auch als ich dem Kindesalter entrückt war, bewunderte ich sie. Das Rheinlied des Müllers Radlauf sangen wir nach einer Melodie, die die Mutter uns gelehrt hatte. Sie stammte angeblich von dem Dichter selbst, und ist wohl niemals aufgeschrieben worden. Als dann die Gesamtausgabe der Werke Brentanos erschien, die, wie es auf dem Titelblatt heißt, von Christian Brentano, hauptsächlich aber von seiner Gattin Emilie besorgt war und die noch auf dem Gymnasium bandweise in meine Hände kam, vertiefte ich mich auch in andere seiner Schriften. Durch die Lektüre der von Emilie Brentano verfaßten Lebensbeschreibung geriet ich ganz und gar in den Bann der legendarischen Auffassung, welche sich in katholischen Kreisen festzusetzen begonnen hatte, seit der Berührung des Dichters mit Katharina Emmerich. Überhaupt waren es damals nur diese letzteren, welche sein Andenken hoch hielten. Die öffentliche Meinung war längst ihm und der Romantik im ganzen abhold geworden. Ich erinnere mich, daß der Frankfurter Gymnasiallehrer Konrad Schwenk in dem Frankfurter Journal Distichen zur deutschen Literatur veröffentlichte. Das verwerfende Urteil über Arnim und Brentano, welches in einen dieser Distichen ausgesprochen war, empörte mich, und ich habe es wohl gerade darum im Gedächtnisse behalten; aber ich will es der verdienten Vergessenheit nicht entreißen, indem ich es hier mitteile. Um so mehr erfreute es mich, als ich später bei meinen Freunden in Westfalen und am Rhein Liebe und Verständnis für meinen so sehr verehrten Großoheim antraf. Die Mutter teilte meine Schwärmerei nicht, obwohl sie die Schönheit einzelner Gedichte Brentanos zu schätzen wußte. Schon bei den Märchen mißfiel ihr die zuweit getriebene tolle Laune. Auch der persönliche Eindruck, den sie bei den seltenen Begegnungen in Frankfurt gewonnen hatte, war nicht günstig gewesen. Vielleicht fühlte sie, die eine durchaus wahre Natur war und insbesondere Aufrichtigkeit gegen sich selbst aufs strengste forderte, instinktiv die innere Unwahrheit des unglücklichen Mannes, von dem einmal Wilhelm Grimm schrieb, es ängstige ihn, daß er selbst nicht wisse, was seine wirkliche Gesinnung sei. Aber diese Einsicht ist mir erst viel später gekommen; bis tief ins Mannesalter hielt bei mir die in der Kindheit begründete verehrungsvolle Sinnesweise an.

Der Erbe / Roman von Firmin Coar

(Fortsetzung.) Es war ein wundervoller Fronleichnamsmorgen. Könnte er anders wohl auch sein? Frau Stiene steckte ihr graues Köpflein durch die Lücken, die zwischen ihren schon abblühenden Goldlackpflanzen am Fenster waren, um zu sehen, ob die Welt einmal an einem solchen Morgen nicht so ganz über alle Maßen herrlich wäre.

Rote Dachrücken dehnten sich, rote Dachspitzen stiegen, rote Dachgefälle senkten sich steil, sacht, flach. Aus üppig jubilierendem Grün strebten stolze Giebel hoch. Baumgruppen hielten sich vor Lust am Feiern reigenhaft umschlungen. Es gab Baumwipfel, die von Frau Stienes hohem Sitze sich wie gewaltige anmutsvoll gebauschte Laubkrinolinen ansahen mit einer Spitze, die der zierlichsten Miederenge glich. Andere Wipfel loderten wie grüne Flammen; andere rundeten sich wie Kuppeln, die sich über Heiligtümer wölben; alles reich und erfreulich verteilt zwischen roten Dächern, die sich suchten, und Stufengiebeln, die zum Himmel klettern zu wollen schienen.

Aus einem bläulichblassen Morgenhimmel hauchte zarter Goldschimmer herab. In diesem segnenden Himmel lagen flaumweich aufeinander schwebend drei, vier Wolkenhüllen, ganz rund gebläht vor Verlangen, so viel schwanenweißes Licht wie möglich aufzufangen.

Für Frau Stienes sanfte Äuglein war dies nichts Besonderes. Sie heftete ihre Blicke auf den Lambertikirchturm. Dieser war an gewöhnlichen grauen Tagen ein gotischer Turm, der aus acht schwach hervortretenden Ecken bestand, lange Fenster mit Spitzbogen besaß und umgürtelt war von Galerien, die mehr ankleben als lugend hervortreten. Achteckig ragte auch die Spitze aus steinernem Netzwerke. Der Turm trug so viele Pfeiler und überall so viele Steinspitzen und Steinzacken, daß sein Bau besonders an der Spitze ganz gestachelt aussah. Ein klar und schön gegliedertes Steingebilde mit unvergeßlichem Umriß am Himmel kam dabei nicht heraus. Fronleichnamsmorgenlicht hatte ihn jedoch für Frau Stiene verzaubert. Des Turmes viele graue Steine leuchteten wie Licht. Die acht schweren Ecken waren Pfeiler, die sich aus blauen Strahlen emporwoben. Sie trugen leicht, wie aus Hauch, bläuliche Pfeile, aus deren Mitte die achteckige Spitze herauswallte, eine Spitze aus vielen kleinen, blauen, lila umschwelten Flammen, die nach den Seiten ausschlugen. Es war ein Turm, der in der keuschen Lichtfarbe des Himmels zu Gottes Ehrenthron hinaufzüngelte. Und der Lichtturm war die geheimnisvolle Leiter, wodurch am Fronleichnamsmorgen der liebe Gott mit seinen tausend Engelscharen sich niederließ auf die Altäre, welche unten im Dämmern des Kirchenschiffes aufgerichtet waren für all die vielen Menschen, die heute sich von ihrer Not befreien möchten.

Frau Stiene sah, glühte mit, faltete die welken Hände und

verrichtete ihre Morgenandacht. Ihr Gebet war wie eine Opferflamme. Ihr Ferngesicht vom Untergang der Gräfin Asseweeth, ihrer Herrin, schlummerte zusammen mit ihrem Alltagsgram.

— — — — — — — — — — — — —

An diesem Wundermorgen erhielt Dr. Heinz Potthoff von der Gräfin Asseweeth das vielfach versiegelte Paketchen Urkunden über ihre Vergangenheit zurückgeschickt. Heinz Potthoff prüfte es, ob es seit gestern nachmittag, wo es von der Frau Gräfin in Empörung wieder mitgenommen ward, nicht geöffnet und neu versiegelt worden wäre.

Er dachte klopfenden Herzens: ‚Sollte die Gräfin ihre Gesinnung verändert haben? Sollte sie wieder Vertrauen zu mir haben, trotzdem sie mir dies durch kein Zeichen, durch kein Begleitbriefchen bestätigt? Sollte sie sich nicht doch bekehrt haben; sollte sie nicht doch aufrichtig zu Gerd geworden sein?‘

— — — — — — — — — — — — —

Glocken rufen. Die Türen der Kirchen öffnen sich. Aus dämmerndem Geheimnis treten Menschen; sie schreiten zu Paaren hinaus in die aufgewühlte Unbeständigkeit der Gegenwart. Sie verbreiten einen Schimmer von Ewigkeit. Es werden ihrer immer mehr. Ein heiliger Glanz legt sich auf die Stadt.

Kommt her, ihr Kreaturen all,
Was nur erschaffen ist!
Kommt her und sehet allzumal,
Was da zugegen ist! . . .

— — — — — — — — — — — — —

Der Dom liegt höher als die anderen Kirchen. Es ist die Domfreiheit. Es ist das Herz der Stadt. Alte Herrenhöfe, Sitze der hohen Geistlichkeit und des Adels umkränzen ihn. Auf dem freien Domplatze, wo früher noch eine kleine Kirche gestanden, wo zur Zeit der Franzosenherrschaft auch die Guillotine sich erhoben hat, wurzeln die Pfeilerstämme hoher Linden. Ihr Astwerk gabelt sich zu vielen Laubwölbungen, worin im grünen Schatten das Leben großer Geschehnisse zu atmen und zu raunen scheint.

In der Nähe dieses Platzes wandelten durch vieler Zeiten Mühen heilige Seelen mit Balsam für die Wunden der Menschen. Hier regierten mächtige Herren, rissen Bollwerke nieder, errichteten neue, schritten durch Blut und Haß und Tod und hielten sich für groß, kämpften gegen die Gilden, zogen sich zurück und wandelten sich um. Hier suchten die Armseligen Schutz vor den Gewaltigen. Der Wiedertäufer König hatte hier seine Wohnung und wollte hier aller Erdennot und Trübsal für immer heilen. Er schuf das Königreich des

neuen Jerusalem, die Gemeinschaft allen Besitzes, indem er alle Lüste wie junge wilde Tiere in Freiheit ließ. Nach den Grauenhaftigkeiten eines Dreißigjährigen Krieges wurde an diesem Herzen der Stadt jahrelang ein neuer zeitlicher Frieden zusammengehadert, intrigiert, gelogen, erzwungen, erfeilscht. Der Siebenjährige Krieg kam und preßte auch der Domfreiheit ein Wundmal auf. Hohes und niederes Volk aus der großen Staatsumwälzung Frankreichs landete hier wie Schiffstrümmer aus einem Sturm. Napoleons Donnerschritt erschütterte heftig die bisher herrschende Jahrhunderte alte Ordnung. Brände umloderten diese Domfreiheit; Seuchen, wie die der Pest, umschlangen sie zum Erwürgen. Hungersnöte wollten sie veröden.

Immer steht sie noch da mit der gleichen Seele, nur das Kleid wird den wechselnden Zeiten angepaßt.

Winkel, Ecken, Gänge, Gäßchen zur Domfreiheit sind mit zitternden jungfräulichen Maibäumchen geschmückt. Tulpen und Rosenblätter mit Schilf vermischt liegen in süßer Pracht verstreut auf der Erde, bilden für den höchsten Herrn einen Teppich und duften opferselig.

Die Gegenwart öffnet ihre Blütenkelche.

Fenster alter Häuser stehen offen. Aus Türen in alten Mauern sind Nischen geworden. Teppiche hängen darin. Sie tragen Altärchen mit Heiligen, umstellt von den schönsten Blumen und Pflanzen des Hauses. Gelbweiße, rotweiße, schwarzweißrote, schwarzweiße Fahnen, rote, gelbe, weiße Wimpelchen zwischen Strauchwerk, Mauerwerk, Baumwipfeln und Hausgiebeln kräuseln in der lauen blauen Luft ihr reines Tuch wie geschwellt von Erwartung. Gesänge tönen eintönig weit her wie widerhallend aus fernen Zeiten. Gebete fallen in vielen Stimmen wie in eine Tiefe. Jauchzende Stimmen führen hoch in das Licht. Und immer wieder dasselbe Fallen und Steigen. Und immer wieder dieselbe Erhabenheit darum. Immer wieder dieselbe unbegreiflich ergreifende Eintönigkeit. . . .

Schwarz gekleidete Knaben mit langen, sehr breiten kornblumenblauen Seidenschärpen tragen Palmenwedel. Weiße Engelchen, Blumenkränze im blonden Haare halten in den Händchen Lilien oder einige tragen religiöse Sinnbilder. Rotseidene Fahnen mit bunten Heiligenbildern, blaue Vereinsbanner mit goldenem Kreuz im goldenen Rande sind umweht von Gebet und Gesang. Die Weihe der Chorknaben in roten Röcken und weißen Chorhemden kommt wie himmlisches Lächeln. Sie tragen brennende Kerzen; sie schwenken silberne Weihrauchkesselchen. Weiße Priester ziehen heran wie Segen. Um sie herum steigt Weihrauch in Wolken, die das Sonnenlicht durchgoldet. Die alten Gesänge schwellen zum Rauschen. Musik umrandet sie stützend durch schwere, feierliche Klangreihen. Posaunentöne reißen

die Tore der Göttlichkeit auf. In Pausen ein vielfaches Silbergeklingel im gleichmäßigen ewigen Jubel. Ein goldener Baldachin schimmert. Unter dem Baldachin strahlt es wie aus tausend Flammen. Kniee beugen sich, Gedanken ruhen, der Frieden knospet in den Herzen auf wie Blütenseligkeit. Worte lösen sich wie leuchtende Kämme aus den rauschenden Stimmen der Singenden. Die Knienden erbeben vor der Melodie des Allerheiligsten. Sie haben alle denselben Frieden, dasselbe Glück; sie sind alle gut.

Tantum ergo sacramentum
Veneremur cernui.

— — — — — — — — — — — — — —

Durch die Straßen, Gäßchen, Winkelchen und Eckchen von zwölf Pfarren windet sich je eine der segensreichsten aller Prozessionen. Sie ist wie eine Umarmung um ihr Heiligtum, die Kirche. In zwölf Pfarren um zwölf Kirchen der Stadt schlingen sich im feierlichen Jubel Prozessionen, jede für sich und alle umsponnen von demselben göttlichen Zauber. Jedermann bei seiner Prozession bringt sein eigenes Gesicht dahin mit. Er macht die Gebärden, die seit Jahrhunderten gänzlich andere Menschen machten; er spricht dieselben Gebete wie sie. Die alte Woge kommt: es tönt, es hebt ihn, und er tritt in eine Reihe ein, in einen Zug, der voll der Gnade ist und seit Jahrhunderten wandelt, anwächst, schwillt: der Zug der Ewigen, der Seligen, der Befreiten, der Erlösten.

— — — — — — — — — — — — — —

An dem Prinzipalmarkte steht das Rathaus der Vergangenheit. Auf runden, markigen Pfeilern ruht und steigt seine Stirnseite aus dem Straßenschatten. Schwer wie von der Schuld ist der lichtgraue Stein, aber mit dem hohen Schwunge der Stufengiebel hebt er sich zur Überwindung. Es finden sich die Steine über hohen Fenstern in der Gebärde des freudigen Gebetes. Heiligenfiguren, Sinnbilder der Überwindung, stehen zwischen den Gefügen der großen Bogenfenster des ersten Stockes; sie krönen die Treppenstufen des Giebels, und Engel stehen auf den vier Spitzen und halten die Flügel zum höheren Fluge kraftansammelnd an sich. Der allumfassende Gott Vater thront hoch über der Mitte des Gebäudes. Ein herrliches Haus. Es ist wie eine rauschende Ersteigung von Himmelsräumen.

Die Nebenhäuser schließen sich an, stimmen ein. Aus allen Jahrhunderten sind sie erstanden aus der Kraft einer Arbeit, die ihre Arme unternehmend von Frankreich, Belgien, Holland bis nach Livland und Kurland ausstreckte. An der ganzen Straße stehen die Häuserstirnen mit der jauchzenden Linie des Steigens. Diese Stirnen sahen einst das Blut von Bürgern fließen, erblickten den Strom der Leidenschaften des neuen Jerusalem. Sie erröteten und riefen

die Wolken, sie zu verhüllen. Jetzt glänzen sie wie alle anderen, denn der Herr des Himmels zieht vorbei. Sie bilden keine Straßen mehr, sie sind herrliche Wände eines Raumes, worüber die blaue Unbeflecktheit des Himmels sich wölbt. Fahnen, Wimpel, Sinnbilder färben ihr graues Kleid feierlich.

Auf dem Blumenteppiche zieht, klingelt, schwebt, rauscht die Prozession der Lambertipfarre.

Alle diese Frauen, Jungfrauen, Männer, Jünglinge haben eine merkwürdige Gelassenheit im Gesicht. Sie gehen ohne Bedacht, ohne Eitelkeit, ohne Willen. Die Eintönigkeit der Gesänge ist in ihnen. Sie sind Glieder einer großen einförmigen Bewegung. Sie schreiten in der Ruhe einer großen Gemeinschaft einher.

Aus den Soldaten ist die Ungewißheit des Kriegerloses gewichen. Weit sind Schlachtenlärm, giftige Gasnebel, Bombengeiser und Tod. Selbst wenn sie daran denken wollten, sie könnten nicht dabei bleiben. Der Friede in der Regelmäßigkeit der Prozession ist viel mächtiger.

Die Kriegslieferanten vergessen ebenso die Hast ihrer Gewinngier. Die Grausamkeit ihres Auftretens ist von ihnen abgefallen. Ihre Gesichter sind menschlich geworden.

Die Traueneitelkeit ist auf dem Wege zur Kirche liegen geblieben. Die Gesichter der eitelsten unter den Frauen sind zwar etwas leer und müde geworden, in ihrem Herzen aber klingt ein Klang, wovon sie nachher schwätzen, daß er ihre eigene Frömmigkeit gewesen wäre.

Selbst die reizvolle Unruhe der Kinder hat sich wie geglättet. Sie haben in den Zügen etwas von der ewigen Heiterkeit der Engel.

Die Prozession um die Liebfrauenkirche führt durch enge Kleineleutstraßen, die durch Tannenkränze mit Schildern heiliger Sprüche überhängt sind. Mit ihr schreitet, weil es Mode ist, Herr Mayer. Obschon er erfahren hat, daß seine Aufgabe dem Grafen Gerd gegenüber noch nicht gelöst ist, sieht er zufrieden aus. Obschon er anfangs in seinem neu aufgebügelten Gehrock und neuen Zylinderhut in der neu aufgeblasenen Würde eines wieder nach Macht und Wohlhabenheit greifenden Menschen einherstolzierte; etwas gewöhnlich zwar, nicht strahlend wie reine Seelen. Doch die ruhige Eintönigkeit der Prozession bringt seine Begierden zum Schweigen und stimmt ihn für den ganzen Tag zur frommen Laune.

Komteß Anni von Spiegelberg, die der Prozession in der Ludgeri-Pfarre folgt, ist so erfaßt vom Zuge der ewigen Liebe, daß ihre Liebe zu Gerd schweigt. Sie vergißt den Geliebten. Aus ihrem süßen Gesichtlein strahlt jenes sichere Glück, das aus der Quelle des Unendlichen fließt.

Die Gräfin Affeweeth schreitet hoch aufgerichtet in der Prozession um Sankt Martin. Sie hat nichts Demütiges im Gange. Aber

das kommt daher, daß sie zu sehr gewohnt ist wie eine Herrscherin zu gehen; fast mechanisch zu gehen. Angepaßt ist dennoch ihr Gang dem ewigen Tempo der Heiligen. Ihr Gesicht ist grau, schlaff. Es hat eine seltsame Versunkenheit. Schweigen auch in ihr die Stürme des Ichs? Ihr festes Auge blickt verloren. Ihr begieriger Mund spricht Entsagung.

Gerd sieht sie so. Es wirkt wunderbar auf ihn.

‚Das ist die Mutter, womit ich offen reden kann,' denkt er. ‚Ich muß es noch einmal versuchen. Ich muß es so oft versuchen, wie sich eine Gelegenheit bietet. Ich versuche es nie oft genug. Es ist meine Mutter. Sie ist mein Gewissen.'

Und der Fronleichnamsgeist wehte auch über ihn seinen ewig gleichmäßigen, gleich ruhigen, gleich weihevollen Hauch. Und so schritt auch er im Fließen der Welle einer großen Seelengemeinschaft auf Blumen hinter einem goldenen Baldachin, innerlich voll des Schweigens Weite, die angefüllt ist von der Stimme:

Ich bin das Brot des Lebens . . .

Glocken verhallen. Die Türen der Kirchen schließen sich. Die Menschen sind in ihre Alltäglichkeit zurückgekehrt.

Knaben, Männer, Frauen bauen die tausend Altäre ab; es sieht sich so hastig an.

Knaben und Mädchen, Männer und Frauen tragen die Blumen, schleppen die Maibäumchen, die Lorbeersträucher, die Palmen in die Häuser; es sieht so achtungsarm aus.

Die Tulpen- und Rosenblüten, vermischt mit Schilfstücken, sind zertreten von vielen Menschentritten. Sie atmen ihr letztes Opferleben aus; es duftet so weh, so welk.

Die Luft ist heiß. Staubschleier zittern auf. In der Unbeflecktheit des Himmelsblaus liegt über dem Rande der Stadt ein ungeheurer grauer Wolkenfleckenhaufen; er hängt dort schwer und irdisch.

Seit einer Stunde warteten die Verwalter, Rentmeister, Förster, der Oberrentmeister Pinnekamp und auch der Kreuzhofbauer im kleinen Saale auf die Gräfin Asseweeth.

Graf Gerd hatte Steinhäger und Kümmel reichen lassen, damit den festen Herren das Warten leichter dahinfließe. Sie saßen zu zweien, zu dreien auf weißen, rot gepolsterten Stühlen, steif, voll der Ehre, an diesem Tage von ihrer Herrin im Münsterischen Hofe bewirtet zu werden.

Graf Gerd ging von einer Gruppe zur anderen und empfand ihre Steifheit als schuldige Höflichkeit. Er meinte zu dem einen,

daß die Frau Gräfin nur auf sich warten lasse, weil sie eine Überraschung mitbringen wolle. Er zählte den Speisezettel auf: Lungensuppe, geschmorte Kalbshaxe mit frischen Bratkartoffeln, Spargelpudding mit Schinken, Sagomilch mit Rhabarber, Süßigkeiten. Er schnalzte merkwürdig mit der Zunge, wie um die Eßlust zu reizen. Es klang wie Hohn. ‚Meine Frau Mutter findet das möglicherweise etwas mager; gerade weil es Kriegszeit ist. Es fehlt ihr vielleicht eingemachtes Wild. Vielleicht sind die Haufen von Süßigkeiten auch nicht groß genug. Der Geschmack an Süßigkeiten ist ja zu einem solchen Bedürfnis geworden; wir hungern nach Süßigkeiten. Gar nicht vorher zu sehen war das. Ich könnte ganze Berge von Süßigkeiten verzehren. Mein Heißhunger hat ihr Angst gemacht. Jetzt müssen Sie es mitbüßen und auf den Beginn der Schmauserei warten.‘

Und zu einem andern:

‚Vielleicht verbringt sie auch ihre Zeit, um den Herrn Pfarrer zu überreden, an der Tafel teilzunehmen. Aus Rücksicht auf die schwere Zeit glaubt der Pfarrer ablehnen zu müssen. Er fürchtet, die anderen Gäste hätten dann nicht genug zu essen. Jeder hat einen solchen Hunger nach leckeren Braten. Meine Frau Mutter will aber was sie will. Und so verbringt sie ihre Zeit, Gewissensbisse des Pfarrers zu überreden . . .‘

Man wußte nicht recht, was man mit diesen und ähnlichen Reden des jungen Herrn anfangen sollte. Man witterte den Spott dahinter; hielt sich die Zunge fest, um nichts Dummes zu sagen, lächelte nur vielsagend, ohne sich etwas dabei zu denken und hielt sich schadlos an den feurigen Getränken und an dem großartigen Gesichte der Tante Thea, die in ihrer kleinen Gestalt feierlich herumschwebte, sich um jeden kümmerte und die Frau Gräfin selbstverständlich vertrat.

Nur der Kreuzhofbauer, der es dem Grafen Gerd etwas verdachte, daß er von ihm seit vielen Tagen nicht mehr besucht worden war, nahm Gerds Gerede auf: ‚Vielleicht‘, meinte er, ‚sei der Frau Gräfin etwas Geschäftliches begegnet, das sie abhalte. Ihr Wesen sei kein Scherz an einem solchen Tage. Ihr Wesen sei Pflicht. Vielleicht habe sie ein Telegramm erhalten . . .‘

‚Ja,‘ fiel Graf Gerd fest ein, ‚das kann auch sein. Geschäft bleibt Geschäft, selbst für den Fronleichnamstag. Vor einigen Tagen war sie auf Uhlenbrock, und im nächsten Augenblick war sie in Köln; niemand wußte etwas davon, so plötzlich kam es. Ganz Entschlossenheit, ganz Tatkraft, ganz Geschäft. Es ist kolossal. Für ihre Nächsten ist es mitunter ganz unberechenbar.‘

‚Ja,‘ bestätigte der Kreuzhofbauer, der von der selbstquälerischen Ironie dieser Worte nichts ahnte, ‚ja, und immer kommt nachher etwas Großes heraus.‘

‚Ganz richtig,‘ sagte Gerd etwas hastig, ‚mitunter etwas niederschmetternd Großes.‘

Die Unruhe arbeitete wieder in ihm.

‚Vielleicht,‘ ließ Herr Oberrentmeister Pinnekamp sich in seiner langsamen gesetzten Redeweise vernehmen, ‚vielleicht hat die Frau Gräfin eine ganz andere Begegnung gehabt. Vielleicht ist sie zu einer Person in Not gerufen worden, vielleicht zu einer Kranken ...‘

Ein jeder tat, als habe er diese Worte überhört. Ein jeder außer Gerd tat, als könne das Warten nur eine solche Ursache haben, die das festliche Zusammensein nicht ernstlich stören werde.

Man trank Kümmel, Steinhäger und Bier, das Graf Gerd auch noch hatte holen lassen. Man spielte Karten und unterhielt sich über die neue Ernte, die Forsten, den Krieg. Man war froher Erwartung, weil alles sich gut anließ.

Das Wetter war so schön.

Man wartete eine halbe Stunde, man wartete eine Stunde. Vergebens hatte Tante Thea die Frau Gräfin suchen geschickt.

Die Speisen verloren ihren Duft, ihre Zartheit, ihren Schmelz.

Da sprach Tante Thea ein Wörtchen mit Gerd. Man entschloß sich, die Gäste zu Tisch zu bitten, ohne die Ankunft der Gräfin abzuwarten. Tante Thea saß der Tafel vor, lächelnd, feierlich, um jeden besorgt.

Der Kreuzhofbauer sagte, als alle Gäste schon fest am Schmausen waren und sich auch ohne die Frau Gräfin wohl zu fühlen begannen:

‚Laot men susen, sagt der Bauer, als em de Oß daor dür gung.‘

Er entriegelte damit das Schloß, das auf der geheimen Behaglichkeit der Gäste lag. Darauf konnte sich jeder seiner Laune auch offen hingeben. Niemand hielt eine ernste Ursache der Abwesenheit der Gräfin für möglich.

Tante Thea lächelte nachsichtig.

Graf Gerd lächelte gezwungen. Er erzählte tolle Streiche aus den Kämpfen, die er mitgemacht hatte. Jedes Döhnken dieser Art hatte einen schnodderig feschen Ton, als ob es bedeuten solle: ‚Das alles war noch nichts; es gibt viel Gefährlicheres, Furchtbareres ...‘

Der Kreuzhofbauer und der Oberrentmeister lösten sich ab, von den früheren Fronleichnamsessen zu erzählen. An einem jeden hätte es etwas Besonderes gegeben: einmal wäre es der Ankauf eines großen Gutes, ein andermal die Errichtung einer Fabrik, dann eine Ausstellung oder sonst irgendetwas Bedeutendes gewesen.

‚Ja,‘ warf Graf Gerd einmal dazwischen, ‚unter der Weihe eines solch hohen Feiertages erscheinen die schwierigsten Geschäfte leicht.‘ Er lachte krampfhaft. Die Herren, die ihn hörten, glaubten mitlachen zu müssen.

Man war schon beim Nachtisch, da wurde Tante Thea ganz vor-

sichtig hinausgerufen. Gerds Wachsinn spannte sich. Als sie zu lange ausblieb, hielt er es nicht mehr aus, eine Lustigkeit, die ihm nicht von Herzen kam, seinen vertrauensvollen Gästen vorzusetzen. Unter einem Vorwande verschwand er. Er suchte die Tante auf.

Gerd fand sie im Kreise des Gesindes. Ein blutjunges Küchenmädchen stand vor ihr und setzte ihr auseinander, daß sie der Frau Gräfin eine Handtasche nach der Bahn gebracht habe. Sie habe die Handtasche zum Aufbewahren abgeben müssen. Sie wäre ganz leicht gewesen.

Tante Thea schüttelte das greise Köpfchen mit den Silberlocken. Sie begriff nicht. Sie meinte, das Mädchen hätte alles erfunden.

Tante Thea bemerkte dabei Gerd nicht.

Gerd hört nur einige Worte, sieht das Mädchen an, ruft aus: ‚Ihr müht euch um Nebensachen ab. Sie ist fort! Mutter! Mutter!‘

Er lehnte sich an den Stützpfeiler der weißen Herrschaftstreppe, umklammert ihn mit den Händen. Er knirscht mit den Zähnen. Seine Erschütterung splittert in das Gesinde hinein.

Tante Thea wird stark. Sie umschlingt ihn. Sie glaubt, er wäre ohnmächtig. Sie ruft nach Frau Stiene, sie solle ihre Hausapotheke mitbringen. Sie ruft vergebens. Die kleine Frau Stiene liegt am Boden. Die Mägde stehen um sie herum, entsetzt, ratlos.

Gerd schreit, sich auf Frau Stiene stürzend: ‚Du weißt es, du weißt alles! Sprich, wo ist sie! Wo ging sie hin? Ist es wahr? Sprich! Tu doch den Mund auf!‘

Frau Stiene lallt mit dem welken, zahnlosen Mündchen: ‚Ich weiß nichts, nichts, liebster junger Herr. Meine Vorgeschichte, meine Vorgeschichte . . .‘

Gerd schreit dazwischen, sie rüttelnd, einen Happen von ihren Worten aufschnappend: ‚Du willst es nicht sagen, du bist ihr verschworen! Sag, sag! Frau Stiene, habe mich lieb! Sag, liebste Frau Stiene! Ich bin dir ja so gut . . .‘

Er zerrt an ihr, er richtet sie auf, immerfort schreiend: ‚Sprich! Sprich!‘

Eine Stimme kreischt: ‚Die Augen! Die Augen!‘

Eine andere heult dazwischen: ‚Sie ist tot!‘

Ein Arm umschlingt Gerd.

Eine starke männliche Stimme schlägt alles Gewirre nieder: ‚Lassen Sie nur ab, Herr Graf, Sie schütteln eine Tote.‘

Es ist der Kreuzhofbauer.

Atemlose Stille.

Graf Gerd starrt den Kreuzhofbauern an. Er versteht nicht. Er erkennt ihn nicht.

Die Türglocke schellt dröhnend. Sie schellt schon seit langer

Zeit. Freches Tageslicht schießt in das verschleiernde Lichtgrau des Treppenhauses.

Ein fremder Junge tapst herein. Er stutzt und bleibt stehen. Seine Blicke prallen an der tragenden Schönheit der rosigen Säulen der Diele zurück; seine Blicke flattern nach links, wo die weiße Treppe sich in einen herrlichen Gang majestätisch hinaufschwingt; seine Blicke haften an den entsetzten Menschen da oben. . . . Er hat Angst. Er gröhlt stotternd, frech: ‚Dies ist für den Grafen von Assewееth. Es steht so darauf.‘ Er wirft etwas Weißes auf den Steinflies und stürzt davon.

Man gibt Gerd das Briefchen. Er zerrt umständlich daran herum. Er kann es nicht offen bekommen. Tante Thea nimmt ihm das Briefchen ruhig aus der Hand, reißt es auf, will es lesen, sprechend: ‚Gehen wir in ihr Zimmer, mein Junge . . .‘

Gerds Körper erzittert, als belebe er sich.

‚Ein Brief von ihr?‘ stürzt er hinaus. ‚Tante Thea, willst du mich auch hintergehen?‘

Er hält den Brief schon in der Hand. Er liest nur: ‚Erst wollte ich garnichts schreiben. Aber da war ich in der Prozession, und da . . .‘

Er knüllt den Brief in der Hand zusammen.

Er wirft die Arme in die Luft, als müsse er etwas Furchtbares, auf ihn Losfallendes abwehren. Sein Gesicht ist ein einziges Zucken.

Ein steiles, wirbelndes Schreien. Worte: ‚Du hast die Wahrheit ermordet! Mutter! Dein Gesicht log bei der Prozession. Alles ist Schein, alles ist Trug, oh, oh, oh! Dein Gebet log! Du warst in Köln! In Köln, und da . . . Ich, ich . . ., da traf ich dich doch, — da—da—das warst du doch — du doch . . . Wahrheit! Wahrheit!‘

Er fand keine Worte mehr. Er lallte. Der Geifer lief ihm aus dem Munde. Er stürzte die Treppe hinunter, riß die Tür auf. Er stürmte hinaus, stürmte ohne Hut, wilden Haares, stürmte . . .

Der Kreuzhofbauer brachte im Arme den Leichnam der kleinen, treuen Frau Stiene fort. Das Gesinde war bleich, entsetzt, wußte nicht, was tun. Eine Magd lief heulend weg. ‚Ich habe Angst, ich habe Angst. Das bedeutet was. Ich bleibe hier nicht mehr. Ich . . .‘ Die Gäste kamen einer nach dem andern. Verwirrt, verlegen schoben sie sich unsinnig hin und her.

Tante Thea wurde entschlossen und klug. Sie schickte jeden an seine Arbeit und entließ dann die Gäste mit stolzem Anstande. Sie sprach fest und überlegen. Sie hatte die geschlossene Vornehmheit alter Geschlechter, die Stürmisches und Zerrüttendes mitgemacht haben und sich triebartig zusammenraffen, wenn neues Unglück sie niederreißen will. So die alte, verschrumpfte Tante Thea. Die Zu-

rückgezogenheit ihres Alters war von ihr gewichen. Sie war jetzt die Herrin. Sie befahl.

— — — — — — — — — — — — — — —

Auf der Polizeistube Nr. 16 erschien ein schlanker Mann ohne Hut, doch in Lackstiefeln. Von den Lackstiefeln war aber einer zerrissen und beide bestaubt. Der Mann hatte einen schwarzen Rockanzug an, der fast wie die Schuhe grau vor Schmutz war. Grashalme und Blütenblättchen klebten an ihm. Vorn auf ihm lagen die Enden der goldschwarzen Krawatte.

Am Tische saß Polizist Putz und schlief. Durch sein blinzelnd geöffnetes Auge erfaßte er den Fremden und nickte wieder ein. Der Fremde schrie: ‚Hallo!' Putz sah in herablassender Gnade auf den Fremden herab wie ein König auf seine Untertanen und gönnte sich dann eine Augenweide an dem sonnigen Frieden, der draußen im Hofe einen Zweig roter Kletterrosen über einem vergitterten altertümlichen Fenster beglückte. Dann fragte er gutsinnig wie seine Laune und rauh wie sein fuchsiger Schnurrbart: ‚Was gibt's?'

Seine Stimme vertrieb Träume.

Der Fremde zuckte zusammen.

Putz unterdrückte einen zufriedenen Zug um seinen borstigen Mund. Gnädig wiederholte er: ‚Sie wünschen, Mensch . . .'

Der Fremde stotterte: ‚Ich suche, suche . . .' Ein Wachen kam über ihn. Er schrie plötzlich heftig: ‚Ich suche ein verlorenes Wesen!' Seine Blicke durchstöberte den Raum, wo er sich befand, wie um ihn zu durchspähen. ‚Ich suche, suche . . .'

Putz ließ ihn gewähren. Er wußte schon, wen er vor sich *hatte*: einen armen, hirnverdrehten Menschen. Er hatte einen Kniff, solche Kreaturen zu behandeln. Er blinzelte nach dem goldenen Frieden draußen im Hofe.

‚Ich suche, ich suche . . .' stammelte der Fremde. Er errötete und erzitterte vom Kopf bis zum Fuß, als ob er fieberkrank wäre. Er blickte ratlos um sich, an sich herunter, fuhr mit seiner Hand an seinem verlotterten Anzug in Ekel herab. Da kläffte es von unten leise und schmeichelnd. Ein brauner Wachtelhund rieb sich an des Fremden Beine, zu ihm mit braunen, flehenden Augen in Verzweiflung aufschauend.

Der Fremde heiserte jäh auf Polizist Putz los: ‚Ich suche ein Wesen, — es liebt mich, — wenn ich Kummer hatte, tröstete es mich, — alle meine Schritte verfolgte es, — es betraute mich, — nie enttäuschte es mich, — es war das Vertrauen in Person, — ich liebte es — oh, oh, oh! Auf einmal — weg war es. Schein! Schein! Lüge! Trug! — Ich suche, suche . . .'

‚Das kann doch nur ein Hund sein, Mann. Guckt doch an Euch herunter! Ihr habt bei Euch, was Ihr sucht.'

Putz lächelte mit geistreicher Gewißheit.

Entsetzt stürzte der Fremde Hals über Kopf aus der Polizeistube hinaus.

Es war Graf Gerd.

— — — — — — — — — — — — — —

Soldaten gingen Arm in Arm mit Mädchen. Die Soldaten waren in grauen Kleidern mit etwas Rotem und Blitzendem daran und hatten bleiche Gesichter. Die Mädchen waren bunt; die einen kirschrot, die andern blattgrün, die dritten butterblumengelb, alle in Seide. Sie gingen im gleichen Schritt und sangen:

‚Auch dieser Krieg,
Er geht vorüber . . .'

Die Mädchen sangen auch.

Enge Straßen mit viel so buntem Volk. Volk, das wie ausgespannt geht. Gesichter, die sich nach allen Richtungen wenden, müßig, begierig nach Unterhaltung, voll Lustigkeit und Neugierde, voll Erholung. Sonntagsvolk. Überall etwas, das wie eine Hoffnung ist.

Auch dieser Krieg,
Er geht vorüber . . .

In einer offenen Schenke sah man einen Schwarm von Soldaten, Mädchen und Zivilisten wie in Zigarren- und Zigarettenrauch verknäuelt. Der betäubende Lärm eines Grammophons, einer Ziehharmonika, eines Geschreis vieler menschlicher Stimmen stürmte und zerstäubte. Die Gesichter glänzten vor Vergnügen.

An einem Eckhause einer Stehbierhalle duftete es nach gebranntem Kaffee. Menschen aus dem ziehenden Schwarm blieben stehen, streckten die Nase in die Luft und rochen, rochen sich satt.

Buntes Sonntagsvolk zog durch die Straßen, Landvolk, das sich die Herrlichkeiten der Stadtwohnungen, die Kostbarkeiten der Schaufenster ansah, die hohen, höheren, höchsten Kriegspreise prahlerisch erriet, aber unter sich und mit dem Plan: wir werden kaufen; Stadtvolk, das von Ausflügen oder von Hamsterfahrten zurückkam; namenloses anderes Volk.

Die Stadt war voll Stille mit einem jähen, wilden Lärmen irgendwo. Die Luft zitterte begehrlich. Blaßblau flimmerte der Himmel. Die zwei weißen Wolken glichen jetzt zwei ungeheuren grauen Schwämmen, deren obere Ränder das Licht, womit sie sich vollsaugten, ausstrahlten, deren untere Ränder in der graublauen Ausdehnung des Himmels verdunsteten.

Durch den Feiertag lief mehr, als er ging, ein Mann ohne Hut in verlottertem Rockanzug, wehender Krawatte, zerrissenen Lackschuhen.

Er hatte ein blödsinniges Gesicht, worin Haarsträhnen klebten. Er wußte nicht, was er tat. Deshalb sah er auch nicht den alten Mann mit einem Rucksack voll gehamsterter Nahrungsmittel auf dem Rücken. Er stieß ihn an. Das alte, unter der Last keuchende Männchen schwankte. Neben ihm schritt eine junge Frau mit einem Schirme. Sie öffnete ihren Mund und warf dem verlotterten Fremden einen Auswurf Schimpfworte ins Gesicht.

‚Diese Stimme!‘ rief der Fremde stehen bleibend. ‚Lassen Sie sich ansehen! Ich suche, ich suche . . .‘

Die junge Frau drohte mit dem Regenschirme. Der alte Mann mit dem Rucksack weinte vor Müdigkeit. Der Fremde lachte dazu häßlich und irr.

Spaziergänger sammelten sich um die Gruppe. Ein brauner Wachtelhund sprang heran und kläffte und heulte und zeigte seine gelben, scharfen Beißer. Der Fremde riß aus. Der Wachtelhund hinter ihm her.

‚Willst du mich in Ruhe lassen, Satan!‘ schrie der Fremde den Hund an. Er versetzte ihm einen Tritt. ‚Troll dich in dein Schlafloch! Halte deine Fresse! Ich zerschlag sie dir. Warum läßt du mich nicht in Ruh'? Was habe ich dir getan? Willst du mit mir auf die Jagd nach Wahrheit? Schein, Lüge, Trug! Kusch dich, du bist der Satan!‘

Er warf einen Stein nach ihm.

Der Wachtelhund duckte sich, schwieg und folgte von ferne der Spur des Fremden.

Es war Gerd mit dem Hunde seiner Mutter.

— — — — — — — — — — — — —

Der Lindengang, der wie ein Reif um die Stadt läuft, erhebt sich zur Wallhöhe und liegt hoch aufragend zwischen Wiesen in der Tiefe, wodurch das Aaflüßlein sich sachte hindurchwindet.

Der Himmel schwebte wie ein Baldachin aus Narzissenblau. Es war ein Baldachin, wie ihn gütige, liebe Hände zur Feier ausspannen. Still wie in der Hut eines glücklichen Schicksals ragten aus dunklen Gebüschen rote Giebel und darüber die kupfergrünen Pyramidendächer der Domtürme, die Turmkronen von Ludgeri und Überwasser, die Turmspitze von Lamberti, tief lagen sie, aus Ruhe feierlich aufsteigend. Hinter dem Wall und den schwarzen, hohen Lindenwipfeln stand der Mond und verflüchtete sich in grünlichem Märchenlicht auf die vor ihm liegende Stadt, so daß sie auferglänzte bis zum Baldachin des Himmels. Am feuchten Boden krochen in irdischer Befangenheit Nebelschleier, dunsteten sich frei und stiegen auf zarten, silberweißen Schwingen in die Zauberhöhe. Die zwei Wolken standen jetzt am Rande des Horizontes. Sie glichen zwei ungeheuren, schuppigweiß erschimmernden Fischen. Flossen und Ruderschwänze ver-

schwammen in die verblauende Unendlichkeit des Horizontes. Einer der Riesenköpfe stand ein wenig vor dem andern; beide schwebten in silberiger Unbeweglichkeit, die Münder geöffnet. Wie ein Wahrzeichen erschienen sie.

Die Luft war scheu, leise, milde wie der Atem der Andacht.

Es war eine verklärende Nacht.

Allmählich erwachte ein Geräusch aus Dumpfheit. Unregelmäßige Schritte hallten. Eine Frau und ein Mann mit einem Reisekoffer schritten auf dem Lindengange der Wallhöhe. Sie sahen die gütige Verklärung des Himmels. Es war aber, als ob die Frau sie nicht sehen wolle. Sie starrte vor sich hin. Von Zeit zu Zeit kniff sie die Augen zu.

Die Frau war zarten und mühseligen Wuchses; sie hatte eine welke Schönheit. Sie kam von einer Reise nach ihrem Sohne, der in einem Lazarette in Mainz schwer verwundet lag. Ihr Mann, der sie begleitete, war Gerichtssekretär. Er war schön und stark. Auf der Hinreise wurden der Frau ihre Pakete abgestohlen. Darin hatte sie allerlei Lebensmittel und schwer beschaffte Lieblingsgerichte für ihren Sohn zusammengepackt. Als sie den Verlust des Paketes entdeckte, war ihr Mut halb gebrochen. Sie schimpfte auf die Schlechtigkeit der Welt und die Gleichgültigkeit der Beamten, so daß ihr Mann immer nur beschäftigt war, sie zu beruhigen. ‚Schimpf doch nur jetzt nicht so! Schimpf doch nachher zu Hause. Ich bin doch auch Beamter.‘

Im Lazarette fand sie ihren Sohn auf beiden Augen erblindet. Ihre jäh aufgerissene Trauer entlud sich in einer Flut von Anklagen gegen Staat, Gott und die Welt. Dann umschloß sie sich mit trotzigem, finsterem Schweigen.

In diesem Schweigen schritt sie fremd neben ihrem Manne durch die Verklärung dieser Nacht. Beide gelangten an die Stelle, wo man die ganze Stadt im silberigen Glückstraume schlafen sah.

‚Ah,‘ flüsterte der Mann. Da riß die Frau die Augen auf, sah, sah ... Ihr ganzer schwacher Körper erbebte. Sie fing an zu weinen und zu schluchzen, so daß ihr Mann sie halten mußte. ‚Mein Sohn, mein armer, blinder Sohn! Er sieht nie mehr ... nie! Mein armer ...‘

‚Frau, du warst doch sonst immer die stärkste von uns zweien,‘ sagte der große Mann hilflos. Die Unermeßlichkeit der Trostlosen spannte sich in ihren Seelen aus.

Er wollte sie weiter mit fortziehen, ratlos, ziellos, als jäh ein brauner Wachtelhund auf sie zugeschossen kam, in den Rock der Frau biß und sie den Abhang hinab fortzuziehen sich gewaltig anstrengte. Die Frau schrie auf. Sie wehrte sich, war aber nicht bei der Sache. Der Hund war ihr gleichgültig. Trotzdem schrie sie und weinte.

Der Mann wollte den Hund mit Fußtritten vertreiben. Dieser aber ließ nicht nach, lief den Abhang hinunter, kam wieder herangeeilt, erfaßte wieder die Röcke der Frau. Als dieses mehrere Male in dieser Weise geschehen war, verstand der Mann endlich die Sprache des Hundes.

‚Der Hund will uns zu seinem Herrn führen, liebe Frau. Der ist wohl noch unglücklicher als wir.‘

Die Frau schluchzte nur noch stärker, aber sie folgte ihrem Manne dem glücklich wedelnden Wachtelhunde nach. Sie fanden an der kleinen, fast eingesumpften Aa einen Menschen in bewußtlosem Zustande liegen. Die Nebelschwaden umstrickten ihn so, daß man ihn selbst aus der Nähe nicht als einen Menschen erkennen konnte. Sie versuchten vergeblich ihn zum Erwachen zu bringen.

‚Er ist nicht krank, er ist furchtbar erschöpft. So sieht er aus,‘ sagte der Mann.

In der zusammengekniffenen Hand sahen sie einen Papierknäuel. Der Mann entwand ihm diesen sorgfältig. Er entknüllte und entfaltete ihn, dann las er im Mondenlicht: ‚Erst wollte ich gar nicht schreiben. Da war ich in der Prozession, und da erkannte ich meine Schuld. Ich gehe fort. Du mußt Dich meines Erbes würdig erweisen. Du wirst es ohne mich tun. Ich vertraue.‘

Auf dem Briefumschlage stand die Adresse des Grafen von Asseweeth.

Da richtete die Frau sich plötzlich auf.

‚Wir tragen ihn nach Hause,‘ sagte sie bestimmt.

‚Aber das können wir zwei . . .‘

Sie unterbrach ihn: ‚Rufen und holen können wir niemand. Es ist zu weit von hier. Faß an! Es geht schon. Ich bin nicht mehr müde. Er ist mir nicht mal schwer genug. Nichts ist mir schwer genug. All dies Unglück. Sieh . . .‘

Die beiden Menschen schleppten den bewußtlosen, furchtbar zerrütteten Grafen Gerd nach Hause. Die schwache Frau stöhnte nicht unter der Last. Sie trug sie und erhob sich in die Wunderbarkeit der Nacht.

Die Schwere eigenen Unglücks wird um so leichter, je mehr die Last der Barmherzigkeit an fremdem Unglück wächst.

Sie war umstrahlt von Zuversicht. Ihr Mann freute sich. Er sah ein neues Leben vor sich. Er war Gott für die schöne Nacht dankbar.

Der Wachtelhund trippelte den beiden Leuten mit der schweren menschlichen Bürde voran. Er führte sie; von Zeit zu Zeit blieb er wartend stehen und sah sich nach den Trägern und ihrer kostbaren Last um.

2. Teil: 1. Kapitel.

Zwei Jungfrauen.

Die Zeit von der Ankunft des Grafen Gerd aus Bad Nauheim in seiner Vaterstadt bis zur gewaltsamen Abreise seiner Mutter in die Fremde umfaßte kaum fünf Wochen. Seitdem lag Gerd schon drei Monate krank im Schlosse Starrenbeck.

Während dieser drei Monate zermürbten sich englische und französische Millionenheere in Riesenangriffen, zersplitterte die neue russische Offensive, der letzte kriegerische Aufsprung Rußlands vor dem Zusammenbruche, folgte die Zerdrückung der russischen Front auf 250 Kilometer Breite, die Vernichtung der letzten Widerstandskraft Rumäniens. Es erklang die Friedensresolution der Reichstagsmehrheit mit den Leitbegriffen: Verständigung, Versöhnung, keine Vergewaltigung durch Waffen, durch Geldwirtschaft, durch Industrie. Der Friedensaufruf des Papstes mit seinem Vorschlage zu Schiedsgerichten und Abbau der militärischen Rüstungen weckte die zauberische Vision eines dauernden Friedens, weckte sie für Augenblicke, dann wich sie vor dem Dräuen aus dem fernsten Westen, wo Amerika ungeheure Kriegsrüstungen betrieb. Es hieß zum Schutze der Welt vor der deutschen Barbarei und vor den Gewaltsamkeiten des preußischen Militarismus; es geschah aber, so sagten manche Stimmen, zur Vernichtung Deutschlands; worüber wieder andere Stimmen spöttelten.

Die fünf Wöchlein Kampf um die Wahrheit seines eigenen winzigen Daseins hatten Gerd verwundet und benarbt, erhoben und niedergeschlagen, gestärkt und geschwächt, wieder gekräftigt und wieder aufgesogen. Sie hatten ihn mit der Reife vieler Jahre angefüllt. Er fühlte sich altern.

Die gewaltigen Geschehnisse während der drei Monate nachher hatten das 70 Millionen-Volk seines Vaterlandes durch tausend Lebensgefahren geführt. Täglich traten neue auf. Es wurde immer mehr in Laboratorien zusammen gedacht und erfunden, immer mehr in Fabriken gegossen, gehämmert, geformt, erbaut, um das Millionenheer angriffsfähiger und gewaltiger zu bewappnen und zu bewaffnen. Immer mehr wurden auch die jungen Menschen in die Schlachtenhölle geworfen und die älteren Krieger zum dritten, vierten und fünften Male in die rasende Front geschickt. Die Zucht blieb hart, die Anforderungen übermenschlich, die Ernährung wurde schwieriger. Und immer hielten die Nerven stand. Immer hieß es, die Truppe sei mutig und folgsam. Es ging über die Erfahrung, die die Ärzte in Friedenszeiten von der Widerstandskraft der Nerven gemacht hatten. Aber jeder Tag brachte in Tausenden von Zeitungen dem Volke die Behauptung von der Unzerstörbarkeit deutschen Wil-

lens und deutscher Nervenkraft. Es erschien schließlich so wunderbar, daß viele Menschen in nachdenklichen Stunden ein Entsetzen packte vor der Notwendigkeit, dies Wunder müsse noch lange anhalten, wenn Deutschland Amerika besiegen wollte. Und das wollte es.

Die Zukunft war ein Horizont, dessen zusammengeknäulte Finsternis eine Weltkatastrophe ankündigte.

Durch die Vorstellungswelt des Grafen Gerd, dieses empfindsamen, geistesoffenen und groß denkenden Menschen, war der Entsetzensschritt dieser drei Monate gegangen wie durch Wasser: aufquirlend, doch ohne eine dauernde Spur zu hinterlassen; gleich nachher stieg, sank, floß, rauschte das Wasser nach seinen eigenen starken, ewigen Gesetzen.

Die Zeit ging nach den Sturmzeichen seines Herzens. Seit drei Monaten schien sie stille zu stehen.

— — — — — — — — — — — — —

Graf Gerd schoß am offenen Fenster seines Krankenzimmers auf Tauben an einem Nachmittage am Ende des Monats August. Die Luft war von einer kühlen Bläue. Sonnengoldglitzern glitt leicht wie scheidend über die kahl werdenden Felder und das finstere Grün der Büsche. Am Himmel stürzten weiße Wolken, die Sandbänken und Küsten glichen, in den Schlund des Horizontes.

Gerd wollte wieder für den Kriegsdienst an der Front brauchbar werden, um in seine aufgegebene Offizierslaufbahn von neuem einzutreten. Gestern hatte er zu diesem Zwecke einen größeren Fußmarsch, der ihm gut bekommen war, gemacht. Heute versuchte er sich im Schießen mit der einen gesunden linken Hand. Eine brennende Zigarette hing ihm von den Lippen herab. Sultan, der braune treue Wachtelhund, war um ihn, blickte und gierte nach der Wollust der Jagd. Seit einer Stunde übte und probierte Gerd vergebens; bald versagte die Hand, bald der Arm. Er ließ nicht nach. Jetzt bot sich ihm abermals ein schönes Ziel. Vom breiten Weiher her stieg aus einem ineinander verwachsenen Haufen von Gebüschen eine weiße Taube auf und wollte an seinem Fenster vorbei dem Dachhelm des zweiten Flankenturmes sich zuschwingen. Wieder riß Gerd die Waffe an die Backe, zielte und traf. Er stieß einen Jauchzer aus. Sultan sprang wie toll an die Fensterbrüstung empor und kläffte sich die Zunge aus. Da jubilierte plötzlich in die Hunderaserei eine süße Stimme. Ein Mädchen in leichtem dunkelblauen Seidenmantel hob zu Gerd empor ein strahlendes Gesicht, lachte, wobei man ihre Zähne zwischen den roten Lippen blinken sah, rief ein über das andere Mal: ‚Gerd, du kannst wieder schießen, triffst und bist gesund. Heute! Hurra! Und heute komme ich zufällig wieder. Hurra! Ich muß es sein, die dir deine Beute bringt.‘ Sie schwang das tote Täubchen

zu ihm empor. Das Glück floß um sie. Sie eilte über den Hof, wo Gras und Moos zwischen den Kieselsteinen sproßten. Der weiche Mantel empfing von der Bewegung ihrer jungfräulich schlanken Glieder freudigsten Flug, der in anmutiger Faltenspur hinter ihr her verwehte.

Sie schellte an der großen Tür. Die tiefen Glockenklänge hallten stürmisch im steinernen Innern wieder; altertümlich und aufschreckend klang es. Im Warten auf die alte Türhüterin fiel Anni plötzlich ein, daß Gerd vom Fenster erschreckt zurückgefahren war, als er sie erkannt hatte. In ihrem Jubel war ihr entgangen, daß er ihr keinen frohen Gegengruß heruntergeworfen hatte. Quälend staute sich ihre Freude. Bedrängnis verkrümmte und verhäßlichte ihre feingezogenen Augenbrauen. Befürchtung riß ihre klugen Augen groß auf und gab ihrem Blick etwas rechnend Ernstes. Gemessen folgte sie der Pförtnerin durch die Kühle des alten Treppenhauses, wobei sie das tote, noch warme Täubchen ungeschickt hielt. Ein Bluttröpflein war ihr mitten auf den blauen Seidenmantel gefallen. Sie sah es und verschluckte einen Seufzer.

Die Wärterin wollte sie erst anmelden. Ein zauderndes Befangen erbitterte Anni. Sie entschloß sich jedoch plötzlich, ging gleich mit der empörten Frau, klopfte, öffnete die Tür.

Gerd schaute an ihr vorbei nach dem Eingang. Dort im offenen Türrahmen stand die alte, schwarz gekleidete Frau. In all dem sie umgebenden Dunkel waren nur sichtbar ihre zwei großen verlederten Arbeitshände, die sie über dem Schoße hielt und hin und her rieb und ihr apfelrundes, rotes Gesicht, aus dem ganz blaue Augen riefen: ‚Meine Schuld ist's nicht. Meine Schuld ist's nicht!‘

Anni verfolgte Gerds Blick, sah die Alte zwischen Tür und Pfosten stehen, lief hin, drückte ihr das tote Täubchen in die Hände, schob sie hinaus, schloß die Tür und lachte. Sie war entschlossen, der Gefahr, die ihrem Glück drohte, munter den Garaus zu machen. Sultan bellte feindselig mit den schwarzen Augen aufflammend, wie fragend, ob er vom Gebell zum Angriff übergehen solle. Seine Augen hingen am Blutstropfen auf Annis Mantel. Gerd fuhr ihn wütend an. Verständnislos zog sich Sultan in die Nähe des Kamins zurück.

‚Das da war deine Wärterin?‘ rief Anni währenddes. ‚Diese Person, der man die Worte wie mit Zangen aus dem Munde herausholen muß?‘ Sie eilte auf Gerd zu. Aus den Augen, zwischen den roten Lippen funkelte das Licht und schimmerte tauig die Frische der Erregung. ‚Gott sei gelobt, Gerd, daß der Arzt dich endlich gesund gemacht hat und ich dich selber wieder hören kann!‘

Seligste Erwartung atmete sie aus. Ihre Bangigkeit klopfte nur für sie schmerzbar am Herzen.

‚Der Arzt hatte mir schon längst erlaubt, dich wieder zu sehen,‘ sagte Gerd mit eigensinniger Härte. ‚Aber ich verbot meinen Dienern hier, irgend wen zu mir zu lassen.‘ Sie rannte an diese Worte wie an eine Schranke, die er ihrem strahlenden Lauf zum Wiedersehen entgegen richtete.

‚Ich muß dir die Wahrheit sagen,‘ sagte er dann noch härter, langsamer. ‚Lug, Trug, Schein hat mein Leben verdorben. Ich will nicht gerade so das deinige verderben.‘

Diese Worte wollen sie noch mehr von ihrem Geliebten trennen. Sie preßt die Tränen zurück.

‚Du Gerd, du bist doch noch krank? Wie leid mir das tut. Ich hätte noch nicht kommen sollen. Onkel warnte mich. Er sagte, es wäre schwer zu überwinden, wenn das Schicksal stolze und hochstehende Menschen schlüge. Solche Menschen glaubten, sie hätten nicht nur gegen ihr Schicksal, sondern außerdem noch gegen die bösen Gerüchte, gegen die Welt, die Nächsten, die Feinde, die Freunde anzukämpfen. Ich meinte, das könnte einen Mann, wie du einer bist, nicht treffen. Ich meinte immer, ja das meinte ich, du brauchtest mich nur wieder zu sehen, und dann . . .‘

Er rührte sich nicht; er unterbrach sie nicht. Kälte lief statt seiner ihr entgegen....

‚Ja und dann,‘ da stotterte sie nun doch. Sie wurde blutrot vor Scham. Ja sie schämte sich auf einmal vor ihm. Sie empfand ihn anders; er war nicht mehr wie früher; er war so fremd — so — Ach, sie empfand ihn nicht mehr als ihren Geliebten, ihren Freund, ihr Alles. Was sie beim Eintritte befürchtete, war *nun doch* geschehen.

Sie sprach laut zu sich: ‚Ich hätte zu Hause bleiben sollen. Aber Onkel ging zur Jagd, und da dachte ich . . .‘

Ihre Stimme zerbrach. Sie schwieg.

Gerd schaute sie kühl an.

Da schrie sie heiß und weh und werbend: ‚Ja, du bist noch krank. O wie sehr bist du noch krank! Was soll ich armes Menschenkind für dich tun?‘

Sie wollte ihn nicht loslassen. Sie wollte ihn wieder gewinnen. Ihre Flamme verschlang alle Kälte, alles Abweisende, alles Drohende. Sie flog auf ihn zu. Sie umarmte ihn. Seliger Sturm der Liebe! Herzaufregende Glut des Vertrauens! Alles erfassende Jubel des Mitleidens!

Was ist ein Wort von geliebten Mädchenlippen, was ist ein Blick aus den Augen der Geliebten, der sich hingebenden, der sich aufopfernden Seele! Lastende Berge weichen. Die Tiefen von Himmelseligkeiten entzücken. Drei Monate Sohnesschicksal versinken. Gerd erwacht aus einer Vernichtung. Er tastet sich über eine

Mädchenstirn, über eines Mädchens weiches, welliges Haar in neue Jugend.

Ihr Haar duftet leicht nach Holunder. Es ist ein etwas prikkelnder und doch nicht aufdringlicher Geruch. Ihre Freundinnen gebrauchen viel teurere Parfüme und bespötteln gern ihr billigeres Holunderdüftlein. Sie aber liebt es deshalb eigensinnig stolz um so mehr.

Gerd selbst hatte den Holunderduft in dieser Weise gern gehabt. Deshalb verbreitete sie ihn oft und mit großem Geschick um sich. Sie erlebte dabei Gerds Liebe. Gerd hatte das Parfüm vor der Schicksalsreise nach Köln gelobt. Im Germaniakabarette duftete es dann auch nach Holunder; es war nur so ein Streifchen von Geruch in Wolken von Veilchen-, Narzissen-, Moschus-, Kölnisch Wasserdüften und Zigarettenrauch. Er erinnerte sich jetzt durchaus nicht, daß es an jenem Orte des Verhängnisses damals nach Holunder duftete. Trotzdem wurde ihm der zarte Duft aus Annis Prachthaar widerlich. Zu stark wurde der Duft, und atmete ihm Ekel ins Gesicht. Er konnte ihn nicht mehr ertragen. Er meinte, er müsse sich erbrechen. Der Duft trägt seinen ganzen Abscheu gegen die Niedrigkeit des Germaniakabaretts in sich. Der Duft hatte etwas vom Greuel, womit seine Mutter die Wahrheit vergewaltigte. Dessen war er sich aber jetzt keineswegs bewußt. Er erlitt nur den Ekel. Er vermochte ihn nicht mehr zurückzuwürgen. Seine Hand auf Annis Köpfchen versteifte sich, seine Augen vergläserten sich. Er dachte: ‚Nicht mal diesen Duft an ihr kann ich ertragen; nicht mal diese Kleinigkeit kann ich ihretwegen verschmerzen. Ich liebe sie nicht mehr, ich kann sie auch nicht lieben wollen. Ich fiel in Heuchelei! Das andere, was mich beschäftigte, ist stärker. Das andere! Wo ist meine Liebe geblieben?‘

Er entzog sich ihr und flüsterte: ‚Du hast recht. Ich bin noch lange nicht gesund.‘

Seine Loslösung war für sie ein Fall. Die Wahrheit grollte ihr auf. Hoffnung riß sie hin und her. Sultan stand am Kamin und glühte sie eifersüchtig an, wollte bellen und wagte es nicht. Sein Schweif streckte sich steil vor Wut.

Gerd bekannte entschlossen: ‚Ich bin deiner Liebe nicht würdig, Anni.‘

Nicht würdig? Hörte sie recht? Das war es nur? Seine Kälte war sein Stolz? Hoffnung kam wieder hoch.

Ihre Grau-Augen blitzten. Erobernder Sturm der Liebe! Herzaufregende Glut des Vertrauens! Tragende Stärke des Mitleidens!

‚Gerd, warum hast du das nicht eher gesagt? Ich meinte, es wäre wegen deines Unglücks, daß du mich nicht mehr gern hättest.

Nun sagst du, daß du des Unglücks wegen meiner nicht würdig wärest. Das ist nur ein Rest vom alten Gerd, der mich noch nicht liebte; ein Rest vom Adam, der in uns allen steckt und der am hochmütigsten ist, wenn er sagt, er sei am unwürdigsten. Glaubst du nicht, ich sei so stark wie Tante Thea, die dich liebt und noch das Beste von dir hofft? ...'

Da rief er maßlos: ‚Das lügst du, das lügst du aus Liebe, aus Schonung! Tante Thea fürchtet in mir das Ende meines Vaters. Das ist Tante Thea.'

‚Ich werde dich auch davon abbringen; ich werde dir über alles hinweghelfen. Du wirst einsehen, wie leicht das Leben ist, wenn man es nur lieben will, ein wenig richtig lieben will. Aufrichtig lieben muß man wollen. Du willst noch nicht recht. Das ist deine Krankheit. Ich will dich davon aber heilen, es ist so schön....' Ach Worte! Sie glaubte selbst kaum noch, damit zu wirken.

Es regte sich nichts Heißes in ihm. Er fand die Unterredung zu lang. Er fing wieder an zu zittern. Er ging auf und ab. Da sah er sie in Liebe wartend, vertrauend dastehen. Er begriff, wie sehr sie an ihm hing. Sie würde an der Liebe zu ihm leiden. Sie würde ewig auf ihn warten, so demütigend warten wie jetzt. —

Es war unerträglich. Seine Augen nahmen einen boshaften Blick an. Höflich sagte er: ‚Du willst doch nicht, daß ich dich nehme, wie man eine Krankenschwester nimmt. Es gibt ja Männer, die nehmen sich eine Frau, um eine Köchin zu sparen, andere um...'

Die zurückgedrängte Fülle ihres Herzens flutet los. Zorn ist wie Freiheit, ist mehr als Liebe. Zorn trägt sie, treibt sie — reißt Haß mit auf, weniger gegen ihn als gegen sich selbst, gegen ihre gute, zu hoffnungsselige, unglückliche Person.

‚Schweig!' rief sie. ‚Ich habe deine Grausamkeit herausgefordert.'

Ihre Einbildung übertrieb; sie hetzte sie auf: ‚Ich bin dir eine Qual, ich bin dir widerlich. Ich sollte dir lieb sein und peinige, martere ... ich dummes, unvernünftiges, eingebildetes Ding, ich böses Mädchen ... Ich werde niemals ... nein — nein! O dies Elend ...'

Sie floh, stieß sich an der Tür, zerrte die Klinke auf, damit er nicht komme, ihr zu helfen ...

Gerd war allein. Er lachte, rieb sich die Hände. Er dachte: Ich habe ihre Liebe getötet. Ich habe das schöne Mädchen vor großem Leide bewahrt.

Seit drei Monaten war dies für Gerd der erste volle, bewußte Freudenstrom. Er lockte Sultan zu sich, streichelte ihn, beklopfte ihn, versprach ihm eine wilde Jagd.

Sultans Glieder und Sehnen hoben und dehnten sich unter den Liebkosungen seines Herrn. Sein Schwanz wedelte. Sein Herz hämmerte. Das glückliche Tier glaubte, Gerd streichelte es seiner selbst wegen so und juxte und faxte aus Freude an ihm. Das glückliche Tier glaubte fest, Gerd dächte dabei an seinen treuesten Diener, den Wachtelhund Sultan.

— — — — — — — — — — — — — —

In den nächsten Tagen erhielt Gerd einen Brief von Herrn Mayer, worin dieser den Erben des Asseweethischen Vermögens an die Erfüllung des mit ihm abgeschlossenen Vertrages erinnerte. Er nannte den Vertrag: ‚Das Kölner Abkommen.‘ Gerd schrieb sofort an den Kreuzhofbauern, daß er etwas zu regeln hätte, wobei er sich seiner Mithilfe gern versichern möchte. Er bäte deshalb, ihn doch in der nächsten Zeit besuchen zu wollen. Bei der Niederschrift dieses Kartenbriefes stand in seinem Gedächtnisse jener Augenblick seines Lebens auf, so er im weißen Treppenhause des Asseweethischen Hofes zu Münster aus Frau Stiene ein Bekenntnis schütteln wollte, die zwei starken Arme des Kreuzhofbauern ihn aber erfaßten und eine ruhig holpernde Stimme ihn in die Bewußtheit zurückrief mit den Worten: ‚Lassen Sie nur ab, Herr Graf. Sie schütteln eine Tote.‘

— — — — — — — — — — — — — —

Des Grafen Brief an den Kreuzhofbauern öffnete die Kreuzhofbäuerin. Sie öffnete alle Briefe, die ihr in die Hände fielen. Sie bestimmte nach ihrem Willen über alles, was ihr zu Ohren kam. Sie herrschte und der Kreuzhofbauer schaffte. Dieser erfand auch einmal Auswege, wenn seine Ehefrau ihn auf Irrwege gedrängt hatte. Mitunter ersann er sogar Gründe, die den Willen der Kreuzhofbäuerin umdrehten wie Wind den Wetterhahn. Dann glich sie aber im Auftreten auch dem Wetterhahn, der ja immer aussieht, als wäre die neue Richtung des Windes von ihm befohlen.

Als die Kreuzhofbäuerin den gräflichen Brief öffnete, stand ihre Tochter Gertrud neben ihr. Die Mutter sagte, den Brief entfaltend: ‚Gertrud, der junge Herr läßt etwas von sich hören.‘

‚Graf Asseweeth?‘ lispelte das junge Mädchen. Sie errötete wie ein bisher braves Kind, das bei der ersten Lüge ertappt wird. Sie schwärmte Gerd an. In ihren Träumen erblickte sie ihn, wie er seinerzeit in seinem grauen Reitanzug auf seiner gelben Stute Chrysa feurig vom Kreuzhofe in die Nebel sprengte. Für sie war er ein Held. Das Drama im Treppenhause des Asseweethischen Hofes, das ihr Vater als Zeuge noch am Abend des Fronleichnamstages in dürren Worten, nur gespickt mit ein paar derben Reimlein, erzählte, erschütterte sie merkwürdig. Eine Flamme schlug in ihre Seele. In

unbegreiflicher Angst brach sie in Tränen aus, so daß ihr Vater sie eine läppische Blage schalt. Sie ließ sich dadurch nicht einschüchtern. Heimlich betete sie für den Grafen und rief sich sein Bild und seine Stimme ins Gedächtnis. Sie empfand dabei etwas über alle Maßen Herrliches. Sie konnte es nicht bezeichnen, keine Worte, keine Gedanken dafür finden. Da es jedoch an Herrlichkeit wuchs, je mehr sie daran herumsann, so bestaunte sie das Wunder, bis daß sie eines Tages fand, daß des Grafen Asseweeth Benehmen ritterlicher wäre als das des schönsten Helden im Ritterromane: Die Familie Potocki von Sienkiewicz, und eleganter als das der adeligen Offiziere in den blendenden Romanen Omptedas. Einige Wochen dämmerte ihr unter Schauern, daß der Graf Asseweeth unglücklicher wäre als der Prinz Hamlet. Es geschah in der Erinnerung an eine Aufführung des Stückes in Münster. Diese schwere, langsame Erkenntnis war für sie eine Offenbarung; danach erlebte sie ungetrübt durch dunkle Angstgefühle die innere Anschauung Gerds.

Die Mutter klappte den Kartenbrief zusammen und befahl: ‚Papa soll nach Starrenbeck hinfahren. Der junge Herr hat etwas mit ihm ins Reine zu bringen.‘ Und nach kurzer Pause: ‚Was das wohl nun ist?‘

Da stellte Gertrud sich vor die Mutter hin und flehte, als handele es sich um ihr ewiges Heil. ‚Sag Papa, er soll mich mitnehmen.‘

Die Mutter tat, als habe sie nichts gehört. Die Tochter wiederholte ihre Bitte stürmisch. ‚Wir wollen mal sehen.‘ Dabei streichelte die Mutter sie und meinte wie zu einem kleinen Kinde, nicht ohne Stolz: ‚Sei nicht allzu hitzig. Papa sagt, es wäre aapig.‘

Die Tochter strahlte, hüpfte an ihre Arbeit und summte und sang Marienlieder.

Als die Kreuzhofbäuerin dann den Kreuzhofbauern den Brief ‚des jungen Herrn‘ hatte lesen lassen, meinte sie: ‚Du könntest Gertrud mitnehmen.‘

Der Mann zog sein Knochengesicht lang, und sah sie verdutzt an. Die Frau aber fuhr bestimmt fort: ‚Starrenbeck ist ein altes Schloß. Ich glaube eine Wasserburg. Solche sieht man hier in Münster nicht.‘

Er erwiderte ebenso bestimmt: ‚Starrenbeck ist ein Steinkasten. Starrenbeck ist verkommen. Der junge Herr hat alle alten Diener und Arbeiter von seiner Mutter her entlassen. Er haust jetzt da ganz allein mit zwei Menschen. Die Bilder hat er von den Wänden gerissen. Keine Blume hat er in den Zimmern. Sie erinnerten ihn zu sehr an das Leben, soll er gesagt haben. Auf dem Boden gibt es keine Teppiche. Das ganze Schloß ist wie tot; kein Leben darin. Keine Landwirtschaft. Ein paar Büsche, ein Park, wo alles wild ins Laub schießt. Entweder zu geil oder zu dürr. Der

junge Herr will auch niemand vor seinem Gesichte haben, nicht mal seine Tante, nicht mal seine Braut. Der Graf hat den Verstand verloren oder er hat den Fimmel.'

,Er schreibt aber sehr vernünftig.'

,Ach was! Seitdem die Knüppelgräfin weg ist, verlottert alles bei den Assewceth. Auf Uhlenbrock befehlen die Weiber: Tante Thea und die Gesellschafterin, die nur etwas von Schokolade kennt. Auf Gut Islingen ist der Verwalter daran, den jungen Herrn um viele Klafter Holz zu betrügen. Er lacht dem Oberrentmeister Pinnekamp, der ihm auf die Finger sehen will, ins Gesicht und droht ihm und sagt: Er gehorche den Befehlen des jungen Grafen. Auf Briefe, die Pinnekamp in dieser Sache an den jungen Herrn schickt, erhält er keine Antwort. Seine Besuche werden nicht angenommen. Aus Ärger, daß der Verwalter auf Islingen ihn weiter offen bestehlen darf, wurde der alte Pinnekamp ein Diktator gegen die schwächeren Beamten. Er ist größenwahnsinnig oder kindisch. Er setzt ab, setzt ein, jagt fort. Er hat die Hosen der Knüppelgräfin angezogen. Er glaubt nun sie zu sein. Den Drüppel, den Pächter von Wietkotten — er hat den Krebs und ist rückständig mit der Pacht, und schlecht geht es ihm, seitdem der Sohn an der Front gefallen ist — diesen Drüppel hat er auf die Straße gesetzt. Er rief hinter ihm her: Im Namen des Grafen Asseweeth, als ob er riefe: Im Namen des Königs. Es geht drunter und drüber, seitdem die Knüppelgräfin nicht mehr kommandiert. Der junge Herr ist verrückt. Laß dir es sagen.'

,Jetzt hör' auf und laß mich reden!' sagte sie schon eine Weile lang in sein Reden hart und langsam, ,ich lasse doch nicht nach. Gertrud . . .'

,Aber er hat nur mich eingeladen. Ich kann doch nicht aus mir heraus jemand dazu mitbringen. Das sollte Gertrud doch wissen. Wozu war sie denn in der Pension?'

,Gertrud will ja nicht mit dir zum Grafen. Wo denkst du hin! Du lieber Gott, kennst du den Anstand deiner Tochter schlecht! Sie will nur mal Starrenbeck sehen. Du brauchst sie nicht mit vor den Grafen zu nehmen. Was du dir für Gedanken machst!'

Sie ist unbeugsam, und er legt sich aufs Erfinden.

,Die Reise dauert bei den schlechten Bahnverbindungen über einen Tag. Wir müssen im Gasthof übernachten. Du hast natürlich an die Ausgaben kein bißchen gedacht.'

,Wir müssen doch etwas für unsere Tochter tun. Du sprichst, als ob ich nur Verständnis fürs Geldverdienen hätte.'

,Das sagst du nur, um recht zu bekommen. Nachher ist des Schimpfens kein Ende. Du hast dir nicht mal überlegt, daß du

dann für zwei Tage ganz allein auf dem Kotten hier bist. Sie können dich bestehlen und betrügen, wenn du nur den Rücken kehrst.'

,Das laß nur meine Sorge sein. Gertrud fährt mit.'

,Gertrud bleibt hier. Viele Mädchen, deren Eltern mehr sind als wir, müssen jetzt im Kriege zu Hause sitzen, ohne sich vergnügen zu können.'

,Was du sagst! Meinst du, ich wüßte nicht, was in der Welt passierte! Badereisen machen sie. In die Konzerte gehen sie, ins Theater. Arbeitertöchter machen mehr Staat als Bauerntöchter. Sie haben große Feiern mit Tanz und Sekt. Wir sind nicht arm. Wir können uns eine Ausgabe von ein paar Mark für die Reise leisten. Das Essen pack ich euch ein. Du nimmst den Rucksack mit.'

Er kniff sauer den breiten bartlosen Mund zusammen. Ehe er ihn wieder auftun konnte, fuhr sie fort: ,Seitdem Gertrud aus der Pension wieder da ist, hat sie nur den Kreuzhof gesehen, die Kirche in Gimbte und den Send in Münster. Sie hat jetzt im Kriege nichts vom Leben. Tänze gibt es im Dorf nicht; Bälle auch nicht. Hochzeiten sind auch nicht angekündigt. Sie muß nur arbeiten. Ihre ganze Bildung vom Pensionat her geht verloren.'

Dem hatte der Kreuzhofbauer nichts mehr entgegenzusetzen. Der Satz von der verlorenen Bildung war ein Trumpf seiner Frau. Vergebens quälte er sich, etwas Überwältigendes zu erfinden. Nichts fiel ihm ein. Da ergab er sich. Er zeigte sich ja auch sehr gern mit seiner hübschen, gutgewachsenen Tochter, nur bei Abwickelung von Geschäften war er lieber ohne sie. Nach einer Pause brummte er: ,Wir wollen mal sehen.'

— — — — — — — — — — — — —

Einige Tage später fand sich Herr Heben, der Kreuzhofbauer, auf Starrenbeck ein. Graf Gerd machte mit ihm ab, zur Deckung persönlicher Schulden für ihn an Herrn Mayer 50 000 Mark auszuzahlen.

Dem Kreuzhofbauern fiel es auf, daß der junge Herr für seine Rechnung durch ihn das Geld auszahlen ließ, anstatt es einfach durch die Bank überweisen zu lassen. ,Er pumpt bei mir, um ehemalige Pumpschulden aus der Welt zu schaffen. Das sieht wahrhaftig aus, als ob seine Mutter nicht fort und der junge Herr gar nicht der wäre, der er ist: der Erbe. Da stimmt etwas nicht. Heben gib acht!'

Nach der Regelung dieses Geschäftes lud Gerd Herrn Heben ein, mit ihm zu Mittag zu essen. Herr Heben meinte: ,Leider kann ich dem Herrn Grafen darin nicht zu Willen sein; ich habe meine Tochter Gertrud bei mir.'

,So . . . schade,' sagte Gerd gleichgültig und verletzend. Das Wort war kaum ausgesprochen, da tat es ihm leid. ,Haben Sie

etwas Bestimmtes anderes vor, oder befürchten Sie, mir mit Ihrer Tochter nicht angenehm zu sein,' fragte er. Es sollte beschwichtigend wirken. Herr Heben fühlte sich gereizt. ,Keines von beiden, Herr Graf,' versetzte er und betonte stolz die Worte, so daß sie noch holperiger als gewöhnlich klangen, ,ich mußte doch sagen, daß ich für mich allein Ihre Einladung nicht wohl annehmen kann, wenn ich und meine Tochter hergereist sind. Auch ist meine Tochter in einem Pensionat erzogen; in einem belgischen, bei den Schwestern ...'

,Ich erwarte Sie beide also,' unterbrach ihn Gerd und drückte ihm die Hand.

Herr Heben war wütend, fand sich aber zur Zeit, die ihm die Haushälterin angegeben hatte, wieder ein. Neben ihm schritt seine achtzehnjährige Tochter, die Haltung steil vor Erwartung, die Augen schimmernd und die Lippen brennend.

Die Haushälterin führte sie gleich in das Eßzimmer. Fräulein Gertrud blieb an der Tür stehen. Sie fühlte Zaghaftigkeit vor der Würde des Raumes. Sie rieb sich die Augen. ,Wie kühl und wie schön!' rief sie nach einer Weile aus.

,Quatsch nicht so in den Tag hinein. Es sind doch nur Kacheln an den Wänden. Heute lassen sich bessere Leute in der Stadt aus Kacheln sogar die Küchenwände herstellen.'

,Dies aber sind ja alte Kacheln, Papa. Mit Bildern darauf. Alte holländische Bilder in Delfter Blau. Das weiß ich von einem Besuch, den wir mit der Schule im Landesmuseum gemacht haben. Da ist auch solch ein Zimmer ganz aus bläulichen Kacheln. Nur hat das Zimmer im Museum nicht solch bunte Balken an der weißen Decke.'

,Früher, zur Zeit der Gräfin, ging es noch,' schalt Herr Heben. ,Da hingen in der Mitte der Wände bunte Jagdbilder. Jetzt ist es kahl und kalt, trotz der vielen blauen Bläumkens auf den Platten.'

,Du guckst ja nicht mal hin, Papa. Du guckst durch das Fenster. Guck doch nur mal hin. Diese vielen kleinen Bilder! Pflügende Bauern, weidende Kühe, ein Schiff im Sturm, eine Bäuerin eggt mit Kühen, da ist doch das Jagdbild: ein Jäger schießt Fasanen, die davonfliegen. Da liegt ein Bauernkotten, einer aus alter Zeit, noch mit Stroh bedeckt. Dazwischen immer Blumenbündel, aufgestellte Garben, saftige Früchte auf Tellern. In der Mitte da oben, guck doch hin, ist ein großes Bild: Christus am Kreuze! Was für große, weite Arme er hat! Wie schwer es ihm wird, die Welt vom Fluche der Todsünde zu erlösen. Unten am Stamme hockt ein Pelikan, der sich die Brust mit dem Schnabel aufhackt für seine vielen hungrigen Jungen.'

,Red' doch nicht wie ein Buch, dumm Miäken. Man muß reden wie ein Mensch.' Er strich seiner Tochter über das üppige, aber

harte, strohblonde Haar. Er freute sich doch, daß sie von Dingen etwas verstand, worum er sich niemals gekümmert hatte.

‚Da an der Seite sind Burgen und Höfe mit Namen darum. Warte ... Das ist Starrenbeck. Sieh die zwei runden Wachttürme. Und da ... da ist Uhlenbrock ... da ist der Münsterische Hof mit den Pilastern davor, so heißt es, ja Pilaster ...‘

‚Ja, ja,‘ fiel der Vater ihr ins Gerede, ‚die Bilder aller Asseweethischen Güter und Schlösser waren da ... Früher waren auch die Bildnisse der Vorfahren des jungen Herrn da. Siehst du nicht, die hat er alle herausgerissen ...‘

‚Aber warum, Papa? Diese schönen Andenken an seine arme Mutter ...‘

Sie brach ab, der junge Graf stand im Zimmer, ein Zucken um den Mund, wegen der Erinnerung an seine Mutter, was er von einem Gaste unziemlich fand. Dunkel blitzte er Fräulein Gertrud an, die in einen tiefen Knix fiel, einen zweiten, einen dritten machte, abwechselnd errötete und erblaßte.

Graf Gerd gab ihr die kalte Hand und führte sie auf ihren Platz, während er die Hoffnung ausdrückte, daß es ihrer Mutter sehr gut ginge.

‚Ja,‘ hauchte sie. ‚Ich danke vielmals. Mama geht es ganz gut, nicht wahr, Papa?‘

‚Ja, ja,‘ brummte böse Herr Heben. Dann setzten sie sich, beteten und begannen die Mahlzeit.

Gerd richtete einige Fragen an Herrn Heben und verstummte dann, wobei seine Züge sich verfinsterten. Er aß, als ob er allein wäre. Herrn Heben störte das nicht. Er tafelte mit einem tiefen natürlichen Behagen. Gertruds Blicke aber lagen viel häufiger auf Gerds Gesicht als auf ihrem Teller. Aufsaugend lagen sie auf Gerds Finsternissen. Plötzlich rief sie aus: ‚Wie schlimm ist es doch, wenn man von seiner Mutter verlassen wird.‘

Gerds Blicke heften sich wie Pfeile auf das jammernde Gesicht der achtzehnjährigen Gertrud, die sich nicht fassen kann vor dem, was ihr Herzblut aufglühen macht; die noch nicht begriffen hat, daß es unschicklich ist, vor Gerd von seiner Mutter zu sprechen.

‚Man redet nicht von Dingen, die man nicht kennt,‘ sagt strafend Herr Heben und ißt weiter.

‚Aber du hast uns alles doch erzählt ...‘

Gertrud sieht immer noch nicht ein, wie falsch sie sich benimmt. Sie glaubt, daß man einem Menschen, dem man Mitleid fühlen lassen will, all sein Unglück ihm selbst nochmals bezeichnen und erleben lassen müsse.

Gerd sagt: ‚Fräulein Gertrud!‘ Weiter sagte er nichts. Er zog sich in seine Abwesenheit zurück.

Dunkle Worte waren es für Gertrud. Sie verstand sie nicht. Angst empfand sie. Schüle schwoll in ihr, sog alle ihre Munterkeit auf. Sie meinte ohnmächtig werden zu müssen. Klappernd ließ sie ihr Messer fallen.

Gerd sah sie wieder so merkwürdig an. Sie verschlang seinen Blick. Ihre Knie zitterten. Sie hob ihr Messer auf und aß unsicher weiter. Da fragte Gerd: ‚Sagen Sie, Fräulein Gertrud, was denken Sie von dem Frieden, den wir alle erwarten?‘

Sie antwortete schnell: ‚Er wird nicht eher kommen, als bis der weiße Ritter mit dem roten Kreuz auf der Brust die große Schlacht geschlagen hat.‘

‚Was?‘ rief Gerd aus. Sein Gesicht belebte sich. ‚Was?‘ fragte er nochmals. Es klang, als ob er sagte: Was war es doch, wonach ich soeben fragte? Die Antwort Gertruds machte ihn neugierig auf seine Frage, die er schon wieder vergessen hatte.

Gertruds Beklommenheit schwebte davon. Ihr strohblonder Mädchenkopf mit den hochsitzenden, hervorspringenden und stark geröteten Backenknochen, mit der eckigen Stirn, mit den zu heftig strahlenden Augen, saß steif auf einem kleinen Halse, der aus einer strohfarbigen seidenen Bluse, worauf eine dicke Bernsteinkette lag, heraus geschossen schien. Es war keine Freude für Gerds Augen. Er sah darin nur Geschmacklosigkeit. Die geduldige Mühe, die der Aufputz der Haare und das schwere Bedenken, das die Wahl der Bluse verursacht hatte, bestanden für ihn nicht. Gertrud war mit frischer, zu frischer Stimme, wie Gerd fand, am Erzählen. Sie sprach von der Birkenschlacht, die den Weltkrieg beenden werde. Sie aß nicht mehr. Sie hielt die heißen Finger unter dem Tische auf ihrem Schoße verschlungen. Steil und flach wie ein aufgerichtetes Brett hielt sie den Körper, als sie sprach: ‚Der weiße Ritter schwinge das Schwert der Gerechtigkeit. Vor einigen Wochen hätte ein Fernseher die weißen Soldaten gegen die roten kämpfen sehen. Das wäre am Hellewege bei Soest. Danach käme der Völkerbund und der große, große Friede.‘

‚Meinen Sie nicht,‘ fragte mit lauernder Ironie Gerd, ‚daß der Fernseher die Nebelschwaden in der Tiefe, wohin die Sonne blutrot scheint, für kämpfende graue und rote Krieger gehalten haben kann? Die Nebel sind einem hier in der Gegend so menschlich nahe.‘

Fräulein Gertrud schüttelte den Strohkopf und sagte: ‚Nein!‘

Gerd wunderte sich über dies feste Nein. Er fragte: ‚Aber warum denn nicht?‘

‚Die Schlacht wird stattfinden,‘ erklärte Hebens Tochter bestimmt. ‚Die Welt ist zu schlecht geworden; zu böse, zu habgierig. Die zehn Gebote gelten nicht mehr. Jeder tötet, dann ist er Soldat.

Andere sind Kriegslieferanten. Diese betrügen. Es ist zuviel Böses in der Welt. Der Krug geht so lange zum Wasser, bis er bricht. Die Welt ist bald so weit.'

‚Und dann erbricht sie das Gute?' Wie gestochen klang diese Frage Gerds.

‚Dann kommt die Strafe,' erwiderte Gertrud unbeirrt. ‚In der Hövelstiege war früher, als die Menschen noch an Gespenster glaubten, die Spinnerin Leonore des Abends um zwölf Uhr zu sehen. Die hatte früher im Leben eine Haspel. Der fehlte das richtige Maß. Es war zu kurz. Damit betrog sie die Leute. Zur Strafe muß sie ewig die Haspel drehen durch die ganze Ewigkeit hindurch, und sie kriegt kein Kasemänneken dafür. Für Böses gibt es keinen Lohn. Wer tötet, verwirkt sein eigen Leben. Der Mensch, der dem Nächsten etwas stiehlt, ist niemals wegen seiner Habe in Ruhe. Die Freundin, die einer andern immer jede Freude vergällen muß, lebt ständig in Verbissenheit. Sie weiß gar nicht, was Frohsinn ist. Kinder, die ihre Eltern nicht lieben, werden von ihren Kindern später gehaßt werden. Die Eltern, die sich um ihre Kinder nicht richtig kümmern, haben im Alter auch nichts von ihren Kindern...'

‚Halloh!' machte Herr Heben dazwischen.

Gertrud stockte und errötete, ohne zu wissen warum.

Herr Heben wurde ärgerlich, und erklärte seiner Tochter:

‚Was du eben sagtest von Eltern, die sich nicht um ihre Kinder kümmern, das sagt man doch nicht, wenn man das richtige Mitleiden mit dem Unglück von unserm Herrn Grafen hat.'

Gerd runzelte die Stirn und schluckte ein paarmal. Was doch die Unerzogenheit der Menschen macht! Er schaute das Mädchen, das sich ängstlich zusammenkrümmte und ihn mit brennenden Blicken anflackerte, ruhig und gleichgültig an. Er nickte ihr zu und bat sie aufmunternd, das Essen nicht zu vergessen.

Gertrud richtete sich auf.

Glück war um sie wie eine große Weite. Darin erblickte sie Gerd, den Grafen, den hohen Herrn, den edelsten, unglücklichsten, den schönsten, den vollkommensten Mann. Sie gab von nun an auf alles acht, was er tat, denn jede seiner Gebärden hatte für sie süße Bedeutung.

Als der Kreuzhofbauer und seine Tochter sich vom Grafen verabschiedet hatten und noch auf dem Gange schritten, der sie zur Haustür führte, konnte Herr Heben sich nicht mehr zurückhalten. Er schalt seine Tochter ob ihres Benehmens, und daß sie im Pensionat gar nichts gelernt hätte. Eine dumme Gans wäre sie.

Sie sagte leise: ‚Ich will es wohl besser machen. Der Herr Graf hat mich freundlich angeblickt. Er hat mir die Hand gedrückt. Er hat auf Wiedersehen gesagt.' Dann preßte sie ihre Lippen fest

aufeinander, senkte die Augenlider, hörte nichts mehr und sah nur des Grafen tieftrauriges Gesicht. Auf ihren Backenknochen brannte ein dunkles Feuer, und ihre eckige Stirn leuchtete in Reinheit.

Hinter den Gästen schloß Gerd die Tür, als ob es eine Gefängnistür wäre, und legte sich, als ob es gelte, eine Müdigkeit auszuspannen, in einen Klappstuhl vor das offene Fenster.

Die letzte Sommersonne überschwemmte den Park. Lindengipfel loderten in gelben Flammen. Feuerfunken sprühten in tausend sterbenden Blättern. Es knackte in den Zweigen einer Riesenfichte vor zerspringender Hitze. Die entblätterten und verkrüppelten Äste der Obstbäume trugen die Früchte wie rote und goldene Gefäße. Äpfel fielen in hohes Gras mit verbrannten Spitzen. Es klang wie ein Pochen. Unter einer bronzegrünen Wasserbinsendecke lag der Weiher tief und still. Es schwadete aus ihm empor in Licht. Der Trompetenruf eines Kranichs ertönte weit her und verstarb. Hoch oben am Himmel in blauer Unendlichkeit schwebte der weiße Papierdrache eines Knaben, der sich seiner Ferien freute, und zog langsam nach Süden.

Gerd lag im Klappstuhle, schaute und hörte. Sein Gesicht blieb unbeweglich. Der von seiner Mutter ererbte Trotz schien es zu versteinern.

(Fortsetzung folgt.)

Bedenken eines Arztes gegen die sozialistische Staatsordnung / Von Joseph Graßl

Die Erfassung des Sozialismus ist nicht leicht. Die Begriffsbestimmung schwankt. Kaum hat man sich in eine Erklärungsform eingearbeitet, so wird sie geändert, als irrtümlich, ja schädlich vom Sozialisten selbst verworfen. Diese Unsicherheit allein schon erregt Bedenken. Die Wahrheit kann nur eine sein. Sie kann in der Ausführung von der Umwelt abhängig werden, kann aus Opportunitätsgründen sich mit Teilerfolgen begnügen, aber in der Zielrichtung muß sie konstant sein und bleiben.

Im allgemeinen glaube ich aber den Sozialismus richtig erfaßt zu haben, wenn ich als das Wesen desselben die Anforderung der Vergesellschaftung aller Betriebsmittel ansehe. Enteignet also müssen werden alle Messer und Gabeln, alle Hämmer und Sägen, alle Werkzeuge und Stätten des Handwerkers, alle Fabriken, aller Grund und Boden, selbstverständlich alle Verkehrsmittel und auch die Kohlen, das Wasser, die Elektrizität, die Arbeitskleidung, wohl auch die Wohnungen, die Beleuchtung, die Wärmequellen und, solange der Sozialismus noch nicht allen Völkern aufgezwungen ist, auch alle Wertzeichen, also auch das Geld, denn es ist das Betriebsmittel κατ᾽ ἐξοχήν. Alle und noch andere Dinge müssen aus dem Privateigentum des einzelnen in das Eigentum und in die Verfügungsgewalt der Gesamtheit treten. Manche, nicht bis zum Ziele denkende Sozialisten glauben zwar, es sei Sozialismus, wenn die Fabrik aus dem Eigentum der Aktionäre in das der Arbeiter trete. Aber diese Umwandlung der Eigentumsverhältnisse ist keine sozialistische, sondern eine soziale; sie hat mit der neuen Lehre der Vergesellschaftung nichts zu tun, ist lediglich der Ausfluß der Wünsche kapitalistisch denkender Arbeiter. Diese Anforderung setzt an die Stelle der Aktionäreigentümer die Arbeitereigentümer, die den Eingriff einer anderen Eigentümergruppe in ihr Eigentum ebenso scharf, vielleicht und wahrscheinlich noch schärfer zurückweisen als die früheren Eigentümer. Der radikale Sozialismus läßt für das Eigentumsrecht des einzelnen und auch der Menschengruppen im Grunde nur das, was zum vegetativen Leben notwendig ist, und auch diese Vegetationsnotwendigkeiten müssen dem einzelnen durch die Allgemeinheit zugewiesen werden, denn sie wachsen organisch aus den Betriebsmitteln, den Fabriken, den Bergwerken, dem Grund und Boden heraus und sind von den vergesellschafteten Mitteln der Erzeugung nicht zu trennen. Omnia mea mecum porto. Alles, was ich an mir habe, ist mein Eigentum, und nur das, was ich in mir habe, ist mein Eigentum.

Die kennzeichnende Signatur des Sozialismus ist also die Rückbildung des Eigentums auf verschwindende Reste.

Als Arzt, der sich berufsmäßig mit der Psychiatrie, der Krankheitslehre der Seele, abgeben muß, bin ich gezwungen, auch die Psychologie, die

Lehre der physiologischen Verhältnisse der Seele, zu studieren und zu bearbeiten und beide mit den anatomischen und funktionellen Eigenschaften des Körpers zu vergleichen. Und aus diesem Studium heraus erwuchsen mir schwere Bedenken gegen die Möglichkeit der Durchführung des Sozialismus in seiner Endforderung.

Schon die tägliche Beobachtung lehrt die Verschiedenheit des menschlichen Baues. Dem einen ist grober, dem anderen feinerer Knochenbau gegeben; der eine hat ausgeprägten Muskelsinn, der andere überragt die Allgemeinheit durch die Feinheit seines Tastgefühles. Der eine ist gescheit, der andere dumm; der ist ein Vielesser und schlechter Ausnützer der Nahrung; der andere kann mit weniger Nahrung mehr leisten; den einen wirft jeder Windstoß um, der andere ist dem Sturm gewachsen. Die körperliche Verschiedenheit der Menschheit ist so groß, daß man die Menschheit nur schematisch in Gruppen bringen kann. Immer wird es Menschen geben, die jede körperliche Gruppierung unzulässig erscheinen lassen und die nur dann gerecht beurteilt werden, wenn man von ihnen selbst ausgeht, also sie rein individuell bewertet.

Als Musterbeispiel der Verschiedenartigkeit unseres Körperbaues sei auf das Fingerabdruckverfahren hingewiesen, in dem gerade die Verschiedenheit anscheinend gleicher Hautfältchen systematisch zum Erkennen eines Menschen ausgenützt wird. Dieser unstreitbar vorhandenen Verschiedenheit des anatomischen Baues und damit der funktionellen Äußerungen des menschlichen Körpers, diesem ausgesprochen individuellen Zustand setzt der Sozialismus eine sogenannte objektive, kollektivistisch erfaßte Gesellschaftsanforderung gegenüber, indem er lehrt, daß die vergesellschafteten Betriebsmittel und ihre Produkte in zwingender Weise benützt werden müssen und verbraucht werden können. Diese Objektivierung der Anforderung ist auch der bürgerlichen, kapitalistischen Gesellschaft eigen, und sie ist zweifellos ein starkes Reizmittel, um die im Individuum schlummernden Kräfte zu wecken und zu heben. Aber die bürgerliche Gesellschaft betont diese Anforderung nicht in diesem hohen Grade, sie macht sie nicht zur conditio sine qua non, sie denkt das Prinzip nicht bis zu Ende, treibt es nicht auf die Spitze und rettet dadurch das Prinzip selbst; denn jedes, in sich wahre und gute Prinzip schlägt um, vernichtet sich selbst, wenn es den Verhältnissen des Lebens nicht mehr Rechnung trägt, wenn es zur öden Prinzipienreiterei führt. Und die bürgerliche Gesellschaft schiebt zwischen Individuum und Anforderung als vermittelndes Glied das Eigentum ein.

Auf den Ursprung des Eigentumes werde ich später noch zurückkommen. Das Ziel des Eigentums ist aber die Aufspeicherung für das Bedürfnis, für die Not. Nur durch Vermittlung des Eigentums ist es möglich, die Verbindung zwischen Mann und Frau zu ehelichem Gemeinsamleben zu bannen, nur durch das Eigentum ist die körperliche Kinderaufzucht und die geistige Kindererziehung gesichert, nur durch Heranziehung des Eigen-

tums ist die Sorge für Alter, für Gebrechen und Krankheit abgemildert. Dies alles fühlt und anerkennt auch der Sozialismus und verweist daher alle diese hilfsbedürftigen Zustände in den Bereich der Aufgabenpflichten der Gesellschaft, der Allgemeinheit. Die Bedürfnisse dieser Pfleglinge sollen durch Anstalten befriedigt werden. Die Anstalt kann aber nur schematisieren, kann auf die individuellen Bedürfnisse nicht eingehen, wenigstens nicht tief. Je notwendiger also die individuelle Fürsorge ist, desto schlechter ist das Resultat der Anstaltsfürsorge. Es gelingt zur Not, die Kranken und Alten in Anstalten entsprechend zu versorgen, es ist aber noch nirgends gelungen, die Kinderpflege zu schematisieren. Selbst in Sparta, wo der Sozialaristokratismus in hohem Grade ausgeprägt war, wurde das Kind bis zum sechsten Lebensjahre der Familie belassen, und der Familie deshalb ein erheblicher Teil an Privateigentum zugewiesen. In Ungarn versuchte man die elternlosen Kinder anstaltsmäßig aufzuerziehen. Das Resultat in körperlicher und geistiger Beziehung war derartig miserabel, daß man davon bald wieder abstand und zum Ersatz der leiblichen Mutter durch die Pflegemutter zurückkam. Eine mittelmäßige Pflegemutter erwies sich nutzbringender als eine gute Anstalt, und mit Ausnahme weniger verkommener Elternexemplare hat selbst eine als schlecht bezeichnete Mutter mehr Erfolge als eine als gut angesprochene Anstalt. Der Grund liegt offenbar in dem großen Bedürfnis nach individueller Behandlung des Kindes, die ihm nur die Mutter selbst gewährleistet.

Man könnte allerdings einwenden, diesem Bedürfnis nach Sonderbehandlung der Kinder und vieler Kranker kann die sozialisierte Gesellschaft dadurch Rechnung tragen, daß nach der Verschiedenheit und der Höhe dieser Bedürfnisse die Menge und die Art der Zuweisungen wechselt. Dieser Versuch erfordert aber eine derartig genaue und eingehende Untersuchung der angegebenen Bedürfnisse, daß eine Welt von Beamten allein schon zur Prüfung der angeforderten Mittel gehört.

Noch größere Schwierigkeiten treten auf, wenn der sozialisierte Staat daran geht, die positiven Arbeitsleistungen seiner Staatsangehörigen festzusetzen mit dem Beisatz des Zwanges. Denn daß ein gewisser Arbeitszwang notwendig ist, lehrt uns die Geschichte aller Revolutionen, namentlich auch die der jetzigen. Der Arbeitswille sinkt, wenn kein Antrieb vorhanden ist: sei es durch Ermöglichung von Sondervorteilen, also durch Anreizpolitik, oder durch positive Zwangsmaßregeln. Vor allem ist die Arbeitsfähigkeit zu ermitteln. Eine bis ins Detail gehende körperliche und geistige Untersuchung ist unerläßlich. Ich darf wohl als Arzt auf die Schwierigkeiten der Ausführung dieser Untersuchungen hinweisen. Die ärztliche Wissenschaft ist noch lange nicht auf der Höhe, objektive Kennzeichen jeder Krankheit festzulegen. Vielfach ist man auf die subjektiven Angaben der Untersuchten angewiesen, auf den Zusammenhalt der Angabe mit den persönlichen, oft und zunächst gar nicht in das Spezialfach der Ärzte fallenden außerkörperlichen Erscheinungen. Hier ist die persönliche

Erfahrung der Ärzte eine von einem Außenstehenden oft kaum geahnte Quelle der Beurteilung. Ärzte, die nie körperlich gearbeitet haben, kennen die Schwierigkeiten der Arbeit nicht, sie verkennen aber auch die Höhe der Anpassung an Defektzustände.

Dazu kommt die Liberalität, die mangelhafte Widerstandskraft so mancher Ärzte, die wir im alten bürgerlichen Staat bei der Feststellung der militärischen Tauglichkeit und bei der Zuweisung von Extraverköstigung so oft und so schwer kennen gelernt haben, daß ihre Abschwächung bei jedem Kenner ein Lächeln erzwingen müßte. Es ist zu befürchten, daß diese Zurücksetzung der zu leistenden Arbeitsmenge sich gesellschaftlich auswirkt, daß die Allgemeinheit durch Engerschnallen der Leibgurte die Ausführungsfehler büßen muß.

Nicht minder schwierig ist die Festsetzung der Höchstgrenze der erlaubten Arbeitsmenge. Auch diese ist notwendig, denn da Arbeitsleistungen von der überwiegenden Mehrzahl der Menschen nur gegen individuelle Vorteile vollbracht werden, würde eine sehr hohe Arbeitsmenge demgemäß auch hohe persönliche Vorteile und dadurch auf Umwegen wieder Ungleichheit im Verbrauch der sozialisierten Lebensbefriedigungen bringen und zur Bildung von Sondereigentum Veranlassung geben. Die sozialisierte Gesellschaft läuft Gefahr, Höchstleistungen zu verlieren, und zwar quantitative wie qualitative. Die Naturgabe der Höchstleistungsmöglichkeit bleibt dann unausgenützt, ist überflüssig und wird nach dem Naturgesetz der Anpassung von der Natur auf dem Wege der Vererbung aus dem menschlichen Leibe allmählich ausgeschieden. Die Verhinderung der Höchstleistung bedeutet also nicht bloß eine Abminderung der Produktion, sondern im Laufe der Zeit auch eine Schwächung der Produktions*fähigkeit*. Die menschlich sozialisierte Gesellschaft wird weicher, wehleidiger und wird, wenn nicht alle Menschen der Erde diesem Prozeß unterworfen sind, zum Schlusse überrannt von Menschengruppen, die sich ihre Leistungsfähigkeit bewahrt haben. Das war immer so; daran kann der Mensch nichts ändern.

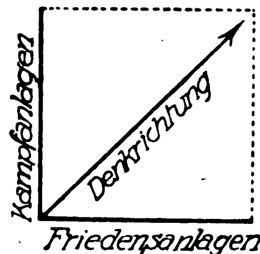
Besonders kraftbewußte Personen werden aber versuchen, dieser Einschränkung ihrer Fähigkeit Widerstand entgegenzusetzen. Dieser Widerstand wird, sicher am Anfange, vielfach Erfolg haben. Der Mann, dessen Arbeitsfähigkeit mit acht Stunden Arbeit noch nicht erschöpft ist, wird seine Fähigkeit außerhalb der sozialisierten Ordnung betätigen. Erschwert wird ihm dies durch den Mangel der Betriebsmittel, die ja der Allgemeinheit zugefallen sind. Deshalb wird er sich zuerst aus eigenem Erfindungsgeist solche Mittel zu verschaffen suchen. Und da seine Fähigkeit naturgemäß nur auf einen beschränkten Kreis von Erfindungen eingerichtet ist, wird er mit anderen Personen, die die Erzeugung von Mitteln ihm liefern können, in Verbindung treten. Eine Unmenge von Schleichhandel und Hamsterei wird die Folge sein. Wir haben die Folgen während des Krieges so sehr genossen, daß uns die Verewigung der Einrichtung unerträglich scheint. In Zukunft wird aber gerade der Tüchtige, der Arbeitsfähige zu diesem Mittel der

Vollausnützung seiner Fähigkeit greifen. Schleichhandel und Hamsterei werden also die Charaktereigenschaften der Tüchtigen, werden Tugenden, und damit ist das Ende der sozialisierten Gesellschaft von selbst gegeben; denn auf die Dauer herrscht doch der Tüchtige. Die Einstellung der Arbeitsleistung auf ein Mittelmaß ist dem menschlichen Geiste gottlob bisher als erstrebenswertes Ziel nicht vorgeschwebt und wird auch in Zukunft gerade von den von Natur und Anlage Begabten nicht geduldet werden. — Noch schwieriger ist der Arbeitswille abzumessen. Zwar wird man sagen, die Erziehung des zukünftigen sozialisierten Menschen wird diesen Arbeitswillen heben und an die Staatsnotwendigkeit angleichen. Bei den Gründungsversuchen der sozialistischen Gesellschaft hat sich dies bisher nicht geltend gemacht. Die Gründer klagen selbst über einen nie vermuteten Mangel an Arbeitswillen bei ihren Revolutionsgenossen und suchen mit Anfeuerung jeder Art diesen Mangel zu beheben. Bisher resultatlos. Nun aber sind die Genossen des Umsturzes die Überzeugten, ich möchte sagen die Idealisten. Es war immer so in der Geschichte der Menschheit, daß es leichter ist, eine Bewegung zu erzeugen als die Bewegung dauernd im Gange zu halten. Wenn aber schon die Idealisten versagen, wie wird es werden, wenn die Idee verblaßt, abgeflacht, durchlöchert ist? Bei einem beträchtlichen Teil der Genossen wird der Arbeitswille sinken. Dies liegt in der Natur der menschlichen Anlage; die Erziehung wird nur wenig daran ändern können. Die Hoffnung auf die sozialistische Durchgeistung, auf die Folgen der sozialistischen Erziehung ist so groß, daß wir bei dieser Frage länger verweilen müssen. — Der gegenwärtige Mensch stammt in ununterbrochener Reihe von dem ersten Menschen ab, sagen wir, um bei den wissenschaftlich bezeugten Tatsachen zu bleiben, von dem Menschen der Eiszeit. Während dieser Zeit lebte der Mensch im Kampfe mit den Tieren. Da er es nicht verstand, die Früchte der Erde zu mehren, war er auf das angewiesen, was die Erde von selbst darbot. Jeder Stammesgenosse, noch mehr jeder Fremde, war ein unerwünschter Mitesser, ein Konkurrent, der bekämpft und wenn möglich vernichtet werden mußte. Die Kampfeskraft war also eine notwendige Voraussetzung der Existenz des Individuums und damit der Gattung. Sie wurde also von dem Individuum gepflegt und die Kampfesuntüchtigen wurden ausgeschieden, verloren die Möglichkeit der Fortpflanzung. Die Züchtung der Kampfeseigenschaften wurde Naturwirkung. Jedes Lebewesen bildet hauptsächlich jene Eigenschaften auf dem Wege der Vererbung aus, die ihm zur Erhaltung besonders dienlich sind. Das Pferd und der Hase die Schnelligkeit, der Löwe die Kraft. So geschah es auch bei dem Menschen, der nach seiner ganzen Naturanlage dem Raubtiere näher steht als den Pflanzenfressern Pferd und Hase. Der Kampftrieb führte zum vererbbaren Kampfinstinkt. Allmählich aber lernte der Mensch infolge seiner geistigen Anlage die Früchte der Erde zu mehren, zu arbeiten. Aus ihr erwuchs die Geselligkeit, das Herdenwesen, die Gesellschaft, das Volk, der Staat. Andere Eigenschaften waren notwendig und zweckdienlich.

Die sozialen Individualeigenschaften stiegen an Wert, wurden infolgedessen bei der Fortpflanzung bevorzugt, bildeten sich zu Erbmassen aus. In der Folge von vielen Jahrzehntausenden geschah diese Umwandlung, allmählich, langsam, Schritt für Schritt. Rückfälle traten ein; aber das siegreiche Vordringen des Sozialismus konnte nicht mehr aufgehalten werden. Nun lehrt uns aber die Vererbungslehre, wie sie der Benediktiner Mendel aufgestellt, der Jesuit Wasmann nachgewiesen hat, daß die im Erbkeim verankerten Erbeigenschaften in demselben bleiben und von anderen Erbeigenschaften nur überdeckt werden. Der gegenwärtige Mensch hat also in seinen Erbinstinkten hauptsächlich zwei Richtungen aufgespeichert, die des Kampfes, die wir ‚böse' zu nennen pflegen, und die des sozialen Zusammenlebens, die wir ‚gut' nennen, weil wir mit unserer individualistischen Auffassung der Sozialperiode näher stehen. Die Reste der Kampfperiode sind aber in jedem Menschen vorhanden, sind täglich greifbar und werden von dem Christentum ‚Erbsünde' genannt. (Ich spreche hier als Arzt.) Die Menge der bösen und der guten Anlagen ist in jedem Menschen verschieden. Aber sie sind vorhanden und wirken. Du magst die Natur mit der Mistgabel austreiben, sie kehrt immer zurück. Die Eigenschaften der älteren, aber deshalb auch der länger in uns wirksamen Entwicklungsperiode sind nicht nur die Fähigkeit des Körpers, den Feind niederzuringen, sondern auch die des Geistes, ihn zu überlisten, zu übervorteilen; also alle jene Eigenschaften, die wir unter den Sammelbegriff Egoismus gruppieren. Die Eigenschaften der jüngeren Entwicklungsperiode sind die Arbeitsamkeit, die mit ihr eng verknüpfte Sparsamkeit, die Reinlichkeit, die Treue, also Eigenschaften, die wir als altruistisch bezeichnen. Im allgemeinen glaube ich an eine Entwicklung der Menschheit nach der altruistischen (christlichen) Richtung und in den egoistischen Anlagen an eine Entwicklung von der rohen Vernichtungsgewalt zur Überwindung durch den Intellekt. Die kaukasische und die mongolische Menschenrasse sind offensichtlich in dieser Beziehung am weitesten entwickelt, sind daher am meisten imstande, den Kampf um das Dasein in der Menschheit, der sich gegenwärtig auf der altruistischen Linie mehr bewegt, aufzunehmen und durchzuführen, während die übrigen Menschenrassen in ihrer Instinkt-Entwicklung überrascht wurden und als ungeeignet ausgeschieden werden.

Die moderne Naturwissenschaft stellt sich in der Frage nach den Erbanlagen auf die ausgesprochen christliche Anschauung der Doppelanlage. Welche Anlage gegenwärtig größer ist, kann wohl nicht gesagt werden. Bekanntlich wollten hauptsächlich französische Philosophen diese Fragen experimentell lösen, und man hat ganze Abhandlungen und Bücher über den Erfolg der von der Kultur unbeeinflußten Aufzuchtsmethode geschrieben. Alle diese Spekulationen gehen von falschen Voraussetzungen aus. Der eine Irrtum ist die Annahme, daß es eine für alle gegenwärtig lebenden Individuen geltende Normalanlage gebe, während in der Tat die Erbanlagen äußerst kompliziert und different sind, so daß es kaum zwei Menschen

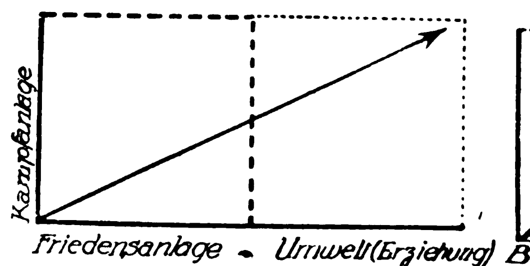
mit identischen Anlagen gibt. Der zweite Irrtum ist der, daß man glaubte, die Erbanlagen allein kämen in dem von andern Menschen losgelösten Dasein zur Entwicklung. In der Wirklichkeit hat die ganze Umwelt wesentlichen Einfluß auf die Auswirkung der Anlage, ja diese Umwelt ist sogar die hauptsächlichste Ursache der Anlagen. In einem Zustand der Umwelt, wie ihn die Bibel mit dem Paradies beschreibt, werden andere, mildere Erbanlagen das Übergewicht in dem Individuum und in der Gattung gewinnen als in einer tierischen und pflanzlichen Umgebung mit schwerer Kampfesnotwendigkeit für den Menschen. Der Mensch mit seiner Beeinflussungsmöglichkeit auf den Nebenmenschen ist nur ein Teil der Umwelt, allerdings ein wichtiger, ja sogar der wichtigste Teil.



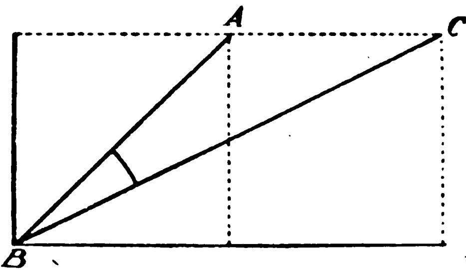
Figur 1

Nehmen wir den irrealen Fall an, daß ein Mensch in einer absolut neutralen Umwelt aufwächst, also sozusagen in einem luftleeren Sittenraum, so werden seine Taten und Gesinnungen am Ende seines Lebens die Diagonale des Rechteckes der beiden Anlagen bilden, und wenn wir die mögliche Annahme machen, daß beide Anlagen gleich gut in ihm vertreten sind, so wird sein Leben ein Quadrat bilden.

Die Umwelt, einschließlich der Erziehung, verschärft die Anlage. Bewegt sie sich in der Kampfesrichtung, werden diese Anlagen zur Auswirkung gebracht, bewegt sie sich in der Linie der Friedensanlage, gewinnt die Auswirkung dieser Anlagen das Übergewicht. Wie stark die Umwelts-(Erziehungs-)Einwirkung ist, hängt von vielfachen Umständen ab, deren Aufzählung hier zu weit führen würde. Nehmen wir den günstigsten Fall an, sie sei gleich stark wie die Anlage, so bekommen wir bei gleich starken Grundanlagen das Auswirkungsbild der Figur 2. Fällt die Umweltwirkung in entgegengesetzte Richtung, so findet die Auswirkung nach dieser Richtung hin statt. In der Voraussetzung, daß die Umwelt die gleiche Auswirkungskraft hat wie die Anlage, und in der Annahme, daß bei einem Individuum die Anlagen zwischen Kampf- und Friedenseigenschaften gleich sind, so



Figur 2



Figur 3

Figur 1 stellt dar die Auswirkung der Naturanlagen ohne jede äußere Einwirkung.
Figur 2 stellt dar die Auswirkung der Naturanlagen unter dem Einfluß ausschließlicher Friedensumwelt.
Figur 3 stellt dar den größt-möglichen ‚Bildungswinkel'; alle drei Figuren bei gleich großer Anlage gedacht.

wird in dem günstigsten Falle, in dem alle Umwelteinwirkung nur nach einer Seite, der sozialen, der guten, hin stattfindet, der Winkel ABC in Figur 3 der größtmögliche Individual-Beeinflussungswinkel sein. Die Erziehung ist aber bloß ein Teil. Die Umwelt wirkt noch ein, wenn die Periode der Erziehung längst vorüber ist. Das Beispiel der übrigen, der Einfluß der unfaßbaren, aber doch außerordentlich wirksamen Tages- und Zeitströmung, sind selbstverständlich in Betracht zu ziehen; sie stellen häufig Konträreinflüsse dar. Man mag den Einfluß der Erziehung noch so groß einschätzen, die übrige Umwelt wird immer ihre Wirkung geltend machen. Auch in der Erziehung selbst wird es also sehr, sehr lange brauchen, bis alle Außenumstände, Menschen-, Tier- und Pflanzenwelt, nach einer Richtung eingestellt sind. Die Anlagen im Individuum sind etwas Fertiges, Abgeschlossenes; die Umwelteinwirkung ist schwankend, ab- und zunehmend. In unserem Beispiel würde die Umwelt 25 Prozent aller Handlungen umgeändert haben. Nun wendet man ein, daß durch die Individualbeeinflussung im Laufe der Zeit die Erziehung (pars pro toto) die Naturanlagen des Menschen umändern werden. Auch diese Hoffnung kann erst in unabsehbarer Zeit in Erfüllung gehen.

Nach der Anschauung der Naturwissenschaft kann es zwei Wege der Forterbung geben. Entweder die Naturanlagen sind in ihren Urzellen — bei der Schöpfung nach christlicher Auffassung — ins Dasein getreten und können nur durch Umgruppierung der Zusammensetzung neue Form annehmen. Diese Umgruppierung findet nur auf dem Wege der Mitwirkung der Keimzellen statt. Diese Anschauung ist die von Darwin vertretene; die sogenannte Selektionstheorie hat mit dem Glauben oder Unglauben an Gott gar nichts zu tun, was schon daraus hervorgeht, daß die Theologen Wasmann und Muckermann Verfechter dieser Lehre sind. Der Glaube beginnt erst mit dem Versuche des Hineingreifens der Naturwissenschaft in das Gebiet der Seele (Monismus). Jeder Naturwissenschaftler, der sich nur noch einen Funken von Selbstkritik bewahrt hat, erkennt die Unzulänglichkeit des menschlichen Verstandes und der menschlichen Hilfsmittel, Transzendentales zu bemessen und zu ermessen. Diesem Irrtum kann aber ebenso die zweite Richtung verfallen, die von Lamarck angeführt wird. Sie lehrt, daß die im Leben des Individuums angenommenen Gewohnheiten und Ausbildungen direkt auf die Nachkommenschaft übergehen, daß also die menschlichen Anlagen einer ununterbrochenen Neubildung unterworfen sind, daß die Schöpfung also in ihrem Wesen noch nicht abgeschlossen ist. Nach der Selektionslehre werden also die untauglichen Personen in der Fortpflanzung behindert, die Tauglichen erhalten. Daraus allein schon kann man die notwendige Länge der Zeit abnehmen, die zur Umbildung notwendig ist. Aber auch nach Lamarckistischer Ansicht tritt eine Individualeigenschaft erst dann erblich auf, wenn sie viele, viele Generationen hindurch in gleicher Richtung sich bewegt hat. Jedenfalls aber braucht es Tausende von Jahren, bis eine irgendwie bemerkbare Erbanlageumänderung stattfindet.

Ohne also die Möglichkeit der Umänderung der menschlichen Anlagen nach sozialistischer Seite hin zu leugnen, muß es doch als Utopie erklärt werden, jetzt schon Bestimmungen treffen zu wollen, zu denen in zehn- bis dreißigtausend Jahren die Voraussetzungen sich gebildet haben werden. Eine schnellere Umwandlung aber lehnt die Naturwissenschaft, die Geschichte und die Erfahrung ab. Das Nichterwartenkönnen des Erfolges ist die Eigenschaft der Jugend, auch in der Politik. Dieser Gedanke ist die Folge der Ausbildung der Phantasie, die nicht an den realen Dingen ihre Schranken gefunden hat. Es ist dieses echt menschlich. — Mir scheinen die Staatseinrichtungen, die sich in den Diagonalen der Anlagengruppen bewegen, die sichersten zu sein. Sie können von beiden Gruppen erreicht werden; von der einen unter Zuhilfenahme der Umwelt und insbesonders der Erziehung leichter, von der anderen schwerer. Aber sie liegen in dem Bereiche der Möglichkeit, also in dem des freien Willens und darum in dem der Sittlichkeit. Sie sind ein Kompromiß zwischen Anlage und Erziehung, wie ja die Erziehung selbst wieder ein Kompromiß zwischen menschlichen Anlagen und Tradition ist. Die Erziehung ist eine Hemmung der Auswirkung der schädlichen Anlagen und keine Neuschaffung. Gerade diese Doppelanlage im Menschen macht das Leben lebenswert. Sie sichert den Kampf in uns selbst, die Notwendigkeit der Überwindung, die Freude des Sieges über sich selbst, die Reue über die Niederlage. Sie ist die Quelle des Gewissens. Ohne sie würden wir ein ödes Innenleben führen. Die Erbsünde wurde durch die Erlösung nicht aufgehoben, aber in ihrer Wirkung umgebogen.

Gerade so nützlich erweist sich die Differenz in der Höhe der Anlagen bei den verschiedenen Menschen. Ohne diese Differenz gäbe es keine Kunst, denn die Kunst ist nicht die Darstellung gleicher Gegenstände und Erscheinungen, sondern die der Gruppen und der Individuen. Und die Wissenschaft verlöre das vornehmste Objekt, der Mensch selbst die Haupterziehungseigenschaften. Der Mensch ließe sich geometrisch, statistisch darstellen, würde zum Gegenstand der Beschreibung und nicht der Erforschung, würde in die beschreibende Zoologie gehören, nicht einmal mehr in das Bereich der echten, forschenden zoologischen Wissenschaft, würde als Forschungsobjekt unter den Tieren stehen, denn den Tieren ist die Differenz des Instinkts trotz der anscheinenden Gleichheit immer noch gegeben. Namentlich jeder Kulturfortschritt würde aufhören. Denn aller Fortschritt geschieht nicht durch die Masse, nicht durch die Allgemeinheit, sondern durch das Individuum, durch das differente Individuum. Das differente Individuum bringt neue Gedanken, neue Taten, die von der Masse abweichen, nicht verstanden werden, der Masse selbst feindlich sind und von ihr bekämpft werden oft bis zum Untergang des Trägers der Idee. Was schadet es? Ein neuer Prophet ersteht, und er findet Anhang und vollendet, was sein minderglücklicher Vorläufer begonnen. Ebensowenig wie ich leben möchte, wenn ich nur gute Anlagen hätte, ebensowenig möchte ich auf der Erde wandeln, wenn alle Menschen gleich wären. Nicht die Absolutheit des

Guten, sondern die Auswirkung des Relativen, die Notwendigkeit des Willens zum absoluten Guten, stempelt diese Welt zur besten.

Alles dieses wollen die Neuerer zerstören, wollen Prinzipe an Stelle der Naturwirkung setzen. Es wird ihnen zum Heile der Menschheit selbst nicht gelingen.

Eine eingehendere Besprechung verdient dann das Eigentum als Moment der Erziehung.

Schon der Umstand, daß es in der Familie selbst ein Sondereigentum der einzelnen Familienmitglieder gibt, veranlaßt zum Denken. Der naturwissenschaftliche Grund liegt zweifellos teilweise wenigstens in der animalischen Natur des Menschen. Ich habe schon gesagt, daß der Mensch im körperlichen Aufbau und in den Funktionen seiner Organe dem Raubtiere ziemlich nahe steht. Nun haben aber alle Raubtiere Eigentum im Gegensatz zu den Grasfressern, die das Sondereigentum wenig oder gar nicht kennen. Das Eigentum ist eine der menschlichen Natur entsprechende Besitzform. An dieser Eigenart darf und soll die Familie nicht rütteln, soll sie nicht ihren Bestand schwächen. Es ist die Auswirkung der Erbsünde bis in den engsten Kreis hinein und ist aus der Geschichte der Menschheit erklärlich, wie bereits ausgeführt. Aber gerade diese anscheinend wilde Eigenschaft wurde der Grund zur Ordnung in der Familie, aber auch der zur Sparsamkeit, zur Materialschonung und zur vorbauenden Vorsicht und dadurch zur Arbeit. Das Eigentumsrecht läßt sich in der Familie zweifellos erzieherisch ausnützen, und es geschieht dies täglich. Beispiele dieser Erziehungseinwirkung stehen wohl jedermann zu Gebote. Die in der Familie anerzogene Ehrfurcht vor fremdem Eigentum setzt sich dann außerhalb der Familie fort. Wie sehr der Gedanke des Eigentums die Quelle der Ehrlichkeit ist, können wir im Leben stets beobachten. Der Diebstahl an gemeinschaftlichem Familiengut wird von den Familienmitgliedern mit Recht nicht so hoch eingeschätzt als das Vergreifen an fremdem Privateigentum. Diese Rechtsanschauung kehrt dann im Volke wieder. Im Bayerischen Wald, wo der Staat ausgedehnte Allgemeingüter in seinen Waldungen besitzt, gilt das Stehlen von Staatswaldholz als eine nur sehr leichte Gesetzesübertretung. Der nämliche Bauer würde aber das Wegnehmen eines bereits aufgestapelten und mit Stempel versehenen Klafterholzes als gemeinen Diebstahl ansehen, da ja das Holz bereits in Privateigentum übergegangen ist. Die Unterschlagung der Steuer ist eine alltägliche Erscheinung auch bei sonst einwandfreien Leuten. Geschädigt wird ja bloß die Allgemeinheit. Schleichhandel und Hamsterei, die Schädigung der Allgemeinheit, sieht nahezu kein Mensch mehr als sittlichen Defekt an. Es scheint, daß zum erzieherischen Erfolg die Konträrwirkung notwendig ist. Die Behauptung der Sozialisten, daß unter der Auswirkung ihrer Lehre das Eigentum der Allgemeinheit mehr geschont wird als unter dem Einflusse des Sondereigentums, bedarf zu mindestens einer abwartenden Stellung. Wahrscheinlich ist diese Behauptung nicht. Im Gegenteil. Es ist zu befürchten, daß der nicht genügend versorgte

Staatsgenosse den nach seiner Ansicht notwendigen Ergänzungsteil ohne geringere Gewissensbisse sich verschafft, als es jetzt der Fall ist. Wenigstens liegt diese Befürchtung in der Linie der tatsächlichen Verhältnisse, die gegenteilige Ansicht in der des Ideales.

Wenn nun die Differenzierung des Menschen so groß ist, ja unüberwindlich, warum verlangt dann das Christentum die Uniformierung der Bestrebungen? Das Christentum ist weit davon entfernt, eine einförmige Ausnützung und Betätigung anzufordern. Die katholische Religion kennt Heilige des Kriegerstandes, des Priestertums, der Nächstenliebe, der Glaubenstreue, der Entsagung, der Familienreinheit usf. Die protestantische Kirche sieht mit gleicher Verehrung zu dem Glaubensstifter Luther empor, wie zu dem modernen Apostel der Nächstenliebe Bodelschwingh. Für die Christen gilt das allgemeine Gebot der Ausnützung des dem einzelnen anvertrauten Pfundes. Ja wir haben Anerkennung für die Bruderhilfe der Herrnhuter und für den Rettungseifer der Salutisten. Somit ist gerade das Gegenteil von Uniformierung im Christentum der Fall. Das Christentum sieht in der Differenzierung und in der Hochentwicklung der differenten Eigenschaften eine Quelle des menschlichen Glückes und einen Grund zur göttlichen Belohnung.

Auch die Bewertung der Entstehung des Eigentums gehört in das Bereich der ärztlichen Tätigkeit, denn das Eigentum beruht auf den Naturanlagen des Menschen.

Das Eigentum entwickelt sich aus zwei Wurzeln: aus der Arbeit und aus dem Zwange. Die Arbeit kann sein eine sammelnde und eine produktive. In der Tierwelt finden wir die sammelnde Arbeit nahezu ausschließlich angewendet zur Erhaltung des Individuums. Die produktive Tätigkeit der Tiere hat ebenso fast ausschließlich die Erhaltung der Art, die Brutpflege, im Auge. Seidenspinner, Ameisen, Bienen, Vögel usf. sind die Typen der produktiven Tätigkeit infolge des Geschlechtstriebes. Die sammelnde Arbeit hat nur dann Sinn, wenn sie zum Eigentum führt, denn nur auf diese Weise kann der Zweck, die Erhaltung des Individuums, am besten und leichtesten erreicht werden. Auch die produktive Tätigkeit führt zum Eigentum. Wir finden sie dort am meisten entwickelt, wo die Geschlechtsverhältnisse zur paarigen Fortpflanzung zwingen. Die paarige Fortpflanzung ist nämlich nicht eine im Belieben der Gattung liegende Fortpflanzungsart, sondern wächst naturnotwendig aus den anatomischen Geschlechtsanlagen und den Funktionen derselben heraus. Die Fische mit ihrem Massenabsatz an Fortpflanzungskeimen brauchen keine Paarung. Die Bienen, die Frösche mit ihrem Geschlechtsbau der Aufspeicherungsmöglichkeit des männlichen Samens können herdenmäßig leben. Diese und ähnliche Tiere haben nämlich Einrichtungen in dem Leibe des Weibchens, die ein receptaculum seminis darstellen, die also den männlichen Samen zur Befruchtung einer größeren Reihe von Eiern befähigen. Die Vögel, die Säugetiere, deren Befruchtung nur durch Einzelakte der Geschlechtstätigkeit erfolgen kann, leben paarig.

Da, wo in der Vogelwelt das receptaculum seminis Natureinrichtung ist, wie bei der Truthenne, finden wir Herdenleben. Bei unserem Haushuhn ist das Herdenleben im Geschlechtstrieb jedenfalls Folge der Domestikation und nicht Naturanlage. Die Henne hat noch Brutpaarung und Bruteigentum; der Hahn ist künstlich polygam, ist als Männchen entartet, ist fast bloß mehr Befruchter. Die in Herden lebende Gans hat noch paariges Geschlechtsleben. Und je größer die Hilflosigkeit der Jungen, desto stärker das paarige Leben. Die paarig lebenden Tiere haben aber alle ausgesprochenes Brutpflegeeigentum, das sie sich in der Regel selbst produzieren. — Bei den Fleischfressern ist der Zwang die Hauptquelle des Individualkonsumeigentums.

Bei dem Menschen sind alle eigentumproduzierenden Naturanlagen vorhanden. Er ist omnivor, lebt also von Pflanzen und von Fleisch. Die Eigenschaften der Fleischfresser, hier der Zwang, ist ihm Naturanlage. Er ist als Pflanzenfresser Sammler, also Eigentümer; seine Geschlechtsanlagen zwingen zum paarigen Leben, die Beschaffenheit der Neugeborenen zur intensiven Brutpflege. Den menschlichen Naturanlagen entspricht also ein Individualkonsumeigentum und ein Geschlechtsproduktiveigentum. Die Aufhebung des Eigentums ist daher gegen die menschliche Natur. Nur eine Beschränkung des entarteten Eigentums ist möglich und den Menschen zuträglich.

Der Einwurf, daß es auch sozialistische Tierstaaten ohne Sondereigentum — also aufgebaut auf Allgemeineigentum — gibt, ist verfehlt. Denn diese Staaten, Ameisen, Bienen usf., sind ausschließliche Geschlechtsstaaten, deren Einzelteilnehmer als Hinterhaupts- und Rückenmarkstiere unter dem nahezu reflektorisch wirkenden Geschlechtstrieb stehen, während der Mensch Vorderhirnwesen mit seiner differenzierenden, individuumfördernden freien Willenstätigkeit ist.

Unter dem Einflusse dieser spezifisch menschlichen Anlage haben die Wurzeln des Eigentumes andere Formen angenommen, aber der Grundcharakter derselben ist geblieben. So ist an Stelle der rohen Körperkraft die geistige Fähigkeit getreten, die Überlistung. Der Dumme wird infolge der Naturanlage von dem Gescheiten beherrscht. Das Sammeln und die Produktion ist in ein System gebracht worden; aber die Grundmotive des Eigentums sind die gleichen geblieben: das Individualwohlbefinden einerseits, die Geschlechtsanforderung anderseits. Namentlich das letztere Motiv wird von den Modernen oft unterschätzt. Auch hier kann uns die Bibel Wegweiserin sein. Sie lehrt, daß es Eva war, die den Apfel von dem Baum der Erkenntnis brach, daß sie den Apfel dem Manne reichte; daß dieser den größeren Teil der Erkenntnis in sich aufnahm, daß die Eva auch an der Erkenntnis teilnahm, aber im geringeren Grade. Auch heute noch sind die Frauen die Veranlasserinnen der erkenntnismäßigen Arbeit, des daraus sich bildenden Eigentums; auch heutzutage und trotz aller Frauenemanzipation in aller Zukunft, fällt dem Manne der Hauptteil an der Erkenntnis, an

der Arbeit, an der Eigentumsbildung zu, infolge seines größeren Anteiles an der Allgemeinmenschlichkeit. Ihm obliegt daher die Sicherung des Lebens des Kindes in Anpassung an die jeweiligen feindlichen Angriffe auf dasselbe, als Korrelat der eigentlichen Brutpflege, der Mutterliebe des Weibes. Das Bruteigentum hat also mehr männlichen Charakter. Das Brutfamilieneigentum aufzuheben ist also eine Entmannung, eine Degeneration des Mannes. Aus der Sorge des Mannes um das Bruteigentum der Familie, aus dem Triebe der Mutter, die Nachkommenschaft zu pflegen, gehen die altruistischen Gefühle hervor, sind selbst schon ektoegoistisch, also altruistisch. Die Grundlage der Sorge ist aber das Mitleid. Ohne Differenzierung der Eigenschaften, wozu auch das Eigentum gehört, ist aber Mitleid, die Grundlage aller Menschenliebe und aller Menschenhilfe, gegenstandslos. Aus diesen altruistischen Gefühlen aber ist der Sozialismus herausgewachsen. Der Sozialismus, der das Familieneigentum zerstört, vernichtet also seine eigenen Wurzeln, gräbt sich selbst das Grab. Er vermindert die produktive Arbeit, indem er ein Hauptmotiv zu dieser ausschaltet; denn die reine, von allen Individualvorteilen und allem Geschlechtsnutzen losgelöste, ich möchte sagen die absolute Arbeits- und Menschenliebe, ist auch bei den modernen Menschen äußerst gering. Liebe deinen Nächsten wie dich selbst. Die Selbstliebe ist also gegeben, natürlich.

Eigentum und Ehe verflechten sich also eng miteinander. Keines kann auf die Dauer ohne das andere leben. Daß beide erkranken können und im Laufe der Zeit regelmäßig erkranken, ist selbstverständlich. Daß gegen diese Erkrankung die Revolution eine Radikalkur ist, daß diese Radikalkur nützlich, ja notwendig werden kann, beweist die Geschichte aller Völker. Aber der moderne Sozialismus geht in die Irre. Er zerstört die Grundlage der Gesellschaft. Er stellt den ganzen Volks- und Staatsaufbau auf die Gegenwartsgeneration, er trifft Einrichtungen zugunsten der Gegenwart auf Kosten der Zukunft; er treibt also nicht Völkerpolitik, sondern grasse Individualpolitik. Nur mit Hilfe des Familieneigentums ist das Emporkommen des Tüchtigen und insbesonders der tüchtigen Familien völkisch nützlich. Das sozialistische Surrogat der restlosen Förderung des Tüchtigen von Staats wegen ist namentlich zur Familien- und damit zur Vererbungsentwicklung wenig geeignet. Es hält sich bei der Auswahl an das Individuum, treibt also lediglich Augenblickspolitik. Und bei der Auswahl der Individuen, die es fördern will, kann es sich nicht nach den inneren Werten, sondern nur nach den Außenerscheinungen richten. Es ist Gefahr vorhanden, daß die Glänzenden, die Blender mehr Nutzen haben als die stillen Arbeiter. Mit seiner extremen Forderung ist dieses Bestreben sogar unsozial und undemokratisch. Während bisher das Einzelindividuum, das an der Scholle des Lebens haften blieb, die oft begründete Ausrede hatte, daß die von ihm nicht verschuldeten Außenverhältnisse Ursache von seiner Stellung sind, fällt diese Einrede in Zukunft weg. Der Faustarbeiter ist

in Zukunft der Faule, der Dumme, und wird daher von den geistigen Arbeitern mit Recht beherrscht und auch bedrückt. Damit ist wieder die Zweiteilung des Volkes gegeben. Die Forderung des Tages kann nur die sein, die zu großen Hindernisse des Aufstieges abzumildern; die Staatshilfe darf bloß eine Ergänzung zur Familientüchtigkeit und Familieneigentum sein. Diese Blender fordern erfahrungsgemäß nicht selten Sonderstellungen, die nicht berechtigt sind; der geistig Führende hat nur dann das Recht auf Bevorzugung, wenn er mit seinen Leistungen über der Mittelmäßigkeit steht, wenn er antisozialistisch ist; denn alle moderne sozialistische Ordnung nimmt den Durchschnitt, das Mittelmaß zur Grundlage, hemmt die Höchstleistungen; ist also eine Gegenmaßregel gegen die Höchsttüchtigen. Die restlose Förderung des Tüchtigen ist daher auch deshalb außerhalb des modernen Sozialismus, aber innerhalb des natürlichen Sozialismus. Indem der Sozialismus von der menschlichen Naturanlage absieht, gefährdet er die Menschheit. Er ist unnatürlich und daher auf die Dauer nicht haltbar. Die mangelhafte Ausbildung in der Naturerkenntnis der Begründer der sozialistischen Lehre rächt sich. Quidquid delirant reges, plectuntur archivi. Die Sorge der Revolution sollte die Gesundung der Naturanlagen sein und nicht die Bekämpfung derselben. Daß hiebei ein beschränkter Sozialismus ein brauchbares Instrument sein kann, muß zugegeben werden. Übrigens beginnen, wenn nicht alle Anscheine täuschen, die klaren Köpfe unter den Sozialisten dies einzusehen. Man beschränkt die Anforderungen, man beginnt mit der Abwickelung extremer Forderungen.

Die zweite Forderung, die der radikale Sozialismus erhebt, ist die Aufhebung oder doch die wesentliche Lockerung der Ehe. Man bezeichnet es für Entwürdigung des menschlichen freien Willens, wenn zwei Eheleute gezwungen sind, miteinander zu leben, obwohl jede seelische Verbindung aufgehoben ist. Der Mann soll nur so lange an die Frau gebunden sein, als er an ihr Gefallen findet, und die Frau soll den Mann verlassen dürfen, wenn sie seiner satt ist. Folgerichtig muß der Staat für die Kinder aufkommen, die in Staatsanstalten zu weisen sind. Noch mehr als die erste Forderung der Aufhebung des Privateigentums tritt dieser Punkt des Programmes in den Hintergrund, wenn es sich um politische Agitationen handelt. Man gibt sich dann den Anschein, als ob diese Anforderung überholt und verlassen sei. Im geeigneten Augenblick aber tritt sie wieder hervor und findet eifrige Verfechter. Daß unter den Sozialisten selbst es Gruppen gibt, die gerade in dieser Beziehung mit dem Radikalismus nicht einig sind, mildert die Wucht der Forderung, hebt aber die grundsätzliche Bedeutung nicht auf. Bei dem Antrag der Sozialisten in Wien, Januar 1919, die Ehe zu reformieren, wurden 52 Stimmen für die Ehereform, 62 dagegen abgegeben, also bloß eine geringe Zufallsmajorität. Im bewußten Gegensatz zu diesen Bestrebungen stehen die Anhänger der alten, namentlich der christlichen Religion.

So wenig der Arzt Theologe ist und so wenig seine Ansicht in religiösen

Angelegenheiten ausschlaggebende Bedeutung hat, so ist doch immer auch der Arzt gezwungen, gerade in der Frage der Ehe Stellung zu der Religion zu nehmen, denn nirgends berühren sich Naturwissenschaft und Religion mehr als bei der Fortpflanzungslehre. Von vorneherein muß in dieser Beziehung erklärt werden, daß die christliche Religion in der Geschlechtsfrage einen durchwegs natürlichen Standpunkt einnimmt, daß ihre Anforderungen als den Verhältnissen der Natur entsprechend von den Naturwissenschaftlern immer wieder erkannt werden, daß bei Auftreten scheinbar unüberbrückbarer Gegensätze es sich bisher noch immer gezeigt hat, daß lediglich Wort- und nicht sachliche Differenzen vorliegen. Ich werde also gezwungen sein, bei der Bewertung der Ehe als volkserhaltende Einrichtung auf theologisches Gebiet überzugreifen, und indem ich hierin meinen Laiencharakter betone, bin ich von vorneherein gegen die Anschuldigung der Überhebung gesichert. — Die Ehe muß in prinzipieller Richtung nach zwei Beziehungen bewertet werden: nach ihrem Einfluß auf die Allgemeinheit, auf das Volk im ganzen und auf das Einzelindividuum.

Ein Hauptcharakteristikum der Ehe ist die Dauer. Eine bloß für den einzelnen Geschlechtsakt geltende Vereinigung ist keine Ehe. Es ist nicht notwendig, daß die Ehe lebenslänglich währt. Wir haben Zeitehen bei den Japanern und gewissermaßen auch bei den alten Juden, bei den Türken und anderen Kulturvölkern. Aber immer muß die Ehe mindestens auf eine längere Dauer abgeschlossen sein, und diese Dauerwirkung muß mit einer Bindung des außergeschlechtlichen Lebens während der Ehe verbunden sein. Die Ehe muß sich also familiär und gesellschaftlich auswirken. Ein zweites Hauptcharakteristikum ist die Freiheit des Willens zur Eingehung der Ehe. Allerdings gibt es Völker, die bei der Verehelichung den freien Willen der Brautleute durch andere autoritative Einflüsse ersetzen; aber je höher wir in der Bewertung des Individuums an der Sprossenleiter aufsteigen, je mehr wir die Willensfreiheit als integrierenden Teil der Persönlichkeit schätzen, desto mehr tritt auch in der Ehe dieses Erfordernis als Prinzipteil hervor. Und es ist hauptsächlich die christliche Religion, die diese Bedingung als eine Anforderung (sine qua non) aufstellt und daran festhält, und diesen christlichen Gedanken haben die Völker auch in das Staatsleben hinübergenommen und halten daran auch dann fest, wenn sie die Verbindung mit der Religion als offiziell abgebrochen erklären. Diese beiden Hauptcharaktereigenschaften führen dann zur Gattenwahl. Die Gattenwahl erwies sich im Laufe der Zeit als ein eminent taugliches und wirksames biologisches Instrument. Je geschlossener der Ehegedanke, desto wirksamer die Gattenwahl. Sie führte zur Inzucht. Bei genügend vorhandener ‚Variabilität' (Unterschiede) der Erbkeime, wie sie in jedem Volke mit etwa 2—3 Millionen Einwohnern zu finden sind, ist die Inzucht der beste Weg zur Erzielung hochstehender Individuen und zum Hervorbringen von Familien mit gleichen, guten, gehäuften Erbeigen-

schaften, zur Sippenbildung mit hervorragenden Qualitäten, zur Stammeseigenschaftenzüchtung und zum edleren Nationalismus. Die höchst wirksamen altjüdischen Vorschriften gegen die Vermengung mit heidnischen, ethnologisch abstehenden Nachbarvölkern, also zur Inzucht im Stamme, sind dem Bibelkenner bekannt und gelten heute noch als Muster weiser Menschenzucht. Die Inzucht wird erst schädlich, wenn sie zu enge ist, wenn sie sich auf die Blutsverwandtschaft bezieht.

Mit der Aufhebung der Ehe wird die Inzucht abgeschwächt; die wahllose Panmixie mit ihren Erbkeimschädigungen nimmt zu. Gerade die Gegenwart mit ihren völkerverschiebenden Verkehrsmöglichkeiten, ihren Wechselaustauschen der Bewohner, ist eine nicht geringe Gefahr für die Hochentwicklung der Völker, und gerade jetzt hätten wir die Wirkungen der Ehe besonders notwendig, und gerade zu dieser Zeit, also zu der denkbar gefährlichsten Zeit, kommen die Bestrebungen, die Ehe abzuschwächen. Allerdings können durch die Inzucht nicht bloß die guten, sondern auch die schlimmen Eigenschaften gehäuft werden. Daraus entsteht eine Gefährdung des Individuums, und das Individuum mit solchen gehäuften schlechten Erbeigenschaften ist unglücklich, mitleidbedürftig. Es schädigt auch die Allgemeinheit, indem es diese zwingt, nach unserer gegenwärtigen humanen Auffassung Produkte der Tüchtigen an die Untüchtigen abzugeben. Verfolgt man aber eine Nation nicht auf eine Generation, sondern auf mehrere Generationen hindurch, so findet eben durch diese Häufung schlechter Erbeigenschaften in einer Person die Selbstreinigung des Volkskörpers statt. Diese gehäuften Erbmassen drücken dem Individuum, dem Träger dieser Keime, den Stempel der Minderwertigkeit auf, veranlassen also entweder durch Schwächung der Fortpflanzungsfähigkeit, durch geringere Lebenskraft oder auf dem Wege der Gattenwahl, bei der sie ausgeschieden werden, ihr Verschwinden aus dem Volkskörper. Es geht mit ihnen wie mit den Kranken anderer Art. So lange der Tuberkulöse unerkannt ist und überall seine Ansteckungskeime absetzen kann, so lange ist er eine öffentliche Gefahr. Wenn er als solcher erkannt ist, wenn er bettlägerig wird, schwindet die öffentliche Gefährdung; man hütet sich vor ihm. Die unerkannt gebliebenen schlechten Erbkeime, die durch Mischung mit guten Erbqualitäten überdeckt werden, sind es, die dann in der Folge in einem Individuum doch erscheinen und uns erschrecken. Ihnen kann man aber wegen ihrer Überdeckung nur schwer ausweichen.*

Die Volksfilterwirkung der Ehe wird von den Biologen hoch eingeschätzt; nur Ärzte mit geringer allgemeiner naturwissenschaftlicher Bildung, Ärzte mit Nur-Therapie-Wissen, mit mechanischen Augenblickshilfeleistungen, wissen

* Durch Inzucht werden die guten Eigenschaften zu den guten, die schlechten zu den schlechten gehäuft; die ersteren zum Glück für das Individuum und zum Glück für das Volk zur Fortpflanzung, die letzteren zum Unglück für das Individuum, aber nicht des Volkes, zur Ausscheidung.

von der Naturwirkung, von der Auslesemacht der Ehe nichts. Durch die Ehe werden von der Fortpflanzung ausgeschieden die Kranken körperlicher und geistiger Art, die Dummen und die Liederlichen, die Jugendlichen und die zu Alten. Ohne Ehe würden alle diese unseren Volkskörper mit ihren Nachkommen in geradezu volksleben-gefährdender Weise belasten. Es sei nur auf Indien mit seiner Kinderehe, der Mißgeburt einer wirklichen Ehe, hingewiesen. Die Verelendung dieses einst hochstehenden Volkes ist meiner Auffassung nach viel mehr auf diese Geschlechtseinrichtung zurückzuführen als auf die oft, vielleicht mit Unrecht angeschuldigte englische Mißregierung.

Wie viel wir in unserer Konstitution der Ehe verdanken, wie sehr die allgemeine Volksgesundheit von der richtigen Funktion der Ehe abhängt, davon haben selbst manche Ärzte keine Ahnung. Allerdings funktioniert manchmal der Volksfilter schlecht. Aber nur ein Narr zerstört eine Stradivarigeige, weil er auf ihr nicht spielen kann.

Ohne Ehe müßten andere Auslesefaktoren einsetzen. Kein Lebewesen ist frei von Angriffen innerhalb und außerhalb der Gattung. Alle Einwendungen gegen die Selektionstheorie vom Kampfe um das Dasein, wie sie Darwin aufgestellt hat, gehen fehl, wenn sie die Tatsache bekämpfen wollen. Strittig ist lediglich der Umfang und das Endziel. Denkt man sich eine Gattung ohne Bedrohung, etwa wie wir sie in künstlich überhegten Jagden finden, so müßte die ganze Gattung entarten. Die Natur sorgt aber schon selbst für die Vernichtung der Minderwertigen. Ohne Eheauswahl würde, wie oben skizziert, unsere Konstitution geschwächt und dadurch würden die Angriffe der feindlichen Umwelt wirkungsvoller werden. Die Hitzwellen in den Großstädten würden unsere Kleinen noch mehr dahinraffen, die Infektionskrankheiten würden wieder in alter Stärke kommen. Der Kampf der Ärzte und namentlich der öffentlichen Gesundheitspflege wäre ein Versuch, ein bodenloses Faß zu füllen. Und wenn, was unmöglich ist, doch ein Teil gelänge, so würden wir als Volk geschwächt werden, würden trotz Friedensversicherungen im Kampfe überrannt oder im Wege der Arbeitsleistungen verdrängt werden.*

Zur Erreichung dieses Zieles hilft neben den genannten und charakteristischen Eigenschaften der Ehe auch die dritte Prinzipeigenschaft mit: die Gebundenheit der Geschlechtsfunktion während der Ehe an eine Person oder doch an einen bestimmt umschriebenen Kreis von Personen. Die eheliche Treue ist ein Grundprinzip der Ehe selbst. Noch mehr als in der Allgemeinheit machen sich die Wirkungen gerade dieses Ehecharakteristikums in der Einzelperson geltend. Um aber diese Folgen in ihrer ganzen Bedeutung erfassen zu können, muß man an die Grundverhältnisse des Geschlechtslebens bei Mann und Frau zurückgehen. — Auch hier setze ich voraus, daß man es versteht, daß ich lediglich als Arzt spreche, daß ich niemanden in seinen entgegengesetzten Anschauungen beengen will.

* Für den, der Lust hat, biologisch sich zu bilden, verweise ich auf die höchst interessanten Arbeiten des Jesuiten Wasmann in bezug auf die Ameisenforschung.

Die neuere biologische Wissenschaft schließt sich in Beziehung auf die Entstehung des weiblichen Geschlechtes eng an die Darstellung in der Bibel an, wie sie auch sonst die biblischen Auffassungen allgemein bestätigt. Auch die Ärzte nehmen an, daß es im Anfang bloß eine Art von Menschen gab, eben die von der Bibel mit ‚Adam' = Vater des Menschengeschlechts, bezeichnete Gattung. Der ‚Adam' war bisexuell. Die Fortpflanzung war also wechselweise möglich und wurde auch in dieser Weise geübt. Als aber der Mensch die Beschwerden der passiven Befruchtung merkte, zwang der kräftigere den schwächeren zur Tätigkeit als Weib. Diese durch viele, viele Generationen hindurch einseitig geübte Geschlechtsfunktion führte zur Ausbildung des benützten und zur Rückbildung des unbenützten Teiles. Dadurch war die Sonderung erfolgt und die Grundlage der Sittlichkeit gegeben. ‚Es ist nicht gut, daß der Mann allein ist.' — ‚Du sollst die Kinder gebären.' — In der Tat finden wir noch gegenwärtig bei jedem Menschen beide Geschlechte anatomisch und funktionell angedeutet. Für den Mann aber war die Ausübung seines Triebes eine vorübergehende Beschäftigung, für das Weib eine längerdauernde. Dazu kam, daß die Frau als Mutter auch nach der Geburt körperlich durch die Brustdrüse mit dem Kinde verbunden war. Infolgedessen bildeten sich bei der Frau die Geschlechtseigenschaften mehr aus als bei dem Manne, und zum primären Geschlechtstrieb kam der sekundäre Muttertrieb, der den Geschlechtstrieb bei der Frau einengte und formulierte. Diejenigen Frauen, die mit besonders starkem Muttertrieb begabt waren, brachten mehr Kinder durch als die ohne Muttertrieb; die ‚Eva' wurde die Mutter des Menschengeschlechtes. In der Tat ist es in der Gegenwart so, daß wohl jede Frau neben dem Geschlechtstrieb auch einen Muttertrieb besitzt; ja diese Muttertrieb ist oft derartig stark, daß er den Geschlechtstrieb übertönt. Der Mann der Gegenwart hat als eigentlicher Nachfolger des Adam gegenüber der Frau, der Nachfolgerin der Eva, einen anderen Geschlechtstrieb. Nehmen wir an, daß für sämtliche Triebe die Zahl Hundert entspricht, so fallen auf die Geschlechtstriebe des Mannes 30, auf die Triebe der allgemeinen Menschlichkeit 70 Prozent. Der Mann repräsentiert demnach hauptsächlich den Menschen, und deshalb ist ihm auch mit Recht in der Bibel die Herrschaft in der Allgemeinheit der Gattung eingeräumt. Unter der gleichen Annahme fallen bei der Frau auf die Geschlechtseigenschaften 60 Einheiten, auf die allgemein menschlichen 40. Der Mann ist also viel weniger ein Mann als das Weib ein Weib ist. Damit sind große Vorteile, aber auch große Nachteile verbunden. Dazu kommt, daß das gegenwärtige Weib unter den beiden, nicht selten konträr wirkenden Trieben des Geschlechtes und der Mutterschaft steht. Eben weil für den Mann das Geschlecht bloß eine vorübergehende Bedeutung hat, trägt er seiner Geschlechtspartnerin nur kurzdauernde Dankbarkeit nach, und in Auswirkung seiner Gesamtimpulsivität, seiner auch im Geschlechtsleben explosiven Veranlagung, ist er weniger treu als die Frau. Viele Frauen dagegen sehen im Geschlechtspartner den Vater ihrer

Kinder und binden sich dauernd an diesen. Auch jetzt noch tritt diese Grundverschiedenheit zwischen Mann und Frau deutlich zutage. Wenn es sich z. B. um die Frage der Verheiratung einer Tochter handelt, so ist die Mutter immer mehr geneigt, dem selbst unter dem Stande der Tochter stehenden Bräutigam Vorzüge einzuräumen, während der Vater das Allgemeinmenschliche betont. Auch eine verlassene Mutter vergißt den Vater ihres Kindes nie. Wann sie ihm nicht Liebe, so trägt sie ihm Haß nach, also immerhin eine Gemütsstimmung. Der verlassene Mann aber kann die Gattin und Mutter seiner Kinder völlig vergessen, so daß das Verlassensein keine Gemütsstimmung mehr erregt.

In seiner Leidenschaft ist der Mann eifersüchtig, d. h. er wünscht das Weib zu besitzen; die Frau ist geschlechtsneidig, d. h. sie mißgönnt ihrer Geschlechtsgenossin die Gunst des Mannes, zieht durch Anlockungskünste den Mann von der Konkurrentin ab, ohne aber einen ausgesprochenen Wunsch, den Mann zu besitzen, zu haben. Die Koketterie ist Geschlechtseigenschaft der Frau. Die untreue Frau zerschneidet die Ehe in Stücke, an denen man aber die Struktur der Ehe immer noch erkennen kann; der untreue Mann löst die Ehe auf, so daß nichts mehr vorhanden ist als eine trübe Flüssigkeit ohne jede Charakterbestimmung.

Ich habe nur die hauptsächlichsten Verschiedenheiten in den Geschlechtscharakteren zwischen Mann und Frau hier angeführt. Jeder gebildete Arzt kennt sie und viele andere noch dazu. Hier schien es mir aber doch notwendig, die grundlegenden Differenzen vor einem breiteren Publikum darzulegen, weil die Art und Weise, wie man über die altchristlichen Anschauungen hinüberzugehen pflegt, eine unglaubliche Unkenntnis gerade in dieser Materie verrät, die man als Gesetzgeber zu ordnen beabsichtigt.

Diesen individuellen Differenzen steht die objektive, beide Geschlechter gleich bindende Ehe entgegen. — Der Kernpunkt der Ehe ist die Bindung der Geschlechtsbetätigung. In divinatorischer Erkenntnis der Bedeutung des Geschlechtes für das Individuum hat die christliche Kirche an diesem Grundgedanken festgehalten. Die Brautpaare spenden sich selbst das Sakrament; die Begleiterscheinungen können nach Ort und Zeit schwanken. Durch die Erhebung der Geschlechtsfunktion zur höchsten Einrichtung der Heiligung, die die Kirche kennt, hat sie das Geschlecht selbst geheiligt. Indem die Kirche den primären, stärkeren Geschlechtstrieb ordnete, hofft sie auf eine Regelung des sekundären Familientriebes. Man beachte wiederum das Anpassen an die Natur, das um so bezeichnender ist, als Ärzte mit tieferem biologischen Wissen in der Kirche nicht vertreten waren. Die moderne Anschauung, daß der Zweck der Ehe die Kindererzeugung ist, hat die Kirche stets abgelehnt. Sie ist nur Folge der Vereinigung, die nicht verhindert werden darf. Die neuzeitlichen Lehren, wie sie Tolstoi in seiner bekannten „Kreuzersonate' aufstellt und wie in neuerer Zeit gewisse Ärztegruppen — Landmann und seine Anhänger wieder dem Volke aufdrängen wollten, sind als durchwegs unnatürlich und dadurch auch unchristlich abzuweisen. Wäre die

Kindererzeugung der Zweck der Ehe, wie manche glauben machen wollen, so wäre, wenn dieser Zweck gar nicht erreicht werden könnte, z. B. bei Schwangerschaft der Frau, die Geschlechtsliebe außerhalb der Ehe kein eigentlicher Ehebruch.

Das von den Intellektuellen als Inbegriff der Ehe bezeichnete seelische Zusammenstimmen ist ein Verkennen der Ehe. Das seelische Zusammenleben ist eine Begleiterscheinung, aber keine grundlegende Eigenschaft. Auch dann ist der Charakter der Ehe noch gewahrt, wenn an Stelle der Geschlechtsliebe die aus dem allgemeinen Sittlichkeitskreise herübergenommene ‚Pflicht' bei einem Teil der Eheleute tritt, denn beide Teile sind nicht bloß Eigentümer, sondern auch Eigentum. Ich möchte auf Zola verweisen, den großen Naturalisten, der abgesehen von seiner Pornographie ein Meister ist. Zola führt an, daß die Entfernung des Ehebettes die Entfremdung in der Ehe nicht bloß andeutet, sondern bedinge. Ich möchte hier noch einschalten, daß der freiwillige Verzicht auf die Ehe die Prävalenz der übrigen menschlichen Eigenschaften über den Geschlechtstrieb ist, daß dieser Verzicht eine seelische Höchstleistung ist, die das Christentum jederzeit anerkannt hat, die es aber — wieder bezeichnend für die richtige Auffassung der menschlichen Natur — nirgends fordert. Dagegen findet man die Forderung der vor- und nachehelichen Keuschheit auch bei nicht-christlichen Völkern. Bei der christlichen Auffassung der Ehe ist die außereheliche Keuschheit eine notwendige Folge der Ehe selbst. Diese Forderung aufgeben, heißt die Ehe zerstören. Daß diese Forderung oft schwer, zugegeben sehr schwer drücken kann, muß eingeräumt werden. Aber das Individuum hat sich dem Gattungsbedürfnisse unterzuordnen, kann aus dem allgemein-menschlichen Teil seiner Eigenschaften, insbesonders der Sittlichkeitspflicht, die Kraft gewinnen zur Erfüllung dieser Anforderung. Auch hier denkt das Christentum wieder höchst natürlich, indem es die Magdalenen sogar heiligt. Alle ernsteren Ärzte stimmen gerade in der Gegenwart darüber überein, daß die Geschlechtsbetätigung keine Lebensfrage ist. — Um den Kernpunkt der Ehe auch äußerlich zu kennzeichnen, bekränzte man in alter Zeit das Brautbett, führte in festlichem Aufzug die Neuvermählten zum Altar der Liebe. Die Ehe drückt, wie wiederum in höchster Erkennung des Wesens die Kirche lehrt, den Eheleuten ein unauslöschbares Merkmal auf, ähnlich wie die Priesterweihe, das nur durch den Tod eines Teiles erlischt. Die Wiederholung des Liebesaktes ist daher zwar kein neues Sakrament, aber es soll den Charakter des Sakramentalen beibehalten; das Ehebett soll rein bleiben, und sehr bezeichnend segnet die Kirche die Mutter, bevor sie nach der Geburt eines Kindes wieder das Gemeinschaftsleben aufnimmt, in der Kirche mit Gebet und Fürbitte.

Bis zum Durchdringen der christlichen Lehre in der Gesamtauffassung der Ehe war die Bindung in der Ehe sehr einseitig. Die Frau war das Geschlechtseigentum des Mannes, aber nicht umgekehrt. Erst das Christentum hat auch den Mann dauernd gebunden, als Geschlechtseigentum der Frau

erklärt. Die geradezu wunderbare Lösung der scheinbar unlösbaren Differenz zwischen Mann und Frau, die dahin geht, daß der Mann Eigentümer und Eigentum zugleich ist, ebenso die Frau, hat die christlichen Völker aus der Masse der übrigen Menschheit herausgehoben und sie an erste Stelle gestellt. Die Lösung hob das alte Unrecht, das die Männer an der Frauenwelt begangen haben, mit einem Ruck auf, war daher gerecht. Allerdings mehr gerecht der Gattung Weib und der Gattung Mann als dem männlichen Einzelindividuum. Denn der Mann wird durch die Ehe zweifellos mehr gebunden als die Frau. Also schon darin, daß der Mann als der impulsivere Teil die Bindung mehr empfindet als die mehr passive Frau, ist mit der Ehe bei dem Manne auch das übrige, extragenitale Leben mehr gebunden. Die außergeschlechtlichen Triebe betragen nämlich, wie wir gesehen haben, bei den Männern 70 Prozent des Gesamtlebens, bei der Frau bloß 40 Prozent.

Als Mann kann ich es gar wohl verstehen, wenn dieser in seinem Bestreben, sich auszuleben, die Ehefesseln auch gesetzlich abstreifen will; aber ich kann keine Frau begreifen, wenn sie auf diese Anforderung des Mannes eingeht, wenn sie sich das Linsengericht der Stimmberechtigung für das Geburtsrecht der Ehe aufdrängen läßt. Der verlierende Teil bei der ‚Ehereform' wird durchwegs die Frau sein. Namentlich die Mutter wird Schaden leiden.

In der Ausführung der ‚Ehereform' werden sich schwere Schäden bemerklich machen.

Die ‚Reformehe' ist im Wesen eine zeitliche Polygamie. Es ist zu befürchten, daß im Laufe der Zeit die echte Polygamie sich entwickelt. Hat man in die Eheordnung einmal eine Bresche geschlagen, so ist ein Ende der ‚Reform' nicht abzusehen. Bisher war die Geschlechtstätigkeit kirchlich und staatlich konzentrisch positiv geordnet; man wird versuchen, sie exzentrisch, prohibitiv zu regeln. Die Geschlechtstätigkeit als ausschließlich individuelle Angelegenheit zu erklären, ist nur die Folge der Annahme, daß die Religion ebenfalls eine ausschließlich individuelle Frage ist. Religion, Privateigentum, Ehe hängen aufs innigste zusammen und können nicht beliebig einzeln geordnet werden. Man kann annehmen, daß die Volksinteressen genügend gewahrt sind, wenn man den Zwang ausschließt und in gleicher Richtung die Kinder schützt. Wenn man annimmt, daß der Grundgedanke der sozialen Ordnung die Unterordnung des einzelnen unter die Interessen der Allgemeinheit ist, so wäre es folgerichtig, wenn der Staat von sich heraus Mann und Frau zusammentäte und sie zur Fortpflanzung anhielte. Das wäre der echte Sozialismus, der Rationalismus in seiner Höhe. Merkwürdigerweise wird in der Geschlechtstätigkeit das soziale Wohl als gleichgültig erachtet und dem Individuum überlassen, während man es im Privateigentum umgekehrt macht. Eine Unkonsequenz der Idee, die auf den inneren Wert der Gesamtvorstellung ein scharfes Licht wirft. Demgegenüber ist die logische Entwicklung der alten Ordnung lückenlos.

Um die Einflüsse der Polygamie auf den einzelnen und auf die Gesamtheit richtig zu verstehen, muß man auf die Grundwirkungen der Eheorgane zurückgehen.

Die Keimdrüsen, Hoden, Eierstock haben zwei Aufgaben, oder um mich rein wissenschaftlich auszudrücken, sie wirken nach zwei Richtungen. Die eine Wirkung ist die, die allgemein bekannt ist und vielfach als die einzige Erfolgtätigkeit der Keimdrüsen aufgefaßt wird, nämlich die Fortpflanzung. Die moderne Biologie hat aber neben dieser Funktion noch eine zweite, sehr wichtige aufgedeckt. Die Keimdrüsen entwickeln den Träger der Drüsen. Der Mann ist ein Produkt seiner Hoden, die Frau das ihrer Eierstöcke. Ich erinnere den Laien an die Folgen, die eintreten, wenn das Individuum zu einer Zeit der Keimdrüsen beraubt wird, bevor die Drüsen die Möglichkeit hatten, die Entwicklung zu vollenden (Kastraten); ich erinnere ferner an die Tatsache, daß das Längenwachstum zur Zeit der Geschlechtsreifung unter dem Einfluß des reifenden Geschlechtes am größten ist. Der Biologe kennt eine Unzahl von Beweisen für diese Lehre. Dem Laien mögen die angeführten genügen. 25 Jahre lang beschäftigt sich die Keimdrüse hauptsächlich mit der Entwicklung seines Individuums, und erst dann drängt die Natur nach außen. Der Trieb nach außen läßt aber bald nach; die Drüse wendet sich wieder ihrer anderen Aufgabe zu, der Erhaltung und weiteren Ausbildung des Trägerindividuums. Das in der christlichen Auffassung der Ehe begründete Abklingen des Triebes läuft also völlig parallel mit der Naturwirkung, ist nicht, wie einzelne glauben, eine widernatürliche, sondern eine höchst zweckmäßige Begleiterscheinung. Klingt der Trieb nicht ab, so muß die Drüse ihre Gesamttätigkeit der Fortpflanzung zuwenden, die übrigen somatischen und psychischen Eigenschaften leiden. Alles zur rechten Zeit. Es ist bekannt, daß die Zeit der höchsten Geschlechtstätigkeit, also der Beginn des Mannesalters, nicht die Zeit der höchsten körperlichen und geistigen Gesamtleistung ist; es ist statistisch erwiesen, daß trotz des Altersunterschiedes die Sterblichkeit im Jahre in der Altersperiode zwischen 40 und 50 Jahren nicht wesentlich höher ist als in der Altersgruppe zwischen 25 und 30 Jahren, weil eben in dieser Zeit die Drüsentätigkeit sich nach innen richtet und das Individuum vor zu schnellem Absterben bewahrt. Die Polygamie, sowohl die gleichzeitige, wie die zeitlich folgende, hindert aber die Keimdrüse an dem Vollzuge der zweiten Aufgabe. Sie ist individuumfeindlich; ist keineswegs natürlich. Die Polygamie zwingt den Mann, die Geschlechtscharaktereigenschaften zu entwickeln, also Impulsivität, Gewalttat, Eigennutz usf., die wir beim Herdenmännchen in der Tierwelt so sehr ausgebildet finden. Durch Polygamie, auch durch die zeitlich folgende, ja vielleicht durch diese noch mehr, wird die Kultur und der menschliche Fortschritt gehemmt. Sie ist eminent kulturwidrig. Durch die Polyandrie wird die Koketterie, die Hauptgeschlechtsgeisteseigenschaft der Frau, übermäßig genährt, die Allgemeintriebe und die Mutterinstinkte müssen sich zurückbilden. Die Polygamie des Mannes ist nur dann völkisch erträglich, wenn die Frauen haremsmäßig abgeschlossen

sind. Und auch die ‚Reformehe‘ mit ihrer zeitlich folgenden polygamischen Tendenz wird die Bewegungsfreiheit der Frau wesentlich einschränken. Und die Gegenwirkung der Polyandrie der Frau wird ein Traum bleiben. Die durch ungeordnete Lebensweise rasch verblühte Frau wird keinen Abnehmer mehr finden. Ihre Anlockungsversuche werden fehlschlagen und ihre seelische Stimmung wird leiden. Jedermann, der berufsmäßig oder aus Liebhaberei das Leben zu beachten gewohnt ist, kann sich eine reiche Kasuistik zusammenstellen, die die schwersten Folgen der ‚Reformehe‘ bedeuten, viel schwerer als die Kasuistik ist, die gegen die alte Ehe spricht. Der Kampf um das Weibchen wird zur Volkseinrichtung! Wie es als Ausleseeinrichtung bei den Herdentieren gebräuchlich ist im Gegensatz zu den paarig lebenden Tieren.

Nicht minder bedenklich in körperlicher und geistiger Beziehung ist die ‚Reformehe‘ im Hinblick auf die Kinder.

Die Kirche lehrt stets und übereinstimmend, daß die Animatio des Neuwesens mit dem Augenblick der Befruchtung beginnt. Genau auf dem gleichen Standpunkt steht die Biologie — man beachte auch hier wiederum das Zusammenklingen von Glaube und Wissenschaft. — Auch die Medizin zeigt, daß mit dem Eindringen des Samens in das Eichen das neue Wesen beginnt, der Keimling sein Lebensrecht besitzt. Dieser Keimling ist kein Teil des mütterlichen Leibes, über den die Mutter Verfügungsrecht hat, sondern ein selbständiges Neuwesen. Das Leben hat es nicht bloß von der Mutter, sondern auch vom Vater; das Blut beider kreist in ihm. Die Mutter versorgt es zwar mit ihrem Blut, aber der Keimling ist kein Schmarotzertier, das lediglich empfängt; er lebt in engster Symbiose mit der Mutter, er gibt auch an die Mutter ab, und der abgegebene Lebenssaft, nennen wir ihn plastisch das Blut, bringt von dem Keimling in das Blut der Mutter hinüber und erzeugt dort starke Veränderungen im Leibe derselben. Ist das Blut des Vaters sehr different von dem der Mutter, oder findet der Austausch zwischen kindlichem und mütterlichem Blute zu rasch statt, so beachten wir Erscheinungen im Leibe der Mutter, die aufs Haar der chemischen Vergiftung gleichen, und die wir unter der Bezeichnung ‚Schwangerschaftsbeschwerden‘ zusammenfassen: das Erbrechen, die Abgeschlagenheit, die seelische Verstimmung und alles andere, das uns wohl bekannt ist. Ist zwischen dem Blute des Kindes und dem der Mutter die chemische Angleichung erfolgt, so kann kein Austausch mehr stattfinden; der Keimling ist gereift, wird zum Fremdkörper und wird als randständig ausgestoßen. Nach der Geburt des Kindes beginnt wieder das Eigenleben der Mutter; sie sucht ihre spezifischen Bluteigenschaften wieder herzustellen. Das gelingt ihr nahezu, aber nicht gänzlich. Ein Teil des kindlichen Blutes und dadurch ein Teil des Blutes des Vaters ihres Kindes bleibt als Rest im mütterlichen Leibe. Beim zweiten Kind von dem gleichen Manne ist bereits eine geringe Vorangleichung vorhanden, noch mehr beim dritten und vierten Kind usf. Erst mit dem zehnten Kind ist das mütterliche

Blut nahezu gesättigt. Die Folge dieses Blutsaustausches ist, daß das erste Kind viel Eigenstoff an die Mutter abgibt und klein bleibt. Jedes nachfolgende Kind vom gleichen Vater betritt bereits geglätteten Boden. Daher kommt es, daß das dritte, vierte und fünfte Kind körperlich die besten zu sein pflegen, und daß erst nach dem zehnten Kinde die Entwicklung wieder nachläßt. Wenn wir nun die sukzessive Polygamie praktisch durchführen, so haben wir eine Unzahl von Erstgeborenen von Vaters Seite her, also eine Unzahl von Schwächlingen, von Lebensschwachen, und da nicht bloß der Knabe, sondern auch das Mädchen erstgeboren ist, so wird bereits die zweite Generation beim Zusammenheiraten der Erstgeborenen lebensschwächer. Die zeitlich folgende Polygamie zerstört unsere durch Jahrtausende hindurch getriebene Hochzüchtung des Menschengeschlechtes. Nun wird uns auch die statistische Beobachtung verständlich, daß das Durchschnittsgewicht der Kinder von Völkern mit Dauerehe größer ist als das der Kinder der Panmixie; wir verstehen aber auch, warum Eheleute mit großer Kinderzahl körperlich und seelisch sich oft so sehr ähnlich werden. Sie haben Blutsgemeinschaft, sind auf dem Wege durch die Kinder selbst blutsverwandt geworden.

Daß die Kinder in körperlicher und seelischer Weise verelenden werden, dürfen wir aus der Beobachtung mit Sicherheit schließen. In Ungarn, dem klassischen Land der öffentlichen Kinderaufzucht, hat man es zum Schaden der Kinder erfahren, daß die Massenaufzucht, die Kasernierung der Kinder, das schlechteste Resultat ergibt, und man hatte nichts eiligeres zu tun, als die Pflegeheime und alle anderen Masseninstitute wieder aufzuheben. Für den, der sich mit Kinderfürsorge abgibt, sage ich nichts Neues, wenn ich darauf hinweise, daß die vorehelichen Kinder von einem anderen Manne, sehr häufig von der eigenen Mutter, schlecht behandelt werden; diese Kinder hindern eben die Mutter an der vollen Hingabe an den Mann. Bei der Ehereform wachsen aber die vorehelichen Kinder in das Unendliche. Eine weitere Beobachtung auf gleicher Grundlage ist nicht selten. So lange die Stiefmutter selbst kinderlos ist, haben es die Kinder der ersten Frau gar nicht so schlecht. Die zweite Frau wirbt durch die Kinder der ersten Ehe um die Gunst des Mannes — bewußt oder unbewußt. Sobald sie aber selbst Mutter wird, ändert sich nicht selten die Sachlage. Die eigenen Kinder stehen näher, die Kinder der verstorbenen Frau sind nur mehr Zeugen der vorausgegangenen Liebe des Mannes und werden deswegen jetzt schlechter behandelt.

Wie überall entspricht auch die Brutpflege dem natürlichen Bedürfnisse der Höhe der von der Natur geschaffenen Abhilfe. Das Fischjunge braucht andere Brutpflege als wie der Vogel, dieser andere als wie das Mammillartier, das Schafjunge andere als das Menschenkind. Ihre Hilfsbedürftigkeit ist sehr verschieden, und ebenso verschieden ist die von den Eltern gewährte Pflege. Das Tierjunge ist aber in seiner Lebenserwartung durch den Instinkt der Mutter stark gesichert. Der großen Hilflosigkeit des Menschen bei der Geburt steht als regulierender Faktor ein mit dem Trieb-

leben nur mehr gelockert zusammenhängender freier Wille gegenüber, der in dem Verstand seinen Sitz hat. Die Rationalisierung der Brutpflege ist daher möglich und gewissermaßen nützlich. Aber die Rationalisierung darf nicht gegen die Natur gehen, und die Natur hat nicht nur einen Fingerzeig, sondern einen dicken, man möchte glauben, unzerreißbaren dicken Strang der Bewegungsrichtung dem Menschen gegeben. Ich meine die Brustdrüse in ihrer Bedeutung für Mutter und Kind. Trotzdem glauben manche besonders klug zu handeln, wenn sie Einrichtungen treffen, die diesen Strang zerreißen. Die Aufzucht der Kinder in den ersten Jahren ist mehr eine Geschlechtsaufgabe der Mutter und damit in der christlichen Ehe geordnet als eine Aufgabe des Verstandes. Das Stillen der Kinder ist in der Dauerehe am meisten gesichert. Salomons Urteil, daß das Kind der physischen Mutter gehört, hat die moderne Zeit vergessen. Man nimmt in krasser Selbstüberhebung den Kampf gegen die Natur auf, und in diesem vergeblichen Kampfe hilft auch der Mann gerne mit, Mutter und Kind auseinanderzureißen.

Das Familienleben wird vollständig zerstört werden. Man denke sich den häufigen Fall, daß die Frau nach dem Wochenbette oder nach längerer Krankheit ihren Platz von der Magd rechtmäßig ausgefüllt findet, oder an den Wirrwarr, wenn erwachsene Söhne ihr Verhältnis mit der Köchin staatlich sanktioniert erklären. Wer wird hindern, daß der Bruder die Schwester heiratet, wie es in Altgriechenland der Fall war (Cimon), und welche Geschlechtsverhältnisse ergeben sich aus solcher Auflockerung?

Die Reformehe ist das undemokratischste Ding, das man sich denken kann. Der Vornehme, der Reiche wird Überfluß an Geschlechtsgelegenheit haben, der Arme wird Geschlechtsnot leiden. Ich hätte eigentlich von dem demokratischen Staat erwartet, daß er Vorkehrungen trifft, daß nicht die Angehörigen der oberen Klassen auch fernerhin die Mädchen des Volkes mißbrauchen; statt dessen erleichtert man diesen Verkehr.

Der Organismus des menschlichen Individuums und der menschlichen Gesellschaft ist kein Gebäude, an dem man eine Wand herausnehmen und durch eine andere ersetzen kann; er ist aus sich selbst entstanden, ist immer die Naturwirkung der vorausgegangenen Einflüsse, ist ein Ganzes, belebt und lebendig, unzerlegbar, unteilbar. Kein Unberufener sollte daran seine Experimente ausführen dürfen. Als Arzt mit öffentlicher Funktion, also verantwortlich für das Ganze, erhebe ich meine mahnende Stimme; warne vor Vielgeschäftigkeit, die von keiner Sachkenntnis beschwert ist.

Nun muß man noch die Frage erörtern, wieso es denn kam, daß Eigentum und Ehe, diese Grundpfeiler der Menschheit, in solchen Mißkredit kamen; denn nur dann, wenn wir die Ursachen der Krankheit kennen, können wir sie verhüten. Und krank sind und waren Eigentum und Ehe; und diejenigen, die bessern wollen, haben den Anspruch, daß man sie ernst nimmt, daß man ihren guten Willen anerkennt.

Die Krankheit beider, der Ehe und des Eigentums, begann in sich

selbst. Sinnfällig wurde die Eigentumskrankheit, als man von der christlichen Lehre abwich, als man begann, Zins zu nehmen. Ihren höchsten Gipfel erreichte die Krankheit, als das Eigentum rein kapitalistische Formen annahm, als die Vermehrung des Kapitals Endzweck des Kapitals selbst wurde, als der Tanz um das goldene Kalb, den die Bibel so plastisch beschreibt, begann, als die Ausnützung der Konjunktur den tüchtigen Geschäftsmann bekundete, als das Gewissen aus Handel und Wandel verschwand und der Wucher in versteckter Form die Menschheit ergriff.

Auch in der Ehe begann es mit der Mißachtung der Lehre. Die Geschlechtsbeziehungen wurden in heuchlerischer Prüderie als unsittlich dargestellt, die Ahrenmutter verschwand aus der Kirche, der Lobgesang auf die Mutter des Erlösers wurde gekürzt und die Hl. Schrift gefälscht. Man wurde prüde, aber nicht sittlich.

Wir müssen wieder Gebrauch machen von unserem Eigentum, wie die Apostel Johannes und Paulus es vorschrieben. Aus Liebe zu Gott, der als Unendlicher unsere Hilfe nicht braucht, müssen wir dem Nächsten dienen. Und der Apostelschüler Barnabas gibt den Weg an: Aus eigener Kraft muß der Schwache emporzusteigen versuchen, wir selbst dürfen diese Kraft nicht lähmen, dürfen nicht überstürzen; aber wir müssen das Werkzeug sein, das der Schwache benützt. Auch dann noch werden wir Arme stets unter uns haben. Daß wir große, noch nie gehörte Eigentumsopfer zur Sanierung der deutschen Verhältnisse bringen müssen, habe ich im ‚Hochland' (Dezemberheft 1918/19) hinlänglich gezeigt; aber wir dürfen nicht die natürliche Grundlage des Staates negieren aus Augenblicksbedarf. Wir werden auch Vorkehrungen gegen die Wiedererkrankung des Eigentums treffen müssen und namentlich die häßliche Form, daß der Arbeiter bloß mehr Werkzeug ist, verhüten müssen. Das alles ist aber möglich ohne weitgehende sozialistische Staatsordnung. Und wir müssen uns zur Ehe öffentlich bekennen. Alle Reform beginnt mit der Reform des Reformators. Aus innen heraus muß die Hilfe kommen. Der Protest allein hilft nichts. Aber man heilt keinen Kranken, indem man ihn totschlägt. — Dann wird der Versuch der Neuzeit enden mit dem Siege des wahren Christentums.

Unter dem Schatten des Todes?
Von Else Hasse

,Mitten wir im Leben sind von dem Tod umfangen—': die alte Hymne, die im Kriege mit dunkler Sorgenstimme in den Seelen sang, ist vielsagend und weittragend geworden, über ihre allgemein-menschliche und Kriegsbedeutung hinaus, ist zu drohendem Gewaltklang angeschwollen und ein ‚politisch' Lied' für uns geworden, ein Zukunftslied.

Noch leben wir, — aber der Tod hat uns in tausendfacher Gestalt überfallen und umfaßt, wie ein Ringer sein Opfer; sein harter Griff wird täglich grausamer, und unter seiner zupackenden Hand rufen's unbewußt immer größer- und lauterwerdende Chöre von Wunden, Siechen, Todgeweihten, Sterbenden, von bedrängten, entrechteten, ausgeplünderten, verhungerten, wütend angefochtenen und zerquälten Deutschen in die Welt hinaus: ‚Morituri te salutant!'

Weltabschied und Todesgruß eines Siebzig-Millionen-Volkes? Könnte denn ein solches mit seiner breiten Masse unter den Schatten des Todes kommen? — Wohl hat er seinen Arm schon über große, größte Völker ausgereckt, und unmöglich ist es nicht, daß auch die höchste Zahl in die Brüche geht und das hellste Lebenslicht verdämmert und der stärkste Volksleib erliegt, wenn Pharisäer ihn — wie einen Schächer — so an sein Kreuz gefesselt halten, daß er in kurzer Frist, namenlos erschöpft, verenden muß!

Schon ist's dem Würger wohlgelungen, uns mit solchen Schlingen zu umfangen, die zugezogen werden und uns erdrosseln könnten. Das große Sterben in den Kriegsjahren und die Verkrüppelung der Jungmannschaft; das leichtere Aufkommen schlechter Elemente, nachdem die Besten entkräftet und gefallen sind; die unsinnige Verteuerung aller Leistungen und die kommende wirtschaftliche Verelendung, verschlimmert durch feindliche Erpressung von Arbeitskräften, Verkehrsmitteln, Rohstoffen, Gold, sowie durch Steuerüberlastung, Enteignung und Aufhebung privatwirtschaftlicher Betriebe; der beginnende und durch Not, Verarmung, Aushungerung, Verzweiflung, Stumpfheit, Verrohung fortschreitende Kulturverfall; die Verwilderung der Sitten und Verseuchung des Volks, als unausbleibliche Folgen einer Abspaltung der Religion von Staat und Schule; die dauernd sinkende Geburtenziffer und, unter übermäßigem Druck von Beschwerden aller Art, die Minderung des Lebens- und Tatendranges; Unsicherheit, Unfähigkeit, Unverstand, ja auch Verrat in Führer- und Volksverführerkreisen; Lockerung von altbewährten Ordnungen durch Ideologen, Unterwühlung natürlicher Lebensgrundlagen durch Aufrührer; Verblassen des nationalen Gedankens, den die blutlosen Theorien des Internationalismus nicht zu ersetzen vermögen; blinde Politik des Gehenlassens und hieraus folgend: Anarchie und Schreckensherrschaft; politischer Zusammenbruch, unvermeidlich dort, wo ein ungezügelter Volkswille aufkommt, der nicht weiß, was er will und soll; Zerfall des Einheitsstaates, den die Selbstherrlichkeit gewisser dünkelhafter

Demokraten von heut auf morgen bewirken könnte, und Zerstückelung des deutschen Reichskörpers durch die Feinde, die ihm, dem jahrelang umzingelten, nun Glied um Glied abschnüren; Lahmlegung unserer Wehrkraft und wachsende Bedrohung durch anschwellende Slawenwellen, hinter denen sich gewaltige Mongolenströme stauen, Völkerfluten, die uns mit der Zeit überschwemmt und in wenig Hunderten von Jahren aufgesogen haben werden: das sind Stricke des Todes, deren pressenden, atemberaubenden Druck wir jetzt schon spüren und welche uns an einem Kreuz festschnüren, an dem der Volksleib sterben muß — zu bald vielleicht, in seines Lebens Mitte!

Leiber müssen freilich sterben, und mancher Volksleib wohl in jüngeren Jahren als ein anderer. Von dem unseren wissen wir, daß alle alten Sagen ihn in den Schatten eines frühen Todes stellten, und es will uns heute scheinen, als seien die halbverschollenen Germanenlieder Weissagungen gewesen.

Siegfried ward erschlagen, auf dem Heimatboden, von seinem eigenen Blutsverwandten, der ihn hinterrücks entwaffnete —: ist nicht jene dunkle Vorverkündigung, daß Deutschland nur durch Deutsche zu besiegen sei, nunmehr wahr geworden? In der Blüte seines Lebens wird der Held gefällt, durch seine eigne Waffe ‚Notung', die der immer Angefochtene sich schmieden mußte — ein Verteidigungsschwert des Deutschen, das heute eine militarisierte Welt ihm abgenommen und wider ihn geschwungen hat, zu Deutschlands Verderben! So fällt auch auf die Götter in Walhall die Wucht der eignen Wehr zurück und schon in ihres Lebens Mitte dämmert ihr letzter Tag und die roten Söhne Surturs, vom Lügengeiste angeführt, entzünden den abendlichen Weltbrand, in dessen Flammenwogen alle untergehen: Heimdall, der Wächter, der geschlafen hat und zu spät in sein Gellhorn stößt, das allzulange vergraben war, er, der Törichte, der mit dem heimlichen Todfeind Loki Blutsbrüderschaft geschlossen hat; und Thorr, der Machtbewahrer, der unermüdliche Bezwinger der Riesen-Naturgewalten draußen, jedoch nicht drinnen in der eignen Brust, der Raufbold und Zecher, der Hymis gewaltigen Braukessel, über den Kopf gestülpt, heimschleppt, — den Geist mit Bier umnachtend!, — der seine Götterkraft in Muskelabenteuern, Schwänken und Gezänken verzettelt und die erdumgürtende Zwietrachtschlange, die ein einziges Mal in seiner Hand war, mit dem Hammer der Gewalt nicht erschlagen konnte, dem Hammer, den ihm Loki abgelistet hat — für den letzten Kampf; auch Odin, der vom Dichtermeth Odröri sanft Berauschte, er, der neun Nächte am windigen Weltbaum kreuzweis gefesselt hing, ohne Trank und Speise, vom Speer der Weltfeindschaft verwundet und ganz verlassen — so wie es Deutschlands vielverletzten Völkern oft und oft ergangen ist, — Odin, der als Leidender die Weisheitsrunen fand, jedoch zu spät, um die Seinen vor dem Untergang zu wahren: sie alle sterben der Germanenseele nach, dem sonnigen und liebenden Gemüte Balders, der — vorausgeschickt von des blinden Bruders Trug- und Todes-

pfeil, welchen Loki in Heimlichkeit und Tücke zugespitzt, — zu lange durch die schwerterwälzenden, blutvermischten, eisigen Ströme der Hel waten mußte und verkam. Und ist nicht die Germanenseele ebenso auch jetzt verkommen? Und haben blinde Brüder nicht den Trugpfeil fremder Theorien auf sie abgeschnellt und nur zu gut getroffen?! Und legten rote Feinde nicht den Brand an ihr lang erträumtes Wolkenheim, die neuerbaute deutsche Reichsburg? Und hilft nicht überall die Zwietrachtschlange und der Wolf des Hasses und Garm, der Höllenhund der Gier, mit zu ihrem Untergange, in den nicht schwere Schuld, aber unwachsame Torheit, Blindheit, Lässigkeit der Schlemmer, Lust am Gold und Glanz, Fremdtümelei, Gefallen an der Macht, Parteigezänk und Bruderzwiste sie hineinverdammten?

Aus der brennenden Welt aber steigt eine neue auf, in unverwelklichem Lenzgewande. Glanzgefilde nennt sich das der Asche entwachsene, verheißene Land. Der verkohlte Weltbaum, an dem Odin gekreuzigt hing, treibt, wo sein Blut hintropfte, immergrüne Sprossen. Balder, die weltliebende Germanenseele, kehrt wieder und bewohnt ‚siegreiche Gehöfte'; und die den geifernden, gefräßigen Wolf getötet hat: Widar, die Gemütskraft, und Wali, Glanz der Heiterkeit, Wili und Wê, Willensstärke und Heiligkeit, des leidenden Odins Söhne, Magni, die Größe, und Modi, der Mut, Thorrs Sprößlinge, tauchen aus der Not des Kampfes auf, streifen den Schlackenrest des alten Wesens ab, leben in neuem Geiste auf und weihen sich der Welt.

Dieses Aufleben nach dem Weltbrand: welch eine Verheißung! Ob die alten Mären vom Geiste, der sich aus dem Flammenmeer gerettet hat, als der Leib schon am Verscheiden war, auch Weissagungen sind? Soviel ist jetzt schon, wie zu allen Zeiten, wahr: daß dem Leben erst angesichts des Todes der rechte Inhalt abgerungen wird, dafern der Geist sich auf das, was in ihm ist, besinnt. Im Schatten der Vergänglichkeit wird er seines ewigen Lichts gewahr; unter der zupackenden Faust des Würgers hält er jene Leuchte hoch, die des Todes kalte Hand nicht verlöschen kann. So fordert der Tod den Geist heraus; und wer mit ganzem Ernst bedenken lernte, daß er sterben muß, erkennt zugleich, daß das körperliche Leben nicht der Güter höchstes ist, daß es jedoch der Übel größtes wäre, in Sterbensnot und Todesleiden den eingeborenen Geist nicht aufstrahlen und triumphieren zu lassen.

Den obsiegenden Geist hat immer der, der am meisten leidet und weiß, warum und wozu er litt, für welchen Weltzweck. Je größer das Leiden, desto größer sein Zweck! Das Weltleid dieser Zeit soll uns die Welt verleiden, wie sie ist, wie wir sie liebten oder duldeten, und unser eignes Wesen uns verleiden, wie es war, wie wir es liebten oder duldeten. Das Leiden macht uns erst zu Überwindern jener Welt und jenes Eigenwesens, und alle Selbsterkenntnis, die der Geist dem Leiden abgewinnt, allen Läuterungssinn, den er ihm gibt, alle Zielweisung, die er von ihm empfängt, lassen ihn zuletzt zu einem Triumphator werden, der ‚siegreiche Gehöfte' bewohnt, trotz Untergang und Tod. Wohl reißen in den alten Sagen Lokis Lügen-

geist und der Wolf, der Höllenhund, die Schlange samt den roten Surturssöhnen alle Macht an sich, brennen Walhall nieder und vernichten das Asengeschlecht, dabei freilich auch sich selbst, — denn stets und überall ist dem Tückischen eine Obgewalt und eine Frist gegönnt, um jeden, den er zum Tod verdammte, ja selber den Gekreuzigten auf Golgatha zum Schächer zu machen. Immer behält der Pharisäer zunächst Recht und Gewalt, bis der Geist vom Kreuze her über ihn siegt.

Ohne jene Obgewalt und Todverdammnis kein überwältigender Sieg: weder des Größten noch der Geringen, des Gottmenschen noch der Asensöhne oder eines Spätlingvolks! Erst wenn ein wahrer Mensch äußerste Gewalt erleidet, wird er den ganzen Mut und die volle Größe, die Fessellosigkeit und Freiheit, den reinsten Liebesglanz und das ewige Leben und die weltüberwindende Macht des Geistes offenbaren können. Wenn Gott das unschuldige Leiden Christi zugelassen hat, damit sein Geist aufleuchtend erstehe und sich über die Welt ausbreite, so mag es auch einen welt- und menschheitsgeschichtlichen Sinn haben, wenn er das Leiden Deutschlands zuläßt, das der schuldige Schächer, als den die Lügengeister ihn verschreien, nicht gewesen ist, — so fahrlässig es auch lebte und so üble Blutsbrüderschaften es auch geschlossen hat, bis heute! Christus mußte um des Christentums willen, das geringe Volk der Deutschen vielleicht um des geistigen Deutschtums willen gekreuzigt werden, damit auch dieses wiederum erstehe, aufleuchte und sich ausbreite.

‚In diesem Zeichen siegen wir —:‘ in Todesnöten könnte sich dies ewigwahre Wort auch an uns bewähren und nirgends anders als an seinem Schächerkreuze könnte der germanische Geist noch einmal in reiner religiöser Flamme aufstrahlen, dafern er sich in Gottes Hände hineinbefiehlt. Vielleicht wird seine endliche Erhebung zu ihm die letzte Weisheitsrune und das letzte Abendgebet des Germanentums werden, ein Gebet an seinem Kreuze, zur Stunde, da sein Lebenstag sich neigt. Alle trüben Zeiten macht ein lichter Abend wieder gut, und ein letztes Gebet: „Herr, gedenke mein!“ löscht alle Gottlosigkeiten aus. Mit seiner letzten gottseligen Bitte, offene Lebensparadiese vor brechenden Augen, würde dann das deutsche Volk sich selber, ja die Menschheit, die ihm fluchte, segnen, — wie schon so manches Wort der Andacht und Begeisterung und Wahrheit, so manches Lied des deutschen Geistes, das in vergangenen Leidenszeiten aus seinen frommen Tiefen kam, so mancher seherische Blick in ferne Glanzgefilde der Verheißung die Welt gesegnet hat — mit Gemütskraft, Willensstärke, Glanz der Heiterkeit und Heiligkeit.

Das Kreuz und der Geist und die Gottseligkeit: sie gehören im Germanentum zusammen. In den Hochgezeiten deutscher Geistesgeschichte, in denen sich die Wendung nach obenhin, zu Gott, zugleich die Einwendung nach innen, in den Lichtabgrund des Geistes, vollzogen hat, war Deutschland ja, landauf, landab, eine Schädelstätte, auf welcher Marterkreuze ragten; da ist die deutsche Welt nicht frühlingsgrün gewesen, sie brannte vielmehr! Interregnum, Unordnung, Verwirrung, Faustrecht und Raubleben, Fürsten-

und Völkerzwiste, ungerechte Kriege, Revolution, Gewaltherrschaft der Fremden, welsche Tücke, Länderdiebstahl, Plünderung, Aussaugung, Verelendung, Verarmung, Verwilderung der Triebe —: Feuersbrunst und Kampfgetöse überall! Wo aber der Boden unter den Füßen brennt, lösen sie sich von der Erde. Wo das Land von Kampfgetöse widerhallt, zieht der bessere Mensch sich in ‚des Herzens heiligstille Räume' zurück, weil nur innen eine Welt des Guten Platz hat. Und während draußen die Schlechtigkeit auf leergebrannten Stätten tobte, tauchte damals aus dem Innern, in unverwelklichem Lenzgewande, die deutsche Mystik und deutsche Denkerweisheit und deutsche Dichtkunst auf, und so oft die Todesnöte wiederkehrten und der lässige Körper des Germanenvolkes von der Welt kreuzweis gefesselt wurde und sich fast verblutete, blühten aus den roten Tropfen immergrüne Sprossen seines Geistes auf: Sprüche und Gedankenlieder der Gottesfreunde, Begeisterungssänge der Streiter für das Ideal.

Was ist besser für den Geist und uns: Blut zu opfern oder jeden Tropfen zu behalten? gefesselt und vom Tod umstrickt zu werden oder immer frei und unbedroht zu sein? Trost gebrauchen oder ihn nicht nötig haben? Kraft verlieren und neu erflehen oder sie nie verloren haben? mit allen Leiden ringen oder ihren harten Griff und Angriff nicht kennen? Sang nicht ein großer Deutscher: ‚Lieber durch Leiden will ich mich schlagen —?' Er wußte, daß aus Schlag und Gegenschlag Geist hervorsprüht, und wir sollen's nicht vergessen, daß der Schmerz ein Freund auf Tod und Leben ist. Wir müssen ihn bekämpfen, da er uns verzehren will, und bedürfen seiner doch. Er will uns ausplündern und lehrt uns Schätze im Himmel sammeln. Er läßt uns darben und mit unserm Sehnen und Verlangen Gottes ewiger Fülle immer näher kommen. Er bringt uns in die Grube und macht, daß wir dieser Welt entwachsen. Er verneint das Leben und schafft, daß wir ein höheres bejahen. Zuletzt bejahen wir ihn selbst —: und Bejahung ist schon Überwindung. Wir siegen, indem wir Leiden tragen, um des Ertrages willen. Und was wir jetzt erdulden: die große Passion des Gemartert- und Gemordetwerdens, der Zerschmetterung von außenher und des Zerfalls im Innern, wo Macht und Reichtum in die Brüche gehen, weltliche Hoffnungen zerschlagen, Herzen gebrochen und zerknirscht werden: die kann und muß ein Wiederaufleben, und zwar in einem Geist bewirken.

Ein gemeinsames Erleiden, ähnliche Erfahrungen, Gleichstimmung im Gemüt, Einhelligkeit des Fühlens und Wollens, Einmütigkeit im Denken und Streben: das ist es, was ein Volk kulturfähig, glaubensfähig, fähig zu religiösem Aufschwung macht. Bevor es aber zur Einheit geläutert und zusammengeschmolzen werden kann, muß es auseinandergefallen sein wie eine Brandruine. Meister Eckhart hat es uns vorzeiten schon gesagt: ‚Nicht die ursprüngliche Einheit, sondern die aus dem Bruche wiederhergestellte Einheit ist der wahrhafte Zweck der Schöpfung,' und das heißt, daß alles Erstgeschaffene durch Bruch und Brand umgeschaffen werden soll — freilich weniger dem Leibe als der Seele nach, die mit vielem, was sie in

sich ausgebildet und in die Welt hineingeschaffen hat, auch immer wieder brechen muß.

Wir sollen mit dem brechen, was uns zerbricht, sollen mit allen zersetzenden Mächten dieser Welt zerfallen, mit ihrem verderblichen Gewaltwesen uns gründlich auseinandersetzen und von ihm lösen, was nicht zu ihm gehört, wie Religion und Kirche, auf deren weltliche Machtentziehung Gott, der Richtende und Scheidungmachende, seit Jahrhunderten erkannte —: ihre geistige Macht wird dort, wo in den Weltbrandflammen ihre ‚kapitalistische' Hülle zu Asche zerstäubte, auf eine Feuerprobe gestellt, aus der sie in neuer Heiligkeit hervorgehen könnte. Überall soll sich die Seele, soweit möglich, von der Materie, die ihr Wesen einengt und erschlafft, trennen. Unlautere Elemente, die in üppigen Zeiten die Seelen verschlämmen und in Kriegs- und Notzeiten furchtbar aufgären, müssen unter Schmerzen ausgeschieden werden, damit die schmerzgeläuterten, die Dauerelemente gesammelt und zu einer neuen Einheit zusammengegossen werden können. Die Kräfte der Seele werden dann geläutert ineinanderfließen, wenn sie alles ausgesondert hat, was ihre Reinheit und Heiterkeit trübte, ihre Willensstärke schwächte, was sie lässig, töricht, blind, gierig, schwelgerisch und zänkisch machte. Das Herz, ehedem von Sorgen um lauter Eitelkeiten leergebrannt, muß abermals entbrennen, in Reue über schlimme Folgen früherer Sinnesart, und aus Brand und Bruch und Leiden grünt das einige, höhere Leben hervor.

Denn jede Stunde, in Feuersnot verbracht, stößt ein Dürrgeäst vom Lebensbaume ab; jede Nacht am Kreuz des Leidens taugt dazu, Lebenswurzeln mehr und mehr aus dem Schlamm- und Moderboden dieser Welt zu lösen, jede martervolle Mühsal hilft sie lockern und Armut und Verlassenheit treiben den Leittrieb in die Höhe, bis die Sehnsucht einzig das eine will und dem Geiste zuspricht: ‚Nichts sei dir groß, nichts hoch, nichts erwünscht, als nur Gott allein.'* Alles fahren lassen und zuletzt sein Ich verlassen, um ihn zu erfassen —: das ist die Höhenrichtung, die der Geist nur auf der Schädelstätte aller Welthoffnungen nehmen kann; der Endsieg, der nur am Marterholz errungen wird; das Paradies, das man nur am Kreuze offen sieht.

Wer es offen sieht, der öffnet es für alle Welt. Sie könnte durch den, den sie zum Schächer machte, wieder sehend werden, wenn er, vom Tode überschattet, noch in letzter Abendstunde hellsichtig würde für das eine höchste Gut, für Gott! Und wenn unser ganzes Volk unter dem Schatten des Todes wohnen müßte, abgeschieden von weltlichen Göttern und Gütern, denen letzte Tage dämmern, so dürfte das unsern Geist nicht allzutief bekümmern. ‚Morituri te salutant': unser Todesgruß an die Welt braucht unser letztes Wort nicht zu sein; denn als Sterbende sind wir vom Leben umfangen, einem Leben, das aus dem gotterfaßten Geist erblühen und einen toten Leib umhüllen kann wie ein ewiges Lenzgewand.

* Thomas von Kempen.

Lebensbilder / Von Edna

Im Bagno.

Vor einigen Jahren fand ich in der ‚Revue des Deux Mondes‘ (1913—15/8) einen Artikel von Goyau: Visions Mystiques dans l'Angleterre du Moyen Age — und wie oft ‚längst vergangene Bilder in uns schlafen können, bis ein Laut, ein Ton sie weckt‘, rief diese Chronique aus dem 13. Jahrhundert, die von Gottes unaussprechlicher Güte erfüllt ist, ein Bild in mir wach, das seit mehr als 50 Jahren wie eine unlösbar schmerzliche Frage vor mir steht. — Ein Bild und eine Frage. Die Erinnerung an einen strahlend hellen Sommertag des Südens, wo er wie unbarmherzig grelles Licht auf dem Meere lag, unbarmherzig grelles Licht auf dem weißen Sand, auf den stahlblauen, stahlharten Wellen, überall dasselbe heiße, unbarmherzige Sonnenlicht. Und diese Sonne beleuchtete ein Schicksal, wie es sich unbarmherziger kaum denken läßt, — vor dem die Frage steht: Wie durfte das sein?

In den Visions Mystiques erzählt Goyau von einer Klosterfrau, die in England im 13. Jahrhundert als Heilige verehrt, unzählige Menschen getröstet und zum Heiland geführt hatte. Ihre Zelle stand an einem vielbetretenen Weg, ihr vergittertes Fenster, von einem dicken Ledervorhang verhüllt, war Tag und Nacht bereit für jeden Sorgenvollen, Schwerbeladenen, der des Weges zog. Man läutete an der Pforte des Klosters, und der Vorhang schob sich ein wenig zur Seite. Tausend Schmerzen und Fragen des Lebens wurden von fremden Menschen, wie flüchtige Zugvögel, ohne Namen und Heimat, an diesen fremden Ort gebracht, und für jeden hatte sie nur das eine Wort: ‚Gott ist gut, alles ist Liebe!‘ — und, wie die Chronik berichtet, ging jeder getröstet und voll neuer Hoffnungen von dannen. — Julienne von Norwich war sehr jung ins Kloster eingetreten, war lange Jahre einfach und still ihren täglichen Pflichten nachgegangen, da kam eine schwere Krankheit über sie, und sie erwachte von einem tödlich scheinenden Martyrium — zu dem eigentümlichen Zustand schweren physischen Leidens und helleuchtender innerer Freude, wie es manchen Mystikerinnen eigen ist. Es war ihr bewußt, daß lange Jahre großer Leiden auf sie warteten; sie wußte auch, daß, was sie in diesen Leiden errungen hatte, die wunderbare Gabe hellsehenden, freudigen Schauens der Ewigkeit (le magnifique don de l'au delà), sie nicht für sich behalten durfte. Sie hatte noch lange Jahre zu leben, zu beten, zu schweigen, sie hatte mit den hilfsbedürftigen Seelen zu sprechen, mit den Trostlosen, den Leidenden, den Unruhigen, mit den erstorbenen Seelen. Die Pilger sprachen mit ihr, ohne ihre Züge zu sehen, sie vernahmen ihre Stimme, und aus dieser Stimme klang ihnen das unbeschreibliche Vertrauen in Gottes Güte entgegen, die leuchtende Freude, die ihre ganze Seele erfüllte: ‚Gott ist gut, alles ist Liebe, alles wird gut enden!‘ — Wie ein Echo dieses wunderbaren, geheimnisvollen Wortes klingt es manchmal auch in unsere Herzen, selbst wenn wir dunklen

Problemen des Lebens gegenüberstehen, — aber wie oft überwiegt das Zweifeln, wie oft das ‚Nichtverstehen'! —

An einem heißen Sommermorgen standen wir vor dem großen eisernen Tor des Bagno in Toulon. Zu unserer Linken die reizende Insel Margueritte, die sich in den Wellen spiegelte, das große, weite, blaue Meer, Freiheit, Schönheit, Leben! —

Ich fühlte den Kontrast wie bitteren Hohn, denn ich hatte nicht umsonst Viktor Hugos ‚Misérables' in mir aufgenommen, und mit von kindlichem Mitleid und Grauen gemischten Empfindungen betrat ich den großen Hof des Bagno. Dieser, zugleich ein Hafen für reparaturbedürftige Schiffe, ist von langgestreckten, niederen Gebäuden umgeben. Es wirkt wie eine kleine Stadt für sich; musterhafte Ordnung, Sauberkeit, gepflegte Sandwege, mit Munitionsvorräten, Kanonenkugeln und dergleichen in symmetrischen Haufen. Einzelne Wächter standen herum, Arbeitergruppen schienen friedlicher Beschäftigung nachzugehen, kaum hörte man das leise Klirren der Ketten, das jede Bewegung der Sträflinge wie ein Echo begleitete. Der erste Eindruck war entschieden ganz anders, als ich erwartet hatte. Der Garde Chiourme, der uns beigegeben war, führte uns zuerst in die großen Arbeitssäle, wo, soviel ich mich erinnere, Munition fabriziert wurde, dann in die Schlafsäle, Eßsäle, Infirmerien, Kirche usw., zeigte uns den enormen, in sich abgeschlossenen Komplex, in dem das Leben der Sträflinge sich abspielt. Mein Vater hörte dem freundlichen Mann mit Interesse zu; er schien mit einem gewissen Wohlwollen, nicht ganz abgestumpft durch den täglichen Umgang mit all dem entsetzlichen Elend, den unglücklichen Menschen gegenüberzustehen, machte oft treffende Bemerkungen, die wie Schlaglichter kleine Einblicke in einzelne Schicksale warfen. Als wir wieder in den Hof zurückkehrten, kam ein größerer Trupp Sträflinge an uns vorüber und wir konnten die einzelnen näher beobachten. Immer zwei und zwei sind durch leise klirrende Fußketten verbunden. Durch eine Kugel sind diese Ketten zusammengeschweißt; diese Kugel schlägt mit dumpfem Ton hie und da auf; rote und grüne Mützen unterscheiden die zu lebenslänglicher Zwangsarbeit verurteilten Sträflinge, von denen die einen noch nicht alle Hoffnung verloren haben. Junge und alte Männer zogen an uns vorbei, die meisten etwas gebeugt, die Füße lässig nachschlürfend, ein halb brutaler, halb stumpfer Ausdruck auf den glattrasierten Gesichtern, manche sahen frischer, manche zynischer aus; ein junger Mensch, als Südländer an seinen leichten, elastischen Bewegungen erkennbar, an seinem braunen, schönen Gesicht, in dem das alte Feuer noch nicht ganz erloschen war, fiel uns auf — seine blendend weißen Zähne zeigten ein etwas unheimliches Lächeln, seine rote Mütze saß mit einem gewissen Schick auf dem stolz getragenen Kopf. Unser Führer sah, daß wir ihn mit Aufmerksamkeit betrachteten; ‚ah, Monsieur,' sagte er mit einem vielsagenden Achselzucken: ‚pour celui-là c'est une bête feroce; il aimait les belles cravattes, les belles filles, et les beaux coups de couteau, et cela l'a mené loin.' — Unser letzter Gang führte zu einem

kleinen Haus, nieder, weiß getüncht, mit großen Fenstern freundlich um sich blickend. Der Parterre-Raum als Laden eingerichtet, alles blinkend von Sauberkeit. Hier begrüßte uns ein älterer Sträfling, weiß angezogen, ohne Mütze, ohne Kette, ohne irgendein Abzeichen seines furchtbaren Schicksals. Ein jovial aussehender, großer, breitschulteriger Mann, wie ein Händler, mit einem vergnüglichen Boniment auf den Lippen. Da waren die wundervollen Arbeiten zum Verkauf ausgestellt, die aus der Schale der harten Kokosnuß von Sträflingen verfertigt werden; wahre Kunstwerke, mit originellen Zeichnungen geschmückt. Es ist durchsichtiges Filigran, was Künstlerhände aus häßlichstem, härtestem Holz hervorzaubern, und unser Sträfling schien Freude zu haben, Büchsen und Dosen und die verschiedenartigsten Kästchen vorzuzeigen, deren Deckel mit allen Tieren des Waldes und der Apokalypse verziert sind: ‚Ce sont les détenus de bonne conduite', erklärte unser Führer, die jeder harten Arbeit enthoben, ihre Zeit mit Schnitzereien zubringen dürfen. — Während wir sprachen, kam ein zweiter Sträfling herein und fing an, die herumstehenden kleinen Kunstwerke wieder in ihren Vitrinen aufzubewahren. Sein Gang, seine Haltung riefen meine Aufmerksamkeit wach, und mein Blick, einmal gefesselt, konnte sich nicht mehr von ihm abwenden. War er jung, war er alt? Ich konnte es nicht entscheiden, — als hätte eine unbarmherzige Hand jeden Ausdruck des Lebens aus diesen Zügen ausgewischt, — und die Augen, diese toten Augen, ohne Blick, ohne Ausdruck, ohne Seele! Es war ein feines, dunkles Gesicht, eine feine Gestalt mit müden Bewegungen. — Wie wir den Laden verließen, frug mein Vater den Garde Chiourme, wie dieser Sträfling, dessen höhere Bildung nicht zu verkennen war, diesem furchtbaren Los verfallen konnte. Und er erzählte: ‚Le détenu Nr. 12 stammt aus einer angesehenen Familie aus Grenoble — „Gens de robe", Staatsbeamte, Richter, Staatsanwälte, von Vater auf Sohn in endloser Reihe; auch der jetzige Sträfling war ein angehender Staatsanwalt; er kam unter den Einfluß eines sehr schönen, jungen Mädchens, arm, ehrgeizig, herzlos, von berechneter Koketterie. Sie strebte nach einer reichen Heirat und verfolgte ihr Ziel mit den raffiniertesten Mitteln. Sie spielte den jungen Staatsanwalt gegen einen Offizier aus. Der Offizier war ihr gewachsen und blieb kühl. Der junge Staatsanwalt, der unter einem sehr geschulten und gemessenen Äußern leidenschaftlichste Eifersucht und leidenschaftlichstes Temperament verbarg, war jung genug, sein ganzes Herz der Geliebten hinzugeben. Eines Tages übermannte ihn die tolle Wut und er erstach seinen Nebenbuhler an dem Ausgang eines Theaters. — In Frankreich haben Volk, Geschworene und Richter in dem letzten Jahrhundert für passionelle Verbrecher einen eigenen Moralkodex erfunden, aber in diesem Falle waren, wie es scheint, Einflüsse am Werk, die alle ethischen und psychischen Milderungsgründe ausschalteten, und erbarmungslos wurde diesmal Mord für Totschlag gesetzt. Die Umwandlung der Todesstrafe in lebenslängliche Zwangsarbeit, das war das einzige, was der

Verteidiger erreichen konnte. Das junge Mädchen hatte weder ein Gefühl der Reue noch des Mitleids für das junge Leben, das sie vernichtet hatte. Sie trat nicht als Entlastungszeuge auf; ihr selbst hatte die böse Geschichte sehr geschadet, und ihr zorniger Haß war der letzte Gruß, der aus der Welt der Lebendigen in den Kerker des Verurteilten drang. Und eines Tages schloß sich das Bagno-Tor hinter ihm für immer; er wurde mit einem gemeinen Verbrecher zusammengeschmiedet, und der Abschaum der Menschheit bildete fortan seine Umgebung. In der ersten Zeit war er wie wahnsinnig, so daß man für seinen Verstand fürchtete; nach unbeschreiblichen Qualen kam dann endlich der jetzige stumpfe Zustand über ihn. Halb aus Erbarmen, halb aus Einsicht nahm man ihm die Ketten ab und reihte ihn unter die „sanften Sträflinge" ein.' — Ich habe den Ausdruck dieser toten Augen nie mehr vergessen können: ‚Vater der Liebe, war auf deinem Psalter kein Ton seinem Ohr vernehmlich? — Hat sich niemand gefunden, ihm zu sagen: Gott ist gut — alles ist Liebe?' — — —

Die Geschichte eines Tages.

Während ich die Treppen zu der Kanzlei des Justizrates langsam hinauf stieg, kam mir das alles so ganz unwahrscheinlich vor. Bin ich wirklich diese junge Frau, die einen Weg geht, den so viele vor ihr gegangen, die im Begriff steht, etwas zu tun, was ihr früher fast wie ein Verbrechen vorkam? Wie oft hatte ich mit einer gewissen Verachtung, jedenfalls völlig verständnislos, von den immer zunehmenden Ehescheidungen gehört, sie als Zeichen einer Zeit aufgefaßt, der mehr und mehr der innere Halt abhanden gekommen war, und jetzt wollte ich dasselbe tun? In einem halb traumhaften Zustand schaute ich mir zu. Wo war der Stolz hingekommen, dem jede Klage eine unerträgliche Demütigung erschien? — Die Türe der Kanzlei wurde geöffnet, eine junge Dame verabschiedete sich mit einem Scherzwort vor dem sich galant verbeugenden Justizrat; mit etwas affektiert nonchalanten Bewegungen, etwas zu stark parfümiert, etwas zu auffallend angezogen, so kam sie mir plötzlich wie ein Typ vor der sich auslebenwollenden Jugend der heutigen Zeit. Einen so ernsten Schritt hatte ich mir anders vorgestellt. Aber was wußte ich eigentlich von dem, was man heutzutage tut? Wenn ich an meine geliebte verstorbene Mutter denke, an ihr feines, weißes Häubchen, an den feinen Lavendelduft, der sie umgab, an die feinen, schlanken Hände, die diskreten Bewegungen, das Zurückhaltende, in sich Abgeschlossene der Zeit, in der ich aufgewachsen, die wohlbehüteten Existenzen, in die der Lärm der Straße nicht hereindrang. Es war das Traumland der alten Anschauungen und Sitten, in dem wir lebten. Indessen war das Jahrhundert eilig vorangeschritten, und jetzt stand auch ich auf der lärmenden Straße und stieß mich an Gegensätzen, deren Entwicklung ich nicht mitgemacht hatte. Das ist ein sonderbares Gefühl, aber sonderbar, unverständlich war ja heute alles für mich, als käme ich aus den von feinem Lavendelduft erfüllten Räumen, dem gedämpften Licht der Wachskerzen,

dem geräuschlosen Schritt gutgeschulter Diener, plötzlich ins praktische, wirkliche Leben hinaus, um mir mit meiner Hände Arbeit nicht das tägliche Brot, aber meinen Anteil am Leben zu erkämpfen. Ich war leise, gedämpfte Schritte gegangen, hatte mein Herz fest in beiden Händen gehalten, solange meine Mutter gelebt, hatte nicht rechts und nicht links geschaut, um ja keinen Mißton in ihr stilles Dasein zu bringen — hatte nur das einzige Bestreben, sie in einer glücklichen Täuschung zu erhalten —, nun war ich allein, mein Traumland hatte seinen süßen Zauber verloren. War es jetzt nicht mehr heiliges Gesetz für mich, was für meine Mutter feststehende Lebensnorm gewesen? — Wann hatte ich begonnen, in meinem innersten Innern von Fesseln zu reden, mich zu fragen, ob die neue Zeit nicht vielleicht auch eine Berechtigung hatte mit ihren neuen Anschauungen von persönlichem Glück? War es nur ein menschliches Gesetz gewesen, aus dem wir ein Evangelium gemacht? Lag es nur in den Begriffen, in denen wir aufgewachsen, die Fleisch und Blut in uns geworden waren, diese unüberwindliche Scheu vor der Öffentlichkeit der Straße? — Ich war allein, hatte niemand zu fragen, niemand Rechenschaft zu geben — warum sollte ich nicht tun, was so viele andere vor mir getan? Es wirbelte in meinem Kopf von all dem Widersprechenden — Fragen, Sehnen, Gewissensregungen. Ich war mit einem festen Vorsatz diese Treppe heraufgegangen, warum verstörte mich schon der erste Schritt? Es ist doch kindisch, aber das Begegnen mit der parfümierten jungen Dame war mir eine Demütigung! — Da in dem Wartezimmer saß ein dicker Herr, mit fetten Lippen, fetten, großen Juwelen an den fleischigen Fingern, und mir war's, als sähe er mir mit seinen frech blinzelnden Augen mein Vorhaben an, und dächte sich: ‚Das ist auch so eine!' — Neben ihm saß eine stille, bürgerlich angezogene Frau; sie war wohl einmal hübsch gewesen. Ein Zug stillen, geduldigen Ertragens machte sie älter aussehen; ihre Hände sprachen von schwerer Arbeit, aber ihr ganzes Wesen war fein. Den Blick in sich gekehrt, schien sie mir schwesterlich vertraut, und sie kam vielleicht auch zum Justizrat um Hilfe von schwerer Fessel. Konnte sie auch nicht mehr? Oder wollte sie nicht mehr? — Endlich ging auch für mich die Türe des Heiligtums auf, ich saß dem Justizrat gegenüber; seine klugen, scharfen Augen schauten mich an, und ich war sicher, sie schauten mich durch und durch. Zu welcher Kategorie rechnete er mich? Zu den Parfümierten — zu den geduldig Ertragenden? — Ich war wie geschüttelt von all dem Kleinzeug, was sich zwischen die vorher gefaßten, klaren Gedanken drängte, und eine Weile konnte ich den Anfang nicht finden. — Es lag aber etwas Beruhigendes in der kraftvollen Gestalt mir gegenüber, in der so voll beherrschten Kraft seines Wesens — und dann sagte er sehr höflich: ‚Gnädige Frau waren so freundlich, mir zu schreiben. Sie wünschen einen Rat in einer Ehescheidungssache. Sie haben leider länger warten müssen als ich glaubte, ich habe aber jetzt vollauf Zeit und bitte Sie, sich nicht zu beeilen; der heiße Tag hat Sie wohl etwas angegriffen. Ich sehe indessen diesen Akt

durch.' — Seine klugen, scharfen Augen konnten auch gut sein — mir kam ein plötzliches Vertrauen zu dieser erfahrenen Güte, und ich suchte nach Worten, so wie man hilfesuchende Hände ausstreckt, und ich fand doch nichts von alledem, was mein Verstand seit Monaten vorbereitet hatte, und das, was ich nicht sagen wollte, das, was mir am Herzen fraß, was wie ein Notschrei klang, was mein Stolz sich kaum selbst eingestehen wollte, das kam plötzlich ihm entgegen: ‚Ich bin erst dreißig Jahre alt, es liegen vielleicht noch vierzig Jahre vor mir, noch vierzig lange Jahre; ich kann diesen Gedanken nicht mehr ertragen, es muß doch einen Ausweg geben!' Und impulsiv setzte ich hinzu: ‚Die einfache Frau, die vor mir bei Ihnen war, die sieht schwergeprüft aus. Sie will auch fort von ihrem Mann, nicht wahr? Ist es indiskret, das zu fragen? Wenn man Übung hat in solchen Dingen, versteht man sich ohne weitere Worte.' Der Justizrat antwortete ernst: ‚Ja, sie hat es sehr schwer; aber heute war sie wegen einer Erbschaftsgeschichte bei mir; allerdings habe ich ihr auch in anderen Dingen beistehen können; sie will nicht fort, sie sagt: „Mein Mann ist gut für die Kinder"; das hält sie.' ‚Er ist gut mit den Kindern', sagte ich mechanisch nach; ‚mein Baby wollte nicht leben, und so habe ich nichts, was mich hält. Meine alte Mutter ist tot; sie hatte mich durch Liebe verwöhnt; es war eine Atmosphäre von Liebe und Friede, in der ich aufwuchs; ich wußte nichts vom wirklichen Leben, wie ich heiratete, nichts als ein paar lustige Faschinge; dann heiratete ich, eine gute Partie, Geld wurde mit Geld vermählt. Meine Mutter sorgte sich um meine Zukunft, wollte mich wegen meines Vermögens vor ihrem Tod gut verheiratet wissen. Sie war sehr zart, aber sie hat dann doch noch zwölf Jahre gelebt, und Gott sei Dank, hat sie es nie geahnt, wie es um mich stand; so lange sie lebte, war ich auch nicht unglücklich. Wissen Sie, Herr Justizrat, es handelt sich in meinen Augen viel weniger um all die bekannten „Ehestörungen" oder wie man das nennt. Ich denke mir, wenn Menschen sich lieb haben, so kann man auch die gegenseitigen Fehler, auch gröbere Fehler hinnehmen, und sich doch immer wieder finden — das Fremdsein ist das Ärgste; und wir haben uns nichts mehr zu sagen.' — ‚Ich glaube, gnädige Frau,' sagte nun der Justizrat ruhig dazwischen, ‚Sie malen sich das Bild der ersehnten Freiheit in zu leuchtenden Farben aus. Man kann es auffassen, wie man will, es ist immer eine heikle Stellung für eine junge Frau, besonders aus Ihren Kreisen.' Ich warf lebhaft ein, denn ich hatte indessen doch etwas von meiner gewohnten Haltung wieder gefunden: ‚Ich fürchte mich nicht vor der falschen Stellung, denn von der Welt, d. h. von der Welt, welche ich gut kenne, will ich nicht mehr viel; sie hatte nie viel Charme für mich. Ich habe gute Freunde, sehr viel geistige Interessen, Freude am Reisen, und dann findet man ja immer irgendetwas Nützliches zu tun; vor allem habe ich die Empfindung, meinem Mann kein Unrecht zuzufügen, wenn ich ihn verlasse; er bedarf meiner nicht; ich wäre auch gern bereit, einen Teil meines Vermögens

nicht zurückzuverlangen.' — „Ich verstehe vollkommen den Weg, den Sie gehen wollen', erwiderte der Justizrat; ‚ich will auch zugeben, daß Sie Charakter und Verstand genug besitzen, um diesen Weg bis zu einem gewissen Grad ohne zu starke innere Reibungen gehen zu können. Aber es ist meine Pflicht, Sie darauf aufmerksam zu machen, daß es nicht so leicht ist, einen heißen Wunsch ins Praktische zu übersetzen. Wir haben da zwei Dinge ins Auge zu fassen: Erstens Ihre Stellung als geschiedene Frau, die wir nach verschiedenen Richtungen hin betrachten müssen, ehe wir einen Schritt weiter gehen; zweitens die Gründe, die Sie vorzuführen haben, auf denen wir die Scheidungsklage begründen können.' — Wir — dieses Wir, es traf mich wie ein Schlag — für den Justizrat nur eine gebräuchliche Formel, war für mich wie ein grelles Licht, das in mein Innerstes hineinleuchtete. Wir — d. h. ich, hatte mir Hilfe geholt gegen meinen Mann. Ein Fremder sollte auf meine Veranlassung hin in allen dunkeln Winkeln und Ecken seines Lebens herumsuchen, und ich sollte ihm dazu helfen, um daraus Waffen schmieden zu können, vielleicht gegen seine Ehre, gegen seinen gesellschaftlichen Ruf, ich, die geschworen hatte, ihn und sein Haus treu zu hüten und zu beschützen! Hatte ich daran nie gedacht? — Der Justizrat hatte mich, während er sprach, prüfend angesehen, unterbrach sich plötzlich und frug unvermittelt: ‚Gnädige Frau, ehe wir uns weiter einlassen, erlauben Sie mir eine Frage; verzeihen Sie, wenn sie etwas indiskret klingt, aber um Ihnen richtig raten zu können, muß ich selbst klar sehen. Haben Sie den Gedanken oder die Hoffnung einer zweiten Ehe?' — Wollte der kluge Justizrat in seiner erfahrenen Klugheit vor allem ergründen, ob ich in irgendeiner Weise ‚zur Öffentlichkeit der Straße' taugen würde? Ich fühlte, wie mir das Blut zu Gesicht stieg: ‚O nein, nein, dann hätte ich den Mut nicht, mir die Freiheit zu erkämpfen!' Mit einem tieferen, wärmeren Ton als bisher sagte der Justizrat: ‚Nun habe ich die Klarheit, die ich wünschte; erlauben Sie mir, Ihnen zu sagen, Sie sind nach meiner Ansicht nicht die Frau, einen derartigen Kampf aufzunehmen. Durch Ihre Erziehung gehören Sie zu einer Zeit, der die Öffentlichkeit unseres demokratischen Zeitalters unverständlich war; jede Fieber Ihres Empfindens, Ihres Gewissens, Ihrer Auffassung würde Qualen ausstehen. Wenn ich Ihnen raten darf, so überlegen Sie Ihr Vorhaben noch einmal recht ernst und eingehend. Ich bin jederzeit zu Ihrer Verfügung und mit meinem besten Willen und meiner ganzen Erfahrung bereit, Ihnen zur Seite zu stehen, wenn Sie wieder zu mir kommen wollen; aber heute möchte ich Sie dringend vor Übereilung warnen.' — Die starke, ruhige Stimme fand ein starkes Echo in meinem eigenen Innern; ich fühlte, wie er recht hatte, aber alles, was ich geträumt, ersehnt, was sich in mir aufgebäumt, was in vollstem Aufruhr in mir nach Freiheit schrie, das kämpfte noch; durch eine schmale Türspalte hatte ich in das Land der Sehnsucht hineingeschaut; es lag an mir, die Türe aufzudrücken, und ich sollte schweigend vorübergehen? — Ich stand auf; in diesem Augenblick

konnte ich nicht kühl erwägen, ich konnte kaum ein inneres Schluchzen unterdrücken, ich konnte nur dankend dem Justizrat die Hand geben, ich würde seinem Rate folgen. — Und nun stand ich wieder auf der Straße, auf der Straße, wo die heiße Sommersonne brannte, wo fremde Menschen achtlos an mir vorübergingen, allein im Sonnenbrand, allein mit dem tobenden Aufruhr, dem schreienden Herzweh. Wie ich da weiter wanderte, planlos, stumpf — nur das physische Verlangen nach Kühle, nach Dunkelheit, welche Wege ich da ging, ich weiß es nicht. Da stand ich vor einer Kirche, einige Stufen führten zu dem Portal hinauf; auf diesen Stufen saß eine ärmlich gekleidete Frau mit einem kleinen Kind auf dem Arm, bettelndes Elend, das an der Kirchentür rastete, auf eine milde Gabe hoffend. Warum setzte ich mich nicht zu ihr? Es kam mir eine Sehnsucht, ihr zu sagen: ‚Ich bin ärmer noch als du, laß mich neben dir bleiben!‘ Warum nicht? Da war es wieder die Scheu vor der ‚Öffentlichkeit der Straße‘, die wie ein fester Panzer uns umfangen hält. Ja, er hatte recht, der weise Justizrat, dieses zweite Ich — dieses uns anerzogene zweite Ich läßt uns nicht frei; das wird dereinst als Totenkleid in unsern Sarg gelegt, das führt uns in Zucht und Sitte, in Zwang und Ehrbarkeit und guten Manieren, ‚gebunden durch das Leben‘. O die Torheit, die bittere, bittere Torheit! — Und doch ist es wirklich nur das, was uns hält? Ist es das bessere Ich in uns, das sich gegen Zwang und Rücksichten aufbäumt? Ist es das bessere Ich in uns, das nach freiem Ausleben verlangt? Liegt nicht in jeder Freiheit auch der rücksichtslose Kultus des eigenen Ich's? — O Gott, gibt es keinen Ausweg aus diesem Wirrsal? — Die Kirchentür stand offen; ich ging mechanisch durch das dunkle Portal; da war es still und leer und kühl, und der Lärm der Straße folgte mir nicht herein. Ich setzte mich auf eine der abgelegenen Bänke, in gewisser Entfernung eines Seitenaltars, vor dem das Ewige Licht brannte. Wie gut es hier war! Wie eine weiche, kühle Hand auf der heißen Stirn, auf dem quälenden, wirbelnden Tumult der Gedanken. Wie gut war es, nicht zu denken. Eine junge Frau, die früh starb und sehr fromm war, sagte mir einmal: ‚Es gibt Kirchen, die ganz warm sind vom Beten.‘ Ich hatte das damals nicht verstanden. Jetzt war es mir, als fühlte ich ein Etwas, das mir zu Herzen drang, als hielt ich die liebe, schmale Hand meiner Mutter in der meinen. — Durch eines der hohen Bogenfenster fiel ein Sonnenstrahl über den Altar, auf den ich lange Zeit gedankenlos vor mich hinschauend die Augen gerichtet hatte, und da war es, als wenn aus lichtem Nebel ein Bild vor mir auftauchte; aus Dämmerlicht und Sonnenstäubchen gewoben, kam es wie aus weiter, weiter Ferne auf mich zu und allmählich festere Gestalt annehmend. Die Nebenfiguren blieben wie durch einen Nebel verhüllt, aber die Braut, die da vor dem Altar kniete, die sah ich mit den Augen des Geistes und den Augen des Herzens. Und dieses Spiegelbild meines früheren Selbst, das sprach mit meiner Stimme das Gelöbnis ewiger Treue dem Priester nach: ‚For richer or

poorer, for better or worse, sill death do them part.' Und in meiner Seele hallte es nach, was ich damals in vollster Überzeugung und Hingabe dem lieben Gott versprochen hatte. — Und diese innere Stimme, die heute schon so oft ganz leise an meine Herzenstür gepocht, die sprach nun so laut, so laut, ich konnte es nicht mehr überhören. Nein, nicht menschliche Gründe, auch nicht menschliche Feigheit hatten mich von dem äußersten Schritt zurückgehalten. Ich war im Begriff gewesen, nicht nur den Menschen, auch dem lieben Gott die Treue zu brechen, und warum? Nicht aus der Verzweiflung heraus, die so manches entschuldigte, nein, nur weil der Weg, den mir Gott vorgezeichnet hatte, mir nicht gefiel: ‚La diritta via erran smarrita.' — Wann hatte ich die ersten Schritte getan, die mich auf den falschen Weg führten? Diese ersten, leisen Schritte, die man so achtlos geht? Wann hatte ich zum ersten Male nur noch an mich gedacht und nicht mehr an das Wohl und Weh der mir anvertrauten Seele? Wann war ich gleichgültig geworden und hatte gar nicht mehr versucht, die mir fremde Natur zu verstehen? Freundlichkeit durch Freundlichkeit zu gewinnen? ‚For richer or poorer, for better or worse.' — Warum war alles verdorrt und verarmt unter meinen Händen? Warum hatte ich nicht immer und immer wieder versucht, Böses durch Gutes zu überwinden? War all mein ‚geistig hohes Streben' nicht imstande gewesen, mir den einfachen Katechismus der Liebe zu lehren? — Wie lange diese innere Stimme zu mir sprach, wie lang ich in der dämmerigen Kirche kniete, das weiß ich nicht; wie ich heraustrat, waren die Stufen leer und auf der Straße lagen die weichen, langen Schatten des Abends. . . . .

Er und du

Kannst du Ihn lieben, wie Er dich geliebt?
Kannst du dich schenken, wie Er sich dir schenkt?
Er, der sich sanft ganz dir zu eigen gibt,
Der still sein Haupt für deine Sünden senkt?

Kannst du Ihm opfern, was Er einzig will:
Die Welt, die kleine Welt, den Traum der Welt?
Sieh, Er erwartet dich, Er steht so still . . .
Du aber fliehst, daß dir dein Kleid entfällt,
nackt in die Welt!

Richard von Schaukal.

Kritik

Neue Romane* / Von Franz Herwig

‚Wohlan, laßt uns einen Turm machen, dessen Spitze bis an den Himmel reicht‘, — das ist ein kennzeichnender Vorspruch für einen Roman, der die Zeit vor dem Kriege darstellen will, und ‚Der Babylonische Turm‘ ist ein guter Titel für einen solchen Roman. Joseph Ponten hat beides gefunden, und da er einen großen Ernst und eine starke Kunst an die Lösung seiner Aufgabe gesetzt hat, so ist wirklich so etwas fertig geworden, was man mit einiger Berechtigung einen Zeitroman nennen kann. Nicht recht geglückt scheint die Einfügung der Mittelfigur, des Maurers Hermann Großjohann unter den symbolischen Titel zu sein. Ponten macht den Leser mit ihm bekannt, wie er seiner Frau eine ungeheure Zeichnung entrollt, die den Aufriß eines riesenhaften gotischen Turmes enthält mit Kirchen, Palästen, Bibliotheken, Laboratorien, Klöstern — und dessen Untergeschoß allein so hoch ist wie die Kölner Domtürme. Der Abscheu vor dem Zweckbau und eine maßlose Phantasie sind die Ursprünge dieser baulichen Idee. Das, was er später wirklich baut, hat indessen nicht einmal die Spur einer Ähnlichkeit mit dem, was er zu bauen wünschte. Er macht Zweckbauten — wie jeder andere Bauunternehmer der Gründerzeit; höchstens baut er etwas solider wie sie. Wo bleibt der Babylonische Turm? Hat Ponten nur die nie rastende Bauwut gemeint, den verworrenen Tätigkeitsdrang, der sich immer von neuem selbst gebiert, nie befriedigt und nutzlos? Denn um das Geld ist es dem Meister Großjohann nicht zu tun: er stirbt so arm, wie er angefangen hat, und als Greis beschäftigt er sich heimlich damit, Modellierbogen von allen großen Bauwerken der Erde zu kleben. Es ist aber ein Fieber in ihm, das Fieber, dessen wir bei den Menschen der Vorkriegszeit Zeuge gewesen sind, und auch alle Mitglieder der Familie haben dieses Fieber in ihrem Maße. Sie sind alle ‚Großjohanns‘, mit dem Unterton von ‚Großhänsern‘, und nur ein Sohn, der Musiker, kommt nach vielen Verworrenheiten noch spät zu einem kraftvollen Leben. Ponten hat seinem Roman aber noch einen Untertitel gegeben: ‚Geschichte der Sprachverwirrung einer Familie‘. Da ein jeder in dieser großen Familie etwas Besonderes will, das immer nach oben hinaus geht, so baut gleichsam ein jeder an dem andern vorbei. Sie bauen und leben aneinander vorbei, scheu, als wären sie auf unrechtem Wege, und wenn sie einmal versuchen, miteinander Fühlung zu nehmen, so ist es schon zu spät; sie verstehen sich nicht mehr: die Sprache ist verwirrt. So gibt es Katastrophen, die keiner früher merkt, als bis sie da sind, um dann hilflos und eines guten Wortes unfähig dazustehen. Der Zeitgeist, die Unruhe, die Großmannssucht haben das Beste vernichtet: die Kultur der Familie und der Persönlichkeit. So ist Pontens Roman wirklich so

---

* Josef Ponten, ‚Der Babylonische Turm.‘ (Deutsche Verlagsanstalt, Stuttgart, Mk. 8.—.) Hans Eschelbach, ‚Sonnensehnsucht.‘ (Veritas-Verlag, Bonn, Mk. 6.—.) Georg Engel, ‚Kathrin.‘ (Grethlein & Co., Leivzig, Mk. 7.50.) Rudolf Hans Bartsch, ‚Der junge Dichter.‘ (L. Staackmann, Leipzig, Mk. 7.—.) Karl Söhle, ‚Schummerstunde.‘ (Ebenda, Mk. 5.50.) Derselbe, ‚Der verdorbene Musikant.‘ (Ebenda, Mk. 6.50.)

etwas wie ein Zeitroman geworden, der bestimmt sein mag, ephemere Erscheinungen zu überdauern. Was seine Mache anlangt, so ist sie von wohltuender Gediegenheit, voll sicheren Stils, der, gemäßigt eigenwillig, der Ironie, der poetischen Empfindung, der Tragik, gleichmäßig willig gehorcht. Es ist, Gott sei's gedankt, keine Spur von der Hatz etwa des Kellermannschen ‚Tunnel' darin, von dem man gesagt hat, daß sein Stil der jagenden Zeit ein Abbild sei, indessen er nur die Schreibweise des kultivierten Detektivromans ist — vielmehr nähert er sich der Wohlüberlegtheit eines ‚Buddenbrock'-Stiles. Seine literarische Höhe erweist der Roman schon dadurch, daß er dem kleinlichen Naturalismus der Vielgelesenen fern bleibt. Wenn man an einigen guten Flaschen sich erheitert, so schwätzt man weder Unsinn noch Tiefsinn, sondern redet einfach Sinn; das Gespräch ist keine Zufälligkeit, sondern ein Extrakt, wie denn Ponten überhaupt ganz dem eigentlichen Wesen ergeben ist, einer, der die platonischen Ideen sucht. Dabei gerät er auch mal daneben, so, wenn er die Dutzende von Leuten aus dem Volke durchaus in Sentenzen und Sprichwörtern reden läßt. Das könnte angebracht sein, wenn man diese Leute als namenlose Sprecher in einer Art antiken Chors anwendete; sobald sie aber mit Handwerk und Namen als Lebendige auftreten, darf der Stilisierung und Schematisierung nicht zu viel getan werden.

Man kann auch den neuen Roman von Hans Eschelbach, ‚Sonnensehnsucht', als einen Zeitroman bezeichnen — freilich ist die Zeit, um die es sich handelt, wie bei Ponten, schon wieder historisch geworden. Eschelbach hat den Stempel eines Volkserzählers aufgedrückt erhalten, trotzdem es ihn offensichtlich zur ‚hohen Kunst' drängt. Er hat, das ist kein Zweifel, zu letzterer mehr Anlagen wie zur Volkserzählung — wenn man überhaupt die landläufige Unterscheidung beibehalten will. Den Künstler braucht die Volkserzählung ebensosehr wie das, was man gemeinhin ein Kunstwerk nennt. Ich wüßte nicht, weshalb man ‚Das Licht im Elendhause' oder ‚Uli, der Knecht' nicht ebenso hoch rangieren sollte wie etwa die ‚Buddenbrock'. Man wollte wohl mit der Bezeichnung ‚Volkserzählung' diejenigen Bücher treffen, die grobkörnig, breit und nicht eben gewählt im Ton, dabei aber gutartig moralisch sind, und in diesem Sinne könnte man nach dem landläufigen Sprachgebrauch ‚Sonnensehnsucht' meinetwegen als einen Volksroman bezeichnen. Aber das ganze Buch hat Anlage zu mehr, es steckt Ehrgeiz darin, und wenn man alles prüft, so hätte Eschelbach sicher die Kraft, mehr daraus zu machen, wenn er nicht in seiner ganzen literarischen Art ein wenig verwildert wäre. Ich finde keinen treffenderen Ausdruck für die Breite an unrechter Stelle, den zwecklos gehobenen Ton, den Stil, der mal rein, oft aber ungepflegt ist wie ein verwahrlostes Stück Feld. Man sehe sich daraufhin die Unterredung zwischen Ewald und Mathieu an wegen eines Buches, das Ewald gerne haben möchte, oder, ein wenig später, den Hirschkäferfang im Walde. Das ist zu klanglos, um Poesie zu sein, als Glied in der Erzählung zu plattbreit: er findet kein Ende, verpaßt den rechten Augenblick des Aufhörens und schwellt durch Dutzende ähnlicher Fälle sein Buch um 200 Seiten zu dick an. Es ist da etwas zu Beginn der Laufbahn Eschelbachs versäumt: er ist ein geborener Schriftsteller, mit einem Stück Dichter sogar, aber er weiß sein Handwerkszeug nicht so meisterlich zu gebrauchen, wie es nötig wäre. Er hat so den Zeitpunkt versäumt, wo die Reife eintritt, das Ausstreuen von Frucht mit gelassener Hand, und er erinnert in dieser Beziehung etwas an Joseph Lauff. Ähnlich dilettantisch geht Eschelbach mit seinen Charakteren um. Sie haben alle einen Knax, sind alle irgendwie etwas verzeichnet — ein klein wenig nur —

aber doch genug, um sie nicht zur vollen Lebenswahrheit gelangen zu lassen, wobei mit Lebenswahrheit natürlich nicht ein naturalistisches Spiegelbild gemeint ist. Stofflich ist der Roman außerordentlich dankbar; die Geschichte des Bergmannssohnes, der es über hundertfältige Schwierigkeiten hinweg zum Straßenbauingenieur bringt, gibt Eschelbach Gelegenheit, das Leben in den Bergwerken, Stahlwerken, Versammlungssälen, Arbeiterquartieren des westfälischen Industriebezirks mit Kraft und Anschaulichkeit zu schildern. Schade, daß der Roman kein erstes Buch ist; man könnte dann Eschelbach zu raten versuchen, wie er sein schönes Pferd zureiten solle. Jetzt hilft nur noch die Kandare. Im Ernst: Auch jetzt, nach so vielen Büchern und bei dem Alter Eschelbachs glaube ich, daß er aus seinem Talent noch viel Besseres herausholen könnte, wenn er nur wollte. Es ist ein so peinliches Schauspiel, einen Mann ewig als Vorzimmerpoet herumstehen zu sehen, der eigentlich berufen ist, mit einer Verbeugung in den Festsaal eingelassen zu werden.

Georg Engel ist nun einmal darin und, wie ich immer noch meine, mit Recht. Heute aber scheint mir, als müßte man doch an ihn herantreten und ihm sagen: ‚Freund, du hast kein hochzeitlich Gewand!‘ In der Tat hat er sich's diesmal mit seinem Roman ‚Kathrin‘ ein wenig zu leicht gemacht. Die reizvolle Mischung von Wirklichkeit und dem märchenhaften Spiel unirdischer Mächte ist diesmal recht dünn ausgefallen, wie der ganze Stoff dünn und wenig bedeutend ist. Das Kind eines Säufers und einer Dirne wird aus einem Schiffbruch gerettet; der sie rettet, ist erst der Pflegevater, schließlich der Gatte. Ein paar schnurrige Figuren, wie der alte Kapitän und sein Schüler Bob sind das Beste am Buch, aus dem Vollen genommen und in ihrer Eigenart überzeugend. Kathrin selbst erinnert ein bißchen an Marlitt'sche Gestalten — Lumpenmüllers Lieschen, Heideprinzeß, — und der große Fischräucherer, der sie schließlich nach langen moralischen Bedenken in den Arm nimmt, könnte auch dem Gehirn einer schreibenden Dame entsprungen sein. Natürlich finden sich kernige und wohltuend wärmende Partien in dem Roman, aber im ganzen hat man den Eindruck von etwas ‚nur so Hingeschriebenem‘. Beim Theater nennt man diese Art ‚Schwimmen‘. Mit reinem Vergnügen wird man nur den ersten Teil lesen, etwa bis dahin, wo Kathrin ihrer Pflegemutter ausrückt. Das ist wohl etwas zu wenig für mehr als 400 Seiten; gestehen wir also, daß wir etwas mißmutig sind, aber auf die nächste Arbeit von Engel warten wollen.

* * *

Wie lange ist es her, daß Rudolf Hans Bartschs erstes Buch verzückte Hoffnungen weckte? Noch nicht vier Lustren, wie mich dünkt, und schon beginnt er zurückzublicken und von seiner Jugend zu erzählen. Dieser Rückblick hat etwas Wehmütiges, denn man gewahrt nun erst recht, daß nicht alle Blütenträume gereift sind, und die Früchte, die einst an diesem Baume gehangen, in der Nachreife schon weiche Stellen bekommen haben. Sie waren vielleicht zu süß? Und die nötigen Gramme Eisen fehlten in ihrem Saft? Aber einerlei: sie waren süß und sind's schließlich auch noch und niemand kann über seinen Schatten springen. Was Bartsch in seinem ‚im Andenken an meine Jugend‘ geschriebenen Buche erzählt, ist wieder, wie fast immer bei ihm, ein reizendes Nichts. Eine im großen formlose, im einzelnen sehr formvolle Plauderei, ganz österreichisch, weich, träumerisch, sinnlich. Es ist da in ‚Der junge Dichter‘ nichts von Willen zu spüren, alles ist Gehenlassen, Dahingleiten, und nur wenn eine geheimnisvolle

Frau mit besonderen Reizen lockt, bringt man so etwas wie einen Willen auf, damit man von diesem Reiz trinken könnte. Ich weiß nicht, wieviele von diesen Frauen eigentlich durch das Buch gehen — es wird immer von ihnen gesungen und geschwärmt, immer neu und immer gleich: die eine versinkt schattenhaft, die andere steigt schattenhaft auf. Doch es ist noch eine andere Frau in der Erzählung, eine unvergeßliche, an der der Erzähler schließlich doch mit der besten Liebe gehangen hat, das ist die betende Großmutter, die nur den einen Wunsch hat: noch einmal in ihrem Leben nach Mariatrost wallfahren zu gehen. Und als sie das ersehnte Glück gehabt hat und stirbt wie ein beschenktes Weihnachtskind, da gesteht der Dichter an ihrem Totenbette: ‚Wie rein war dein Leben, Großmutter! Und wie klein bin ich vor dir!‘ Dieses Ende gibt dem Buche schließlich noch einen höheren Ton, dem Buch, das sonst ganz schwarmseliges Wühlen in weichen Erinnerungen ist. So bestrickend der Dichter von seinen Geliebten zu erzählen vermag, und von Graz, der Stadt und ihrer Umgebung — manchmal wird's einem doch ein bißchen zu viel. Er holt immer von neuem zu bebenden Bogenstrichen aus, und so angreifend ein solcher Bogenstrich zur rechten Stunde sein kann, so schlechthin langweilig wird er, wenn man weiter nichts hört. Man überschlägt erst eine Seite, dann zwei, dann zehn, um hinterher zu merken, daß man eigentlich gar nichts versäumt hat.

Nach einem Bartschschen Buch stellt sich unfehlbar der Appetit auf etwas Herzhaftes ein. Ich habe da im Mörikeschen Sinne einen Rettich zur Hand, das ist Karl Söhles Geschichtenbuch ‚Schummerstunde‘. Da wird, zum Teil im köstlichen niederdeutschen Platt, von allerlei Gespenstern und Originalen von Fleisch und Blut erzählt, die da oben in der Lüneburger Heide umgehen. Der Helljäger, die Nonne mit dem Kind, der Pastor ohne Kopf, der Heideschaper, Brekerboomsche, der Apotheker, der Amtmann, samt Pastor und Küster. Eine begrenzte Welt, aber quellend von Leben, zurückgebliebene Menschen, wie man wohl sagt, die aber ganz erfüllt von starkem Menschentume sind und zum Zwischenreich und zum Jenseits noch in fortwährenden lebendigen Beziehungen stehen. Ein kräftiger Stil, der reichen Volkssprache entstiegen, belebt jedes der kleinen Stücke, und Sonderlichkeiten, wie die Feindschaft gegen das grammatische Subjekt, empfindet man weniger als Mache wie als sprachliche Drolligkeit eines originalen Kauzes. Nur Verse sollte Söhle nicht machen — es finden sich nämlich am Schluß des Buches auch einige Verse —; sein Talent ist eng begrenzt und sollte auf die Skizze und Anekdote in Prosa beschränkt bleiben. Er hat sich auch am Roman versucht, aber ‚Der verdorbene Musikant‘ ist ein Stück Autobiographie, und da das persönliche Erinnern treibt, werden die dreihundert Seiten auch recht artig mit Leben angefüllt. Am hübschesten ist der erste Teil, der von der Jugend und der Heide erzählt; da findet man den Söhle der ‚Schummerstunde‘ wieder. Eine glückliche Lebensansicht spricht aus dem Ganzen: der himmelstürmende Eigensinn der Jugend ist mit einem leicht ironisch gefärbten Pathos geschildert; ein glücklicher Einfall, da er den Leser davor bewahrt, das Mißverhältnis zwischen Gewolltem und Erreichtem tragisch zu empfinden. Letzten Endes ist es der Humor Söhles, der sein versöhnendes Licht auf die bitteren Kämpfe einer dunklen Jugend wirft.

Rundschau

Zeitgeschichte

Deutschland und Deutschheit. Am 1. Februar 1918 hatte ich (in einem unveröffentlichten Aufsatz) geschrieben: ‚Der Deutsche glaubt an seinen Sieg. Das ist sein Idealismus. Der Engländer rechnet auf seinen Sieg. Das ist sein Realismus. Der Deutsche setzt alles aufs Spiel: wenn er es verliert, hat er alles verloren. Der Engländer weiß jeweils genau, wie die Partie steht. Er wird in dem Augenblick zum Vergleich bereit sein, wenn er auf seine Kosten gelangt zu sein überzeugt ist. Dermalen sieht er sich im Besitz gewichtiger Pfänder; seinen steigenden Verlust an Schiffsraum wägt er gegen die wirtschaftliche Ermattung Deutschlands: er wird den Verlust so lange verschmerzen, als er England nicht auf die Dauer von Amerika abhängig zu machen geeignet wäre. Kann er, unter dieser Voraussetzung, so lange aushalten, bis Deutschland — trotz weiteren militärischen Erfolgen — zusammenbricht, so hat er gewonnen. Das Militärische am Kriege betreibt er, von Natur nicht Krieger, als ihm aufgenötigte — Technik, die er, da es denn sein muß, in Leistung, Sport verwandelt. Deutschland, solange ihm nicht die Friedenssucht seines demokratischen Teils in seinen Gefäßen aufsteigend den Arm lähmt, baut, an der Ostfront entlastet, auf die raumgreifende Wucht seines militärischen Schlages. Ihm ist der Krieg, so sehr er an Mitteln Technik ist, als Idee Willensinhalt.‘

Die englische Rechnung hat sich als richtig erwiesen. Auch das Eingreifen Amerikas, das durch Masse und Technik schließlich die Wagschale der Entente zum Sinken gebracht hat, ist nicht ‚Glück‘, sondern ‚Rechnung‘.

Im Frühsommer 1918 sprach ich mit einem Engländer, der in Wien, nachdem er drei Jahre interniert gewesen war, als Sprachlehrer seinen Unterhalt fand, über die Kriegsaussichten. Er war von dem Erfolge der Entente überzeugt. Die große deutsche Offensive beunruhigte ihn nicht im mindesten. Wenn selbst Frankreich eingenommen, Calais besetzt werden sollte — er griff zur Karte: ‚Sehen Sie die Küste. Bis Spanien hinunter steht uns alles offen. Die Deutschen würden in jede Stadt Besatzungstruppen zu legen genötigt sein: man würde sich damit abfinden. Der Krieg ginge weiter.‘ Englands Rechnung stimmt.

Blockade und großzügiger, auf ‚Barbaren‘ berechneter Ideologie-Verschleiß — verbunden mit Frankreichs, von der ‚Revanche‘ noch im Verbluten aufrechterhaltener Energie —, sein unerschütterliches Selbstbewußtsein haben erreicht, was es sich vorgesetzt hatte: Deutschlands Vernichtung.

Da sich Deutschland mit unanständiger Hast seines Charakters entäußert hat, um der von der demokratischen Phraseologie vorgeschriebenen Normaltracht zu entsprechen, mag es erlaubt sein, bitter daran zu gedenken, daß es stets der Deutschen größter Fehler, mehr: ein Charaktermangel gewesen sei, Ablernen mit Nachäffen, Entgegenkommen mit Nachlaufen zu verwechseln. Augenfälliger hatte die zur Überhebung entartete Selbstgefälligkeit geschienen. Dem näher Zublickenden mußte sie sich als die Hülle der Unselbständigkeit, der Unsicherheit erweisen. Dieses Volk braucht den Führer, den Herrn, der es mit Strenge erzieht, dem es mit Ehrfurcht gehorcht. Es ist für den Monarchen geschaffen.

Ich bin dem Deutschen, weil ich an seine Entwicklung glaube, stets ein harter Beurteiler gewesen. Meine Schriften

haben an der schnöden Verbildung einer edeln Naturanlage durch fahrige Politik, unwahre ‚Kunst‘, jüdische ‚Literatur‘, technische ‚Errungenschaften‘ und seelenlose ‚Philosophie‘ unbarmherzige Kritik geübt. Die herrliche Erhebung von 1914 hat mich alles vergessen lassen. Ich bin geradezu trunken gewesen, hingerissen von dem überwältigenden Anblick dieser reinen Kraft, dieser schlichten Größe; bis zur Ungerechtigkeit gegen die Feinde, die ich mit der unbefangenen Liebe des Kulturmenschen, des verständigen Genießers fremder Eigenart in ihrem Liebenswerten geliebt hatte, war ich außer mir geraten; mit allen Schätzern meiner einsamen, abseitigen Kunst hab ich mir's verdorben um dieser Begeisterung willen: nun aber stehe ich wieder dort, wo ich früher gestanden hatte, längst ernüchtert, nachgerade verzweifelnd an dem Volke, dessen Grundübel ich im Frieden mit Hohn und Haß verfolgt hatte, seiner Unsicherheit fluchend, die es wieder einmal, diesmal aber furchtbar, zu Fall gebracht hat. Nicht der Mißerfolg ist es — das muß ich doch wohl nicht erst beteuern —, der es mich in seinem Unglück angreifen läßt, aber die Ursachen dieses jähen Sturzes aus der Übermacht in die Ohnmacht müssen den erbittern, der sie ihm mehr als ein Jahrzehnt vergeblich gezeigt hatte. Kein Widerspruch ist jenes Wunder von 1914 — dies sei festgestellt —, denn es war eben ein Wunder gewesen: Auf einen weltgeschichtlichen Augenblick war die Gnade heimgekehrt zu den Gnadelosen, die Reinheit zu dem Unkindlichen, der Adel zu dem Entwürdigten.

Darum aber auch ist dieser Sturz ins Bodenlose nicht so sehr als ein Erfolg der Gegner zu bewerten, als für das zu halten, was er ist: die notwendige Folge scheinbar unverbesserlicher deutscher Eigenschaft.

Der Österreicher mag geringe Befugnis haben, andern vorzuwerfen, was ihn brandmarkt: Schwäche. Aber — ganz abgesehen davon, daß der Österreicher, der dies tut, sich bei allen seinen zahlreichen Fehlern eben der Schwäche nicht zu bezichtigen bemüßigt ist — die ‚Schwäche‘ des Österreichers ist, so seltsam dies klingen mag, sein Vorzug. Denn es ist nicht eigentlich Schwäche, was da, so geheißen, an ihm auffällt —. Es ist Weichheit, Geschmeidigkeit, die in aller Anmut sich in Zähigkeit verwandelt, ja fast wie Ausdauer aussehen kann, die, zur Lässigkeit entartend, nicht sich selbst, wohl aber ‚Ziele‘ aufgibt, weil es ‚ja doch nicht dafürsteht‘. Jene deutsche Sünde ist etwas anderes. Ich habe sie milde Unsicherheit genannt, ich könnte sie schärfer anfassen und Würdelosigkeit schimpfen. Es ist Einbildung, die sich am Erfolg zur Anmaßung verhärtet, Einbildung, die auf Erfolg, nicht auf Wesen beruht und im Mißerfolg daher, an sich selbst irre, verzagt.

Der Deutsche kann sich nicht selbst fühlen, er muß sich immer erst an der Leistung erkennen. Alsbald auch spiegelt er sich in ihr, gefällt sich in ihr und übertreibt sie. Ist ihm der Spiegel zerschlagen, sieht er sich nicht mehr.

Der Österreicher bildet sich nicht eben viel auf sich ein: er freut sich, wenn man ihn gelten läßt und spiegelt sich ungläubig in der Anerkennung, spottet gutmütig darüber und spuckt wohl aus Widerspruch und Unbehaglichkeit nachträglich vor sich selbst aus.

Der Deutsche, maßlos, übernimmt sich, bis sich der Katzenjammer einstellt.

Wir lernen nichts, sind unverbesserlich, aber wir bleiben, was wir sind. Unsere Zuvorkommenheit hat ‚ein bissel Falschheit dabei‘, wir machen unsere Begabtheit durch Selbstironie wett, sicher, dem überlegenen, steifen Gönner jederzeit ein Bein stellen zu können.

Der Deutsche will jedermann imponieren, vermag's aber nicht ohne Mißtrauen, das mehr gefühlt als bewußt ist.

Nicht daß ihn seine durch den Erfolg

geblendete Vernunft im Stich gelassen hat — Vernunft, die nicht naturhafte Besonnenheit ist, muß im Stich lassen, weil sie das, was sich nicht berechnen läßt, nicht in Rechnung stellt —, nicht daß er seine unerhörten militärisch-technischen Leistungen durch eine ebenso unerhörte politische Dummheit so lange gefährdete, bis sie an andern militärisch-technischen Leistungen notwendigerweise ermüdeten, sondern daß er, statt, sich selbst getreu, den Mißerfolg zu verwinden, ‚umfallen' zu müssen geglaubt und sich, zum Hohn der klügern Feinde, gerade dessen entäußert hat, was ihn, trotz Erfolg oder Mißerfolg, von den andern zu seinem Vorteil unterschieden hatte, der deutschen Natur, die in Ordnung und Ehrfurcht, Treue und Gehorsam, Vertrauen und Stetigkeit beruht, das macht ihn so kläglich dastehen, das ist der Fluch seiner Unsicherheit.

Französische Art ist Eitelkeit, die, verletzt, sich in Raserei der Rache bäumt, englische der vielberufene cant, der nicht so sehr bewußte Heuchelei, als vielmehr unbewußte Scheinheiligkeit ist, überlebensgroße Humanitätsmaske mit tadellos funktionierendem, in der Welt akkreditiertem Gebärdenspiel eines Welthauses von unbestreitbarer Geschäftskenntnis und unerschütterlicherDauerhaftigkeit. Deutschlands Art aber ist die geregelte Wechselbeziehung zwischen Obrigkeit und Untertan — es nutzt nichts, sich gegen den Begriff aufzulehnen, der Sinn sitzt.

Wo immer der Deutsche hinkommt, bewundert er die Tradition. Mit Recht; denn sie ist das Fundament der Eigenart. Nur bei sich selbst will er immer von heut auf morgen (up to date) sein. Da er sich, fleißig und genau, alles zu erlernen zutraut, hat er nicht nur alle Sprachen mit den besten Wörterbüchern versehen, sondern sich selbst auch in alle Sprachen übersetzen zu müssen gemeint, während es noch keinem Engländer eingefallen ist, als Deutscher gelten zu wollen.

Niemals wird ‚die Deutsche Republik', diese von Doktrinären dem geschmeichelten und verdutzten Michel aufgenötigte Maskerade aus der Maskenleihanstalt ‚Zeitgeist', im deutschen Wesen, dessen Individualismus die Gleichmacherei instinktiv verabscheut, Wurzel fassen. Aber auch ‚das Deutsche Reich', dieser Traum zweier Jahrtausende, hat ausgeträumt. Verwirklicht hat ihn immer nur auf eine Weile ein Gewaltiger. Die ‚Fortsetzung' ist stets inhaltslos gewesen. Deutschland ist keine politische Vorstellung, sondern ein geographischer Begriff. Gestalt kann Deutschland immer nur im Deutschen gewinnen.

Richard von Schaukal.

Pflege katholischer Weltanschauung. In Zeiten, da die menschliche Gesellschaft unter welthistorischen Erschütterungen in ihren Grundfesten erbebte und aus ihren aufgewühlten Tiefen die religiösen Ideen zum Licht emporgetragen wurden, teilten sich noch immer die Schwingungen religiöser Bewegtheit auch der oberen Schicht der Gesellschaft mit, die zur kalten Form einer in unfruchtbarer Verstandesbildung oder in seelenlosem Genusse sich erschöpfenden Kultur erstarrt war. Einmal zum religiösen Leben erweckt, empfand dann gerade der intellektuelle Mensch seine seelische Isoliertheit doppelt bitter und suchte so im Kreise Gleichgestimmter Licht und Wärme. Ob sich nun zur Zeit der Glaubensspaltung in dem von unerhört grausamen Kämpfen zerrissenen Rom der Renaissance ein Kreis geistvoller Menschen, darunter Vittoria Colonna und Michelangelo, allsonntäglich zu San Silvestro zusammenfand, um sich von einem geistlichen Freunde die Paulusbriefe erklären zu lassen und darauf im Klostergarten seine religiösen Erfahrungen auszutauschen, oder ob sich nach Aufklärung und Revolution in Münster um einen Franz von Fürstenberg

und eine Fürstin Gallitzin oder in Wien um einen hl. Klemens Maria Hoffbauer religiöse Zirkel zusammenschlossen, immer waltete da das Geheimnis der christlichen Persönlichkeit, die unter einem glücklichen Sterne empfängliche Geister anzog, und die sich nicht nur selbst zu geben, sondern auch andere zu erschließen wußte.

Wieder steht die Menschheit unter dem Eindruck erschütternden Weltgeschehens. Wieder lassen sich religiöse Schwingungen in der Sphäre der gebildeten Gesellschaft feststellen. Doch diesmal im 20. Jahrhundert soll, daß sie nicht wirkungslos verlaufen, Organisation sie zu Kräftebündeln zusammenfassen. Ein Verband der Vereine katholischer Akademiker zur Pflege der katholischen Weltanschauung, der sich bereits vor dem Kriege in den Rheinlanden zusammengeschlossen hatte, wendet sich jetzt werbend an die Gebildeten ganz Deutschlands. Allenthalben, auch in München, sind Ortsgruppen im Entstehen. Ein vom Generalsekretär des Verbandes, Franz Xaver Münch, herausgegebenes **Jahrbuch** gibt über Ziel und Arbeitsweise der Organisation Aufschluß.

Wird Organisation nachschaffen können, was sonst nur spontan die Macht der Persönlichkeit bewirkt hat, indem sie neues Gemeinschaftsleben um sich kristallisierte? Täuscht uns nicht die Zauberformel Organisation über die Grenzen ihres Geltungsbereichs? Gewiß, Organisation verzichtet nicht auf Persönlichkeiten, sondern rechnet mit ihnen, setzt sie planmäßig ein; auch daß es an ihnen im modernen Katholizismus nicht fehlt, sei unbestritten. Aber läßt sich eine günstige Konstellation der vorhandenen Kräfte künstlich herbeiführen? Jedenfalls wird man die Gruppierung der Geister sich in voller Freiheit vollziehen lassen müssen. Aber auch so spottet das gesteckte Ziel, das organische Wachstum des religiösen Lebens bei den Gebildeten zu fördern, aller Organisation und psychologischen Berechnung. Übernatürliche Kräfte müssen beim Aufbau wirksam sein, sollen die Bauleute nicht vergebens arbeiten. ‚Wo zwei sind oder drei versammelt in meinem Namen, so bin ich in ihrer Mitte.‘ Auf dieses Herrenwort hin können wir getrost ans Werk gehen.

Dieses Werk muß auf ein rein religiöses Fundament gestellt werden. Die Pflege der Wissenschaft ist bereits bei der Görresgesellschaft in guten Händen. Bliebe noch die Popularisierung der Wissenschaft. Jede Vermischung mit derartigen Bestrebungen würde jedoch unsere Bewegung verflachen. Auch sei nicht vergessen, was Martin Deutinger einmal ausspricht: Nicht durch Wissenschaft, Kunst und soziales Leben wird die Religion erneuert, wohl aber jene durch diese. Nach den Berichten, welche die rheinischen Ortsgruppen im Jahrbuch erstatten, bewegten sich die dort gehaltenen Vorträge vielfach auf oder schon jenseits der Peripherie des religiösen Ideenkreises. Aber schon wird im Jahrbuch selber ein Korrektiv gegen diesen Mißstand gegeben, in dem Hermann Platz in seinem Aufsatz ‚Über die religiöse Beeinflussung katholischer Akademiker‘ vor der Gefahr, in den Vortragsschematismus der Vorkriegszeit zurückzufallen, warnt. Außer den Vorträgen sind vorgesehen: systematische Unterrichtskurse in der Art von Universitätskollegien, z. B. Einleitung in die Heilige Schrift, Gesamtübersicht über die Kirchengeschichte, ferner Zirkel, monatliche Andachten, Exerzitien und liturgische Einführungen. Am fruchtbarsten scheint mir der Gedanke der Zirkel zu sein. Ich sehe in ihnen gleichsam die Zellen zum Aufbau eines religiösen Gemeinschaftslebens. Hier kann man nicht mit Massenwirkungen arbeiten, aus dem Kleinen heraus muß ins Große gebaut werden. An einen kleinen Kreis, in dem Gemeinschaft Persönlichkeit nicht aufhebt, sondern der auf der Ausstrahlungskraft von Persönlichkeiten beruht, ist die Atmosphäre des Vertrauens und der

Intimität gebunden, nach welcher der in ein neutrales oder feindliches Milieu verbannte moderne Christ verlangt. Nie wird ein verinnerlichtes Gemeinschaftsgefühl in großen Versammlungen aufkommen, gerade der intellektuelle Mensch wird sich in ihnen erst recht isoliert fühlen. Gemeinschaftsgefühl aber ist es, was uns nottut. Münch führt in seiner Einleitung zum Jahrbuch ein Wort Möhlers an: Es heißt, das Christentum nehmen und den Gläubigen als solchen vernichten, wenn man ihn nicht in die Gemeinschaft versetzt. Auch Münch betont nachdrücklich, daß alles von ernster und gediegener Kleinarbeit in kleinen und kleinsten Kreisen zu erwarten ist. Drum noch einmal: Nicht glänzend verlaufende Versammlungen, nicht hohe Mitgliederziffern, nicht titelreiche Listen von Vorstandsmitgliedern, kurz, nicht das Repräsentative gibt den Ausschlag, sondern intensives Leben in den Zirkeln.

Nach dem Jahrbuch sollen die Zirkel nicht mehr als 30 bis 40 Damen und Herren umfassen, eine Zahl, die bereits zu hoch gegriffen scheint. Ihr Inhalt soll Bibellesung, Einführung in das Missale, Lesung der Kirchenväter, z. B. der Bekenntnisse des hl. Augustinus, sowie der deutschen Mystiker, endlich Aussprache über religiöse Probleme bilden.

Vielleicht könnte auch die Beschäftigung mit dem Seelenleben der Heiligen, mit der Geschichte der Frömmigkeit, auf deren Bedeutung Platz hinweist, mit einbezogen werden. Flamme entzündet sich an Flamme! Vor konventikelhaften Abseitigkeiten wird ein geistlicher Berater mit dem sicheren Takt des Dogmatikers die Zirkel bewahren.

Das Gemeinschaftsleben der Zirkel soll nur den Anschluß an die weltweite Gemeinschaft der Kirche, der communio sanctorum vermitteln und stärken. Lebendige Glieder am Leibe Christi sollen die Gebildeten wieder werden. Diese höchste Gemeinschaft wird im eucharistischen Mahle Wirklichkeit. Daher legt Platz mit Recht so großen Nachdruck auf die eucharistischen und liturgischen Einführungen und Veranstaltungen.

Da die Bewegung in die Idee der allumfassenden Liebesgemeinschaft der Kirche mündet und nach Münchs Worten letzten Endes die Gebildeten nur der Pfarrgemeinde zuführen will, so fällt auch die Befürchtung weg, es möchte durch die Zusammenfassung der Gebildeten in einem eigenen Verbande Klassenchristentum gezüchtet werden. Daß aber die Gebildeten, eben um für diese Gemeinschaft reif zu werden, einer besonderen Seelsorge bedürfen, geht aus ihrer eigenartigen seelischen Struktur hervor, wie sie im Jahrbuch Arnold Rademacher ‚Die religiöse Lage des heutigen Akademikers und ihre Forderungen' aufzeigt.

Daß ein so äußerlicher Begriff wie ‚akademische Bildung' kein Kriterium für die in Frage stehende Schicht der Intellektuellen bilden kann, ist wohl den Führern der Bewegung selber klar. Kommt ja doch eine Ortsgruppe nicht einmal mit den zwei Kategorien ‚Akademiker' und ‚Nichtakademiker' aus, wie aus ihrem Bericht hervorgeht: ‚Die Berufe der Mitglieder setzen sich am heutigen Tage zusammen, wie folgt: Se. Erlaucht Graf X, Akademiker: ein Arzt, ein Bürgerschuldirektor usw. Nichtakademiker: ein Bankdirektor usw. Die Leitsätze des Verbands, wenn auch nicht die Satzungen mancher Ortsgruppen, lassen in dieser Beziehung den nötigen Spielraum. Bei Frauen versagt das Kriterium der akademischen Bildung gleich vollends. Man schließe aber die Frau nicht aus! Unbestreitbar ist ihre Befähigung, Geselligkeit (im vergeistigten Sinn) zu schaffen. Ihre Mitarbeit wird nach der menschlich-persönlichen Seite hin wertvoll sein. Sie wird Gegensätze des Temperaments ausgleichen, ihre Frische und Ursprünglichkeit der Aussprache mitteilen und sie mit sicherem Instinkt von den Abwegen unfruchtbarer Spekulation

zur lebendigen Wirklichkeit zurückrufen. Sie wird auch sachlich etwas zu sagen haben. Es braucht zum Beweis hiefür nur an Frauen wie die Fürstin Gallitzin oder Dorothea Schlegel erinnert zu werden, von deren Geist Münch unsere Bewegung durchwaltet sehen möchte.

Als neuer Weg in der Gebildetenseelsorge sind die Vereine katholischer Akademiker von weittragender Bedeutung. Gewiß sind die unteren Schichten als Mutterboden des gesamten Volkstums zugleich der Wurzelgrund der Kirche, der von der Seelsorge besonders gehegt sein will. Auf der andern Seite aber gilt, was im Jahrbuch Friedrich Kronseder S. J. ‚Die Seelsorge der Gebildeten im Felde' sagt: ‚Von vorneherein die Gebildeten ganz aufgeben, wie es leider nur zu oft geschieht, hieße in geradezu unapostolischer Weise am Königsproblem der Seelsorge vorübergehen.' Es hieße, füge ich hinzu, die Katholizität der Kirche in Frage stellen. Die Wirkung könnte nicht ausbleiben. Das Heidentum der oberen Gesellschaftsschichten würde langsam aber sicher auch die unteren durchdringen. Fritz Fuchs.

Geschichte

Revolution und Reformation. Die Gegenwart mit den markanten welthistorischen Geschehnissen weist stärker als je die Gedanken zur Vergangenheit zurück: nicht allein, daß wir das Gewordene pragmatisch zu erklären versuchen, wie es manche Leute allerdings heutzutage in geradezu lächerlicher Weise tun — man denke an die aller politischen Logik hohnsprechende Behandlung der ‚Schuldfrage' durch gewisse Politiker —, wir werden auch zum historischen Vergleich veranlaßt. Schon wenn wir von Deutschlands Niederlage als dem größten Zusammenbruch der Weltgeschichte sprechen, haben wir eine Parallele gezogen, haben wir unbewußt alle die Faktoren verglichen, die je im Laufe der geschichtlichen Entwicklung einen Zusammenbruch begleiteten. Und hinter der deutschen Novemberrevolution und ihren mit folgerichtiger Notwendigkeit eingetretenen Konsequenzen tauchen immer wieder unwillkürlich die andern Erscheinungen auf, die je bei einem geschichtlichen Volk sich im ganzen Komplex einer Umsturzphase gezeigt haben; hinter den republikanischen Ideen unserer Tage erhebt sich der Liberalismus von 1848, hinter den streitenden Parteien unserer Linken und äußersten Linken steigen schemenhaft die Girondisten und Danton und Desmoulins und die Jakobiner aus dem blutroten Dämmerschein der französischen Revolution empor, hinter Spartakus steht die Kommune von 1871; hinter den schweren Zuckungen des demokratischen Gedankens, die er in unsern Tagen durchzumachen hat, von den heilenden Reinigungsfiebern bei seiner Loslösung vom Mutterboden der konstitutionellen Monarchie bis zum heillosen Paroxysmus einer proletarischen Klassenmoral — hinter diesen Krämpfen fühlt man die Agonie der athenischen Demokratie. Aber es ist falsch, aus solchen Parallelen ideologische Konstruktionen zu machen, wie es während des Weltkriegs falsch war, immer wieder von der Vergangenheit aus den Kriegsausgang ich möchte sagen philologisch zu berechnen. Man sieht bei solchen Vergleichen, wenn es sich um Revolutionen handelt, alles wie in einem Farbenkreisel — ich gebrauche ein Bild aus A. Strindbergs ‚Gotischen Zimmern' —, wo alle Farben des Regenbogens zu einem weißen Ton werden; über dem weißen Ton vergißt man aber die Einzelfarben. Jede geschichtliche Periode ist — für sich als Einheit genommen — etwas Individuelles; das Generelle liegt über all dem Geschehen selbst und tritt nur an verschiedenen Punkten in verschiedener Weise in Erscheinung; wie der Mensch ein Individuum ist und sein eigenes Leben lebt,

so läuft auch eine geschichtliche Periode nie nach einer Schablone ab. Die Ideen der späteren Zeit in den Geschehnissen der Vergangenheit bis in die Wurzel zurück wiederfinden zu wollen, ist ein Verstoß gegen die geschichtliche Wirklichkeit, ist historischer Materialismus, ist ein Hysteron-Proteron, indem man vom Allgemeinen ausgeht und das Individuelle damit zu beleben sucht, anstatt aus dem Individuellen heraus eine überindividuelle Wahrheit erkenntnismäßig zu erfassen. Erst so entsteht aus dem geschichtlichen Wissen die geschichtliche Bildung, erst so entsteht aus dem Chaos der Ereignisse der Kosmos der Werte. Nur diese Werte sind das Bleibende, das Gemeinsame, das Seiende der Geschichte. Um zum Beispiel der Revolution zurückzukehren: Welches sind hier die allgemeinen, die herrschenden Gedanken, die sich, über allen Wechsel des Konkreten, Individuellen erhaben, endgültig als letzte Synthesen entwickelt haben? Was ist bei allem Verschiedenen das Einigende, bei allem Gegensätzlichen das Verbindende? Wir müssen, um die Antwort darauf zu geben, von jeder konkreten Erscheinung absehen; denn alle sind abhängig von unzähligen verschieden gearteten Faktoren. Es ist etwas anderes, ob die Revolution emporsteigt aus dem überschüssigen Kraftbewußtsein freier Menschen oder der Rachsucht wild gewordener Sklaven, etwas anderes, ob sie getragen wird von der demokratischen Sehnsucht der Intelligenz oder vom materialistischen Besitzenwollen einer einzelnen Gruppe, etwas anderes, ob sie nach Entstehung und Art Eigengut des Volkes ist oder von auswärts entliehen und nach fremdem Muster und mit fremdem Gelde organisiert ist, etwas anderes, ob sie von einer wirklich herrschenden Idee gespeist wird oder ideen- und daher gewissenlos die Geister nicht mehr los werden kann und will, die sie gerufen. Alle diese Ingredienzien müssen gesehen und gewußt werden, wenn man — wieder eine Metapher Strindbergs — den Prozeß des langwierigen Kochens verstehen will, ‚aus welchem das meiste verdunsten muß, bis schließlich ein kleiner Bodensatz von festerer Substanz bleibt, der zum Nahrungsstoff tauglich ist'. Und so scheint es, als ob aus diesem Prozeß nur ein paar Gedanken sich herausschälten, die zu aprioristischen Gesichtspunkten sich verdichten könnten. Einmal: Jede von einer starken, gesättigten Idee ins Leben gerufene Revolution richtet sich gegen die Schuldigen, und schuldig sind in jenem Falle diejenigen, die dem Wachsen der Idee blind und schwerhörig gegenübergestanden sind. Und dann: Nur aus Revolutionen, die von einer starken Idee getragen und von Idealisten, nicht von Ideologen durchgeführt werden, nur aus solchen bleibt ein positives Etwas, ein kompakter Gewinn, ein wirklicher Nahrungsstoff übrig. Wie beide Fragen auf unsere Tage Anwendung finden können, wird die Geschichte zeigen, d. h. wenn wir selbst geschichtlicher Stoff geworden sind. Ob wirklich die früheren Machthaber die Schuldigen waren, weil sie — ein altes Wort von Karl Stieler möchte ich hier anführen — ‚das Volk nicht bloß mit bureaukratischem, sondern mit kulturgeschichtlichem Verstande' hätten erziehen sollen? Ob wirklich die Revolution der organisch bedingte Abschluß einer idealen Entwicklung war? Ob neue, fruchtbare Gedanken aufsteigen aus dem heraklitischen νεῖκος der politischen Atome?

Die größte Revolution der Geschichte war — vom Sieg des Christentums über die antike Kultur abgesehen — auch eine geistige: die deutsche Reformation. Was der Idealismus schuf, hat sich gegen das alte System gerichtet und ist als Segen zurückgeblieben; alles Ideologische, Hyperbolische, alles Nebensächliche, falsch Deduzierte ist verschwunden oder besteht als Unsegen weiter. Wir

können zwar an Janssens Verherrlichung des reformatorischen Jahrhunderts nicht mehr glauben, wenn wir etwa ein so wissenschaftlich subtiles Buch wie A. Störmann, ‚Die städtischen Gravamina gegen den Klerus am Ausgange des Mittelalters und in der Reformationszeit‘ (Münster i. W. 1916, Reformationsgeschichtliche Studien und Texte, herausgegeben von J. Greving 24—26) lesen; aber gerade eine solche Arbeit hilft uns wieder das Ideelle vom Materiellen, das Schaffende vom Zerstörenden, das Seiende vom Untergehenden unterscheiden. Auch die Festschrift, die zu Ehren des Freisinger Lyzealprofessors und Rektors Joseph Schlecht von L. Fischer in Verbindung mit zahlreichen Freunden und Schülern des verdienten bayerischen Gelehrten herausgegeben ist und den Titel ‚Beiträge zur Geschichte der Renaissance und Reformation‘ trägt, bringt verschiedene Aufsätze, die sich mit den dispositiven Grundlagen und Ursachen der Reformation beschäftigen, und dazu müssen vor allem die reformheischenden Zustände in Staat und Kirche des 15. Jahrhunderts gerechnet werden. In gewissem Sinn bildet dazu der Aufsatz von G. Morin (Seite 256) einen Auftakt: Une Ordonnance du Cardinal Legat Guillaume d'Estouteville à propos d'une coutume abusive du Chapitre Cathédral de Bayeux: In Bayeux war der Mißstand eingerissen, daß der an Festtagen das Hochamt zelebrierende Kanonikus seine Kollegen jeweils üppig bewirten mußte, weshalb sich gerade die ehrbarsten weigerten, feierlich zu amtieren; doch führt Morin diesen Abusus auf einen ursprünglich im Ordo Romanus vorhandenen Brauch zurück. F. X. Glasschröder führt uns (S. 115) die kirchlichen Reformbestrebungen des Speyerer Dompropstes Georg von Gemmingen (1488—1511) vor, die sich vor allem gegen die eingerissenen und oft genug erkannten, aber nie verbannten Übel der Kirche, Sittenlosigkeit der Kleriker, Ämterhäufung, wandten, aber auch positive Vorschläge brachten, so namentlich zur Bußpraxis die Einführung einer Laiensynode (Heilige Send.) empfahlen. In eine andere soziale Schicht führt uns P. Livarius Oliger O. F. M. (S. 263), wenn er uns das in die Form einer Vision gekleidete sozialpolitische Programm eines einfachen Eremiten in unmittelbarer Nähe von Eichstätt aus einer Münchener Handschrift aufzeigt, entstanden im Jahre 1462, als zu Regensburg ein Reichstag beriet. An ihn ist die Vision des armen ‚pruder Anthonius Zippfer‘ gerichtet, die vor allem sich gegen Juden, die Hussiten und die allgemein beklagten sozialen Mißstände richtet und dabei so etwas wie Bodenreform anklingen läßt. Doch so wenig man Turgot vor der französischen Revolution hören wollte, ebenso verhallten alle warnenden Stimmen vor der Tat Luthers und Zwinglis.

Auch als diese Tat dann geschehen und Gutes und Schlechtes zusammen in gemeinsamem Zuge dahinschoß, fehlte es auf altgläubiger Seite nicht an Zugeständnissen über die tatsächlich reformbedürftige Lage, und gerade die eifrigsten Bekämpfer des Neuen, wie der von P. Parthenius Minges (S. 284) behandelte Franziskanerprediger Johannes Link, dessen Werke aus dem Cod. Mon. germ. 4264 besprochen werden, oder ein Aventin, der als Geschichtschreiber die Abwärtsentwicklung der Kirchendisziplin und -politik und als Reisebegleiter bayerischer Prinzen die kurialen Mißstände kennen gelernt hat, haben das meiste Interesse an einer sachlichen Abrechnung mit dem Bestehenden; denn dieses mußte den Angriffen der Reformer immer wieder Material liefern. Link zählt in einem Traktat ‚Lehren von den Mißbräuchen‘ hundert einzelne Mißbräuche der alten Kirche auf, ein kleines Seitenstück zu Hadrians VI. Schuldbekenntnis in Nürnberg, so offen und ehrlich und

scharf, wie sie kaum ein hitziger Gegner unbarmherziger hätte charakterisieren können. Und gerade dieses Selbsterkennen und Selbststreben nach Besserung auf katholischer Seite, aus dem heraus nach langem Sträuben der weniger einsichtigen Elemente die Reformarbeit des Tridentinums erwachsen ist, gerade das war der Nahrungsstoff der geistigen Revolution am Anfang des 16. Jahrhunderts. Dr. Anton L. Mayer-Pfannholz.

Literatur

Ein Konversionsbuch. Die Schriftstellerin M. Scharlau (von der hin und wieder ein Buch auch im ‚Hochland' erwähnt wurde), evangelische Pfarrersfrau, tritt bei Lebzeiten ihres amtierenden Gatten zur katholischen Kirche über; der einzige Sohn folgt ihrem Beispiel und entschließt sich gar, Priester zu werden! Ein wunderlicher Zustand, von dem Frau Alberti* in einem tapferen Buch erzählt. Vielleicht in der Erkenntnis von der besonderen Ungewöhnlichkeit ihres Übertrittes legt sie ihr ganzes Leben von seinen Anfängen an dar und vermag die Überzeugung zu erwecken, daß sie eigentlich eine von Natur katholische Seele war, die ihren Glauben nur zu erneuern, nicht aber von Grund aus umzugestalten hatte. Sie erscheint schon als Kind ungewöhnlich: sehr besinnlich, phantasievoll, und dabei voll einer gewissen Unerbittlichkeit der Fragen. Im Konfirmandenunterricht fällt sie einem liberalen Pastor in die Hände, nachdem sie, was psychologisch wichtig ist, in der ersten Schulklasse einen ernsten, rechtgläubigen und durchaus auf das Übernatürliche verweisenden Theologen als Lehrer gehabt hat. Das von ihm geweckte rechte Christentum sieht sie im Konfirmandenunterricht rationalistisch zerpflückt, und da sie es mit ihrem Glauben bitterernst nimmt, fühlt sie sich von dem modernen Protestantismus abgestoßen, und als sie gleich darauf mit Bekannten zum erstenmal einem katholischen Gottesdienst beiwohnt und Gelegenheit hat, von den Heilswahrheiten der Kirche berührt zu werden, so ist von diesem Augenblick an ihr Weg klar. Ohne daß ein Geistlicher oder Laie ihr religiöses Leben zu bestimmen versucht hätte, tastet und grübelt sie sich mühselig weiter; die Evangelischen, denen sie sich anvertraut, haben nur Warnungen und leere Worte: ihrer in der Einsamkeit und in stetigem Nachdenken geschulten Dialektik wissen sie nichts entgegenzusetzen. Das wird auch nicht anders, als sie den jungen evangelischen Pfarrer Alberti heiratet, ohne daß sie freilich damals schon sich für katholisch hielt. Immerhin macht sie aus ihren Empfindungen kein Hehl, forscht vielmehr auf eigene Faust, wenn auch mit Wissen ihres Gatten, weiter und kommt so im Laufe langer Jahre schließlich zu dem klaren Empfinden: Du siehst den wahren Weg, und du bist verloren, wenn du ihn, da du ihn siehst, nicht auch entschlossen gehst. Und nach ihrem Übertritt schreibt sie ihr Buch, da sie es ‚ihrem Manne schuldig zu sein glaubte, die Beweggründe ihrer Konversion aufzudecken'. Da sie ihre Ehe sozusagen selbst zur Diskussion stellt, erscheint es auch dem Draußenstehenden erlaubt, über diese zweifellos peinliche Frage zu sprechen. Wenn sie erst in ihrem Buche dem Gatten ihre Beweggründe aufdeckt, so hat also weder sie den Gatten vorher mit Offenheit an ihrem Innenleben teilnehmen lassen, noch hat er selber in dasselbe tiefer einzudringen versucht. Es war also schließlich ein Nebeneinanderleben, oder, um es deutlich zu sagen: keine Ehe. Möglich, daß auch in einer rechten Ehe ihr Drang zu dem, was sie als wahr erkannte, gesiegt hätte, wahr-

* M. Scharlau (Magda Alberti), ‚Kämpfe', Erinnerungen und Bekenntnisse. (Freiburg, 1919, Herdersche Verlagshandlung, M. 5.50.)

scheinlich aber ist es nicht, wenn sie nicht im tiefsten Sinne einsam gewesen wäre. Um diese Seele ist nicht eigentlich gekämpft worden! Mit ihrem Buch verfolgt sie aber auch — wie das bei Konvertiten üblich ist — einen apologetischen Zweck. Sie will auch andere überzeugen, und widerlegt, so gut es ihr möglich ist, alle die Irrtümer ausführlich, die man in evangelischen Kreisen über den katholischen Glauben hat. Vom guten Willen abgesehen, weisen ihre Ausführungen nichts irgendwie Besonderes auf — ja das Ganze wirkt ein wenig dilettantisch. Erhebliches Aufsehen wird das Buch besonders in evangelischen Kreisen machen, was ja auch natürlich ist, und man wird mit der Verfasserin, in Erwägung ihrer besonderen Verhältnisse, nicht eben sanft umgehen. Nun — sie hat's gewagt und wird sich damit abfinden müssen. Herwig.

Theater

Alfred Kerr: Gesammelte Schriften; Die Welt im Drama. — Es ist eine nicht zu leugnende Tatsache: Betrachten wir die neuere deutsche Literatur auf ihren Gesamtbestand hin, so ergibt sich ein eigentümlicher Mangel an hervorragenden Kritikern. — Allerdings hat es den Anschein, daß die kritische Begabung, obgleich man sie gemeinlich geringer einzuschätzen pflegt als die dichterische, in ihrer höchsten Äußerungsform dennoch seltener zutage tritt; und zwar vielleicht, weil eine Gehirnorganisation, die rein-gedankliches Erfassen und künstlerisches Schauen in sich vereint, als eine weniger häufige Naturbildung sich findet. — Was aber speziell die Verhältnisse in Deutschland angeht, so mag das erwähnte Vorkommnis wohl seinen Grund darin haben, daß hier auch die moderne Literatur nicht als ein Einheitliches, aus einem gemeinsamen Volksgeist gewachsenes zu betrachten ist, vielmehr sporadisch, unter Anlehnung an das Ausland, entstand und so auch des kritischen Führers entbehrte, der dort sichtend und richtend dem Dichter zur Seite stand. — Blicken wir z. B. auf Frankreich, so finden wir dort neben Zola Taine, neben Bourget Hennequin; in England neben den Präraffaeliten Ruskin wie neben der jüngeren Schule Pater; in den skandinavischen Ländern neben Ibsen den allerdings weit weniger originellen Georg Brandes und neben Jacobsen und Strindberg den hervorragenden Kulturpsychologen Ola Hansson. In Deutschland hingegen nichts von alledem. Keine Einheitlichkeit des geistigen Zuschnitts und daher auch kein bedeutender kritischer Führer. Zwar haben wir in Nietzsche den größten modernen Kulturkritiker hervorgebracht, doch steht er allein und abseits. Desgleichen der Rembrandt-Deutsche. So macht die neuere Literaturgeschichte und Kritik in Deutschland einen unpersönlichen Eindruck und wirken gelegentliche Versuche von Professoren, Anschluß an die jüngste Dichtung zu gewinnen, krampfhaft und nicht sympathisch. Günstiger lagen die Verhältnisse zum Teil auf dem Gebiete der Kunstgeschichte, wo das Gelehrtentum der alten Wissenschaft sich fortschreitend vertiefte und mit dieser Vertiefung zugleich, wenn auch in einem zeitloseren Sinne, verjüngte, so daß sie z. B. in Wölfflin einen Mann hervorbrachte, der, wenn auch nicht als ein Führer zeitgenössischer Kunst dasteht, so doch als eine führende künstlerische Persönlichkeit. — So kommt es, daß auf dem Gebiet der neueren Literaturkritik einem Tageskritiker, und noch dazu einem Spezialisten für Theaterdichtung, der Vorrang zuerkannt werden muß; also einem, der weniger von großen geistigen Gesichtspunkten aus das Gesamtgebiet übersieht und zu leiten sucht, als vielmehr die einzelne Leistung zergliedert, prüft, wertet und damit dem Beurteiler, dem Rezensenten eigentlich näher steht

als dem Wertmaßstäbe aufrichtenden Kritiker. Zwar ist er bemüht, aus diesen Mängeln bei sich überall eine Tugend zu machen, aber wegzudisputieren sind sie darum doch nicht. — Aus diesem Umstande heraus versucht Alfred Kerr sich gewissermaßen vor sich und der Welt zu rechtfertigen, zu entschuldigen, daß er ein Kritiker ist. Das haben die Kulturkritiker großen Stils und die Philosophen (die doch im wesentlichen auch Kritiker sind), nicht getan aus dem Vollbewußtsein ihres Schöpfertums. Und so kommt er dazu, seine Kritik ‚als Kunst' einzuführen. Er beruft sich dazu auf Oskar Wilde. Dieser kokette irische Ästhet ist jedoch nicht der beste Eideshelfer (wie er übrigens selbst zugibt); er hätte den Schweden Ola Hansson wählen sollen, der dieselbe Losung zwar in einem enger gefaßten Sinne vertrat, sie aber weit reiner in die Praxis übertrug. Davon abgesehen sind wir der Meinung, daß es sich bei dieser Losung um eine vorübergehende Zeiterscheinung handelt. Sie wurde bemerkenswerterweise zu Ende des vorigen Jahrhunderts nicht von Kritikern, vielmehr von Dichtern ausgegeben; doch von solchen, die in ihrem eigentlichen Produktionsnerv verhältnismäßig unfruchtbar waren. — Das ist schon bezeichnend und wirft ein Licht auf den Unterschied zwischen dichterischer und kritischer Schöpfung (selbst wenn diese den künstlerischen Pulsschlag verrät) ihrer physiologischen Voraussetzung nach. Dazu kommt, daß die Produktion Oskar Wildes, gerade in bezug auf seine philosophische Kritik, deutlich die Spuren dessen trägt, was die Fin-de-siècle-Franzosen mit ‚Dilettantisme' bezeichnen: ein eigentlich unfruchtbares geistiges Epikureertum. — Zur Ergänzung könnte man den Begriff aber erweitern und nicht sagen: Kritik ist Kunst; vielmehr: jeder gute Essay, gleichviel welchen Inhaltes, kann der Form nach Kunst sein, und zum Beweise führe man die Essays von Taine, Macaulay, Pater an; ja auch in Deutschland hat Johannes Scherr schon versucht, seinen Abhandlungen eine dahinzielende Form zu geben. — Wir halten dafür, daß im Grunde Kritik und Kunst getrennte Dinge sind und bleiben sollen. Ein geborener Dichter wird seine Eindrücke von Welt und Menschen nicht in Kritiken aussprechen, und wer über beide Fähigkeiten verfügt, soll sie getrennt handhaben. Die Vermengung beider ist ein Beweis, daß jede nicht stark genug, selbständig aufzutreten. Abgesehen davon führt die Vermengung zu dem Mißbrauche der Sprache, an nebensächliche Dinge zu starke Worte zu wenden. Übt man aber die Kritik im reinsten Sinne als Kunst, so ist man gezwungen, ihr Gebiet außerordentlich eng zu ziehen: dann kann man, wie der Schwede Ola Hansson, in einer typischen Persönlichkeit eine ganze Generation darstellen. — Demgegenüber muß Kerr sich schon entschuldigen, daß sein Beruf als Tageskritiker es mit sich bringt, über die oberflächlichsten Dinge berichten zu müssen, und zwar behauptet er, bei solchem Anlaß das Tiefste zu sagen. Schon recht: Wäre er aber ein aus dem Vollen Gestaltender, so würde er sich doch zu gut dünken, sein Bestes an solche Litfaßsäulen zu kleben. — Kerr ist als Kritiker gewiß ein Künstler und auch ein Stück Denker; wäre er aber jedes in reinster Form, so würde er sich anders betätigen. — Er bleibt Kritiker, und zwar Tageskritiker; denn er ist nicht in der Lage, unabhängig von der Produktion anderer seine Gefühle und Ideen vorzutragen. — Als Tageskritiker für Theaterdichtung freilich müssen wir ihm den Vorrang geben. Zwischen seinen Arbeiten und dem, was sonst als Kritiken in Zeitungen erscheint, besteht eine tiefe Kluft. — Er ist als ästhetischer Kritiker und Denker gewiß kein bloßer Impressionist, vielmehr einer, der einem Weltbild zustrebt, wenn er es auch nicht in dem Grade geschlossen in

sich zu tragen scheint, daß es ihm zum Maßstab der Dinge würde. Gewiß veralten Systeme leicht; Kerrs Abneigung dagegen geht aber zu weit, und es macht sich an der Stelle bei ihm ein typisch-jüdischer Zug bemerkbar: der gegen innere Gesetzmäßigkeiten des Weltgeschehens, die sich in stets gewandelter Form manifestieren. — Freilich gehört Kerr zu jenen seltenen Juden, bei denen das ursprünglich Negative des Denkens aus Schärfe, Härte und Reinheit das Positive streift. — Kerr ist kein Impressionist, aber man möchte ihn einen Mosaizisten nennen, d. h. aus vielen kleinen Einzelstrichen setzt er ein Weltbild zusammen und sucht diesen seinen angeborenen Mangel dahin zu rechtfertigen, daß er selbst aus der Kunst den Vorzug der großen Einfachheit wegdisputieren möchte. — Er ist seinem Weltempfinden nach Monist — also Materialist —, alle großen Geister aber waren Dualisten. — Auch sonst verfügt er in ungewöhnlichem Grade über die Fähigkeit — gleichfalls eine jüdische Eigenschaft —, Nachteile in Vorzüge umzuschmieden; das zeigt sich nicht zum wenigsten in der Art, wie er seine Person fortgesetzt in den Vordergrund rückt in oft nicht gerade geschmackvoller Weise. — Als Kritiker im einzelnen ist er ein Vivisektor von hoher Grazie und fast unfehlbarer Sicherheit. — Er hat Temperament und Tempo im Stil. — Was aber seine Sprache angeht, so fehlt ihr — naturgemäß als Folge oben angeführter Mängel— die organische Wärme; sie bleibt häufig trocken, in Wiederholungen monoton, wo er offenbar nach seltenen Adjektiven sucht. — Der Wille, „Kritik als Kunst" zu schreiben, führt auf die Dauer notwendig zur Pose, ins Krampfhafte und gibt ihm die Beimischung des Überflüssigen und Arroganten; ein Zug, der in einer rein wissenschaftlichen Arbeit — die auch künstlerisch sein kann — so leicht nicht aufkommt. — So trägt er auch in seinen Äußerungen über Kritik Selbstverständlichkeiten viel zu bombastisch vor. Bemerkt sei noch dies: seltsamerweise verdoppeln sich in der Fülle des Sammelbandes nicht die unangenehmen Sonderzüge der einzelnen Arbeit; während, was wiederum überrascht, die Vorzüge einer solchen in der komprimierten Zahl verschwinden: ein Zeichen, daß das innere Bild der einfachen Größe, nach denen sie sich formen sollten, fehlt. Dem Ganzen schließlich fehlt die innere ‚Ruhe', das vornehmste Kennzeichen des großen Kunstwerks. — Diese Auslassungen über Kerr machen, aus Raummangel, *keinen* Anspruch auf Vollständigkeit.

Rudolf Klein Diepold.

Unsere Kunstbeilagen

Statt eines Porträts von Künstlerhand des Grafen Hertling, dessen Reproduktion verhältnissehalber nicht in wünschenswerter Weise gelang, haben wir es ausnahmsweise vorgezogen, eine gute Photographie zu bringen zu dem Anfang seiner Lebenserinnerungen in diesem Heft.

Herausgeber und Hauptredakteur: Professor **Karl Muth**, München-Solln
Mitglieder der Redaktion: Konrad Weiß, München und Univ.-Prof. Dr. Eugen Schmitz, Dresden, Marienstraße 38/40.
Für Anzeigen und Prospektbeilagen verantwortlich: Emma Schreiter, München
Für Österreich-Ungarn Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: Georg Schöppel in Wien IV, Favoritenstraße 35.
Verlag und Druck der Jos. Kösel'schen Buchhandlung, Kempten, Bayern.
Alle Einsendungen an: Redaktion des Hochland, München, Bayerstraße 57/59.

